Kopisch				Grimm			Kuhn		Müllenhoff	
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	II	15	Die Zirbelnüsse	I	299	388	.	.	.	.
1	II	21	Die Roggenmuhme	I	89	146	.	.	.	.
1	II	22	Das Wunder im Kornfeld	I	14	19 f.	.	.	.	.
1	II	23	Das Schwert im Stein . .	I	134	206	.	.	.	.
1	II	24	Der Dombau zu Bamberg	II	477	175	.	.	.	.
1	II	28	Winkelried und der Lindwurm	I	217	299	.	.	.	.
1	II	29	Der Mäuseturm	I	241	328	.	.	.	.
1	II	32	Das Ilefelder Nadelöhr .	I	323	421	.	.	.	.
1	II	33	Der Süntelstein zu Halberstadt	I	200	276	.	.	.	.
1	II	34	Der große Krebs im Mohriner See	.	.	.	230	246	.	.
1	II	35	Der Burgemeister zu Pferde	.	.	.	5	6 f.	.	.
1	II	36	Die Mitte der Welt . . .	.	.	.	24	26	.	.
1	II	38	Bruder Nickel	I	55	70	.	.	.	.
1	II	39	Die Zwerge auf dem Baum	I	147	221	.	.	.	.
1	II	40	Der Maulwurf	.	.	.	.	.	478	357 f.
1	II	41	Hans Jochens Heimweh nach dem Hansjochenwinkel .	.	.	.	.	23 Anm.	.	.
1	III	1	Hütchen	I	74	103	.	.	.	.
1	III	2	Hütchens Ringlein	I	74	102 f.	.	.	.	.
1	III	3	Der Klopfer	I	76	128	.	.	.	.
1	III	5	Die Önnerbänkissen	.	.	.	.	.	383 u. 403(2)	281 f. 294 f.
1	III	6	Für den Hausgeist will gesorgt sein	.	.	.	.	.	451(2)	337
1	III	7	Die Zwerge in Pinneberg	.	.	.	.	.	380	280
1	III	8	Das kleine Tümmelding .	.	.	.	.	.	255	186 f.
1	III	9	Des kleinen Volkes Überfahrt	.	.	.	.	.	429	317
1	III	10	Kaspars Löffel	.	.	.	.	.	391	286 f.
1	III	12	Vetter Michel und der Wassermann	I	52	67 f.	.	.	.	.
1	III	13	Zeitelmoos	I	46	58	.	.	.	.
1	III	14	Die Trommelmusik	.	.	.	.	.	396	289
1	III	16	Wie Ralf dem Riesen half	.	.	.	.	.	358	266
1	III	17	Der Hexenritt	.	.	.	.	.	291	215
1	III	19	Puck	.	.	.	.	.	446	331 f.
	III		Der Wassermann	I	52	67 f.	.	.	.	.
									.	.
									.	.
									.	.
									450	336
									.	.
									.	.
									98	87 f.
									362(1)	270
1	IV	5	Der starke Tabak	.	.	.	.	.	374	276
1	IV	6	Der gestrichene Scheffel . .	.	.	.	.	.	414	303

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Digitized by Google

Printed
Private Property
Bequest
Benjamin Kennedy
Bowditch
The Class of 1870

Digitized by Google

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

9. Jahrgang.

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1895.

Digitized by Google

(RECAP)
3400
.991
Jahn 9
1895

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Inhalt des neunten Jahrganges.

A. Allgemeines.

	Seite
Rudolf Hildebrand. Von Otto Lyon	1
Die Hans Sachs-Feier in Nürnberg. Von Dr. Theodor Hampe	81
Ein Brief Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä. Von Archivrat Dr. Theodor Distel in Dresden	93
Hesiodos' Werke und Tage. Übersetzt von Prof. Dr. L. Freytag in Berlin	94
Wilhelm Raabe, ein echt deutscher Dichter. Von Direktor Dr. Georg Müller-Frauenstein in Hannover	122
Dramatische Schüleraufführungen. Von Dr. L. Koch in Bremerhaven	214
Bismarck. Gedicht von Otto Lyon	235
Bismarck als Künstler in Politik und Sprache I. Von Otto Lyon	245
Die Kriegspoesie von 1870/71 und das Kutschkelied. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden	309
Ein weiterer Brief und Reime Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä. Von Archivrat Dr. Theodor Distel in Dresden	367
Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1893. Von Rudolf Dietrich in Zürich	368
Aus Rudolf Hildebrands Unterrichtspraxis. Von Gymnasialoberlehrer Georg Berlit in Leipzig	373
Die Huldigungsfahrt der höheren Lehrerschaft nach Friedrichsruh. Von Dr. Joh. Kreutzer in Köln a. Rh.	393
Das Wort Germania. Von Dr. Gustav Leue in Gotha	447
Politische Thaten u. Worte Jakob Grimms. Von Dr. Carl Franke in Borna	466
Zur zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages Christian Günthers. Von Dr. Broßmann in Liegnitz	557
Zur Erinnerung an Gustav Freytag. Von Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt	713
Die Enthüllung des Denkmals für Rudolf Hildebrand	807
Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung. Von Dr. Rudolf Wustmann in Leipzig	810
Schlimmes Citieren. Von August Mühlhausen in Hamburg	844

B. Lektüre.

Der deutsche Lesestoff, vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. M. Evers in Barmen	44
Kleinigkeiten zu Tiecks Schriften. Von Prof. Dr. Gotthold Klee in Bautzen	65
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Von Gymn.-Oberl. Dr. C. Krumbach in Wurzen. Nr. 5. Ein Kanon der zu besprechenden Prosastücke	140
Über einige Quellen der Gedichte von August Kopisch. Von Dr. A. Puls in Altona	191
Zu Schillers Wilhelm Tell (IV, 2, 425 flg. u. V, 1, 35 flg.) u. Braut von Messina (1346 flg. u. 2116 flg.). Von Dr. Theodor Matthias in Zittau i. S.	217
Die Quelle zu Uhlands Tailleser im Unterricht der Tertia. Von Dr. Willy Thamhayn in Seehausen i. A.	348
Der Schlußchor des Goethischen Festspiels: Des Epimenides Erwachen. Von Prof. Dr. Heinrich Düntzer in Köln a. Rh	355
Georg Leopold Weyland, Goethes Straßburger Genosse. Von Prof. Dr. Heinrich Düntzer in Köln a. Rh.	364
Ein dunkles Wort bei Hölderlin. Von Prof. Dr. Robert Wirth in Plauen i. V.	375

OCT -4 1915 349232

Digitized by Google

Seite

Willems Reinaert in dem deutschen Unterricht. Von Prof. Dr. Christian Semler in Dresden 377
Der ursprüngliche Text von Hauffs Märchenalmanach auf das Jahr 1827. Von Dr. Max Mendheim in Leipzig 405
Einige Bemerkungen zu der Novelle C. F. Meyers: Der Heilige. Von Geh. Regierungsrat Dr. R. Foß in Berlin 441
Zu Goethes Fischer. Von Prof. Dr. J. P. Schmitz in Montabaur . . . 453
Wie E. M. Arndt um Städte werben läßt. Von Kaiserl. Rat Prof. Franz Branky in Wien 471
Bild und Gleichnis in Luthers Briefen. Von Prof. Dr. Heinrich Rinn in Hamburg 476
Zu Gellerts Gedicht: Der Bauer und sein Sohn. Von Dr. R. Eickhoff in Remscheid 494
Zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Von Dr. P. Blunk in Altona . . 494
Zu Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. Von Dr. R. Sprenger in Northeim 495
Verlassen hab ich Feld und Auen. Von Dr. Theodor Matthias in Zittau 555
Es bricht wie ein irres Rind. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . 556
Zu den Kranichen des Ibykus. Von Dr. C. Schumann in Lübeck . . . 559
Zur Bürgschaft. Von Dr. C. Schumann in Lübeck 559
Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama. Von Dr. A. Vogeler in Hildesheim 577
Hans Sachsens Ehrensprüchlein. Von Bibliothek. Dr. Arthur Kopp in Berlin 600
Zu Christian Thomasius. Von Prof. Dr. Adolf Müller in Chemnitz . . 665
Zu Hans Sachs. II. Leben und Wirken des Hans Sachs. Von Dr. Julius Sahr in Dresden 670
Giebt es eine allgemein-verbindliche Art der Gedichtbehandlung? Von August Mühlhausen in Hamburg 746
Zu Fähnlein bei Uhland. Von Dr. R. Sprenger in Northeim 772
Zu Goethes getreuem Eckart. Von Dr. O. Linsenbarth in Kreuznach . 772
Der Schlußchor aus Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen" und die preußische Nationalhymne. Von Dr. Hans Morsch in Berlin . . 785
Die Stoffquelle zu Freiligraths Ammonium. Von Direktor Dr. Karl Hessel in Koblenz 846
Schillers sicilianische Dichtungen. Von Direktor H. Kohrs in Lüneburg . 852

C. Grammatik und Stilistik.

Mittelhochdeutsches iu. Von Univ.-Prof. Dr. Oskar Brenner in Würzburg 150
Da wären wir endlich (Ztschr. VIII, 691 flg.). Von Gymnasialoberlehrer Dr. Karl Müller in Dresden 152
Das Verb „lassen" bei Luther und Goethe. Von Dr. Ernst Götzinger in St. Gallen 169
Der Streit über das Wesen des Satzes. Von Dr E. G. O. Müller in Breslau 181
Der oder die Tiber, der oder die Rhone? — auch etwas von deutschen Schiffen. Von Dr. Hans Nehry in Braunschweig 188
Der Bediente (Ztschr. 8, 685 flg.) Von Dr. Karl Müller in Dresden . . 221
Zu alleweile. Von Dr. H. Weber in Ludwigshafen a. Rh. 413
Welche und Welches in Tiecks Don Quijote-Übersetzung. Von Kaiserl. Rat Franz Branky in Wien 768
Noch einmal zur papiernen Sprache. Von Dr. Karl Prahl in Danzig . 849
Zum Sprachgebrauch Lenaus. Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . 851

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Zum Unterricht des Mittelhochdeutschen. Von Dr. Karl Wehrmann in Kreuznach 37
Zu der Anfrage F. Lindners VIII, 259 nach: Sprechen kann er nicht, aber er denkt um so mehr. Von Dr. Th. Wiesehahn in Friedberg i. H. . 67

Digitized by Google

Seite

Vornamenstudien. Von Seminardirektor Dr. Bruno Stehle in Colmar i. Elsaß 68
Zu dem Scherzgespräch VII, 272 flg. u. VIII, 408 flg. und zu dem Scherzspruch II, 294 flg. Von Dr. Anton Englert in München 146
Sich zauen. Von Dr. J. Bernhardt in Solingen 149
Kinderreime aus Meklenburg. Von Gymnasialoberlehrer Dr. O. Glöde in Doberan 152
Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung. Von Dr. O. Glöde in Doberan 217
Namen mit und ohne Bedeutung. Von Rudolf Hildebrand 305
Habakûl. Anfrage von Dr. J. Leithaeuser in Barmen 412
Nachtrag zum Scherzgespräch (Ztschr. VIII, 408 flg.). Von Dr. Karl Ullrich in Krems a. d. Donau 412
Zur Betonung und Verkürzung der Namen. Von Heinrich Menges in Rufach i. Oberelsaß 414
Bemerkungen zu Mackels Aufsatz über Namenforschung. Von Dr. Fr. Spälter in Schweinfurt 486
Ein Spottlied auf die Dänen aus dem Jahre 1657. Von Dr. O. Glöde in Doberan 489
Sprechen kann er nicht, er denkt aber desto mehr. (Zu Heft IV, 259.) Von Prof. Dr. A. Weinhold in Grimma. Von Dr. O. Glöde . . 493. 774
Zu Wustmanns Buch: „Als der Großvater die Großmutter nahm." Von Direktor Dr. W. Buchner in Eisenach 493
Die Sage vom Binger Mäuseturm in ihren geschichtlichen, litterarhistorischen und mythischen Beziehungen. Von Dr. S. Feist in Bingen a. Rh. . 505
Zur Namenforschung. Von Dr. K. Haack in Bützow 549
Zu dem Aufsatz von E. Mackel: Zur Namenforschung. Von Prof. Dr. August Zimmermann in Celle 552
Niederdeutsche Verse auf alten Geschützen. Von Dr. O. Glöde in Doberan 553
Zu Zeitschrift VIII, 272 flg. Von Dr. Moritz Goldschmidt in Wolfenbüttel 555
Namen auf -lin. Von Prof. Dr. E. Nestle in Ulm 557
Eine niederdeutsche Urkunde aus dem Jahre 1492. Von Dr. O. Glöde in Doberan 558
Der Teufelsglaube in Meklenburg. Von Dr. O. Glöde in Doberan . . 583
Der deutsche Wald in Religions- und Rechtsanschauung alter Zeit. Von Dr. A. Freybe in Parchim 641
Degen. Von Prof. Dr. E. Nestle in Ulm 710
Eine Sage von Karl dem Großen. Von Dr. Schmitt in Kassel 770
Sinnspruch. Von Dr. R. Sprenger in Northeim 771
Beiten-borgen. Von Dr. R. Sprenger in Northeim 771
Zu Ztschr. VIII, 282. Von Dr. R. Sprenger in Northeim 772
Zu „einen Korb geben" (Ztschr. 5, 122 u. 6, 225). Von W. Kohlschmidt in Kassel 773
Hölzerner Rost (Ztschr. 8, 130). Von Heinrich Menges in Rufach . . . 773
Stein und Bein klagen. Von Dr. O. Glöde in Doberan 774
Zannen (Ztschr. 7, 628 u. 8, 199). Von Heinrich Menges in Rufach . . 853

E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

Galant, Kuriös und Politisch. Von Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena 22
Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Interpunktion. Von Dr. W. Bilmar in Marburg 210
Wer hat das Wörterverzeichnis in Adam Petris Nachdruck des Neuen Testaments aufgestellt? Von Heinrich Menges in Rufach 460
Deutsche Rechtschreibung vor 300 Jahren. Von Dr. R. Jordan in Mühlhausen (Thür.) 708

Digitized by Google

Seite

F. Deutscher Aufsatz.

Zur Methodik des beschreibenden Aufsatzes. Von Gymnasialoberlehrer Dr. E. Heydenreich in Schneeberg 329

G. Bücheranzeigen.

Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. Angezeigt von Gymnasialdirektor Prof. Dr. H. F. Müller in Blankenburg am Harz . . 71
Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 74
Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 76
Gotthold Klee, Das Buch der Abenteuer. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 77
Gotthold Klee, Tiecks Leben und Werke. Angez. v. Otto Lyon in Dresden 78
Hermann Unbescheid, Mein Heim in Liedern. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 78
Heinrich Löbner, Wintersonnenwende. Angez. v. Otto Lyon in Dresden 79
G. Berlit, Worte der Liebe und Dankbarkeit am Sarge des verehrten Lehrers Dr. Rudolf Hildebrand. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden 79
Martin Greifs Hans Sachs. Von Dr. Ernst Henschke in Memmingen . 117
Eckhardt, Einhundert und fünfzig ausgewählte deutsche Gedichte. Angezeigt von Dr. H. Schuller in Plauen i. V. 153
Storm, Maria Stuart. Angez. v. Dr. Ernst Wasserzieher in Flensburg 154
Schröer, Faust. Angezeigt von Dr. E. Wasserzieher in Flensburg . . 154
C. F. Meyer, Jörg Jenatsch. Angezeigt von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. R. Foß in Berlin 154
Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Angezeigt von Otto Lyon 157
Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Angezeigt von Otto Lyon . . . 161
Lehrbuch für höhere Lehranstalten, herausg. von den Fachlehrern der K. Kreisrealschule München. Angezeigt von Dr. Anton Englert in München 222
G. Böttticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur. Angezeigt von Dr. Felix Hartmann in Großlichterfelde. 223
Magarete Link, Der kleine Lumpensammler. Auf dem Christmarkt. Angezeigt von Prof. Dr Gotthold Klee in Bautzen 226
L. H. Fischer. Aus Berlins Vergangenheit. Angezeigt von Prof. Dr. Gotthold Klee in Bautzen 227
Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke. Angezeigt von Otto Lyon. 228
Max Koch, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Angezeigt von Otto Lyon 229
Paul von Elpons, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Angezeigt von Prof. Dr. Hermann Unbescheid 324
Horst Kohl, die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Angezeigt von Otto Lyon 326
Horst Kohl, Bismarck-Jahrbuch. Angezeigt von Otto Lyon 327
Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848 bis 1894. Angezeigt von Otto Lyon 328
Martin Greif, Das erste Blatt zum Heldenkranz. Angezeigt von Otto Lyon 328
Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. Angezeigt von Gotthold Klee in Bautzen. 419
Georg Heydner, Lesebuch für das 2. Schuljahr. Angezeigt von Karl Julius Krumbach in Wurzen 421
Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Angezeigt von C. Hentschel in Döbeln 423
A. Edel, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Angezeigt von Karl Menge in Boppard 425

Digitized by Google

Seite

Georg Berlit, Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Angezeigt von Otto Lyon 427
Gustav Krüger, Bismarcks Mahnruf an die akademische Jugend. Angezeigt von Otto Lyon 428
Rudolf Franz, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Angezeigt von Otto Lyon 428
Karl Kinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts. Angezeigt von Otto Lyon 429
Rudolf Franz und Karl Lindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrissen der Dichter. Angezeigt von Otto Lyon 429
O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Angezeigt von Otto Lyon 430
Zu Schlössers Gotter. Von Dr. Rudolf Wustmann in Leipzig . . . 495
Max Stöber, Regeln über die Satzzeichen, verbunden mit Aufgaben. Angezeigt von Dr. Rudolf Fricke in Dessau 497
Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Angezeigt von Dr. O. Glöde in Doberan 499
Karl Narten, Lies richtig! Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna 500
Gotthold Klee, Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Angezeigt von Otto Lyon 501
W. H. Riehl, Land und Leute. Schulausgabe von Theodor Matthias. Angezeigt von Otto Lyon 502
Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Angezeigt von Otto Lyon 503
Oberländer, Siegm., Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatze. Angezeigt von Direktor Dr. Karl Menge in Boppard 560
August Engelien, Sammlung von Musteraufsätzen für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen Angezeigt von Karl Menge in Boppard 560
Adolf Metz: Nochmals die „Geschichte in Sesenheim". Angezeigt von Heinrich Rinn in Hamburg 561
Sammlung Göschen: Dr. F. Kurze, Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500. Angezeigt von Karl Landmann in Darmstadt 565
Sammlung Göschen: Dr. Ernst Naumann, Der Cid von J. G. Herder. Angezeigt von Karl Landmann in Darmstadt 566
Kutschkes ausgewählte Gedichte. Angezeigt von Hermann Unbescheid in Dresden 566
Julius Weiske, Der Sachsenspiegel. Neu bearbeitet von Prof. Dr. R. Hildebrand. 7. Auflage. Angezeigt von Otto Lyon 568
Karl Müller-Fraureuth, Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus. Angezeigt von Otto Lyon 569
Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen. Herausgegeben von August Sauer. Angezeigt von Otto Lyon 570
Karl Heinemann, Goethe. Angezeigt von Otto Lyon 573
Ernst Richard Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Angezeigt von Otto Lyon 574
Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1894—95. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden:
Schiller, Dem deutschen Volke dargestellt. Von Dr. J. Wychgram 611
Eine Dichterliebe. Von Rudolf von Gottschall 614
Schillerstudien. Von Gustav Kettner 615
Schillers Wallenstein als tragischer Charakter. Von Dr. Franz Riedel. 618
Untersuchungen über Schillers „Wallenstein". Von Friedrich Frädrich 620
Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen (Schluß). Von Dr. A. Stein 622

Seite

Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. Von Prof. A Popek 623
Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Von Emil Große 625
Schiller und die Bibel. Von Johannes Schlurick 625
Schiller in seinen Briefen. I. Teil. Von Otto Niedergesäß . . 626
Goethe und Schiller im persönlichen Verkehre. Von Heinrich Voß. Herausgegeben von Georg Berlit 626
Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Von Karl Goedeke. Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Von Karl Goedeke . 627
Schillers Briefe. Von Fritz Jonas 628
Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Von Prof. Emil Soffé 628
Zur Poetik der Ballade. Von Dr. Ludwig Chevalier 630
Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch. Von Dr. Wilhelm König 632
Getreue Nachbildung der eigenhändigen Unterschriften Schillers, seiner Frau und Kinder 632
Illustrierte Klassiker-Bibliothek 632
Aufgaben aus deutschen Dramen. Von Dr. H. Heinze und Dr. W. Schröder 632
Schulausgaben 633
Aus Zeitschriften 633
Sprechzimmer: Zwei Dichtergeständnisse. Von Karl Landmann in Darmstadt 634
Wilhelm Vietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Angezeigt von H. Schuller in Plauen i. V. 636
Dr. S. M. Prem, Am 100. Geburtstage Grillparzers. Angezeigt von Carl Franke in Borna 637
A. Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna 776
P. Tesch, Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna 780
Gotthold Klee, Grundzüge der Litteraturgeschichte. Angezeigt von Otto Lyon. 782
Hildebrandheft. Bearbeitet von Rudolf Dietrich. (Neue Bahnen 6. Jahrg. 10. Heft.) Angezeigt von Gymnasialoberlehrer Georg Berlit in Leipzig 854
J. D. Manzer und Robert Manzer, Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna 856
Chr. Muff, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Angezeigt von Dr. Heinrich Gloël in Wesel 858
O. König, Geschichte der deutschen Litteratur. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Borna 860

H.

Kleine Mitteilungen: 163. 431.

J.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 163. 166. 230. 231. 434. 438. 504. 576. 638. 640. 710. 712. 783. 784. 862. 863.

K.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Rudolf Hildebrand 168

Rudolf Hildebrand.

Im Fluge nicht, nur Schritt vor Schritt
Kannst du zu Gott gelangen,
Und bringst du nicht die Brüder mit,
Bist du umsonst gegangen.
Rudolf Hildebrand.

Am 13. März 1824 wurde Rudolf Hildebrand zu Leipzig geboren. Die altberühmte Buchhändler- und Gelehrtenstadt sah die glücklichen Spiele des frohen Knaben, den emsigen Fleiß des strebenden Jünglings, das segensreiche Wirken und Schaffen des thatkräftigen Mannes, die reiche Geisteserne des körperlich leidenden, aber geistig bis zum letzten Augenblicke frischlebendigen Greises. Sein Vater Heinrich Hildebrand stammte aus Arnstadt in Thüringen und war ein geschickter Schriftsetzer, der sich nach glücklich durchlebten Wanderjahren, die ihn nach den verschiedensten Ländern und Städten Europas geführt hatten, in Leipzig niederließ, wo er sich mit Amalie Porges, einer geborenen Leipzigerin, verheiratete. Er wurde später Faktor in der Brockhausschen Druckerei und erwarb sich in dieser Stellung namentlich Verdienste um die ersten Ausgaben des Konversationslexikons und um die „Deutsche allgemeine Zeitung". Seiner Ehe entsprossen fünf Kinder, die jedoch alle, mit Ausnahme Rudolfs, in jugendlichem Alter starben. So wuchs dieser eine Sohn Rudolf als Sorgenkind behütet und bewahrt auf. Der Vater war ein seelisch fein gebildeter Mann, der sich als Autodidakt eine ziemlich umfassende Bildung und gute Kenntnisse im Lateinischen, Französischen und Englischen erworben hatte, sodaß er seinen Sohn Rudolf schon in sehr frühem Alter in die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik einzuführen vermochte und auch sonst die Lernbegierde des Knaben auf mannigfache Weise zu wecken und zu pflegen wußte.

Den ersten Unterricht erhielt Rudolf Hildebrand in der Naundorfschen Privatschule, einer sogenannten „Winkelschule", die sich in der Grimmaischen Straße in Selliers Hof befand. Hier war es Magister Gurlitt, ein junger Theolog, der einen nachhaltigen Einfluß auf den Knaben ausübte und den Rudolf Hildebrand bis ins Greisenalter hinein mit Liebe und Anerkennung nannte. Vom zwölften Lebensjahre (1836) an besuchte Rudolf Hildebrand die Thomasschule, die er unter Stallbaums Rektorate 1843 verließ. Er studierte nun an der Leipziger Universität anfangs Theologie, wandte sich aber bald ausschließlich der Philologie

und Philosophie zu. In der klassischen Philologie wurden Gottfried Hermann und Moritz Haupt seine geistigen Führer; Haupt las aber zugleich auch einige Kollegien über deutsche Sprache und Litteratur und wurde sein Lehrer in der germanischen Philologie. Beide Männer wurden von tiefgehendem Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung. Gottfried Hermanns großer Unabhängigkeitssinn, seine echt antike, schlichte Art (schickte doch Gottfried Hermann den ihm verliehenen Geheimratstitel an das Ministerium zurück) wurden vorbildlich für Hildebrands Lebensauffassung. Die immer bis zu den letzten Gründen vordringende Klarheit Moritz Haupts, vor allem auch dessen leidenschaftliche Wärme, die allerdings weniger in seinen technisch vollendeten Ausgaben altdeutscher Dichter, als in seinen Vorlesungen zum Ausdruck kam, gingen als unverlierbares Besitztum auf den begeistert lernenden Studenten über, in dessen Eigenart ja von Haus aus eine stets bis zu lebendiger Anschauung sich durchringende Klarheit mit einem reichen und tiefen Gefühlsleben gepaart war. Von beiden Männern sprach er sein ganzes Leben hindurch mit hoher Verehrung.

Sein ursprünglicher Lebensplan war, der alten und der neuen Philologie in gleicher Weise anzugehören, um beide, zum Vorteil unserer wahren höheren Bildung, in engere Beziehung zu bringen, wie er in dem Vorwort zu seinen gesammelten Aufsätzen und Vorträgen (1890) bekennt. Erst die Fügung der Verhältnisse drängte ihn von diesem Lebensplane ab und ließ ihn sich ganz der deutschen Philologie hingeben. Aber er hat stets die ältere Schwester, die klassische Philologie, in Ehren gehalten, und so entschieden er einen pedantischen und übertriebenen Lateinkultus verurteilte und eine Neugestaltung unserer Gymnasien auf nationaler Grundlage forderte, so lebhaft wünschte er einen Betrieb der alten Sprachen, der sich in den Dienst unserer Muttersprache und unseres nationalen Lebens zu stellen wüßte und mit der deutschen Philologie in Wechselbeziehung stünde.[1])

Nachdem er 1848 sein Staatsexamen bestanden hatte, war er den politisch bewegten Sommer dieses Jahres hindurch in der Redaktion der Deutschen allgemeinen Zeitung, die bei Brockhaus erschien, hauptsächlich als Übersetzer aus fremdsprachigen Zeitungen thätig. Im Herbste 1848 wurde er aber, der dringend ausgesprochenen Bitte Stallbaums folgend, Lehrer an der Thomasschule, wo er sehr bald den deutschen Unterricht

1) Rudolf Hildebrands Stellung zur klassischen Philologie hat namentlich Dr. Max Wünschmann im Leipziger Tageblatte in seinem kurzen, aber inhaltreichen Aufsatze: Zur Erinnerung an Rudolf Hildebrand treffend gekennzeichnet (2. Beilage zum Leipziger Tageblatt Nr. 564, Sonntag, den 4. November 1894).

in Sekunda zugewiesen erhielt, den übrigens sonst niemand gern übernehmen wollte; denn damals stand der deutsche Unterricht bei den Gymnasiallehrern noch in geringem Ansehen. Gerade deshalb aber nahm sich Hildebrand mit Liebe und Begeisterung dieses schwer vernachlässigten Unterrichtsfaches an, und wenn heute der deutsche Unterricht bei allen Einsichtigen ganz im Gegensatz zu der damaligen unklaren Zeit als eins der wichtigsten Unterrichtsfächer gilt, so ist dieser Wandel vor allem mit dem unermüdlichen Eintreten Hildebrands für diesen Gegenstand zu danken. Jahrelang hielt er schon damals ein Privatissimum ab, das von begabten Schülern aus Sekunda und Prima eifrig besucht wurde und in dem namentlich altdeutsche Dichter gelesen und eingehend besprochen wurden. Die gesicherte Lebensstellung gestattete es ihm nun einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn auch zunächst nur mit bescheidenen Mitteln. Am 18. Mai 1853 vermählte er sich mit Luise Müller aus Arnstadt in Thüringen, der Heimat seines Vaters. Es war eine von tiefstem Glück durchstrahlte Ehe, und das schwerste Leid seines Lebens war der frühe Tod der geliebten Gattin, die seine Geistesarbeit mit innigem Verständnis begleitete, durch ihr reiches Gemüt und ihren frohen Sinn sein Haus belebte, seinem Hauswesen getreulich vorstand und den Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, eine sorgende Mutter war; sie starb am 18. November 1874, tief betrauert von ihrem Gatten und ihrer Familie. Aber es war noch nicht genug mit diesem Leide, ein neuer, schwerer Schicksalsschlag traf ihn, als vor wenigen Jahren sein erstgeborner, hoffnungsreicher Sohn, der seine Studien vollendet hatte und sich für die akademische Laufbahn vorbereitete, plötzlich und unerwartet aus dem Leben schied. So war er ein vielgeprüfter Mann, der aber mit männlicher Kraft und siegreichem Mute sich durch allen Kummer zu einer Weltanschauung durchrang, die weitab von allem weltscheuen Pessimismus lag. Selbst jahrelanges körperliches Siechtum vermochte ihm nie die tief in ihm wohnende Freude am Leben zu rauben.

Gleich als die Ausarbeitung des Grimmschen Wörterbuches begann (1850)[1]), wurde Rudolf Hildebrand auf die Empfehlung seines Lehrers

1) Schon am 28. August 1838 hatte die Leipziger Zeitung mitgeteilt, daß die Brüder Grimm ein Wörterbuch der deutschen Sprache vorbereiteten, in dem alle Wörter mit ihren mannigfaltigen Bedeutungen, alle Redensarten, Bilder und Sprichwörter aus den Quellen, d. i. den Schriften von Luther bis auf Goethe, belegt werden sollten und dessen Grundlage die historische Grammatik sein sollte. Vergl. A. Mühlhausen, Geschichte des Grimmschen Wörterbuches. Erst im Jahre 1850 aber, nachdem die umfangreichen Vorarbeiten bewältigt waren, konnten die Brüder Grimm zur eigentlichen Ausarbeitung schreiten. Am 3. Januar 1852 sandte Hirzel den ersten halben Druckbogen an Jakob Grimm nach Berlin als Geburtstagsgruß.

Haupt als Korrektor für die Drucklegung dieses großen nationalen Werkes angestellt. Der Verleger Salomon Hirzel schrieb am 3. Januar 1852, als er den ersten halben Druckbogen sandte, an Jakob Grimm: „Dr. Hildebrand, wie des Korrektors Name ist, besteht darauf, daß Ihnen dieses erste Mal das Manuskript mitgeschickt werde, da Sie sich erst überzeugen müßten, ob er nichts übersehen habe ... Derselbe Herr Dr. Hildebrand hat auch ein Blättchen beigelegt: er hat gewiß zehnmal gefragt, ob er auch wohl dürfe." Gelegentlich der Korrektur lieferte er nun zu der Arbeit der Brüder Grimm so wertvolle Beiträge, daß diese auf ihn aufmerksam wurden und ihm bald die Befugnis erteilten, Zusätze zu ihrer eigenen Arbeit zu machen, ohne daß sie diese noch einmal zu sehen brauchten. So war Rudolf Hildebrand schon bei den ersten Bänden stiller Mitarbeiter, und zahlreiche Bemerkungen und Belegstellen darin stammen unmittelbar von ihm her. Bekennt doch Jakob Grimm 1860 in der Vorrede zum zweiten Bande: „Über Excerpt und Beitrag hinaus reicht die von Hildebrand fortwährend und vorzüglich dem Buchstaben D erwiesene, auf volle Befähigung zur Mitarbeit schließen lassende Hülfe." Nur das „allerallerliebste Mädchen", das Hildebrand zu Beginn des 15. Bogens kurz nach seiner Verlobung gleichsam als ein Denkmal für seine Braut in das Wörterbuch einzufügen versuchte, finden wir unter dem Artikel Allerliebst nicht verzeichnet, obwohl Jakob Grimm selbst später unter dem Worte Amtmännin, wohl veranlaßt durch seines Korrektors Versuch, das Andenken an seine eigenen Eltern in ähnlicher Weise in dem Wörterbuche verewigte.[1]) Ein lebhafter Briefwechsel mit den Brüdern Grimm entwickelte sich nun, und Hildebrand wurde die Ausarbeitung des K übertragen, die gleich in ihren Anfängen eine so meisterhafte Leistung war, daß er von Jakob Grimm als sein Nachfolger an dem gewaltigen Werke bestimmt wurde. Diese Willensäußerung Jakob Grimms wurde nach dessen Tode (20. September 1863) durch ein gedrucktes Rundschreiben des Verlegers veröffentlicht. Die fleißige Arbeit am Wörterbuche im Verein mit dem Lehramt an der Thomasschule brachten aber allmählich Hildebrands Gesundheit in Gefahr. Nicht hoch genug kann es daher angeschlagen werden, daß im Jahre 1865 der Rat der Stadt Leipzig als Patron der Thomasschule, um das Wörterbuchsunternehmen zu fördern, auf Anregung Franz Pfeiffers den Beschluß faßte, daß Hildebrand auf drei Jahre nur acht Unterrichtsstunden wöchentlich zu erteilen brauchte. Dabei wurde ihm sein Gehalt in keiner Weise verkürzt, obwohl die dauernde Vertretung Hildebrands in den übrigen Stunden die Gründ-

1) Näheres siehe bei A. Mühlhausen, a. a. O., sowie in dessen warmempfundenem Aufsatze: Rudolf Hildebrand im Dienste der Wissenschaft und der Schule (Rheinische Blätter 1894, S. 432 flg. u. 465 flg.).

ung einer neuen Lehrerstelle nötig machte. Der Rat der stolzen Handelsstadt Leipzig hat damit bewiesen, daß seine Pfade weitab von kleinlichem Krämergeiste liegen, und sich durch diese Entscheidung den Dank des Vaterlandes erworben. Im Jahre 1867 erwirkte die germanistische Abteilung der Philologenversammlung zu Halle, hauptsächlich auf Anregung Zachers hin, daß Rudolf Hildebrand weitere Erleichterung und Förderung und zwar von seiten des Norddeutschen Bundes zu teil wurde. Nun war ihm die Bahn zu vollständig freier wissenschaftlicher Thätigkeit geebnet, und 1869 wurde er zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor der neueren deutschen Litteratur und Sprache an der Universität zu Leipzig ernannt.

Am 24. April 1869 hielt Rudolf Hildebrand seine Antrittsvorlesung: Über Grimms Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung. Darin führt er aus, daß das Arbeitsfeld der Wörterbuchsthätigkeit, und zwar nur für deutsche Zwecke, so ziemlich ganz Europa sei, das alte wie noch das heutige. Wie oft finde ein Wort von heute, das bei uns manchmal verwaist stehe, seinen Anhalt und sein Licht überraschenderweise in der Fülle der englischen, besonders der norwegischen und schwedischen, aber auch der romanischen Mundarten von heute. Und nicht bloß in den Mundarten, am Boden gleichsam, gingen so versteckte Berührungen von uns aus über ziemlich ganz Europa hin: in weit größerem Maße noch sei das der Fall in der Höhe der Schriftsprachen Europas mit ihrem gewaltigen Inhalt, d. h. der ganzen Kulturfülle der neueren Zeit. Tausendfältig gingen da die engsten Beziehungen herüber und hinüber, offen oder versteckt, zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden, zwischen uns und Italien, zwischen uns und den Niederlanden, besonders aber zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen uns und der antiken Kulturwelt, in andrer Weise zwischen uns und dem slavischen Osten. Der ganze Reichtum des modernen Lebens in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, in seinem Werden und seinen Verzweigungen, mit seinem fortwährenden Tausch von Kulturgaben herüber und hinüber spiegele sich in den modernen Sprachen wieder, in keiner aber mehr als in unserer, weil wir zwischen den zusammenlebenden Völkern Europas die Mitte inne hätten, mit einer Empfänglichkeit wie sie kaum je ein anderes Kulturvolk gehabt habe. Unserer Stellung in der Mitte gebühre es, alle die Fäden jener Beziehungen wie im Knotenpunkte zusammenzufassen; der deutschen Wissenschaft gezieme es, der ganzen Wahrheit nachzustreben, natürlich auch da, wo sie auf unsere Kosten gehe. Aber auch wenn wir innerhalb unserer Sprachgrenzen blieben, stelle sich uns eine Fülle und Großartigkeit des Stoffes entgegen, wie sie noch kein Wörterbuch zu verarbeiten gehabt und wie sie beim Be-

ginn des Werkes noch niemand geahnt habe; denn nicht nur die Schriftsprache, sondern vor allem das große, weite Gebiet der deutschen Mundarten seien zu erforschen. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Mundarten aber seien so groß, daß niemand lebe, der mehr als allenfalls eine bedeutende Ahnung davon hätte. Die ganze Fülle dieses fröhlichen Reichtums, der nebenbei zu fruchtbarem geschichtlichem Denken anrege, habe das Wörterbuch zu verarbeiten. Aber nicht nur das Nebeneinander, sondern auch das Nacheinander habe das Wörterbuch zu betrachten; dem heutigen Begriffe von wissenschaftlicher Arbeit entspreche allein das geschichtliche Verfahren; ein anderes sei daher auch bei dem Grimmschen Wörterbuche nicht möglich. Nicht eine Festsetzung der Sprache wolle das Wörterbuch geben, sondern ein streng historisches Begreifen. Um das alte Verfahren, wie es noch die Franzosen und Niederländer zum Teil festhielten, wehe noch etwas beengende Schulluft, wo es uns anklinge: „So und so muß es sein!", wie es den Schüler aus seiner lateinischen Grammatik anklinge; wir brauchten aber die freie Luft der Wissenschaft, wo es heiße: „Sieh, das ist so und so, denn so ist es gewachsen und geworden — sieh selbst!" Das Wörterbuch werde so von selbst zugleich zu einem Buche deutscher Geschichte; denn mit und in den Wörtern ziehe zugleich das Leben der Nation, das innere und äußere, an uns vorüber wie in herausgeschnittenen Bildern, und das Wörterbuch arbeite zugleich an einer deutschen, in gewissem Sinne europäischen Kulturgeschichte, die die Königin der Wissenschaften zu werden sich anschicke. Es stehe aber zugleich in unmittelbaren Diensten der Sprachwissenschaft, die sich die Aufgabe gewählt habe, die ganze große eigene Welt von den Indern über die Hellenen hinweg bis zu den Kelten mit ihrer ungeheuern Ausdehnung in Raum und Zeit durch die Sprache hindurch zu erforschen. Die bloße Durcharbeitung des germanischen Sprachstoffes führe einem von selbst hier und da eine noch nicht bemerkte Thatsache der Urverwandtschaft in die Hände oder eröffne eine Aussicht, die sich aus der zusammengebrachten Menge der Thatsachen nun von selbst ergebe. Vor allem aber sei das Wörterbuch von selbst das natürliche Werkzeug zur Klärung und Schärfung des eigenen Sprachgefühls, zur Belehrung über die Irrtümer, denen es ausgesetzt sei (und die doch sofort wieder wirkend ins Ganze eingriffen), und was noch wichtiger sei, zur Belehrung über die Entwickelung und Umwandlung, die Geschichte des Sprachbewußtseins, die den Kern des ganzen Sprachlebens darstelle. Neben dieser wissenschaftlichen Aufgabe stehe aber gleichberechtigt die nationale Bedeutung des Grimmschen Wörterbuchs. Für jedes Volk, das sich fühle, sei ja seine Sprache ein Nationalschatz, ja sie werde ihm unter Umständen zum höchsten Nationalschatz, in dessen Schicksal, Gedeihen

oder Vergehen es sein eignes Schicksal als Volk greifbar vor sich sehe. Die Geschichte unserer Schriftsprache sei wirklich zugleich ein wesentliches Stück unserer Geschichte als Nation. Und in dieser Geschichte trete auch das deutsche Wörterbuch ziemlich früh mit auf, zuerst als Schatten gleichsam, als Traum, als inniger Wunsch der Patrioten. Wie würden jene Patrioten aus dem 17. und 18. Jahrhundert staunen und danken und jubeln, wenn sie kommen könnten und sehen, wie sich nun ihr Sehnen erfülle. So werde das Wörterbuch zur Erneuerung unseres Volkes wesentlich beitragen. Und er schließt mit den Worten: „Zu Fichtes Zeit ist der Plan unserer Erneuerung mit großer Klarheit entworfen worden, hunderten, tausenden der besten Männer war er klar ins Herz geschrieben, und ein Teil dieses Erneuerungsplanes sind die altdeutschen Studien, die damals zum Range einer Wissenschaft erhoben wurden, und in diesem Plane hat auch das deutsche Wörterbuch seine rechte Stelle. Denn wenn eine Zeit, wenn ein Volk krank ist, so ist die Erkenntnis der Heilung in seiner Geschichte zu holen, nicht bloß in der politischen, auch, ja mehr noch in der eigentlichen Volksgeschichte, wie sie in Litteratur und Sprache sich am klarsten spiegelt. So ist denn die deutsche Philologie im engeren Sinne nicht bloß eine Wissenschaft, sie ist zugleich eine Arbeiterin für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höheren Sinne; aber die deutsche Philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andere. Ich darf wohl hinzufügen, das war's, was mich, fast wider Willen, und von anderen Zielen ab, zu ihr zog."

So tief und groß faßte Hildebrand seine Arbeit am Wörterbuche auf; die wissenschaftlichen Anforderungen, die er an das Werk stellte, gingen weit über das hinaus, was die Brüder Grimm anfänglich erstrebt hatten. Diese hatten ursprünglich gewollt, das Wörterbuch solle ein Hausbuch für das deutsche Volk werden, aus dem der Vater am Abend der Familie vorlese wie aus einem schönen Sagen- oder Dichtungsbuche. Aber bei der vorschreitenden Arbeit vertiefte und erweiterte sich die Aufgabe ganz gewaltig. Und doch verstand es Hildebrand, auch den ursprünglichen Zweck des Wörterbuches, daß es ein Buch für die Familie sein solle, festzuhalten und seinen Artikeln bei aller tiefgegründeten Wissenschaftlichkeit eine anmutige, wunderbar anheimelnde Form zu geben und das Werk, wie einst Jacob Grimm, mit wahrhaft dichterischem Geiste zu durchtränken. Den erhöhten und strengen Anforderungen wurde Hildebrand bei der Ausführung im einzelnen durchaus gerecht, sodaß in seiner Wörterbucharbeit, wie Prof. Sievers in seiner Gedächtnisrede treffend sagte, jede Zeile den Meister bekundet. Man braucht hier nur an die Bearbeitung von Wörtern wie Kerl, Korb, Knabe, Kummer, Kobold, Kirche, Kirsche, Kuß, küssen, Kopf, kommen, können, kosten, Garten, Gau, Gauch,

Gasse u. a. u. a. zu denken, um sich die meisterhafte Behandlung des ganzen weitverzweigten Gebietes zu vergegenwärtigen. Einzelne Artikel erweiterten sich zu umfassenden sprachgeschichtlichen Monographien, wie die Behandlung der Vorsilbe ge, die vierunddreißig der bekannten großen und engedruckten Spaltseiten des Wörterbuches umfaßt, oder der Artikel geben, der sechzig Seiten füllt, oder das Wort Geist, bei dem Hildebrand über zweitausend Citate beibringt, die er nach den Schattierungen der Wortbedeutung in dreißig größeren Gruppen, die wieder in Unterabteilungen zerfallen, zur etymologischen, zur kulturgeschichtlichen, zur begrifflichen, zur grammatischen, zur stilistischen Beleuchtung dieses wichtigen Wortes behandelt u. a. Ganz und gar unverständlich ist es, daß ihm diese tiefgrabende Gründlichkeit, die hier doch gerade so notwendig war, von einzelnen zum Vorwurf gemacht wurde, indem sie darin eine Verzögerung des ersehnten Abschlusses der ganzen Arbeit sahen. Ein Werk von solcher Größe wie das Grimmsche Wörterbuch verträgt kein Eilen und Hasten, nur bei inniger und tiefer Versenkung in den Reichtum unserer Sprache kann das Gold aus dem tiefen, oft verschütteten Schachte zu Tage gefördert werden. Wörterbücher, die das Gesamtgebiet unserer Sprache kurz behandeln, haben wir schon mehrere, die vollständig fertig sind; bei eiliger Herstellung würde das Grimmsche Wörterbuch nichts anderes geworden sein als ein etwas umfangreicheres Seitenstück zu diesen, und damit wäre sein Zweck verfehlt gewesen. Aber ein Werk, aus dem uns das Wachsen und Werden und die tiefe dichterische Gewalt unserer Sprache und damit zugleich die Geschichte unseres innersten Volkslebens in seinem ganzen Verlaufe und Umfange entgegengetreten wäre, hätte das Wörterbuch auf dem so dringend gewünschten Wege der Beschleunigung niemals werden können. Zu einer Verflachung und Verwässerung konnte Hildebrand niemals seine Hand bieten; seine ganze Persönlichkeit war darauf angelegt, aus der Tiefe heraus zu arbeiten und aus dem Ganzen zu schaffen, und mit Recht hielt er unerschütterlich an seiner Eigenart fest.

Im Jahre 1873 hatte er den Band K vollendet, der 2916 Seiten umfaßt. Nun ging er an die Ausarbeitung des G, in der ihm deswegen eine so große Aufgabe gestellt war, weil es von fast allen Wörtern unserer Sprache Zusammensetzungen mit der Vorsilbe ge giebt, sodaß hier fast der gesamte deutsche Sprachschatz sich zur Behandlung darbot. In diesem Buchstaben drang er, in den letzten Jahren unter thätigster Beihilfe des Herrn Dr. Kant, bis zu dem Worte Gestalt und dessen Zusammensetzungen vor. Mitten in dieser Wörtergruppe rief ihn der Tod von seiner Arbeit ab. Sehr wichtige Bekenntnisse über Hildebrands wissenschaftliche Anschauungen sind in seiner 1873 geschriebenen Vorrede zum fünften Bande von Grimms Wörterbuch enthalten. Es gewährte

ihm innige Befriedigung, daß die endliche Ausführung des Wörterbuchplanes, der sich durch Jahrhunderte unserer Geschichte hindurchzieht, zusammenfiel mit dem Wiederaufsteigen der Nation selbst. Die politische Einheit, die in den Jahren 1870—71 so glücklich erkämpft war, sollte nun, das war seine innige Überzeugung, durch einen inneren Ausbau des deutschen Volksgeistes und Volkslebens ergänzt und weitergeführt werden. Daher sagt er in dieser Vorrede: „Das Wiedererstehen der Nation hängt in der That mit an dem Gedeihen und der Wirkung der deutschen Philologie[1]) überhaupt und nicht am wenigsten unseres Werkes. Staatskunst und Kriegskunst und Tapferkeit haben endlich dem kranken und verkümmerten Baume der Nation wieder Spielraum und Luft und Licht geschaffen; die Geschichtswissenschaft lehrt die werdenden und künftigen Geschlechter, wie er zu behandeln ist, daß er nicht weiter verwachse, daß er fortan mehr so wachsen könne, wie er von Haus aus will und immer wollte, aber den Saft, aus dem sein rechtes Leben quillt, den hat die deutsche Philologie wieder flüssig zu machen, d. h. das Bewußtsein und Gefühl der eignen deutschen Art, und dieser Lebenssaft quillt am reinsten und vollsten in dem Schatzhause deutscher Sprache, wie wir es aufzugraben beflissen sind. Oder, um an ein kräftigeres Bild Luthers anzuknüpfen, der einmal über Tische äußerte (Tischreden 4, 662): Deutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengest, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter — nun da der Reiter endlich kam, ist es nötiger als je, für gesundes Futter zu sorgen, und das hat unmittelbarer, als irgend eine andere Arbeiterin im Haushalte der Nation, die deutsche Philologie zu liefern, unser Wörterbuch aber ist der reichste rechte Futterspeicher." Sehr wichtig, leider zu wenig beachtet, ist auch, was er in der nämlichen Vorrede über die Behandlung der Etymologie sagt (S. IX u. X): „Ein Vorurteil ist es, wenn man vielfach noch meint, daß die Etymologie die Hauptaufgabe der Sprachforschung sei. Worte sind wie Menschen, und wer bei einem Worte nur fragt: Wo kommt es her? der machts eigentlich wie ein Polizeibeamter, der von einem Manne außer Namen und Stand nur zu wissen braucht, wo und wann er geboren ist, lauter Dinge, die für den wahren Wert des Mannes im Leben fast oder ganz gleichgiltig sind. Das Leben eines Wortes brauchen wir für die höheren Zwecke, d. h. den Anteil, den es an dem gesamten Leben äußerlich und innerlich hat und gehabt hat, und von diesem Leben ist der Ursprung nur ein Endchen, das uns eher fehlen kann als sein erwachsenes Dasein

1) Germanist und Germanistik bezeichnete Hildebrand als ungeschickte, ja barbarische Wörter.

und Wirken, wie Menschen vorkommen, die ihr Geburtsjahr nicht wissen, ohne an ihrem Werte dadurch das Mindeste einzubüßen.“ Einer seiner Lieblingsgedanken war es, daß gerade in der Sprachwissenschaft, bei der die ungeheuren Zwischenräume in Zeit und Raum zwischen den verschiedenen Entwickelungsstufen im Kopfe des Sprachvergleichers so leicht ganz verschwänden, statt des krankhaften abstrakten Denkens Goethes gegenständliches Denken bewußt eingeführt würde. Er selbst dachte wirklich gegenständlich; Wort und Sache waren ihm eins; jede Verwendung des Wortes als toter Schall, als leere Phrase war ihm verhaßt, und er hat in seinem Leben nie eine Phrase gesprochen oder geschrieben.

Die Wörterbucharbeit müssen wir als Hildebrands eigentliche Lebensarbeit bezeichnen; er widmete seine Lebenskraft einem Werke, das nicht einmal unter seinem Namen ging. Hätte er das, was er für das Wörterbuch geleistet hat, unter seinem Namen in zusammenfassenden Einzeldarstellungen gegeben, so würde eine stattliche Zahl von starken Bänden vorliegen, die seinen Ruhm schon in jüngeren Jahren in alle Welt getragen hätten. So aber blieb das, was er in unermüdlicher Thatkraft schuf, im Wörterbuch vergraben; denn der hohe Preis des Gesamtwerkes hat es wesentlich zu einem Bibliothekswerke gestempelt, ein Hausbuch, das in jeder gebildeten Familie zu finden wäre, ist es leider aus solchen äußerlichen Gründen nicht geworden. Darum wird es auch noch viel zu wenig gelesen, und ebenso ist es noch keineswegs genügend für die Wissenschaft ausgenutzt. Mancher Irrweg, den die Wissenschaft gegangen ist, wäre nicht gegangen worden, hätte man eingehender und allgemeiner in Grimms Wörterbuch gelesen. Erst künftige Jahrhunderte werden daher den hier aufgespeicherten Schatz heben und münzen, und Grimms Wörterbuch wird selbst wieder zu einem hervorragenden Quellenwerke für die Sprachwissenschaft, die Kulturgeschichte, die neue Ästhetik und die neue Dichtung und Kunst werden. Selbstverleugnung und Entsagung übte daher Hildebrand in nicht geringem Maße, als er sein ganzes Leben in den Dienst dieser Riesenaufgabe stellte, als er eine Bahn beschritt, auf der glänzende äußere Ehren um so weniger zu erwarten waren, je geringer die Fähigkeit unserer Zeit ist, eine Arbeit nach ihrer Tiefe und Innerlichkeit zu schätzen. Trotz dieser äußeren Hemmnisse war die Wirkung des von ihm Geschaffenen so mächtig und tiefgehend, daß die Zahl seiner Jünger und Freunde von Jahr zu Jahr wuchs und heute eine weitverzweigte und außerordentlich zahlreiche Hildebrandgemeinde um ihren dahingeschiedenen Meister trauert.

Aber trotzdem das Wörterbuch eine solche Fülle von Kraft und Thätigkeit forderte, fand Hildebrand doch noch Zeit, sich auch anderen Aufgaben zuzuwenden. Im Jahre 1840 hatte Professor J. Weiske den

Sachſenſpiegel nach der älteſten Leipziger Handſchrift herausgegeben, die vorzüglichſte und wichtigſte Quelle des mittelalterlichen deutſchen Rechts. Die Ausgabe war für Juriſten beſtimmt; denn Weiske wünſchte, daß der Juriſt ſich auch mit den Rechtsdenkmälern der deutſchen Vorzeit beſchäftige, und er forderte, daß jeder wenigſtens den Sachſenſpiegel ſtudieren ſollte. Dadurch erlange der Juriſt Kenntnis von der Darſtellungs- und Behandlungsweiſe des Rechtes in den Quellen des Glanzzeitalters des reinen deutſchen Rechts; dies gewähre ihm eine überſichtliche Anſchauung von den geſamten damaligen Rechtszuſtänden; dadurch werde er zu den Anfängen vieler noch beſtehender Rechtseinrichtungen geführt, zudem habe der Sachſenſpiegel in mehreren Gegenden Deutſchlands noch unmittelbare praktiſche Bedeutung. Eine recht allgemein verbreitete Kenntnis des Sachſenſpiegels hielt Weiske für die Entwickelungsgeſchichte nicht bloß des deutſchen Privatrechtes, ſondern auch anderer Rechtsteile, z. B. des deutſchen Staatsrechtes, für überaus förderlich. Jeder Gebildete aber weile doch gern bei der großen Zeit der Hohenſtaufen, und für deren vollſtändige Kenntnis ſei der Sachſenſpiegel in ſo mancher Hinſicht Schlüſſel und Schlußſtein. Und wie für den Juriſten, ſo ſei der Sachſenſpiegel auch für den Sprachforſcher höchſt wichtig; denn die Rechtsſprache ſei im Mittelalter nur ein Zweig der Volksſprache geweſen, bildeten doch die Rechtsdenkmäler neben den Dichtern einen hervorragenden Teil der Litteratur unſeres Volkes, ſtünden doch deutſches Recht und deutſche Poeſie in inniger Verbindung; würden doch die Rechtsausdrücke von den Dichtern mit Vorliebe gebraucht, wie umgekehrt auch im Rechte Poeſie wohnte. Weiske war, wie man hieraus erſieht, vollſtändig von Grimmſchem Geiſte durchtränkt; er gab daher, da die niederdeutſche Ausgabe Homeyers den Juriſten zu fern lag, einen mitteldeutſchen Text des Sachſenſpiegels nach der älteſten Leipziger Handſchrift heraus. Schon die zweite Auflage dieſer Ausgabe (1853), bei der Hildebrand vom Herausgeber zur Leſung der Korrektur herangezogen wurde, verſah Hildebrand mit einem ausführlichen, vorzüglich gearbeiteten Gloſſar, das zugleich auf ſyntaktiſche Schwierigkeiten eingehend Rückſicht nahm. Im Jahre 1863 fiel ihm nun die völlige Neubearbeitung der dritten Auflage anheim. Er führte die Bezeichnung der langen Vokale durch, wie ſie in wiſſenſchaftlichen Ausgaben altdeutſcher Texte von Jakob Grimm eingeführt war. Nötig war ferner eine Unterſcheidung von ez und es, von dâ und dô, von dâ, wâ und dar, war, sint und sîn, wer und swer, die in der Handſchrift völlig vermengt waren; auch zu grobe mundartliche Formen und Schreibungen, z. B. begein für begeinen, eigen für eichen, kunden für kunnen, gebunnen für gebunden u. a. wurden beſeitigt, natürlich ohne daß dabei das Berechtigte der Mundart

angetaſtet wurde. So ließ er durchaus den um das n verkürzten mitteldeutſchen Infinitiv (vechte, volge, volbrenge, stê u. ſ. w.), ſowie das mitteldeutſche jene für jener, die für der u. a. ſtehen. Hildebrand nahm eine erneute Vergleichung der Handſchrift vor, die zu mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen des gedruckten Textes führten; auch wurde die Abweichung des Druckes von der Handſchrift durchaus angegeben. Außerdem zog er andere Handſchriften und insbeſondere auch die damals ſoeben erſchienene dritte Ausgabe von Homeyers Text und Varianten zur Vergleichung heran, ermittelte die urſprüngliche Faſſung zweifelhafter Stellen und änderte darnach den Text der Weiskeſchen Ausgabe. In der Vorrede gab er ſeine Beobachtungen über die zwiſchen dem Mitteldeutſchen im genauern Sinne und dem Oberdeutſchen in der Mitte ſtehende Mundart der Handſchrift. So wies er nach, daß die Ausſprache von ch und g nach e und i ſchon damals die palatale war, wie noch heute mitteldeutſch, nicht guttural, wie oberdeutſch, was er aus der Vertauſchung des ch mit g in eigen (querceus), wîgbilde, ieclige u. ſ. w. ſchließt. Als Beleg dafür ſieht er mit Recht auch das merkwürdige kneste (für knechte) und ristet (für richtet) an; „dieſes palatale ch vor t klingt noch heute bei manchen dem s ähnlich, bei Kindern anfangs meiſtenteils." (S. XIV.) So bietet Hildebrand in ſeiner Neubearbeitung des Sachſenſpiegels eine der erſten philologiſch genauen Behandlungen eines wichtigen mitteldeutſchen Sprachdenkmals. In dieſelbe Zeit ungefähr fällt ſein Aufſatz: „Sachſens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutſchen Schriftſprache", der aus einer Rede, die er im Dezember 1859 an der Thomasſchule zur Feier von Königs Geburtstag hielt, entſtand und 1860 in den Grenzboten erſchien (1, 99 flg.). Dieſer Aufſatz ſtellt gleichfalls die Bedeutung des Mitteldeutſchen, insbeſondere des meißniſchen Deutſch, für die neuhochdeutſche Spracheinigung ins rechte Licht. Iſt er auch heute in manchen Punkten veraltet, ſo ſteht er doch als ein wichtiges und bemerkenswertes Denkmal mit am Eingang der neuen Periode der hiſtoriſchen Sprachforſchung, die ſich nun mit großem Eifer der Geſchichte unſerer neuhochdeutſchen Schriftſprache annahm.

Innig vertraut war Rudolf Hildebrand mit der Sprache des Volkes. Daher war er auch ein Kenner des Volkslebens, wie es wohl kaum einen zweiten in der Gegenwart giebt. Ein Volksſpruch, ein Kinderreim wurde ihm oft der Ausgangspunkt zu einer weit über Jahrhunderte hinreichenden ſprachgeſchichtlichen Unterſuchung, er entwickelte an ſolchen einfachen Dingen aus dem Volksmunde, die bisher von der Wiſſenſchaft gänzlich vernachläſſigt waren und wie herrenloſes Gut dalagen, überraſchende Lautgeſetze und wies an unſcheinbaren Volksausdrücken aus

unſerer unmittelbaren lebendigen Nähe Geiſt und Weſen der deutſchen Grammatik oder der deutſchen Metrik aufs ſchlagendſte nach. Denn zweifellos richtig war ſein Grundſatz, daß ſich in unſeren Kinderſpielen, im Volksaberglauben und in den Bräuchen der ſchlichten Leute aus dem Volke uralte deutſche Sitten und Anſchauungen oft mit einer unglaublichen Treue erhalten haben, und daß daher von hier aus die Geſchichte unſerer Sprache, unſerer Metrik, unſerer Grammatik erſt wirklich lebendig erfaßt und verſtanden werden kann. Zahlreiche Aufſätze in Zachers Zeitſchrift für deutſche Philologie, in Pfeiffers Germania, in Goſches (Schnorrs) Archiv für Litteraturgeſchichte, in der Zeitſchrift für deutſches Altertum und in unſerer Zeitſchrift geben von der Meiſterſchaft Zeugnis, mit der er aus einem einzigen Worte, aus einem kurzen Spruche oder Verſe einen großen kulturgeſchichtlichen Zuſammenhang entwickelte und tote Zeichen zum Reden zwang, aus ſcheinbar leeren Hülſen einen nährenden Kern hervorzauberte. Viele dieſer Aufſätze ſind wahrhaft glänzende Offenbarungen eines weitſchauenden Geiſtes, die in ihrer ganzen Bedeutung heute wohl von vielen noch nicht erkannt und erſt in der kommenden Zeit zu voller Würdigung gelangen werden. Seine *geſammelten Aufſätze und Vorträge zur deutſchen Philologie und zum deutſchen Unterricht* (Leipzig, B. G. Teubner 1890) werden für alle Zeiten eins der wichtigſten Denkmäler ſeines Forſchens und Wirkens bleiben; legen ſie doch die geiſtvolle Methode ſeines wiſſenſchaftlichen Arbeitens aufs klarſte dar und bieten ſie doch eine Fülle überraſchender Entdeckungen und Beobachtungen. So liegen z. B., um nur einen dieſer bedeutſamen Aufſätze hervorzuheben, in dem Vortrage „Zur Geſchichte des Sprachgefühls bei den Deutſchen und Römern", den er 1869 auf der Philologenverſammlung in Kiel in freier Rede hielt und der dann 1870 in Zachers Zeitſchrift (2, 253 flg.) gedruckt erſchien (Geſammelte Aufſätze S. 88), die Wege, welche die Sprachforſchung der Zukunft zu gehen hat, klar vorgezeichnet, nicht etwa in allgemeinen Regeln und Geſetzen, ſondern in klaren Beiſpielen an einzelnen Fällen. Darin weiſt er darauf hin, daß das Sprachgefühl des einzelnen Menſchen oder einer Zeit die einzige wirkliche Lebensquelle der Sprache ſei und daß dorthin die Forſchung vordringen müſſe, um die Sprache als lebendiges Ganzes an ihrer Wurzel zu faſſen. Von dieſer Lebensquelle weiſt er drei Formen nach: Sprachinſtinkt, Sprachgefühl und Sprachbewußtſein, die oft getrennt erſcheinen, vielfach aber ineinander ſpielen, und nun führt er eine Anzahl Fälle vor, wo er nicht nur das Sprachgefühl unſerer Zeit beobachtet, ſondern mit vollkommener Sicherheit in das Sprachbewußtſein unſerer Vorfahren hineinblickt.

So brachte er auch dem Volksliede innige Neigung und tiefgehendes Verſtändnis entgegen. Seine Vorleſungen über das Volkslied gehören

zu dem Bedeutsamsten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und die große Zahl seiner Hörer wurde gerade durch diese Kollegien in lebhafte Begeisterung versetzt. Schon in den Jahren 1855 und 1856 hatte er sich eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigt; denn 1856 erschienen in Leipzig: Fr. L. v. Soltaus Deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leysers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von Heinrich Rudolf Hildebrand. Von Soltaus erster Sammlung unterschied sich Hildebrands Auswahl wesentlich dadurch, daß sie die Sprüche ausschloß. Hildebrand stellte sich hier mit Recht auf den Standpunkt Jacob Grimms, der in den Altdeutschen Blättern (2, 138) an Soltaus Buch getadelt hatte: „die aufgenommenen Sprüche gehören ebensowenig unter die Lieder, sie verdienen etwa ein besonderes Buch". In dieser Sammlung faßte aber im übrigen Hildebrand den Begriff des Volksliedes weiter, als er ihn sonst zu bestimmen pflegte. „Der Begriff des Volkslieds, sagte er, ist seiner Natur nach ein schwankender und vielseitiger, giebt es doch Leute genug, die ihn ganz und gar leugnen; ich mußte einen weiteren Begriff als Maßstab brauchen und ließ im allgemeinen als Volkslied gelten ein solches Lied, das von einem größeren Kreise, der dem frischen Leben angehörte, wirklich gesungen worden ist als willkommener Ausdruck einer gemeinsamen Stimmung. In diese Form würden aber noch nicht alle von den hundert Liedern passen, ich habe auch solche gelten lassen, die in die Form des Volksliedes als in eine einmal feststehende Form hineingesungen wurden, um die Mittel des Volksliedes für einen gleichen Zweck zu benutzen, oder aus der Stimmung heraus, die dem Volkslied eigen ist." So hat er also außer den eigentlichen Volksliedern auch Gesellschaftslieder und volkstümliche Lieder mit in diese Sammlung aufgenommen, und mit Recht; denn auch diese schildern den Anteil des Volkes an den politischen Bewegungen und sind daher wichtige kulturgeschichtliche Denkmäler. Jacob Grimm, in dessen Kreise damals Hildebrand als Korrektor und stiller Mitarbeiter am Wörterbuch stand, billigte dieses Verfahren; wenig einverstanden war er aber mit dem von Hildebrand in Bezug auf die Wiedergabe der Texte eingehaltenen Standpunkte. Hildebrand hielt an der urkundlichen Wiedergabe der Texte fest, wie sie Soltau geübt hatte; er war der Überzeugung, daß man solchen Schriftstücken, die als einer bestimmten Zeit angehörig vorzulegen seien, ihr Kleid lasse, wie es ihre Zeit mit sich bringe, und daß wir gar kein Recht dazu hätten, ihnen ein anderes Kleid anzuziehen. Wenn man bei Schriftstücken des 16. und 17. Jahrhunderts gar so viel von wüster Schreibung reden höre, von regelloser Willkür und Laune der Schreiber und Drucker, so spreche sich darin wohl mehr ein Verdruß aus, daß die Sprachgestalt

nicht so ästhetisch schön sei, wie man sie gern sähe, als eine ruhige Würdigung der Sache. Denn vieles, was in der angefochtenen Willkür mit begriffen werde, sei entschieden viel mehr Regel durch alle Gaue gewesen, und das 16. Jahrhundert sei gerade die Zeit, wo man angefangen habe, die Sprache mit den Augen der Theorie anzusehen, und man habe da eben mit Außendingen angefangen. „Wie viel uns daher häßlich scheinen mag, sagt er deshalb in der Vorrede, wer weiß denn schon genau, was nicht davon auf einer Theorie beruht? wie z. B. offenbar die **dt, gk** im Auslaut, die oft zu bemerkende Unterscheidung von **in** der Präposition und **jn** dem Pronomen. Sodann, wer hat denn schon genau gesichtet, was von dem orthographisch Auffälligen der Aussprache seiner Zeit dient, was nicht? Freilich fragt man im allgemeinen der Aussprache nicht viel nach in einer Zeit, die nur noch mit den Augen liest, für die das Wort oft nur noch auf dem Papier zu leben scheint. Und doch, welcher Preis wäre zu hoch, der uns den lebendigen Klang zurückkaufen könnte, in dem die Rede ertönte, mit der man sich nun doch einmal beschäftigt? Nun, daß in der Wortgestalt, wie sie eben ist, die Zeichen dafür mit verborgen liegen, ist notwendig, und der Herausgeber, der da „regelt", kommt bei größter Vorsicht nicht aus der Gefahr heraus, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man findet z. B. öfter einen Verdruß darüber ausgesprochen, daß auf derselben Seite oft dasselbe Wort in verschiedener Schreibung erscheint; wie seltsam! statt Verdruß, könnte man oft genug eben daran Wohlbehagen empfinden, denn das ist auch ein Zeichen einer lebendigen Zeit, die das Wort noch im Klange suchte, der laut oder gedacht im Ohre tönt, nicht in den Lettern, die ihr nur Zeichen waren, nicht die Sache selbst; gar oft sucht wohl die verschiedene Schreibung nur dem lebendigen Klange von verschiedener Seite her beizukommen. Und wo auch das alles nicht gelten mag, wo bloße Gewohnheit, launenhafte Gewohnheit waltet, auch diese gehört zur Sprachgeschichte und fordert ihren Teil an der Achtung vor dem historisch Thatsächlichen; es wirken darin bestimmte Neigungen, Liebhabereien, ja Regeln, die sich entwickeln, sich ablösen, die Zeit malen helfen und entschieden zur Geschichte des Geschmacks gehören." Mit diesen Sätzen, namentlich aber mit dem letzten hatte Hildebrand Jakob Grimms Zorn erregt, der ja ein Idealisieren der Sprachform nicht nur für Grammatik und Wörterbuch wie Hildebrand, sondern auch für Ausgaben altdeutscher Denkmäler für tauglich und nötig hielt. Er schrieb an Hildebrand, daß dieser wohl Zopf und Schlendrian in Schutz nehmen wolle. Hildebrand besänftigte aber den Zorn des Meisters durch die Beteuerung, er hinge so wenig an Zopf und Schlendrian, daß er z. B. sofort bereit wäre, bei der Abschaffung des unsäglich albernen Sie

als Anrede mitzuthun. Darauf antwortete Jakob Grimm: „Sie haben die beste Gesinnung", und die Angelegenheit war glücklich beigelegt. Dennoch erkennen wir aus dieser Meinungsverschiedenheit, daß Rudolf Hildebrand auch im kleinsten die geschichtliche Treue gewahrt wissen, und daß er diese historische Treue auch der neuhochdeutschen Sprachperiode zugewandt wissen wollte, auf die Jacob Grimm, da er darin den Einfluß verkehrter und einseitiger Theorien vorherrschen sah, mit einer gewissen Geringschätzung herabblickte. Wiederum sehen wir hier Hildebrand am Eingang der neuen Periode unserer Sprachforschung stehen, die sich dem neuhochdeutschen Zeitalter mit gleicher Liebe zuwandte wie einst Jacob Grimm und seine Zeitgenossen dem alt- und mittelhochdeutschen.

Wie ihm bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten große Gedankenschärfe und wunderbarer Feinsinn eigen waren, so auch bei seinem Unterricht. Auch hier war ihm die Theorie, das System, die Schablone, das bloße Regeln der Tod alles wahren Lebens und damit der Feind der Wahrheit und rechten Erkenntnis. Geradezu eine Neubelebung unseres deutschen Unterrichts ging daher von Hildebrands epochemachender Schrift: Vom deutschen Sprachunterricht aus.[1]) Wie so viele seiner Aufsätze war diese Schrift aus einem Vortrage hervorgegangen. Im Jahre 1865 fand in Leipzig zu Pfingsten eine allgemeine deutsche Lehrerversammlung statt. Freunden im Ausschuß hatte Hildebrand zu dieser einen Vortrag über deutschen Sprachunterricht zugesagt. Er kam aber weder zur schriftlichen Ausarbeitung noch zum Vortrage selber. Dennoch schrieb er bald darauf auf Veranlassung des Oberlehrers W. Werner in Leipzig den Vortrag für dessen: „Pädagogische Vorträge und Abhandlungen, in zwanglosen Heften" nieder. So erklärt sich die ursprüngliche mehr rednerische Haltung des Buches und die vorwiegende Berechnung von Stoff und Form auf die Hörer, die er sich zunächst für diesen Vortrag gedacht hatte. Aber gerade dadurch erhielt das Buch eine so lebendige Gestalt, daß es wohl für alle Zeiten als ein Meisterwerk der pädagogischen Litteratur gelten wird. Das

1) In der ersten Auflage führte sie den Titel: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von etlichem ganz Anderen, das doch damit zusammenhängt. Leipzig, Julius Klinkhardt 1867. Von der zweiten Auflage an jedoch lautet der Titel: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Die zweite Auflage enthielt jenen ausgezeichneten Anhang über Fremdwörter und ihre Behandlung in der Schule, der wesentlich mit der Anstoß zur Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins geworden ist, und die dritte Auflage wurde um ein ganzes großes Kapitel: Vom Altdeutschen in der Schule vermehrt, in dem Hildebrand nachdrücklich und mit Erfolg für die Wiedereinführung des mittelhochdeutschen Unterrichts in die Gymnasien Preußens und Österreichs eintrat.

Buch that, wie alles, was von Hildebrand kam, seine Wirkung still und allmählich, erst 1879 erschien die zweite Auflage, aber um so tiefgehender und nachhaltiger war dieser Einfluß. Daß der Sprachunterricht mit der Sprache immer zugleich den Inhalt der Sprache voll und frisch und warm erfassen solle, daß das Hauptgewicht auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden solle, nicht auf die geschriebene und gesehene, daß das Hochdeutsch nicht als etwas für sich gelehrt werden solle wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volkssprache, das wurde hier nicht etwa als allgemeine Forderung aufgestellt, sondern an einzelnen vortrefflich gewählten Beispielen in lebendiger Weise dargelegt. Heute giebt es wohl keine Schule in Deutschland mehr, in der Hildebrands Grundsätze nicht zu größerer oder geringerer Anerkennung gelangt wären, wenn natürlich auch die praktische Ausführung noch vielfach hinter dem Gewollten zurückbleibt. Es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß seine großen nationalen und menschlichen Forderungen durch die Schule in das heranwachsende Geschlecht eingepflanzt würden. Gerade dieser Herzenswunsch Hildebrands führte zur Gründung unserer Zeitschrift, die in ihm mit innigem Danke ihren geistigen Begründer verehrt, und die außerordentliche Ausbreitung, welche die Zeitschrift in kurzer Zeit fand, war ihm eine Herzensfreude, die seine letzten Lebensjahre freundlich verklärte.

Von ebenso tiefgehender Wirkung wie seine wissenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit war seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Seine Vorlesungen über Walther von der Vogelweide, über die Gudrun, die mittelhochdeutsche Liederdichtung, das Volkslied, Meier Helmbrecht, deutsche Etymologie, deutsche Grammatik, deutsche Metrik und Rhythmik, Goethes Liederdichtung, Schillers philosophische Gedichte, Wilhelm Tell, über das Zusammenwirken von Goethe und Schiller, deutsche Litteraturgeschichte u. a. waren sehr stark besucht; in allen gab er in freier Rede begeisternde Anregung, tiefgegründete Unterweisung, nicht nur sprachwissenschaftliche, sondern zugleich auch ästhetische und sittliche Belehrung, immer wies er auf die letzten und höchsten Ziele der Menschheit hin, wie diese sich auf der ganzen großartigen Kulturarbeit des deutschen Volkes so wunderherrlich aufbauten. Einen engeren Kreis von Hörern sammelte er in seinem Privatissimum um sich, das er in seiner Wohnung abhielt, und das er auch noch in den letzten Jahren seines Lebens nicht aufgab, als er gelähmt durch Krankheit an sein Zimmer gefesselt war. Noch am 29. Oktober dieses Jahres wollte er aufs neue zweiundzwanzig Hörer um sich versammeln, die sich für sein Privatissimum angemeldet hatten, aber der unerbittliche Tod rief ihn am Tage vorher aus seiner Wirksamkeit ab. Im Privatissimum erklärte er Goethes Faust, das Nibelungen-

lied, den Sachsenspiegel, Herder, Thomas Platter, Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein und vieles andere. Sein lebendiges poetisches Gefühl, sein feines Kunstempfinden, seine Gestaltungskraft, sein nachspürender Scharfsinn verbunden mit seinem alle Gebiete umspannenden eindringenden Wissen machten ihn zu einem wahrhaft gottbegnadeten Dolmetscher der tiefsten Dichtergedanken. Die Geheimnisse des Sprachgeistes und der Volksseele enthüllte er seinen Hörern in wahren Erbauungs- und Weihestunden. Dazu verfügte er über eine Sprachgewalt, die seinen schlichten, niemals pathetischen oder theatralischen Vortrag von Dichtungen und Dichterstellen zu einem innerlich packenden, Herz und Geist mächtig ergreifenden machte. Seine Kenntnis der deutschen Litteratur erstreckte sich bis auf entlegene Kleinigkeiten; in Goethe namentlich war er zu Hause, als ob die Welt dieses Dichters seine eigene wäre; einzig war die Art, wie er das Verständnis dunkler Stellen durch immer neue Parallelen aus des Dichters Werken zu beleuchten verstand, bis sie zuletzt ganz hell und klar vor allen dalagen. Die Bedeutung Herders hat er zuerst wieder in ihrer ganzen Größe hervorgehoben, aber auch Gellert, Klopstock und Schiller u. a. wußte er in vielfach ganz neuer Auffassung und Beleuchtung darzustellen. Man bedauert es tief, daß er nicht einen Walther-, einen Goethe-, einen Herderkommentar geschrieben hat. Was für einzige Werke hätten das werden müssen! Aber die Wörterbucharbeit ließ ihm leider keine Zeit dazu. Das zwölfte und dreizehnte, das sechzehnte und das achtzehnte Jahrhundert waren die Lieblingsgebiete seiner dichtererklärenden Thätigkeit. In alle deutsche Gauen, in alle Schulen Deutschlands und weit über die deutschen Grenzen hinaus drangen aufhellende Lichtstrahlen, die von seinem Hörsaale ausgingen, drang stille Begeisterung und sinnige Sprachbetrachtung, die in seiner akademischen Lehre ihren Ursprung hatte.

Teuer und heilig war ihm stets der Lehrerberuf, nicht bloß der akademische, sondern der jedes Lehrers. Er hat sein ganzes Leben hindurch gekämpft für die Anerkennung der hohen Weltstellung des Lehrers, der die thatsächlichen Verhältnisse heute noch so wenig entsprechen. Auch darin war er, wie in so vielem anderen, seiner Zeit vorausgeeilt; in der neuen, der kommenden Zeit, für die seine Worte und Werke den Boden vor allem mit bereitet haben, sah er die Erfüllung seiner Wünsche und Gedanken reifen, und die begeisterte Gefolgschaft, die er immer mehr und mehr fand, die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl seiner Anhänger, Jünger und Freunde gab ihm die freudige Gewißheit, daß sein Wirken nicht umsonst gewesen, daß die neue deutsche wissenschaftliche, sittliche und künstlerische Bildung sich endlich zur siegreichen Beherrscherin aller Verhältnisse emporringen werde. Mit dem Siege dieser neuen Weltanschauung, die Hildebrand verkündigte, wird aber auch die hohe

Weltstellung des Lehrers ihre völlige Anerkennung finden, und damit der Erziehung und Bildung ein unendlich weites Gebiet neuer, schöner Bethätigung erschlossen werden, die unser Volk zu seinen höchsten Zielen emporführen wird. So stand er auch in dem Kampfe der alten absterbenden Geisteswelt gegen die frischen und neuen Anschauungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins auf der Seite des neuen Geistes, und als am 28. Februar 1889 in den Preußischen Jahrbüchern die bekannte Erklärung gegen den Sprachverein erschien, da schrieb er seinen kraftvollen Aufsatz gegen diese Erklärung, den er mit den denkwürdigen Worten schloß: „Da unsere heutige Geistesbewegung auch sehr nachdrücklich auf unsere ältere Zeit, die vorfranzösische gerichtet ist, um allerhand dann abgerissene schöne Fäden von dort wieder anzuknüpfen zum Gesamtgewebe, auch in Bezug auf die kernige, einfach vielsagende Sprache von damals, so wäre es schon möglich, daß um 1950 auch ein Ausdruck wieder aufgenommen wäre, mit dem man damals bei einer Häutung des Zeitgeistes, z. B. in der Zeit der Reformation, die Parteien unterschied: man nannte sie oder sich einfach und alles sagend „die Alten" und „die Neuen". Wie im zwanzigsten Jahrhundert die Anwendung auf unsere Sprachparteien wäre, braucht man nicht zu sagen, der Ausdruck paßt auf den Kampf um unsere Neugestaltung überhaupt, nur daß „die Neuen" in Anspruch nehmen können, zugleich die rechten „Alten" zu sein, wie Luther auch that. Der freudige Schluß seines Liedes vom Jahr 1523 von den beiden Glaubensmärtyrern in Brüssel paßt wirklich auch auf unsere Zeitlage:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen ...
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden."

Hier meint Hildebrand die ganze neue deutsche Geistesbewegung, von der die Sprachvereinsbewegung ein Teil ist: den Sieg der Deutschgesinnung über alle Ausländerei so gut wie das Vordringen deutschen Denkens, Fühlens und Wollens, deutscher Bildung und Arbeit über verderbliche innere und äußere Einflüsse.

Hildebrand war ein wirklicher philosophischer Kopf und zugleich eine tiefreligiöse Natur; wenn er auch alle Schulphilosophie und philosophische Systematik verwarf, so suchte er umsomehr aus der Sprache und Dichtung die Welt philosophisch zu begreifen. Schon als Student schrieb er eine Schrift über Spinoza, nicht für den Druck bestimmt, und in seinem Alter veröffentlichte er die herrlichen „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" in den Grenzboten, die er dort erscheinen ließ, ohne seinen Namen zu nennen. Aber die Leser erkannten bald an dem eigenartigen

Gepräge des Stiles den Verfaſſer, und Hildebrand antwortete einem Freunde, der ihm dies ſchrieb, durch folgendes ſcherzhafte Gedicht:

Ich will's geſtehn, ich bins geweſen
Und werd' es wohl auch wiederthun,
Daß Sie es mit Vergnügen leſen,
Das iſt mir ein Vergnügen nun.

Ich wollte freilich mich verſtecken,
Doch iſt mein Stimmton zu bekannt.
Da ruft es nun aus allen Ecken:
Ach, das iſt ja der Hildebrand!

So gehörte Hildebrand zu den wenigen in unſerer Zeit, die einen eigenartigen Stil ſchrieben. Seine freie, echt deutſche Satzbildung, die ſo wohlthuend von dem akademiſchen Paragraphenſtil abſticht, ſein behaglicher Plauderton, der immer wie in ruhiger froher Feierabendſtimmung die Dinge hin- und herwendet und von allen Seiten betrachtet, die genaue Übereinſtimmung von Wort und Sache in jedem ſeiner Sätze, die Freiheit von jeder Phraſe, der große kulturgeſchichtliche Hintergrund in allen ſeinen Arbeiten: das alles giebt ſeinem Stile jenen heimlichen Zauber, der uns feſſelt, wir mögen wollen oder nicht. In ſeinem Stile lebt ſeine ganze Perſon, und darin liegt die eigentliche Kraft ſeiner Rede. Hildebrand hat nie den Effekt geſucht; ſeine ganze Art war ſchlicht und einfach; ſtille Größe und edle Einfalt war das Gepräge ſeines ganzen Weſens. Niemals verſuchte er jemand ſeine Meinung aufzudrängen; er wollte vielmehr, alles ſolle frei wachſen. Die freie Überzeugung des einzelnen achtete er ſtets am höchſten, mochte ſie mit ſeiner Meinung übereinſtimmen oder nicht. Eine großartige Unbefangenheit, die ſelbſt aus dem Feinde und dem Gegner noch das Förderliche und Nutzbringende herauszufinden wußte, die jedem gerecht zu werden ſuchte, zeichnete ihn aus. Ein Hauch des Friedens und der Milde ging von ihm aus, der auf die Gegenſätze verſöhnend wirkte. Wer in ſeine tiefliegenden, blauen Augen ſchaute, aus denen unendliche Güte und Herzenswärme hervorſtrahlte, auf den ſtrömte ein geheimer Zauber von dieſer gewaltigen Natur über. Seine mächtige, hochgewölbte Stirn, die durchgeiſtigten Züge ſeines Antlitzes, der ganze edele, charakteriſtiſche Kopf dieſes großen Gelehrten werden allen unvergeßlich bleiben, die ihn kannten. Seine Rede konnte in mächtigem Zorn auflodern, wenn er auf üble Zuſtände in unſerm Volke zu ſprechen kam, aber ſie konnte auch in wunderbar ſanften Wellen dahingleiten, wenn er bei einer ſchönen Dichterſtelle ausrief: „Das iſt ganz köſtlich!“ Von Natur tiefernſt angelegt, beſeelte ihn doch zugleich eine wahrhaft kindliche Heiterkeit. Als er an ſeinem ſiebzigſten Geburtstage tiefgerührt und weinend die un-

zähligen Zeichen der Verehrung und Liebe empfing, da konnte er doch dazwiſchen hinein in köſtlichem Frohſinn Sprüche altdeutſchen Humors erklingen laſſen. So erzählte er bei Tiſche von der alten herrlichen Art unſerer Vorfahren die Dinge zu betrachten, wie da Ernſt und Humor ſo wunderbar gemiſcht ſeien. Und als Beiſpiel führte er den Spruch an:

Duck dich, Hanſel, duck dich,
Duck dich, laß vorübergân!
Das Wetter muß ſein Willen hân.

Duck dich, Hanſel, duck dich,
Duck dich, laß vorübergân!
Die Frau muß ihren Willen hân.

Duck dich, Hanſel, duck dich,
Duck dich, laß vorübergân!
Das Unglück muß ſein Willen hân.

Und von altdeutſchem Witz gab er folgende Probe:

Glück und gut Geld
Hat mir nimmer gefehlt,
Hat mir nimmer gebrochen
Als am Sonntag
Und ſechs Tag' in der Wochen!

Noch wenige Stunden vor ſeinem Tode erzählte er ſeiner Tochter Hedwig, die ſtets um ihn war, ſolche altdeutſche Scherzgeſpräche. Er ahnte nicht, daß der Friedensbote, der ihn in eine beſſere Welt abholte, ſo nahe war. Am Morgen des 28. Oktober, an einem Sonntage, entſchlummerte er ſanft und ſchmerzlos. Friedevoll wie ſein Leben war ſein Heimgang. „Ich richte mich nun wieder ein!" waren ſeine letzten Worte.

Was er geſchaffen, iſt tief eingepflanzt ins Herz unſeres Volkes. Da wird es wachſen und emporbringen, und aus der zarten Pflanze wird ein ſtarker Baum werden. Und die kommenden Jahrhunderte werden ſein Streben und ſein Wirken in immer hellerem Lichte ſehen, und ſtaunende Enkel werden ſeiner dankbar gedenken, wenn ſie im Schatten des gewaltigen Baumes wohnen und von ſeinen Zweigen köſtliche Früchte brechen. Uns aber, die wir es nicht faſſen können, daß er nun plötzlich von uns genommen iſt, mitten aus zahlloſen Plänen und Arbeiten heraus, die er noch auszuführen gedachte, uns hält tiefer Schmerz umfangen und will nicht von uns weichen. Aber wir fühlen es: ſein Werk floß aus einer höhern Gewalt. Und darum leiſe und heimlich zuerſt, und zuletzt freudig und gewiß erklingt es in unſern Herzen:

Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Dresden. Otto Lyon.

Galant, Curiös und Politiſch.

Drei Schlag- und Modeworte des Perrücken-Zeitalters.

Von **Georg Steinhauſen** in Jena.

Zwei der im Titel angeführten Worte haben in Grimms Wörterbuch eine Würdigung ihrer charakteriſtiſchen Bedeutung, wenn auch in aller Kürze, erfahren: die Worte „Galant" und „Politiſch". Namentlich der kurze Artikel R. Hildebrands: „Galant" iſt in kulturhiſtoriſcher Beziehung beachtenswert, während derjenige über „Politiſch" zu allgemein gehalten iſt. Aber ſie verdienen als für ihre Zeit ganz beſonders charakteriſtiſche Lieblingsworte, die überdies das Lebens- und Bildungsideal derſelben umſchreiben, doch eine eingehendere Betrachtung. Als drittes, weniger wichtiges Lieblingswort will ich daneben das bei Grimm überhaupt nicht oder doch nur als das heute noch übliche Curios erwähnte „Curiös" beſprechen.

Das Wort Galant iſt neuerdings noch in einer anonym in den Grenzboten erſchienenen „Rokokoſtudie": „Artig und galant" behandelt. Aber dieſe anziehende Skizze verſchiebt durch die Verbindung mit „Artig" die eigentlich kulturhiſtoriſch bemerkenswerte Bedeutung von „Galant". Als man erſt „artig und galant" ſagte, war die Blütezeit des Wortes ſchon im Schwinden. Ganz beſonders charakteriſtiſch war das Wort zu der Zeit, als man nicht nur galant, ſondern auch politiſch ſein wollte.

In meiner, kürzlich in der Zeitſchrift für Kulturgeſchichte veröffentlichten Studie: „Der vollkommene Hofmann" habe ich ſchon darauf hingewieſen, daß gerade die Worte Galant und Politiſch das äußerliche Bildungsideal jenes Zeitalters bezeichnen und als bezeichnend damals öfter hervorgehoben werden. Die kurzen Bemerkungen, die ich dort über die beiden Worte gemacht habe, will ich nunmehr zu einer ausführlichen Unterſuchung erweitern.

Alle drei uns intereſſierenden Worte finden ſich einmal in einem charakteriſtiſchen Satze eines charakteriſtiſchen Buches zuſammen erwähnt. In der Vorrede zu dem 1706 erſchienenen Buch: „Der galante und in dieſes Welt-Leben recht ſich ſchickende Menſch, vormahls aus der Italiäniſchen Sprache ſeiner Güte wegen in die teutſche überſetzet von Arione; jetzo aber, was die Methode und den Stylum betrifft, merklich gebeſſert und in Frag- und Antwort geſtellet von Fortunander" heißt es einmal: „Jemehr auch die ietzige curiöſe Welt begierig iſt, in dem galanten und politiſchen Leben zuzunehmen: ie glücklicher wird ſich der Autor ſchätzen, daß er dem geneigten Leſer hierinnen mit

suffisanten Regeln der Weißheit hat können zu statten kommen." Das galante und politische Leben wird also hier ausdrücklich als Ideal bezeichnet, und die Menschen oder vielmehr die Menschenschichten, die diesem Ideal nachstreben, erhalten das Prädikat curiös. Und daß diesem ersehnten Ideale nachzustreben nicht so leicht sei, deutet derselbe Autor gleich am Anfange des Vorworts mit dem Satz an: „Wer heute zu Tage den Nahmen eines galanten und politischen Menschens behaupten will, der muß sich gewaschen haben."

Fragen wir nun, was diese geheimnisvollen Bezeichnungen eigentlich besagen, so finden wir, daß über die Bedeutung beider Worte schon damals Uneinigkeit herrschte, und daß von allen Seiten über ihren Mißbrauch geklagt wird.

Über den Mißbrauch des Wortes Galant spricht sich die bekannte und oft citierte Stelle des Thomasius[1]) aus: „Aber a propos was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürffte uns in Warheit mehr zu thun machen, als alles vorige, zumahl da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbrauchet worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bäncken, von Feder und Dinten und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Äpfeln und Birn zum öfftern gesagt wird." Ähnlich äußert sich über das Modewort eine erheblich später niedergeschriebene Stelle in der Gottschedschen Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen".[2]) „Es scheinet eine schwere Frage zu seyn, was der französische Ausdruck, un galant homme, auf Deutsch heisse? Noch schwerer ist die andere, wenn man sich bekümmert, worinnen das eigentliche Wesen eines sogenannten galant homme bestehe? Am allerschwersten aber würde mir die Entscheidung der dritten fallen: Was nemlich von dergleichen Leuten zu halten sey? Was die erste Frage betrifft, so kann theils das Wörtchen galant, theils die ganze Redensart, einige Schwierigkeit verursachen. Jenes hat unsern heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galantem Frauenzimmer; sondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes paar Stiefeln ist unsern jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricaßee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weis mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzählte, wie sie ihrem Manne letzlich

1) Die betreffende Abhandlung ist u. a. der Übersetzung von Gratians Homme de cour, Augsburg 1711, vorgesetzt.

2) I, S. 79 flg.

einen galanten westphälischen Schinken vorgesetzet hätte. Mit einem Worte, der Mißbrauch dieses Worts ist so groß, daß alles, was man sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen und empfinden, oder sich auf einige Weise ersinnen und vorstellen kann, galant, überaus galant und vollkommen galant heissen muß." Er kommt dann, nachdem er als passendste Übersetzung für galant das Wort artig empfohlen, d. h. für ein Modewort ein neues, eben — man schrieb damals 1725 — aufgekommenes gesetzt hat, auf die Frage „was ist denn eigentlich ein wahrer galant homme?"

Die verschiedenen Antworten, die er erhält, sind diese. „Lisette sagte mir: Ein galant homme sey ein politer Cavalier." Diese wird abgelehnt, weil das eine so wenig wie das andere zu verstehen sei. „Bald sagte mir Philandra: Ein galant homme sey ein charmanter Courtisan." Wird ebenso abgelehnt. Dann erfolgt eine Antwort, die zuerst gefällt: „Ein galant homme ist ein civiler junger Mensch, der insonderheit gegen unser Geschlecht eine gute Conduite hat." Doch wird auch dies nicht für genügend befunden, „indem die gute Aufführung gegen Frauenzimmer nur eine einzige von denen Eigenschaften ist, die ein so genannter galant homme haben muß." Dem Kern des Begriffs näher zu kommen, wird dann zu dem Mittel gegriffen, zwei Exemplare von Menschen, die nach allgemeiner Anschauung galant genannt werden würden, in ihrem Thun und Treiben zu schildern. Die Skizzen sind nicht übel gelungen und geben das Modeideal jener Zeit gut wieder. Aber die endliche Erklärung des Modeworts ist doch wenig treffend: „Ein so genannter galant homme sey ein junger wohlhabender Mensch, der seinem Herzen keine Freude wehret, seine Zeit mit Lustbarkeiten, Essen, Trinken und Schlafen zubringet, und wenn es hoch kömmt, einige Leibesübungen treibet, um sich dadurch bey Leuten, die darauf sehen, beliebt zu machen."

Von anderen Erklärungen, die sich in der damaligen Litteratur finden, nenne ich diejenige in dem trefflichen Zedlerschen Universal-Lexikon.[1]) Nachdem auch hier über die mißbräuchliche Verwendung des Wortes geklagt ist — „z. E. ein Pferd, ein Haus, oder noch geringere Dinge galant nennen wollen, ist ein Mißbrauch, der bey dem Pöbel sonderlich eingerissen" —, werden als „wahrhaftig galante" Menschen solche bezeichnet, „die alles dasjenige, wodurch ein kluger Mensch sich vor der Welt sehen lässet, nach den durch die Gewohnheit politer Welt-Leute hergebrachten Manieren und Gesetzen der Wohlanständigkeit artig und angenehm darzustellen wissen." Diese Erklärung übertrifft diejenige,

1) Bd. X, Sp. 78 flg.

die einige Franzosen geben[1]) und die Thomasius an der erwähnten Stelle citiert: „Ich halte meines Bedünckens davor, daß Mr. Vaugelas und Mr. Costar die Eigenschafft der Galanterie ein wenig genauer und deutlicher beschrieben haben, daß es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne Scay quoy, aus der guten Art etwas zu thun, auß der Manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, auß Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzet werde, und dem aller Zwang, Affectation und unanständige Plumpheit zuwider sey!" Jene übertrifft diese insofern, als diese bessere Seiten dem Begriff beilegt, als er sie in Wirklichkeit besaß, und als jene namentlich das Äußerliche als punctum saliens hervorhebt. Die „Conduite" ist für den galanten Menschen das erste Erfordernis. So äußert sich denn auch Thomasius weiter: „Ja, ich meyne, daß ich nicht irren werde, wenn ich sage, daß bey den Franzosen die Galanterie und la Politesse eins sey, und dannenhero zu besserm Verstand der Galanterie alles dasjenige wohl verdiene gelesen zu werden, was rühmlich erwehnte Mademoiselle Scudery in einer andern Conversation von der Politesse anmuthig und artig anführet. Denn daß sie daselbst vermeynet, wie die wahre Politesse darauf beruhe, daß man wohl und anständig zu leben, auch geschickt und zu rechter Zeit zu reden wisse, daß man seine Lebens-Art nach dem guten Gebrauch der vernünfftigen Welt richte, daß man niemand einige Grob- und Unhöfflichkeit erweise, daß man den Leuten niemahls dasjenige unter Augen sage, was man sich selbst nicht wolle gesagt haben, daß man in Gesellschafft das grosse Maul nicht allein habe, und andre kein Wort aufbringen lasse, daß man beym Frauen-Zimmer nicht gar ohne Rede sitze, als wenn man die Sprache verlohren hätte, oder das Frauen-Zimmer nicht eines Worts würdig achtete; Hingegen auch nicht kühn sey, und sich mit selbigen, wie gar vielfältig geschicht, zu gemein mache, dieses alles, sage ich, sind solche Eigenschafften, die zu einem galanten Menschen erfordert werden." Hier tritt deutlich hervor, wie wichtig für den „galanten" Menschen das Benehmen ist. Auch bei einem für seine Zeit sehr charakteristischen Autor, bei Julius Bernhard von Rohr, findet man entsprechende Äußerungen. An einer Stelle seiner „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschafft der Privat-Personen"[2]) kommt er ebenfalls auf unser Wort zu sprechen, betont wie die übrigen citierten Autoren die Unklarheit des Begriffs — „es haben die meisten, die von lauter Galanterien reden, dunckele Begriffe dabey, und wissen

1) Der Verfasser der erwähnten „Grenzbotenstudie" läßt die Franzosen fort und schreibt die Definition dem Thomasius zu.

2) S. 4 flg.

sich dißfalls nicht deutlich zu erklären" —, geht verschiedene Erklärungen durch und meint schließlich: „Ich glaube, daß man die Galanterie am besten erklären kan, durch eine Geschicklichkeit bey seinem äusserlichen Wesen, den meisten oder doch den vornehmsten, zu gefallen." —

Wenn nun Hildebrand im Grimm'schen Wörterbuch galant als „gebildet nach französischen Begriffen" definiert, so halte ich diese Erklärung für eine sehr geschickte. Nur muß man sich erinnern, daß diese französische Bildung, die damals in Deutschland so sehr geschätzt wurde, in Äußerlichkeiten, die meist ungeschickt nachgeahmt wurden, das Wesen der Sache sah, daß alles, wie gesagt, auf die „Conduite" ankam. Es gehörte weiter zur galanten Bildung Kenntnis der französischen Sprache und Geschicklichkeit in einigen modischen Fähigkeiten, dazu einige rein äußerliche Kenntnis von Dingen, über die man konversieren konnte. Darüber äußert sich Rohr sehr treffend[1]): „Es bestehet aber die galante Gelehrsamkeit darinnen, daß man sich vornehmlich diejenigen Wissenschafften bekandt mache, die zu der Zeit bey den Hof- und Welt-Leuten in besondern Credit stehen, und aus mancherley andern Wissenschafften das artigste heraus lese, dadurch das Gemüthe mehr belustiget, in angenehme Verwendung gesetzt, als mit allzusauern und mühsamen Nachsinnen beschwehret werde, und dasselbe zu rechter Zeit und an rechten Ort anbringen lerne."

So stimmen Rohr, Thomasius, Zedler im großen und ganzen überein. In Kürze charakterisiert Rohr die Sache einmal[2]) so: „Wer die Pflichten der Tugendlehre beobachtet, wird mit Recht ein ehrlicher, redlicher Mann oder ein honet homme, nach dem Frantzösischen genannt; wer den Maximen der Politique folget, heist ein verschlagner, ein geschickter, ein weltkluger Mann, und wer sich in das Ceremoniel-Wesen wohl zu schicken weiß, wird als ein galant homme, ein politisch- und manierlicher Mensch gerühmt."

Er erwähnt hierbei auch das Wort „Politisch" und scheint es fast dem „Galant" gleichzusetzen. Andererseits erwähnt er die Maximen der Politique und hätte den, der diesen folgt, richtiger „politisch" genannt. Es scheint, als ob auch hier Unklarheit oder vielfache Verwendung herrschte.

In der That finden wir dieselbe Erscheinung, wie bei Galant. Wir hören verschiedene Definitionen und hören über den Mißbrauch des Wortes klagen. So beginnt der Artikel in Zedlers Lexikon[3]) mit

1) Ebd. S. 6.
2) Ebd. S. 4.
3) Universal-Lexikon XXVIII Sp. 1528 flg.

der Erklärung, daß das Wort „vielem Mißbrauch unterworffen" sei und fährt dann so fort:

„Zuweilen legt man diesen Nahmen Leuten bei, denen er gar nicht zukommt, als denenjenigen, die von Flatterien Handwerk machen, nicht nur allen Leuten nach dem Maul reden, sondern auch auf eine recht sclavische Art sich gegen andere demüthigen, als wären Fuchsschwäntzer und Politici Leute von gleicher Sorte. So müssen auch diejenigen Politici heissen, welche durch unrechtmäßige Art ihre zeitliche Glückseligkeit zu befördern bedacht sind, da doch die wahre Klugheit mit den Regeln des Gesetzes nicht streiten darff. Arglistige Leute, welche ihren unredlichen und eiteln Absichten einen Schein der Vernunfftmäßigkeit geben, pflegt man auch Politicos zu nennen, ohnerachtet ein rechter Politicus rechtmäßige und redliche Absichten durch wohl ausgesonnene Mittel auszuführen suchet. Dieses sind solche Bedeutungen, die mit dem Wesen der wahren Politic gäntzlich streiten. Es heissen auch diejenigen Politici, welche sich in ihrer Aufführung nach der Mode galanter Leute richten, es betreffe nun solches ihre Kleidung, ihre Reden oder sonst andere Verrichtungen, auch das Studieren, wie man denn die Studien, so sonderlich von galanten Leuten erlernet werden, politische Studien nennet. Dergleichen Leuten beobachten zwar was von der Klugheit, aber das macht die gantze Politic noch nicht aus, indem die Höflichkeit, die Manierlichkeit, Wohlanständigkeit, nur als Gründe der politischen Klugheit mit anzusehen. Doch hat diese Bedeutung eine genauere Verknüpfung mit der wahren Politic, als die erstern. Im gemeinen Leben nennt man diejenigen, welche in öffentlichen Bedienungen, so nicht geistlich sind, stehen, Politicos, da man alle Aemter in geistliche und weltliche eintheilet, und wer ein weltliches bekleidet, wird von dem Pöbel ein Politicus, und im Deutschen ein Weltmann genennet, dahero auch die Juristen Politici heissen, welches wohl daher kommen, weil man lange Zeit die Politic so enge eingeschrencket und sie nur als eine Lehre vom Staat oder Republic angesehen, und dahin viele Quaestiones juris gebracht ... Das ist ein wahrer Politicus, welcher vermöge eines munteren und mit einem wohlgeübten Judicio verknüpften Ingenii sich gegen die Güter, die als Mittel zur Erlangung der unmittelbaren Güter dienen, als Ehre, Reichthum, Gemächlichkeit, geschickt verhält, und seine und anderer äusserliche Glückseligkeit auf eine rechtmäßige Art zu befördern weiß."

Dieser Artikel schließt sich sehr eng an die Vorrede zu dem „Politischen Philosophus, das ist, vernunfftmäßige Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben" von Christoph August Heumann an, wo es so heißt:

„Hierinnen wirstu mit mir einig seyn, daß dieses Wort gar vielem Mißbrauch unterworffen sey, und daß viele nicht nur sich selbst in die Claße der Politicorum setzen, sondern auch von andern davor gehalten, und also genennet werden, denen doch dieser Titel keines weges mit Recht gebühret. Denn erstlich heißet man denjenigen einen Politicum, der sich äusserlich wohl aufführet und so wohl in der Kleidung galant ist, als auch in Complimenten seine Person wohl zu spielen weiß ... Vors andere nennet man diejenigen Politicos, die von flatterien profession machen und nicht nur allen Leuten aus grössester Falschheit nach dem Maule reden, sondern auch auf eine recht sclavische Art sich gegen andere submittiren ... vors dritte ... einen solchen Mann ... welcher, er mag nun ein Regent oder Staats-Minister oder eine Privat-Person seyn, per fas et nefas, mit Lug und Trug sein zeitliches Interesse zu befördern bedacht ist ... Etwas geringer ist der Irrthum derjenigen, bey welchen vierdtens ein Jurist und ein Politicus gleichgültige Worte sind ... Fünfftens heisset bey etlichen ein Politicus so viel als ein Orator, absonderlich wenn er zugleich die Geographie, Genealogie, neue Historie und Heraldic, welches man Politische studia nennet, verstehet ... Sechstens müssen alle diejenigen Politici heißen, die in öffentlichen Bedienungen, die nicht geistlich sind, stehen. Denn man theilet alle Aemter ein in weltliche und geistliche, und wer ein weltliches bekleidet, der hat bei dem Pöbel die Ehre, ein Politicus zu heissen. Daher ist es auch gekommen, daß man einen Politicum im Teutschen nennet einen Welt-Mann."

Ganz ähnlich äußert sich J. J. Lehmann in seiner „Anleitung, die wahre allgemeine und sonderlich die Staats-Klugheit gründlich zu erlernen". Auch er spricht von dem großen „abusus" des Worts politisch und meint[1]), daß man unter einem Politicus erstens einen Juristen verstehe; weiter den „welcher auf eine heimliche, verdeckte, verdrehete und listige Art die Leute zu betrügen weiß"; drittens wollen die so genannt werden, „welche sich in dem äusserlichen decoro recht galant aufzuführen wissen".

Am gründlichsten hat sich schon 1662 Conring[2]) mit der Sache beschäftigt. Auch bei ihm, dem nach Lehmanns Wort „um die gelehrte Welt und sonderlich um die prudentiam politicam hochmeritirten" Autor, interessiert uns weniger die eigene Ansicht als das, was er über den von ihm bekämpften Gebrauch des Wortes berichtet. Er meint: si vulgus quidem audias, politicus aut homo civilis est, quisquis morum aliqua

1) S. 12 flg.

2) De civili prudentia S. 1 flg.

urbanitate et cultu valet prae reliquis. Weiter hießen Politisch, qui blandiri duntaxat norunt omnibus aut adsentari. Der Zusatz: quod tamen itidem vulgo solet haud paucis videri zeigt, daß dies eine sehr häufige Anwendung war. Weniger wichtig ist folgende Stelle: „Invaluit hodie tetra quaedam et horribilis acceptio vocis politici, qua is demum ita audit, qui ad commodum rei publicae unice omnia sic dirigit, ut pietatem divinumque cultum huic postponat imo habeat insuper. Endlich hören wir auch wieder, daß die Juristen Politici genannt wurden.

Ehe wir weitere zeitgenössische Stimmen uns zu Nutze machen, erscheint es dienlich, die bisherigen Äußerungen zusammenzufassen. Sie stimmen alle darin überein, daß damals von der großen Menge mit dem Ausdruck „politisch" 1. die galanten Leute, 2. die Fuchsschwänzer, Schmeichler und Streber, die immer nur ihren Vorteil im Auge hatten, 3. die weltlichen Beamten, namentlich die Juristen, auch die Welt-Leute überhaupt bezeichnet wurden.

Um die für die Perrückenzeit bezeichnendste Bedeutung festzustellen, will ich kurz die historische Entwickelung des Begriffs skizzieren. Mit der Reformation begann bekanntlich ein ungeheurer Aufschwung des politischen Lebens in Deutschland. Sie war bald nicht mehr eine rein religiöse Frage, sondern wesentlich eine diplomatisch-politische, die eine große Schreibthätigkeit hervorrief. Es kamen hinzu die sonstigen, immer regeren innerpolitischen Verhandlungen, die auswärtigen Verwickelungen mit Frankreich und Italien, weiter die Türkengefahr. Es entwickelte sich ein großes Gesandten-, Berichterstatter- und Agentenwesen.[1]) Die Politiker, die „Federfuchser" begannen sehr wichtige Leute zu werden. Auf ihre Bildung und ihr Gebahren wirkte vielfach das Vorbild der gewandten französischen Diplomaten. Weltklugheit und äußere Gewandtheit wurden wesentliche Erfordernisse. Und diese Färbung erhielt auch früh den Begriff „politisch". In Fischarts Geschichtsklitterung finden wir solche Anwendung schon: „Als nun Meister Gobelin abgeschieden", heißt es da[2]), „berathschlug Grandgoster mit gedachtem Vicekönig, was man ihm (Gargantua) für ein Präceptor solte zuordnen, da war unter jhnen beschlossen, den Ehrenbrecht Kundlieb von Arbeitsteg ... zu erfordern, denn der verstund sich vmb Politisch Leben". — Noch wichtiger wurde dann die Klasse der Politiker durch den dreißigjährigen Krieg, insbesondere die Friedensverhandlungen. Nach dem Frieden kamen diese weltklugen Politiker in allen deutschen Staaten und Stätchen zu großer Macht und zu großem Einfluß. Freytag charakterisiert sie so: Es „zog nach dem Frieden eine

1) Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. I, S. 126 flg.

2) Scheible, Das Kloster. Bd. VIII, S. 266.

Generation von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urteil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in der Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt den eigenen Vorteil nicht zu vergessen". Solch ein Politicus zu werden, wurde für viele das Ideal, und politisches Interesse — politisch hier noch wesentlich in Bezug auf den Staat und das öffentliche Leben — zu haben, wurde für den, der seiner Zeit folgte, unbedingt notwendig. Noch später äußerte sich Christian Weise in: „Die drey klügsten Leute von der gantzen Welt"[1]), darüber gelegentlich so: „Es ist itzo ein kluges seculum, ein jedweder hausjunge bekümmert sich umb die welthändel; doch man muß den leuten die freude lassen, sie nehmen doch nur die schalen und lassen den kern dahinten: also thun sie denen Politicis schlechten schaden".

Dieses allgemeine Interesse zeigt sich vor allen Dingen in einer höchst ausgedehnten Litteratur. So sagt einmal Bose[2]): Hoc autem et superiori seculo magno conatu et certamine compendia politica scribi coepta sunt, iisque orbis ad nauseam usque impletus". Als Unterrichtsgegenstand auf Universitäten wurde die Politik ganz besonders bevorzugt. Ja auch auf den Schulen begann man sich damit zu beschäftigen: „Was die Politica ist, das wollen itzt auch die Kinder wissen".[3])

Aber der Begriff der Politic hatte auch schon eine andere Färbung angenommen. Jenes Element der Weltklugheit trat stärker hervor. Neben der Staatsklugheit gab es schon früh eine allgemeine und private Lebensklugheit, die man auch Politic nannte. Schon 1650 und früher wird deutlich, wie stark diese Färbung hervortrat, wenn es z. B. heißt[4]), daß „unzehlich viel Ethiken und Politiken in allerley Sprachen geschrieben, wie ein Welt- und Hofmann beschaffen und mit allen Tugenden begabt seyn solle". Diese Ausdehnung des Begriffs über die eigentliche Staatsklugheit hinaus stammte wesentlich aus den romanischen Ländern. „Sonder-

1) Augsburg 1710, S. 115.

2) De prudentia et eloquentia civili comparanda diatribae isagogicae. Jenae 1699. S. 3 flg.

3) Der Politische Näscher von R. J. O. Leipzig 1679. S. 11.

4) L'Honneste Homme, das ist: Der Ehrliebende Welt-Mann, Erstlichen ... durch ... den Herrn Faret herausgegeben u. s. w. Leipzig 1650. Vorrede. Vgl. auch Lehneiß Aulico-Politica. 1622 S. 21: „Also lehret Politica ferner, wie er sich auch in vita civili gegen andern Menschen verhalten solle."

lich haben auch die Franzosen und Italiäner", sagt Rohr[1]), „als welche in dergleichen Sachen gar geschickt und sinnreich sind, unterschiedene Regeln, Reflexions und politische Maximen geschrieben, dadurch die Lehre der prudentiae privatae und publicae in einem und andern erleichtert und erläutert wird."

So gewinnt denn das Wort Politic allgemein einen weiteren Begriff; der beschränktere ist die eigentliche Staatsklugheit; jener weitere, die „Privatklugheit", die allgemeine Klugheit zu leben. In Stolles kurzgefaßter Lehre der allgemeinen Klugheit, die ziemlich am Schluß dieser Periode (1748) erschien, wird denn auch jene Scheidung wiederholt, wie eine selbstverständliche, angeführt.[2]) Im Vorbericht zur „Politischen Nachricht von sorgfältigen Briefen" nennt Weise im Gegensatz zur eigentlichen Politic diese, die „ad conversationem sui ipsius geht", die „galante Politica".

Nunmehr wissen wir, was man damals vorzugsweise unter Politic verstand. Diese Art von Politic war es, in die alle Welt damals eingeweiht werden wollte. „Unser gegenwärtiges Seculum", heißt es in des Buddeus Büchlein: „Kürtzester und leichtester Weg, die Grundsätze und Beschaffenheit Einer gründlichen Moral und Politic zu erlernen"[3]), praetendiret von allen jungen und alten Leuten, besonders aber von denen Gelehrten eine sattsame oder hinlängliche moralische und politische Klugheit, so daß fast keiner bey der heutigen Welt wohl fortkommen kann, der sich nicht täglich in dieser Kunst perfectioniret". In diesem Sinne wird denn auch die Politic vielfach definiert. Fortunander[4]) meint von der politischen Klugheit: „Sie siehet auff die äusserliche Conduite des Menschen, es sey nun ein Fürst oder eine Privat-Person, und ist darinne beschäfftiget, daß Land und Leute, Gut und Vermögen, Ehre und Respect, Leib und Leben keinen Anstoß leyden möchten". Am treffendsten definiert Rohr[5]): „Die Politica oder die Klugheit zu leben bewerkstelliget dieses letztere (nämlich „wie man auf eine zuläßige Weise sich durch seine Handlungen mancherley Nutzen zuwege bringen, und einigen Schaden abwenden soll") und giebet Cautelen, wie man auf eine bequeme Weise sein Interesse befördern soll". Dieser Definition entspricht auch die oben aus Zedlers Lexikon angeführte Definition des wahren Politicus.

---

1) Einleitung zur Staatsklugheit. S 18.
2) S. 20, 25, 39.
3) S. 2.
4) a. a. O. S. 1.
5) Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen S. 3.

Mit dieser Klugheit zu leben beschäftigten sich denn auch die meisten der zahllosen Bücher, die damals als rechte Modelitteratur gelten können. Aus dem Spanischen — hier war Balthasar Gracians arte de prudencia, die, wie Thomasius sagt, „aus lauter Regeln geschickt und artig zu leben besteht", das erste berühmte Buch dieser Art — und Italienischen wurden sie in das Französische übersetzt und aus Frankreich wurden dann diese und zahlreiche originalfranzösische nach Deutschland importiert, wo man sich denn auch bald selbständig in dieser Gattung versuchte. Hier galten als die besten Klugheitslehren die von Thomasius, v. Rohr und Heumanns Politischer Philosophus[1]). Diese zahlreichen Wegweiser zur Glückseligkeit — in einem[2]) heißt es einmal: „massen nun fast keine beliebtere Materie seyn kan, als wovon dieses handelt, namentlich wie man recht zu dem Weg der Glückseeligkeit gelangen könne" — hatten doch trotz vieler Verklausierungen eine sehr äußerliche Glückseligkeit im Auge. Es sollte gezeigt werden, wie man sein Glück in dieser Welt machen könne und wenn man auch von moralischen Bemerkungen triefte, man lehrte doch nur äußerlichste Weltklugheit. Und wenn jene angeführten Definitionen der Politic[3]) „die äußerliche Glückseligkeit" nur „auf eine rechtmäßige Art befördert" (Zedler), oder nur „auf eine zulässige Weise" „Nutzen zu wege gebracht" (Rohr) wissen wollten: es kümmerte sich die große Welt um diese Einschränkung nicht; durch servile Gewandtheit des Benehmens, durch äußern Schein und selbstsüchtige Streberei und Gesinnungslosigkeit hinaufkommen, womöglich zum Hofe, diesem idealen Mittelpunkt des damaligen Lebens, gelangen, das war das Ziel der Politic, wer das verstand, war ein „politischer" Mensch.

Das erkennt auch einmal Rohr an.[4]) Er spricht von der „Klugheit" und unterscheidet eine wahre und ein falsche Politic. „Die falsche sucht dasjenige, was ihren Haupt-Passionen convenient ist, mit der größten Begierde, sie läßt sich unbekümmert, ob sie befugt sey, nach diesem oder jenem zu streben oder nicht, wann sie nur ihren Zweck er-

1) Vergl. Stolle, Kurzgefaßte Lehre der allgemeinen Klugheit S. 22 flg.

2) Formentin, Weg zur Glückseligkeit, übersetzet durch Contento. Hamburg 1709.

3) Vergl. auch noch Lehmann a. a. O. S. 47: Die Prudentia politica ist diejenige practische disciplin der Philosophie, welche in gegründeter und deutlicher Ordnung die maximen oder Regeln der Klugheit in sich hält, welche von denen äußerlichen Umbständen menschlicher Verrichtungen hergeleitet werden, die teils auf die Beförderung der action, teils auf die Wegräumung der Hindernisse sehen umb dadurch den Menschen so zu instruiren, daß er seine wahre Glückseligkeit desto commoder und leichter erlangen und erhalten könne.

4) Einleitung zur Staats-Klugheit S. 1 flg.

reicht, bedienet sich aller Mittel, die sie als möglich vor sich siehet, sie mögen zulässig oder unzulässig seyn, es mag ihr Nechster darunter leiden oder nicht" ꝛc. ꝛc. Von den weiteren Sätzen führe ich noch einen damals fast überall zutreffenden an: „Sie steckt sich hinter gewisse Leute, die bey den Fürsten viel gelten, die intercessionales einlegen müssen". Dann aber heißt es: „Es ist die falsche Politic, ob sie gleich mehr vor eine Thorheit und Verblendung des Satans, denn wahre Klugheit zu halten, grand mode".

Damit stimmen denn auch jene Verse Logaus überein, die „politisch" also definieren:

„anders sein und anders scheinen,
anders reden, anders meinen —
wer sich dessen will befleißen,
kann politisch heuer heißen" (1, 9, 71).

und:

„was heist politisch sein? versteckt im Strauche liegen,
fein zierlich führen um und höflich dann betriegen" (2, 1, 52).

Ich glaube so die charakteristischeste Bedeutung von „Politisch" hinlänglich festgestellt zu haben. Durchaus nicht immer war sich so ein Politicus der Unsittlichkeit solcher Maximen, um jeden Preis „sein Interesse" zu befördern, bewußt, er kam sich im Vollbesitz seines äußeren galanten Auftretens, seiner politischen Studia, seiner Fähigkeit, die Menschen zu erkennen und zu benutzen, vielmehr höchst bewundernswert vor und war stolz, wenn er nun eine hohe Ehrenstelle erlangt hatte, überall als vollkommener Hof- und Weltmann, als ein rechter Politicus zu gelten. Es ist das jene niedrige, äußerliche und unsittliche Lebensauffassung, die für das 17. Jahrhundert so ungemein bezeichnend ist. Ihre Allgemeinheit und ihre Selbstverständlichkeit in jener Zeit habe ich schon in meiner „Geschichte des deutschen Briefes"[1]) dargelegt.

Die Charakterisierung, die ich eben von einem Politicus gab, zeigt auch, wie erklärlich es ist, daß das Wort in mehrfacher Bedeutung angewandt wurde. Wesentlich konnte sich so ein politischer Mensch nur im öffentlichen Leben, d. h. damals besonders auch im Hof-Leben bewegen. Er hatte „Sehnsucht nach den politischen Hof-Suppen" und wollte „aus der politischen Beförderungs-Schüssel naschen."[2]) Daher denn die höheren Beamten und die Hof-Leute, überhaupt die Welt-Leute dieses Prädikat besonders verdienen. Daß auch vielfach die ursprüngliche engere Bedeutung: staatsklug in die Bezeichnung hineinspielt, ist klar. Ein richtiger Politicus, der nach Staatsehrenstellen und nach dem Hofe strebte, mußte in der eigentlichen Staatsklugheit natürlich besonders be-

1) II S. 140 flg.

2) Weisens Kurtzer Bericht vom politischen Näscher. S. 157.

wandert sein oder wenigstens so thun. Daher nennt auch Weise die Politica, hier die eigentliche, mit Recht eine „galante Disciplin“.[1]) Und wenn man endlich häufig auch die galanten Menschen politisch nannte, so sah man auf das Äußere. Die Galanterie war Vorbedingung für jeden Politicus; galant war modern, und der Politicus konnte nie gegen die Mode handeln, sondern mußte in ihr excellieren.

Ein in gewisser Weise schillernder Begriff bleibt „Politisch“ immerhin. Gleichwohl wird das Wesen desselben klar geworden sein, und wir verstehen nun jene oben erwähnte Forderung, daß damals alles darauf ankam, „in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen“. Alle Welt bemühte sich „sowohl in der politischen Klugheit, als auch in denen zur Conversation benötigten Tugenden (in welchen eigentlich die galanterie bestehet) sorgfältig angewiesen“[2]) zu werden.

Leicht erklärlich ist es nun ferner, daß solche vielsagenden Schlagworte im modischen Jargon sich abschliffen und überall gebraucht wurden, um der Sache ein gewisses Air zu geben. Einer der in der Litteratur diese Worte besonders gern gebraucht, ist Christian Weise. Man braucht bei ihm in der Regel keinen tieferen Sinn dahinter zu vermuten. So giebt es von ihm eine Anweisung für den Redner unter dem Titel: „Politischer Redner“, einen Briefsteller unter dem Titel: „Politische Nachricht von Sorgfältigen Briefen. Nebenst einem Vorbericht vom galanten Hoff-Redner“. Bekannt ist von ihm „Der politische Näscher“. Er scheint aber doch das Zusatzwort Politisch als eine ganz besondere Finesse von sich aufgefaßt zu haben. Denn er beklagt sich,[3]) daß andere Anonymi auch das Wort gebraucht haben und auf dem Titel die Liberey des Politischen Redners oder des Politischen Näschers geführt haben, um den Anschein zu wecken, als sei das betreffende Werk von Weise. „Und da hat kein Hechelmacher, kein Bratenwender, kein Maul-Affe können hingeschmieret werden, er hat müssen Politisch heissen. So wenig aber mich das Lumpenwesen angehet, was andere Papier-Verderber vor Grillen fangen; so sehr muß ich mich über die unverschämten Leute beklagen, die alle unpolitische Chartecken vor meine Arbeit verkaufft und hierdurch an vornehmen Orten meiner Existimation einen ziemlichen Fleck angeschmieret haben.“

Der Titel „Politischer Näscher“ soll freilich allegorisch sein.[4]) Doch giebt Weise gelegentlich selbst eine Aufklärung über die von ihm beliebte

1) Politische Fragen, das ist: Gründliche Nachricht von der Politica. Vorrede.
2) Fortunander a. a. O. Vorrede.
3) Neu Erleuterter Politischer Redner. Vorrede S. 5.
4) Vergl. Weisens Bericht vom politischen Näscher S. 115, 156.

Anwendung solcher Worte: „Rede mit der Welt", sagt er einmal,[1]) „und lasse dir die neue Mode gefallen, sonst bleibstu ein kluger Mensch vor dich alleine".

Er brauchte sie gern, eben weil es Modeworte waren. So finden wir denn auch das dritte der uns beschäftigenden Worte, Curiös, bei ihm außerordentlich oft angewandt. Von seinen Schriften haben z. B. folgende das Wort im Titel: Curiöse Gedanken von Wolken-Brüchen, Curiöse Gedanken von den Nouvellen oder Zeitungen, Curiöser Körbelmacher, Curiöse Gedanken von der Imitation der lateinischen Autoren und andere. Dieses Wort Curiös ist im galanten Zeitalter außerordentlich beliebt, sagt aber viel weniger, als galant und politisch. Die eigentliche Bedeutung ist völlig klar. Überall und zu allen Zeiten, besonders aber damals „ist man curieus und will allzeit was neues wissen."[2]) „Und diese Curiosität", sagt Weise,[3]) „belustiget sich an neuen, an unerhörten und an unverhofften Dingen". Er erläutert das durch bezeichnende Beispiele. „Man erzehle nur bey dem Frauen-Zimmer was vor eine facon von Zeuch oder Band mit der nechsten Post aus Frankreich kommen ist; ich will wetten, Chrysostomus, wen er aufstünde und seine guldene Worte in Deutsch übersetzen lernte, so würde er mit solcher Attention nicht gehöret werden." Oder: „Es ist wohl ein Ding ob ich meine klugen Sprüche aus dem Seneca gelernet habe oder ob ich den Balzac zu rathe ziehe. Doch weil dieser nicht so alt ist, so lassen sich seine Worte viel anmuthiger vorbringen." Neben dieser Sucht nach dem Neuen, dem Modernen, ist auch die Suche nach Curiositäten von ihm erwähnt (das „unerhörte"), beide gleich bezeichnend für den wiederholt betonten äußerlichen Geist der Zeit. So hörte oder las man gern Sachen, wie solche: „Angelus Politianus gedencket etlicher Völker, da sich die Männer an der Weiber statt in das Wochen-Bette legen" u. s. w. — Um einen Begriff von dem Geschmack der Zeit an solchen curiösen Dingen zu gewinnen, lese man einmal Paullinis zeitkürzende Lust. Alle Welt ließ sich gern „curieuse Liebhaber"[4]) nennen.

Wie die gelehrte Litteratur des 17. Jahrhunderts ihre Lust an Curiositäten hatte, ist bekannt. Es giebt übrigens eine ganze zeitgenössische gelehrte Litteratur über die curiosität,[5]) die zwar nur allgemein den Nutzen der curiositas erörtert, immerhin aber zeigt, daß das Wort damals gern gebraucht und der Begriff erörtert wurde. „Wie nun aber

1) Ebenda S. 76.
2) Ebenda S. 24.
3) Ebenda S. 29.
4) z. B. Vorrede zu Weise, Politische Fragen.
5) z. B. von Stolle (de curiositate), von Silberrad u. a.

eine Neugierigkeit", heißt es bei Zedler,[1]) „in gehörigen Schranken nicht zu verwerffen: so ist hinwiederum die gelehrte Curiosität, aber ebenfalls in gehöriger Proportion, vornehmlich jedem Gelehrten anzupreisen".

Die ganze Sucht, namentlich aber als Sucht nach dem Modisch-Neuen, ist für die damaligen Menschen so bezeichnend, daß Fortunander, wie oben erwähnt, von der „ietzigen curieusen Welt" sprechen kann und damit ein charakteristisches Epitheton giebt. Prägnant ist es aber hier kaum gemeint. Denn der Gebrauch verwischte die prägnante Bedeutung immer mehr, und wie wir bei den Weiseschen Büchertiteln gesehen haben, wurde das Wort als reines Modewort angewendet, um etwas recht in die Augen stechendes, recht modisches zu bezeichnen.

So meinen einmal die „vernünftigen Tadlerinnen"[2]) von einem recht galanten Menschen, daß ihm „vor allen Büchern ekle, die in seiner Muttersprache geschrieben werden". — „Wie er denn auch unsere Blätter nicht lesen will, weil es seiner Meynung nach nicht möglich ist, daß diese deutschen Zettel einiger Galanterie fähig sein sollten. Wenn wir wenigstens den Titel curieuse Penséen der raisonablen Tadler-Assemblée, so würde es ihm noch einiger massen galant geklungen haben." Curieus war also ein Modewort der galanten Welt.

Ich führe zu weiterem Beweise noch eine Reihe von charakteristischen Büchertiteln an: Curieuse Hausapothek. Frankfurt 1699; Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexicon. Frankfurt 1739; Curieuser Affecten-Spiegel von Melissantes. Frankfurt 1815; Curieuse Kunst und Werk Schul. Nürnberg 1732; „Der wohlerfahrene und curiöse Kellermeister", Huhold, Curieuse Nachricht von denen heute zu Tage grand mode gewordenen Journal, Quartal- und Annual-Schrifften; Neu eröffnete Assemblée oder Zusammenkunft derer curieusen und gelehrten Novellisten, Curieuses Bücher-Cabinet oder Nachricht von Histor. Staats- und galanten Sachen u. s. w. u. s. w.

Ähnlich wie man alles mögliche galant nannte, bezeichnete man vieles curieus. In den von Balli-Gontard herausgegebenen „Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" finde ich beim 24. Januar 1727: „Eine curieuse Flinde, woraus man mit Pulver und Wind schießen kann, ist alhier zu sehen." Hier kann man curieus allerdings durch merkwürdig ersetzen und die Anwendung für die Sucht nach Curiositäten bezeichnend sein.

Man sprach endlich auch viel von curieusen Menschen, um die Leute nach dem Herzen der Zeit zu bezeichnen. So heißt eine Zeit-

1) XXIV, 173 flg.

2) I S. 85.

schrift: „Aufgefangene Briefe, welche zwischen etlichen curieusen Personen über den itzigen Zustand der Staats- und gelehrten Welt gewechselt worden." Und bei Weise[1]) heißt es einmal: „Die recommendation-Schreiben machen sich in diesem Seculo dermassen gemein, daß ein curieuser Mensch Bedenken tragen möchte, solches zu versuchen."

Jedenfalls trägt auch dieses Schlagwort zur Erkenntnis jener Zeit bei. Und so wissen wir nunmehr nach langem Umschweifen, was jener Satz Fortunanders, nach dem die „ietzige curiöse Welt begierig ist, in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen", zu besagen hat.

Zum Unterricht des Mittelhochdeutschen.

Von **Karl Wehrmann** in Kreuznach.

In dem Bötticherschen Aufsatze: „Wie ist die preußische Bestimmung über die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda zu verstehen und auszuführen?" (siehe Heft 9 des Jahrganges 1893) richtet der Verfasser an die Fachgenossen die dringende Bitte, sich über die Lektüre des Nibelungenliedes öffentlich auszusprechen. Böttticher selbst giebt in dem Aufsatz seine Ansicht oder vielmehr die der Berliner Kollegen, welche sich in der Gesellschaft für deutsche Philologie zusammenfinden, kund. Die Herren glauben in diesen Ausführungen und den fünf Thesen, in welchen sie ihre Ansicht zusammenfassen, den eigentlichen Sinn des Gesetzgebers getroffen zu haben, unter welchem sie den Verfasser der Lehrpläne und Lehraufgaben für das Deutsche verstehen. Ich bin auch der Ansicht, daß die aufgestellten Thesen immerhin als eine sehr maßvolle und ruhige Auffassung der betreffenden Bestimmungen der neuen Lehrpläne gelten können. Wenn aber gesagt wird, daß die Bestimmung über die Lektüre des Nibelungenliedes in Obersekunda unter den vielen Bestimmungen der neuen preußischen Lehrpläne vielleicht die unklarste sei, so scheint mir diese Ansicht doch auf einer ganz irrigen Auffassung des Lehrplanes zu beruhen. Und ebenso ist die Klage Böttichers kaum berechtigt, wenn er die jetzige Lage einen unerträglichen Zustand nennt, nur weil diese Bestimmung so undeutlich sei. Ist denn das wirklich so undeutlich, wenn es da heißt: „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben, welche vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind". Das muß jeder zugeben, daß diese Angabe sehr allgemein gehalten ist; es wird ja nicht einmal angegeben, ob die Proben aus dem mittelhochdeutschen Text des Nibelungenliedes genommen werden sollen, und das

---

1) Politische Nachricht von sorgfältigen Briefen II S. 285.

ist doch sicherlich die Absicht des Verfassers dieser Bestimmung. Indessen darf man wohl annehmen, daß diese ganze Verfügung absichtlich so dehnbar und allgemein gehalten ist, damit nun jeder Lehrer des Deutschen nach seiner eigenen ernstesten Auffassung den Unterricht übernehme und dessen Ausführung im Einzelnen überlege. Nun mag jeder seine Erfahrungen sammeln und möglichst auch mitteilen: aus diesen Erfahrungen aber kann man mit der Zeit ein Ergebnis ziehen, das man dann schon eher als allgemeine Richtschnur gelten lassen kann, als es bei den von Böttticher aufgestellten Thesen bei der Kürze der wirklichen Erfahrung jetzt schon möglich ist. Vielleicht wird man die Lektüre des Nibelungenliedes später nach Ober- oder Unterprima, vielleicht gar in die Untersekunda legen. Wer weiß es? Früher hat man gerade deshalb mit dem Unterricht der mittelhochdeutschen Litteratur Schiffbruch gelitten, weil man den Lehrern nicht die genügende Zeit ließ, um ruhig im Unterricht Erfahrungen zu sammeln und danach allmählich die geeignete Lehrweise und die richtige Stoffverteilung zu finden. Nur jetzt keine Überhastung! Wir Germanisten sollten uns von Herzen freuen, daß dem Mittelhochdeutschen wieder ein kleines Pförtchen in den Unterrichtsbau unserer höheren Schulen geöffnet ist, und da mag nun jeder auf seine Weise eintreten und sich dort zurecht finden. Abgesehen von anderen Gründen, ist es doch auch der Übereifer germanistisch gebildeter Lehrer gewesen, welche durch die übermäßige Betonung ihrer Wissenschaft, durch eine einseitige, grammatische Lehrweise es selbst verschuldet haben, wenn die Behörde damals den mittelhochdeutschen Lehrstoff aus dem Unterricht des Deutschen an unseren höheren Schulen einfach strich.

Es ist auch gar nicht so schlimm, wenn der eine Lehrer vorläufig diesen Stoff so behandelt, der andere so. Es führen auch hier viele Wege nach Rom. Und wenn Böttticher es beklagt, daß viele Bitten um Aufklärung bis jetzt vergeblich an die Behörde gerichtet worden seien, so halte ich es für ganz richtig, wenn die Behörde diese Bitten unerhört und die Lehrer einfach die Wege selber suchen läßt. Hier denken ohne Zweifel die maßgebenden Persönlichkeiten freier als die ausübenden Organe. Direktor Oskar Jäger „schwelgte“ auf der letzten Direktorenkonferenz „geradezu in Befriedigung“, als der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Stauder seinen Standpunkt über die Auffassung der Lehrpläne klar legte. Selten hat mir ein Wort soviel Freude gemacht, als dieses Wort „Ausblicke“ in den Lehrplänen des Deutschen für die Obersekunda. Da heißt es: „Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik“. Was läßt sich da nicht alles von einem denkenden Lehrer hineinlegen? Wie glücklich muß er sich ob der Freiheit fühlen, die ihm hier gelassen

wird! Ich selbst stehe auf dem Standpunkt, daß bezüglich der Methode wie des Lehrstoffes dem Lehrer möglichst viel Freiheit gelassen werde. Nur keine Entschlüsse! Nur keine Vorschriften! Gerade die Freiheit unseres deutschen Unterrichts mit den vielen ungelösten Fragen über Methode und Stoffauswahl mag mit der Zeit vorbildlich sein für andere Fächer des Unterrichts an unseren höheren Schulen. Die strenge gleichmäßig durchgebildete Methode, das abgerundete, abgeschlossene Wissen, wie wir es in den anderen Fächern finden, was sich so schön in Prüfungen abhören und sich so genau kontrollieren läßt: alles das haben wir im deutschen Unterricht nicht, aber wir wollen es auch nicht. Es ließe sich ja das grammatische Wissen und die Lektüre im deutschen Unterricht mit leichter Mühe in einen festen Kanon zusammenfassen, der nun überall derselbe wäre. Wir glauben, daß die Lehrpläne des Deutschen mit voller Absicht so frei gehalten sind, und jeder weitere Schritt wird nach der Richtung der individuellen Freiheit der einzelnen Lehrer und Schulen sein.

So werden wir denn auch die Thesen, welche wir in Böttichers Aufsatz finden, als Ansichten auffassen müssen, die noch nicht als sicher feststehende Normen gelten können. Wenn auch diese Thesen, wie in dem Aufsatz mitgeteilt wird, auf der letzten Philologen-Versammlung in Wien die einstimmige Zustimmung der germanistischen Sektion gefunden haben, so darf man wohl hier die Ansicht aussprechen, daß man bei dieser Zustimmung vorwiegend germanistische Interessen vertreten und die allgemein pädagogischen Interessen, welche für die Unterrichtsfragen an der Spitze stehen, nicht genügend berücksichtigt hat. Das werden wir bei den einzelnen Thesen noch näher zeigen. Das ist ja der alte Fehler, durch den unser höheres Unterrichtswesen schon so sehr gelitten hat, daß aus einseitigen Fachinteressen heraus die Fragen des Unterrichts beurteilt worden sind.

Nach dem jetzigen Stand der allgemeinen Auffassung des deutschen Unterrichts, seiner Zwecke und Ziele, würde ich es für einen wirklichen Rückschritt halten, wenn wir das ältere Gebiet unserer Litteratur im Unterricht wieder zu sehr betonen würden. Von vielen hervorragenden Männern, die für den Unterricht des Deutschen Tüchtiges geleistet haben, ist mit Nachdruck verlangt worden, daß wir auch in diesem Unterricht mehr der Gegenwart leben müssen als bisher. Münch fordert mit Recht, daß es dem deutschen Unterricht nicht übel anstehe, wenn man auf den obersten Stufen den Jüngling einen planmäßigen Blick in die Hauptgebiete des geistigen Interesses der Gegenwart thun lasse. Und der anderen berechtigten Forderungen für den deutschen Unterricht sind so viele, daß man wirklich nur mit der größten Vorsicht und mit Berücksichtigung des jetzt Bestehenden noch Neues hinzufügen darf.

Der ersten These Böttichers, wonach es auch nach den neuen Lehrplänen gestattet ist, den Schülern den Originaltext des Nibelungenliedes in die Hand zu geben, kann man ohne Frage zustimmen. Böttticher aber weist die andere Möglichkeit mit sehr scharfen Ausdrücken ab, daß der Lehrer nur Proben aus dem Urtext vorlese und die Schüler diesen Text nicht in den Händen haben: davon hätten die Schüler, selbst die begabtesten, absolut nichts. Ist das nicht übertrieben? Soll denn überhaupt in unserm deutschen Unterricht alles haften bleiben, alles im Gedächtnis eingeprägt werden? Wir halten dafür, daß durch häufiges, langsames und deutliches Vorlesen der betreffenden Stellen des Nibelungenliedes, welche die Schüler schon aus der Übersetzung kennen, durch Anschreiben besonders geeigneter Verse es sich wohl möglich machen läßt, daß die Schüler einer Obersekunda „etwas davon haben". Münch zeigt in seinem für jeden Lehrer des Deutschen hochwichtigen Aufsatz: „Ein Blick in das Leben der Muttersprache" (s. diese Zeitschrift I, S. 412—440), wie man den Schülern, ohne daß sie den Urtext haben und ohne daß sie eigentlich Mittelhochdeutsch trieben, die ältere Dichtung vorführen kann. Münch wünscht, daß der Lehrer die betreffende Stelle mit aller der Korrektheit der Sprache vorlese, deren er nach dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis dieses Gebietes fähig sei; ein Verwaschen mit der heutigen Aussprache oder Rhythmik sei dabei zu vermeiden. Die einzelnen Strophen an die Tafel zu schreiben, werde wünschenswert sein. Dann möge man den Sinn gemeinsam durch Kombinieren feststellen. Wo nötig, sei der Empfindungsgehalt der Dichtung in abweichendem Ausdruck wiederzugeben. Endlich werde das im Einzelnen Verständliche und Bekannte zuletzt wieder zusammenhängend vorgeführt, und es werde so ein Eindruck bleiben, der seinen bescheidenen Zweck sicherer erfülle, als das oberflächliche Durchjagen eines halben Epos. — Münch zeigt dieses im Einzelnen an dem Waltherschen Liede: „Ir sult sprechen willekomen." Er glaubt, daß ein Gefühl von der edlen Einfalt und Unmittelbarkeit der älteren Sprache nicht ausbleiben werde. Ebenso ließe es sich zur Not jetzt noch in der Obersekunda bei dem Nibelungenliede machen, zumal wenn man nicht so wie Münch in seinem Aufsatze sprachliche Ziele im Auge hat.

Ein richtig vorbereitetes Vorlesen des Nibelungenliedes im Urtext kann, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, wohl tiefen Eindruck machen. Wir hatten einen Lehrer, der auf solche Weise verschiedene Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit vorlas. Gerade die tiefe Stille, welche dabei in der Klasse herrschte, zeigte die tiefe Einwirkung auf die „empfänglichen Herzen unserer Jugend," wie es in den Lehrplänen bei den methodischen Bemerkungen zum deutschen Unterricht heißt. Und was ebenda gefordert wird, daß die Jugend für „deutsche Sprache, deutsches Volkstum und

deutsche Geistesgröße" erwärmt werde, das wurde wirklich erreicht. Solche Einwirkungen kann man zwar durch Prüfungen nicht kontrollieren, es ist das eine Art von Herzensandacht, deren Wirkung auf das Empfindungsleben, zu dessen Pflege gerade der deutsche Unterricht berufen sein sollte, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Leider aber wird die Pflege des Empfindungslebens, trotz der Bemühungen tüchtiger Männer der Erziehung, die auch in dieser Zeitschrift schon ihre Stimme erhoben haben, noch bei weitem nicht genügend gewürdigt.

Die zweite und dritte These werden sicherlich die Zustimmung der Fachgenossen finden. Allerdings ist es klar, daß es gegen den Inhalt der Lehrpläne ist, wenn die Schüler selbst lesen. Aber diese Freiheit muß wohl den Lehrern gestattet werden. Wenn in der dritten These hervorgehoben wird, daß die Leistung des Schülers hier nicht eine präparierte oder extemporierte Übersetzung, sondern ein verständnisvolles Vorlesen in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung sein soll, so ist damit das Richtige getroffen. Das war einer der größten Fehler, welcher bei der früheren Lehrweise des Mittelhochdeutschen in unseren höheren Schulen begangen wurde: durch das viele Übersetzen kam man, vielleicht ohne es zu wollen, auf die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts hinaus und näherte sich damit dem leidigen grammatischen Betrieb.

Aus gleichen Gründen müssen wir uns gegen die Form und den Sinn der vierten These erklären. Wenn gesagt wird: „Das Verfahren bei der Erklärung der grammatischen Formen ist durchaus induktiv", so ist dem zuzustimmen. Aber statt zu sagen: „Eine systematische Behandlung über mittelhochdeutsche Grammatik ist der Lektüre nicht voranzuschicken", würden wir vorschlagen: „Eine systematische Belehrung über mittelhochdeutsche Grammatik findet überhaupt nicht statt". Denn nach dem Wortlaut der These darf man annehmen, daß nach der Lektüre, wenn genügende Anschauung des Mittelhochdeutschen stattgefunden hat, eine systematische Behandlung der Grammatik angebracht wäre, wenn dies auch sicherlich nicht in Böttichers noch in Kinzels Absicht liegt, der am Schluß des Artikels seine Ansichten über diesen Punkt mitteilt. Da aber schon in der dritten These gesagt wird, daß der Lehrer sprachliche Erklärungen bei der Lektüre zu geben habe, so könnte das wohl genügen und es bedürfte dann gar keiner weiteren These über die sprachliche Seite mehr. Ich halte es für sehr notwendig, gerade den nicht germanistischen Kreisen unseres Standes gegenüber, das Sprachliche in den Thesen möglichst zurückzudrängen. Durch Betonung dieser Seite können wir der Sache selber nur schaden. Wir wollen uns jetzt freuen über den fußbreit gewonnenen Gebietes, den man uns nunmehr abgetreten hat. Aber fühlen

wir uns da erst heimisch, dann können wir weiter gehen. Das indessen überlassen wir besser der Folgezeit.

So muß ich mich auch entschieden gegen die fünfte These erklären. Es geht jetzt wirklich nicht an, daß man neben dem Nibelungenlied noch als Vertreter der höfischen Dichtung Walther in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt. Ganz abgesehen davon, daß man nicht *neben* dem Nibelungenlied, sondern *nach* dem Nibelungenlied Walther in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen hätte, halte ich für durchaus nötig, daß während des mittelhochdeutschen Unterrichts das Nibelungenlied der Konzentrationspunkt bleibt, von dem aus man nach dem Lehrplan „Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik" thun kann. Noch weniger gehört der Parzival, wie Böttticher auch verlangt, in den Unterricht unserer höheren Schulen, auch nicht nach Prima hinein; und vollends ist Professor Kinzels Absicht, daß vor Walther noch an einer kleinen Zahl vorwaltherscher Lieder die Entfaltung der deutschen Lyrik zu zeigen sei, abzuweisen. In diesen Forderungen zeigt sich mehr der eifrige Germanist, als der ruhige, abwägende Pädagoge. Wir müssen uns sicherlich bei dem „Ausblicken" auf Wolfram, auf Walther und andere mittelhochdeutsche Dichter begnügen; von einem Mittelpunkt des Mittelhochdeutschen, in welchem noch etwas anderes stünde, als das Nibelungenlied, kann keine Rede sein. Mag man doch strebsamen Schülern, die für die ältere deutsche Litteratur sich begeistern und das kann man leicht erreichen, Gelegenheit geben, Walther und andere mittelhochdeutsche Dichter zu lesen; aber stelle man keine allgemeine Normen für den Unterricht auf. Besonders hüte sich jeder, aus der Begeisterung für sein eigenes Privatstudium solche Normen aufzustellen. Wenn man unsere pädagogische Litteratur daraufhin durchmusterte, würde man eine Unmenge von Vorschlägen finden können, die, thatsächlich ausgeführt, die Sache des Unterrichts durchaus nicht fördern würden. So wurde vor gar nicht langer Zeit von einem Germanisten die Forderung aufgestellt, daß sogar das Gotische in den oberen Klassen in den Mittelpunkt des deutschen Unterrichtes zu stellen sei.

Dankenswert muß man sicherlich für die Anregung sein, die hier von der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie ausgegangen ist. Man empfindet fast eine Art neidischen Gefühls, daß die Berliner Kollegen so glücklich sind, sich mit einer Anzahl engerer Fachgenossen zusammenzuthun und mit ihnen diese Fragen in edler Geselligkeit verhandeln zu können. Auf solche Zusammenkünfte müssen wir Provinzler leider verzichten. Aber im engeren Gespräch mit einzelnen Fachgenossen, denen der deutsche Unterricht eine Herzenssache ist, habe ich erfahren, daß die Böttticherschen Vorschläge für jetzt noch zu weit gehen. Der Germanist

muß jetzt ebenso wie der klassische Philologe, der Mathematiker, der Neuphilologe hinter dem Pädagogen, der doch in jedem stecken soll, zurücktreten. Man braucht bei unserer Frage nur einen Blick auf die ganze Lehraufgabe der Obersekunda zu werfen, um einzusehen, daß kaum noch ein neuer Stoff ernstlich hinzugefügt werden darf. Wie wir schon erwähnt haben, empfiehlt es sich aus taktischen Gründen nicht, jetzt schon nach dem kleinen Zugeständnis, das uns zuteil geworden ist, gleich mehr zu verlangen.

Gewiß müssen wir anerkennen, daß es von großer erziehlicher Bedeutung ist, unsere Jugend mit den Schätzen der mittelhochdeutschen Litteratur bekannt zu machen. Der ethische wie der ästhetische Wert dieser Schöpfungen ist für uns Deutsche ein ganz hervorragender, der auch in seinen Wirkungen auf unser deutsches Gemüts- und Kunstleben noch bei weitem nicht erschöpft ist. Das wird mit der Zeit immer mehr eingesehen werden und danach werden sich die Lehrpläne allmählich ändern. Den großen Dichtern der neueren Zeit, welche in der Schule gelesen werden, steht jetzt eine große Zahl unserer engsten Volksgenossen innerlich fast fremd gegenüber; denn den Idealen, die zu Schillers und Goethes Zeiten den Stolz der Nation ausmachten, entwachsen wir leider immer mehr. Bei den Schöpfungen der älteren Zeit ist das anders. Durch liebevolles Versenken in diese kann eine Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens angebahnt werden, die wir in unserem deutschen Volksleben jetzt so schmerzlich vermissen. Hier können wir wirklich, wie es die Lehrpläne verlangen, die Pflege des vaterländischen Sinnes und des nationalen Gedankens im Ernst und in der Wahrheit übernehmen und ausüben. Ästhetisch betrachtet, sind diese mittelhochdeutschen Gedichte, um Lachmanns Worte, die er auf Wolfram anwendet, zu gebrauchen, nicht etwa verzeihliche, wohlgemeinte Versuche eines unschuldigen kunstlosen Dranges, sondern die edelste, reichste Blüte einer bewußten und zum Klassischen ausgebildeten Poesie. Und vom erziehlichen Standpunkte aus finden wir da in der That das Ideal der wahren deutschen Treue, die Münch so schön erklärt als die germanische Erscheinung eines freiwilligen Sichbindens an eine gebietende oder befreundete Person für Leben und Tod, als eine Hingabe für Leben und Tod an den voll und innerlich übernommenen Dienst, des obersten Herrn zumal und des Vaterlandes. Da können wir die Jugend erziehen, um mit Wolfram von Eschenbachs Worten zu schließen:

zer manheit und zer triuwe,
und zer milte ân riuwe,
und zer stæte diu niht wenken kan.[1])

1) Obwohl wir auf dem Standpunkte Böttichers und Kinzels stehen, haben wir doch gern auch einer andern Auffassung Aufnahme gewährt. D. L. d. Bl.

Der deutsche Lesestoff, vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen.

Von M. Evers in Barmen.

Vorbemerkung. Ursache und Anlaß, die nachfolgenden Gedanken nicht etwa bloß in Form amtlicher Vorschläge für den deutschen Lehrplan den Behörden zu unterbreiten, sondern auch zu freiem Gedankenaustausch öffentlich auszusprechen, sind diese gewesen.

Zunächst liebenswürdige persönliche Anregungen und Aufforderungen, dieses Thema einmal der rheinischen Osterdienstags-Versammlung vorzulegen, und — sobald der Vortrag gehalten war — der gleiche vielerseits geäußerte Wunsch, denselben auch durch den Druck zugänglich gemacht zu sehen.

Sodann — als sachlicher Grund — vor allem der neue preußische Lehrplan fürs Deutsche von 1892, und zwar in Vergleichung einerseits mit den Auffassungen der 4. rheinischen Direktoren-Konferenz von 1890, die zwar hauptsächlich nur den Lesestoff für Unter- und Mittelklassen behandelt, dabei aber doch auch die Aufgabe für die Oberklassen gestreift und wichtige Folgerungen dafür nahe gelegt hatte; anderseits mit den Ergebnissen eigener langjähriger Lehrerfahrung auf diesem Gebiete, insbesondere auch bei Behandlung der kulturellen und ästhetisch-moralischen Abhandlungen Schillers in der Prima-Lektüre.

Leider hat mir nun allerdings die sonstige drängende Arbeit, zumal die diesjährige ungewohnte Einarbeitung in mein direktoriales „Probejahr", es nur verstattet, einige wenige Hauptgesichtspunkte und auch die nur skizzenhaft herauszuheben — wofür ich geneigte Nachsicht erbitte. Dabei habe ich aber, trotz der Beschränkung des eigentlichen Themas auf den Lesestoff der Oberklassen, doch nicht umhin gekonnt, wenigstens einleitungsweise etwas darüber hinauszugehen und für diese Lehrstufe, die gleichsam den Oberbau unseres gesamten deutschen Unterrichts darstellt, zur Grundlegung auch den Mittel- und Unterbau des voraufgehenden Lesestoffs mit heranzuziehen.

In Betracht kommen für meinen besonderen Zweck nur:

A. die Auswahl des Lesestoffs — nach deren Erörterung ich

B. die, im übrigen ja ebenso wichtige Frage seiner Behandlung im Unterricht nur kurz, nur so weit zu berühren gedenke, wie es zum Verständnis meiner Vorschläge nötig ist, oder wie es zur Vorbeugung gegen Mißverständnisse und zur gelegentlichen Auseinandersetzung mit abweichenden Ansichten wünschenswert erscheint. Endlich

C. die ganz besondere Bedeutung gerade der Schillerschen Abhandlungen für die Aufgabe in Unter- und Ober-Prima, wobei ich natürlich wiederum sowohl die daraus zu treffende Auswahl, als auch die mir vorschwebende Art der Behandlung werde zu besprechen haben.

A. Die Auswahl.

I. Bekanntlich skizziert der neue preußische Lehrplan dieselbe im ganzen, ohne Unterschied zwischen Gymnasial- und Realschulen zu machen, folgendermaßen, wobei ich, wie gesagt, naturnotwendig von den Unter- und Mittelklassen ausgehen muß.

Für 6. Lesen von Gedichten und Prosastücken: Fabel, Märchen, Erzählungen aus der vaterländischen[a]) Sage und Geschichte.

Für 5. Erzählungen[b]) aus der alten Sage und Geschichte, sonst wie 6.

Für 4. Lesen von Gedichten und Prosastücken (ohne weitere Bestimmung).

Für U 3. Behandlung prosaischer und poetischer Lesestücke[b] (nordische, germanische Sagen, allgemein Geschichtliches, Kulturgeschichtliches, Geographisches, Naturgeschichtliches; Episches, insbesondere Balladen). Belehrungen über die poetischen Formen, soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich.

Für O 3. Im allgemeinen wie U 3 unter allmählichem Hervortreten der poetischen Lektüre[b] vor der prosaischen. Lyrisches und Dramatisches (insbesondere Schillers Glocke[a] und Wilhelm Tell[a]) mit Anknüpfung weiterer induktiv zu behandelnder Belehrungen aus der Poetik und Rhetorik. (In Realanstalten[a], statt des Dramas, Homer[a] in der Übersetzung von Voß.)

Für U 2. Schillers Jungfrau von Orleans[a] (in Realanstalten Wilhelm Tell[a]), Lessings Minna von Barnhelm[a], Goethes Hermann und Dorothea[a]. Die Erklärung ist in möglichst einfacher Weise darauf zu richten, daß das Ganze[a] vom Schüler als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk[a] aufgefaßt werde.

Für O 2. 1. Einführung in das Nibelungenlied[b] unter Veranschaulichung durch Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind. Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise[a], auf die höfische Epik[a] und die höfische Lyrik[a]. — Einzelne sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele.

---

a) Alles im folgenden mit a Bezeichnete ist von mir hervorgehoben, teils um den Unterschied von anderen Stufen zu markieren, teils um auf meine späteren Abweichungen vorzubereiten.

b) Alles mit b Bezeichnete ist im Lehrplan selber schon hervorgehoben.

2. Zusammenfassender Rückblick auf die Arten der Dichtung[b].

3. Lesen von Dramen („z. B. Wallenstein, Egmont, Götz"[a]).

Für U1. Lektüre[b]. Lessingsche[a] Abhandlungen (Laokoon[a]). Einige Oden Klopstocks[a]; Schillers und Goethes[a] Gedankenlyrik; ferner Dramen, „namentlich" Iphigenie[a], Braut von Messina[a] (auf Realanstalten „auch" Sophokleische Dramen in der Übersetzung). Proben von neueren Dichtern.

Für O1. Lektüre[b] aus der Hamburgischen Dramaturgie[a], ferner Lesen von Dramen, „insbesondere auch" Shakespeares[a] in der Übersetzung (am Gymnasium).

II. Überblicken wir nun diesen Gesamtplan, so dürfte sofort Folgendes auffallen.

1. Gewährt ist ein erfreulicher Spielraum der Freiheit, die jeden Lehrer des Deutschen zu aufrichtigem Danke verpflichten muß — eine Freiheit, die ja einerseits im Plane selbst wiederholt durch allerlei Wendungen, wie „insbesondere, insbesondere auch, namentlich, z. B.", sowie durch die Klammern verdeutlicht wird; und die anderseits auch in den „Methodischen Bemerkungen", später in den „Erläuterungen", sowie in wiederholten Erklärungen und Verfügungen der Behörden durch den mehrfachen Hinweis darauf verbürgt erscheint, daß sich's hier zwar um ein allgemeines und einheitliches, durchaus überall zu erstrebendes und zu erreichendes Lehrziel und um Fingerzeige handele, welche den Wegen dazu bestimmte Richtungen und den Verfahrungsweisen bestimmte Grenzen nach oben wie nach unten, für gewisse Maxima wie für die Minima, setzen sollen; daß nun aber innerhalb dieser allgemeinen Richtungen und Grenzen im einzelnen doch wieder ein freierer Spielraum zu Abweichungen, Verschiebungen und maßvollen Erweiterungen oder auch Verengerungen verstattet sein werde. — Allein nun erhebt sich eben

2. die Frage: wie weit geht die Grenze dieser Freiheit? Wo hört das Sonderrecht der einzelnen Schulen, Klassenstufen oder Lehrer auf? In dieser Hinsicht scheint z. B. der Lehrplan für 4 durch die Abwesenheit jeder näheren Bestimmung einen fast unumschränkten Spielraum zu gewähren, dagegen bei den Klassen U2 bis O1 umgekehrt eine Freiheit mehr oder weniger auszuschließen. So fehlt gerade bei der U2 jede der sonstigen Spielraum gestattenden Wendungen; die genannten Stücke des Lesestoffs sind einfach hingestellt und anscheinend wird ihre Lesung und Behandlung unbedingt vorgeschrieben. Ähnlich tritt in O2 das Nibelungenlied auf, während bei den Dramen Freiheit gestattet scheint. Letzteres auch in U1 bei den „Lessingschen Abhandlungen", wo die Hinzufügung des „Laokoon" in Klammer wenigstens die Lesung auch

anderer Abhandlungen (z. B. über Fabel, Epigramm u. a.) erlauben dürfte; ebenso bei den Dramen, wo allerdings das „namentlich" einerseits zwar auch andere Dramen gestattet, anderseits aber doch gerade Iphigenie und Braut von Messina obligatorisch zu machen scheint. In O 1 endlich scheint Lessings Dramaturgie als obligatorisch, bei den Dramen dagegen wieder volle Freiheit gelten zu sollen.

Kurz, es ist mindestens diese Frage der Freiheitsgrenze einmal aufzustellen. Und das umsomehr, als nun in der That auch die neuesten Schulprogramme fast durchweg allerlei Abweichungen aufweisen, die also eine gütige Bewilligung der betreffenden Behörden voraussetzen. Auch mir selber ist wiederholt und noch neuerdings ein vielfach eigene Wege wandelnder und vom allgemeinen Lehrplan hier und da bedeutend abweichender Lesekanon genehmigt worden — ein Entgegenkommen, welches gewiß ebenso zu Dank verpflichtet, wie es den Wunsch erregt, in gleich weitherziger Weise den Lehrplan überhaupt auffassen und jenem freien offenen Meinungsaustausch unterziehen zu dürfen, welcher eine Grundlage alles lebendigen Wirkens und Fortschreitens gerade auch in unserem Berufe bildet, und welcher von jeher unseren rheinischen Versammlungen ihren besonderen Reiz verliehen hat.

Eine solche Aussprache ist auch deshalb schon nötig, weil

3. bei einer ganz buchstäblichen Durchführung der amtliche Lehrplan einige Lücken oder gleichsam Leerräume offen lassen würde, über deren Ausfüllung er selber nichts besagt. So ist die bei 4 gelassene volle Freiheit schon erwähnt. Auch bei O 3 ist ja der Tell nur für Gymnasien vorgeschrieben, soll aber auf Realanstalten durch einen deutschen Homer ersetzt und der U 2 vorbehalten werden, für welche dann die Jungfrau von Orleans ganz ausfiele. Weshalb aber diese ganze Verschiebung — bleibt unaufgeklärt. In O 1 soll die Shakespearelektüre an Realschulen doch wohl im Urtext erfolgen, also in den englischen Unterricht fallen. Dann bleibt abermals die Frage offen, welchen Ersatz dafür das Deutsche erhalten soll.

Außer solchen Lücken würde auch, bei so buchstäblicher Auffassung, noch die Reihenfolge der Stoffe zu manchen Fragen Anlaß geben. So z. B. bei U 2 die Stellung des Epos Hermann und Dorothea hinter den Dramen; bei O 2 die Reihenfolge: Wallenstein, Egmont, Götz, die ich wenigstens im Unterricht selbst lieber umgekehrt behandelt sähe: Götz, Egmont, Wallenstein; bei U 1 die Folge: Iphigenie, Braut von Messina; und endlich überhaupt: diese Dramen und die Gedankenlyrik in U 1 vor der Lektüre Shakespeares in O 1 — während ich beidemal auch hier das Umgekehrte vertreten würde.

Doch alles dies sind ja Nebensachen, wenn eben eine freiere Auffassung auch hier von oben herab gemeint ist und deren Zulässigkeit

verbürgt bleibt. Denn dann wird jeder vernünftige sachkundige Lehrer oder Direktor ganz von selber die scheinbaren Lücken passend ausfüllen und die Reihenfolge nach seinen besonderen didaktischen oder pädagogischen Rücksichten und Bedürfnissen bald so, bald so gestalten können.

Dagegen ist nun — und das bildet für mich die Hauptsache dieser ganzen Erörterung —

4. geradezu über die Gesamt-Auswahl und Stufenfolge des Lesestoffes im neuen Lehrplan, also über dessen Grundzüge und Leitgedanken eine offene Aussprache um so dringender erwünscht, als selbst hierüber noch keineswegs alle Meinungen übereinstimmen, vielmehr gewichtige Urteile anerkannter Schulmänner dem vorgeschriebenen Plane gegenüberstehen.

In dieser Beziehung sei zunächst nur an zwei Gutachten gerade rheinischer Fachleute erinnert.

Die schon genannte Direktoren-Versammlung von 1890 hat als 21. Satz geradezu das Urteil ausgesprochen:

Dramen sind frühestens in 2 zu lesen — also ein gerader Gegensatz zu der lehrplanmäßigen Ansetzung des Tell schon in O3!

Sodann waren bei unserer Osterdienstags-Versammlung vor zwei Jahren (1892), gerade schon mit Bezug auf den neuen Lehrplan, auf der Tagesordnung folgende — damals leider nicht mehr zur Verhandlung gelangte — Thesen zu lesen.

Satz 5: Schillers Glocke und Tell erscheinen ungeeignet für O3.

Satz 7: Eignet sich Goethes Götz überhaupt für die Schullektüre, und nicht besser für die Privatlektüre? Eignet sich Schillers Wallenstein nicht besser für die Prima?

Den Verfasser dieser Thesen weiß ich nicht, kann ihn höchstens in unserem Altmeister Jäger selbst vermuten. Jedenfalls aber teile ich seine Bedenken durchaus und erlaube mir dies kurz zu begründen.

III. Für **O3** zunächst halte auch ich den Tell in der Regel für verfrüht. Auf der Direktoren-Konferenz hat das besonders der Korreferent, Direktor Eberhard-Sigmaringen, eingehender zu seiner These 16 begründet, welche dann vom Plenum in dem eben zitierten 21. Satz angenommen wurde. Allerdings hatte sich damals — wie auf S. 96 flg. der Verhandlungen zu lesen — der Referent des Elberfelder Gymnasiums dafür erklärt und betont: gerade der Tell sei so recht für O3 geeignet, hatte jedoch hinzugefügt: „natürlich" müsse eine umfassende Würdigung erst in U2 darauf folgen. Darin liegt aber schon das Eingeständnis: daß der Durchschnitts-Tertianer für solche höchste Kunstgattung eines Schillerschen Dramas noch nicht reif, daß er — wie der

Korreferent ausführte: noch zu sehr Knabe, nur voll Interesse für das Sachliche, noch ohne rechtes Gefühl und Verständnis für die Form ist. Und ich füge hinzu: dies soll der Tertianer womöglich auch in Zukunft bleiben, und demgemäß biete man ihm leichtere Kost. Anderseits würde die von Elberfeld geforderte sofortige Wiederholung in U2 gerade für diese Stufe allzu leicht reizlos und langweilig werden und den frischen Jungen das herrliche Stück geradezu verleiden können. — Diesen Erwägungen, mit denen viele andere Referate übereinstimmten, hat sich damals, wie gesagt, auch die Versammlung angeschlossen, und zwar so enge, daß selbst ein Vermittelungsantrag meines Vorgängers Henke auf „ausnahmsweise Zulassung des Tell in einer besonders fähigen O3" (S. 367 flg. der Verhandlungen) abgelehnt worden ist. — Sofern endlich — wie wir sahen — auch der neue Lehrplan selber für Realanstalten den Tell nach U2 verlegt und im übrigen doch den Gesamtplan für alle höheren Schulen fast ganz einheitlich bestimmt: so fragt sich's eben: warum hier dieser Unterschied? Warum nicht auch für Gymnasien der Tell erst auf der höheren Stufe? — —

Anderseits möchte ich nun aber doch nicht der These 21 der Direktoren-Konferenz in dem weiten Umfange zustimmen: als solle nun Dramatisches überhaupt nicht in O3, sondern erst in U2 gelesen werden. Das hieße mir das Kind mit dem Bade ausschütten. Vielmehr halte ich eine Vermittelung mit dem Gedanken des neuen Lehrplans für möglich und erwünscht, indem auch schon nach O3 solches Dramatische paßt, was nach Stoff, Handlung, Ideengehalt auch den Knaben schon verständlich, interessant, ja hinreißend und begeisternd erscheinen kann, dagegen in der Form so schlicht bleibt, daß diese vor dem Inhalt fast ganz zurücktritt.

Und diese Bedingungen scheinen mir vor allem zu erfüllen:

Uhlands Herzog Ernst und Körners Zriny,

die ich aus langjähriger Erfahrung so recht als die Tertianer-Dramen *κατ' ἐξοχήν* empfehlen möchte.

Die Bedenken, die man dagegen aus „künstlerischen Rücksichten" erhoben hat, nämlich wegen der verhältnismäßigen Minderwertigkeit beider Stücke in dramatisch-technischer oder allgemein-ästhetischer Hinsicht an sich — so abermals der Elberfelder Referent —, die scheinen mir gerade für die Tertia-Stufe wenig stichhaltig. Daß wir Erwachsenen, vollends wir „hochgebildeten" Fachleute diesen Dramen in der That vielfach kühler, kritischer, absprechender gegenüberstehen, eben wegen der weniger strengen Kunstform, das ist kaum ein Gegengrund. Das träfe auch auf manches andere zu, was wir trotzdem entweder in der Schule selbst behandeln,

oder doch unseren Schülern zur Privatlektüre empfehlen. So auf manche Teile des Nibelungenliedes, auf manche Oden Klopstocks, auf einzelne Jugendwerke selbst Goethes und Schillers, wo wir gewisse kleine Schwächen und Unvollkommenheiten wenigstens den reiferen Schülern nicht nur nicht vorenthalten, sondern umgekehrt zur Läuterung ihres Geschmacks, zur vollen Würdigung der Werke selbst und in Übereinstimmung mit der strengen Selbstkritik ihrer Verfasser ruhig bezeichnen dürfen, ohne daß ihnen darum irgendwie die Freude des Gesamteindrucks vergällt zu werden brauchte. Anderseits sind aber gerade jene beiden Dramen — wie ich in langjähriger Erfahrung immer neu gefunden habe — so recht für die Jugend auf dieser Mittelstufe geeignet. Sie sprechen so unmittelbar und dabei in so charakteristisch verschiedener Weise zum Knaben- und auch noch zum Jünglingsherzen: Uhland mit seiner schlichten Treuherzigkeit und Einfachheit, Körner mit seinem glühenden Schwunge; und sie wecken solche Begeisterung für Treue, Vaterlandsgefühl und alle sittlichen und religiösen Tugenden: daß wir Alten gerade umgekehrt lernen sollten, sie, kraft eigener Erinnerung, wieder mehr mit den Augen der Jugend anzusehen, ja auch nur mit den Augen unserer Väter und Großväter! Oder haben diese Stücke nicht notorisch einst, in schweren und trüben Zeiten, unsere besten Volkskreise entzückt und entflammt? Und jetzt sollten sie ganz zum alten Eisen geworfen werden? — Zu meiner Freude habe ich sie noch in vielen Programmen, z. B auch in dem höchst lehrreichen Unterrichtsplan des Kasseler Gymnasiums von 1887, vorgefunden, wie denn auch Jäger in seinem „Testament" (1. Aufl. 1883, S. 79 flg.) speziell für „Herzog Ernst" mit Wärme eintritt.

Nehme ich nun zu diesen beiden Stücken — die man der Jugend geradezu als Hohelieder der Treue und der Vaterlandsliebe vorführen darf — als drittes, allerdings episches und darum im Unterricht jenen vielleicht voranzustellendes Kunstwerk gleich hier noch Herders Cid hinzu, abermals gleichsam als ein Hoheslied der Ehre — natürlich nur in einer Auswahl der besten Gesänge —: so würde gerade für die stufenweise folgenden höheren und schwereren Kunstwerke eines Lessing, Schiller und Goethe diese leichtere Trias die geeignete Vorbereitung bilden, auf die man noch in den späteren Klassen bei den litteraturgeschichtlichen Bildern erinnernd zurückgreifen könnte. Ja sie würden auch eine anregende und fruchtbare Parallele darstellen: Herder und Uhland ganz direkt zu der Geschichte des Mittelalters in O3, und Körners Zriny indirekt als Seiten- und Gegenstück zum Cid in dem großartigen Kulturkampf zwischen Christentum und Islam!

Neben diesen drei Stücken denke ich mir dann für O3 noch eine lyrisch-epische Hauptgruppe derjenigen Balladen und Romanzen,

die gleichfalls einen höheren sittlichen Ideengehalt deutlich ausprägen und doch in der Form noch einfach und schlicht gehalten sind. Also besonders von Uhland und anderen schwäbischen Dichtern, von Chamisso, Rückert, Platen. Dagegen noch nicht oder doch nur teilweise die von Schiller, die mir eben der Mehrzahl nach hier noch zu hoch und schwer erscheinen. Zulässig wären höchstens: Gang nach dem Eisenhammer, Ritter Toggenburg, Unüberwindliche Flotte, Handschuh, Nadoweſſiers Totenlied — während die übrigen, selbst die beiden verhältnismäßig leichteren: Alpenjäger und Ring des Polykrates, besser der nächsten Stufe vorbehalten blieben. —

Eingefügt sei dann gleich hier als Zwischenbemerkung, daß ich mir als Hauptstoffe der Vorstufen hierfür, in 4 wie U3, einerseits die rein geschichtlichen Romanzen Uhlands u. a., anderseits die patriotische Lyrik der Freiheitskriege (hierbei auch das Beste von 1870/71) denken und so die Leerräume des amtlichen Planes nach festen Gesichtspunkten stufenmäßig ausgefüllt wünschen würde.

Schon hieraus erhellt, daß ich auch die Glocke noch nicht hier, sondern erst in U2 behandelt sehen möchte. Allerdings wäre das Gedicht selbst ja auch in O3 schon leicht auswendig zu lernen und nach seiner äußeren Organisation wenigstens so weit zu erklären, wie dieselbe sich unmittelbar anschaulich an den Glockenguß anknüpft. Aber die sonstige Organisation der wundervollen Kunstform, die Sprachschönheit, die Parallelismen und Antithesen, und vollends der tiefere Ideengehalt in seiner weltumfassenden Bedeutung, alles das ist doch für den Tertianer völlig „Kaviar"! Ja, die innere Organisation ist — um das gleich hier zu sagen — auch in U2 noch nicht ausreichend zu Verständnis und Würdigung zu bringen! Das kann meines Erachtens erst bei einer vertiefenden Wiederauffrischung in 1 im Zusammenhang mit Schillers sonstiger Gedankenlyrik geschehen. Allerdings kommt da eben alles auf die Art der Behandlung an, die man überhaupt dem sogenannten „Ideengehalt" der Dichtungen angedeihen lassen will — worüber hernach ein kurzes Wort. —

Also für O3 ergäbe sich hiernach als dichterischer Lesestoff:

Cid — Herzog Ernst — Zriny — ethische Balladen und Romanzen leichterer Art — ein Stoff, der bei richtiger Verteilung und Wechselwirkung von Klassen- und Haus-Lektüre nach meiner Erfahrung kein Zuviel darstellen würde. Demnach müßten nunmehr

IV. der **U2** folgende Stoffe zufallen.

1. Die ethischen Romanzen und Balladen schwererer und höherer Art, vor allem die von Schiller, und zwar — wenn die vorhin genannten schon der O3 zugewiesen werden — besonders: 1. Ring des

Polykrates, 2. Alpenjäger, 3. Taucher, 4. Bürgschaft, 5. Kampf mit dem Drachen, 6. Graf von Habsburg und 7. Kraniche des Ibykus. Von diesen wären — um gleich hier auch über den Lernstoff ein „kräftig Wörtlein" einzuflechten — meines Erachtens Nr. 1, 4, 6 und 7 und wohl auch 2 ganz, von 3 und 5 wenigstens einige Hauptstrophen auswendig zu lernen. Denn überhaupt ist es doch wohl eine der allerwichtigsten Aufgaben der Schule, nach Kräften dafür zu sorgen, daß die Schüler einen Schatz von Gedichten wirklich fest im Gedächtnis eingeprägt fürs Leben mitbekommen! Gewisse auf der Unter- und Mittelstufe gelernte Gedichte von Uhland, den Freiheitssängern, Chamisso und ähnlichen, und vollends Schillers Romanzen, sowie die gleich zu erwähnenden kleinen Balladen Goethes aus dessen erster Periode, habe ich — samt der „Glocke" — auch auf der Prima, selbst bis ins letzte Tertial der O 1, unbedenklich wiederholen und im Notfall neu lernen lassen. Sie bilden dann zu den überhaupt erst auf dieser obersten Stufe zu behandelnden und gleichfalls zum Teil zu lernenden Stücken der erhabenen Gedankenlyrik (z. B. von Goethe: Zueignung, Mahomets Gesang, Das Göttliche; von Schiller: Die Ideale, Ideal und Leben, Macht des Gesanges, Sprüche des Confucius u. a.) den interessantesten Gegensatz und gleichsam — als bloße Auffrischung früherer Erinnerungen — eine wohlthuende erleichternde Abwechselung. Allerdings pflegen sich die Herren Primaner, wenn man ihnen zum ersten Male mit derartigen Zumutungen kommt, anfangs gegen diesen vermeintlichen „Gedächtniskram" zu sträuben, ja auch wohl sich „überbürdet" zu glauben. Allein schließlich gelingt's doch, ihnen ein Verständnis und Gefühl dafür beizubringen, daß es eine Ehre, ein Gewinn, ja eine wachsende Lust ist, einen derartigen Geistesschatz zu gewinnen und dauernd zu bewahren. Und geht man — was ich allerdings für die erste und unumgängliche Pflicht jedes Lehrers halte — ihnen selber mit gutem Lernbeispiel voran und zeigt, ohne je nach dem Buche greifen zu müssen, die eigene Beherrschung der Stoffe bis aufs Wort; ja, spornt der Lehrer geradezu den Wetteifer der Jünglinge mit ihm selber noch dadurch an, daß er jeden schlagfertig-textsicheren Nachweis ihrerseits über ein etwaiges Irren und Vergessen seinerseits freundlich gestattet und geradezu belobt: so hat man, nach meinen Erfahrungen, den Sieg wenigstens im ganzen errungen und sich eine lernfrohe, mit jedem neuen und höheren Zwecke an Übung, Kraft und Begeisterung wachsende Gefolgschar gewonnen. Natürlich muß man diese eigentliche Lernarbeit nicht jede Stunde, ja nicht mal jede Woche verlangen, sondern nur in Zwischenräumen, etwa monatlich zwei- bis dreimal zu Stunden und Tagen, die eventuell die Schüler selbst sich je nach ihrer sonstigen Arbeitsbelastung wählen dürfen. Und man muß sie

überhaupt auf allen Klassen und immer neu anleiten, nur ja nicht so mechanisch und eintönig bloß mit dem Gedächtnis, sondern von vornherein auch logisch, mnemotechnisch und — ästhetisch, also mit Verstand, Gefühl und Ausdruck zu lernen. Auch spornt man sie an, die ganze Arbeit nicht auf gewisse Extra-Lernstunden zu beschränken und dadurch zu häufen, sondern umgekehrt auf alle möglichen kleineren tagtäglichen Abschnitte, z. B. auf die An- und Ausziehstunden morgens und abends, auf Spaziergänge oder Schulwege, auf geselliges Zusammensein mit Freunden und dergleichen zu verteilen, und allemal nicht eher zu ruhen, als bis sie der jedesmaligen Aufgabe wirklich Herr sind. Endlich übe man nur niemals Pedanterie und Schulfuchserei dabei, geschweige denn, daß man anders drohte oder gar strafte, als wo man auf thatsächliche Widerspenstigkeit oder Dickfelligkeit stieße.[1]) Die Grundzüge auch dieser ganzen Didaxis müssen sein und bleiben: Gemeinsamkeit von Lehrer und Schülern, Freiwilligkeit, Ehrgefühl, Interesse für die Meisterwerke selbst und Freude an ihrer Herrlichkeit! Dann bleibt von vornherein auch jede wirkliche oder angebliche „Überbürdung" ausgeschlossen.

Nach dieser Einflechtung kehre ich zum Lesestoff der U 2 zurück. Als Seiten- und zugleich Gegenstücke zu Schillers Romanzen kann man gleich hier auch die — schon kurz berührten — Balladen Goethes, zumal die schönsten aus dessen erster Balladenperiode, heranziehen, von denen „Erlkönig, Fischer, Sänger, Mignon" wohl zweifellos auch zu lernen sein werden. Gerade am Gegensatz dieser echt balladenartigen, liedmäßig sangbaren, einfach volkstümlichen und doch so wundervollen „Epik der ahnungsvoll-mystischen Naturgefühle" wird dem Schüler dann auch auf dieser Stufe schon ein erstes Verständnis der so verschiedenen Art Schillerscher Romanzen aufdämmern: ihre erhabene schwungvolle Sprache, die Pracht ihrer Schilderung, die Kunst ihres Aufbaus, die strenge Durchführung ihrer künstlerischen Einheit, die Tiefe und Macht ihres sittlichen Ideengehaltes. Und gerade auch letztere beiden Seiten halte ich für diese, den Mittelbau der höheren Schulen abschließende

1) In dieser Beziehung darf ich vielleicht ein heiteres Erfahrungsbeispiel mitteilen. Einem Abiturienten, der beim Wiederholen beziehungsweise Lernen der „Glocke" ewig als Marodeur hinter der übrigen Klasse herhinkte, drohte ich allerdings, halb ernst- halb scherzhaft: ich würde ihm das Reifezeugnis noch vorenthalten müssen, bis er mir das Gedicht fehlerlos aufsagen könne. Schließlich geriet er doch selbst so in Angst und zugleich so in Zug und Eifer, daß er — wie ich später hörte — am Morgen des gesetzten Tages — als die Kameraden ihn fragend umringten — ihnen stolz erwiderte: „Wohl, nun kann der Guß beginnen!" und wirklich die Forderung lückenlos erfüllte. Nach der Entlassung hat er mir dann geradezu gedankt, daß ich ihn so ins Lernen und in den Besitz der herrlichen Dichtung hineingezwungen habe.

Klasse für ganz besonders wichtig. Allerdings betrifft dies schon unmittelbar auch die Art der Behandlung des Lesestoffs, insbesondere der Dichtwerke. Doch darüber, wie gesagt, erst später eine kurze Erörterung! Hier fahre ich zunächst mit der Auswahl fort.

2. Als zweiter Hauptgegenstand würde dann hier Schillers „Glocke" zu behandeln sein, und zwar — wie ich meine — im Zusammenhange mit den leichteren anderen kulturgeschichtlichen Gedichten: dem Eleusischen Fest, dem Siegesfest, Pompeji und Herculanum, welche in die antike Welt führen; Teilung der Erde, Pegasus im Joche, Mädchen aus der Fremde, Macht des Gesanges und ähnliche, welche allgemeiner die Bedeutung der Dichtkunst für das Kulturleben behandeln. — Dann folgte

3. als dritter Hauptstoff nunmehr hier der Tell und eventuell noch

4. als vierter Goethes Hermann und Dorothea. Allerdings hätte dieses Epos — wie 1890 auch der Korreferent ausführte — seine geeignetste Stelle, um mit vollem Verständnis und Genuß gelesen zu werden, erst in der Prima. Doch ist auch dem Untersekundaner — der ja gleichzeitig schon Homer und Vergil liest — zumal beim Abschlußcharakter der Klasse diese „Krone Goethescher und überhaupt moderner Epik" wohl zu gönnen. Sie kann ihm auch bei ihrer verhältnismäßig schlichten Handlung und Darstellung wenigstens soweit aufgehen und ans Herz treten, daß er wirklich einen Hauch des darin waltenden Geistes verspürt und auch später im Leben noch von neuem dazu greift, um sie immer tiefer würdigen zu lernen. Bleibt er vollends auf der Schule, nun so muß der Primaunterricht ihn noch einmal darauf zurückführen. Wie etwa? davon später.

Dagegen möchte ich mich nun gegen die im Lehrplan schon für U2 vorgesehene Behandlung der Jungfrau von Orleans und zumal der Minna von Barnhelm erklären.

Beide erscheinen mir für diese Stufe zu hoch!

Die Jungfrau wegen ihrer eigenartigen Romantik und Mystik, wegen der immerhin nicht leichten und nicht überall durchsichtigen psychologischen Zeichnung; ferner weil gerade eine Heldin, ein Frauencharakter den Mittelpunkt bildet, wofür und für den der halbwüchsige Untersekundaner kaum schon Verständnis mitbringt. Endlich wegen der unleugbaren Schwierigkeit der Tragik darin, über deren richtige Auffassung bekanntlich noch heute der Streit der Erklärer keineswegs geschlichtet ist.[1]) Kurz es

1) Inwiefern ich bei dieser Frage von allen mir bisher bekannt gewordenen Erklärungen — wie man sie trefflich vorgeführt und teilweise widerlegt u. a. bei Bellermann findet — aber auch von des letzteren eigener Erklärung, sowie von

sind Probleme da, für die man wohl einen reiferen Obersekundaner, auch den erst in der 2. Jahreshälfte, aber noch nicht den Durchschnitts-Untersekundaner wird interessieren können. Schon jetzt zeigt ja auch die Erfahrung vielfach — z. B. bei den Aufsätzen der Abschlußprüfungen, wenn Themata aus diesem Stück gegeben werden — wie sich da eine künstliche Altklugheit, ein Firniß von Frühreife zeigt, die den 15—16 jährigen Jungen komisch genug zu Gesichte steht.

---

derjenigen meines Freundes und Mitarbeiters Knenen (in der von uns gemeinsam herausgegebenen Kommentarsammlung zu den deutschen Klassikern) in dem eigentlich springenden Punkte abweiche, hoffe ich seinerzeit in einem besonderen Aufsatze darüber ausführen zu können. Nahe an meine Auffassung streifen Laas' Bemerkungen (D. A. S. 682 flg.) Dagegen kann ich die, erst bei Niederschrift dieses Vortrags mir zu Gesicht gekommene Deutung Goldscheiders (Erklärung deutscher Schriftwerke S. 47) mir nicht aneignen. Andeuten will ich nur, daß ich in der Lionelscene nicht die eigentliche Schuld der Jungfrau, sondern schon die Nemesis für eine vorhergegangene Schuld der Hybris, für die Selbstüberhebung, die eigenmächtige Überspannung und Übertreibung ihrer ursprünglichen Aufgabe erblicke. Diese aber finde ich allerdings nicht in dem, was Böttiger — auf angeblichen Briefen und Äußerungen Schillers selbst fußend — und nach ihm Eysell angeben; auch nicht in Düntzers, Klauckes, Fielitz' u. a. Lösungsversuchen. Sondern rein aus dem Stücke selbst, aus den bisher von keinem Erklärer genügend beachteten Szenen (II, 4. 7. 8 im Vergleich mit Prolog 4. I, 9. 10 und wiederum mit III, 4: den Worten des Erzbischofs und Johannas selbst, sowie mit IV, 1. 9) glaube ich eine widerspruchslose Erklärung begründen und allseitig verteidigen zu können — eine Erklärung, bei der allerdings die Montgomeryszene nicht mehr als bloßes Ornament und Nebenhandlung erscheint, sondern geradezu mit II, 4 zusammen als die Achse tragischer Schuld. Denn hier wendet sich eben Johanna aus der bisherigen reinen Bahn der Prophetin und idealen Gottesstreiterin, als welche sie nur kraft ihrer wundermächtigen Erscheinung die Ihrigen zum Kampf zu begeistern und ihrerseits nur dadurch den Feind zu besiegen, also denselben nur mittelbar und nur kollektiv „niederzuschlagen" verpflichtet war; aus dieser ursprünglich ganz allein so gefaßten und begrenzten Aufgabe, sage ich, wendet sich nunmehr die Jungfrau, von zwar religiös-patriotischer aber doch zugleich weltlich irdischer Kampfesglut fortgerissen, trotz der Warnungen ihrer Freunde, zu der unmittelbaren persönlichen Einmischung in das blutbejubelnde Kriegs- und Mordgetümmel. Ja in dieser Selbstverblendung schreitet sie zu jener Selbstüberhebung fort, sich, das immer doch irdische Weib — fast gotteslästerlich-vermessen — den reinen geschlechtslosen Himmelsgeistern gleichzustellen. Ihr ursprünglicher Beruf verschiebt sich in ihrer erregten Phantasie, ihr selbst unbewußt, zu der grauenvollen Aufgabe, zu der sie sich Montgomery gegenüber bekennt, die aber von ihren eigenen früheren Angaben darüber sehr wesentlich abweicht. Daher schon von diesem Punkte ab (III, 8) innere Unsicherheit und Zerrissenheit, Schwanken zwischen Extremen, kurz ein psychologischer Rückschlag, der dann unmittelbar nach dem äußerlich so glanzvollen Höhenpunkte so jäh zum tiefen Falle führt. Alles das aber echt tragisch, weil sie doch die Heldin und die sympathische Jungfrau bleibt und sich unbewußt, aus edelsten Motiven fortreißen läßt.

Für fast noch schwieriger aber auf dieser Stufe halte ich Lessings klassisches Lustspiel. Sind denn wirklich für den Untersekundaner die Rollen — ich will nicht sagen: des Tellheim, Just und des Wirtes, aber die des Werner und Riccaut und vor allem der beiden Frauen, dazu Minnas reizendes Doppelspiel und die zahlreichen Einzelfeinheiten der ganzen Verwickelung wie der Dialoge: sind denn alle diese Züge dem Durchschnitts-Untersekundaner wirklich auch nur einigermaßen zu sachgemäßer Würdigung nahe zu bringen? Ich meine gefunden zu haben, daß das selbst in O2 noch gar nicht so leicht ist. Ja, eine Rolle wie die der Franziska wird auch von einem Primaner nur ausnahmsweise wirklich verstanden und sinngemäß gelesen; fast immer muß da der Lehrer selber eintreten. Kurz, ich möchte das Stück der nächsten Stufe vorbehalten wissen. Ein Lustspiel ist ja am Ende auf der U2 auch noch nicht nötig, wenigstens nicht als Klassenlektüre. Für die Privatlektüre kann man ja Schillers „Neffen als Onkel", Körners „Vetter aus Bremen" oder dergleichen empfehlen — wenn man überhaupt ein komisches Stück hier für passend erachtet.

Somit ergäbe sich als Stoff für U2:

a) Für den Sommer etwa: 1. Schillers größere ethische Romanzen, womöglich in Vergleich mit den besten Goetheschen Balladen; 2. Schillers Glocke, gleichfalls im Zusammenhang mit einigen der leichteren Kulturgedichte, deren Behandlung sich wohl in den Winter hineinziehen dürfte;

b) für den Winter: 3. Schillers Tell, 4. Goethes Hermann und Dorothea.

Darnach würde

V. Für **O2** folgen: a) im Sommer etwa:

1. Ganz nach dem Lehrplan das Nibelungenlied samt den Sagen und Stücken der höfischen Epik und Lyrik. Vorbereitet könnte ersteres schon in einer früheren Klasse werden durch Lesung der bekannten klassischen Darstellung Vilmars. Auch kann man betreffs der sittlichen Grundidee der Treue zum Vergleich zurückgreifen auf Herzog Ernst und Zriny.

b) Im Winter folgten dann nunmehr:

2. Schillers Jungfrau von Orleans und 3. Lessings Minna von Barnhelm, und womöglich 4. etwa als Privatlektüre, ein drittes sogenanntes Frauenstück: Maria Stuart, die im Lehrplane ganz übergangen, dagegen in vielen Programmen aufgeführt wird, und gerade als Seiten- wie Gegenstück zur „Jungfrau" lehrreich zu verwerten ist.

Dagegen möchte ich die im Lehrplan genannte Trias: Wallenstein, Egmont, Götz auf dieser Stufe am liebsten ganz beseitigen, höchstens den Götz noch als Privatlektüre wählen und dann meinetwegen schon im

Sommer, in einem gewissen Zusammenhange oder zum Abschluß der mittelaltrigen Epik. Jedenfalls wäre dabei aber eine bestimmte Schulausgabe vorzuschreiben! Denn sonst kann man, bei den ganz verschiedenen Bearbeitungen Goethes, den mancherlei bedenklichen Stellen (namentlich den Scenen zwischen Adelheid und Franz) und den abermals recht verschiedenen Sonderausgaben arg in Verwirrung und Verlegenheit geraten!

Auch der Egmont eignet sich meines Erachtens mehr für Prima und auch dort mehr für die Hauslektüre, natürlich so, daß einzelne Hauptteile gründlicher in der Schule besprochen und auch zu den Aufsätzen oder Vorträgen mit verwertet werden (so z. B. die Herausschälung der politischen und persönlichen Gegensätze in den drei großen Scenen zwischen Regentin und Machiavell (1. Aufzug), Oranien und Egmont (2. Aufzug), Egmont und Alba (4. Aufzug).

Vor allem aber halte ich den Wallenstein für viel zu hoch für eine O2 und lediglich für 1 geeignet.

Schon der Bau dieses größten und großartigsten aller Dramen der Welt und seine äußere Organisation ist in O2 kaum zur Übersicht, geschweige zum Verständnis zu bringen. Und nun die ganze innere Organisation, die vielen feinen Verwickelungen, die Fülle und zugleich Tiefe der Charaktere, der gewaltige Gedankeninhalt der Wechselreden und Selbstgespräche: alles das geht meines Erachtens über die Fassungskraft dieser Stufe hinaus. Dies um so mehr, als eigentlich — und damit berühre ich zum ersten Male das Schlußstück dieser ganzen Darlegung — der Hauptideengehalt des ganzen Dramas in seiner spezifisch Schillerschen Gestaltung meines Erachtens vollständig erst in Wechselwirkung mit dem Schlußteil von Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" verständlich wird. Denn — um dies gleich hier einzufügen — wie die berühmte dort aufgestellte Antithese von Realismus und Idealismus geradezu den Kommentar zu dem Hauptgegensatz der Charaktere bildet, den Schiller im Wallenstein dichterisch hat veranschaulichen wollen, so ist umgekehrt das Drama eben die Probe, das dichterische Belegstück für die in jener Abhandlung niedergelegte psychologische und ästhetisch-ethische Gedankenentwickelung. Kann doch gerade die sogenannte Maxhandlung, gegenüber den unglaublich absprechenden und schiefen Urteilen so vieler Kritiker, von Vilmar bis auf Karl Werder, erst vom Standpunkte dieser Abhandlung in die richtige Beleuchtung gerückt werden: daß sie keineswegs bloß eine das Ganze eigentlich nur beschwerende oder gar störende Episode, eine unnötige und daher am besten auszuscheidende Zuthat darstellt, eine Nachgiebigkeit des Dichters gegen seine Schwäche für hochpathetische Deklamation und dergleichen; sondern gerade umgekehrt, nach Schillers ausdrücklicher Ab-

sicht und charakteristischer Auffassung der Dichtkunst, den „poetisch wichtigsten" Teil des Dramas bildet, den organisierenden Mittelpunkt desselben, der erst den Schwerpunkt des Ganzen aus der historisch-politischen Sphäre in den sittlichen Gegensatz zweier miteinander ringenden Gesamtweltanschauungen verlegt!

Alles dies ist aber selbstverständlich noch nichts für O2. Ja selbst in der U1 — wie ich gleich ausführen werde — würde ich das Drama erst in der zweiten Jahreshälfte behandeln. Höchstens möchte ich mir eine vermittelnde Auskunft etwa so denken, daß noch am Schlusse des O2-Jahres rasch Wallensteins Lager gelesen würde und so einen Vorausweis, eine Brücke bildete, woran die spätere Behandlung des Gesamtstückes anknüpfen könnte.

Somit bildeten für O2 den Hauptstoff:

1. Nibelungenlied, 2. Jungfrau von Orleans, 3. Minna von Barnhelm; eventuell noch 4. Maria Stuart, oder auch, wenn man dies vorzöge: Götz bezw. Egmont als Privatlektüre. Übrigens ein Stoff, der an Umfang den im Lehrplan vorgesehenen kaum übertreffen würde, da der hier empfohlene Wallenstein ja allein 2½ bis 3 Dramenlängen umfaßt.

Mithin fielen nun

VI. in die **U1**, zunächst als dichterische Stoffe, vor allem 1. Wallenstein ganz als Klassenlektüre, und je nachdem 2. Götz oder Egmont als Hauslektüre.

Allerdings würde schon dadurch ein Teil der im Lehrplan bezeichneten Stoffe (Oden Klopstocks, Gedankenlyrik Schillers und Goethes, Iphigenie, Braut von Messina, Proben neuerer Dichter) von vornherein ausgeschlossen werden. Gegen dieselben erheben sich aber auch sonst Bedenken und Fragen. Vor allem möchte ich fragen: Warum ist überhaupt Shakespeare erst bei O1 und noch nicht bei U1 genannt? Er ist doch — meines Erachtens wenigstens — mit seiner Fülle sinnlich-konkreter Handlung und machtvoller Plastik teilweise leichter und früher zu verstehen, als die Gedankendichtung unseres großen Meisterpaares, die sich gerade auch in den beiden genannten Frauentragödien so gewaltig vertieft! Mir erschienen gerade umgekehrt Shakespeares Macbeth oder auch Coriolan mit ihrer verhältnismäßig so einfach durchsichtigen Handlung als die beste Vorbereitung sogar für Schillers Wallenstein in der U1. Denn jedes der Shakespeareschen Stücke bildet ein Seiten- und zugleich Gegenstück zu demselben, der Macbeth sogar bis in eine Reihe direkt verwandter Einzelzüge. Der große Brite und der große Deutsche würden sich also zu wechselseitiger Beleuchtung und Würdigung gereichen; und in hochinteressanter Variation würden die

Schüler so das gewaltige Thema, die Tragik der ὕβρις und ἄτη, unmittelbar nach einander vorgeführt erhalten: dort bei Shakespeare einfacher, naturalistischer, von antiker Wucht und Furchtbarkeit; hier bei Schiller viel verwickelter, tiefer greifend, philosophischer, auf der Höhe moderner Empfindung und Erschütterung.

Spricht also alles Sachliche, Inhalt und Form der Dramen selbst, für diese Reihenfolge, so mag, ganz nebenher, auch noch ein anderer Gesichtspunkt gestreift werden, der wenigstens für die Auffassung der Jugend selber nicht ganz belanglos erscheint: ein national-patriotischer! Wird nämlich der gesamte Lehrgang im Deutschen und speziell auch die Stoffauswahl mit Recht unter dem ästhetischen und zugleich didaktisch-pädagogischen Gesichtspunkt einer allmählichen Steigerung aufgefaßt, an deren Schluß den Jünglingen der Höhepunkt, die Krone von allem dargeboten und der letzte, herrliche Eindruck für den Austritt ins Leben mitgegeben werden soll: so muß es, offen gesagt, die Jünglinge selber mindestens befremden oder — wenn's das nicht thut, irre führen, wenn sie als diesen Höhepunkt und diese Krone des Lehrganges nun nicht mehr unsere deutschen Dichter mit ihren herrlichsten Werken vorgeführt sehen — letztere sind dann ja schon auf der Vorstufe der U 1 erledigt —, sondern über dieselben hinaus nun auf einmal der — wenn auch stammverwandte, so doch immerhin ausländische Dichter zum krönenden Abschluß erhoben wird. Man komme mir bei dieser offenen Aussprache nicht mit dem Schlagwort: das sei bornierter Nationalismus oder Chauvinismus! Davor sollte mich wenigstens bei allen Unbefangenen die voraufgehende rein sachliche Begründung aus dem Wesen und dem Verhältnis der Dramen und Dichter selbst schützen, sowie die doppelte Klausel: daß ich diesen Gesichtspunkt nur nebenher streife und nur vom Sehwinkel der Primaner selbst auffassen will.

Diese müssen aber — wenn sie überhaupt darüber nachdenken, und das wünschen wir doch hoffentlich? — entweder sich wundern, daß das letzte Wort im deutschen Unterricht Shakespeare lauten soll; oder sie müssen glauben: das gehöre sich in der That so; Shakespeare bilde wirklich den Höhepunkt, über den hinaus es nichts mehr gebe und vor dem auch unsere Großmeister so sehr zurückständen, daß selbst vor der Shakespeareübersetzung — denn auch auf die nur kommt's hier an — deren größte und herrlichste Originaldeutsche Werke dennoch eine Stufe tiefer rangieren müßten! Diese immerhin doch etwas beschämende und niederdrückende Folgerung ist auch keine willkürliche Phantasie von mir, sondern sie ist mir — da ja die Lehrpläne überall zu haben und bekannt geworden sind — thatsächlich schon von Schülern wie von gebildeten Erwachsenen entgegengetreten und hat mich überhaupt erst auf

diesen Gesichtspunkt gebracht. Nun möchte sich allerdings jeder Shakespearomane völlig damit einverstanden erklären und sich dieser Reihenfolge geradezu freuen. Dann kann ich meinerseits jenen Irrtum nur aufs nachdrücklichste bekämpfen. Ich bekenne offen und glaube damit nicht allein zu stehen: allen Meisterwerken des großen Briten muß ich die höchsten Leistungen unserer deutschen Klassiker mindestens als vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen; ja für den Jugendunterricht muß ich eine Iphigenie, einen Wallenstein, eine Braut von Messina, einen Demetrius, unter Umständen auch einen Tasso und Nathan für noch wertvoller erachten, als Shakespeares Macbeth, Coriolan, Cäsar, Richard II., Hamlet und Lear! Und es ist mir keineswegs bloß ein nationaler Ehrenpunkt — den würde ich, läge hier die Sache anders, völlig beiseite lassen —, sondern vor allem eine didaktische und pädagogische Forderung, daß wir unseren gesamten Deutschunterricht, auch die dramatische Dichterlektüre, nicht mit Shakespeare, sondern mit Goethe und Schiller krönend abschließen. Denn an sich, wie gesagt, nach Ideenfülle und Gedankentiefe vollauf ebenbürtig, stehen sie einerseits dem Empfinden unserer modernen deutschen Jugend zweifellos näher, lassen sich aus ihrer idealen Höhe freundlicher, heimischer zu ihr herab und wissen sie vertraulicher, inniger, nachhaltiger anzuregen, als der um zwei Jahrhunderte frühere und schon darum fremdere und sprödere Riesengenius des Ausländers. Zu diesem wird die Jugend zwar ganz gewiß staunend, bewundernd aufblicken und soll ihn ja auch an einigen ersten Proben verstehen, würdigen und lieben lernen. Aber ganz kann er ihr, der Jugend als Jugend, doch nie das werden, was unsere eigenen Meister ihr doch werden sollen; und — so wenigstens meine ich — er soll ihr das womöglich auch später nicht werden, soll nicht unsere Heroen von dem ersten Platz verdrängen, der ihnen im Herzen unseres deutschen Volkes nun einmal noch auf unabsehbare Zeit hin gebührt. Und eben dieser erste Platz soll letzteren im Unterricht selber auch die letzte, höchste Stelle sichern; und zwar anderseits aus dem Grunde, der schon eben beim Vergleich zwischen Macbeth und Wallenstein angedeutet wurde: weil Shakespeare, wenigstens in den hier vorwiegend in Betracht kommenden Stücken: Macbeth, Coriolan, Cäsar, Lear, obzwar dem Empfinden der Jugend spröder, doch ihrem sachlichen Verständnis leichter, einfacher, drastischer, naturhafter entgegenkommt, als jene verwickeltere, philosophischer gefärbte, breiter sich ergehende, ganze Weltanschauungs-Weiten und -Tiefen umspannende und ermessende Gedankenwelt unserer deutschen Dramen.

Nach diesem Ausflug kehre ich zum Dramenstoff der U1 zurück. Ich denke mir also als eigentliche Schullektüre Shakespeares Macbeth

(oder Coriolan) im Sommer, Schillers Wallenstein im Winter, sodaß Iphigenie und Braut von Messina eo ipso der O1 zufielen, wofür ich gleich hernach noch andere Gründe vorbringen werde. Für die Privatlektüre — welche, wie gesagt, in der Klasse nur kursorischer nach ihren Hauptgesichtspunkten behandelt und besonders als Stoff auch für die Vorträge herangezogen werden würde — bliebe dann immer noch ein zweites Shakespearesches Stück, zur Auswahl etwa Coriolan (bezw. Macbeth) oder Cäsar. Sehr wünschte ich aber hierzu auch — sei es hier, sei es in O1 — ein Lessingsches Stück, Emilia Galotti oder Nathan, herangezogen, auf die ich ungern verzichten würde. Jenes schon um des höchst lehrreichen Vergleichs mit Livius' Verginia willen, der den Schüler ganz wie von selbst in die innere Organisation des Lessingschen Meisterwerkes einführt. Dieses schon wegen der Mißverständnisse und Vorurteile, die in weiten Kreisen unserer „Gebildeten" darüber herrschen, und deren Bekämpfung ich für eine höchst dankenswerte Aufgabe gerade unseres Primaunterrichts halte.

Aus dem lyrischen Stoffe würde ich der U1 nur Oden Klopstocks in beschränkter Auswahl zuweisen, dagegen die Gedankenlyrik Goethes und Schillers durchaus der O1 vorbehalten. Für jene wäre dann gleichfalls die Schillersche Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" mit ihrer klassischen Beurteilung Klopstocks trefflich heranzuziehen, während anderseits, z. B. von der Ode „die beiden Musen", eine Brücke zu schlagen wäre zu der Dramenlesung aus Shakespeare und Schiller. Die im Lehrplan vorgesehenen „Proben von neueren Dichtern" würde ich gleichfalls ausschließlich der Privatlektüre bezw. den Vortragsgegenständen zuweisen und einesteils dabei Wiederholungen aus den früher gelernten Stücken von Uhland, Chamisso, Rückert, Hölderlin, Schwab, Hölty, Platen, W. Müller, Freiligrath und den Freiheitsdichtern veranlassen; andernteils mich etwa beschränken mit dem Hinweis auf Geibel, Droste-Hülshoff, A. Grün, Hebel, Heine und Lenau, Kinkel und etwa noch Lingg und Storm. Streifblicke auf die neuesten Richtungen, zumal den Naturalismus zu werfen, würde — wie noch zu zeigen ist — die Prosalektüre aus Lessing und Schiller genügenden Anlaß geben.

Ehe ich nun aber zu dieser mich wende, sei zunächst noch rasch

VII. die Dichterlektüre für **O1** zusammengestellt.

Für diese bilden also nach dem Vorgehenden die Braut von Messina und die Iphigenie zunächst die Hauptstücke des Dramatischen und zugleich den Abschluß, die Krönung des gesamten Dramenstoffes. Denn gerade hierfür scheint mir dieses Paar wie nichts anderes geeignet. Beide wieder Frauendramen, einander verwandt als Seitenstücke und doch wieder so abweichende Gegenbilder. Beide auch angewiesen

auf die Wechselbeziehung mit der Sophokleslektüre in O1, auf welche ganz direkt in der Braut von Messina der Chor, in der Iphigenie die Vorfabel und die Gestalt der Heldin hinweisen. Dabei in der Braut der gewaltige Widerstreit zwischen Schicksal und Menschenfreiheit — der alle früheren Dramen von U2 ab durchzogen hat — zu erschütterndster Höhe der Tragik getrieben. Dagegen in der Iphigenie derselbe Widerstreit endlich durch die herrlichste Überwindung des Fatalismus kraft reinster religiös-sittlicher Selbsterhebung aufgelöst in vollste verklärte Harmonie! So dieses Ganze gleichsam selber eine Katharsis aller voraufgehenden Tragik! Und dabei die Heldin ein Weib, die reinste Menschlichkeit in der Form des Jungfräulichen und des Schwesterlichen — auch dies gerade für unsere reifere männliche Jugend überaus lehrreich, vorbildlich, läuternd und erhebend! Endlich beide Dramen die völligste Vermählung altklassischen und deutschen Geistes, ein Spiegelbild der ganzen Litteraturperiode, auch hierin und überhaupt in allem so recht die Höhe unserer gesamten klassischen Dramatik, und eben darum auch für die Schullektüre der herrlichste Abschluß und Krönungspunkt!

Privatim könnte sich dann — wie schon angedeutet — auf dieser Stufe je nachdem noch eins der zur U1 genannten Shakespeareschen oder Lessingschen Stücke anschließen, oder auch, wenn man den vorzieht, bei einer besonders tüchtigen Generation, Goethes Tasso oder Schillers Demetrius, den besonders Direktor Jäger empfiehlt und dessen gewaltigen Eindruck auf die Schüler auch ich selbst schon habe beobachten können. Vielfach tritt in den Programmen auch Kleists Prinz von Homburg auf, hier und da sogar die Hermannsschlacht, mit denen ich selber allerdings noch keine Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Mit diesem dramatischen Höhepunkte würde sich endlich der lyrische verbinden: die Gedankenlyrik — nicht bloß „Schillers und Goethes", wie die Reihenfolge im Lehrplan lautet, sondern meines Erachtens gerade auch einmal umgekehrt: erst die, bei aller Tiefe, Macht und Herrlichkeit doch in Sprache und Form verhältnismäßig einfachere Weltdichtung Goethes; dann die, ebenso in den Gedanken wie in der Formgebung und dem Ausdruck schwierigere, pathetisch-prachtvollere philosophische Dichtung Schillers. Doch hat auch eine dritte Anordnung hohen Reiz: beider Meister Gedichte nach Ideenverwandtschaft oder auch nach Gegensätzen durch einander gruppiert vorzuführen, wobei dann hier und da auch einige anklingende Werke neuerer Dichter eingeflochten werden könnten, z. B. zu „Mahomets Gesang" Stolbergs „Felsenstrom", Krummachers „Rhein", zu „Prometheus" Geibels „Herkules auf dem Oeta", zum „Gesang der Geister" Hölderlins Schicksalslied u. s. w.

Eine Einzelauswahl vorzuschlagen, ist hier nicht der Ort; auf einige fast überall wohl als hierher gehörig anerkannte Hauptstücke habe ich schon früher beim Lernstoff hingewiesen; desgleichen darauf, daß auch die „Glocke" samt anderen Kulturgedichten Schillers erst hier in O1 in einer vertiefenden Wiederholung zu vollerer Würdigung gebracht werden kann. Allerdings zeigt nun eine Durchsicht der Programme und Einzellehrpläne eine auffallend große Verschiedenheit der Auswahl, und es wäre eine eigene, hochinteressante und lehrreiche Aufgabe, daraus einmal eine vergleichende Übersicht zusammenzustellen. Daß vielerwärts zu diesem lyrischen Stoff, und zwar insbesondere auch als Lernstoff, Stücke aus den Dramen herangezogen werden — z. B. Teile des Wallensteinprologs, der Chöre aus der Braut von Messina, der Monologe aus Wallenstein, Iphigenie u. a. — ist selbstverständlich nur zu billigen. Wenn dagegen manche Fachgenossen einzelne Prachtstücke der eigentlichen Gedankenlyrik ausdrücklich ablehnen, entweder als zu hoch — so z. B. Goethes Harzreise, Schillers Ideal und Leben (welches letztere auch in der bekannten Echtermeyerschen Sammlung fehlt); oder als bedenklich — z. B. Schillers „Götter Griechenlands", Goethes „Prometheus": so kann ich das meinerseits nur bedauern. Die „Harzreise" halte ich zur Charakteristik Goethes selber, sowie seines Aufenthaltes in Weimar und der Freundschaft mit Frau von Stein, für ebenso wichtig und unentbehrlich, wie z. B. „Seefahrt, Sänger, Wanderer, Zueignung", und habe auch stets bei der Erklärung in Prima reges Interesse und offenes Verständnis gefunden. Daß man — wie Goldscheider meint (a. a. O. S. 77) — dabei „ohne weitschichtige Kommentare keinen Schritt weiter komme", dürfte mindestens übertrieben sein. Natürlich muß man Goethes eigene Erklärung dazu kennen, eventuell auch deren Anlaß, die von Kannegießer, und womöglich, was aus dem Briefwechsel mit Frau von Stein und sonst zur Aufhellung dient — was man alles ja fein bei einander im Düntzer, Götzinger, Viehoff u. a. findet. Aber diese biographischen und psychologischen Hilfslinien hat man gerade bei Goetheschen Gedichten auch sonst sehr häufig nötig; und sie sind — frisch und anschaulich der Besprechung eingewebt — auch für die Schüler von höchstem Interesse. Gerade die Harzreise mit ihrem unmittelbaren Lebenshauch, mit dieser energischen Kraft und doch wieder Herzensweichheit des Dichters, mit diesem Wechsel von ergreifendster Barmherzigkeit und hinreißender Jugendfrische, von erhabenem Aufschwung und fröhlichem Humor, pflegt nach meiner Erfahrung die Jugend ganz besonders zu begeistern. Der allbekannte, auch von Goldscheider u. a. wieder aufgestellte Kanon: „Jedes wahre Kunstwerk müsse sich rein aus sich selbst erklären", ist zwar sehr schön formuliert und im Prinzip gewiß meistens richtig für die sachliche

Seite des Kunstwerks. Aber für dessen persönlichen Ursprung, Anlaß und Gefühlsinhalt; für das, was von des Dichters eigener innerlicher Stimmung, Seele und Weltanschauung sich momentan darin wiederspiegelt: dafür reicht diese Theorie eben keineswegs überall aus, zumal nicht bei Goethe, dessen Dichtungen bekanntlich fast stets Gelegenheitsgedichte und Seelenbeichten sind. Und ich halte es gerade für einen Hauptreiz und Hauptzweck des Unterrichts auf den Oberklassen: daß diesen die Dichtwerke nicht mehr lediglich als die fertigen, abgeschlossenen, rein in sich selbst beruhenden und „wie aus dem Nichts entsprungenen" Gebilde entgegentreten; sondern daneben auch — wo dies noch möglich — gewürdigt werden nach der Fülle persönlicher und zeitgeschichtlicher Beziehungen, nach der jeweiligen ganz besonderen Veranlassung, Stimmung und schöpferischen Triebkraft, aus der sie — sei's im glücklichen Aufschwung des Genius, sei es unter ernstem oder schmerzlichem Geistes- und Gemütsringen — zur bestimmten Stunde geboren wurden. Freilich scheint nun gerade auf das andere beanstandete Gedicht, Schillers „Ideal und Leben", alles dies am allerwenigsten zuzutreffen. In der That: neben den „Künstlern" — die man übrigens nur selten als Lehrstoff findet und an die ich wenigstens nur bei einer ganz besonders befähigten Generation und bei Zeitüberschuß mich wagen würde — dürfte es wegen seines spezifisch philosophischen Gepräges unter allen hier in Betracht kommenden Gedichten das schwierigst zu erklärende darstellen. Aber doch auch nur in seinem ersten Teile (Strophe 1 bis 5); der zweite ist mit seinen vier großen Antithesen und Strophenpaaren und seinem prachtvollen mythologisch-symbolischen Abschluß ganz klar gegliedert und den Schülern direkt verständlich zu machen. Und selbst Grundgedanke und Gliederung des ersten Teiles sind Oberprimanern, die Plato gelesen und von seiner Ideenlehre das Wesentliche aufgefaßt haben, die in den Bildern und der Gedankenwelt der Antike zu Hause sind, gar nicht so unüberwindlich schwierig zu verstehen. Natürlich handelt sich's nur um eine annähernde, nicht um eine adäquate Würdigung, die ja uns Erwachsenen, uns Lehrern selbst erst nach langer Vertrautheit mit Schillers gesamter Ideenwelt aufgehen kann. Aber um ein bloß annäherndes Verständnis handelt sich's überall ja nur in diesem gesamten Unterricht! Genug, wenn den Jünglingen ein erstes Morgenrot der Nachempfindung, der Würdigung aufdämmert, und den hellen Tag dann später die Sonne der Bewunderung, Verehrung und Liebe heraufführt! Jedenfalls aber kann man auch bei dieser Dichtung die trefflichsten Hilfslinien des Verständnisses herbeiführen. So eine Reihe anderer Dichtungen Schillers selbst, wie „Sehnsucht, die Ideale, das Glück", das gleichfalls antithetische „Würde der Frauen" u. a.; sodann des Dichters eigenen Lebenslauf, als immer neuen Wechsel und

Kampf zwischen „Ideal und Leben"; dazu Goethes herrlichen „Epilog zur Glocke"; und endlich vor allem eben die Abhandlungen Schillers, auf die ich hernach komme, und aus denen ich allerdings, wie schon zum Wallenstein, so erst recht zum Verständnis dieser ganzen Gedankenlyrik, auch z. B. des „Spaziergangs", manche Abschnitte geradezu für unentbehrlich halte.

Was dann endlich die angebliche „Bedenklichkeit" des göttertrotzigen „Prometheus" oder der götterschwärmenden „Götter Griechenlands" betrifft — nun freilich, wer als Lehrer diesen Jugendgeburten des „Sturmes und Dranges" beider Dichter nicht die richtige Seite abzugewinnen und die rechten Gegengewichte gegenüberzustellen weiß, der mag ja für sich persönlich die Hand davon lassen! Aber bei der sachlichen Auswahl des Stoffes überhaupt mitzusprechen, dürfte ein solcher kaum berechtigt sein. Denn Voraussetzung dafür ist doch wohl die Potenz, nicht die Impotenz eines Lehrers!

VIII. Und nun kämen wir endlich zur Prosalektüre in beiden Primen. Da sich aber hiermit unmittelbar meine Vorschläge und Ausführungen betreffs der Schillerschen Abhandlungen verbinden, so sei es gestattet, diese ganze Betrachtung erst dem dritten der eingangs bezeichneten Hauptteile gleichsam als Einleitung voranzustellen, hier dagegen zuvörderst die als Hauptteil B gleichfalls angekündigte kurze Erörterung über die Art und Weise der Behandlung unserer Dichtwerke einzuschieben.

Sprechzimmer.

1.

Kleinigkeiten zu Tiecks Schriften.

1.

Im ersten Band meiner Tieck-Auswahl habe ich folgende bisher ungedruckte Strophe des Dichters mitgeteilt:

Dunkel ist die Zeit gestaltet,
Und mit wunderlichen Gnomen,
Spuk und albernen Phantomen
Wird hantieret und geschaltet;
Auch das Schöne scheint veraltet;
Lieb' erlischt und Glanz des Maien.
Kommt denn, ihr Verständ'gen, Freien,
Aus dem Druck und langen Dunkeln
Dahin, wo uns Lichter funkeln,
Wo wir uns der Sonne freuen!

Der Schluß klang mir gleich anfangs bekannt und Goethisch. Ich blätterte im Goethe, fand aber nichts, bis ich neulich bei der Lektüre

der „Wanderjahre“ im 1. Kapitel des 3. Buches auf die bekannten Verse, die in den „Gedichten“ unter der Überschrift „Wanderlied“ vereinigt sind, stieß. Die letzte schließt mit den Worten:

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Die obigen Tieckschen Zeilen bilden also die erste Strophe einer nicht fertig gewordenen Glosse über das Goethesche Thema, und es fand sich in der That noch der Entwurf einer zweiten Strophe, der auf demselben Blatt, kaum noch leserlich, geschrieben steht und folgendermaßen lautet:

Hundert zanken, tausend streiten,
Millionen herrschen wollen;
Wo sind, die gehorchen sollen,
Da sich alle längst entzweiten?
Laß vom Wirrsal uns ent . . .
Wo wir alles Haders bloß
Ruhn in Gärten, Gras und Moos
. . . . . Ruheplätze
Froh der bunten Blumenschätze
Sind wir jeder Sorge los.

2.

Auf jenem Blatte steht auch die Skizze zu einem Gelegenheitsgedicht, von dem ich nicht sagen kann, wem es gilt. Die Zeilen — wohl auch um 1837 geschrieben — mögen hier einen Platz finden. Der Schluß der vierten war leicht zu ergänzen.

Gegrüßt sei, liebes Patchen, zartes Kind.
Ich sende dir die Büchlein, treu gesinnt,
Du wirst sie künftig lesen und bedenken,
Mit Sinn dich und Empfindung [drein versenken;]
Denn im Genuß und allen Freudenwerken
Muß wahrer Mensch auch Geist und Seele stärken.
Jetzt bist du Kind und freundlich stets willkommen,
Wie du nun wächst, an Jahren zugenommen,
Da heißt es: gnädiges Fräulein, Sie befehlen —
Und wie die Jahre weiter hin sich stehlen,
Ruft man dir zu: Ihr Gnaden, gnädge Frau . . .
Wenn dich der Mann beglückt und Kinder um dich spielen,
Dann wirst du frohen Sinns dein Schicksal fühlen,
Und wenn der Himmel dir vergönnt's,
Beschließest du dereinst als Excellenz.

3.

Durch einen jener wunderlichen Zufälle, die dem Schriftsteller so oft Verdruß bereiten, ist mir bei der Bearbeitung meiner Tieck-Aus-

gabe ein kleiner, aber nicht unwichtiger Aufsatz von A. Hauffen „Zu Ludwig Tiecks Nachlaß“ in Schnorrs Archiv (15. Bd., S. 316—322) entgangen, mit dessen Hilfe ich zu der Chronologie der Tieckschen Schriften (im 3. Band der erwähnten Ausgabe) hier einiges nachtrage.

Vom Jahre 1789 ist das Fragment eines Lustspiels „Die Entführung“ handschriftlich im Nachlasse Tiecks auf der Berliner königlichen Bibliothek erhalten. Ebenda hat Hauffen das nicht ganz vollständige Manuskript eines Trauerspiels von 1790 „Roxane“, das zweier ossianischen Skizzen „Iwona“ (1791) und „Gesang des Barden Longal“ (wahrscheinlich von demselben Jahre) und das des „Märchens vom Roßtrapp“ (1792) gefunden. Die zuletzt genannte Dichtung durfte also von mir (Biographie S. 10, Sonderabdruck S. 14) nicht als „nicht erhalten“, sondern nur als „nicht gedruckt“ bezeichnet werden. Endlich hat Hauffen wohl unwiderleglich nachgewiesen, daß das von Köpke zuerst veröffentlichte Drama „Das Reh“ nicht von Tieck, sondern von dessen Jugendfreunde Schmohl verfaßt ist. Freilich bittet Tieck in einem Briefe (handschriftlich in Dresden) seine Schwester (Göttingen 1792), ihm alle seine schriftlichen Sachen zu schicken, auch die, „die von Schmols Hand sind, wie das Reh und Abdallah“; und der „Abdallah“ ist doch unbezweifelbares Eigentum des Dichters.

Zur „Chronologie“ bemerke ich noch, daß der Aufsatz über Kleist schon unter 1821 (Nr. 107) aufzuführen war, zur Biographie, daß — was ich freundlich zu beachten bitte — mehrere Stellen in dem Sonderabdruck (Meyers Volksbücher Nr. 1028/29) berichtigt sind, daß aber der Druckfehler, durch den die Geburt der jüngeren Tochter Tiecks statt ins Jahr 1805 schon nach 1802 gesetzt wird, leider stehen geblieben ist.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

2.

Zu der Anfrage F. Lindners VIII, 259 nach: Sprechen kann er nicht, aber er denkt um so mehr.

In der hübschen Erzählung von Otto Müller: „Münchhausen im Vogelsberg“ (Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag 1876 Bd. 23) giebt ein Pfarrer in fröhlicher Tafelrunde die Geschichte vom Papagei von Ilbeshausen zum Besten. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Schultheiß des genannten Dorfes kommt einst nach der großen Stadt Frankfurt a. M. und bleibt staunend vor einem prächtigen Gebäude stehen. „Dort wohnt der regierende Bürgermeister“, antwortet auf seine Frage ein Ratsdiener, und unser Vogelsberger, kurz entschlossen, steigt die Treppe hinauf, um seinem „Kollegen“ einen Besuch abzustatten. Er

findet freundliche Aufnahme, man zeigt ihm das ganze Haus, aber besondere Freude macht ihm doch ein bunter, sprechender Papagei. Er meint freilich, daß ähnliche Vögel auch bei ihm zu hause vorkämen, und verspricht, als man ihm nicht glauben will, demnächst einen mitzubringen. Richtig, nach drei Wochen erscheint er wieder, sperrt seinen Vogel gleich zum Papagei in den Käfig und ruft dann seine Gastgeber herbei. Diese machen große Augen, fast wie die Ohreule, die sie neben ihrem munteren Sprecher sitzen sehen. Nur schade, der Papagei von Ilbeshausen ist stumm, kein Zureden hilft, doch sein Herr findet ein rettendes Wort: „Herr Kollege, Fraa Kollegin, schwätze kann hä frelich net, aber — hä diankt soi Doähl!“ (denkt sein Teil). Übrigens findet sich derselbe Schwank auch sonst erzählt, so in Künzels Geschichte von Hessen, 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. 1893.

Friedberg i. H. **Th. Wiesehahn.**

3.

Vornamenstudien.

Zu Ztschr. 7, 616 flg. und Ztschr. 8, 483 flg.

Zu den beiden Arbeiten über Vornamen im siebenten und achten Bande dieser Zeitschrift möchte ich auf zwei Stellen aufmerksam machen, die ich in der schwäbischen Chronik von Crusius[1]) und in der Thanner Chronik von Malachias Tschamser[2]) gefunden habe.

Im ersten Bande schreibt Crusius, der nach eigener Angabe die Mitteilung aus Seb. Münsters Kosmographie lib. 3 genommen, in cap. 14 Von den Neuen Nahmen der Teutschen beyderley Geschlechts:

„Es ist zu wissen, daß die Namen: Christiana, Johannes, Petrus, Paulus, Anna, Maria, Margaretha, vor diesem nicht viel in Teutschland üblich gewesen; sondern erst zu den Zeiten Friedrichs des Ersten und Andern aus dem Umgang mit denen Italiänern öffters herein gebracht worden.“[3])

---

1) Crusius Martin, Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Tübingen von 1559 bis 1607, erwarb sich einen solchen Ruf, daß man ihm einen neuen Hörsaal bauen mußte und viele Ausländer, namentlich geborene Griechen, nach Tübingen kamen, um ihn zu hören. Sein Hauptwerk sind die Annales suevici, die in zwei Foliobänden 1593 erschienen; sie sind eine Hauptquelle für die schwäbische Geschichte, besonders für das 16. Jahrhundert. Übersetzt wurden die Annalen 1733: Martin Crusii, Schwäbische Chronik ꝛc. von Johann Jakob Moser.

2) Annales oder Jahresgeschichten der Barfüseren oder Minderen Brüdern ꝛc. zu Thann im Ober-Elsaß durch Malachiam Tschamser. Der Verfasser dieser Arbeit starb im Jahre 1742.

3) Nach Mosers Übersetzung.

Bei Tſchamſer leſen wir in ſeinen Annalen unter dem Jahr 1184: „Friederich der Kayſer, umb den Welſchen zu gefallen und ihre Gemüther, welche er je länger je mehr ihm geneigter zu ſeyn verſpürte, ſtärker an ſich zu ziehn, brachte die Chriſtliche Namen als: Joannes, Petrus, Andreas, Gregorius, Auguſtinus, Ambroſius, Anna, Maria, Lucia, Catharina, Margaritha ꝛc. ins Teutſchland und führte ſolche alsgemach auch in unſeren Landen ein, da ſonſt die Teutſchen von keinen anderen Namen wüßten als: Friederich, Karlen, Huldreich, Ehrmereich, Cuonemann oder Conrad, Waldrath, Ludwig, Heinrich, Adelheit, Mathild, Gutta, Bertha, Blanca, Giſella, Kunigund, Roſenmund ꝛc“

Beide Geſchichtsſchreiber entnehmen, ſoweit es ſich nicht um Geſchichte ihrer Zeit handelt, die Stoffe aus früheren Geſchichtswerken; doch kann ich die Quellen der beiden Stellen nicht angeben. Jedenfalls ergiebt ſich aus ihnen die Thatſache, daß um die Wende des zwölften Jahrhunderts, wie es ja auch das Studium der Namen ſelbſt ergeben, eine weſentliche Veränderung in den Vornamen ſich vollzieht. Beide ſprechen von dem Eindringen dieſer neuen Namen am Ende der Regierungszeit Barbaroſſas, nach Abſchluß des Konſtanzer Friedens 1183, der den endgültigen Frieden zwiſchen Kaiſer und Papſt bringen ſollte.

Band VII, S. 621 hat Steinhauſen nachzuweiſen geſucht, daß der Name Johannes ſeit dem 13. Jahrhundert eine ganz außerordentliche Verbreitung beſeſſen habe. Es iſt deshalb gewiß nicht von ungefähr, wenn unter den neuen Namen die Thanner Chronik gerade Johannes an erſter Stelle aufführt.

Steinhauſen wie Mackel ſuchen in den genannten Arbeiten dieſer Zeitſchrift nach Gründen der Neuerung in dem Namengeben. Die Thanner Chronik giebt uns einen neuen Grund, einen rein politiſchen: „umb den Welſchen zu gefallen und ihre Gemüther ... ſtärker an ſich zu ziehn“. Cruſius glaubt, daß der vieljährige Aufenthalt Barbaroſſas und ſeiner Heere in Italien, die mit dieſen Namen bekannt wurden, daran ſchuld ſei. Es haben neben anderen wohl auch dieſe beiden Gründe mitgewirkt. Schon allein aus dem langen Aufenthalt der Deutſchen in Italien während der Kriegsjahre zur Zeit Barbaroſſas iſt eine Aufnahme fremder Vornamen zu erklären. Der Deutſche war von jeher ein Freund des Fremden, ein Freund fremder Vornamen. Man denke nur an unſere engliſchen und franzöſiſchen Namen, die ſich leider immer noch breit machen.

Gewiß iſt es auch eine intereſſante Erſcheinung, daß dieſe Neuerung nicht erſt in unſeren Zeiten auffiel, daß ſchon die alten Chronikenſchreiber auf ſie aufmerkſam wurden. Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man aus ihren Worten herausklingen hört, daß dieſes Eindringen latei-

niſcher und griechiſcher und das Verſchwinden deutſcher Namen von ihnen als ein ſcharfer Schnitt ins eigene Fleiſch gefühlt wurde.

Steinhauſen glaubt, daß die Namen der Geiſtlichen zu intereſſanten Ergebniſſen führen könnten. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Archivrates Dr. Pfannenſchmid dahier bin ich im ſtande die lange Reihe der Äbte des oberelſäſſiſchen Kloſters Murbach anzugeben. Es war das bedeutendſte Kloſter in unſerer Heimat; ſeine Beſitzungen waren ausgedehnt; Ludwig der Deutſche ſchenkte ihm die Stadt Luzern; es war reichsunmittelbar, die Äbte hatten den Rang von Fürſten und beſaßen Sitz und Stimme im Reichstag. Der Gründer und ſein Nachfolger trugen als Fremde auch fremde Namen: Pirminius und Romanus; erſterer ſtarb 727, letzterer 752. Dann folgen: Baldobert 752—762; Haribert 762—774; Amico 774—787; Simpert † 790; Aichilmar 792—794; Gerhohus (Kerhoh) 794—801; Guntram 814; Udelricus 830; Adelgozius; Theotericus; Sigmar 829—844; Recho um 860; Marcus vor 862; Iskarius; Emeritus; Wipertus; Reginold; Wipertus; Odelo; Fridericus 876—886; Nandbertus 913; Theodorich; Rupert; Werinharius; Landeloh 961; Beringer 976; Helmerich 988; Degenhart 1025; Eberhard 1041; Wolferad 1049; Voldericus 1075; Samuel 1080; Abo 1084; Erlolfus 1122; Bertolph 1122—1149; Egelolf 1150; Conrad 1176—1185; Widerolph 1186; Suitpert 1190; Arnold 1194—1216; Hugo 1216—1236; Albert 1242—1245; Theobald 1260; Berthold 1260—1285; Berthold II. 1285—1298; Albert 1300; Conrad 1305—1334; Conrad Werner 1334—1343; Heinrich 1343 bis 1353; Johann 1353—1355; Johann Schultheiß 1355—1346; Wilhelm 1377—1383; Rudolf 1387—1393; Wilhelm 1393—1428; Peter 1428—1434; Theodorich 1434—1447; Bartholomäus 1447 bis 1476; Achatius 1476—1489; Walter 1489—1513; Georg 1513—1542; Johann Rudolf 1542—1570; Johann Ulrich 1570—1587; Wolfgang Theodorich 1587; Andreas 1587—1600; Johann Georg 1600—1613; Leopold von Öſterreich 1614—1626; Johann Heinrich 1626; Leopold Wilhelm von Öſterreich 1626; Joſeph von Öſterreich 1662—1663; Columban 1663—1665; Franz Egon von Fürſtenberg 1665—1682; Felix Egon von Fürſtenberg 1682—1686; Philipp Eberhard 1686—1720; Coeleſtin 1720—1736; François Armand Auguſte Cardinal de Rohan Soubiſe, Biſchof von Straßburg, geſt. 1756; Leodegar Coadjutor 1737 bis 1786; Benedikt 1786—1789, Emigrant, ſtirbt zu Eichſtätt 1841.

Die Worte unſerer Chroniſten werden durch dieſe Namenreihe völlig beſtätigt; nur blieben die Äbte von Murbach noch länger der ſchönen Sitte treu, urdeutſche Namen zu wählen. Erſt in der Mitte des 14. Jahrhunderts treffen wir den erſten „Johann“; bis dahin faſt nur deutſche

Namen in reicher Abwechslung, unter denen Marcus und Samuel ganz einsam stehen. Vielleicht waren es Mönche, die von auswärts gekommen. Später führten sechs den Namen Johann. Ob „Amico, Emeritus" richtig gelesen ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Colmar i. Elsaß. **Bruno Stehle.**

Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893. 229 S. gr. 8.

Ein Kind, das gegen Abend die Schiffe still am Ufer liegen sieht, sagt wohl: die Schiffe schlafen schon. Wir sprechen von dem Fuß und dem Rücken des Berges, von den Augen des Weinstocks.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah. (Goethe.)

Noch kühner ist es, wenn Lenau die Lerche an ihren eigenen Liedern in die Luft klettern läßt, oder in der Werbung schreibt:

Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.

Das alles sind Metaphern, und in der Schule lernen wir aus den Handbüchern der Poetik und Rhetorik, daß die Metapher zu den Tropen gehört und daß die Tropen wesentliche Schmuckmittel der Rede bilden. „Wer sich nun aber einmal die Mühe macht, in der Sprache, im Denken und im Dichten den Spuren des Metaphorischen nachzugehen, der muß finden, daß was gemeinhin in der Sprache, besonders in der Poesie, als eine künstliche oder künstlerische Redeweise, als ein rhetorischer und poetischer Tropus gilt, vielmehr eine naturgemäße und naturnotwendige Ausdrucksweise ist, daß das Metaphorische nicht nur in der Sprache, sondern in unserm ganzen geistigen Leben von hervorragendster Bedeutung ist, daß die Synthese des Innern und des Äußern, die Verinnerlichung des Äußern und die Verkörperung des Geistigen, der notwendige Ausdruck unsers geistleiblichen Wesens ist. Das Metaphorische, in welcher Form es sich auch kundgiebt, ist der naturgemäße Ausfluß jener zentralen Nötigung unserer ganzen geistigen

Existenz — nennen wir sie das Anthropozentrische — diese selbst zum Maße aller Dinge zu machen, das Äußere, also das an sich Fremdartige durch das einzig voll Bekannte d. i. eben unser eigenes inneres und äußeres Leben uns zugänglich, begreifbar zu machen und andererseits unser Inneres mit allen seinen Regungen, Gedanken und Empfindungen auszugestalten in der Sprache und in der Kunst, in der Religion und in der Philosophie."

So Biese. Um nun zu einem richtigen Verständnis des Metaphorischen anzuleiten, geht er die vornehmsten Ansichten über die Metapher kritisch durch. Resultat: ganz richtig hat bereits Aristoteles das Wesen des Metaphorischen in der Analogie, in der Proportion gefunden, auch in der Verwendung des Begriffs der Lebensbethätigung, der ἐνέργεια den Kern der Sache getroffen; aber der Philosoph denkt seine Gedanken nicht zu Ende, und in der Folgezeit ist das Richtige teils ganz verloren gegangen, teils durch Einmischung unklarer Vorstellungen verdunkelt. Die Erklärung der Metapher als eines zusammengezogenen Gleichnisses lehnt Biese ab, da sie das Wesen nicht treffe. Ganz recht. Sie schiebt die Frage nur um eine Stufe zurück. Denn auch das Gleichnismachen ist aus der geist-leiblichen Natur des Menschen zu erklären, die das Geistige versinnlicht und das Sinnliche vergeistigt; alle Formen der Lehre von den Tropen und Figuren laufen darauf hinaus, die Körperwelt zu beseelen und das Geistige zu verkörpern. Aber die Zurückführung der Metapher auf das zu grunde liegende Gleichnis hat so zu sagen prophylaktischen Wert, in allen den Fällen nämlich, in denen die Metapher als solche nicht mehr gefühlt oder schwer erkannt wird. Es scheint mir das namentlich auf religiösem und philosophischem Gebiete wichtig, damit uns nicht statt des Begriffes ein Bild untergeschoben werde. Anschauungen ohne Begriffe sind blind.

Nach Beantwortung der Frage: was ist metaphorisch? geht der Verfasser dem Metaphorischen nach in der kindlichen Phantasie, in der Sprache, im Mythos, in der Religion, in der Kunst (den fixierenden wie den transitorischen Künsten) und in der Philosophie. In allen sechs Kapiteln findet sich viel Geistvolles und Lehrreiches. Gerade die Lehrer des Deutschen werden sie mit großem Vergnügen und Nutzen lesen. Biese ist immer mit ganzem Herzen und reiner Begeisterung bei der Sache; er hat eine frische, lebhafte und oft bestrickende Art zu schreiben. Um so schwieriger, aber auch um so notwendiger ist die Kritik. Ich erlaube mir gegen das 4. und 6. Kapitel, das Metaphorische in der Religion und Philosophie, einige Bedenken anzudeuten.

Biese huldigt, wenn mich nicht alles täuscht, einem idealistischen Monismus oder Pantheismus, wie ihn neuerdings Paulsen mit Erfolg

vertritt. Vergl. die Grundzüge Nr. 1—3 S. 239 der Einleitung in die Philosophie und die metaphysisch-psychologischen Sätze 1—6 S. 195 der Ethik. Diese philosophische Grundanschauung ist mit ihrer paralleliſtischen Theorie der weiten Ausdehnung des Metaphorischen äußerst günstig. Ich stehe ihr skeptisch gegenüber.

Ob das Metaphorische eine Grundform gerade der menschlichen Vernunft ist, bezweifle ich. Die Vernunft als das Vermögen der Ideen, der Verstand als das Vermögen der Begriffe, sie mögen ohne Anschauungen leer sein; aber ihren rechten Gebrauch metaphorisch zu nennen, scheint mir doch eine bedenkliche Erweiterung des Begriffes „metaphorisch" zu sein. Ur- und Stammsitz der Metapher ist die Phantasie, und so wenig wir in der Philosophie ohne Phantasie auskommen, so vorsichtig hat der Philosoph in ihrer Anwendung zu sein. Es ist doch übel, wenn der Philosoph ganz zum Dichter wird. Auch die Analogie kann, behutsam angewandt, als Leitfaden zur Auffindung neuer Wahrheiten dienen; als einem Erkenntnisprinzip kann ich ihr nicht das Wort reden.

Daß die Anfänge der griechischen Philosophie in der Poesie liegen und daß bei ihrer Ausbildung die Phantasie wesentlich mitgewirkt hat, wird niemand leugnen. Ebensowenig, daß sich Bilder und Gleichnisse in den Schriften aller Philosophen alter und neuer Zeit finden. Wer auf die Metaphernjagd geht, wird dies Edelwild auch da aufspüren, wo es dem harmlosen Spaziergänger nicht begegnet. Aber die Geschichte der griechischen Philosophie zeigt das Bestreben, die Poesie zu überwinden und die Phantasiegebilde begrifflich zu fassen. Auch Platon ist keineswegs immer Poet, er scheidet bestimmt zwischen μῦθοι und λόγοι. Wenn Platon die sokratischen Begriffe zu Ideen hypostasiert, wenn er auf die Ideen, vorzüglich die Idee des Guten alles Schöne, Große, Hohe, das in seiner Seele lebt, überträgt: wollen wir das eine Metapher nennen? Sein großer Schüler Aristoteles sucht die unleugbaren Methaphern des Meisters zu zerstören, und wenn er selbst Stoff und Form ohne genügende Entfaltung des Unterschiedes zusammenschiebt, wenn er durch stete Einmischung seelischer Merkmale in die elementaren Vorgänge der Natur die rechte Erkenntnis für Jahrtausende verhindert, wenn er am letzten Ende, um den Ursprung aller Bewegung aus Gott abzuleiten, bei dem κινεῖ ὡς ἐρώμενον, also einer Metapher anlangt: so liegt darin der stärkste Antrieb zum Weiterforschen und zur Auflösung der Metapher in den Begriff. So überall, auch in der neueren Philosophie. Hütet euch vor der Metapher! Sie täuscht euch mit dem schönen Schein, sie verdeckt euch die klaffenden Risse in eurem Denken; Wissenschaft und Philosophie müssen der Metapher herzhaft zu Leibe gehen, nicht aber die

letzten Gründe oder Abgründe mit einer metaphorischen Redewendung zu überbrücken trachten.

Noch ein Wort über die Metapher in der Religion. Ich verkenne das tief religiöse Gemüt Bieses nicht. Aber das oft wiederkehrende: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch" scheint mir das feste Knochengerüst christlicher Lehre allzu sehr zu erweichen. Religion und Poesie sind auch mir Schwestern, aber zum Verwechseln ähnlich kommen sie mir nicht vor. Gewiß hat Jesus die Geheimnisse des Himmelreichs vielfach in Gleichnissen dargelegt, in Gleichnisreden ist er ein unübertroffener Meister; aber nicht immer und nicht alles hat der Herr in Gleichnissen oder Metaphern geredet. Schöpfung, Sündenfall, Wunder sind mir mehr als herrliche Gleichnisse und liebliche Poesie. Wiedergeburt und Auferstehung sind für mich so wenig metaphorische Redewendungen als die Worte beim heiligen Abendmahl „Dies ist mein Leib" und als der Ausdruck „Gottessohn".

Doch das sind grundverschiedene Überzeugungen, die hier eben nur angedeutet werden konnten. Sie hindern mich nicht, das Gute und Anregende in Bieses verdienstvollem Buche freudig anzuerkennen.

Blankenburg am Harz. **H. F. Müller.**

Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1894. 124 S. Preis M. 1,50.

Die meisten Dichtungen unserer Zeit kommen aus seichtem Herzen. Um so mehr ist es unsere Pflicht, auf die wirklichen Dichter unserer Zeit nachdrücklich hinzuweisen. Einer der begabtesten und hervorragendsten unter diesen ist Wolfgang Kirchbach. Er gehört nicht zu denen, die an der Oberfläche der Dinge haften bleiben und uns in ihren Werken nichts weiter als eine gefällige Unterhaltung bieten, sondern wo wir ihm auch begegnen, überall steigt er in die Tiefe, und was er aus der Tiefe heraufbringt, dem weiß er wirkliche Gestalt zu geben. Seine gedankenkräftige Poesie ruht auf dem festen Grunde der Thatsachen, aber er ist nicht nur ein Wirklichkeitsdichter, sondern vor allem, und das unterscheidet ihn von den meisten unserer Realisten, ein Wirklichkeitsdichter. Er besitzt das, was den meisten Dichtern unserer Zeit fehlt und doch für den echten Dichter unentbehrlich ist: eine reiche, lebendige Phantasie und einen starken, entschlossenen Idealismus. Und das gerade brauchen wir in unserer Zeit des ödesten Verstandeskultus und des niedrigsten Materialismus. In dem vorliegenden Drama schildert er mit Meisterschaft den Untergang der idealen, reinen Welt des Sonnenreiches in Peru durch die Treulosigkeit der niedrigsten Gewinnsucht, wie sie uns in den

spanischen Abenteurern und vor allem in deren Führer Pizarro entgegentritt. Pizarro, der weder schreiben noch lesen kann, der einst in Spanien Schweinehirt war, den die Mutter am Kirchenthor ausgesetzt und den, wie seine Genossen behaupten, einst ein Schwein gesäugt hat, läßt den wehr- und schutzlosen Atahuallpa, den letzten Inka von Tavantinsuyu (d. i. Peru, Chile, Bolivia und Quito) gefangen nehmen und späterhin hängen, obwohl dieser das vertragsmäßig geforderte Lösegeld in ungemünztem Golde durch sein Volk hat herbeischaffen lassen und so die Freiheit hätte erlangen müssen. Unterstützt wird Pizarro in seinem ruchlosen Vorgehen namentlich durch den Pater Valverde, der alles aufbietet, um den Inka zur katholischen Religion zu bekehren, freilich auch dabei nur von Gewinn- und Habsucht geleitet wird und wie Pizarro vor Verrat und Treubruch nicht zurückschreckt. Atahuallpa stirbt nicht ohne Schuld, da er, um das Reich zu retten, den rechtmäßigen Inka, seinen Bruder Huascar, vom Throne vertrieben und später heimlich getötet hat. Aber Huascar wird von Atahuallpa umsonst hingeopfert, das herrliche Sonnenreich mit seiner hochentwickelten Kultur kann der rasend gesteigerten Gewinnsucht der Spanier nicht widerstehen, das Edle erliegt dem Gemeinen, das Hohe dem Niederen und Rohen. Aber zuletzt, nachdem alle Frevelthaten vollbracht sind, sieht Pizarro die Soldaten gegen seinen Willen von Goldgier getrieben zur Leichen- und Tempelschändung schreiten, sodaß der Leichnam des Inka nicht einmal bestattet werden kann: da erkennt Pizarro den Fluch des Goldes, weicht entsetzt zurück und erhebt die Faust gegen die Tempelschänder mit den entrüsteten Worten:

Verruchte! Ist es dahin schon gekommen?!
Ist das das Ende dieser großen Thaten? —
Verflucht der Reichtum, der uns nur zerstört
Und ohne Segen uns zermalmen wird!
Wenn das geschehn kann, was kann nicht geschehn?
Ich will nicht Schuld an diesem Frevel sein!
Ich nicht! Das ist die geile Gier des Goldes —
Und bricht der ganze Bau des Reichs zusammen
Mit diesem blassen Toten, der gerecht
(angstvoll) Gerichtet ward, so will ich doch nicht schuld sein
An der Verruchtheit dieses schnöden Goldes.

Und mit den Worten des Dichters Tschumbo, der auf der Freitreppe mit aufgehobenen Händen auf den Inka weist:

Wo werden wir den Heil'gen nun bestatten,
Wo wird der Sonnensohn die Ruhstatt finden?

schließt das Stück.

Das Drama steigert sich von Akt zu Akt zu großen Wirkungen, und der eigentliche dramatische Aufbau erscheint, soweit man dies nach bloßem

Lesen beurteilen kann, wohlgelungen. Das Werk enthält tief poetische Scenen, die des Kontrastes wegen stellenweise von weniger poetischen abgelöst werden. Ein großer einheitlicher Zug geht durch das Ganze; die Handlung bewegt sich mit wirklicher Kraft vorwärts. Auch der Vers ist fast immer glücklich behandelt, die Sprache ist frei von Phrase und taubem Geröll. Ganz besonders fesselt uns aber die tiefe Symbolik des Ganzen: Wo kann die Idealwelt unsers Herzens, die sich in der höchsten Sittlichkeit, in der reinsten Entfaltung des religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens offenbart, eine Stätte finden gegenüber den andringenden wilden Mächten des Mammonismus und Materialismus? Dazu kommt die durch die wunderbare Welt des Sonnenreiches und seines seltsamen Kultus, die Sonnenmädchen u. s. w., und durch die peruanische Landschaft, die gewaltige Gebirgsnatur der Anden u. s. w. belebte Scene: das alles vereinigt sich zu einer mächtig anregenden und fesselnden Wirkung. Und gegenüber den stahlharten Charakteren der Spanier hebt sich die sanfte und gemütstiefe Gestalt der Kaiserin Tschuke, der Gemahlin Atahuallpas, um so anmutiger und ergreifender hervor. Der Dichter hat mit diesem Werke einen glücklichen Wurf gethan, und wir können nur wünschen, daß sich unsere Bühne solcher Stoffe bemächtige. Das ist der Weg, der beschritten werden muß, wenn wir zum Höchsten und Vollendetsten in unserer Kunst und damit in unserem gesamten Geistesleben vordringen wollen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Mit einem einleitenden Vortrage über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. Zweite, vermehrte Auflage. Plauen i. V. Neupert 1894. XII, 194 S. Preis M. 1,50.

Eine köstlichere Gabe für den Weihnachtstisch als Dungers Kinderlieder kann man sich kaum denken; denn was könnte unseren Kindern und auch den Erwachsenen Besseres geboten werden, als die aus dem Munde des Volkes hervorquellenden Lieder und Tanzgesänge, die von unsern Kindern sofort wieder in die Wirklichkeit umgesetzt werden und ihrer Phantasie und ihrem Gemütsleben reiche Nahrung nicht nur, sondern auch Gelegenheit zur Bethätigung, gleichsam zur Übung und Ausbildung geben? Und noch dazu, wenn diese Lieder von solcher Hand gesammelt werden, von der Hand eines Meisters auf dem Gebiete volkstümlicher Sprachkunde, von der Hand des Mannes, der mit unerschrockenem Mute, allen Feindseligkeiten einer absterbenden Geisteswelt zum Trotz, das Banner des Sprachvereins hochhält und für die Wiedererweckung deutschen Lebens und deutschen Geistes mit immer wachsendem Erfolge

kämpft. Und nicht nur die zahlreichen Liedchen und Spiele selbst erfreuen unser Herz, auch die philologischen Anmerkungen und besonders die vortreffliche Einleitung zu dem Büchlein, in der so viel Geisterfrischendes und Herzbelebendes in einer anmutigen Form gesagt wird, sind ihres wissenschaftlichen Gehaltes wegen, der die ganze Schrift in eine höhere vornehme Atmosphäre hebt, von hervorragendem Werte. Jeder Gebildete kann an der Hand dieses Buches tiefe Blicke in unser Volksleben thun. Und wir müssen wünschen, daß jeder Deutsche mit seinem Volkswesen sich innig vertraut macht. Hier findet er reiche Gelegenheit dazu. Darum sollte es keine deutsche Familie geben, in der diese Schrift nicht zu finden wäre. Was uns ein Dunger bietet, kann nur gut und vortrefflich sein.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gotthold Klee, Das Buch der Abenteuer. Fünfundzwanzig Geschichten, den deutschen Volksbüchern nacherzählt. Mit 16 Abbildungen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1894. 592 S.

Es sind natürlich alte deutsche Geschichten, zum größten Teile den sogenannten deutschen Volksbüchern entnommen, die hier der vortreffliche Erzähler der deutschen Jugend zu Weihnachten darbietet. Daß diese Geschichten, so wie Klee sie ausgewählt hat, ihres frischen deutschen Sinnes und Lebens, ihres Humors, ihrer sinnigen Poesie oder ihres sittlichen Gehaltes wegen von bleibendem Werte sind, das dürfte wohl niemand in Abrede stellen, der in diesem prächtigen Buche liest. Fortunat und seine Söhne, die schöne Melusine, die schöne Magelone, die Schildbürger, die vier Haimonskinder, Till Eulenspiegel, der gute Gerhard von Köln, Herzog Ernst, die sieben Schwaben, Otto mit dem Barte u. a. u. a. ziehen an uns vorüber, und wir werden von dieser köstlichen deutschen Welt innig ergriffen und gepackt. Es wird uns wohl ums Herz, wenn wir in dem Buche lesen. Und ich dächte, das wäre unserer heutigen Welt recht dringend nötig, in ihrer Unzufriedenheit und Zerrissenheit, in ihrer Selbstsucht und unbefriedigten Geldgier. Das ist auch ein Kampf gegen den Umsturz, wenn jemand danach strebt, solche Gedanken und Geschichten in unsere Kinderherzen einzupflanzen; die Erinnerung an solche edle und wahrhaft erquickende Jugendlektüre giebt einen hellen Schein fürs ganze Leben. Darum Dank dem unermüdlich thätigen Verfasser, der hier wieder unserer Jugend etwas darbietet, das nach Form und Inhalt echt und körnig ist, eine gesunde Nahrung für Herz und Geist.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gotthold Klee, Tiecks Leben und Werke. Meyers Volksbücher 1028. 1029. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 95 S. Preis M. 0,20.

Die Lebensgeschichte Tiecks, die Klee seiner großen Tieckausgabe vorausgeschickt hat, erscheint hier in einem für weitere Kreise berechneten Sonderabdruck in Meyers Volksbüchern. Wir können nur wünschen, daß dadurch eine größere Bekanntschaft unseres Volkes mit dem Schöpfer und Meister des deutschen Kunstmärchens und der deutschen Novelle herbeigeführt werde. Möchte daher dieses Schriftchen die weiteste Verbreitung finden. Klee hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst, und die ganze Tiecksche Geisteswelt tritt in dem Büchlein in lebendiger Gestalt in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung vor unser geistiges Auge.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hermann Unbescheid, Mein Heim in Liedern. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 199 S.

Vielen ist Hermann Unbescheid als tüchtiger Gelehrter bekannt; aber wir besitzen in ihm auch einen feinsinnigen Poeten, der gerade in dem vorliegenden Werke anmutige und zu Herzen dringende Töne gefunden hat. Formgewandt und innig empfunden stellen sich uns seine Dichtungen dar, und der Stoff, den er gewählt, ist ja die reinste und tiefste Quelle alles Menschenglückes: unser Haus, unser Heim. Schon durch diesen Stoff erhebt sich Unbescheids schöne Gabe bedeutsam über die Durchschnittsware unserer Tage, aber auch die Behandlung ist mit geringen Ausnahmen eine recht glückliche. Hier eine Probe:

Wie Gott es will!
Drum sei nur still —
Denk auch dabei:
Wir sind ja zwei.

Drückt schwer die Pein
Die Seele dein,
Tritt her zu mir,
Ich trag' mit dir!

Und kehrt das Glück
Nicht mehr zurück,
Wir warten still —
Wie Gott es will!

Und noch eine zweite:

Am Teich stolziert der Störche Schar
Und übet kühnen Flug:
Vor Freuden ruft das Mädchenpaar:
„So steht's im Bilderbuch!"

Das Büblein aber denkt bei sich:
„Heut' werd' ich fragen frei!
Sag, Mütterchen, wer brachte mich?
Ist auch der Storch dabei?"

„Ich glaub', es war der große dort?"
Die Mutter sprichts und lacht,
„Solch einen Buben hätte fort
Ein Schwächrer nicht gebracht!"

Der große aber klappert laut
Und hebt die Flügel hoch —
„Ja, Mutter, du hast recht geschaut,
Denn sieh, — er kennt mich noch."

So seien diese anmutigen Gedichte, die den Herzensbund zweier Liebenden, ihr Glück und Wehe am eignen Herde, das heimatliche Dorf und die ewige Heimat in innigtrauter Weise besingen, allen aufs beste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Heinrich Löbner, Wintersonnenwende. Erzählung aus den Kämpfen der Sachsen um Heimat und Glauben. Mit 5 Autotypien nach Originalen von Hans Looschen. Berlin, Herm. J. Meidinger. 202 S. Preis geb. M. 3.

Heinrich Löbner schildert in diesem Roman mit großer historischer Treue, die auf gründliche altdeutsche Studien schließen läßt, wovon auch die Anmerkungen zeugen, den letzten Aufstand der Sachsen gegen Karl den Großen. Die Sprache zeigt altdeutsche Wucht, kraftvolle Stabreimformeln und durchweg einfachen und klaren Bau. Der Dichter hat den spröden Stoff mit großem Talent zu einem ergreifenden Gemälde jener Zeit gestaltet. Das Vorbild Gustav Freytags ist nicht zu verkennen, aber doch ist der Dichter keineswegs ein Nachahmer, sondern weiß aus seinem Eignen zu schöpfen. Das Werk verdient Beachtung und eignet sich zum Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend.

Dresden. **Otto Lyon.**

G. Berlit, Worte der Liebe und Dankbarkeit am Sarge des verehrten Lehrers Dr. Rudolf Hildebrand, ord. Professors der neueren deutschen Litteratur und Sprache, gesprochen in der Universitätskirche zu Leipzig am 30. Oktober 1894. Als Handschrift gedruckt für Freunde des Heimgegangenen.

Aus innerstem Herzen quellende, tiefempfundene Worte widmete G. Berlit, einer der ältesten und begabtesten Schüler Hildebrands, der dem Verstorbenen durch innige Freundschaft verbunden war, bei der Trauerfeier in der Universitätskirche dem geliebten Lehrer und Freunde. Den Gefühlen, die uns alle beim Tode Hildebrands bewegten, hat er einen so vollendeten Ausdruck gegeben, daß alle Schüler, Freunde und

Anhänger Hildebrands ihm dafür zum wärmsten Danke verpflichtet sind. Wir heben daraus hier die herrlichen Schlußworte hervor: „Eine himmlische, hehre Göttin war Dir die Wissenschaft, und nie hast Du durch Selbstsucht ihren Dienst entweiht. Der Schild Deiner Ehre blieb rein und ohne Makel. Wenn einer, durftest Du mit Lessing von Dir sagen: „Die Ehre habe ich nie gesucht" — die Ehre, die, nur ein schimmerndes Festkleid, dem wahren Wesen angeborenen Menschenadels nichts zufügt.

So steht Dein Bild vor uns, Deinen Getreuesten; so wird es in uns fortleben!

Wie ein Held hast Du gekämpft, treu ausgeharrt auf Deinem Posten. Leise umschwebte schon oft der Todesengel Dein Haupt; da ist er denn genaht als milder Friedensbote, mit sanftem Gruße Dich hinüberrufend in Deines Geistes wahre Heimat. Seiner irdischen Hülle ist draußen das Grab bereitet, und die Geister der vor Dir geschiedenen Lieben empfangen Dich. Verklungen ist das ehrenreiche Lied von dem thatenvollen Leben des Heimgegangenen; es gilt den letzten Scheidegruß:

Habe Dank, Du lieber Mann, der uns für die verborgene Pracht unserer Muttersprache Herz und Sinn erst voll erschlossen, für die ewige Schönheit unserer Dichtung uns begeistert, all die Heiligtümer unseres Volkes geehrt und gehütet hat; dessen Herz ohne Falsch war und überquoll von Liebe — zu den Seinen, seinem Volke, der Menschheit; dessen Menschlichkeit geläutert und verklärt war von der Weihe eines männlich durchkämpften Lebens, das, vollgenossen, am Ziele der Laufbahn harmonisch verklungen ist!

Derselbe Geist, der Deine edle Persönlichkeit erfüllte, lebt auch in Deinen Schriften; durch sie ist der Kreis Deiner Schüler weit über die Grenzen der Heimat gewachsen: in allen deutschen Gauen trauern deutsche Lehrer um den Hingang ihres Meisters.

An der Bahre solch eines Mannes ziemt uns nicht Klage. Der tapfere, hoffende, gläubige Sinn, der ihn über schwerstes Leid erhob, wird auch von unserer Seele die bleierne Schwere nehmen, mit der der Schmerz des Verlustes sie jetzt bedrückt. Sein Leben, sein Leiden und Sterben weist uns auf den rechten Trost in den herrlichen Worten unseres großen Dichters:

„Des Todes rührendes Bild steht
„Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen."

Dresden. **Otto Lyon.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Die Hans Sachs-Feier in Nürnberg.

Von **Theodor Hampe** in Nürnberg.

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen,
Denn groß zu sein, ist wenigen gegönnt.
Grillparzer

Glückliches Nürnberg, das seine großen Söhne so zu ehren weiß, wie es den alten Hans Sachs bei der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages geehrt und gefeiert hat! Freilich, wie hätte die Vaterstadt zurückstehen dürfen, da sich Alldeutschland rüstete, den 5. November festlich zu begehen, sei es auch nur durch Theatervorstellungen zum Gedächtnis des Dichters, da selbst aus Wien die Nachricht von festlichen Veranstaltungen zu Ehren des Tages gekommen war, die allerdings eine gewisse politische Tendenz unschwer erkennen ließen — kann es doch kaum einen deutschnationaleren Dichter geben als den Nürnberger Schuhmacher und Poeten. Aber die liebevolle und sorgfältige Art, in der Nürnberg sich die Ehrung Hans Sachsens hat angelegen sein lassen, *wie* man es hier verstanden hat, den Geburtstag des Dichters zu einem Festtag für jung und alt, zu einem wahren Volksfest zu gestalten, dazu bietet die Geschichte der Jubiläen sicherlich nicht viele Parallelen; das hat wieder gut gemacht, was vergangene Jahrhunderte durch Achtlosigkeit oder Mißachtung gegen den großen Volksdichter verschuldet hatten, und wird der Stadt Nürnberg selbst zu dauerndem Ruhme gereichen.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, wie viel dabei der umsichtigen Thatkraft des Nürnberger I. Bürgermeisters, Dr. von Schuh, zu verdanken ist. Auf seinen Ruf war bereits zu Beginn des Jahres ein Festausschuß von über 100 Mitgliedern zusammengetreten, der seitdem in einer Reihe von Kommissionssitzungen für einen guten Ausfall und Verlauf des Festes in allen seinen Teilen thätig gewesen war. Die erste Frucht dieser Vorbereitungen war die *populäre* Festschrift, welche der Nürnberger Stadtarchivar, Dr. Ernst Mummenhoff, im Auftrage der Stadt verfaßt hatte und die bereits einige Wochen vor dem 5. November zur Ausgabe gelangen konnte: eine kurzgefaßte Biographie des Dichters, so recht aus dem Vollen einer gründlichen Kenntnis der Nürnberger Geschichte und der Renaissancekultur heraus geschöpft. Die Gefühlswärme und der Schwung der Darstellung, dazu der reiche bildliche Schmuck, der nur durch das hochherzige Entgegenkommen der rühmlichst bekannten Kunstanstalt von Ernst Nister, ohne den Preis des Buches zu verteuern, be-

ſchafft werden konnte, das alles macht das treffliche Werkchen, wie es ſeine Beſtimmung ſein ſollte, zu einer Volksſchrift in der beſten und edelſten Bedeutung des Wortes.

Etwas länger ließ das ſchwere Geſchütz, die im Auftrage der Stadt Nürnberg von Herrn Reallehrer A. L. Stiefel herausgegebene wiſſenſchaftliche Feſtſchrift, auf ſich warten, erſchien aber doch noch rechtzeitig zum Jubiläumstage und liegt heute, ein ſtattlicher Band in Großoktav, den Fachgenoſſen zur Beſprechung und Kritik vor. Die geſellſchaftliche Stellung des Dichters erklärt es zur Genüge, daß über ſeine Lebensſchickſale nur verhältnismäßig wenige authentiſche Nachrichten auf uns gekommen, wir auch Hans Sachs gegenüber, wie bei ſo manchem andern Vorkämpfer im Streite der Geiſter, deſſen wahre Bedeutung erſt eine ſpätere Zeit erkannte, in der Hauptſache auf ſeine eigenen Schriften als die wichtigſte Quelle für ſeine Biographie angewieſen ſind. Je geringer die Hoffnung iſt, daß dieſem Mangel noch einmal durch einen bedeutenderen archivaliſchen Fund in befriedigender Weiſe abgeholfen werde, um ſo dankbarer müſſen wir jede kleine Förderung unſerer Kenntnis von Hans Sachſens Lebensumſtänden und der Beziehungen zu ſeinen Zeitgenoſſen anerkennen. So iſt denn in den „Hans Sachs-Forſchungen“ — dies iſt der Titel der wiſſenſchaftlichen Feſtſchrift — mit Recht dem Aufſatze von Viktor Michels, der uns Hans Sachs als treuen Freund des Nürnberger Patriziers Niclas Praun kennen lehrt, der erſte Platz eingeräumt. Es folgen Abhandlungen von A. L. Stiefel, Edmund Goetze, Karl Dreſcher, Hermann Wunderlich, Wolfgang Golther, Charles Schweizer und Max Herrmann, welche die Werke des Hans Sachs zum Gegenſtande haben, der Klarlegung des Verhältniſſes der Handſchriften und erſten Ausgaben unter ſich und zu einander, der Löſung metriſcher Fragen und namentlich der Fragen nach den Quellen des Dichters und ſeiner Abhängigkeit von dieſen Quellen gewidmet ſind. Eine Reihe weiterer Aufſätze von Ernſt Mummenhoff, Friedrich Keinz, Ernſt Martin und Theodor Hampe befaßt ſich mit der Erſcheinung des Meiſtergeſangs und bringt neue Nachrichten über die holdſelige Kunſt und ihre Vertreter, namentlich aus der Zeit des Hans Sachs, bei. Dem Ganzen hat Karl Weinhold einen Geleitsbrief in Form eines Vorwortes beigegeben, der hoffentlich ſeinen Zweck, das Buch ſicher in die meiſten Bibliotheken des In- und Auslandes gelangen zu laſſen, nicht verfehlen wird.

Auf die übrigen neuen Erſcheinungen der Hans Sachs-Litteratur, welche das Jubiläumsjahr gezeitigt hat, hier einzugehen, muß ich mir leider verſagen, denn nur von den Ehrungen, welche Nürnberg und ſeine Bewohner ihrem Dichter haben zu teil werden laſſen, ſoll auf dieſen Blättern die Rede ſein.

Hand in Hand mit dem regen Anteil, der seitens der städtischen Behörden dem Gedenktage entgegengebracht wurde und der sich in den besprochenen beiden Schriften ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, ging von vornherein das Interesse, das Private an dem alten Dichter und seinem Ehrentage nahmen. Es äußerte sich nicht nur durch Zeichnung größerer und kleinerer Geldsummen, wodurch der aus öffentlichen Mitteln gewährte Kredit zur Bestreitung der Kosten des Festes die wirksamste Unterstützung erhielt, es dokumentierte sich namentlich auch auf künstlerischem Gebiete. Unter den Kunstblättern, die zu Ehren des Hans Sachs erschienen, sei vor allem auf die vortrefflichen Reproduktionen eines in Zeichnung, Farben und sinniger Erfindung gleich vollendeten Blattes von Karl Hammer, dem Direktor der Nürnberger Kunstschule, unter den Hervorbringungen der Plastik besonders auf die von dem Bildhauer Hermann Schönau geformte Büste des Dichters, sowie auf die von der Lauerschen Münzanstalt ausgegebenen Jubiläumsmedaillen hingewiesen. Und selbst auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, ja des Handwerks waren die Wirkungen des herannahenden Festes früh zu verspüren: immer häufiger begegnete der Blick in den Schaufenstern der Hauptstraßen der ehrwürdigen Gestalt, dem freundlich-klugen Gesicht des wackeren Meistersingers.

So war der 4. November, an dem bereits eine Vorfeier stattfinden sollte, herangekommen und die Straßen begannen sich in Erwartung des historischen Festzuges, der als Glanzpunkt der Hauptfeier für den morgigen Tag geplant war, mit Blumen und Kränzen, mit Fahnen und Teppichen und bunten Bändern zu schmücken. Nürnberg im Festgewandel Der Anblick allein wäre schon eine Reise wert gewesen, ohne die reichen Genüsse, die das von der bewährten Hand des Professors Friedrich Wanderer reizvoll ausgestattete, gedruckte Festprogramm den Begeisterungsfähigen, den Schaulustigen, den Freunden der edlen Frau Musica noch fernerhin verhieß. Auch der Himmel machte ein zwar ernstes, aber doch nicht übelgelauntes oder gar erzürntes Gesicht, wie man es gegenüber der Kühnheit, zu so vorgerückter Jahreszeit ein Volksfest mit feierlichem Umzug abhalten zu wollen, wohl etwa hätte erwarten können; und so waren denn von nah und fern die Fremden scharenweise — ihre Zahl wird auf über 100 000 angegeben — in die Mauern der alten gastfreien Stadt an der Pegnitz zusammengeströmt, um mit den fröhlichen Nürnbergern das schöne Fest gemeinsam zu begehen. Nur die Journalisten und Zeitungsreporter haben bei der raschen Folge aller der Festlichkeiten, die sich in dem kurzen Zeitraum von wenig mehr als vierundzwanzig Stunden zusammendrängten, einen schweren Stand gehabt und manch einen hat man in komischer Verzweiflung über „saure Feste“ klagen hören können.

Das Stadttheater eröffnete am Abend des 4. November die Vorfeier mit der Aufführung des von Rudolf Genée für diesen Tag gedichteten Festspieles „Der junge Meister", das durch einen Prolog und das Hans Sachsische Spiel: „Frau Wahrheit will niemand herbergen" in leichter Modernisierung eingeleitet wurde und mit einer hübschen Apotheose des alten Meisters schloß. Das Genéesche Festspiel selbst war wegen seiner ausgesprochen protestantischen Tendenz in Berlin bekanntlich nicht zur Aufführung angenommen worden. Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß es nahezu unmöglich ist, Hans Sachs in richtiger Weise zu feiern, ohne seiner Verdienste um das urdeutsche Werk der Reformation in erster Linie zu gedenken, und daß es namentlich dem Festspieldichter, der uns ein Lebensbild Hans Sachsens in dramatischer Form vorführen möchte, nicht verdacht werden sollte, wenn er dazu diejenige Episode aus Hans Sachsens Leben wählt, die sich zur Dramatisierung am besten, ja einzig und allein eignet, wenn er in den Mittelpunkt seines Stückes den Anteil des großen Volksdichters am Reformationswerke und den Konflikt, in den derselbe durch seinen Eifer für Luthers gerechte Sache mit dem Rat seiner Vaterstadt geriet, stellt. Dieser Konflikt, der allerdings nicht von langer Dauer oder gar tragischem Verlaufe war, knüpfte sich bekanntlich an die Veröffentlichung des Büchleins „Ein wunderliche Weissagung von dem Bapstumb", zu dem der berühmte Prediger bei St. Lorenz, der Eiferer Andreas Osiander, die Vorrede, Hans Sachs die nötige Zahl streitbarer Verse geschrieben hatte, wodurch er sich vom Rat eine ernste Zurechtweisung unter Androhung von Strafe bei ähnlichen Vorkommnissen, die den religiösen Frieden zu gefährden geeignet seien, zuzog. Es lag nahe, dieses Motiv mit dem zweiten eines kleinen häuslichen Krieges zu verbinden, der seinen Grund in den gleichen Vorgängen hat. In geschickter Weise hat Genée beide Motive miteinander zu verflechten gewußt, und dem Ganzen erst dadurch eigentlich dramatisches Leben und Charakter verliehen. Ob sich freilich dieses Lebensbild Hans Sachsens auch über das Hans Sachs-Jahr hinaus auf unseren Bühnen halten wird, muß dahingestellt bleiben. Denn trotz der lobenswerten Eigenschaften, die das Festspiel aufweist, war es am 4. November — das ließ sich unschwer verkennen — doch vornehmlich die Weihe des Tages, die den Erfolg bedingte und dem Dichter zum Hervorruf und zu den durch seine liebevolle Hingabe an die Sache wohlverdienten prächtigen Lorbeerkränzen verhalf.

Inzwischen wogten in den Hauptstraßen und -gassen der Stadt dichte Menschenmassen, die alle dem Spitalplatz zuströmten, wo bei festlicher Beleuchtung am Fuß des ehernen Dichtermonuments eine feierliche Ehrung stattfinden sollte. Der kleine Platz, sonst einer der stillsten und

unansehnlichsten in Nürnberg, war wie durch Zauberkraft verwandelt. Die hohen Giebelhäuser ringsum erstrahlten bis unter das Dach hinauf von Lichterglanz, und in den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf. Einen wunderbar magischen Anblick bot namentlich die imposante Synagoge, deren Hauptbaulinien durch die Anordnung von Hunderten kleiner gelber, roter und grüner Lämpchen wirksam hervorgehoben wurden. Drunten auf dem Platze selbst aber umgab eine vieltausendköpfige, buntgemischte Menge in seltener Einmütigkeit das Denkmal des Dichters, das, von einer Laube überwölbt, durch Pechfackeln auf mächtigen Kandelabern weithin sichtbar gemacht worden war. Das Haupt des alten Poeten schmückte ein Rosenkränzlein, wie solche die Meistersinger wohl bei ihren Zusammenkünften aufzusetzen pflegten.

Und nun begann die eigentliche Ovation. Unter den Klängen der Musik zogen mit bunten Lampions die Sänger heran und eröffneten die Feier mit dem Liede „Des Sängers Heimat," wobei, ebenso wie während der weiter folgenden Vorträge, auf dem ganzen Platze eine musterhafte Stille herrschte. Nur aus den anstoßenden Gassen drang das Geräusch der schiebenden und geschobenen Menschenmassen wie entferntes Meeresbrausen dumpf herüber. Dann suchte der Festredner (Magistratsrat Barbeck), infolge der Ungunst des Platzes leider nur den Näherstehenden ganz verständlich, in begeisterungsvollen Worten die Versammelten im Geiste zurückzuführen in jene alte kräftige Zeit, welcher wir unseren Hans Sachs verdanken, in jenes Nürnberg der Vergangenheit, wo „mit Kunst, Kunsthandwerk und Poesie im Verein einher gingen blühender Handel, freie Wissenschaft und Forschung, Wohlstand und Bürgertugend. Alles wohlgedeihend unter dem Schutze starker Mauern, unter der Hut eines wohlgeordneten Regiments"; und ihm, dem alten Nürnberg, dieser Pflanzschule der edelsten Geister, galt auch des Redners Hoch, in das die Menge jubelnd einstimmte, während gleichzeitig rasch entzündete bengalische Feuer den Platz mit ihrem rosenroten Schein übergossen. Mit dem Vortrage des Gesanges: „Deutschen Mannes Lied und Wort" schloß die erhebende Feier auf dem Spitalplatz. Der Abend vereinigte noch die Mitglieder des Festkomitees mit den auswärtigen Gästen und den Sängern in einem Saale des Hotels zum Adler, wo es gleichfalls nicht an Reden und Gesangsvorträgen Alt-Nürnberg und seinem großen Sohn zu Ehren gefehlt hat.

Trug die Vorfeier des 4. November, wie schicklich, in ihrem ganzen Verlaufe mehr den Charakter des Unmittelbaren, Inoffiziellen, so war namentlich dem Hauptfestakte im großen Rathaussaale, mit dem die Reihe der Festlichkeiten am 5. November, Hans Sachsens vierhundertjährigem Geburtstage, eröffnet wurde, ein gewisser feierlicher Ernst eigen.

Dazu mußte schon die Örtlichkeit beitragen, die mächtige, altehrwürdige Halle, deren eine Längswand noch Fresken von Albrecht Dürers Hand schmücken. Nachdem die zu der Feier Geladenen, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, darunter auch der Regierungspräsident von Mittelfranken, Excellenz von Zenetti, erschienen waren und die für sie reservierten Plätze eingenommen hatten, stimmte ein kräftiger Männerchor, der Nürnberger Lehrergesangverein, einen für diesen Tag von dem Stadtsekretär Markus Schüßler gedichteten, von Professor Oskar Wermann in Dresden in Musik gesetzten Hymnus an, dessen Soli bewährten Kräften anvertraut waren. Sobald die Klänge dieses weihevollen Liedes verrauscht, bestieg als erwählter Festredner der namhafteste Hans Sachs-Forscher der Gegenwart, Professor Edmund Goetze aus Dresden, die Rednerbühne, die hinter einer mächtigen lorbeerbekränzten Büste des Nürnberger Poeten errichtet worden war. Beginnend mit einer vergleichenden Gegenüberstellung der beiden Männer, die dem Nürnberg der Renaissance sein geistiges Gepräge verleihen, des Malers Albrecht Dürer und des Dichters Hans Sachs, entwarf Professor Goetze im weiteren Verlauf seines feinsinnigen und überaus klar disponierten Vortrags[1]) zunächst ein Bild derjenigen Zeit, in welcher Hans Sachs geboren wurde. Überall drängte sich Neues heran in Künsten und Wissenschaften, in Erfindungen und Entdeckungen. Neue Staatengebilde entstehen in anderen Kulturländern, nur nicht in Deutschland, da herrscht Unfrieden und Zwietracht allenthalben. Eine große Gefahr droht von Osten: die Osmanen bedrängen das Christentum; die christliche Kirche selbst aber sehnt sich nach einer Erneuerung an Haupt und Gliedern.

Aber es fehlte die That. Der Mann der That rang damals noch in einsamer Zelle um sein Seelenheil. Als er aber die zündenden Worte gesprochen hatte, die in ganz Deutschland so schnell bekannt wurden, als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen, da vertiefte sich Hans Sachs in seine Schriften und schloß sich dann Luther aus tiefster Überzeugung an. Sofort aber wollte er die Gedanken Luthers der großen Menge begreiflich machen und ward so zum mächtigen Helfer am Werke der Reformation.

Die dogmatischen Streitigkeiten freilich berührten ihn nie, aber die Durchtränkung des ganzen inneren Lebens mit christlichen Ideen, das praktische Christentum, das Luther forderte, das predigte Hans Sachs in allen seinen Dichtungen; er schilderte den Eigennutz, mahnte eindringlich, die Ehe heilig zu halten, und eiferte gegen Trägheit und Müßiggang.

1) Den folgenden Ausführungen liegt ein vom Redner selbst verfaßter Auszug des Vortrags zu Grunde. Auch die Rede selbst ist inzwischen im Verlage der Rawschen Buchhandlung, Nürnberg, im Druck erschienen.

Wie Luther aber die Stürmer und Dränger zur Ruhe verweisen mußte, so that es auch Hans Sachs. Auch er bekämpfte die falsch verstandene Freiheit, forderte Achtung vor der Obrigkeit und konnte auf das erhebende Beispiel seiner Vaterstadt hinweisen, die Armen- und Krankenhäuser zum Gemeinnutz baute; nicht minder pries er die Majestät des Kaisers.

Hans Sachs hat die evangelische Lehre bis zum letzten Atemzuge vertreten, er erlahmte nie darin. Er war nicht ein Mann des Kampfes, wohl aber der zähen Ausdauer. So trat er ein für das, was er als recht erkannt hatte; so hat er die Interessen der Gegenwart stets und ständig im Auge behalten.

Dieselbe Teilnahme wendete Hans Sachs den politischen Dingen zu. Er vertrat des Kaisers und des Reiches Sache, besonders aber die seiner Vaterstadt, die unter dem Andringen des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach arg zu leiden hatte. Auch als Patriot kämpfte Hans Sachs bis in sein hohes Alter und rief mit kräftiger Stimme seine Mitbürger zum Wohle der Stadt auf.

Neben dieser religiös-politischen Mission hatte Hans Sachs aber, um mit Goethe zu reden, eine poetische Sendung. Zuerst als Meistersinger, als welchen ihn bisher jedermann hat nennen hören, in neuester Zeit aber erst hat schätzen lernen. Wie sehr Hans Sachs Einfluß übte auf den Nürnberger Meistergesang geht am deutlichsten aus den Notizen seines Gemerkbüchleins hervor, das erst ganz neuerdings (von dem Redner selbst) in der Weimarer Bibliothek entdeckt worden ist. Nicht selten stammten alle Meisterlieder, die in einer Singschule vorgetragen wurden, von Hans Sachs; mit seinen Liedern rang man um den Davidsgewinn, um das Schulkleinod, um den Kranz. Die Gesänge behandelten nicht bloß wie bis dahin Stoffe aus der Bibel, sondern auch aus der Sage und Geschichte, aus der alten und neuen, und endlich aus dem alltäglichen Leben. So erweiterte Hans Sachs den Stoffkreis und den Gesichtskreis seiner Schulfreunde.

Größer jedoch war die Wirkung seiner Spruchgedichte, sie wenden sich an das ganze Volk. Mit ihnen will er seine Zeit belehren, hier spiegelt sich das ganze lebensvolle 16. Jahrhundert vom Geringsten bis zum Höchsten. Und nicht etwa kunstlos sind seine Dichtungen den Quellen nachgeschrieben; eine eingehende Untersuchung gerade dieser Quellen, die in der neuesten Zeit mit gutem Erfolge in Angriff genommen worden, zeigt, wie kunstvoll Hans Sachs zu Werke gegangen ist. Diese Einblicke in des Dichters Werkstätte machen sein Bild nur immer bewundernswerter.

Durch seine vielgestaltige Thätigkeit ist er auch ein Erzieher seines Volkes gewesen, wie es wohl ein Tagesschriftsteller im besten und edelsten

Sinne des Wortes sein soll. Dazu befähigte ihn sein umfassendes Wissen und die maßvolle Besonnenheit, mit der er über den Ereignissen steht. Dadurch beweist er in jener gärenden Zeit geradezu eine gewaltige Natur. Ferner seine Sprachgewalt: Hans Sachsens Sprache kommt an Fülle der Lutherischen gleich; vollständig erschöpft ist sie auch im Grimmschen Wörterbuche nicht. Erst die Vollendung der kritischen Ausgabe seiner Werke, die in naher Aussicht steht, kann die Unterlage zu näheren Untersuchungen des reichen Hans Sachsschen Wortschatzes gewähren.

Nach einer Charakterisierung der Sprache des Dichters wendet sich der Redner zum Drama. Auf diesem Gebiete ist Hans Sachs ein wirklicher Reformator geworden. Während es vor ihm nur kirchliche Spiele gab, erweiterte er auch hier den Stoffkreis und brachte Gestalten aus der Geschichte und deutschen Sage auf die Bühne; er läßt zum erstenmal den jugendlichen Helden aus dem Nibelungenliede, den „hürnen Seufrid", auftreten. Dennoch ist Hans Sachs in diesen Dramen noch sehr in den Anfängen der Kunst stecken geblieben; niemand freilich verstand bis dahin den dramatischen Aufbau, und unbillig ist es, ihn mit dem Maßstabe späterer Zeit messen zu wollen. Den gleichzeitigen englischen Dramatikern aber kann er sich getrost an die Seite stellen. Und Shakespeare begann zu dichten, als Hans Sachs die Augen geschlossen hatte.

Im Fastnachtspiele jedoch ist er unbeschränkter Meister, da beherrscht er auch die Technik vollkommen. Jeder Zug dient da dem Ganzen, jede Handlung ist wohl vorbereitet, die Charaktere treten scharf in ihrer Eigentümlichkeit dem Zuschauer vor Augen. Auch da ist Hans Sachs, wie sein Jahrhundert überhaupt, lehrhaft; ohne Moral geht es bei ihm nun einmal nicht ab, der erzieherische Zweck liegt nicht nur im Stücke, er kommt überall zum besonderen Ausdruck.

Zum Schlusse entwirft der Redner ein Bild, wie Hans Sachs von seinen Zeitgenossen geehrt wurde. Denn es ist eine Sage, der selbst Goethe Vorschub leistete, Hans Sachs wäre bei Lebzeiten nicht anerkannt worden. Wie aber das Volk seine Dichtungen gern las, so erfreuten sich auch die Heroen des Reformationszeitalters, Luther und Melanchthon, daran, so sprachen selbst gelehrte Herren von der Weisheitsfülle in den Schriften des einfachen Handwerkers mit Bewunderung. Es kann auf ihn angewendet werden das Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten".

Wenn Hans Sachs später mißachtet wurde, so geschah es unter dem Drucke der Auslandssucht. Sobald aber Deutschland sich wieder auf sein Volkstum besann, als Goethe die deutsche Litteratur von der Ausländerei befreite, da sang er zur Ehrenrettung des Hans Sachs, dieses „derbständigsten" unter den derbständigen Menschen seiner Zeit,

wie Goethe sie vortrefflich nennt, und fand begeisterten Anklang. Und so ist auch nach den Siegen der Siebziger Jahre Hans Sachs seinen Landsleuten wieder in verdiente Erinnerung gekommen. Eine weithin mächtige Wirkung auf sein Volk hatte er erreicht, weil er die großen, die Zeit erfüllenden Grundgedanken in sich aufgenommen und sie dann seinen Zeitgenossen in poetischer Verklärung vor Augen geführt hatte. Auch ihm hätte eine Stelle gebührt am Wormser Lutherdenkmal, wie Wilhelm v. Kaulbach ihm in seinem Reformationszeitalter einen Platz angewiesen hat.

So lange die Wirkungen der Reformation fühlbar bleiben, wird man auch von den Mitarbeitern am Werke der Reformation reden, und unter ihnen ist der besten einer Hans Sachs.

Durch diese Rede, von deren fesselnder Wirkung der vorstehende Auszug nur einen schwachen Begriff zu geben vermag, war nun in würdigster Weise der Boden bereitet worden für denjenigen Teil des Festprogrammes, der ohne Zweifel die meisten Opfer an Zeit und Geld gekostet hatte, die Erwartungen aller auf das höchste spannte, aber auch jedem, den sein Glück an diesem Tage nach Nürnberg geführt hatte, als ein leuchtender Lichtpunkt in der Erinnerung bleiben wird, für den historischen Festzug. In gehobener Stimmung und unter den Klängen des Festmarsches aus Tannhäuser verließ die dankbare Zuhörerschaft, die mit ihrem Beifalle nicht gekargt, den Rathaussaal, um sich zu den Plätzen, welche die Fürsorge des hohen Magistrats den Festgästen, sei es an den Fenstern der städtischen Gebäude, zumal des Rathauses, oder auf einer der drei ganz in der Nähe errichteten Tribünen gesichert hatte, zu begeben. Man sah nicht mehr den grauen Himmel, der sich über Nürnberg spannte, man empfand nicht mehr die feuchte Kühle der Novemberluft, man fühlte sich für eine kurze Spanne Zeit völlig zurückversetzt in das kräftig pulsierende, warme Leben der Blütezeit deutschen Städtewesens und lebte ganz dem Genusse der farbensatten Bilder, die sich jetzt vor den bewundernden Blicken entrollten und in Nürnbergs Straßen, zwischen den malerischen alten Giebelhäusern mit ihren ragenden Wetterfahnen und hübschen Chörlein doppelt stimmungsvoll wirkten.

Die Idee, welche dem ganzen Festzug zu Grunde lag, stammte von dem Nürnberger Stadtarchivar Dr. Mummenhoff. Danach sollte derselbe eine Huldigung des Hans Sachs durch die Stadt Nürnberg versinnbildlichen. Die Ausführung der einzelnen Gruppen war verschiedenen Nürnberger Künstlern anvertraut worden, die in Pracht und Geschmack der Ausstattung, wie der Anordnung miteinander gewetteifert hatten, sodaß es nicht leicht gewesen sein würde, zu sagen, wem unter ihnen die Palme zuzuerkennen sei.

Die erste Gruppe, deren Mittelpunkt der Prunkwagen der Noris bildete, ward eingeführt durch einen Herold, durch Fanfarenbläser, Trommler und Pfeifer, Armbrustschützen, Landsknechte und Musiker. Die Göttin selbst thronte unter einer Rosenlaube, umgeben von den vier Haupttugenden, der Weisheit in schneeweißem Gewande mit einer Urkunde von klarem Golde in den Händen, der Gerechtigkeit, ganz in Grün gekleidet mit Schwert und Wage, der Wahrheit in Himmelblau mit der Sonne, vor der Vögel und Getier zurückschrecken, und der Stärke, mit einem Harnisch angethan und den stählernen Hammer wider alle Feinde schwingend — genau wie sie uns der alte Dichter selbst in seinem Lobspruch auf die Stadt Nürnberg beschrieben hat. Der Rat, das Patriziat und die ehrbaren Geschlechter folgten den Wagen; ihnen schlossen sich die Meistersinger mit ihrer Fahne, jeder ein Ehrenkränzlein auf dem Haupte, an.

Dann kam der Wagen der Schauspieler mit der unter einem Baldachin thronenden Frau Wahrheit und wiederum berittene Ehrbare, ferner die Meister und Gesellen des Schuhmacherhandwerks, mit ihrer Lade dem reich verzierten und von zwei Weihrauch spendenden Kandelabern flankierten Wagen des Hans Sachs voranschreitend.

Der Wagen des Hans Sachs war wie derjenige der Nürnberger Stadtgöttin in Anlehnung an ein Gedicht des Meisters selbst ausgestattet, nämlich gemäß seinem Gespräch von den Gaben der Musen oder Kunstgöttinnen, in dem er in poetischer Einkleidung erzählt, warum und unter welchen Umständen er sein Herz der Dichtkunst zugewandt und sich ihr ganz ergeben habe. Zu oberst erblickte man die Gestalt des Hans Sachs in nahezu porträtähnlicher Wiedergabe, über den ein Genius den Lorbeerkranz hielt. Zu Füßen des überall mit Jubel Empfangenen und nach allen Seiten freundlich Grüßenden die Musen Klio, Thalia, Kalliope und Euterpe in verschiedenen malerischen Stellungen. Die Geistlichen und die Gelehrten, die Lehrer mit ihren Schülern, sowie die Vertreter der Kaufmannschaft folgten dem Wagen.

Ein neues überaus reizvolles Bild bot der Wagen der Künstlerschaft, umgeben von berittenen, festlich geschmückten Künstlern, von Vertretern des Handwerks und der Gewerbe. Der Wagen, auf welchem die Kunst unter einem Baldachin thronte, wurde vom Ruhme gelenkt. Zu den Stufen des Thrones lagerten Knaben mit den Sinnbildern der Architektur, Malerei und Bildhauerkunst.

Den Schluß des ganzen Zuges bildete unter dem Vorantritt einer Abteilung Spielleute ein buntes Volksgewimmel: Bürger und Bürgerfrauen mit ihren Kindern, Bauern und Bauernweiber mit ihrem Gesinde, endlich typische Gestalten aus den Gedichten des Hans Sachs, wie Heinz

Widerborst, der Häderlein, der Waldbruder mit dem Esel, und ein paar Planwagen mit fahrendem Volk.

Die Schönheit der Farben läßt sich schwer oder überhaupt nicht schildern, und so muß jede Beschreibung eines derartigen Festzuges von vornherein darauf verzichten, den Leser des Hauptgenusses teilhaftig zu machen. Nur wer Nürnberg kennt und weiß, wie vortreffliche Kräfte es gerade für die Kunst der Dekoration unter seiner Künstlerschaft besitzt, nur der wird es uns ohne weiteres glauben, daß sich wohl ein Festzug pomphafter, aber schwerlich geschmackvoller, historisch getreuer, lebensvoller gestalten läßt, als der zur Feier von Hans Sachsens 400jährigem Geburtstage.

Die Aufführung der beiden Hans Sachsschen Fastnachtsspiele „Der fahrend Schüler ins Paradeis" und „Der Krämerskorb", welche, sobald sich die Festgäste und die Teilnehmer am Festzuge vollzählig in der städtischen Turnhalle eingefunden hatten, daselbst von statten ging, zeigte in ihrer Wirkung auf das Publikum von neuem, wie schon am Vorabend das Spiel von der Frau Wahrheit dargethan, daß Hans Sachs als Dramatiker noch keineswegs ausgespielt hat, seine Stücke keineswegs etwa nur noch historisch gewürdigt und genossen werden können. Es pulsiert in ihnen ein so gesundes Theaterblut, daß sie — bei richtiger Darstellung — noch heute ihren Platz auf unserer deutschen Schaubühne beanspruchen dürfen und behaupten können. Nur nichts von unserer heutigen Theaterroutine; eine gewisse Eckigkeit muß den derben Gestalten des alten Dichters stets eigen bleiben. Dadurch erhöht sich nur ihre Wirkung. Auch das haben diese beiden Stücke, bei deren Aufführung alle Rollen in den Händen von Dilettanten lagen, zur Genüge bewiesen. Nur die Worte des Ehrenholdes, welche Herrn Rechtsrat Jäger zum Verfasser hatten, wurden von einem der Schauspieler des Nürnberger Stadttheaters gesprochen.

Nach dem nun folgenden Mittagsmahle, das von Festgästen und Zugteilnehmern gemeinsam in den Sälen der Rosenau eingenommen wurde, blieb bis zum Beginn der Festvorstellung noch etwa eine Stunde Zeit, die vielleicht der eine oder der andere noch zum Besuch der Katharinenkirche benutzt haben wird. Dort nämlich, an der Stätte der Wirksamkeit der späteren Meistersinger, war von dem zweiten Direktor des germanischen Museums, Hans Bösch, und dem Stadtarchivar Mummenhoff eine Ausstellung von Handschriften, Drucken und sonstigen Gegenständen, die auf Hans Sachs oder den Meistergesang Bezug haben, arrangiert worden, die noch die ganze folgende Woche hindurch, solange nur die interessanten Dokumente einer vergangenen Zeit dort zusammen blieben, täglich einen Strom von Besuchern zu dem alten, sonst ganz unbeachtet liegenden Kirchlein lockte. Inzwischen sind Urkunden, Bücher und Bilder wieder

in das ſtädtiſche Archiv, die Stadtbibliothek oder das germaniſche Muſeum, deren Beſtänden ſie entnommen worden waren, zurückgewandert.

Zur Feſtvorſtellung im Stadttheater waren für den 5. November Wagners „Meiſterſinger" gewählt worden, die in ſchöner Pietät unverkürzt und, beſonders was den geſanglichen Teil betrifft, ganz vortrefflich zur Aufführung gelangten. Und wie hätte eine Wahl glücklicher ſein können? Referent gehört nicht zu der merkwürdigen Sorte von Kunſtkennern, die jeden Artikel und jede Abhandlung, das Thema mag heißen wie es will, in eine Verherrlichung des Bayreuther Meiſters auslaufen laſſen. Aber in dieſem Falle war es nicht nur der künſtleriſche Wert von Richard Wagners großer Tonſchöpfung, der ihre Darſtellung am Haupttage der Hans Sachs-Feier empfahl, es waren vor allem die hohen Verdienſte des Meiſters um ſeinen bis dahin nicht gebührend gewürdigten Mitbruder im Reiche der Kunſt, welche eine möglichſt vollendete Aufführung ſeiner „Meiſterſinger" an dieſem Tage zu einer Ehrenſache machen mußten, ja gebieteriſch forderten. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir ſagen: ohne Wagners „Meiſterſinger" keine Hans Sachs-Feier von 1894, wenigſtens keine Feier in dieſer Vollendung, von dieſer Ausdehnung, unter dieſer allgemeinen Teilnahme von Vornehm und Gering. Noch das Jahr 1794 war kalt und ſtolz an Hans Sachſens Geburtstage vorübergegangen, ſo wenig hatten Goethes Worte im Grunde gefruchtet. Und bei aller Anerkennung und Achtung vor der Arbeit und den Verdienſten unſerer Gelehrten um Hans Sachſens Populariſierung kann es doch kaum zweifelhaft ſein: eigentlich volkstümlich und zugleich ſalonfähig hat ihn doch erſt Wagner gemacht, ohne den ſich noch heute mancher lieber in den Froſchpfuhl verbannen ließe, als daß er ein tieferes Intereſſe für den großen Volksdichter und wackeren Meiſterſinger auch nur heuchelte.

Wir ſind am Ende unſrer Berichterſtattung angelangt, denn die Verſammlungen, welche abends noch in den fünf größten Sälen der Stadt tagten und in denen, wie die Zeitungen melden, der Nürnberger Poet und Schuhmacher noch durch manches Lied geehrt, mit manch kräftigem Wort gefeiert worden iſt, dieſe Verſammlungen mußten ſchon infolge der früh eintretenden Überfüllung denjenigen verſchloſſen bleiben, die es vorgezogen hatten, der Feſtvorſtellung im Stadttheater beizuwohnen.

Möchte die erhebende Feier des Hans Sachs-Tages, in der alle deutſchen Lande einmütig zuſammenſtanden, aufs neue dazu beigetragen haben, das Weſen und die Bedeutung des Dichters immer tiefer in das Bewußtſein unſres Volkes dringen zu laſſen, daß es der reichen Schätze des Herzens und des Verſtandes gewahr wird, die in den Werken des alten Meiſters wie eitel Gold aufgeſpeichert liegen, daß es ſich ihrer bemächtigt zu dauerndem Glücke. Das walt Gott der Herr!

Ein Brief Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomae[1]).

Op. Al. Der am 28. Oktober dieses Jahres heimgegangene Rudolf Hildebrand wird auch von seinen früheren Thomaneralumnen hoch verehrt.[2]) Einst saßen mehrere von ihnen, die längst zu Ämtern und Würden gelangt waren, in Dresden beisammen und erinnerten sich des alten „Thomaskastens" mit seinen Freuden und — Leiden. Auf Hildebrand aber wurde ein „Salamander" gerieben und ihm davon am folgenden Tage durch einen, seinem Herzen besonders Nahestehenden — unaufgefordert — Nachricht gegeben. Darauf antwortete der treffliche Mann aus Leipzig, 23. März 1879, im wesentlichen mit folgenden goldenen Zeilen:

„... Ein Wörtchen doch als Wiederklang auf Ihre Zuschrift, die so vom Zaun gebrochen war, aber vom schönsten, grünsten, duftenden Frühlingszaune, daß sie mir den stärkendsten Duft tief in die Seele hauchte. Könnte ich doch den Herren allen danken, die da mit Ihnen der alten Zeiten gedacht haben und meiner dabei. Das ist Treue, diese alte deutsche Tugend und in alle Ewigkeit die oberste Tugend, der Kitt der Welt. Ich gedenke auch der alten Schulzeiten, je älter ich werde, mit um so mehr Freude, sodaß sich auch Schlimmes in das Bild als Schatten aber in besserem Lichte einreiht, und das Ganze doch erfreulich wird. Also Dank Ihnen und Ihren Kommilitonen. Sie schickten mir vor mehr als Jahresfrist etwas Wertvolles ..., und ich habe nichts erwidert. Ja ich war damals krank, siech, erholte mich nur langsam und arbeite eigentlich auch jetzt noch an dieser Erholung ...

Daß ich mit wahrer Freude an Ihrem Wirken teilnehme, muß ich doch auch noch sagen. Wer freute sich nicht mit über ...? Ich glaube überhaupt, daß das der beste Weg ist, uns auch wieder im Bewußtsein zu Sachsen, freudigen Sachsen zu machen, was uns ... erschwert und was doch zu einem gesunden Selbstgefühl durchaus gehört. Ich für meine Person, seit der Jugend glühender Deutscher ... bin gerade seit 1870 auch wieder in mir guter Sachse geworden. Das Gesicht kam mir einmal auf dem Rochlitzer Berge, als ich mit meinen beiden Jungen da das weite Land übersah, das mir seit Schülerzeiten durch viel Liebes und Wichtiges ans Herz gewachsen ist, besonders das Muldenthal. Das reihte sich da auf einmal gesund ein in den neu gewonnenen freudigen

1) Später lasse ich Weiteres aus derselben Korrespondenz folgen.

2) Ein nobler Zug und eine treffende Bemerkung aus neuerer Zeit von ihm sei hier nur mitgeteilt: X. hatte Karzerstrafe verwirkt, Hildebrand erließ sie ihm, weil er „nicht der Erste" sein wollte, der sie über Jenen verhing. — „Großartig!" rief er vor zwei Jahren aus, als ich ihm den Witz der Fliegenden Blätter vom stolzen Zeitgenossen erzählte. Er fügte hinzu: „Ja! Selbst der Verkommene hat Respekt vor dem großen deutschen Dreigestirne."

Blick über Deutschland und ich fühlte mich auf einmal mit Freuden als Sachsen ..., daß mirs Thränen in die Augen trieb über die Entdeckung. Was ... gesündigt haben, müssen wir aus dem tapfern Thun unseres Volkes ergänzen und gut machen. Das bloße Deutschtum dem leeren Heimatsgefühl gegenüber hat ebensogut etwas Ungesundes und Unwahres, als das bloße Weltbürgertum dem leeren Vaterlandgefühl gegenüber. Mir ist es, als müßten Sie ebenso denken, ja als wäre es an der Zeit das einmal öffentlich auszusprechen, darum ist mirs aus der Feder geflossen. Es klingt wohl ungefähr wie ich in Sekunda manchmal geredet haben mag, also ein Nachtrag zu damals. Also tapfer weiter, es giebt noch viel zu thun. Nochmals Dank und besten Gruß von Ihrem R. Hildebrand."

Hesiodos' „Werke und Tage".

Übersetzt von **L. Freytag** in Berlin.

Vorbemerkung. Von dem hervorragendsten didaktischen Epiker der vorsolonischen Zeit, Hesiod, wissen wir bestimmt nichts anderes, als was aus den ihm zugeschriebenen Dichtungen erhellt. Sein Vater Dios war aus dem äolischen Kyme nach Askra gezogen, welches am Fuße des Helikon lag und dem der Dichter selber in berechtigter Mißstimmung ein böses Loblied singt. Sein Bruder Perses brachte ihn nämlich unter Beihilfe bestechlicher Richter um den größeren Teil des väterlichen Erbes, und deshalb verließ der erzürnte Dichter die Vaterstadt, um sich in Naupaktos niederzulassen. Seine späteren Schicksale sind unsicher; angeblich soll er durch Mord umgekommen und sollen seine Überreste nach dem böotischen Orchomenos gebracht worden sein. Anscheinend hat er im achten Jahrhunderte gelebt und gedichtet; aber von den unter seinem Namen überlieferten drei Dichtungen 1. Theogonie, 2. Der Schild des Herakles und 3. Werke und Tage (*Ἔργα καὶ Ἡμέραι*, Opera et Dies) wird ihm nur das dritte Gedicht mit ziemlicher Sicherheit zugesprochen, und auch dies ist verstümmelt und stark interpoliert. Der schwer verständliche Titel beruht darauf, daß der erste, größere Teil von den Arbeiten des Landmanns handelt, der zweite, kleinere Teil von den glücklichen oder unglücklichen Lostagen des Kalenders; der Dichter selbst dürfte den seltsamen Titel kaum erwählt haben. Wenn die Dichtung aber auch noch so stark interpoliert ist und ihr poetischer Wert mit dem der homerischen Gedichte auch nicht im entferntesten verglichen werden darf, so ist sie doch mit Rücksicht auf die daraus zu schöpfende Kenntnis altgriechischen Volkstums und Volksglaubens interessant genug, so daß ihre Übersetzung nicht zwecklos erscheint. Zu Grunde gelegt habe ich die von J. Flach herausgegebene Textausgabe (Leipzig, Teubner 1891), welche

aber in Bezug auf die Meinung über die Interpolationen nicht selten ab; für die Lösung der sehr bedeutenden sachlichen Schwierigkeiten hat mir die alte Göttlingsche Kommentarausgabe manche gute Dienste geleistet, obwohl ich auch von ihr durchaus nicht abhängig bin. In Bezug auf meine metrischen Grundsätze verweise ich auf meinen vor einigen Jahren in O. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht veröffentlichten Aufsatz.

Hesiods „Werke und Tage".

Naht euch, pierische Musen, Verherrlicherinnen im Liede,
Kommt, und zu eures Erzeugers, des Zeus, Lob stimmt den Gesang an!
Ruhmvoll einzig durch ihn sind Sterbliche oder auch ruhmlos;
Wie's ihm gefällt, schmückt Ehre ihr Haupt und verfolgt sie der Tadel.
Zeus, der den Donner regiert, der Beherrscher der himmlischen Hallen,
Kann leicht Stärke verleihen, und leicht auch stürzt er den Starken,
Hebt in die Höhe den Niedern und mindert das Lob des Berühmten;
Leicht selbst macht er den Krummen gerad und bescheiden den Stolzen.
Du gieb acht mit Auge und Ohr, und richte, wie recht ist;
Aber von mir, o Perses, vernimm nun die Worte der Wahrheit! —
Nicht war Eris hienieden die einzige ihres Geschlechtes;
Zwei sinds. Eine von ihnen verdient des Verständigen Beifall,
Aber die Andere Tadel; verschieden ja sind sie gesonnen.
Böse verschlimmert die Eine den schrecklichen Krieg und die Feindschaft;
Drum auch wird sie von Keinem geliebt; nur weil uns der Ratschluß
Ewiger Gottheit nötigt, verehrt man die drückende Eris.
Aber die finstere Nacht ist Mutter der Einen, der Ältren;
Und der Kronide, der hoch im Äther gebietet und waltet,
Machte sie für die Gebiete der Welt und der Menschen zum Segen,
Denn sie erweckt selbst Träge zum Werk, zu gedeihlicher Thatkraft.
Mancher, der träg war, blickt auf den Reichtum eines der Nachbarn,
Eilt nun zu pflügen, zu pflanzen, das Haus sich in Ordnung zu bringen.
Siehe, ein Nachbar eifert dem Nachbarn nach, der bemüht ist
Fleißig zu werden und reich; die Eris gereicht uns zum Segen!
[Gleichwie der Töpfer dem Töpfer verfeindet, der Zimmrer dem Zimmrer,
Neidet der Arme den Armen, desgleichen der Sänger den Sänger.]

Perses, erwäge du stets im Herzen die folgende Lehre!
Giebts auf dem Markt Streit, Zank, bleib ferne mit Augen und Ohren!
Nie von der Arbeit halte dich ab die verderbliche Zwietracht!
Fehlt doch jedem die Zeit auf dem Markte zu hadern und streiten,
Hat er daheim nicht liegen zum Leben den reichlichsten Vorrat,
Den ihm die Fluren erzeugen, Demeters gesegnete Feldfrucht.

Hat man an Habe genug, dann mag man um fremdes Besitztum
Rechten im Streit; doch namentlich ziemts, dich so zu benehmen:
Stracks durch unparteiisches Recht, das Zeus uns verliehen
Als ein gesegnet Geschenk, sei jeglicher Hader geschlichtet!
Längst schon teilten wir, was wir geerbt; doch vieles noch hast du
Gierig entführt und hast die geschenksehnsüchtigen Herrscher
Mächtig gerühmt, die ins Unrecht gern, was rechtens, verkehrten.

Thoren, sie wissen es nicht, daß ein Halb mehr gilt als das Ganze,
Daß auch ein Malvensalat, selbst Lilienwurzeln erquicken![1]) —
Ja, schwer machens die Götter uns Menschen, das Leben zu fristen!
Ein Tag Arbeit würde dir sonst wohl die Mittel verschaffen,
Für ein gemessenes Jahr zu besitzen und müßig zu bleiben;
Sonst wohl hängtest du eiligst das Steuer hinein in den Rauchfang,
Nichts mehr hätten zu thun lasttragende Mäuler und Rinder.
Aber verborgen vor uns hälts Zeus in erzürntem Gemüte;
Also ersann er für uns Armselige trauriges Unheil,
Weil ihn dereinst schwer täuschte der arglistvolle Prometheus.
Und er versagt' uns das Feuer! Geheim vor dem Donnergebieter
Wußt' es Japetos' herrlicher Sohn doch wieder aufs neue
Klüglich dem weisesten Gott zu entwenden im markigen Hohlrohr.
Aber zu ihm sprach zornig nun Zeus, der das Donnergewölk türmt:
„Sohn des Japetos, Allen voran in berückender Arglist,
Freuts dich, daß du den Sinn mir getäuscht und das Feuer entwendet,
Sei es dir selber zur Strafe und allen Geschlechtern der Nachwelt!
Denn für das Feuer verleih' ich den Menschen ein schreckliches Unheil,
Dran sie sich herzlich erfreuen, entzückt vom eigenen Fluche!"
Sprachs, und es lachte der Vater der Menschen und Himmlischen spöttisch.
[Aber dem hehren Hephästos gebot er, sofort zu vermischen
Wasser und Lehm; draus sollt' er ein Bildnis schaffen, den Menschen
Ähnlich an Stimme und Kraft, an Antlitz aber und Liebreiz
Göttlichen Jungfraun gleich. Dann sollte Athene sie lehren
Weibliche Arbeit thun und die Webkunst meisterlich üben;
Aber das Haupt ihr schmücken mit Anmut sollt' Aphrodite
Und mit verzehrendem Weh und herzenbeklemmender Sehnsucht.
Endlich befahl er dem Hermes, dem raschen Erleger des Argos,
Listigen Sinn ihr zu geben und stets zudringliche Keckheit.
Und es gehorchten sie flugs des Kroniden gebietendem Machtwort.]
Stracks nach des Zeus Plan schuf der erhabene, starke Hephästos
Völlig der züchtigen Jungfrau gleich ein Gebilde aus Erde;
Pallas mit blitzendem Blicke verlieh ihr den Schmuck und den Gürtel;
Peitho die hehre vereint mit den Chariten schmückte den Leib ihr
Strahlend mit goldnem Geschmeid, und die Horen, die herrlichgelockten,
Kränzten sie reich mit Blüten, die eben entsprossen im Frühling;
[Doch um den Leib ihr den Schmuck ganz ordnete Pallas Athene.]
Und in die Brust ihr legte der flüchtige Argoserwürger
Böslichen Trug, einschmeichelndes Wort, arglistiges Wesen
Nach dem Gebote des Donnerers Zeus, und der göttliche Herold
Gab ihr die Stimme dazu, und Pandora benannt' er die Jungfrau,
Weil ihr die sämtlichen Götter, Bewohner der himmlischen Hallen,
Gaben verliehen zum ewigen Leid brotessender Menschen.

---

1) Diese Verse dürfen nicht getrennt werden. Der gerechte Bruder, der sich mit der Hälfte des ihm zukommenden Erbes hat begnügen müssen, ist bereit, sich auch von Nahrungsmitteln zu nähren, die sonst nur den Ärmsten dienten. Unter den „Herrschern" (βασιλῆας) sind vornehme, einflußreiche Richter, nicht Könige zu verstehen, ist wohl gar ironisch gemeint.

Völlig gelungen nun war das verwünſchte, verderbliche Trugwerk,
Welches als böſes Geſchenk durch Hermes der Herrſcher des Himmels
Zum Epimetheus ſandte; und völlig vergaß Epimetheus,
Daß ihn Prometheus gewarnt, er ſolle vom Herrn des Olympos
Nie ein Geſchenk annehmen, vielmehr ablehnen die Gabe,
Weil ſonſt über die Sterblichen käm' ein entſetzliches Unheil.
Aber er nahms und merkte den Fluch erſt, als er ihn hatte.

Ehdem lebten die Völker der Menſchen auf Erden hienieden
Völlig entfernt vom Leid und entrückt mühſeliger Arbeit,
Frei von der Seuchen Gewalt, die das Leben der Menſchen ins Grab ſtürzt;
[Mancher auch altert zu frühe, bedrückt vom laſtenden Leide.]
Aber Pandora entnahm vom Kruge den mächtigen Deckel,
Schüttet' ihn aus voll feindlichen Sinns für die ſterblichen Menſchen.
Einzig die Hoffnung blieb in dem Innern der feſten Behauſung
Unten am Rand des Gefäßes zurück und entwich aus der Thür nicht,
Welche Pandora ſofort mit dem ſchließenden Deckel verriegelt,
[Weils Zeus wollte, der Wolken uns türmt und die Aegis erſchüttert.]
Sonſt irrt unter den Menſchen die Schar qualvoller Gebrechen;
Leidvoll iſt ja die Erde, und leidvoll ſind auch die Meere;
Aber bei Nacht wie bei Tage von ſelbſt zu den ſterblichen Menſchen
Schleichen die Seuchen und bringen ein Heer von verderblichen Übeln,
Schweigſam, weil Zeus' Wille den Stimmlaut ihnen genommen.
[So weiß Keiner dem Schluß des gewaltigen Zeus zu entweichen.
Willſt dus, werd' ich ein anderes Wort dir in Kürze vermelden,
Gut und verſtändig zumal; du aber bewahr' es im Herzen,
Wie die Verwandtſchaft iſt bei Göttern und ſterblichen Menſchen.]

Siehe, die himmliſchen Götter, die Herren olympiſcher Burgen,
Schufen zuvörderſt ein goldnes Geſchlecht der vergänglichen Menſchen,
Die zu der Zeit einſt lebten, als Kronos den Himmel beherrſchte.
Gleichwie die Götter, ſo lebten ſie ſtets ſorgloſen Gemütes,
Völlig von Nöten und Drangſal frei: das entſetzliche Alter
Drohte noch nicht; gleich blieb ſich die Stärke der Hände und Füße.
Gänzlich den Leiden entrückt, ſtets blühten die Freuden des Daſeins;
Friedlichem Schlaf gleich nahte der Tod. Und die Fülle des Schönſten
Hatten ſie ſtets, weil reichlich die nahrungſpendende Erde
Ihnen die Frucht freiwillig und gern bot: aber die Menſchen
Bauten ihr Feld mit ſchönſtem Erfolg nach Belieben und friedlich,
[Reichlich begütert an Vieh und den ſeligen Göttern befreundet.]
Aber als dieſes Geſchlecht ausſtarb und hinab in die Gruft ſtieg,
Kamen ſie, wie's Zeus wollte, aufs neue zur Erd' als Dämonen,
Welche als ſegnende Hüter die ſterblichen Menſchen begleiten.
Rings auf der Erd' hinſchweben ſie immer im Nebelgewande,
Nichts kann ihnen an Recht und verworfenen Thaten entgehen;
Reichtum ſpenden ſie auch: ihr Amt iſt herrlich und würdig!
Aber es ſchufen die Götter, die Herren olympiſcher Burgen,
Später ein ſilbernes Menſchengeſchlecht, das um vieles geringer
Und an Geſinnung und Wuchſe dem goldenen nimmer vergleichbar.
Kindlich gehalten und ganz unmündig, ſo wurde an hundert
Jahre das Kind in dem Hauſe der würdigen Mutter erzogen;

Aber sobald es erwuchs und zur Blüte des Lebens gelangte,
Lebt' es in Not nur wenige Zeit durch eigene Thorheit.
Denn sie verstanden es nicht, unbändigen Trotz von einander
Ferne zu halten, und wollten die Himmlischen nimmer verehren
Noch auf den hohen Altären die Götter mit Opfer bedenken,
Wie es Gewohnheit fordert' und Recht. Drum schuf der Kronide
Ihnen ihr Grab in erbittertem Zorn, weil Dank und Verehrung
Sie den erhabenen Göttern, den Himmelsbewohnern, geweigert.
Doch als die Erd' auch dieses Geschlecht im Grabe bedeckte,
Unter der Erde nun sind sie ein Stamm von vergöttlichten Menschen,
Wenn auch von minderem Rang; doch haben sie sichere Ehren.
Aber ein drittes Geschlecht der vergänglichen Menschen erschuf Zeus
Ehern und anderer Art als das silberne, schuf es aus Eschen,
Schrecklich, von trotziger Kraft, und immer bedacht auf des Ares
Jammerbereitende Thaten und Wildheit. Nährende Kornfrucht
Aßen sie nicht, denn sie hatten ein Herz stahlfest und verschlossen,
Und auf den strotzenden Gliedern des riesigen Leibes erwuchsen
Hände von unnahbarer Gewalt aus den mächtigen Schultern.
Aber aus Erz war jedes Gerät, aus Erz die Behausung,
Ehern auch waren die Waffen; das Eisen, das schwärzliche, fehlte.
Ruhmlos aber gefällt durch Hände des eigenen Stammes
Stiegen sie nieder ins modrige Haus des entsetzlichen Hades.
Denn so gewaltig sie waren, so faßte sie dennoch des Todes
Finstere Hand, und sie schieden von Helios' leuchtendem Glanze.
Doch als die Erd' auch dieses Geschlecht im Grabe verhüllte,
Schuf noch ein viertes Geschlecht auf der nahrungsprossenden Erde
Zeus der Kronide, das tüchtiger war und gerechteren Sinnes,
Göttlicher Art von Heroen, die auf der gewaltigen Erde
Von den Geschlechtern vergangener Zeit Halbgötter genannt sind.
Aber sie fielen im schrecklichen Krieg und verderblicher Feldschlacht
Teils, wo in Kadmos' Gefilde sich aufbaut Thebe mit sieben
Thoren, im hitzigen Kampfe um Oedipus' Herden und Reichtum,
Teils, als über die Schlünde des Meers um die herrlichgelockte
Helena gegen das troische Reich die gewaffnete Fahrt ging;
Dort wars, wo sie die Nacht des verderblichen Todes verhüllte.
Fern von den Menschen nun gab Zeus Wohnsitz ihnen und Leben,
Und er bestimmte die Grenzen der Erd' als ihre Besitzung
[Ganz von den Menschen entfernt, und Kronos beherrschte sie mächtig].
Dort auf der Seligen Inseln am tiefaufwirbelnden Weltmeer
Wohnen in ewiger Wonne und leidlos diese Heroen;
Dreimal läßt in dem Laufe des Jahres die lieblichsten Früchte
Ihnen erwachsen und reifen die nahrungsprossende Feldflur.
Müßt' ich doch nicht zum fünften der Menschengeschlechter gehören,
Wär' ich doch längst tot oder gehörte zum Volke der Zukunft!
Eisern fürwahr ist unser Geschlecht, und zu ihrem Verderben
Rasten sie weder des Tags noch des Nachts von bedrückender Mühsal;
Neu stets legen die Götter auf sie schwerlastende Sorge.
[Freilich, es wird auch ihnen noch Freude vermischt mit dem Unglück.
Zeus wird dieses Geschlecht der vergänglichen Menschen verderben,
Haben die eben Geborenen schon grauhaarige Schläfen.]

Nicht mehr liebt nun ein Vater die Söhne, noch dieſe den Vater,
Nicht mehr lieben die Gäſte den Wirt, der Genoß den Genoſſen,
Nicht gilt zwiſchen den Brüdern die Liebe vergangener Zeiten,
Ja, ſie behandeln ſogar die ergraueten Eltern verächtlich,
Schwatzen und ſchelten auf ſie mit ſinnlos drohender Rede.
[Frevelnd vergeſſen ſie ganz, daß rächende Götter es ſehen,
Lohnen den greiſenden Eltern der Kindheit Pflege mit Undank;
Einer der Fauſtrechtsmänner verwüſtet die Städte der andern.]
Wer da gerecht, wer redlich und treu, dem danken ſie's niemals;
Aber dafür wird jeder geehrt, der frevelnd und ruchlos
Handelt; das Recht liegt ganz in der Fauſt, hinſchwindet die Ehrfurcht;
Beſſere Männer erliegen dem Schuft, der das Recht zu verdrehn weiß,
Liſtigen Wortſchwalls ſicher, und ohne Bedenken den Eid ſchwört.
Schelſucht folgt durchs Leben den unglückſeligen Menſchen
Allen mit Lärm, und im Blicke den Haß, und im Herzen die Bosheit.
Scham nun und Scheu ſtill hüllen den herrlichen Leib in das lichte
Göttergewand und verlaſſen das Menſchengeſchlecht; von den weiten
Straßen der Erde hinauf zum Olymp und dem himmliſchen Volke
Schweben ſie auf. Nun bleibt für die ſterblich geborenen Menſchen
Nichts als bitteres Leid: und Abwehr giebts für das Weh nicht!

[Mächtigen Herrn, die bedachtvoll ſind, nun erzähl' ich ein Märlein.]
Einſtmals hatte der Falke die Nachtigall, unſere reiche
Sängerin, frech mit den Krallen hinauf in die Wolken getragen;
Als ſie vom krummen Gekralle gepackt laut jammert' und aufſchrie,
Nahm er das Wort, und er ſagte zu ihr im Gefühle der Stärke:
„Schreiſt du noch, Thörin? Es hat dich ja Einer, der ſtärker als du iſt;
Biſt du auch Sängerin, gehſt du doch mit mir, wohin ich dich führe;
Wie's mir beliebt, ſo geſchiehts; los laſſ' ich dich, oder dich freſſ' ich."
[Thoren nur nehmen den Wettkampf auf mit ſtärkeren Gegnern;
Denn ſie verlieren den Sieg, und ſie haben zum Schaden den Spott noch.]
Alſo der hurtige Falk, der mächtig die Schwing' ausbreitet.

Perſes, o höre die Stimme des Rechts, nicht ſteigre die Hoffahrt,
Welche ein Unglück iſt für uns Elende. Selber die Edlen
Tragen ſie niemals leicht; und geraten ſie gar in Verderben,
Sinken ſie unter der Laſt. Drum iſt der entgegengeſetzte
Weg nach dem Recht weit beſſer. Das Recht ſiegt über die Hoffahrt
Endlich ja doch; durch Unglück wird auch der blödeſte Thor klug.

Gott, der den Meineid ſtraft, hält Schritt mit dem Recht, das verdreht wird.[1])
[Mögen beſtechliche Männer das Recht auch verſchleppen und Urteil
Fällen in falſchem Gericht: Recht findet doch endlich die Wege.]
Aber das Recht ſchweift weinend mit Wolken verhüllt in der Völker
Städten und Sitzen umher, und es rächt ſich mit Macht an den Menſchen,
Die es verjagen und nicht gradſinnigen Herzens verwalten.

1) Das *αὐτίκα γὰρ τρέχει Ὅρκος ἅμα σκολιῇσι δίκῃσιν* war nicht gut anders zu überſetzen, weil wir den Eid nicht perſonifizieren können. Man könnte wohl auch ſo ſagen:

„Strafe des Meineids folgt dem erſchlichenen Recht auf dem Fuße."

Richter, die richtiges Recht für Fremde und Stammesgenossen
Sprechen und nie vom gesetzlichen Weg abweichen, sie sehen
Schön aufblühen die Stadt und das Volk drin herrlich gedeihen.
Rings in dem Land herrscht Friede zum Heile der Jugend, und niemals
Sendet die Geißel des Kriegs Zeus, welchem ja alles bewußt ist.
Hunger und Unheil trifft nie Männer, die rechtlich entscheiden,
Und sie genießen im Segen die fleißig verwalteten Güter.
Reichliches Gut trägt ihnen die Flur; auf den Bergen der Eichbaum
Trägt in der Höh Speiseicheln und Bienen inmitten des Stammes.
Wollige Schafe erliegen beinah von der Bürde der Zotten;
Kinder, den Eltern an Schönheit gleich, stets haben die Frauen.
Immer gedeihn sie an Gütern, und Kaufmannsschiffe besteigen
Müssen sie nie, denn reich ist stets an Erträgen die Feldflur.
Doch wer sinnt auf frevelnde That und verderbliche Hoffahrt,
Ihn straft Zeus nach Verdienst, dem nichts auf der Erde verhehlt bleibt.
Oftmals muß für den Mann, der frevelt und sündiger Thaten
Schuldig, die ganze Gemeinde die Schuld mittragen und büßen.
Ihnen vom Himmel herab schickt Zeus die entsetzlichsten Strafen,
Nöte des Hungers und Seuchen, und blühende Völker verderben.
Fruchtlos bleiben die Ehen, und ganze Geschlechter verschwinden
Durch des Kroniden Beschluß. Dann wiederum in das Verderben
Stürzt er ihr reisiges Heer und zerschmettert die Mauern der Städte,
Oder es läßt Zeus rings auf dem Weltmeer sinken die Schiffe.
Mächtige Herrn, habt dieses Gericht doch immer vor Augen!
Unter dem Menschengeschlechte ja wandeln die Götter und sehen,
Welcher von ihnen den andern mit trüglich erschlichenem Rechtsspruch
Schadet und Furcht nicht hegt vor der Himmlischen schrecklicher Drohung.
Denn es entsendete Zeus auf die menschenernährende Erde
Nieder für uns zahllose[1]) und niemals sterbende Wächter;
Über das Recht streng wachend und ruchlos frevelnde Thaten
Wandeln sie über die Erde dahin im Wolkengewande.
Tochter des ewigen Zeus ist Dike[2]), die göttliche Jungfrau,
Welche sogar die Olympier stets hochachten und scheuen.
Wenn sie ein Sterblicher kränkt und mit Arglist bitter beleidigt,
Setzt sie sich neben den Vater und führt die beweglichste Klage
Über das schmählich gebrochene Recht; dann büßen die Völker
Schwer für der Mächtigen Schuld, die verderblichen Sinnes auf falschen
Weg hinwiesen das göttliche Recht durch trügrischen Rechtsbruch.
Dieses behaltet im Auge, bestechungslüsterne Herren;
Richtet gerecht, hört auf, durch Schliche das Recht zu verfälschen!

Wer da dem andern den Fallstrick legt, der legt ihn sich selber;
Schlimmer Entschluß schließt immer am schlimmsten für den, der ihn plante.

Alles erschaut und alles gewahrt Zeus' ewiges Auge;
Wenns ihm beliebt, dann sieht er, und niemals bleibts ihm verborgen,
Was für ein Recht im Schoße der Stadt wohl heutiges Tags gilt.

---

1) τρὶς μυρίοι, eigentlich = dreimal zehntausend, in der Bedeutung des gesteigerten höchsten Zahlenbegriffs.

2) Die Gerechtigkeit.

Weder ich selbst möcht' heute gerecht sein unter den Menschen
Noch mein Sohn. Gilt heute ja doch als Gerechter der Schlechte;
Denn wer unrecht handelt, bekommt vor allen zuerst Recht.
Aber ich hoffe, der Donnerer Zeus wirds anders erfüllen!

Perses, o nimm mein mahnendes Wort dir immer zu Herzen:
Hör auf die Stimme des Rechts und enthalte dich ganz der Gewaltthat!
Denn der Kronid' hat solch ein Gesetz für die Menschen gegeben:
Während die Fische, das Wild, das beschwingte Geflügel einander
Fressen, da ihnen ja fehlt des erhabenen Rechtes Bewußtsein,
Gab er den Menschen Gefühl für das Recht, für das höchste der Güter.
Denn wenn einer ein Urteil fällt, das ihm selbst als gerecht gilt,
Dann gibt Zeus, der alles ja weiß, ihm ein glückliches Leben.
Doch wenn einer gestützt auf trügrische Zeugen mit Absicht
Falsch schwört, heillos blind für den dauernden Schaden des Rechtssinns,
Dessen Geschlecht wird später in ewiges Dunkel versinken,
Während des Redlichen Kinder noch Ehre genießen in Zukunft.

Treulichen Sinns nun sag' ich dir eins, du thörichter Perses!
Leicht ists wahrlich, den Preis unzähliger Laster zu haben;
Bosheit wohnt dir ja nahe, zu ihr sind kurz nur die Wege.
Aber es setzten die Götter den Schweiß vor die ewige Tugend;[1])
Anfangs steil ansteigend und steinicht leitet der weite
Weg zu ihr auf; doch wurde der Aufstieg endlich erzwungen,
Wird dir das weitere leicht und vergissest du völlig der Mühsal.

Wer selbständig erwägt und erkennt, was später und schließlich
Dauernden Segen ihm bringt, der ist doch der beste von allen.
Gut ist, wer freiwillig dem Rate der Besseren nachgiebt;
Doch wer eignen Verstand nicht hat, auch freundlichen Rat nicht
Annimmt, wie es sich ziemt, der bleibt doch ein völliger Nichtsnutz.

Perses, du stammst aus edlem Geschlecht! Drum schaffe du fleißig,
Meinem Gebote getreu, auf daß dich der bittere Hunger
Hasse, dagegen Demeter, die herrlichbekränzte, dich liebe
Und die Erhabne die Scheuer dir ganz anfülle mit Gütern.
Aber dem Faulen verbleibt als getreuer Gefährte der Hunger.
Göttern und Menschen verhaßt ist jeder, der ohne die Arbeit
Hin durchs Leben sich schleppt, gleich ganz stumpfsinnigen Drohnen,
Welche mit fauler Begier am Fleiße der Bienen sich mästen.
Maßvoll fleißig zu schaffen am Werk, das mache dir Freude,
Um dir die Speicher zu füllen mit reifem Ertrage der Feldfrucht.

Arbeit macht dich begütert und mehrt dir die stattlichen Herden;
Wer da die Arbeit liebt, den lieben dafür auch die Götter.
[Sterbliche Menschen desgleichen; sie hassen den Faulen von Herzen.]
Arbeit schändet dich nicht, doch Trägheit stürzt dich in Schande.

Macht dich die Arbeit reich, wird stracks dich der Faule beneiden;
Aber dem Reichtum folgt auf dem Fuße der Ruhm und die Ehre.

---

1) Das τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν ἀθανάτης ist sprichwörtlich und so allgemein landläufig geworden, daß die an sich unschöne Übertragung hier gerechtfertigt ist. Vergl. unser „des Schweißes der Edlen wert".

Einem verständigen Mann[1]), wie du warst, schafft Nutzen die Arbeit,
Wenn du den thörichten Sinn nicht fürder auf fremden Besitz lenkst,
Wenn du nach meinem Gebot durch Fleiß dir die Habe vergrößerst.

Scham[2]) ist immer und sicher die schlechteste Freundin der Armen;
[Scham mag einigen nützen; den meisten doch dürfte sie schaden.]

Blödeste Scham ist stets bei dem Unglück, Mut bei dem Glücke.

Reichtum raube du nicht; Wert hat, was Götter verliehen!
Wer durchs Faustrecht Schätze gewann, wer Beute errungen
Etwa mit Hilfe der Zunge, was oftmals heute ja vorfällt,
Wenn ihm das Herz die Gewinnsucht täuscht, dem verlorenen Menschen,
Bis ehrlose Gesinnung die Scham ihm völlig verjagte —
Diesem verdunkeln die Götter den Ruhm, und ihm schwindet der Hausstand,
Und in der Zukunft folgt ihm immer geringer der Reichtum.

Gleichviel, ob man nun frevle am Flehenden oder am Gastfreund,
Ob man aufs Ehbett steige des eigenen leiblichen Bruders
[Und an dem Weibe desselben die heimlichen Lüste befried'ge],
Ob man verblendet an Waisen ein schweres Verbrechen begehe,
Ob man den greisen Erzeuger, der schon am Rande der Gruft steht,
Zornig mit kränkendem Wort anfahre und bitter beleid'ge;
Zeus wird stets ihm vergelten mit Zorn, und er sendet ihm schließlich
Furchtbar bitteren Lohn für das Unrecht, das er begangen.
Wende du drum vom Bösen das Herz, seis noch so verblendet!

Bringe nach deinem Vermögen den ewigen Göttern die fehllos
Heiligen Opfer, verbrenne für sie manch treffliches Hüftstück;
Stimme sie sonst auch gnädig mit Weihguß oder mit Rauchwerk,
Wenn du zu Bette dich legst, wenn Helios' heiliges Licht kommt,
Daß sie dir stets ihr gnädiges Herz und Gemüte bewahren
Und du das Erbteil anderer kaufst, nicht andre das deine!

Lade zum Gastmahl freundlich den Freund, laß draußen die Feinde!
Doch den bitte zumeist, wer nah wohnt deinem Besitztum;
Denn wenn sonst dir im Dorfe was zustößt, eilen die Nachbarn
Kaum noch gegürtet herbei; die Verwandten, die gürten sich erst noch!
Feindliche Nachbarn bringen dir Leid, Glück bringen die guten.

Wer treuherzige Nachbarn hat, hat reichliche Ehre.
Ist dir der Nachbar gut, geht nichtmal[3]) ein Rind dir verloren.

Nimm dir vom Nachbarn richtiges Maß, giebs richtig ihm wieder,
Ganz in dem nämlichen Maß, und kannst dus, gieb es ihm reichlich,
Daß du in Zukunft, wenn dus bedarfst, auch immer was[3]) findest.

Fliehe den bösen Gewinn; er ist ja dem Schaden vergleichbar.

---

1) δαίμων muß im Sinne von δαήμων gefaßt werden.

2) αἰδώς wäre durch „Blödigkeit" eigentlich noch prägnanter übersetzt worden; das wäre aber metrisch bedenklich gewesen.

3) Ich habe mich nicht besonnen, unbestimmte Formen wie mal und was, wenn sie ganz allgemein gehalten sind, in die Thesis zu setzen.

Freundschaft weihe dem Freund; tritt nah dem, welcher dir nah tritt;
Gieb dem, welcher dir giebt, und dem Geizigen schenke du auch nichts.
Schenkenden schenkt man ja gern; mit Knausernden knausert man wieder.

Schön ist schenken, und schlimm ist rauben, das Tod nur uns einträgt.
Wer freigebig gesinnt, wird gern auch Großes verschenken,
Hat am Geschenk selbst Freude, ja, richtige Wonne des Herzens;
Doch wer dreisten Gemüts ausschließlich ans Nehmen gewöhnt ist,
Fühlt sein einziges Ich voll Graun bei der winzigsten Gabe.[1])

Wenn du dir Kleines bei Kleinem zurücklegst, aber das oft thust,
Wird dir das Kleine wohl bald anwachsen zum großen Vermögen.

Wer das Vermögen vermehrt, weiß nichts vom wütenden Hunger.

Was man im Hause bewahrt, kann Keinem zur Sorge gereichen;
Drum bleib lieber daheim; schlimm gehts dem, der sich umhertreibt.[2])

Gut ists, sich am Vorhandnen genügen zu lassen; es schadet,
Habsuchtsträume zu hegen; drum laß dir dieses gesagt sein!
Trinke dich satt aus dem Krug beim Anfang wie bei der Neige,
Doch ja spar' in der Mitte! Beim Boden zu sparen, das nützt nichts.

[Stets sei Freunden verheißener Lohn auch pünktlich entrichtet.
Selbst beim Scherze mit Brüdern empfehl' ich dir, Zeugen zu haben;
Denn zu großes Vertraun wie Mißtraun stürzt uns ins Unglück.][3])

Wenn dich ein kleidnachschleppendes Weib mit buhlenden Worten
In der Behausung sucht, laß ja dich nimmer berücken!
Denn wer Weibern vertraut, der mag auch Räubern vertrauen.

Ein Sohn werde geboren, damit er des Vaters Besitztum
Hütend beschützt; dann mehrt sich im weiten Palaste der Wohlstand.
Stirbt man als Greis, muß Einem ein Sohn als Erbe verbleiben.[4])

---

1) Die Stelle ist dunkel, und durch die Trennung des Verses 357 von 358—360 wird nichts gebessert, weil Vers 358 dann kein richtiges Subjekt hat. Der Sinn müßte sein: „Wer gern schenkt, läßt sich auch gerne beschenken; wer aber ungern schenkt, nimmt auch selbst ungern Geschenke an." Ich glaube, es ist hier eine Lücke anzunehmen, und zwar hinter dem Verse 359. So wie der Text jetzt lautet, sind die Gegensätze verschoben.

2) Ich glaube, diese beiden Verse gehören zusammen.

3) Der Sinn ist dieser: Selbst Freunden darfst du nicht etwa in der Meinung, du hättest im Scherze zu viel versprochen, den einmal bedungenen Lohn vorenthalten. Drum, handelt es sich um Geldsachen, so ziehe selbst beim Vertrage mit den intimsten Freunden, ja Brüdern, Zeugen hinzu. „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf." Die Verse sind nicht zu trennen, vielleicht nicht einmal zu verdächtigen.

4) Ein verzweifelter Vers, über den auch Göttling in seiner Kommentarausgabe S. 200 viele Worte, aber keine Aufklärung bringt. Die Schwierigkeit des Verses *γηραιὸς δὲ θάνοι ἕτερον παῖδ' ἐγκαταλείπων* liegt in dem *ἕτερος*; was soll das heißen: „Als Greis möge man sterben, indem man noch einen andern Sohn hinterläßt"? Oder das *γηραιὸς* muß falsch sein. Es bleibt nichts anderes übrig als *ἕτερος* im Sinne von *σφέτερος* zu fassen, dann bedeutet also der Vers: Ein Greis muß bei seinem Tode jedenfalls einen Sohn hinterlassen (weil sonst

Mehreren auch giebt Zeus gar leicht den gewaltigsten Reichtum;
Mehrere mehren die Sorge, vergrößern jedoch auch den Wohlstand.

Wenn sich dir Herz und Gemüt heiß sehnen nach größerem Reichtum,
Ei nun so handle danach, und Arbeit häufe auf Arbeit!

Wenn die Plejaden, die Töchter des Atlas, am Himmel heraufziehn,
Dann mit der Ernte beginne; und ackere, wenn sie sich senken.
Vierzig der Tage und Nächte nun bleiben sie völlig verborgen;
Wiederum zeigen sie sich in des Jahrs umrollendem Kreislauf,
Wenn man beginnt, sein Ackergerät aufs neue zu schärfen.
Immer fürs Flachland gilt ja der Brauch: ob nah man am Meere
Oder entfernt von der rauschenden See in der waldigen Thalschlucht
Dauernden Wohnsitz habe und Land, das reichen Ertrag giebt, —
Stets nur im leichten Gewand[1]) heißts säen und pflügen und mähen,
Wenn du verlangst, daß sämtliches Werk der Demeter zur rechten
Zeit sich beende und auch rechtzeitig Erfolg dich erfreue
Und dich in späteren Tagen die Not nicht zwinge, in fremden
Häusern zu betteln und meist abschlägige Worte zu hören.
So jüngst kamst du zu mir; doch in Zukunft geb' ich dir nichts mehr,
Messe dir nichts mehr zu. Drum thu, leichtsinniger Perses,
Fleißige Arbeit, welche die Götter den Menschen bestimmen,
Daß du mit Weib und Kind nicht sorgenbedrückt bei den Nachbarn
Bettelst ums tägliche Brot, doch nur der Verachtung begegnest.
Zweimal kommst du zum Ziel, auch dreimal; drängst du sie weiter,
Richtest du nichts mehr aus und erschöpfst dich in nichtigen Bitten.
All dein Reden, es hilft dir nichts; drum rat' ich dir dringend,
Hilf du der Not durch Klugheit ab und entgehe dem Hunger!
Erstlich erwirb dir ein Haus und ein Weib noch, ferner den Pflugstier
[Eine Gekaufte zum Hüten des Viehs, nicht Gattinnen mein' ich];
Alles auch, was nur zum Hause gehört, mach ordentlich fertig,
Daß nicht fruchtlos andre du bittest und Mangel erleidest
Und im Verlaufe der Zeit nicht Habe und Gut sich vermindre!
Ja nichts schieb du auf morgen hinaus und den nächsten der Tage,
Denn kein Fauler und Aufschubsfreund füllt Speicher und Scheunen,
Während Betriebsamkeit uns Güter und Habe vergrößert;
Wer unlustig zur Arbeit ist, kämpft immer mit Nöten.
Wenn nun die stechende Sonne die schweißauspressenden Gluten
Ruhn läßt, wenn Zeus' Göttergewalt scharf regnet zur Herbstzeit,
Dann auch fühlt es der Mensch, wie die Glieder sich kräftig verjüngen.[2])
Über die Häupter der Menschen, die einzig zum Leide bestimmt sind,

---

das Erbe an Seitenverwandte oder Freunde übergeht). Der Sinn ist wenigstens erträglich, wenn auch nicht eben glänzend. (Am besten wäre es, wenn man *ἠβάσκων* statt *γηραιὸς* lesen dürfte; Sinn: Wer wohlhabend ist, sorge dafür, daß er früh heiratet und früh einen Erben hat, für den Fall, daß er selbst in der Vollkraft sterben müßte.)

1) *γυμνὸν σπείρειν* etc., d. h. man betreibe diese Hauptarbeiten nur dann, wenn Einen die Sonnenwärme zum Ablegen des Oberkleides zwingt.

2) So muß doch wohl das *τρέπεται βρότεος χρὼς* erklärt werden, weil das folgende *πολλὸν ἐλαφρότερος* sich unmöglich auf die Haut beziehen kann.

Wandelt der Sirius dann bei Tage nur kürzere Bahnen,
Doch für die größere Länge des Laufes gehört er der Nacht an.
Fällt man das Holz dann, wirds kein Wurm mehr tückiſch benagen;
Ab dann ſchüttelt die Blätter der Baum, ausruhend vom Sprießen;
Dann auch fälle man Holz und vergeſſe die richtige Zeit nicht!
Haue den Mörſer dir drei Fuß lang, dreiellig den Stößel,
Fünfthalbellig[1]) die Axe (das iſt wohl die handlichſte Länge);
Mißt ſie jedoch acht Fuß, dann gäbe ſie Holz noch zur Hacke.[2]).
Schneide den Pflügen, die zehnhandbreit, dreiſpannig die Räder,
Recht viel Krummholz ferner: ſo nimm ſteineichene Krümmel,
Wenn du zu Thal und auf Bergen ſie triffſt, ſtets mit in die Wohnung,
Weil es zum Pflügen mit Rindern ſo haltbar iſt und vorzüglich,
Wenn es der Schmied an des Scharbaums Laſt feſt fügt und mit Nägeln
Scharf an die Deichſel des Pflugs mit dem Schlage des Hammers[3]) ihn anſchließt.
Halte daheim zwei Pflüge bereit, die du fleißig verfertigt,
Einen nur einfach, künſtlich den zweiten! Es iſt ſo das beſte;
Wenn du den einen zerbrichſt, dann ziehen die Rinder den andern.
Frei von dem Wurmfraß bleiben die Deichſeln aus Rüſtern und Lorbern;
Nimm von der Steineich' immer die Krümmel, von Eichen den Scharbaum.
Spanne davor zwei Ochſen in Vollkraft reiferer Jugend,
Welche vielleicht neunjährig; zur Arbeit ſind ſie die beſten,
Und es geſchieht wohl kaum, daß ſolche beim Ziehn in der Furche
Zankend zertrümmern den Pflug und die Arbeit alſo vereiteln.
Aber ein vierzigjähriger Knecht, der führe ſie tüchtig,
Wenn er vorher vier Stück achtteiligen Brotes genommen,[4])
Der um die Arbeit ſorgt und grade die Furchen dahinzieht,
Nicht nach den Altersgenoſſen ſich umſieht, ſondern der Pflicht dient;
Denn es verſteht kein andrer ſo gut, und ſei er auch jünger,
Richtig die Saaten zu ſtreun und das Nachſä'n ſo zu vermeiden,
Während ein Jüngerer immer zerſtreut nach Genoſſen umhergafft.
Wenn du die Stimme des Kranichs hörſt, der hoch aus den Wolken
Schreit beim jährlichen Zug, dann laß es dir dringend geſagt ſein,
Daß er zum Ackern das Zeichen dir giebt; er verkündet des Winters
Güſſe und beißt in das Herz den Mann, dem es mangelt an Rindern.
Dann iſts Zeit, dir daheim krummwandelnde Rinder zu mäſten;[5])

---

1) eigentlich „ſiebenfüßig". Um den Trochäus zu vermeiden, nahm ich „fünfthalbellig", was (da die Elle damals 1 ½ Fuß betrug) ungefähr dasſelbe iſt.

2) (Zum Zerſchlagen der Erdklöße.) Die Worte ἀπὸ καὶ σφῦράν κε τάμοιο müſſen wohl ſo aufgefaßt werden.

3) Das liegt in πελάσας.

4) ἄρτον δειπνήσας τετράτρυφον, ὀκτάβλωμον, alſo vier Stück (= der Hälfte) eines Weizenbrotes, das ſchon beim Backen durch Einſchnitte in 8 gleiche Teile geteilt war.

5) ἔνδον ἐόντας, d. h. die zum Pflügen nicht gebrauchten Rinder als Schlachtvieh zu mäſten. Die Erklärung Göttlings „necesse est, ut habeas et bene nutrias" halte ich wegen des ἔνδον ἐόντας nicht für richtig; denn es hieß ja: „wenn es Winter wird, ſo wird es Zeit zum Pflügen"; dann ſind doch nur diejenigen Tiere ἔνδον, welche Stallfütterung haben ſollen, alſo entbehrlich ſind und deshalb gemäſtet werden ſollen.

Leicht wohl bittet dann Einer: „O leihe mir Rinder und Wagen!"
Leicht auch sagt man: „O nein, bei der Arbeit sind ja die Rinder."
Freilich, ein Altklug sagt dir: „Ich weiß ja den Wagen zu fügen!"
Aber der Narr kanns nicht. Es gehören zum Wagen wohl hundert
Hölzer; verschaffe sie erst und halte daheim sie im Vorrat!
Aber sobald für die Menschen die Zeit zum Pflügen herannaht,
Dann soll schon in der Frühe der Herr mit den Knechten sich eilen,
Gleichviel, obs in den Tagen der Saat feucht oder auch trocken;
Gebet euch Mühe, damit sich die Flur mit Früchten dir anfüllt!
Pflüge im Lenz, pflüg' um, wenns sommert: so trügt es dich nimmer.
Säe auf Neubruch[1]) gleich; dann sind ja noch locker die Schollen;
Neubruch wehret dem Schaden, beschwichtigt die Sorgen der Kinder.[2])
Flehe zum Herrscher der unteren Welt und zur hehren Demeter,
Stets dir mit Reife zu segnen Demeters geheiligtes Saatkorn,
Wenn du mit Pflügen beginnst und, die Hand an dem Ende der Pflugsterz,
Öfters den Rindern den Rücken berührst mit stachlichtem Stabe,
Daß sie am Riemen des Pflugjochs ziehn, und es ärgre der Kleinknecht
Gierige Vögel, indem er dem Pflug folgt und mit dem Spaten
Sorglich die Saaten bedeckt. Es ist ja für sterbliche Menschen
Pünktliche Ordnung ein Heil, Unordnung ein ewiges Unglück.
Wenn der Olympier dann zum Schluß noch gutes Gedeihn giebt,
Werden die Ähren vor Fülle des Korns zur Erde sich neigen.
Hältst du die Fässer nur rein von Spinnengeweben[3]), so hoff' ich,
Daß du vom drinnen bewahrten Besitz mit Freuden genießest,
Reich bist selbst noch im lachenden Lenz; nicht brauchst du auf andre
Bittend zu schauen; dafür kann dich manch Dürftiger brauchen.
Pflügtest du erst um die Wende der Sonne, so kannst du im Sitzen[4])
Mähen, und was du mit Händen ergreifst, ganz wenig nur ist es;
Ungleich[5]) bindest du dann, und garnicht wirst du dich freuen,
Kannst es im Korb heimtragen, und wenige werden dich achten.
Doch bald so bald anders gesinnt ist Zeus der gewalt'ge;
Sterbliche Männer verstehn ihn schwerlich voraus zu berechnen.
Pflügst du vielleicht erst spät, so möchte dir dieses noch helfen:
Wenn in dem Laube der Eiche das erste Gerufe des Kuckucks
Klingt zum Entzücken der Menschen, soweit sie bewohnen den Erdkreis,
Möge dann Zeus drei Tage hindurch nicht ruhen vom Regnen,
Bis des Gespanns Fußspuren genau sich füllen mit Wasser!
Dann nimmts, wer als der Letzte gepflügt, noch auf mit dem Ersten.

1) Neubruch (νειὸν ἄρουραν), Land, welches brach lag und nun wieder umgepflügt worden ist.

2) Sinn wohl: wird das Brachland rechtzeitig und sorgsam wieder umgepflügt, so braucht die Familie nicht zu darben und die Kinder sich nicht vor künftiger Armut zu fürchten.

3) d. h. bist du fleißig. Spinnengewebe finden sich nur in Fässern, die wegen der Unbetriebsamkeit ihres Besitzers leer bleiben.

4) Du hast dann zu spät gepflügt, und deshalb werden die Ähren so niedrig und dünn stehn, daß du dich dabei hinsetzen kannst.

5) Das ἀντία kann nur im Sinne von „verschieden, ungleich" gefaßt werden. Passows Lexikon bringt allerdings nur ein Beispiel.

Gieb du genau auf alles nur acht, und des heiteren Frühlings
Wie auch der zeitigen Regen Herannahn hab' im Gedächtnis!
Winterts und hindert die Kälte uns alle am Schaffen im Felde,
Geh du da ja an der Schmiede vorbei und an wimmelnden Kneipen[1]),
Denn für den fleißigen Mann giebts reichlich im Hause zu schaffen;
Sonst wohl stürzt dich der Winter in Trägheit, endlich in Armut;
Schwellende Füße erliegen den Lasten der mageren Hände[2]).
Träge, die nichts mehr hatten zu essen, sich aber mit leerer
Hoffnung schmeichelten, kamen ja oft auf böse Gedanken.
Dürftigen, die nichts haben zum Beißen und Brocken und immer
Sitzen in Kneipen, vermag auch die Hoffnung nimmer zu nützen.
Gieb in der Mitte des Sommers bereits Anweisung den Knechten:
„Macht mir die Hütten bereit; nicht immer ja dauert der Sommer!“[3])
Aber die rinderverderbende Zeit des lenäischen[4]) Monats
Meide du ja und den Nachtfrost auch! Denn über das Erdreich
Breitet er schädlich sich aus durch Boreas' schneidendes Blasen,
Welcher aufs mächtige Meer aus der rossegesegneten Thrake
Wild losbrausend sich stürzt, daß Erde und Wälder ertosen.
Viel hochlaubige Eichen und viel kraftstrotzende Fichten
Streckt er im Stoß in den Schluchten des Bergs auf gesegnete Fluren
Nieder, und von dem Gekrach hallt rings die gewaltige Waldung.
Zwischen die Beine den Schweif streckt selbst frostbebend das Raubtier,
Ist auch das Fell durch Haare geschützt; so dicht auf der Brust auch
Ihnen das Haar wächst, bläst doch hindurch die erstarrende Kälte.
Selber des Stiers Haut hält nicht stand vor dem mächtigen Froste;
Auch langhaarige Ziegen vermögen es nimmer; indessen
Trotzt wohl die dichtere Wolle der Schafe dem Stoße des Nordsturms,
Welcher den Greisen sogar scharfblasend die Beine beflügelt.
Nicht durchweht er der Jungfrau Haut, so zart sie auch sein mag,
Wenn sie der liebenden Mutter getreu im Hause daheimbleibt
Und ihr noch nichts von der Huld und dem Reiz Aphroditens bewußt ist.
Hat sie die Haut, die so weich, sich gewaschen und hat sie mit fettem
Öl sich gesalbt, so legt sie sich nachts im Hause zu Bette,
Während es wintert und sich der Polyp an dem eigenen Fuß nagt[5])
In dem entsetzlichen Heim, wos niemals wärmende Glut giebt.

---

1) Vergl. Hom. Od. 18, 328. In den Schmieden pflegten die Vagabunden zu schlafen.

2) Man glaubte, daß durch den Hunger die Füße anschwöllen und die Hände verdorrten. Der Sinn ist also: Die Last der abgemagerten Hände ist noch zu schwer für die vom Hunger unnatürlich angeschwellten Füße.

3) Schon Göttling macht darauf aufmerksam, daß V. 502 flg. außerhalb des Zusammenhanges stehen.

4) Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß 503—560 von einem attischen Dichter herrühren und hier nur willkürlich eingeschoben sind. Der lenäische Monat, der Keltermonat (*ληνός* die Kelter) entspricht der zweiten Hälfte des Dezembers und dem ersten Teile des Januars.

5) Eigentlich *ἀνόστεος* „Der Knochenlose“. Diesen alten Aberglauben widerlegte schon Plinius H. N. IX, 29 „Ipsum [polypodem] bracchia sua rodere falsa opinio est.“

Nie ja zeigt ihm die Sonne den Weg auf die nährende Weide,
Sondern sie wandelt und strahlt auf Stadt und Gemeinde der Schwarzen,[1])
Bis sie dann endlich die ganzen Hellenen aufs neue beleuchtet.
Alles Getier in dem Wald, ob hornlos oder mit Hörnern,
Hat dann wenig zu beißen; sie fliehn in die Schluchten des Forstes,
Und sie bekümmern um nichts sich sonst. Sie suchen den Schutz auf,
Nehmen das Felsengeklüft in Besitz und verborgene Winkel,
Und wie ein Alter am Stabe[2]) daherhinkt, welchem der Rücken
Völlig geknickt ist, welchem das Haupt zur Erde geneigt ist,
Ganz so gehn sie des Weges und weichen dem weißlichen Schnee aus.[3])
Schütze den Leib (ich empfehle dir das) dann sorglich mit Kleidern;
Bis auf die Erde dir reiche der Rock; weich sei dir der Mantel.
Zieh in den kürzeren Aufzug ein den verlängerten Einschlag;
Dies zieh an um den Leib, daß nimmer die Haare sich sträuben
Und an den Gliedern vor Frost nicht aufwärts streben und starren.
Stecke die Füße in passende Schuh' aus dem Leder von Rindern,
Welche du kürzlich geschlachtet;[4]) mit Filz drin magst du sie füttern.
Kommt nun die Kälte des Winters, so nähe mit Sehnen von Rindern
Felle der Erstlingsziegen zusammen, und gegen den Regen
Schütze mit ihnen den Rücken, und decke von oben das Haupt dir,
Daß dir das Ohr nichts nässe, mit tüchtig verfertigtem Filzhut.
Denn weht Boreas scharf, ist bitter die Kälte der Frühe;
Scheinen zur Nacht die Gestirne, dann breitet sich morgens der Nebel
Fruchtbar[5]) über die Flur und die Felder gesegneter Menschen,
Welcher da quillt aus den Fluten der nimmer versiegenden Ströme,
Hoch dann über die Flur durch kräftige Winde geführt wird,
Bald sich des Abends in Regen ergießt, bald weiter dahinweht,
Wenn uns aus Thrake der Nord dichtwogende Wolken heranjagt.
Hast du die Arbeit fertig, so eile du, eh es noch nebelt,
Heimwärts, daß kein dunkles Gewölk vom Himmel dich einhüllt
Und dir das Kleid durchnäßt und durchdringt bis auf die Haut selbst.
Geh du ihm wohl aus dem Wege; es sind ja die Zeiten des Winters
Unheilvoll, sie schaden dem Vieh und den Menschen desgleichen.
Denn nur die Hälfte der Speise bedürfen die Ochsen; der Mensch mehr;
Lang dann sind ja die Nächte und helfen bedeutend ersparen.[6])

---

1) Vergl. Herodot II, 29. Meroe, die Hauptstadt der schwarzen Äthiopen, muß gemeint sein.

2) Eigentlich τρίποδι βροτῷ: Der dreifüßige Mensch, mit Anspielung auf das durch Ödipus gelöste Rätsel der Sphinx.

3) Göttling meint: inepte foret dictum: ferae quadrupedes incedunt ut homines senes etc. Durchaus nicht inepte dictum. Die Tiere, den offenen Stellen ausweichend, wo der Schnee massenhaft liegt, blicken umherstreifend nach Nahrung auf den Boden wie Greise, denen das Alter den Rücken gekrümmt und das Gesicht erdwärts gewendet hat.

4) βοὸς ἴφι κταμένοιο. Das Leder soll also nicht etwa aus dem Leder gefallener Rinder sein. An Sohlen ist hier natürlich nicht zu denken.

5) πυροφόρος, eigentlich weizentragend.

6) Sinn: im Winter stehen die Rinder im Stalle und brauchen nur die Hälfte des Futters wie im Sommer, wo sie die harte Feldarbeit thun müssen.

Dieses behalte im Auge, und bis ans Ende des Jahres
Gleiche die Tage dir aus und die Nächte[1]), bis wieder die Mutter
Aller, die Erde, das reichliche Maß an Früchten dir darbeut.
Hat nach der Wende der Sonne nun Zeus vollendet an sechzig[2])
Tage des Winters, so steigt aus den heiligen Fluten des Weltmeers
Endlich wieder Arkturos der Stern, und am Ende der Nächte
Hebt er sich siegend empor und scheint mit leuchtendem Glanze.
Nach ihm läßt sich die Schwalbe, Pandions Kind, vor den Menschen
Früh schon klagend erschaun beim neuen Beginne des Frühlings.
Aber zuvor noch beschneide den Weinstock; 's ist so das beste!
Freilich sobald auf der Flucht vor der Kraft der Plejaden die Schnecke
Aufwärts kriecht an den Pflanzen, so ruhe das Graben im Weinberg[3]);
Schärfe die Sichel dir dann und berufe die Knechte zur Arbeit!
Kommt nun die Ernte und brennt auch noch so scharf dich die Sonne,
Dann heißts: fliehe den schattigen Sitz und das Bett in der Frühe!
Dann mach hurtig und führe du heim die geerntete Feldfrucht!
Früh sei auf, dann hast du fürwahr auch reichlich zu leben!
Frühaufstehn bringt ein ganz sicher ein Drittel der Arbeit;
Frühaufstehn, das fördert am Werk und fördert am Marsche;
[Wenn ein Gewimmel von Menschen das Frührot führt auf die Straße
Und unzähligen Rindern das Joch, das belastende, auflegt.][4])
Wenn nun die Distel erblüht und im laubigen Baum die Cikade
Rastet und zwischen den Flügeln hervor scharfklingende Töne
Ausstößt und nie ruht zur Zeit des erschlaffenden Sommers,
Wenn uns die Ziegen am feistesten sind und am besten die Trauben,
Dann sind stets höchst üppig die Fraun, kaltsinnig die Männer,
Welchen der Sirius Haupt und Kniee versengt und vor Hitze
Sämtliche Glieder verdorren. Um die Zeit taugt dir am besten
Tief in der Felsschlucht Schatten, dazu ein bibliniſcher Wein auch,[5])
Milchbrot auch und die Milch von nicht mehr säugenden Ziegen,
[Ferner das Fleisch von Kühen, die noch nicht Mütter geworden,
Und von den Erstlingsziegen. Im Schatten nun sitze und trinke
Feurigen Wein und stille das Herz mit reichlicher Nahrung,

Der Mensch aber braucht mehr, weil er sich doch immer noch zu schaffen macht, auch draußen im Freien. Wörtlich: die langen Nächte sind hilfreich (*μακραὶ γὰρ ἐπίρροθοι εὐφρόναι εἰσίν*).

1) Doch sorge dafür, daß dir die langen Tage (Sommer) so viel einbringen, daß du an den langen Nächten (Winter) zu leben hast.

2) Natürlich ist die Wintersonnenwende gemeint; der genannte Termin schließt also zu Ende des Februars.

3) Der Aufgang der Plejaden bezeichnet die Eröffnung der Schiffahrt und den Beginn der sommerlichen Jahreshälfte. Dann wirds den Schnecken am Boden zu sonnig, und sie suchen Schutz in den Blättern der Pflanzen. Dann dürfen keine Weinstöcke mehr versetzt werden.

4) Flach in der neuesten Textausgabe hält auch den Vers 579 für unecht. Ich halte nur 581 für unecht, weil er gar keinen neuen Gedanken enthält.

5) Der *βίβλινος* oder *βύβλινος οἶνος* sollte nach einigen aus Thrake, nach andern aus Naxos stammen; das erstere ist wohl das richtigere.

Laß dir das Antlitz kühlen von ſcharf anhauchendem Zephyr
Und von dem reinen Gewoge des Quells, der munter hinabfließt!]
Nimm du nur ein Maß Wein auf drei Maß kühlenden Waſſers![1])
Aber ſobald der gewaltige Stern des Orion heraufſteigt,[2])
Gieb du den Auftrag deinem Geſind, der Demeter erwünſchte
Gaben am luftigen Ort auf der rundlichen Tenne zu dreſchen;
Sorglich gemeſſen verwahre dir dann in den Fäſſern die Feldfrucht.
Haſt du den ganzen Bedarf nun untergebracht in der Wohnung,
Miete dir einen noch ledigen Knecht und ein lediges Weib auch;
Nutzlos aber im Haus ſind Mägde mit Kindern am Buſen.
Sorg' auch gut für den biſſigen Hund und füttre ihn reichlich,
Daß dir ein nächtlicher Dieb nicht wegſtiehlt, was du beſitzeſt!
Führ' auch Futter hinein und Abfall, daß es den Rindern
Nebſt Maultieren ein völliges Jahr nie mangelt am Futter;
Dann erſt raſte der Knecht, dann erſt los ſchirr' er die Rinder!
Wenn bis zur Mitte des Himmels Orion und Sirius ſteigen
Und auf Arktur ſchaut frühe die roſigfingrige Eos,[3])
Brich dann ſämtliche Trauben, o Perſes, und ſchaffe ſie heimwärts;
Leg' in der Sonne ſie aus zehn Tage und Nächte, und fünf dann
Lege ſie tief in den Schatten; am ſechſten nun kommt Dionyſos'
Gütige Gab' in die Fäſſer. Indeſſen ſobald die Plejaden
Mit den Hyaden verſinken, und ſo auch der helle Orion,
Denke du dann ſchon ſorgenden Sinns rechtzeitiger Ausſaat!
Alſo nun wäre das Jahr anſtändig zur Ruhe beſtattet!

Möchteſt du ſchiffen auf ſtürmiſchem Meer, ſo merke dir dieſes:
Wenn auf der eiligen Flucht vor dem Grimme des ſtarken Orion
Sich die Plejaden verbergen im dunklen Gewoge des Meeres[4])
Und mit Gewalt los wehen und ſtürmen die ſämtlichen Winde,
Halte du dann nicht mehr auf ſtürmiſchem Meere die Schiffe
[Sondern den Rat nimm an, und betriebſam ſei du am Lande]!
Zieh auf den Strand dein Schiff, und ringsum ſchütz' es mit Steinen,
Daß ſie die Wut abwehren der naßkalt wehenden Winde;
Zieh auch den Zapfen heraus, daß nicht es im Regen verfaule![5])
Hebe daheim ja ordentlich auf das Geräte des Schiffes,
Gut auch verwahre die Flügel[6]) des meerdurchwandelnden Fahrzeugs;
Aber das treffliche Steuer, das hängſt du hinein in den Rauchfang.[7])

---

1) Das iſt der Sinn des τρὶς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέταρτον ἑμὲν οἶνον. Paſſow unter προχέω erklärt falſch.

2) Anzeichen des Spätherbſtes.

3) D. h. wenn Arktur am früheſten aufgeht, nämlich am 18. September.

4) Göttling a. d. St.: Magna pars Graecorum cum Boeotis stellarum imagines venationem Orionis, magni Graecorum Nimrodi, ita repraesentare putabant, ut Orio cum Sirio cane ἄρκτον, πελειάδας (πληιάδας, columbas), ὑάδας (suculas) etc persequeretur. Hinc illud φεύγουσαι Ὠρίωνα.

5) Die Schiffe hatten alſo im Boden einen Zapfen, den man herauszog, um das Regenwaſſer ablaufen zu laſſen.

6) Natürlich die Segel.

7) Damit es ſich im Rauche beſſer hält. Vergl. Vers 45.

Warte die Zeit selbst ab, die bestens sich schickt für die Ausfahrt;
Zieh in das Meer nun das hurtige Schiff und verstaue du drinnen
Tüchtige Ladung, welche ins Haus dir den besten Gewinn bringt!
So einst pflegte der Vater, o du höchst thörichter Perses,
Oft in den Schiffen zu fahren, im Streben nach reichem Gewinne;
Einst auch kam er hieher auf einer der häufigen Fahrten,
Als er im schwärzlichen Schiff das äolische Kyme verlassen.
Nicht auf der Flucht wohl war er vor Wohlstand, Schätzen und Reichtum,
Sondern vor Armut wars, die Zeus für die Menschen beschieden.
Nahe am Helikon wohnt' er in Askra, dem elenden Dorfe,
Das nichts taugt, wos schrecklich im Winter und widrig im Sommer![1])
Also an jegliches Werk rechtzeitig, o Perses, gedenke,
Aber vor allem besorge die Schiffahrt! Kleinere Schiffe
Lehne du ab[2]) und bringe die Fracht in ein größeres Fahrzeug!
Denn je gewicht'ger die Fracht, je bedeutender häuft der Gewinn sich,
Falls uns die Winde verschonen mit widrigstehendem Blasen.
[Neigt sich jedoch dein thörichter Sinn auf den Handel im großen,
Willst du den Schulden entgehn und dem unheilbringenden Hunger,
Nun, in Bezug aufs tosende Meer gern will ich dir raten,
Wenn ich auch wenig nur weiß von der Schiffskunst oder den Schiffen.
Denn in die Weiten des Meeres zu Schiff mich wagt' ich nur einmal,
Als nach Euböa von Aulis ich fuhr, wo einst die Achäer
Während des Winters verweilten und rings aus der heiligen Hellas
Rächend gen Ilios zogen, die Stadt voll lieblicher Frauen.
Dort einst fuhr ich nach Chalkis, des hehren Amphidamas Festspiel[3])
Mit zu begehn, und es hatten des Fürsten erhabene Söhne
Viele der Preise gestiftet: von dort dann nahm ich nach Hause
Einen gehenkelten Dreifuß mit als Sieger im Sange.
Aber ich weiht' ihn den Musen, die hoch auf dem Helikon thronen,
Wo sie zuerst in der Kunst klangvollen Gesangs mich belehrten.
Soweit lernt' ich sie kennen, die Schiffe, die künstlich verpflöckten;
Trotzdem weih' ich dich ein in des ägiserschütternden Zeus Sinn,
Weil mich die Musen gelehrt, unsägliches[4]) selbst zu besingen.]
Zwischen dem fünfzigsten Tag nach der Frühlingswende der Sonne
Und dem Beschlusse des Sommers, der alles erschlaffenden Jahrszeit,
Ists für die Meerfahrt Zeit. Kein Fahrzeug geht dir verloren,
Kein Mann geht dir verloren im Meer, falls nicht der Erschüttrer
Unserer Erde Poseidon ihm Unglück brachte mit Absicht

---

1) Göttling fügt mit Recht bei: Quod tam malae notae epitheta adduntur, rationem habet in illa lite, quam iniuste diiudicasse dicebantur Ascraei iudices. Man konnte es in Askra Winters vor Sonnenlosigkeit und Sommers vor Sonnenglut nicht aushalten.

2) *αἰνεῖν* (wie laudare Verg. Georg. 2, 412) im Sinne des negativen: „Ich danke dafür".

3) Der König von Chalkis auf Euböa Amphidamas fiel im Kriege gegen Eretria, und von den Festspielen, die von seinen Söhnen von da ab eingerichtet wurden, soll unser Dichter den hier erwähnten Preis heimgebracht haben.

4) *ἀθέσφατον*. Die Gottheit verlieh ihm die Gabe auch über Dinge zu singen, die seinem menschlichen Verständnisse eigentlich fernlagen.

Oder auch Zeus, der selbst Unsterblichen mächtig gebietet;
Sie ja beherrschen das gute Geschick und verhängen das böse!
Dann wehn heitere Lüfte, gefahrlos wallen die Meere;
Sorglos zieh du das hurtige Schiff in die Flut und vertrau' es
Ruhig ihr an und staue hinein die gesammelte Ladung!
Aber beeile dich ja, rechtzeitig nach Hause zu kommen;
Warte den Neuwein ja nicht ab und den herbstlichen Regen
Oder den drohenden Winter, des Notos[1]) gefährliches Wehen,
Der im Verein mit der mächtigen Flut vom herbstlichen Himmel
Aufregt wütend das Meer und die Schiffahrt füllt mit Gefahren.
Aber sobald auf der Spitze des Baums so weit sich die Blätter
Zeigen, als Krähen den Fuß beim ruhigen Gehn vor den andern[2])
Setzen, so kann man es dann wohl wagen, das Meer zu befahren.
Das ist Frühlingsfahrt[3]); ich hüte mich wohl, sie zu loben,
Weil sie mir nimmer gefiel. Doch willst dus wagen, so mußt du
Mächtig dich eilen[4]) und kannst trotzdem noch Schlimmes erleben.
Aber die Sterblichen wollen es so in des Herzens Verblendung;
Leider: den Unglückseligen füllt Gold einzig das Herz aus!
Furchtbar ist ja der Tod in dem Meer; drum höre den Ratschlag,
Den ich dir gebe, und nimm ihn dir treulich und sorglich zu Herzen!
Nimmer vertraue dem wölbigen Schiff du den ganzen Besitz an;
Laß du das Meiste daheim und nimm nur ein wenig als Fracht ein.[5])
Fürchterlich ists, in den Fluten des Meeres zu schaden zu kommen;
[Fürchterlich ist es, den Wagen des Glücks zu schwer zu belasten,
Bis dir die Axe zerbricht und die Ladung völlig verderbt wird.]
Halte du Maß, und in allem bedenke den richtigen Zeitpunkt!
Wähl' auch die richtige Zeit für die Heirat; rätlich erscheint es,
Wenn du dem Alter von Dreißig nur wenige Jahre voraus bist
Oder nur wenig dahinter zurückbleibst; dann für die Ehe
Ist es die Zeit. Und es blühe das Weib vier Jahre noch mannbar,[6])
Bis du die Jungfrau nimmst; dann lernt sie die Pflichten der Hausfrau.[7])
Wende auf solche das Auge zuerst, die nahe dir wohnen;
Doch sieh sorglich dich um; nicht freie zum Spotte der Nachbarn!

---

1) Südwestwind.

2) Wenn Krähen nicht hüpfen, sondern ruhig gehen, so ist die Entfernung zwischen ihren Fußspuren minimal. Sinn also: man kann sich aufs Meer wagen, sobald die Blätter in den Baumspitzen sichtbar geworden sind, also im (noch unzuverlässigen) Frühlingsanfange.

3) ἐλαφινὸς πλόος im Gegensatze zu dem sicheren ὡραῖος πλόος (665) im Sommer.

4) Passows Lexikon erklärt ἁρπακτός durch „auf den Raub gemacht", scheint also an Seeräuberschiffe zu denken, was hier unmöglich ist.

5) D. h. setze nicht deinen ganzen Besitz auf eine Karte.

6) Die Mädchen werden mit durchschnittlich 14 Jahren mannbar; sie sollen also etwa mit dem 19. Jahre heiraten. Das ist für den Süden ein sehr vorsichtiger Standpunkt.

7) Unter ἤθεα κεδνά kann nichts anderes gemeint sein, denn ehrbare Erziehung versteht sich bei einer freien Jungfrau von selbst.

Keinen so herrlichen Schatz ja erringt sich der Mann wie ein wackres
Weib, doch keinen so schrecklichen Fluch wie verschwendrische[1]) Frauen;
Solche ja saugen den Mann rein aus[2]) samt sämtlichem Reichtum,
Und sie verstehn frühzeitig die Armen zu Greisen zu machen.
[Habe du immer die Strafe der ewigen Götter vor Augen!]
Nicht leicht halte den Freund so wert wie den leiblichen Bruder!
Hast dus aber gethan, dann sei nie schuld an dem Bruche!
Leichtsinn bringe dich nie zur Lüge! Doch macht' er den Anfang
Dich mit erbitterndem Wort zu beleidigen oder mit Thaten,
Laß dann doppelt ihn büßen! Vergiß es ihm nicht! Und erscheint er
Wieder als Freund und erbietet sich dir zur Buße des Unrechts,
Nimm sie! Abscheulich ja ist es, beständig die Freunde zu wechseln;
Mag dein Antlitz immer entsprechen der Herzensempfindung!

Heiße du nie ungastlich, und ebensowenig zu gastfrei,
Nie mit den Bösen befreunde du dich, nie zanke mit Guten!
Mache dem leidenden Manne die quälende, drückende Armut,
Welche die Ewigen selber beschert, ja nimmer zum Vorwurf!

Weißt du die Zunge zu sparen, so gilt sie dir unter den Menschen
Viel wie ein Schatz; wir schätzen sie hoch, je mehr du sie zügelst.
Redet sie kränkende Worte, so kommt bald kränkende Antwort.

Gilt es ein Fest, wo viele gemeinsam tragen den Aufwand,[3])
Sieh nicht scheel: klein sind ja die Kosten und groß das Vergnügen.

Spende für Zeus früh morgens und auch für die übrigen Götter
Nimmer des feurigen Weins, noch eh du die Hände gewaschen;
Oder sie hören dich nicht und spucken auf deine Gebete.[4])

Wende du ja beim Harnen dich nicht grad gegen die Sonne;
Thu es mit Vorsicht, sank sie hinab; und naht sich der Morgen,
Harne du nicht im Weg noch außer dem Weg im Vorbeigehn;
Auch nicht blöße du dich: auch die Nächte gehören den Göttern.[5])
Sitzend nur thut es ein heiliger Mann voll göttlicher Weisheit,[6])
Oder er tritt an die Mauer des sorglich verschlossenen Hofraums.
Ist dir die Scham mit Samen befleckt, so sollst du sie ja nicht
Nahe dem heiligen Herde entblößen; du sollst es vermeiden!
Kommst du vom Opferermahl, gern magst du zum Weibe dich legen;[7])
Ja nicht, kehrtest du heim von der unheilvollen[8]) Bestattung!

---

1) δειπνόλοχος bedeutet eigentlich eine solche, die auf Gastereien versessen ist.

2) Das Bild ἐνέι ἄτερ δαλοῦ „versengt ihn ohne Feuer" paßt nicht im Deutschen. Man sengte den geschlachteten Schweinen die Borsten im Feuer ab, während wir dieselben abbrühen.

3) Das ἐκ κοινοῦ läßt wohl kaum eine andere Bedeutung zu. Also ein Picnic.

4) Ich hatte keine Veranlassung das ἀποπτύουσι δὲ τ' ἀράς zu verwischen, weil wir die drastische Metapher auch kennen.

5) Eine ebenso wichtige wie schwierige Stelle. Sinn: verrichte deine Bedürfnisse nicht so, daß dich der Himmel bei Nacht oder bei Tage sieht. Ich halte diese Stelle für ein philosophisches Einschiebsel.

6) Nach Herodot war dies ägyptische Sitte.

7) Im Texte derber σπερμαίνειν γενεήν.

8) δυσφήμου τάφου, wegen des bösen Omens.

Nie durchwate die herrliche Flut ſchönfließender Flüſſe,
Ehe du niedergeblickt in das klare Gerinn und gebetet
Und in dem hellen, geſegneten Naß dir die Hände gewaſchen!
Wer durchwatete, ohne den Fluch von den Händen zu waſchen,
Ja, dem grollen die Götter und laſſen Verderben ihm folgen!

Bei dem geſegneten Mahle der Opferer darfſt du mit nichten
Dir an den Fingern der Hand mit dem Meſſer die Nägel beſchneiden![1])

Schätze du nie beim Trunke den Weinkrug mehr als den Miſchkrug,[2])
Denn aus dem Weinkrug blickt dir der ſchrecklichſte Jammer entgegen.

Baufſt du ein Haus, dann raſte du nicht, bis daß es vollendet;
Sonſt mit dem unheilkündenden Ruf ſitzt droben die Krähe.[3])
Schöpfe du nicht aus Keſſeln, die noch kein Opferer weihte,
Weder zum Eſſen noch Waſchen: ein Fluch liegt auf der Verſäumnis.

Setze du kein zwölftägiges Kind ſo, daß es da ſtillſitzt,
Weils ihm ſchadet und weil draus ſicher ein weibiſcher Mann wird;
Selbſt kein jähriges Kind; ihm wirds nicht anders ergehen.[4])

Ja nicht waſche ein Mann ſich den Körper in weibiſchem Bade,[5])
Denn es erfolgt auch hier andauernde klägliche Strafe.
Kommſt du vielleicht zufällig zu brennenden Opfern, ſo ſpotte
Nicht des Geheimnisvollen; auch dies ſonſt ſtrafen die Götter.

Nicht in die Mündung der Flüſſe, der meerwärts eilenden, darfſt du
Harnen und nicht in den Quell; du mußt dies peinlich vermeiden.
Auch nicht mache hinein,[6]) was ebenſowenig erlaubt iſt.
Handle danach und vermeide das böſe Gerede der Menſchen!
[Schuldlos wird man und leicht zum Opfer des ſchlimmſten Gerüchtes;
Schmerzhaft trägt man daran; ſchwer läßt es ſich wieder beſeit'gen.
Völlig vergeht kein ſchlimmes Gerücht, an welchem ſo viele
Eifrigſt ſchafften; ein mächtiger Gott längſt iſt es geworden!]
Gieb du an jedem der Tage, die Zeus dir verliehn, dem Geſinde
Ordentlich Arbeit auf;[7]) an dem dreißigſten Tage des Monats

---

1) Wörtlich *ἀπὸ πεντόζοιο*, vom Fünfzack (=Hand); *ἄνον* eigentlich das Dürre (=Nagel), *ἀπὸ χλώρου* vom friſchen Fleiſche (=Finger).

2) Nach Göttlings unbedingt richtiger Auffaſſung. Sinn: Trinke den Wein nie ungemiſcht, denn ſonſt folgt der „Jammer". (*ὁλοὴ μοῖρα*).

3) Die von Göttling vorgeſchlagene Änderung iſt nicht nötig. Krähen (wie Raben) ſind unglückverkündende Vögel; ſetzen ſie ſich ſchreiend auf ein Haus, an das man aus Läſſigkeit nicht die letzte Hand gelegt hat (*ἀνεπίξεστον*), ſo wird das Haus nie fertig.

4) Sinn: ſelbſt die kleinſten Kinder ſoll man ſich frei bewegen laſſen und ſie nicht in einem Kinderſtuhl feſtbinden.

5) D. h. in warmem Waſſer. Göttling z. d. St.: De balneo, quo usa sit mulier, noli cogitare in his symbolis; übrigens würde auch dieſe Erklärung einen guten Sinn geben.

6) Natürlich im Sinne von alvum exonerare.

7) Göttling: Sequitur calendarium vetustissimum. Hesiodi mensis est triginta dierum, qui dividuntur in tres decades (*μὴν ἱστάμενος, μεσῶν* et *φθίνων*).

Sieh dir die Wirtschaft an und teil' an die Knechte die Kost aus;
Denn dann ruhn die Prozesse und kommt kein Mensch zur Versammlung.[1])
Ganz mit Bedacht hat Zeus die Tage den Menschen bezeichnet.
Heilig erachte den ersten[2]), den vierten[3]), den siebenten gleichfalls,
[Weil einst Leto an ihm uns den schönen Apollon geboren],
Ferner den achten und neunten: es sind am vorzüglichsten diese
Tage des wachsenden Mondes geeignet für unsre Geschäfte.
Dann als vorzügliche Tage empfehl' ich den elften und zwölften,
Jenen zur Schafschur, diesen zum Mähn herzstärkender Feldfrucht;
Freilich der zwölfte besiegt am Wert bei weitem den elften.
Dann von dem längsten der Tag' ab spinnt hoch schwebend die Spinne
Eifrig ihr Netz; Ameisen beginnen im Sammeln des Vorrats;
Dann soll eifrig das Weib auch den Webstuhl stellen zur Arbeit.
Gegen die Mitte des Monds ja meide zum Säen die Dreizehn;[4])
Aber sie taugt für die Pflanzen, die schon im Wachsen begriffen.
Wieder der sechste der zweiten Dekad' ist schädlich fürs Pflanzen,
Gut für Erzeugung von Knaben; für Mädchengeburten indessen
Taugt er uns nichts, auch schadet er sicher dem Mädchen zur Heirat.
Ebenso ist auch der sechste der ersten Dekade[5]) verderblich
Für die Geburt von Mädchen; den Bock und das Schaf zu verschneiden
Oder für Herden die Hürden zu baun doch taugt er vorzüglich,
Auch zum Erzeugen von Knaben. Sie[6]) lieben betrügliche Worte,
Spott, einschmeichelnde Red' und verstohlenes Liebesgeflüster.
Aber am achten des Monds gern magst du den Eber verschneiden
Wie auch das brüllende Rind und das arbeitsduldende Maultier.
Knaben, die klug sind, zeuge am zwanzigsten, längsten des Großjahrs,[7])
Weil sie mit kundigem Geiste begabt sind. Wieder am zehnten
Zeuge du Knaben; doch Mädchen am vierten der zweiten Dekade.

---

1) Die 3 letzten Monatstage, namentlich der 30ste, waren ἀποφράδες (nefasti), wo die Rechtsentscheidungen und Volksversammlungen ruhten, der Landmann also freie Zeit hatte.

2) Die ἕνη ist der mit dem ablaufenden Monde anfangende erste Tag des neuen Monats.

3) Geburtstag des Hermes und des Herakles.

4) Hesiod begreift unter dem μὴν ἱστάμενος hier offenbar die erste Monatshälfte, nach welcher sogleich der μὴν φθίνων begann; er teilt hier also den Monat nicht in 3 Dekaden, sondern in 2 Hälften. — Weil der „dreizehnte Tag" unbedingt nicht in das Metrum paßte, mußte „die [Zahl] dreizehn" als Notbehelf genommen werden; das war eine absolut unvermeidliche metrische Niederlage des Übersetzers, tröstlicherweise die einzige. — Die verderbliche Rolle der Zahl dreizehn ist also nicht erst christlich.

5) Geburtstag der Artemis.

6) Diejenigen, welche an diesen Tagen erzeugt sind.

7) εἰκὰς πλέῳ ἤματι est dies vicesimus eius mensis, in quo est dies anni longissimus, εἰκὰς μεγάλη idem dies, sed in trieteride s. anno magno (Göttling). Die τριετηρίς war ein Zeitraum von 3 Jahren, und im dritten wurden Bakchosspiele gefeiert. — Ich folge sonst nicht der Meinung Göttlings „Eo die catum virum decet progignere pueros", denn wer hielte sich nicht für catus? sondern der Meinung Hermanns „Hoc die catum virum procreabis".

Dann auch zähmſt du die Schafe gewiß zu treuem Gehorſam,
Auch ſchwerſchreitende Rinder und biſſige Hund' und das Maultier,
Welches dir laſtbar dient. Vor der erſten und dritten Dekade
Viertem nur nimm du dich ſorglich in acht, ſonſt zehrt dir die Reue
Bitter am Herzen: es iſt ja der Tag zu heilig und furchtbar!
Führe am vierten des Mondes[1]) die Gattin du heim und erforſche,
Ob heilkündende Vögel[2]) vorher dir die Ehe geſegnet.
Aber die fünften[3]) vermeide als gar zu bedenklich und übel,
Weil einſt Eris am fünften gebar als Rächer des Eidbruchs
Horkos[4]) und ſein die Erinnyen ſich annahmen als Pfleger.
Schütte am ſiebten der mittlern Dekade Demeters geweihtes
Saatkorn gut aufmerkend umher auf der rundlichen Tenne;
Mögen auch dann Holzfäller das Holz zum Bauen der Häuſer
Schneiden und manches Gebälk, das tauglich paſſe zum Schiffsbau!
Aber am vierten beginn mit dem Bau der gebrechlichen Schiffe.
Wieder der neunte der mittlern Dekad' iſt glücklich am Abend,
Und an dem Anfang war er bereits für die Sterblichen harmlos;
Wahrlich, der Tag iſt nie ganz ſchädlich: er eignet zum Pflanzen
Beſtens ſich ſtets, und auch zum Erzeugen von Knaben und Mädchen.
Wenige wiſſen, wie gut ſich der ſiebenundzwanzigſte[5]) Tag ſchickt
[Fäſſer zu bauen und auch Maultieren und rüſtigen Rindern,
Flüchtigen Roſſen das laſtende Joch auf den Nacken zu legen],
Kräftigberuderte Schiffe zu ziehn in die dunkelnde Salzflut;
Aber es dürften auf ihn ſich nur wenige Menſchen verlaſſen.
Öffne das Faß am vierten: er iſt in der zweiten Dekade
Immer ein heiliger Tag; und der zwanzigſte gilt als gefährlich
Früh ſchon morgens, als ſchlimmer jedoch beim ſinkenden Abend
So für die Sterblichen ſind die Tage von großer Bedeutung;
Harmlos, wirkungslos dann liegen die andern dazwiſchen;
Aber man lobt ſie verſchieden und weiß nur wenig von ihnen;
Bald ſtiefväterlich handelt der Tag, bald wirklich als Vater.[6])
[Der iſt ſelig gewiß und beglückt, der alle die Weisheit
Kennt und auch wahrhaft übt und ſchuldlos bleibt vor den Göttern,
Nachſinnt über die Flüge der Vögel und Sünden vermeidet.]

---

1) Der Aphrodite und dem Hermes geheiligt.

2) Nach Tzetzes durften nicht erſcheinen: 2 Krähen, nicht 1 Meereisvogel, kein grauer Reiher, kein Waſſerrabe (κρέξ), keine alleinfliegende Turteltaube, keine Schwalbe, kein Storch [!] und kein Pfau.

3) Die fünften (aller 3 Dekaden).

4) Der perſonifizierte Eidgott, aus welchem Vergil Ge. 1, 277 ſeltſamerweiſe den Orcus gemacht hat. Wer an einem Fünften falſch ſchwur, ſtarb auch an einem ſolchen Tage.

5) Paſſows Lexikon erklärt τριςεινάς als den 29ſten im Monate; aber der 3te Neuner giebt doch 27.

6) Im Griechiſchen iſt natürlich von einer μητρυιὴ und einer μήτηρ die Rede.

Martin Greifs „Hans Sachs“.

Von **Ernſt Henſchke** in Memmingen.

Keine würdigere Gabe konnte dem Andenken des großen Nürnbergers zu ſeinem 400jährigen Jubelfeſte dargebracht werden, als das vaterländiſche Schauſpiel, in welchem Martin Greif die Entwickelung Hans Sachſens zu menſchlicher und künſtleriſcher Reife mit erprobter Meiſterſchaft dargeſtellt hat. In jüngeren Jahren des Dichters entſtanden, dann in Zeiten gewachſener Erfahrung umgearbeitet und jetzt von der Hand des ſeiner Kraft bewußten, zielſicheren Schöpfers zur Dauergeſtalt vollendet, iſt es eine Art Lebenswerk, aus dem zugleich die innige Geiſtesverwandtſchaft Greifs mit Hans Sachs herzbewegend hervorleuchtet. Die menſchliche Milde, das reine Gemüt, der Hang zum Volkstümlichen und die Fähigkeit dasſelbe glaubhaft darzuſtellen, die heiße Liebe zum Vaterlande und eine ungeheuchelte Frömmigkeit ſprechen uns aus den Dichtungen Hans Sachſens wohlthuend an und erfüllen auch Greifs Dichtung. Muntere Laune könnte man vielleicht noch reichlicher ausgeſtreut wünſchen, aber hier entſchuldigt ſich der Dichter in der Widmung an den Leſer:

So ging, der mir geworden trüber,
Der Blick auch auf den Helden über.
Und wie die Wolke aufs Gefild
Dringt auch ein Schatten auf ſein Bild.
Doch wem vertraut der Menſchheit Grenzen,
Dem wird es um ſo reiner glänzen.

Und damit hat er recht. Der Eindruck iſt um ſo tiefgehender und erhebender. Sittliche Läuterung iſt die Grundlage vollendeter Künſtlerſchaft, das bleibt eine unumſtößliche Wahrheit für uns Deutſche, trotz aller geiſtreichen Blendſprüche talentvoller Liederlichkeit.

Die Aufgabe, die zu löſen ſtand, war keine leichte. Seit Goethes Taſſo iſt noch mancher Verſuch mißlungen, Künſtler als wirkſame Bühnenhelden zu verwenden. Was den Künſtler macht und von anderen Sterblichen ſcheidet, iſt etwas zu Innerliches, Unfaßbares und mit dem bloßen Vorführen der äußerlichen Kunſtbethätigung läßt ſich nicht viel erreichen. So wäre ein Dichter, der auf der Bühne fortwährend ſeine Verſe herſagte oder ins Merkbüchlein einſchriebe, höchſtens lächerlich, ganz abgeſehen davon, daß die Bühnendichtung bewegt fortſchreitende Handlung verlangt.

Wie iſt nun Greif dieſer Schwierigkeiten Herr geworden? Welche Kunſtmittel hat er angewendet, um Hans als bedeutenden Dichter auf

uns wirken zu lassen? Vom Beginn des Stückes an sehen wir den lebhaften Jüngling von heißer Zuneigung zu seiner holdseligen Kunst erfüllt, von ihr zu lassen, ist ihm unmöglich, ihr zu Liebe trotzt er aufbrausend dem erzürnten Vater und ergreift auf dessen unmutige Weisung hin sofort den Wanderstab, kaum daß ihn seines verehrten Lehrers Nunnenbeck Mahnung und das Flehen der ihm nacheilenden Mutter noch bewegen, vor dem Scheiden, an dem er festhält, die Verzeihung des Vaters nachzusuchen. Und als er nach fünfjähriger Wanderschaft durch ganz Deutschland als anerkannter Meistersänger zurückgekehrt ist, steht bei ihm sofort wieder der Entschluß fest, der geliebten Vaterstadt den Rücken zu kehren, als ihm auf die Ränke der Merker hin vom Rate befohlen wird, hinfort nichts mehr drucken zu lassen. Das rasch aufwallende Dichterblut zeigt er auch bei andern Gelegenheiten. So fordert er im Hochgefühl der Freude, wieder auf heimischem Boden zu weilen, die ins Lesen vertiefte Goldschmiedstochter Röschen Gulden zum Reigen unter der Linde auf und erfährt als dreister Fremdling kurze Abweisung. Den Junker Krebsblut, der ihn zu verhöhnen sucht, weist er mit würdigem Stolz, aber in scharfen Worten seine Wege und gegenüber dem hämischen Verfahren der Merker hält er furchtlos aus und trägt sein Lied zu Ende vor trotz ihres Widerspruchs, auch trotz der bittenden Mahnung Röschens, deren Reichtum für ihn keine Verlockung bietet, obgleich sie ihm freundlich entgegengekommen ist, nachdem sie erfahren, daß er der Dichter des von ihr bewunderten Liedes ist und so ihr erstes Verhalten gut gemacht hat.

Die Wirkung der Dichtungen Hans Sachsens auf die Gemüter ist das andere Mittel, wodurch uns sein hoher Beruf glaubhaft gemacht wird. Pirkheimer hat ihn in Köln als Meister und Leiter der Singerschule getroffen, gereift wie seine Lieder. „Schon wandelt ruhlos sein Gesang, in Melodie zugleich und Worten, das ganze deutsche Volk entlang und heimisch ist es allerorten". Pirkheimer hat von ihm das Lied „Warum betrübst du dich, mein Herz"[1]) mitgebracht und liest es begeistert Albrecht Dürer vor, der die verheißungsvollen Anfänge des jungen Dichters vor Jahren mit freundlicher Teilnahme beobachtet hat. Die Handwerksgesellen eilen in Aufregung fort, als sie die Rückkunft Hansens erkundet, um das freudige Geschehnis ihren Meistern zu vermelden; sind sie doch von Herzen stolz auf ihn. Aber auch dem Kaiser Max ist sein wachsender Ruhm nicht fremd geblieben; der hochherzige Förderer der Künste und Gönner der Künstler, der selbst dichtet, reicht bei der Begegnung im Walde noch unerkannt dem Dichter, der seinen Namen

1) Greif hat sich hier um die Zweifel der Forschung wegen der Verfasserschaft nicht gekümmert — mit dem guten Rechte des Künstlers.

genannt und den Grund seines Scheidens angegeben, die fürstliche Rechte mit dem Ausdrucke hoher Achtung und schlichtet dann gerechten Sinnes die Verwirrungen, die Hans zum Fortwandern veranlaßt haben. Eine Anerkennung der hervorragenden Begabung Hans Sachsens liegt auch in dem gehässigen Neid, mit dem ihn einzelne seiner Kunstgenossen beehren, wie Veit, Fesselmann und Konrad Nachtigall. Erfreulicher wirkt freilich die neidlose Bewunderung seines Lehrers Nunnenbeck und die ehrliche Achtung, die ihm Hans Folz entgegenbringt.

Und er erscheint dieser Achtung durchaus würdig. Denn bei aller Begeisterung für seine Kunst ist er völlig frei von eitler Ruhmsucht, er sieht in seiner Begabung ein Gnadengeschenk Gottes, das er zu pflegen hat mit allem Fleiß, aber ohne jede Überhebung. Darum hat auch die verführerische Mahnung der in ihn verliebten Goldschmiedstochter, sich ganz der Kunst zu widmen, für ihn keine Gefahr. Ihm bleibt das Handwerk der feste Grund, auf dem er jederzeit steht, er trachtet nicht nach glänzendem Lose und entzieht sich keiner geringsten Verrichtung seiner Schuhmacherei, dem Junker Krebsblut heftet er ruhig eine neue Spange an den Schuh, als dieser vor der Werkstatt danach verlangt.

Die Schule des Lebens hat ihn in harte Zucht genommen, schwere Schläge hat sein empfindendes Herz dulden müssen. Als er nach fünfjähriger Wanderung zurückkehrt, die Brust von der Sehnsucht nach den Eltern erfüllt, und Abends am Vaterhause klopft, wird ihm von fremdem Munde der rauhe Bescheid, er solle auf den Kirchhof gehn, wenn er der Eltern Wohnstatt suche. Den Schmerz nicht erwiderter Liebe hat er in der Fremde kennen gelernt und auch das Bittre einer raschen Trennung von der eben gefundenen Lebensgefährtin, der treuen Kunigunde, muß er noch durchkosten, ehe ihm Ruhe in der Heimat gegönnt ist. So gereift, verdient er es wohl, daß ihm Männer wie Albrecht Dürer und Wilibald Pirkheimer ihre Freundschaft antragen und daß Kaiser Max sein Schicksal günstig wenden hilft. An ihm selbst erfüllt sich der Spruch seines frommen Liedes „Wer Gott vertraut, dem mangelts nicht", und zeitlicher Ehre, der er gern entbehren mochte, fällt dem bescheidenen Manne ein gut Teil zu.

Die im Anschluß an die Dichtung zusammengetragenen Züge werden ohne Mühe erkennen lassen, wie überzeugend lebenswahr diese Gestalt wirken muß und auch von der reichen Fülle planvoll verknüpfter Handlung dürfte daraus eine Vorstellung gewonnen werden. Mit nicht geringerer Sicherheit wie der Held sind aber auch die übrigen Handelnden gezeichnet. So Jörg Sachs, der ehrenfeste Handwerksmann, der streng auf Hausordnung hält und von dem nächtlichen Versemachen des Sohnes nichts wissen will, den Widerspruch zu zorniger Härte reizt, die aber

bei ruhiger Überlegung wieder weicht, ſo daß die weiſe Rede des vor kurzem Hans gegenüber geſchmähten Nunnenbeck williges Gehör findet. Dann die liebend beſorgte Mutter, die immer zu vermitteln hat zwiſchen Vater und Sohn, die Hanſen nacheilt, damit er nicht ohne den Segen des Vaters ſcheidet, die voll warmen Dankgefühles Kunigunde, die ihr den Sohn hat ſuchen helfen, in die Arme ſchließt und beim Abſchied bang ahnt, daß ſie ihr geliebtes Kind nimmer ſieht. Wie ein zweiter Vater wacht über Hans der alte Nunnenbeck, der mit neidloſer Freude die reichere Begabung ſeines Schülers ſich entfalten ſieht, den alten Sachs in weitblickend welterfahrener Rede überzeugt, daß Hans hinaus müſſe in das Getriebe der Welt und für deſſen Geſchwiſter nach der Eltern Tode hilfreich ſorgt. Auch der verwaiſten Kunigunde, die von ihrem Vormunde um ihr Vermögen gebracht iſt, gewährt er treuen Schutz, indem er ſie in ſein Haus aufnimmt, und hat an ihrer heimlichen Neigung zu Hans ſeine ſtille Freude, erkennt er doch, daß die zwei zuſammengehören, deshalb hilft er auch gutmütig ein klein wenig zu beider Vereinigung. Unbeſcheidenem Verlangen gegenüber kann er aber auch ſchroff ablehnend ſich zeigen, wie es der Goldſchmiedsgeſell mit ſeiner Reimerei erfahren muß.

Eine Meiſterleiſtung iſt auch Albrecht Dürer. Wie wächſt in dem Geſpräch mit Pirkheimer, das den zweiten Aufzug beginnt, die ernſte Geſtalt des weltruhmgewöhnten Künſtlers in flitterfreier Größe erhebend vor uns auf. Pirkheimer hat dem Freunde huldigende Grüße aus Köln, Antwerpen, Mecheln und Gent mitgebracht und preiſt als neidenswert ſein Schickſal „Der Leitſtern einer Welt zu ſein, erweckter Geiſter großer Führer, und alles nur durch ſich allein“. Aber Dürer weiſt das tiefnachdenklich ab:

So lang wir noch im Dunkeln ſtreben,
Gewährt der Ruhm uns große Luſt.
Doch ſpäter kann uns nur erheben
Die Ruh in der zufriednen Bruſt.
Das Bild, das wir im Innern tragen,
Erreichen wir im Bilde nie.
Was Weiſe auch und Thoren ſagen —
Nichts zur Vollendung je gedieh.

Pirkheimer: Wenn Ihr Euch nicht das Lob wollt gönnen,
Wen ſoll die Anerkennung freun?

Dürer: Die alles wiſſen, alles können,
Die nichts beweinen, nichts bereun! — —

Pirkheimer wieder tritt uns entgegen als der vornehme Weltmann, aufgeſchloſſen für alles Edle, deſſen Rat der Kaiſer hört und der den dichtenden Landsmann, den Handwerker in Köln aufſucht, mit ſeinen

Gedichten ſeinen Ruhm verbreitet und ſtolz iſt, wenn er ihn Freund nennen darf, wie auch Dürer, den es von Herzen freut, daß ſein kunſtberühmtes Nürnberg nun auch in der Dichtung einen großen Vertreter hat. Mit wenigen Strichen vortrefflich gezeichnet iſt auch Peter Viſcher als ein tüchtiger Künſtler, der ſchafft, weil ihm die Arbeit eine Freude iſt, der ſich beſcheiden Rotgießer heißt und nicht alles verſtehen will und dem es in innerſter Seele zuwider iſt, auf Koſten anderer gelobt zu werden. Kopfſchüttelnd ſieht deshalb der neidfreie Mann, daß die Brüder von der Dichterſippe ſich wie Mähren an der Krippe vertragen. Ihrer finden ſich einige mit ſatiriſcher Schärfe umriſſen, auch der Mitgift angelnde, prahleriſche Junker Krebsblut ſteht in ſpöttiſcher Beleuchtung. Mit beſonderer Liebe iſt vom Dichter die Geſtalt der Kunigunde gezeichnet, des teilnahmvollen, opferfähigen, tiefinnerlich anſpruchsloſen Mädchens, der verarmten Weiſe, zu der in Gegenſatz geſtellt iſt die reiche Erbin, das etwas verwöhnte Röschen, die ſich in den Kopf geſetzt hat einen Dichter zu heiraten, dann aber, als ſich das als verflatternder Traum erweiſt, doch geſunde Empfindung genug hat, um ſtatt des vom Vater begünſtigten Junkers den tüchtigen Handwerker Pogner zu nehmen, für den nun jeder Grund zum Verſemachen wegfällt, nachdem dazu ſeine Krönung zum Meiſterſänger ſeinen Ehrgeiz befriedigt hat. In vornehmer Menſchlichkeit und im Auftreten auf das Nötigſte beſchränkt erſcheint Kaiſer Max; ganz der wohlwollend gerechte Herrſcher, wie ihn die Volksvorſtellung ſich bildet, dabei aber nicht ohne eigenartig perſönliche Züge. Seine leutſelige Art findet eine Art Abſchattung an dem behaglichen Weſen ſeines Thürhüters, dem freilich auch etwas von dem Selbſtbewußtſein anklebt, mit dem Hofbedienſtete auf die bittſtellende Menge zu ſchauen pflegen.

Faſſen wir rückſchauend zuſammen. Mit Martin Greifs Hans Sachs iſt uns ein edler Geiſtesbeſitz zugewachſen, wir begrüßen ihn nicht nur als eine dem Andenken des Helden würdig geweihte Schöpfung, ſondern als ein in ſeiner Kunſtform vollendetes Weltbild deutſcher Tüchtigkeit, ſeinem Gehalte nach mit nichts zu vergleichen, als mit Goethes Hermann und Dorothea. Wir erhalten den vollen Eindruck von der einzigen Blüte deutſchen Bürgertumes, wie ſie ſich in Nürnberg in jener Zeit entfaltete, mit dem Ausblick auf die weltgeſchichtlichen Bewegungen, die Vorboten waren einer neuen Zeit. Und daß der Dichter mit feinfühligem Kunſtſinn vermied, die Kampfzeit der religiöſen Bewegung hereinzuziehen, kann ſein Lob nur mehren.

Wilhelm Raabe ein echt deutſcher Dichter.[1])

Von **Georg Müller-Frauenſtein** in Hannover.

Das Fremdwort Humor iſt bekanntlich eins von denen, welche unſer deutſcher Sprachverein nicht zu überſetzen unternimmt. Unſer Grundſatz: Kein Fremdwort für das, was deutſch gut ausgedrückt werden kann — findet darauf keine Anwendung, wir benutzen es als unentbehrliches Lehnwort. Wie ſteht es nun aber mit dem darin liegenden Begriff? Iſt er uns allen ſo klar wie ein beliebiges deutſches Wort? Ich fürchte, ich würde etliche der geehrten Anweſenden in große Verlegenheit ſetzen, wenn ich ſie um eine ſofortige Entwickelung dieſes Begriffes erſuchte. So manche und ſo mancher wird z. B. nicht recht verſtehen, warum Fritz Reuter ſein humoriſtiſches Meiſterwerk „Ut mine Stromtid“ mit dem ergreifenden Bilde Hawermanns am Sarge ſeiner Frau beginnen konnte. Und doch liegt gerade in dem Gegenſatze zwiſchen den erſchütternden Schickſalsſchlägen, welche den braven Mann getroffen haben, und dem herzloſen Auftreten des „dicken, rotgeſichtigen“ Gutsbeſitzers Pomuchelskopp der Humor auch in dieſem erſten Kapitel. Erhabener Humor iſt es, wenn das kleine Lowiſing die kalten Wangen der Toten ſtreichelt und der Vater das Kind mit den Worten beruhigt: Ja, Mutting friert. — Hier quillt die lachende Thräne, wie man wohl auch den Humor bezeichnet hat, hier iſt die Einheit des Komiſchen und des Erhabenen vorhanden, hier der Gegenſatz zwiſchen dem Ewigen, Vollkommenen und dem Endlichen, Unvollkommenen ſichtbar. In der humoriſtiſchen Darſtellungsweiſe erhalten alſo beide Vorſtellungen, die des Komiſchen und die des Erhabenen, unſere Teilnahme, unſer Gefühl verbindet beide zu einer höheren Einheit, uns reinigend und befreiend, ähnlich wie in der Tragödie. Das Komiſche allein kann rein humoriſtiſche Kunſtwerke nicht hervorbringen. Onkel Bräſig iſt vielmehr eine Figur des reinen Humors auch dann, wenn er dem von Selbſtmordgedanken beherrſchten Axel von Rambow den Revolver unter dem „Snuwdauk“ wegzieht und abfeuert mit den Worten: „Ah, ſo! Sie wollen ſich en biſchen üben in das Piſtolenſchießen“, genau ſo wie wenn er hinter dem Windhund und Ökonomiker Fritz Triddelfitz und der lütten Fru Paſtern herſchleicht, um ihr unerwartetes Stelldichein zu ſtören, oder wenn er auf dem Kirſch-

1) Öffentlicher Vortrag, gehalten im Deutſchen Sprachverein, Zweigverein Hannover. Winter 1892/93.

baume in Jochen Nüßlers Garten seine Druwäppel und deren Liebhaber belauscht.

In dem Dichter der Stromtid und der Franzosentid hat unser Volk bis heute seinen beliebtesten Humoristen hervorgebracht. Ihm voraus aber geht Jean Paul Friedrich Richter, und ihm folgt Wilhelm Raabe. Freilich, heutzutage ist unsere Leserwelt im großen und ganzen weit entfernt von der Begeisterung, mit der vor fast 100 Jahren des Wunsiedeler Dichters Unsichtbare Loge und Hesperus, Titan und Flegeljahre aufgenommen wurden; von ihm wie von so manchem anderen großen Schriftsteller gilt Lessings unsterbliches Wort über den Sänger des Messias: Wer wird nicht einen Klopstock loben? u. s. w.

Und wenn ich offen den letzten Grund dieser betrübenden Unterschätzung unseres Jean Paul angeben soll, so muß ich sagen: Er ist unserer Leihbibliothekleserwelt zu hoch. Der Schwung seiner Einbildungskraft und die Zartheit seiner Empfindung findet in unserem auf das Praktische gerichteten Zeitalter naturgemäß weit weniger empfängliche Geister als damals. Wohl erquickt er noch jetzt als der phantasievollste Prediger der Menschenliebe eine kleine, treue Gemeinde, aber für die große Menge der Gebildeten ist er nicht nur körperlich, sondern auch in seinen Nachwirkungen tot.

Nun ist aber auf den fränkischen und den Mecklenburger Humoristen ein dritter gefolgt, dessen Wiege in unserer Gegend, am Rande so ziemlich des norddeutschen Berglandes, gestanden, der nun schon seinen 61. Geburtstag gefeiert und seit 35 Jahren schriftstellerisch gewirkt hat. Ist ihm, unserem Wilhelm Raabe aus Eschershausen am Ith, wenigstens in der engeren Heimat, dem Lande an der Weser und Leine, die gebührende Anerkennung zu teil geworden? Oder hat er ein Recht zu seinen gar nicht seltenen zornigen Bemerkungen über oberflächliche Kritiker, über die Gleichgiltigkeit der deutschen Landsleute, über deren Vorliebe für Leihbibliothekbücher und ihre Scheu vor dem Ankauf der Werke ihrer besten Dichter? Ich fürchte, ich fürchte, er hat wenigstens lange Zeit ein Recht dazu gehabt. Außer seiner „Chronik der Sperlingsgasse", die nach 30 Jahren es bis zur 9. Auflage gebracht hatte, weist mein Verzeichnis seiner Schriften nur noch den „Hungerpastor" mit der 4. Auflage nach 23, „Abu Telfan" mit der 3. ebenfalls nach 23 und „Horacker" mit der 3. Auflage nach 5 Jahren auf. Über die Hälfte seiner Bücher hat bis jetzt noch nicht einen Neudruck erlebt, und bei der weitaus größten Masse der übrigen ist ein solcher nur dadurch möglich geworden, daß sie zuerst in irgend einer Zeitschrift und sodann allein erschienen. So ist es wohl eine Ehrenpflicht, im Kreise unseres Vereins, der ja im Dienste des vaterländischen Gedankens arbeitet, einmal darauf hinzuweisen, daß Wilhelm Raabe ein echt deutscher Dichter ist.

Ein echt deutscher und dabei im besonderen ein niederdeutscher! Wenn man unserer Zeit den Maler Rembrandt als Erzieher empfohlen hat, auch einen Niederdeutschen, wenn also wieder einmal der Nordwesten unseres großen Vaterlandes wegen gewisser Eigenschaften seiner Bewohner sein besonderes Lob erhält, so hat auch unser zeitgenössischer größter Humorist aus dem Kessel zwischen Vogler und Ith seinen vollen Anspruch darauf, als ein Erzieher gerühmt zu werden. Ich spreche dies gleich hier, am Anfange, so offen aus, um damit meine große Verehrung für diesen viel zu wenig gewürdigten Dichter ausdrücken zu können. So weit ich unsere zeitgenössische Litteratur überschaue, wird kein anderer von ähnlicher Bedeutung so wenig belohnt von seinen mitlebenden Landsleuten. Und dabei ist er ein Humorist, also doch viel eher befähigt, die Aufmerksamkeit zu gewinnen, als die Dichter von Idealdramen oder von lyrischen Gedichten. Und dabei ist er, ich betone es nochmals, ein echt deutscher Dichter, dessen Humor auf dem gesundesten Boden unseres Vaterlandes wurzelt, dessen ganzes Denken und Dichten mit den besten Eigenschaften, hier und da auch wohl mit gewissen Schwächen unserer Nation zusammenhängt.

Seine Bücher umfassen bis jetzt 60 Geschichten in 50 Bänden, also schon eine ganz stattliche Bibliothek, aber eine Gesamtausgabe fehlt noch. Nur um meinem Urteile, das manchem von Ihnen ja voreingenommen scheinen könnte, einen, wenn auch schwachen Nachdruck zu verleihen, schicke ich voraus, daß ich alle diese 50 Bände im Laufe der letzten 10 Monate durchgelesen habe, viele zum zweiten, nicht wenige auch zum dritten Male. Ihr Inhalt ist so reichhaltig, daß ich, um ihm nur einigermaßen gerecht zu werden, darauf verzichten muß, heute auch von Raabes Leben zu sprechen. In allen erscheint er übrigens als ein so einfacher und bescheidener Mann, daß ich dabei nach seinem eigenen Willen zu verfahren glaube. Nur soviel sei erwähnt, da es gewisse Stoffe und Örtlichkeiten in seinen Werken erklärt, daß er in Eschershausen geboren, auf den Gymnasien von Holzminden und Wolfenbüttel ausgebildet und darauf etliche Jahre in einer Buchhandlung thätig gewesen ist. Dann studierte er 1854—1856 in Berlin, lebte einige Zeit in Wolfenbüttel, dann in Stuttgart und hat seit 1870 seinen festen Wohnsitz in Braunschweig. Der Abfassungszeit nach gehören 14 von allen 35 gesondert erschienenen Werken in die Jahre 1857—1870, darunter 4 Sammelwerke mit 21 kleineren Erzählungen. Seitdem er in Braunschweig lebt, hat er nur noch zweimal eine ganze Anzahl von Geschichten unter einer Gesamtüberschrift veröffentlicht, außerdem aber 20 einzelne Romane und größere Novellen. Mehrbändige, also breiter angelegte Werke sind zunächst: Der heilige Born 1861, Unseres Herrgotts

Kanzlei 1862 und Die Leute aus dem Walde 1863, dann die drei in einem großen inneren geistigen Zusammenhange stehenden: Der Hungerpastor 1864, Abu Telfan 1867 und Schüdderump 1870, endlich Christoph Pechlin 1873 und Alte Nester 1879. Von den Sammelüberschriften vereinigt Der Regenbogen 7 Erzählungen in 2 und Krähenfelder Geschichten 6 in 3 Bänden. In einem äußeren Zusammenhange stehen, insofern einzelne bestimmte Personen in ihnen gleichermaßen auftreten: Die Kinder von Finkerode und Alte Nester, ferner: Deutscher Adel und Villa Schönow, endlich verraten die beiden Krähenfelder Geschichten: Zum wilden Mann und: Frau Salome mit den: Unruhigen Gästen eine äußere Verwandtschaft außer der inneren.

Lassen Sie mich nun nach dieser etwas trockenen Aufzählung der Frage nach der Eigenart unseres Dichters näher treten. Zunächst, ist seine Form deutsch? Im besonderen seine Ausdrucksweise, wird in diesem Kreise gefragt werden. Da enthält sein letztes, 1892 erschienenes Buch, Gutmanns Reisen, Seite 51 nach den Worten „amüsant" und „amüsierte" eine verdächtige Stelle. Er sagt, nachdem er diese Fremdwörter benutzt hat: „Der Satan aber soll den Sprachreiniger holen, der uns hier mit „Dreckblech" und „Fegebürste" auf den Hacken folgt und hinter uns zusammenkehrt, was wir fallen lassen an Fremdwörtern, auf daß er einen teutschthuenden Entrüstungsartikel damit dünge". Das klingt recht herausfordernd gegen unsere Bestrebungen, und möglich ist es, daß die eine Stelle manchem Heißsporne unseres großen deutschen Vereins an dem ganz prächtigen Buche die Lust verdirbt. Was Raabe zu diesem Satze veranlaßt hat, weiß ich nicht, möglicherweise irgend ein Braunschweiger Vorkommnis, das ihn verdrossen hat.

Jedenfalls kann der gründliche Leser seiner Werke versichern, daß Raabe schon lange vor der Stiftung unseres Vereins im ganzen auf dessen Boden gestanden hat und daß er zwar nicht peinlich jedem Fremdworte aus dem Wege geht, dafür aber seit 35 Jahren unseren Sprachschatz neu gemünzt und bereichert hat wie kaum ein anderer Schriftsteller.

Bei dem Humoristen spielt ja das Fremdwort eine ganz andere Rolle als bei dem ernsten Erzähler; er benutzt es oft als ein dankbares Kunstmittel, um einen komischen Eindruck hervorzubringen, und auch unser Raabe hat gar nicht wenigen Personen seiner Erfindung dadurch einen bezeichnenden Zug beigelegt, daß er sie entweder überhaupt mit Vorliebe Fremdwörter benutzen läßt oder wenigstens hie und da solche, und dann am falschen Platze, ein beliebter und oft recht wirksamer Kunstgriff. Zwar giebt es keine Gestalt seiner Muße, welche dadurch allein oder in hervorstechender Weise lächerlich erschiene, aber unzählige Male stellt er die deutsche Vorliebe für das Fremde in Wort und Sitte an den Pranger,

von dem ersten bis zum letzten Bande seiner Schriften, und noch in den ebengenannten „Gutmanns Reisen" spottet er über das „Schießhaus oder vornehmer Café Moulin" (S. 113). Es wiegt also bei ihm durchaus die Absicht vor, durch Benutzung von Fremdwörtern dem Zeitalter, aus dem er seinen Stoff holt, oder gewissen Personen etwas Eigenartiges, etwas für sie Bezeichnendes zu geben. Das erkennt man am deutlichsten in seinen geschichtlichen Erzählungen aus dem Zeitalter des niederländischen Freiheitskampfes, des 30jährigen Krieges und des vorigen Jahrhunderts. Dagegen hält sich sonst sein Ausdruck frei von gar vielen fremden Satzfügungen, die in unserem schönen Schrifttum und vor allem in unseren Zeitungen immer und immer wiederkehren. Mit Vorliebe sucht er im Gegenteil altertümliche deutsche und mundartliche Worte und Wendungen auf und bemüht sich um ihre Wiederbelebung und Weiterverbreitung. Von den mundartlichen Ausdrücken entnimmt er, je nach dem Schauplatze der Erzählung, eine große Anzahl gerade unserer Gegend, dem Harze, Braunschweig, Hannover, dem Weserthale, dem Weser- und Leineberglande. Eine andere Gruppe entstammt der Berliner Redeweise, eine dritte kleinere dem Wiener und dem süddeutschen Ausdrucke. Er ist darin ungemein reich und verdankt dafür offenbar viel seinen eigenen Beobachtungen während seines längeren Aufenthaltes z. B. in Berlin und in Stuttgart, aber auch seinen Reisen. In dieser Hinsicht übertrifft er Jean Paul weit an Vielseitigkeit. Dieser hat überall einen und denselben poetischen, von Phantasie strotzenden Stil, denselben Wortvorrat der Gelehrten und Dichter seiner Zeit, der Raabes dagegen erscheint fast in jedem Buche und bei jeder wichtigeren Person anders. Von ihm treu bleibenden Eigentümlichkeiten möchte ich hier nur die Wörter nennen: „Ächzen" für: in Verlegenheit oder überhaupt in einer schwierigen Lage etwas sagen und „Grinsen" für das Gegenteil, also mit einem gewissen Behagen oder auch wohl mit Schadenfreude, zumeist jedoch gutmütig über irgend einen Erfolg lächelnd reden.

Bei dem Gebrauche altertümlicher Ausdrücke unterstützt ihn seine genaue Kenntnis vieler Chroniken, Urkunden und Geschichtswerke früherer Jahrhunderte. Wie Lessing und Goethe hat er sich mit Nutzen insbesondere Schriftwerken des 16. und 17. Jahrhunderts zugewandt. Georg Rollenhagen, der Verfasser des Froschmeuselers und Magdeburger Schulrektor, ist z. B. ein Liebling von ihm. Eine Fülle sprichwörtlicher Wendungen entspringt diesen Forschungen; alte und neue Beispielssprichwörter in erster Linie, auch manche selbstgemachte, wiederholt er dann wohl in einem Buche möglichst oft, um ihren Wert in mannigfaltiger Anwendung darzulegen. Nicht selten ist das altertümlich Verschnörkelte der Sprache in einzelnen Büchern von den Beurteilern unlieb empfunden worden; ich

für meine Person gestehe offen die Absicht zu billigen, wenn solche Ausdrücke wie: wasmaßen, alldieweil und sintemal, in Erwägung daß u. s. w. von ihm im Flusse der Erzählung benutzt werden. Selbst wo die Handlung in der neuesten Zeit spielt, kann er dabei eine humoristische Wirkung erreichen. An die Redeweise alter Chroniken erinnert z. B. „Der heilige Born"; weniger angenehm mutete sie mich in „Unseres Herrgotts Kanzlei" an, zumal auch der Humor sich darin nicht selten landsknechtmäßig grob ausnimmt; ebenso steht es in: „Höxter und Corvey", einer der Krähenfelder Geschichten. Von den in unserer Zeit spielenden Erzählungen fiel mir wegen des verschnörkelten Ausdruckes „Abu Telfan" oder: „Die Heimkehr vom Mondgebirge" etwas auf. Ich habe übrigens dabei nicht solche Fälle im Auge, wo z. B. Partizipien des aktiven Perfekts gebraucht werden, etwa: Ausgeschlafen habend, sich zur Ruhe gesetzt habend. Diese schwerfälligen Wendungen benutzt Raabe vielmehr fast durchgängig nur da, wo sie eine schwerfällige Persönlichkeit oder einen schwerfällig sich vollziehenden Vorgang malen sollen.

Die humoristische Färbung wird durch solche kleine Mittel verstärkt, wenn sie in gut berechneter Art zur Verwendung kommen, genau so wie eine größere Breite der Darstellung hier am Platze ist. Jean Paul hat bekanntlich von dieser Breite unmäßig Gebrauch gemacht, in einer Weise, daß er sogar die meisten seiner *großen* humoristischen Erzählungen gar nicht zu Ende zu führen vermochte. In dieser Beziehung steht nun Raabe in der Mitte zwischen ihm und Reuter. Alle seine Schriften sind wie die des letzteren einheitlich und führen zu einem wohl vorbereiteten, wenigstens der Wahrscheinlichkeit Rechnung tragenden Abschluß. Nur die letzte Krähenfelder Geschichte „Vom alten Proteus" ist mir in ihrer künstlerischen Absicht nicht klar geworden. Aber Raabe erzählt allerdings zumeist breiter und ausführlicher als der Mecklenburger Dichter, und eigentümlich bleibt ihm das Einmischen der *eigenen* Persönlichkeit, des eigenen Ich in den Strom seiner epischen Kunstwerke. Gern hält er eine Art Zwiegespräch mit dem Leser, fragt ihn, welchen Wunsch er nun habe, in welcher Weise er jetzt den Fortgang der Handlung sich denke, und entwickelt dabei seine eigenen künstlerischen oder philosophischen Anschauungen. Das tritt bei wenigen neueren Epikern unseres schönen Schrifttums so hervor wie bei ihm, ist aber etwas an sich durchaus Deutsches. Soweit die alten Volksepen nicht in Frage kommen, hat sich der deutsche Schriftsteller, auch der Erzähler, nie gern das Recht bestreiten lassen, seine persönliche Auffassung auch in *dieser* Art klarzustellen. Die Gegenwart mit ihrem Hasten und Drängen ist dieser beschaulichen und gemütlichen Schreibweise abgeneigt, und ich sehe in dieser Thatsache einen Hauptgrund für die zu geringe Bekanntschaft weiter Leserkreise mit unserem

Dichter. Und doch hat sein erstes Werk: Die Chronik der Sperlingsgasse, welches besonders reich an solchen persönlichen Einstreuungen ist, die meiste Verbreitung gefunden; die mittleren dagegen, wie Der Dräumling, Deutscher Adel, Das Horn von Wanza, Fabian und Sebastian, Villa Schönow, welche meinem Geschmacke am meisten zusagen, halten sich weit freier davon und haben doch weniger Leser. Von den neuesten kehrt z. B. Das Odfeld wieder zu dem ersten Verfahren zurück, auch in: Stopfkuchen rückt die Handlung nur in langsamem Schritt vorwärts, während Gutmanns Reisen viel frischer ausschreiten. In das Odfeld geheimnist er eine so große Anzahl von Anführungen alter lateinischer und deutscher Litteraturstellen hinein, daß der Fortschritt der Handlung empfindlich verlangsamt und das Ganze zu breitspurig wird. Wenn in Stopfkuchen aber der gleichnamige Held in behaglichster Wortseligkeit bleibt, ohne daß er sein Geheimnis verrät, so gehört das zu der Eigenart dieses ganz wunderlichen Sonderlings. Wenn Raabe freilich hier und da die Leute so reden läßt, wie es nach ihrem Lebensalter oder ihrer Lebensstellung nicht zu erwarten ist, wenn z. B. der relegierte Holzmindener Primaner Thodel von Münchhausen sich in ganz ebenso geistvollen und anspielungsreichen Worten ergeht wie die erwachsenen Helden, oder wenn ungebildete Frauen außer dem durchaus möglichen Mutterwitze eine geistige Gewandtheit verraten, wie sie selten ist, so fühlt wohl mancher Leser darin einen künstlerischen Mangel.

Doch so schlimm stellt sich die Sache nur in ganz wenigen vereinzelten Fällen dar, meist ist der Inhalt und auch die Länge der Reden in entsprechendem Verhältnisse zu der Bildung und der Eigenart der Redenden. Das gilt z. B. von den meist ungemein natürlich in die Verhältnisse einführenden Herzensergießungen älterer Frauen, wie der braven Frau Gutmann am Anfange des betreffenden Romans, das auch von den verschiedenen öffentlichen Reden, welche in andere Erzählungen eingefügt sind. Da hält z. B. der Maler Häseler am 10. November 1859 in dem Städtchen Paddenau an dem Dräumling eine ganz eigentümliche Schillerfest-Rede, und in demselben, vielfach satirischen Tone ergeht sich in Abu Telfan der Gefangene aus dem Tumurkielande Leonhard Hagebucher, als er in der kleinen Hauptstadt seines Vaterländchens eine Vorlesung über seinen Aufenthalt im inneren Afrika hält. Unvergeßlich bleibt jedem Leser des Hungerpastors die ergreifende Weihnachtspredigt des alten Ehrn Tillenius in dem Kirchlein am Ostseestrande, und so könnten noch mehrere rednerische Musterleistungen in Raabes Romanen angeführt werden. Eine andere Gruppe bilden die langen Herzensergießungen, welche uns in ihnen nicht selten vom Krankenlager aus entgegentönen, schaurig schöne Fieberphantasien, die mit ihrem ergreifenden Abspringen und Durch-

einander der Gedanken ganz der Wirklichkeit entsprechen. Dergleichen findet man schon in Unseres Herrgotts Kanzlei und in den Leuten aus dem Walde, später im Schüdderump, Meister Autor und noch in Villa Schönow.

Dem aufmerksamen Beobachter werden die Vergleichpunkte, die sich dabei zu Jean Paul ergeben, nicht entgehen. Wer, der den Titan gelesen hat, kann je die Luftspiegelungen des eigenen Ich wieder vergessen, welche die Eigentümlichkeit Schoppes ausmachen; wer, dem der Armenadvokat Siebenkäs nicht unbekannt geblieben ist, das Vogelschießen in Kuhschnappel? Aber freilich, wer unser Volk bei seinen Festen oder wenigstens bei größeren Versammlungen lebenswahr und mit guter Laune dargestellt haben will, dem bietet Raabe weit mehr Befriedigung als sein großer Vorgänger. Da taucht eher Onkel Bräsig vor unserem Geiste auf, wie er in dem Bürgerverein seine schlagende Rede hält, wenn wir hier das bunte Bild der ersten Generalversammlung des Nationalvereins 1860 zu Coburg in Gutmanns Reisen entrollt sehen, wenn Christoph Pechlin sich kopfüber in die Hochzeitsschlägerei unter dem Hohenstaufen stürzt oder wenn im Dräumling der Schillerfestzug in Paddenau und in den Gänsen von Bützow (im Regenbogen) die Revolution geschildert wird, welche ein hochweiser Gänse-Ukas in dem mecklenburgischen Landstädtchen hervorruft.

Unmerklich bin ich so nach und nach von der Form zu dem Inhalte von Raabes Dichtungen übergegangen. Trotz der Versuchung, gerade in diesem Kreise mich über ihr Äußeres, über Sprache und Form ausführlicher zu verbreiten, habe ich doch darüber mich kurz zu fassen gesucht und Beispiele bei der ungeheuren Überfülle möglichst selten benutzt. Steht doch auch uns der Inhalt über der Form, so oft auch von Mißgünstigen das Gegenteil behauptet wird!

Am einfachsten würde es nun wohl sein, wenn ich Ihnen die von mir gefertigten Inhaltsangaben der Raabeschen Erzählungen gäbe. Aber mein Zweck ist ja wesentlich der, Sie selbst zum Lesen anzuregen. Ich verfahre deshalb anders und bespreche zunächst die Zeit, in welcher, und die Örtlichkeit, auf der unser Humorist seine Geschichten spielen läßt, hierauf aber wende ich mich zu der künstlerischen Einkleidung, die er wählt, zu den wichtigsten Ideen, die er verficht, und zuletzt zu den Personen, weiblichen und männlichen, welche er unseren Augen vorführt.

Nicht weniger als 22 von den 60 Erzählungen muß man geschichtliche im engeren Sinne nennen. Am weitesten zurück führen uns die Hämelschen Kinder (im Regenbogen), sie spielen im Jahre 1259 während einer Fehde der Stadt Hameln mit dem Bischof von Minden. In die Hussitenkriege versetzt Des Reiches Krone (Deutscher Mondschein). Zwei größere

Dichtungen ſpielen ſodann in dem Jahrzehnt zwiſchen 1550 und 1560, nämlich: Unſeres Herrgotts Kanzlei während der Belagerung von Magdeburg durch den Kurfürſten Moritz von Sachſen und Der heilige Born während des franzöſiſch-ſpaniſchen Krieges, in welchem die Schlacht von St. Quentin 1557 das Hauptereignis bildet. Aber noch vier andere Erzählungen nehmen ihren Stoff aus dem Jahrhundert der Reformation, zunächſt Der Student von Wittenberg (Halb Mähr, halb mehr), worin Georg Rollenhagen ein trauriges Ereignis aus ſeiner Jugendzeit berichtet, und die drei, ſämtlich in das Jahr 1599 fallenden, mit dem niederländiſchen Freiheitskampfe zuſammenhängenden: Der Junker von Dernow (Verworrenes Leben), Die ſchwarze Galeere (Ferne Stimmen) und Sankt Thomas (Regenbogen). Ihnen ſchließt ſich die Grabrede aus dem Jahre 1609 auf Georg Rollenhagen an (Ferne Stimmen), und in Lorenz Scheibenhart (Halb Mähr, halb mehr) bilden ebenfalls zum Teil Geſchehniſſe aus der letzten Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege den düſteren Hintergrund. In dieſen ſelbſt hinein reißt uns die herzbewegende Geſchichte von Elſa von der Tanne (Regenbogen), während aus der Zeit der franzöſiſchen Raubkriege die köſtliche Erzählung Der Marſch nach Hauſe (Deutſcher Mondſchein) und die wildbewegte Krähenfelder Geſchichte Höxter und Corvey verſetzen. Noch drei andere geſchichtliche Novellen ſind dem Zeitalter Ludwigs XIV. zuzurechnen: Das Lebensbuch des Schulmeiſterleins Michel Haas, Das Geheimnis (beide in: Verworrenes Leben) und Das letzte Recht (Ferne Stimmen). Die ſechs übrigen verteilen ſich in das folgende Jahrhundert in der Weiſe, daß Gedelöcke (Regenbogen) in das Jahr 1731, Die Innerſte (Krähenfelder Geſchichten) und das Odfeld in den ſiebenjährigen Krieg, Die Gänſe von Bützow (Regenbogen) in die Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution, Im Siegeskranze (Regenbogen) in das letzte Jahr des Königreichs Weſtfalen, alſo in den Befreiungskrieg, und Nach dem großen Kriege in die Jahre 1816 und 1817 fällt.

Das ſo gewonnene Ergebnis lautet demnach, daß Raabe auch zu unſeren fruchtbarſten geſchichtlichen Novelliſten gehört, und ich verſäume nicht darauf hinzuweiſen, daß der viel zu wenig bekannte, prächtig erzählte „Marſch nach Hauſe", der aus den Bergen des Allgäu auf das Schlachtfeld von Fehrbellin und von da wieder zurück in die Alpen führt, lange Jahre vor des Zürichers Konrad Ferdinand Meyer beliebten geſchichtlichen Erzählungen erſchienen iſt. Während dieſen letzteren aber, mit vollem Recht, ſchon eine ganze Anzahl Auflagen beſchieden geweſen ſind, hat Raabes ebenſo meiſterhafte Novelle es nur zu einem Neudrucke bringen können. Neben ihr hebe ich als beſonders gelungen Elſe von der Tanne hervor, außerdem Die ſchwarze Galeere und Sankt Thomas, endlich Die Innerſte und Die Gänſe von Bützow, die behaglichſte, aber auch breiteſte dieſer

kleineren Erzählungen. Im ganzen und großen herrscht in diesen geschichtlichen Novellen weniger der Humor vor, sondern die Tragik und hier und da die Satire. Sie zeichnen sich aber durch die große Kunst und die mühevolle Sorgfalt aus, die Raabe anwendet, uns in jene verflossenen Zeiten zu versetzen. Er muß ohne Zweifel zu allen die gründlichsten Quellenforschungen vorgenommen und den von ihm berichteten Erzählungen gleichzeitige Bücher durchgearbeitet haben

Aber auch die Eigenart der Örtlichkeiten, die sogenannte Lokalfärbung, giebt Raabe meist ganz vorzüglich wieder. Das trifft ebenso zu bei den genannten, meist kleineren geschichtlichen wie bei den großen und kleinen humoristischen Erzählungen aus der Gegenwart. In weite Fernen wagt er sich vernünftigerweise nicht oft, und doch gelingt es ihm, z. B. Die Insel Sankt Thomas vor Kamerun in der gleichnamigen Geschichte vor unser geistiges Auge greifbar zu zaubern. Kopenhagen und die berühmte Feste Frederikshall steigen in Gebelöcke vor unseren Blicken empor. Die Alpenlandschaft tritt in verlockendster Gestalt vor unserer Einbildungskraft in dem Marsch nach Hause und in den Keltischen Knochen (Regenbogen); dort ist es der Bodensee und das Allgäu, hier der Hallstädter See und der gleichnamige Flecken mit seinem Mühlbachfall, welche den anziehenden Hintergrund bilden. In Paris finden wir uns beim Lesen des „Geheimnisses“ und mehrerer Abschnitte des Hungerpastors; in Italien spielt ein kleiner Teil der Handlung des „Frühlings“. Mehrfach läßt unser Dichter seine Helden einige Jahre ihres Lebens in den Vereinigten Staaten von Amerika zubringen, doch verfolgt er da nur selten gründlicher ihren Weg; am genauesten thut er das wohl in den „Leuten aus dem Walde“, weit weniger z. B. in den Alten Nestern und in Prinzessin Fisch. Der schwarze Erdteil bildet in gewissem Sinne den dunkeln Hintergrund in Abu Telfan und in Stopfkuchen. In dem ersten nämlich muß der aus dem Tumurkielande am Mondgebirge, also aus dem Herzen Afrikas, heimgekehrte Leonhard Hagebucher öfter von seinem traurigen Aufenthalte unter den Negern erzählen, in dem zweiten aber fährt der Erzähler selbst nach Südafrika zurück, wo er längst eine neue Heimat gefunden hat.

Im übrigen aber bleibt unser Mitteleuropa der Schauplatz der heiteren und der ernsten Geschichten Raabes. In den westlichen Landschaften spielen die schon genannten Novellen aus dem Freiheitskampfe der Niederlande; Süddeutschland kommt in Christoph Pechlin, in: Des Reiches Krone und im Letzten Recht zur Geltung, im besonderen Frankfurt am Main in der sehr vergnüglichen Erzählung Eulenpfingsten (Krähenfelder Geschichten). In die österreichischen Zustände aber, vor allem in den bodenlosen Leichtsinn und die Sittenlosigkeit des Wiener

Geſchlechts- und Geldadels weihen uns umfangreiche Abſchnitte im Schüdderump und außerdem der höchſt komiſche Anfang von Abu Telfan ein. Auffällig iſt mir geweſen, eine wie geringe Rolle das Meer bei unſerem Dichter ſpielt, nur der „Deutſche Mondſchein" führt uns in ein kleines Seebad, und am Schluſſe des Hungerpaſtors erleben wir einen Schiffbruch an der deutſchen Oſtſeeküſte.

Raabes ganze Liebe gehört nun einmal den nördlichen deutſchen Mittelgebirgen zwiſchen Weſer und Elbe und der davor gelagerten Tiefebene mit ihren großen Städten und zahlloſen Dörfern. Dort ſetzte ſogleich ſein erſtes Werk: Die Chronik der Sperlingsgaſſe ein, und es verriet auch ſofort in ganz unverkennbarer Weiſe, welchen Einzelheiten im großſtädtiſchen Leben ſeine Beobachtungsgabe ſich zugewendet hatte. Eine kleine armſelige Straße in einer Großſtadt, vermutlich Berlin, mit einer dichten, bunten Bevölkerung iſt es, in der er uns feſthält, nicht nur in dieſem Erſtlingswerke, ſondern auch in ſeinem zweiten, mir perſönlich noch lieberen, nämlich in: Ein Frühling. Da heißt ſie die Dunkelgaſſe, aber ſie bildet nicht mehr den einzigen Schauplatz, vielmehr ſpielt ſich die ganze eine Hälfte der Handlung in dem Hauſe eines Miniſters an einem großen Platze ab, und das Unheil kommt aus dem vornehmen Gebäude in das ſonnige Glück der Dunkelgaſſe. Die dritte größere Erzählung führte darauf aus der Großſtadt hinaus in das Kleinſtadtleben, die Kinder von Finkerode enthüllen ſich als wohl manchmal kleinliche und wunderliche Menſchen, aber auch als gute und anziehende Leute. Hier finden ſich die erſten Anſätze zu den ſpäteren bedeutenderen Werken, in denen unſer Humoriſt hineinleuchtet in das enge und doch oft ſo idylliſche Treiben der weltverlorenen Örtchen zwiſchen unſeren Vorbergen oder in der grenzenloſen Tiefebene. Noch mehr vertieft er ſich in die anmutige Schönheit der Mittelgebirgslandſchaft in dem folgenden Werke: Nach dem großen Kriege. Der Harz öffnet da ſeine dichten Wälder und verſteckten Höhlen vor uns, und ein bekannter Sinnſpruch, der an dem Rathauſe in Wernigerode angeſchrieben ſteht, bezeichnet die Örtlichkeit, wo wir uns das Städchen Sachſenhagen mit ſeiner gelehrten Schule zu denken haben, noch genauer. Im „Heiligen Born" verſetzt er uns noch weiter nach Weſten, nach Pyrmont und Holzminden mit dem am anderen Ufer gelegenen Dorfe Stahle; die Weſer rauſcht verhängnisvoll durch die bewegte, vorwiegend tragiſche Handlung. Doch ſchon Elſe von der Tanne führte wieder zurück zum Harze, aber höher hinauf, tiefer hinein in das eigentliche Brockengebiet, nach Wallrode im Elend. Dann aber wendete ſich Raabe wieder für längere Zeit der Ebene zu, das Mecklenburger Kleinſtädtchen Lützow ließ ſeine Gänſeherden kräftigſten Einſpruch gegen das Verbot des freien Umherlaufens dieſer nützlichen Tiere erheben,

Magdeburg wehrte sich mutig in Unseres Herrgotts Kanzlei gegen das böse Interim, das den Schalk hinter ihm hat, und die Novellensammlung Verworrenes Leben erzählte in gemütlichem Tone von dem Jubelfeste der Universität Helmstädt und in erschütterndem von den Bluthaten, welche 1599 bei Rees am Rheine und in Wolfenbüttel verübt wurden. Zumeist in einer großen Stadt, wohl in Berlin, spielte dann wieder: Die Leute aus dem Walde, aber auch hier stehen sich zwei ganz verschiedene Kreise gegenüber: der Geldmensch Wienand und sein Günstling Leo von Poppen auf der einen, eine ganze Menge arme, aber vortreffliche Leute, in deren Mitte Menschenliebe und Humor herrschen, auf der anderen Seite. Doch auch unter den Vornehmen finden wir diesmal liebenswürdige Sonderlinge, wie das Freifräulein Juliane von Poppen, deren Stammsitz, der Poppenhof beim Winzelwalde, in der Einsamkeit des Landlebens den glücklichen Abschluß aller Irrfahrten des Helden sieht. Noch stärker wird im Hungerpastor der Gegensatz zwischen dem unruhigen und leidenschaftlichen Treiben der Großstadt, nämlich Berlins und Paris, und dem friedlich-glücklichen Leben kleinerer Orte durchgeführt. In dem Landstädtchen Neustadt und in dem entlegenen Dorfe am Ostseestrande sieht Johannes Unwirsch die schönsten Tage seines Daseins. Ebenso versetzt die kleinere Erzählung Drei Federn nach einander in die vergiftete Luft der Großstadt und in die kleinlichen Verhältnisse des unbedeutenden Örtchens. Am allerschärfsten aber wirkt die Gegenüberstellung in Abu Telfan und in Schübderump; dort ist es Bumsdorf und Nippenburg mit ihrer Umgebung, wohin die von der großen Welt mißhandelten Unglücklichen sich und ihr Leid flüchten, hier steht das Dorf Krobebeck nördlich vom Harze mit seinem Siechenhause und seinem Schlosse in denkbar kräftigstem Widerspruch gegen die verlotterten Menschen der großen Donaustadt unter dem Kahlenberge. Mehr und mehr hat Raabe in den letzten 20 Jahren seine Stoffe in die einsameren Gegenden unseres Vaterlandes verlegt, wo der Mensch an der Brust der Mutter Natur neue Kraft holt oder wo er frei bleibt von zerrüttenden inneren Kämpfen. Neben Christoph Pechlin, der in Stuttgart, München und Frankfurt am Main außer in dem Dorfe Hohenstaufen die wunderliche Liebesgeschichte des braven Schwabendoktors verlaufen läßt, spielen nur noch Theklas Erbschaft, Deutscher Adel, Fabian und Sebastian, Im Alten Eisen und: Der Lar in Berlin oder irgend einer anderen großen norddeutschen Stadt. Aber auch in diesen allen halten fast nur kleine Leute unseren Blick fest. Dagegen führt Der Dräumling nach dem Spießbürgerörtchen Paddenau am Drömlingmoore im Braunschweigischen, Meister Autor in den Elmwald bei Kneitlingen, außerdem auch in die alte Großstadt, Horacker in ein Landstädtchen und das Gebirgsdorf Gansewinkel mit seiner Um-

gebung, Im wilden Manne, Frau Salome und Unruhige Gäste in ein und dieselbe nördliche Harzgegend, in das Modebad am Fuße der Berge und die windumbrausten Höhen darüber; Die Innerste zeigt uns zwei Mühlen, die eine bei Wildemann, die andere bei Sarstedt, und ganz ähnlich verfahren die neun noch übrigen Geschichten. Da ist eine ungenannte kleine Stadt, etwa Blankenburg am Harze oder Gotha, der Schauplatz von Wunnigel. Deutscher Adel und das Odfeld versetzen in Raabes Heimatslandschaft. Der Ith und der waldbedeckte Vogler, das Kloster Amelunxborn und Bodenwerder an der Weser werden mit größter Naturwahrheit vor unser Auge gezaubert. Nach Gandersheim möchte ich Villa Schönow verlegen, in die Nähe von Göttingen oder auch von Jena Pfisters Mühle. Ein Städtchen an der Wipper, dem Nebenflusse der Unstrut, ist der Ort, wo das Horn von Wanza ertönt, Coburg und daneben eine Weserstadt an der Eisenbahn, etwa wieder Holzminden, sind der Schauplatz von Gutmanns Reisen; Prinzessin Fisch benutzt einen aufblühenden Badeort im Ilmethal und Stopfkuchen ein nicht näher zu bezeichnendes niederdeutsches Städtchen. Sie sehen, sein goldenes Heimatsgefühl führt unseren Dichter immer und immer wieder in gewisse einfache und natürliche Lebenszustände zurück; und wenn er auch alle deutschen Gegenden kennt, in unseren Hügellandschaften und stillen Winkeln weilt er am liebsten. Die bescheidenen und doch unerschöpflichen Schönheiten von Heide und Holz, Wald und Wiese sind für seine Personen am häufigsten der Hintergrund. Im Sonnenlichte ziehen die Wolken über seine Waldberge und seine goldumsponnene Ebene, und einsame Güter, Mühlen und niedrige Häuser am Flusse oder an Weihern sind die Lieblingsplätze seiner Gestalten. Wie kein zweiter unserer Erzähler ist er mit den kleinen deutschen Städten in ihrer wunderlichen Mannigfaltigkeit und mit den engen Straßen oder mit den Mietskasernen der großen vertraut; stille Höfe, Erker und Giebelzimmer mit altem Gerät locken ihn unwiderstehlich an. Da ist er unerschöpflich in der Schilderung von tausend kleinen Dingen, die in uns eine behagliche Stimmung erwecken, und wir wandeln gar bald leibhaftig mit seinem Bürgermeister von Wanza durch das ganze kleine Nest, in dem er herrscht, wir spazieren mit dem wackeren Konrektor Eckerbusch im Horacker durch dessen Hausgarten und hinein in das Dörfchen mit seiner Räuberfurcht, wir sitzen in der waldversteckten, grünumsponnenen oder im Schnee fast begrabenen Hütte bei den zwei trauernden Frauen in Abu Telfan, und wir durchstreifen mit den drei Kindern in den „Alten Nestern" die Waldberge, um hinüber auf den Steinhof jenseits der Weser zu dem älteren Vetter Just zu eilen, oder, nachdem sie herangewachsen sind, das verfallene Schloß Werden, das dann der Familie Everstein wieder zurückgegeben wird.

Den Eindruck seiner Erzählungen aber verstärkt Raabe nicht selten dadurch, daß er nicht in dritter Person berichtet, sondern in erster. Er legt sie recht häufig ganz anderen Leuten in den Mund, mit Vorliebe älteren, welterfahrenen oder durch ein trübes Geschick über die Kleinlichkeiten des täglichen Lebens erhobenen. Ich zähle volle 15 sogenannte Icherzählungen in Raabes Werken; also ein ganzes Viertel seiner Schriften überhaupt benutzt diese Form der Einkleidung. Schon die Chronik der Sperlingsgasse ließ einen alten Junggesellen Erinnerungen aus seinem Lebensgange berichten, und dasselbe wiederholt er noch oft mit den mannigfaltigsten Änderungen in der Eigenart der Erzähler. Darin liegt nun nicht nur eine besondere Kunst des Schriftstellers, es bedingt vielmehr auch eine erhöhte Aufmerksamkeit des Lesers, der sich doch in die Denk- und Ausdrucksweise eines Dritten versetzen muß. Und Raabe hält die einmal gewählte Maske zumeist ganz folgerichtig fest. Das künstlichste Werk in dieser Beziehung ist seine Erzählung: Drei Federn, in welcher drei verschiedene Personen einander beim Niederschreiben der einzelnen Abschnitte ablösen, ein alter weltverachtender Jurist, eine junge, lebenslustige und heitere Frau und deren etwas weniger scharf gezeichneter Gatte, ein Arzt. Das ist gewiß recht überlegt entworfen und durchgeführt, aber freilich nicht gerade bequem, eine Reihenfolge zusammenhängender Ereignisse durch drei recht verschiedenartige Brillen betrachten zu müssen. Am wenigsten klar ist nach meinem Gefühle die Rolle des Erzählers in „Meister Autor", eines Herrn von Schmidt, der sonst ganz wie Raabe selbst denkt und spricht und doch zum Schlusse eine Frau der Gesellschaft heiratet, welche die weibliche Hauptperson, Trudchen Tofote, verdorben hat. An den übrigen Icherzählungen kann man aber eine ähnliche Folgewidrigkeit nirgends entdecken. Man muß vielmehr die Kunst bewundern, mit der einmal der unglücklich liebende Redakteur des Kamäleons[1]), dann wieder der jüngste Kollaborator der Gelehrtenschule in Sachsenhagen[2]), der soeben erst aus dem Befreiungskriege heimgekehrt ist, wie ferner ein fröhlicher Alpenreisender[3]), der alte Mecklenburger Magister Eyring[3]) und eine alte Großmutter[3]), wie endlich ein ehrwürdiger Geistlicher[4]), ein alter Arzt[4]), ein Jurist aus unseren Tagen[5]), ein Nürnberger Gelehrter aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts[5]) und ein vielgeplagtes Schulmeisterlein aus der Zeit um 1700[6]),

1) Kinder von Finkerode.
2) Nach dem großen Kriege.
3) Alle drei im Regenbogen.
4) Beide in: Ferne Stimmen.
5) Beide im Deutschen Mondschein.
6) Verworrenes Leben 3.

wie alle dieſe ſo verſchiedenartigen Menſchen uns auf durchaus entſprechende Weiſe ihre Lebensweisheit und ihr Urteil über die Mitwelt enthüllen. Die drei letzten und zwar größeren Scherzählungen ſind: Alte Neſter, Pfiſters Mühle und Stopfkuchen. In der erſten berichtet der Dr. phil. Fritz Langreuter ſeinen Lebensgang bis etwa zum Schwabenalter, giebt aber dabei als Hauptſache die Geſchichte von vier Jugendbekannten. In der zweiten erzählt ein junger Gymnaſiallehrer aus Berlin ſeiner niedlichen Frau während der Sommerferien ſeinen Lebenslauf. Sie wohnen in dem alten Beſitztum der Familie, einer Mühle und Sommerwirtſchaft, die durch eine benachbarte Zuckerfabrik in ihrem Betriebe völlig zu Grunde gerichtet und deshalb ſchließlich verkauft worden iſt. Das fröhliche, frühere Treiben in dem Wirtsgarten, als alle Tiſche beſetzt waren und Profeſſoren und Studenten ſich hier vergnügten, tritt in wehmütigen Gegenſatz zu den letzten Lebensjahren des braven Müllers, wo der übelſte Geruch ſein Haus durchzieht und eine den Betrieb hindernde, ſchleimige, ſchlingpflanzenartige Maſſe, die den Abflußwaſſern der Zuckerfabrik Krickerode entſtammt, in gewiſſen Monaten des Jahres ſein Mühlrad bedeckt. Stopfkuchen endlich iſt in Form eines Reiſetagebuches geſchrieben, das ein ſüdafrikaniſcher Viehzüchter auf der Fahrt aus der deutſchen Heimat nach der Kapſtadt verfaßt.

Gewiß ſind es nicht äußere Gründe, welche Raabe ſo oft zu der eben beſprochenen Form der Einkleidung ſeiner Geſchichten greifen ließen. Einmal reizte ihn wohl gerade ihre Schwierigkeit, ſodann aber bot ſie ihm auch auf unverfängliche Weiſe Gelegenheit, ſeine eigenen ſittlichen Ideen in möglichſt buntem Gewande zu entwickeln. Und um dieſer ſeiner Ideenwelt willen nehme ich vor allem das Recht in Anſpruch, Raabe einen echt deutſchen Dichter zu nennen. Aber einen von altem Schrot und Korn, einen Verächter des äußeren Glanzes und alles Blendwerks, einen Weltweiſen, der den innerſten Kern aller Dinge erforſcht und ihn allein ſchätzt, kurz einen Dichter, der in dem maleriſchen Rahmen ſeiner Winkelgaſſen und in der Vermummung ſeiner Sonderlinge eine Weite des Blickes und eine Tiefe der Kenntnis von Welt und Menſchen birgt, an welche unſere ſogenannten Realiſten und Jüngſtdeutſchen, die angeblich überaus weltkundigen, in Wirklichkeit nur von oberflächlichen Eindrücken lebenden Sittenſchilderer des heutigen Lebens, nicht entfernt heranreichen. Es iſt eine kräftige, männliche Stimme, die uns hier zuruft: Lerne fechten, ficht tapfer, heule nicht, wenn Du Dir Wunden holſt, und wenn Du fällſt, ſo falle als Mann! Entwickele Deinen Verſtand, aber ſtelle ihn unter die Herrſchaft Deines Gemütes, dieſes Gemüt aber bilde nicht weichlich wie Wachs, ſondern biegſam wie Stahl! Sieh Dich unermüdlich um in dem vollen Ernſt des Lebens, aber denke auch an

die letzten Dinge. Sieh auf die Gassen und sieh nach den Sternen! In der Vereinigung dieser beiden Mahnungen liegt die volle Weisheit.

Und wie Raabes sittliche Anschauung durchaus ernst ist, so bleibt seine vaterländische Gesinnung überall national. Er kennt aber auch da keine Kleinigkeitskrämerei, keine Voreingenommenheit. Das einige deutsche Land war vor 1866 und 1870 und ist nach der Gründung unseres Kaiserreiches sein Losungswort. Alles, was dem vorgearbeitet und es erhalten hat, also alles national wirklich Verehrungswürdige, wird von ihm warm anerkannt und ist sicher vor unpassendem Spotte. So steht Friedrich der Große, so stehen die Kämpfer der Befreiungskriege, so die Männer von 1866 und 1870, so Bismarck und Moltke in reinem Ruhmesglanze, wo er auf sie zu sprechen kommt. Dem größten welfischen Feldherrn aber der neueren Geschichte, dem guten Prinzen Ferdinand von Braunschweig, dem Sieger von Crefeld und Minden, setzt er in dem Odfeld ein Denkmal herzlicher Dankbarkeit.

Der Gegensatz zwischen welschem und deutschem Wesen zieht sich durch viele seiner geschichtlichen Novellen. Nicht als ob er gegen die Ausländer ungerecht wäre! Dagegen spricht z. B. schon die öfter genannte Erzählung Sankt Thomas mit dem heldenmütigen spanischen Statthalter der Insel und seiner unglücklichen Nichte Donna Camilla Drago. Aber sein Herz ist aufs wärmste beteiligt, wenn er uns die protestantischen Niederländer im Kampfe gegen den Glaubenszwang oder unsere Voreltern gegenüber der Eroberungssucht der Nachbarn vorführt. Die „Freiheit" steht ihm neben der „Einheit". Raabe schreibt also für selbständige, in sich feste Leser oder wenigstens für solche, welche nicht das Zufällige einer Zeitströmung, sondern das Dauernde der sittlichen Natur des einzelnen Menschen und der naturgesetzlichen Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft schätzen. Darum kennt er keine Rücksichten gegen höhere Kreise und Beamtenherrschaft, aber ebensowenig gegen engherige Kleinstädterei und Kirchturmspolitik, mag sie sich in Bumsdorf oder in Wanza, in Finkerode oder in Paddenau breitmachen. Die Sittenlosigkeit vornehmer Gesellschaftsschichten trifft seine kräftige Satire ebenso schonungslos wie den Aberglauben und die gleichgiltige Beschränktheit des niederen Volkes. Der Herzlosigkeit erklärt er überall, wo er ihr begegnet, den Krieg; das innere Glück, welches die Aufopferung für andere gewährt, die Pflichterfüllung nicht nur, sondern die warmherzige Arbeit für schwächere Mitmenschen, daneben die Selbstbeschränkung und Genügsamkeit, die auf dem Gleichgewicht der Seele beruhende Behaglichkeit des guten Menschen, das sind die Begriffe, für welche er die farbenreichsten Worte findet.

Darum sieht er seine Vorbilder verwirklicht in den sanften, aufopferungsfähigen, aber auch entschlossen zugreifenden jüngeren und älteren

Frauen und in den mit ihnen zuſammenſtimmenden, kräftigen, allen Dingen auf den Grund gehenden, ihren Mitmenſchen ins Herz ſchauenden, äußerlich meiſt wenig glänzenden Männern. Es iſt das ein außerordentlich reicher Bilderſaal, in dem ich Sie umherführen müßte, um Ihnen die Gemälde aller von Raabe gezeichneten Perſonen zu zeigen. Manche darunter mögen dem Ausländer ziemlich ſchwer verſtändlich erſcheinen, weil ſie wirklich nur bei uns, beſonders hier in Niederdeutſchland, öfter vorkommen. Wenige Fremdlinge, Franzoſen und Engländer, Spanier und Italiener, ſind darunter, aber er zeigt ihnen gegenüber keine nationale Voreingenommenheit, ſondern verteilt auch unter ſie Licht und Schatten in gerechter Weiſe. Genau ſo verfährt er mit ſeinen aus unſerer eigenen Mitte genommenen Geſtalten, denn wenn er auch im großen und ganzen der Dichter der kleinen Leute, des ſogenannten niederen und mittleren Bürgerſtandes iſt, wenn er auch in mehreren ſeiner größten Erzählungen[1]) die höheren Kreiſe ihnen gegenüber als angefault und ſittlich zweideutig darſtellt, ſo bewahrt ihn doch ſein Sinn für das Geſchichtliche vor grober Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit.

Der edle Ritter von Glaubigern im Schübderump und das prächtige Freifräulein von Poppen in den Leuten aus dem Walde, die ſchöne, geiſtſprühende Nikola von Einſtein in: Abu Telfan, und die reizende Irene von Everſtein in: Alte Neſter, Frau Salome, die reiche Jüdin, und Helene Wienand, die Bankierstochter[2]), ſie alle nehmen unſer Gemüt wie unſern Verſtand in gleicher Weiſe für ſie ein. Eine geradezu hervorragende Rolle legt er aber gern älteren, vom Schickſal hart geprüften, doch edel bewährten Frauen bei, ſie bilden den Halt für die leidenſchaftliche Jugend, die verlorenen Söhne, die rat- und troſtbedürftigen Verfolgten. So lenkt die Frau Rittmeiſter das ganze Städtchen Wanza mitſamt ſeinem Bürgermeiſter, ſo nimmt die Frau Claudine in Abu Telfan in aller Demut eine beherrſchende Stellung ein, ſie, bei welcher der unglückliche Gefangene aus dem Tumurkielande, ferner der geflüchtete Tierbändiger van der Mook, ihr eigener Sohn, und die ſchöne, verratene Nikola von Einſtein gleichermaßen Hilfe in allen Nöten ſuchen und finden. Das ſind herrliche dichteriſche Geſtalten, die einen Ehrenplatz in unſerem ganzen ſchönen Schrifttum einnehmen. In einer Art Ergänzung zu ihnen, als ihre jugendlichen Nacheiferinnen, ſtehen die ſanften weiblichen Weſen, die durch ihren reinen Sinn wie durch ihr vernünftiges und praktiſches Auftreten die Herzen von jung und alt erobern und feſſeln; in der Zeichnung dieſer holdeſten jungfräulichen Erſcheinungen

1) Leute aus dem Walde, Abu Telfan, Schübderump, Meiſter Autor, Unruhige Gäſte ꝛc.

2) Leute aus dem Walde.

beweist Raabe eine besonders große Mannigfaltigkeit. Eine dritte Gruppe bilden die vernünftigen älteren Frauen, die ihre Ehetyrannen an sanfter Leine führen und den Mund immer auf dem richtigen Fleck haben, so im Dräumling die Frau Schulrektor Fischarth und in Horacker die Frau Konrektor Eckerbusch. Und so könnte ich Ihnen noch eine lange Reihe eigenartiger, vorbildlicher Frauenfiguren vorführen, verheiratete und unverheiratete, ältere und jüngere, geistig freie und einfachere, beschränkte, Herrinnen und Dienstboten, Jüdinnen und Christinnen.

Doch wir müssen wohl noch einen letzten Blick auch auf die andere Hälfte der Menschheit werfen, auf die männliche, soweit Raabe sie zeichnet. Da giebt es neben einer ganzen Zahl älterer trefflicher Männer, die sich trotz des besten Charakters nicht mehr in die Welt finden können, eine weit, weit größere mit gesundem Humor und warmem Herzen, die tapfer losziehen gegen die Bübereien, welche sich auf Gottes schöner Welt breitmachen, die an sich selbst und ihre Bequemlichkeit zuletzt denken, vielmehr wacker beispringen, wenn sie ein Unrecht geschehen sehen. Auffällig häufig sind diese dem Lehrerstande entnommen, aber auch mehrere Juristen und Ärzte gesellen sich zu ihnen. Da sehen wir andere grundtüchtige Naturen, die lange verkannt, auch wohl bespöttelt, sich nichts aus dem verkehrten Urteil ihrer Erdenbrüder machen, bis ihr goldechtes Herz, ihre kindlich reine, menschenfreundliche Seele den Sieg gewinnt. Noch andere haben ihre kleinen Schwächen, ihre Achillesferse, die immer und immer wieder ihr bestes Wollen hindert, alte Gelehrte, die stets behütet werden müssen, oder brave Ehemänner, die ihren besseren Hälften gegenüber als arge Hasenfüße erscheinen. Die eigenartigste Gruppe aber der Raabeschen komischen Figuren stellt halbverbummelte, im Grunde tüchtige, herzenswarme und herzerwärmende Gestalten dar, manchmal nur gutmütig über die Thorheiten ihrer Umgebung lächelnd, meist aber als richtige Menschenkenner mit einem erlösenden Worte verfahrene Verhältnisse ordnend, hier und da auch verletzend und nach außen möglichst borstig. Neben ihnen stehen die schüchternen und irrenden, aber innerlich glücklichen Jünglinge, und auch die tollen und übermütigen, die zuerst im Leben verkracht sind und schließlich von zarter Hand herausgeführt werden aus ihren Nöten. Kurz, es hieße einen neuen Vortrag beginnen, wollte ich den Reichtum der Erzählungen Raabes nach dieser Richtung hin erschöpfen; gerade in seinen Gestalten tritt seine sieghafte humoristische Dichterkraft, außer in der Erfindung des Stoffes an sich, am deutlichsten ans Licht.

Die beiden Fragen aber: Inwiefern bethätigt Raabe seine Eigenart in der Erfindung und in der Ausführung seines epischen Stoffes und inwiefern in der Darstellung seiner Gestalten? greifen über meine heutige Aufgabe

hinaus. Ihre Beantwortung würde den rein dichterischen, nicht den enger nationalen Wert unseres Humoristen feststellen. Sie würde eher einem sogenannten litterarischen als einem Sprachvereine zufallen, und so sei zum Schlusse nur noch die recht nahe liegende Frage ins Auge gefaßt: In welchen Werken im einzelnen mir denn nun die echt deutsche Eigenart Raabes am schönsten ausgesprochen erscheine? Da nenne ich von den kleineren in erster Linie Gutmanns Reisen und Das Horn von Wanza, Horacker und Der Dräumling, Villa Schönow und Im alten Eisen, Fabian und Sebastian und Der Marsch nach Hause. Unter den größeren aber ragen die dreibändigen Romane gleichermaßen an äußerem Umfange wie an innerer Tiefe über die anderen hervor: Der Hungerpastor, Abu Telfan und Schüdderump. Füge ich zu diesen elf noch die vier mir gleichwertig erscheinenden: Unruhige Gäste, Christoph Pechlin, Deutscher Adel und Pfisters Mühle hinzu, so habe ich ein volles Viertel von den 60 Erzählungen namhaft gemacht. Ich biete Ihnen damit einen farbenreichen Strauß, dessen Duft zwar nicht berauscht, aber jeden erfrischt und beglückt, der in der inneren Tüchtigkeit, in der Menschenliebe und in der selbstvergessenen Arbeit für andere an sich, nicht in dem äußeren Lohne auf Erden das Beste sieht, was unser unvollkommenes Geschlecht hienieden leisten und erreichen kann.

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von **C. Krumbach** in Wurzen.

5. Ein Kanon der zu besprechenden Prosastücke.

> Wir wollen allmählich einen tüchtigen für das Leben zu reizvoller Erinnerung enthaltenen Schatz aufspeichern.
> Laas, Der deutsche Unterricht, S. 248.

Was von den epischen und lyrischen Gedichten eingehend besprochen und gelernt werden soll, ist in dem Kanon der zu lernenden Gedichte wohl überall festgelegt. Der Lehrer erfährt daraus bestimmt, was er selbst durchzunehmen hat, und was er aus früheren Klassen als bekannt voraussetzen darf. Zur Beruhigung für diejenigen, die noch immer in einem solchen Kanon einen Zwang und eine lästige Fessel erblicken, sei bemerkt, daß in der Praxis auf kleine Abweichungen blutwenig ankommt. Wir haben, zumal wenn einige Gedichte zur freien Wahl gestellt sind, nicht die geringsten Bedenken gegen einen Kanon, der entweder von den Herausgebern der Lesebücher oder von den Deutschlehrern einer

Schulgemeinde nach reiflichen Abwägungen zusammengestellt worden ist.[1]) Ja, wir gehen sogar noch einen Schritt weiter. Wir empfehlen auch aus der Prosalektüre für die vier unteren Klassen einen Kanon, d. h. eine Anzahl von Lesestücken, die in erster Linie bevorzugt und mehr oder weniger ausführlich besprochen werden. Der deutsche Unterricht, soll er ein wohlgegliedertes Ganze sein und einen festgeschlossenen Lehrgang aufweisen, der Zufälliges und Willkürliches ausschließt, muß in der Prosalektüre, die doch einen wesentlichen Teil davon ausmacht, ebenfalls ganz bestimmten Grundsätzen folgen. Je mehr Prosastoffe das Lesebuch bietet, um so mehr muß darnach gestrebt werden, einheitliche Gesichtspunkte aufzustellen, um dem Lehrer die Auswahl zu erleichtern und ein gemeinsames Bildungsgut zu schaffen. Denn gewisse Gestalten, wie Hans Lustig von Reinick, der Seiler von Fürfeld von Berth. Auerbach, Immermanns Dorfschulze u. a. müssen dem ganzen deutschen Volke vor Augen stehen.

Wir wollen uns jedoch jetzt nicht in längere Erörterungen über die pädagogische Bedeutsamkeit eines prosaischen Kanons einlassen, vielmehr neben einigen kurzen Anmerkungen nur das bieten, was etwa als das Ergebnis theoretischer Betrachtungen anzusehen wäre. Nur darauf mag nachdrücklich hingewiesen werden, daß die Schülerbibliothek nach dem prosaischen Kanon zu ergänzen ist, ein Umstand, der in der Praxis für die Privatlektüre der Schüler von höchster Wichtigkeit wird.

Zu Grunde gelegt ist das Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von den Lehrern der deutschen Sprache an dem K. Realgymnasium zu Döbeln. Daß man bei einem andern Lesebuche in einigen Stücken zu andern Ergebnissen gelangen wird, thut nichts zur Sache. Es handelt sich zunächst vornehmlich darum, für die Grundgedanken Freunde zu gewinnen. Vorgeschlagen werden:

1. Von den Sagen, Märchen und Schwänken

für Sexta: Der Arme und der Reiche von Gebr. Grimm.
Hans im Glück von Gebr. Grimm.

---

1) Über den poetischen Memorierstoff bringen Beachtenswertes folgende Programme: Realschule Bremen 1880, Gymnasium Tremessen 1880, Gymn. Barmen 1884, Realgymn. Ülzen 1885, Realprogymn. Einbeck 1885, Gymn. Lingen 1886, Gymn. Danzig 1890; ferner folgende Sammlungen: Gerberding, Berlin bei Weidmann, Holbermann, Leipzig bei Freytag, Wirth, Leipzig bei Teubner, Boettcher, ebenda, Salzmann, Stuttgart bei Glaser u. Sulz; ferner von Lehrerkollegien veranstaltete Sammlungen: Gymn. Bielefeld bei A. Helmich, Gymn. Dortmund bei H. Meyer, Gymn. Recklinghausen bei Alby, Gymn. Elberfeld bei Martini u. Grütefien, Gymn. Neuwied bei Heuser; auch Frick, Lehrpr. u. Lehrg., Heft 24 u. a. Gegen den Kanon spricht sich z. B. aus: Richter, Der deutsche Unterricht, Leipzig 1876, „..... da er doch die persönliche Freiheit des Lehrers wie des Schülers beschränkt".

Die Wichtelmänner[1]) von Gebr. Grimm.
Der Herr des Riesengebirges nach Musäus.
Rübezahl als Schuldherr von Lehnert.[2])
Die Geschichten von den Wasungern und Die sieben Schwaben von Bäßler, Bechstein und Birlinger.
Die Kyffhäusersagen von Büsching.[3])

für Quinta: Wie Braun der Bär bethört wird von K. Seifart.[4])
Wie Lampe und Bellin betrogen werden von K. Seifart.[4])
Der Rattenfänger von Hameln von Ferd. Bäßler.[5])
Geschichten von den Schildbürgern von Gust. Schwab.
Geschichten von Till Eulenspiegel.
Geschichten von Münchhausen.

für Quarta: Die Nibelungensage von Vilmar.[6])

für Untertertia: Die Gudrunsage von Heinr. Keck.[6])

---

1) Die Heinzelmännchen von Fr. Hoffmann (VI, A 15) sind später dem gleichnamigen Gedichte von Aug. Kopisch (V, B 25) gegenüberzustellen.

2) Die Rübezahlsagen sind zu ergänzen nach der Ausgabe von K. A. Müller (bei Abel in Leipzig), z. B. wohl die empfehlenswerteste von allen. Vergl. auch Freiligraths wunderschönes Gedicht: „Aus dem schlesischen Gebirge", dessen guter Vortrag den Schülern wohl mancherlei Schwierigkeiten bereitet, aber auch ein Prüfstein für die Leistungen einer ganzen Klasse ist.

3) Hierzu gehören: Barbarossa von Rückert (VI, 31), Kaiser Rotbarts Testament von Költsch (VI, 45), Barbarossa von Quandt (V, 104) und die Grimmschen Sagen: Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser (I, 23), Der Hirt auf dem Kyffhäuser (I, 297) u. a. Für die Schülerbibliothek: Heinrich Pröhle, Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen ꝛc., Berlin 1870 bei Möser.

4) Demnach gehört Reineke Fuchs je nach der Stärke der Klasse in 2—3 Ausgaben in die Bibliothek der Quinta. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Klasse die ganze Sage mit großer Liebe aufnimmt. Als die besten Ausgaben sind zu empfehlen Reineke Fuchs von F. Schmidt; desgl. von Soltau, Berlin bei Hofmann u. Co.; auch von der Goethischen Dichtung sind viele Ausgaben mit Bildern für Haus und Schule bestimmt.

5) Hier ist hinzuweisen auf die gleichnamige Erzählung von Franz Hoffmann, die nach und nach von allen Schülern gelesen werden muß. Vergl. auch die gleichnamige Sage der Gebr. Grimm, I, 245 und 246, und den Rattenfänger von H. Kletke in dem Bande IV, 47. — Für die Bibliothek: Adolf Böttger, Till Eulenspiegel, Leipzig bei Fleischer; Gottfr. Aug. Bürger, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer; Carl Lebr. Jannermann, Münchhausen, Berlin bei Ehle.

6) Diese beiden Sagen sind in vorzüglicher Weise schulgemäß behandelt in Lyon, Die Lektüre ꝛc., S. 304—346 und S. 396—411. Bei dieser Gelegenheit mögen als Festgeschenke für Schule und Familie empfohlen werden: Emil Engelmann, Heldenlieder für das deutsche Haus, Neue Ausg., Paul Neff in Stuttgart, 1893, die großen Ausg. je 6—8 M, die kleinen 3 M.

So werden die Schüler aufs beste und sicherste in die deutsche Sagenwelt eingeführt. Es ist gewiß nicht unwichtig, daß der Deutschlehrer der IIIb nun z. B. weiß, daß die Schüler der IV mit den Grundzügen der Nibelungensage bekannt gemacht worden sind, und daß er also daran anknüpfen kann, wenn er zur Gudrunsage kommt. Auf diese Weise nur ist ein vernünftiger Auf- und Ausbau möglich. Antike Sagen sind absichtlich außer acht gelassen worden, weil das nationale Moment im deutschen Unterrichte vorwiegen muß, besonders in den unteren Klassen. Auf den Gymnasien finden ja ohnehin die Altertumssagen genügende Berücksichtigung in der Geschichte und lateinischen und griechischen Lektüre, während die Realschulen darauf bedacht sein mögen, ihre Schülerbibliotheken um so reicher mit altklassischen Sagensammlungen auszustatten. Hopf und Paulsiek haben im Lesebuche für VI weder griechische noch römische Sagen, ebenso nicht in dem für IIIb, wo dafür den nordischen und germanischen Sagen ein breiter Raum vergönnt worden ist.

2. Von den Darstellungen aus der Geschichte

für Sexta: Der hartgeschmiedete Landgraf von Gebr. Grimm.[1])
Oberstleutnant Lingg z. H. von P. Hebel.
Fürst Bismarcks erstes Ehrenzeichen von G. Hesekiel.
Der deutsche Kronprinz Friedrich als Arzt von Petsch.

für Quinta: Armin, der Befreier Deutschlands von Th. Dielitz.
Die Zerstörung Magdeburgs von L. Stacke.
Die Schlacht von Sedan von Ferd. Schmidt.

für Quarta: Soldatenleben im 30jährigen Kriege von Gust. Freytag.[2])
Friedrich II. und Gellert von Fr. Förster.
Preußens Erhebung 1813 von Heinr. Beitzke.

für Untertertia: Lebensart und Sitten der alten Deutschen von Fr. Kohlrausch.
Die deutschen Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges von G. Freytag.

---

1) Grimm führt seinen Landgraf unter den Sagen auf. Hier dient die ganze Erzählung zur Charakteristik einer geschichtlichen Person.

2) Die Schüler sind auf folgende Vorzüge des Freytagschen Stils hinzuführen: a) einfacher Bau der einzelnen Sätze, b) einfache Anreihung derselben ohne auffällige Verwendung von Konjunktionen, c) schön gewählte Bilder, d) Wahl edler, bestimmter, klarer Ausdrücke, e) sparsame Anwendung von gleichartigen Satzgliedern. — Äußerlich ist an der geringen Zahl von Ausrufe- und Fragezeichen ebenfalls zu erkennen, daß Freytags Stil ruhig dahinfließt. Daß die altertümlichen und mundartlichen Ausdrücke häufig Veranlassung zu kulturgeschichtlichen, etymologischen und grammatischen Betrachtungen geben, erhöht den Reiz und den Wert der Lektüre.

Die Krönung Josefs II. von Goethe.
Theodor Körners Tod von Bernh. Rogge.[1])

Lieber würden wir diese, wie auch die naturgeschichtlichen und geographischen Stücke eng an einen bestimmten Lehrplan angeschlossen sehen, um auch die Fachlehrer fürs Lesebuch zu interessieren, wie schon Hiecke verlangte.[2]) Doch nehmen leider zur Zeit noch nicht alle Lesebücher Rücksicht auf diesen hochwichtigen Umstand. Weiteres hierüber im zweiten Teile meiner Lesebuchschrift.

3. Von den Erzählungen

für Sexta: Der geheilte Patient von P. Hebel.
Hans Lustig von R. Reinick.
Die alte Mühle von Karl Stöber.
für Quinta: Kannitverstan von P. Hebel.
Die Amtmännin von Karl Stöber.
für Quarta: Luthers Tischreden von Karl Stöber.
Der fliegende Holländer von Reinh. Werner.[3])
für Untertertia: Der Seiler von Fürfeld von Berth. Auerbach.
Das Waldhaus von P. K. Rosegger.

Karl Stöber dreimal! Nicht darauf kommt es bei der Auswahl an, daß alle oder recht viele Schriftsteller vertreten sind, sondern daß passende Stoffe geboten werden. Karl Stöber aber kann der deutschen Jugend nicht dringend genug empfohlen werden. Seine Schilderungen beruhen wie bei Rosegger und Auerbach auf eigenen Beobachtungen der Natur und wahrer Liebe zu den Menschen. Besonders ist er beliebt durch seine „Erzählungen" (Volksausgabe in 12 Bändchen), die als echte Volksschriften geschätzt sind.

4. Von den Naturgeschichtsstoffen

für Sexta: Wie der Wald erwacht von Fr. v. Tschudi.
Die Eiche von H. Wagner.
für Quinta: Deutsche Sänger von K. Ruß.
Die Linde nach H. Jäger.
für Quarta: Der Schmetterling von Jul. Stinde.
Die Birke von R. Schulz.

---

1) Nach der Lehr- und Prüfungsordnung für die Sächsischen Gymnasien vom 28. Januar 1893 soll Körner in IIIb besonders berücksichtigt werden.

2) Hiecke, Der deutsche Unterricht, Leipzig bei Werner 1889, II, 22—27: Stellung der anderweitigen Lektionen zu dem Unterricht im Deutschen.

3) Vergl. dessen Seebilder und dessen Buch von der deutschen Flotte, beide der Jugend als fesselnde und lehrreiche Lektüre zu empfehlen.

für Untertertia: Die Gräser von K. Müller.
Das arabische Pferd von Alfred Brehms.

Auch auf andere hier nicht genannte Meister naturwissenschaftlicher Schilderungen kann hingewiesen und gelegentlich etwas daraus vorgetragen werden, z. B. auf Jul. Stinde, Th. Mügge, H. Stahl, H. Burmeister, A. W. Grube, Georg Hartwig, H. O. Lentz, Th. Dielitz u. a.

5. Von den geographischen Stoffen

für Sexta: Erzgebirge und sächsische Schweiz (Nr. 84—87).[1])
für Quinta: Thüringen (Wartburg, Nr. 76).[2])
Spreewald von H. Ad. Daniel.[3])
Riesengebirge nach K. Burmann (vergl. Nr. 1, Sexta, Rübezahlsagen).
für Quarta: Harz (Der Brocken, Nr. 46; „Deutsches Land und Volk").[4])
Fichtelgebirge nach J. G. Kutzner.
für Untertertia: Der Rhein (von Mainz bis Köln, Nr. 43, nach Mehlis).[5])

So sind im ganzen für die Sexta 20, für die Quinta 16, für die Quarta 10 und für die Untertertia ebenfalls 10 Stücke vorgeschlagen worden. Eine Vermehrung dürfte kaum zu empfehlen sein. Was aber für die oberen Klassen längst durchgeführt ist, ist für die unteren und mittleren mindestens der ernsten Erwägung wert. Die Vorteile liegen auf der Hand: Jede Klasse wird durch ihre Stücke besonders gekennzeichnet; der Lehrer kennt seine Aufgabe, die nach mehr als einer Hinsicht eine bestimmte Abgrenzung erfährt; fleißige Schüler werden sich gedrungen fühlen, den prosaischen Kanon besonders zu studieren und darin eine Quelle reicher Belehrungen finden.

Zum Schluß noch ein kleines Exempel. Die Prosalektüre von 244 Seiten im Döbelner Lesebuche für IIIb würde etwa in 24 Lehrstunden, jede rund zu 40 Minuten gerechnet, bewältigt werden können.

1) Zu ergänzen nach Engelhardt-Flathe.

2) In Verbindung mit den thüringischen Sagen des Lesebuches u. a.

3) Für die Schülerbibliothek verdient die (unglücklicher Verhältnisse des Verfassers halber) viel zu wenig bekannte Schrift: Engelhardt Kühn, Der Spreewald und seine Bewohner, Cottbus 1889, aufs wärmste empfohlen zu werden.

4) Zur Ergänzung können dienen: Brockenreise von H. Heine, soweit sie für die Schule paßt; Roßtrappe, Bergmönch im Harz von Gebr. Grimm; Heinr. Pröhle, Harzsagen, zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner, Leipzig bei Mendelssohn.

5) Zu ergänzen nach Mendelssohns „Rheinstrom" und Gudes vortrefflichen, auch wesentlich einfacheren Schilderungen.

Wir rechnen dabei 4 Minuten auf die Seite. Das ist bei wöchentlich 2 Stunden der 3. Teil der deutschen Stunden überhaupt, denn trotz der 40 Schulwochen kommt man doch wegen des unvermeidlichen Ausfalls mehrerer Stunden nicht auf 80, sondern höchstens auf einige 70. Den 3. Teil der gesamten Stunden auf die Prosalektüre zu verwenden, entspräche wohl der hohen Wichtigkeit dieses Gegenstandes;[1]) aber da es in der Praxis ohne Erklärungen und Wiederholungen bekanntlich nicht abgeht, so kann nicht alles gelesen werden, und es muß ein genau vorher bezeichnetes Pensum, das ist der Kanon, die Grundlage der gesamten Prosalektüre bieten, der dann jedem Jahrgange einige ganz bestimmt hervortretende Merkmale verleiht. Vieles von dem, was übrig bleibt, ist der Privatlektüre zu überweisen und in vorher zu bezeichnenden Stunden, jedes Halbjahr 2 bis 3mal, nachzuprüfen. Es empfiehlt sich deshalb, der Einführung ins Lesebuch gleich zu Anfang des Schuljahres einige Stunden zu widmen, was wohl noch nicht so allgemein geschieht, um die Schüler mit der Einteilung und Anordnung der Lesebuchstoffe bekannt zu machen, denn sie sollen sich in ihrem Lesebuche eben so zurechtfinden lernen (heimisch fühlen), wie in der lateinischen Grammatik. Wir wiederholen: Wenn dabei auf die stete Verbindung der Klassenlektüre mit der aus der Schülerbibliothek geachtet wird, um beide zu fördern und zu vertiefen, so wird sich daraus ein nicht unbeträchtlicher geistiger Gewinn für die Schüler ergeben. Lehrerkollegien, die einen prosaischen Kanon auswählen, werden von selbst auf diese gegenseitigen Beziehungen hingeführt.

Sprechzimmer.

1.

Zu dem Scherzgespräch VII, 272 flg. und VIII, 408 flg., und zu dem Scherzspruch II, 294 flg.

Die Fassung des Scherzdialoges im Lahrer „Hinkenden Boten", welche VII, 273 erwähnt ist, steht nach einer gütigen Mitteilung von Fräulein E. Bartusch, Lehrerin in Forst (Rgbez. Frankfurt), im Jahrgang 1869 des genannten Kalenders.

Herr Schulrat G. Stier in Dessau hatte die Freundlichkeit, mir folgende niederdeutsche Fassung mitzuteilen, die sein Vater als Knabe in Pommern gehört hat:

1) Schrader, Erziehung und Unterricht, 3. Aufl., S. 45: Der Mittelpunkt des deutschen Unterrichts ist der Lesestoff.

Hans, steh up, de Morgen grût!
„Lât'n grûn!"
Hans, steh up, de Vägel singen!
„Lât se singen, se han klêne Köpp, können bäl utschlapen."
Hans, steh up, de Supp is färig!
„Ua, wo is min ghrôter Läpel?"

Die folgende Variante ist von einem Schüler in Stolp aufgezeichnet. Ich verdanke sie der gütigen Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Heintze.

Johann, stoh up, de Vögel de pipen.
„Lot se pipen, lot se popen,
Johann will noch en beten schlopen".[1])

In Frischbiers Preußischen Volksreimen, Berlin 1867, steht das Gespräch in nachstehender Fassung aus Dönhoffstädt (Nr. 915):

Hans, stah op, de Himmelke grut!
„Lat em man grue, hei öss ohlt genog."
Hans, stah op, de Vägelkes singe!
„Lat es man singe, se hebbe ok man kleene Käppkes, se hebbe bol utgeschlape."
Hans, stah op, de Sopp öss gar!
„Öss ok min grot Läpel da?"
(oder: „Wo öss min Läpel vom halwe Schäpel?")

Vergl. auch die zwei ähnlichen Gespräche a. a. O. Nr. 914 und 923.

Beziehung zu unserem Scherzspruch hat auch das folgende Liedchen aus der Sammlung österreichischer Volkslieder von Ziska und Schottky, Pesth 1819, S. 140:

Der Morgen.

Diärndl, schteh af, leg's Kiderl áñ,
D' Fuärlaid san draust, se fuädan schoñ.

I schteh nid af, Buä, 's is no Zaid,
Hån krumbi Resserln, foahrn nid waid.

I schteh nid af, bis's ächti schlågt,
Bis mi maiñ Vådr aus'n Bet aussa jågt.

Zu dem Motiv von den Fuhrleuten vergl. Ztschr. VII, 272 (Wageli) und VIII, 409.

Zur Ergänzung der von mir Ztschr. VIII, 408 flg. gebrachten Belege für das Vorkommen des Scherzes in älteren Weihnachtsspielen verweise ich hier noch auf ein Hirtengespräch in A. Schlossars Deutschen Volksliedern aus Steiermark, Innsbruck 1881, S. 44. Hier findet sich der Anfang des Scherzdialoges.

Hans: Riapl, auf, auf, die Vögel singa auf grüner Haid!
Riepl: Lass sö nur singa, haben kloane Kröpferl, singen bald aus.

1) Vergl. damit die beiden von R. Ed. Haase Ztschr. VIII, 595 mitgeteilten Varianten aus der Provinz Brandenburg.

Der Scherzſpruch ſcheint auch in Frankreich weiter verbreitet zu ſein. Zeitſchrift VII, 273 habe ich bereits eine Faſſung aus der Bretagne nachgewieſen. In der Revue des langues romanes IV, 460 ſind zwei mit unſerem Geſpräche verwandte „Fabliaux“ mitgeteilt, von denen das erſte „Lou Pastre pigre“ betitelt iſt. Sie lauten in der dem romaniſchen Text beigefügten franzöſiſchen Überſetzung:

1.

Petit Pierre, lève-toi que le coq chante!
— Oh! je ne me fie pas à cette bête.
— Petit Pierre, lève-toi que l'angélus tinte!
— Oh! je ne me fie pas à ce bruit de fer.
— Petit Pierre, lève-toi que le soleil resplendit partout!
— Oui, bien, je me lève, car celui-là ne m'a jamais trompé.

2.

Petit Guillaume, lève-toi!
— Pourquoi faire?
— Pour aller labourer.
— Je ne veux pas, je suis malade.
— Petit Guillaume, lève-toi!
— Pourquoi faire?
— Pour déjeuner.
— Attends un peu; je me lève.

Zu dem von Herrn Profeſſor R. Hildebrand Ztſchr. II, 294 flg. mitgeteilten Scherzſpruch möchte ich noch erwähnen, daß ſich derſelbe auch in J. Agricolas Sammlung „Fünfhundert Gemainer Newer Teütſcher Sprüchwörter“, Eisleben 1548, faſt völlig übereinſtimmend mit der Faſſung bei Luther findet. Agricola bemerkt dort zu dem Sprichwort „Ich frage nach Epffeln, vnd du antwortest mir von Birn“:

„Also sagt man, Wann sich frag vnd antwort nicht mit ainander vergleichen, wie dann die Dialectici diß haissen, Propositiones plures, wann man vil von ainem ding redet, vnd reymet sich doch kains zur sachen, Wie man sagt, Das ainer auff aim baum steht, vnd der ander der fürüber geht, fragt den auff dem baum.

Wa geht der weg hinauss?
Der antwort. Ich nehme junge Specht auß.
Wie vil seind es meyle?
Sy haben schnebel wie die pfeyle.
Ich maine du seyest toll.
Daß nest ist alle voll.“

Ähnliche Scherzdialoge waren ſchon im Mittelalter ſehr beliebt (vergl. Zeitſchrift für deutſches Altertum, Bd. 8, S. 508 flg.) und ſind es heute noch.[1]) Ein ſolches Geſpräch bildet auch den Inhalt des

1) Vergl. Friſchbier, Preußiſche Volksreime, S. 263 flg., Baslerиſche Kinder- und Volksreime, S. 42 flg., Rochholz, Alemanniſches Kinderlied, S. 44 flg.

Schwankes „Der vngehört Pawer“ von Hans Sachs (Folioausgabe I, 497). Goedeke (Grundriß II, 432) nimmt an, daß dem Dichter der Dialog bei Agricola vorschwebte. Da jedoch zwischen diesem Gespräche und dem bei Hans Sachs keine innere Ähnlichkeit besteht, so ist kein rechter Grund zu dieser Annahme vorhanden. Im Gegenteil läßt die Anführung des Ortes bei Hans Sachs (Hört am Rein ein Pawer saß — Alt vngehöret was — Der thet gen Bingen lauffen etc.) auf eine andere Quelle schließen, welcher sich der Dichter vermutlich enge anschloß.

München. **Anton Englert.**

2.

sich zauen (VII, 628).

Dasselbe Wort, genau mit der von Koch angegebenen Bedeutung, findet sich auch hier im Bergischen; es heißt hier niederdeutsch „sich tauen“. Besonders häufig ist der Imperativ „Tau dich jet“[1]). Es kommt aber auch „tauen“ allein vor in intransitiver Bedeutung in dem Sprichwort:

Fangt de Ovend an to jrauen,
Fangn de Fulen an to tauen.

Beide Ausdrucksweisen finden sich schon in der älteren Sprache und zwar sowohl im Hochdeutschen als auch im Niederdeutschen. zouwen (zawên) bedeutet nach Ausweis des Wörterbuches 1. intrans. a) von statten gehn, gelingen (dasselbe bedeutet gezouwen), b) eilig ziehen, marschieren; eilig sein, eilen, sich beeilen, 2. refl. sich beeilen. Ein anderes zouwen (zawjan) bedeutet 1. abs. thun, verfahren, 2. trans. machen, fertig machen, bereiten, 3. refl. sich bereit machen, aufmachen, beeilen. Ebenso bedeutet das mnd. touwen 1. intr. gelingen, eilen, 2. trans. a) bereiten (Leder, Pelzwerk, Tuch), b) rüsten, mit Gerät versehen, 3. refl. sich beeilen. Zu diesen Verben gehören die Adjektiva (Adverbien) zouwic, touwich bei der Hand, eilig (expeditus), zouwelîche, gezouwelîch, touwelich schnell, eilig (mit gutem Gelingen); ferner gehören hierher die Substantiva zouwe (fem.) Eile, gizawa (fem.) Gelingen, zouwe (neutr.) gezouwe, touwe (neutr.) jegliches Gerät oder Werkzeug, Rüstung (d. i. Kriegsgerät), Gefährt, Wagen (dies heißt mnd. auch vartouwe), Webstuhl, Schiffsgerät, besonders Seil (das in der Schifferſprache noch bis auf den heutigen Tag bekanntlich noch Tau heißt). zouwer, gezouwer Tuchweber, touwer Gerber. Dies letzte Wort kommt noch heute in Holstein vor; Tauer heißen dort nämlich — wenn ich recht berichtet bin — diejenigen, welche das Oberleder, wenn es gar ist, schwarz machen und schmieren.

1) Die Rheinländer schreiben das Wort jet (etwas) gewöhnlich „get“ (gett, gätt) gemäß ihrer Aussprache des g = j.

Was nun die Etymologie betrifft, so muß nach den einfachsten Gesetzen der Lautverschiebung eine indogermanische Wurzel mit anlautendem d vorliegen, es kann also weder mit τείνειν tendere noch mit ταχύς zusammenhängen, da ersterem ein deutsches (hoch- wie niederdeutsches) Wort mit anlautendem d, letzterem (wenn nämlich ταχύς nach dem bekannten Gesetz über die Aspiration für θαχυς steht) ein niederdeutsches Wort mit anlautendem d, ein hochdeutsches mit anlautendem t entsprechen müßte. touwen, zouwen ist offenbar dasselbe Wort wie got. taujan.

Solingen. **J. Bernhardt.**

3.

Mittelhochdeutsches iu.

In meiner kleinen mhd. Grammatik habe ich für das mhd. iu zweierlei Bedeutung angegeben. Auch Paul hat in der neuesten (4.) Auflage seiner vortrefflichen Grammatik doppelte Geltung als wahrscheinlich bezeichnet. Wilmanns spricht sich in seiner Lautlehre über die Frage ob ein- oder zweierlei Geltung nicht aus[1]). Neuerdings giebt R. Bechstein in Heft 9 dieser Zeitschrift (S. 568) als alleinige Geltung wieder iü an. Seine Darlegungen vom Jahre 1858 haben seiner Zeit mit Recht Anklang gefunden, vor allem nach ihrer negativen Seite. Wir dürfen weder (überall) iu, noch (überall) ü lesen; wie die Schreibung iv, die um 1300 in Oberdeutschland nicht selten ist, zeigt, ist wirklich eine Zeit lang da und dort iü gesprochen worden; auch hinter der Form iu kann vielfach die Aussprache iü stecken, muß doch auch eu und äu eigentlich eü und äü gesprochen worden sein und ist die regelmäßige Bezeichnung des Umlautes von u überhaupt nur in sehr wenigen Handschriften zu finden. Wie weit und wie lange aber iü gesprochen wurde, wissen wir nicht. Es ist kein sonderlich bequemer Diphthong, weil die beiden Enden einander so nahe liegen. So ist schon theoretisch zu schließen, daß er bald sich geändert habe; die nächste Änderung war die durch Assimilation in ü. Sie hat sich nach Bechstein bei den Schweizern und Schwaben vollzogen. Das dürfte nicht ganz richtig sein. Die Schwaben haben fast allgemein durch Umsetzung aus iü erst üi und durch Vergrößerung des Artikulationsunterschiedes (gewissermaßen durch einen längeren Anlauf der Zunge) ui daraus gemacht. Ebenso auch der größere Teil der Baiern, die heute er luigt oder loigt sagen (liugt ist nur einem kleinen Flecke am unteren Inn eigen). Ein anderer Teil — und seine Aussprache galt, wie es scheint, für die feinere, bessere — hat den Diphthong

1) d. h. darüber nicht, ob es innerhalb der gleichen Mundart zweierlei iu gegeben habe.

iü entweder unmittelbar in əü — wie Bechstein will — oder zuerst in üü gewandelt, wie die Alemannen und Ostfranken, und dieses üü geradeso wie î und û behandelt, d. h. daraus əü, geschr. eu, gemacht; das ist bald die herrschende Schreibung bis ins 15. Jahrhundert, von da ab treten öfter wieder ui und oi aus der ländlichen Umgangssprache daneben. In der Schweiz sind die neuen üü auch behandelt worden wie î und û, d. h. der Regel nach einfache Längen geblieben[1]). Man hat also für das 12.—13. Jahrhundert die Wahl zwischen iü, üi, üü und vielleicht schon ui (was im 13. Jahrhundert schon oft vorkommt, aber auch üi sein kann). Das alles gilt jedoch nur für das „organische" iu (wie Bechstein das alte, schon ahd. vorhandene bezeichnet).

Das nicht „organische" iu ist eben in der That gar kein iu. Glauben wir, daß ôe aus ô, âe aus â einfache Längen waren (und in der eleganteren Aussprache waren sie es doch höchst wahrscheinlich), dann werden wir auch den Umlaut von û als einfache Länge betrachten dürfen, solange das Gegenteil nicht erwiesen ist. Daß er sich aber vom „organischen" iu in Baiern und Schwaben unterschied, ist in den letzten Jahren zur allgemeinen Überzeugung geworden. Beweis dafür sind die heutigen Mundarten (haiser, heiser gegenüber zuig, zoig), die ältere Form der Diphthonge in Baiern (hüuser : zeug), und, worauf man noch viel zu wenig geachtet, die Schreibungen der besten Zeit. Lange nicht überall, wo die Ausgaben iu bieten, haben es auch die Handschriften. Auch sehr wichtige Handschriften sind ihrer Orthographie nach für gute Kenner des Mittelhochdeutschen eine terra incognita; ich werde darüber an anderem Orte einen merkwürdigen Beleg geben. Viele sorgsame Schreiber des 13. Jahrhunderts scheiden nämlich in Baiern wie in Schwaben zwischen iu (i) und ů (oder u) sehr genau. Es bestand der Unterschied also auch in litterarischen Kreisen, obwohl die Reime der Dichter ihn öfter verleugnen. Ich habe nicht bloß auf Grund der heutigen Mundarten die Scheidung in meiner mhd. Grammatik und in der neuen Auflage des Englmannschen Lesebuchs durchgeführt, sondern in engerem Anschluß an die Überlieferung als selbst Lachmann und Grimm. Ich glaube auch hier empfehlen zu dürfen, das alte iu so, das „unorganische" aber mit den besten Handschriften ů zu schreiben[2]). Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle daran erinnert, daß auch iu einen Umlaut erleidet, nämlich den in ů, lůte ahd. liuti hat allenthalben denselben

1) So scheint auch v. Bahder, Literbl. 1894, S. 219 die Verhältnisse aufzufassen.

2) iu möchte ich als Diphthong gelesen wissen; ich rate meinen Zuhörern, auf die Gefahr hin einen kleinen Anachronismus zu begehen, üi oder ui zu lesen, da die Aussprache iu leicht zweisilbig gerät ziuc = zi-uc.

Vokal wie hûser ahd. hûsir. Der Umlaut von iu war natürlich zunächst iü, dann erst û: ein Beweis mehr für Bechsteins Ansicht über die Aussprache der organischen iu. Ausführlicheres hierüber werden meine Erläuterungen zu meiner mhd. Grammatik bringen. Vor allem sollen sie erörtern, warum im Bairischen iü aus iu mit dem umgelauteten iü nicht zusammengefallen ist (zeug : læut).

Würzburg. **Oscar Brenner.**

4.

Da wären wir endlich (Ztschr. 8, 691 flg.).

Daß der Konjunktiv mehr als der Indikativ sei, scheint mir doch nicht einleuchtend. Wenigstens mutet er mich nicht gerade kräftiger an. Allerdings darf man nicht dem „Da wären wir endlich!" gegenüberstellen „Da sind wir endlich", sondern „Da waren wir endlich!" Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung rufen wir: „So, das war gemacht!" Das hat nach meinem Gefühle mehr abschließende Kraft, als „Das wäre gemacht"; in diesem dünkt mich, liegt so etwas wie rückschauende Betrachtung, die Freude scheint sich nicht rein und unvermischt auszusprechen, vielmehr mit der Erwägung gepaart zu sein: Es hat aber auch Zeit und Kraft genug gekostet. Einen solchen Gedanken wird man in den Indikativ nicht legen können, der bezeichnet die Thatsache an sich. In die Vorvergangenheit aber legen wir den Abschluß dessen, was soeben erst vollendet wurde, weil es da noch deutlicher als hinter uns liegend bezeichnet ist. Dies Gefühl des Abschlusses beseelt wohl auch den Essenkehrerjungen, der mit dem Anspruche eines Trinkgeldes zur Thür herein meldet: „Wir waren fertig mit Kehren!"

Dresden. **Carl Müller.**

5.

Kinderreime aus Meklenburg.

1. Ringel, Ringel, Rosen,
Schöne Aprikosen,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich.

(Die Kinder tanzen im Kreise herum, und lassen sich bei den letzten Worten fallen.)

2. (Beim Tragen der Handlaterne aus buntem Papier.)
Im Keller ist es duster,
Da wohnt ein armer Schuster.
Er hat kein Licht, er braucht kein Licht,
Da scheint die liebe Sonne nicht.

3. (Wenn der Vater seinen ein- bis zweijährigen Sohn auf dem Knie reiten läßt.)
Zuck, zuck, zuck, zuck Habermann.
Treck minen N. (—ing) bei Stäwel an.

Treck sei ût, treck sei an,
Ritt hei as'n Eddelmann.
Ritt hei nich so stur,
Denn ridd hei as'n Bur.
Bur, Bur, Bur, Bur, Bur.

(Wenn der Vater Sohn und Tochter auf seinen Knien reiten läßt.)
Hott, hott, hott, hott, Häling,
Hansing up dat Fäling,
Greting up dei bunte Kauh,
So riden sei nah dei Mähl hentau.
Sei geiten den'n Weiten woll up den'n Rump,
Dunn säd dei Mähl rapumpel rapump.
Rapumpel, rapumpel, rapumpel, rapump.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Einhundert und fünfzig ausgewählte deutsche Gedichte, schulgemäß und eingehend erläutert ꝛc. von **Ernst Eckardt**, Königl. Sächs. Schulrat und Bezirksschulinspektor. Wurzen und Leipzig. Verlag von C. Kiesler 1890. Lieferung 1.

Das Buch, soweit es uns vorliegt (Lieferung 1), darf sich neben andern sehen lassen, nicht zum mindesten seiner Anlage halber. Die besprochenen Gedichte sind litterarhistorisch geordnet und reichen in der ersten Lieferung von denen **Luthers** bis zum Sommerlied von **P. Gerhardt**.

Dem abgedruckten **Text** folgen **Erklärungen**, die den Gedanken des Dichters nachgehen, eine **Überschrift** über das Gedicht, die Angabe des **Grundgedankens**, des **Gedankenganges** in seiner eigentümlichen Entwickelung, Bemerkungen über die **Form** (Versmaß, Dichtgattung, Regeln der Poetik, wie sie gerade im vorliegenden Stück zur Anwendung kommen), Winke über den **Vortrag**, über einen **Aufsatz**, zu dem das Stück auffordert, endlich **Geschichtliches** darüber, während Angaben über das **Leben** des Dichters, über wichtige Ereignisse daraus, über das Eigene seines Schaffens, über einzelne wichtige Leistungen die ganze Besprechung eröffnen.

Den **Erklärungen** folgt man mit Teilnahme; nur lassen sie den Leser wohl einmal im Stich. So sucht er sich vergebens über das erste Wort in „Schalt diß Wagschiflein nach begehren" S. 36 aus Joh. Fischarts glückhaftem Schiff zu unterrichten. Schalten = fortschieben, besonders ein Wasserfahrzeug mit der Stange; schalte mhd. = Stange zum Fortstoßen des Schiffs, scaltscif ahd. = Fahrzeug, das mit der Stange fortgestoßen wird, ein Fahrzeug zum Flußübersetzen; vergl. **Schaltjahr**, ein Jahr, in das ein Tag **eingeschoben** ist; **Schalter** = **Schiebethür**.

Manche Erklärungen, auch treffliche, werden freilich in einer künftigen Auflage fallen, da sie sich auf falsche Texte stützen. So muß es statt „hochgelobte" S. 58 hochbegabte Nachtigall heißen (P. Gerhardts Sommerlied Str. 3). Zu verwerfen ist auch: „Schau an der schönen Garten-Zier" (S. 58). Es muß heißen Gärten Zier. Garten-Zier hat nur Ebeling in seiner Gesamtausgabe der Lieder P. Gerhardts, Berlin 1667. S. 108. Aber schon in der nächsten Ausgabe 1669 setzt er Garten Zier ohne Bindestriche. Wir können aber getrost Gärten Zier setzen wie alle Runge-Crügerischen Ausgaben der Praxis pietatis melica, mit Ausnahme der vom Jahre 1666, da deren Lesart Garten Zier gegen die Form Gärten Zier in den Ausgaben 1656, 1661, 1664, 1672 nicht ins Gewicht fällt.

Plauen i. V. **H. Schuller.**

Maria Stuart. Von Professor Dr. Storm in Christiania. Übersetzt von Dr. Wittmann. München, Mehrlich. 1894. Mit Illustrationen.

Die Untersuchungen über Maria Stuart finden durch dieses Werk ihren vorläufigen Abschluß. Das Ergebnis ist: völlige Unschuld der Königin in betreff der Ermordung Darnleys und in betreff ihrer Entführung durch Bothwell. Wer unbefangen die Ausführungen des Verfassers verfolgt, besonders bei der eingehenden Besprechung der acht Kassettenbriefe, wird nicht anders können, als diese für eine ebenso grobe als gemeine Fälschung zu halten. Das Buch sei hier den Lehrern empfohlen, die Schillers Dramen zu erklären haben; die Bilder können den Schülern einen Begriff geben von dem Äußern der Schottenkönigin in ihren verschiedenen Lebensaltern, von ihrem Palast Holyrood, ihrem Gefängnis Lochleven ꝛc. Die Übersetzung macht beim Lesen den Eindruck eines Originals.

Flensburg. **E. Wasserzieher.**

Auf Schröers Faustausgabe, von der die dritte, durchaus revidierte Auflage vorliegt (Leipzig, Reisland), sei hier nur empfehlend hingewiesen. Wer Faust mit Kommentar lesen will — und einmal muß ihn jeder durchgearbeitet haben — greife zu dieser Ausgabe: Sie zeichnet sich auch durch gute Ausstattung und Handlichkeit aus.

Flensburg. **E. Wasserzieher.**

Jörg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer.

Unter den neuen Romanschriftstellern nimmt C. F. Meyer eine bedeutende Stellung ein. — Wir haben hier nicht die Absicht darüber zu streiten, welche Art der Romane die beste sei; wir wollen nur bemerken,

daß die sogenannten historischen Romane bei uns sehr beliebt sind. Dafür sprechen die zahlreichen Auflagen, welche G. Freytags Ahnen, Georg Ebers und Felix Dahns Romane erlebt haben.

Um nun den Standpunkt zu bezeichnen, auf den wir bei der Besprechung des vorliegenden Romans uns zu stellen gedenken, wollen wir dafür auf ein Werk G. Freytags, auf seine Technik des Dramas, verweisen. Dort spricht er die Ansicht aus, daß es nicht gut sei, wenn der Dichter eines historischen Dramas die Hauptpersonen ganz anders schildere, als sie die beglaubigte Geschichte kenne. Dadurch wird in dem Leser ein nicht angenehmer Zwiespalt der Anschauungen erweckt, denn ein und dieselbe Person erscheint ihm in doppelter Gestalt, und das läßt dann widerstreitende Gefühle entstehen. So ist z. B. Schillers Don Carlos ein so ganz anderer als der historische, daß sie gar nicht mit einander verglichen werden können. Ich berufe mich nun auf die Erfahrung der Leser! War es uns angenehm den historischen Don Carlos kennen zu lernen, nachdem wir für den Schillerschen geschwärmt hatten? — Doch genug; ich stimme also G. Freytag bei. — Zum Lobe Meyers muß ich von vornherein bemerken, daß er gegen diese Forderung Freytags nicht verstößt.

Zunächst beschreibt C. F. Meyer die Lokalitäten einfach und klar. So führt er uns vom Julierpaß herunter ins Engadin; wir bewundern mit dem Wanderer die herrliche Alpennatur im blendenden Sonnenlicht und im Wettergraus, ziehen dann mit ihm zu den üppigen Fluren des Veltelin in die weinumrankten Häuser und in die sumpfige Niederungsebene der Adda, wo die spanische Festung Fuentes den Weg über die Senkung sperrt, die vom Comersee in das Rheinthal führt und die beiden Teile der Alpen trennt. Mit ein paar kurzen Bemerkungen macht der Schriftsteller es klar, daß die Bündner, welche diese Senkung und damit die Hauptwege quer durch die Alpen beherrschten, für die kriegführenden Parteien in jenem gewaltigen 30jährigen Kampfe von hoher Bedeutung waren. Die Spanier, welche Mailand besaßen, mußten diese Wege benutzen, um mit ihren Habsburgischen Vettern in Tirol in Verbindung zu treten und Venetianer und Franzosen mußten alles daran setzen, um dies zu verhindern.

Auch Venedigs wundersame Lagunenwelt lernen wir ebenso kennen wie den Zürchersee, wir erfreuen uns an den Palästen Venedigs und fühlen uns wohl in den Patrizierhäusern Churs und in den Schulstuben Zürichs. Alles stimmt harmonisch zu einander: die Lokalitäten und die Menschen, die in ihnen leben. In jener Lagunenstadt finden wir die feinen venetianischen Nobili, weitschauend in ihrer Politik, Kenner der Menschen und rücksichtslos das Beste ihres Staates wahrnehmend. Der

mailändische Statthalter Serbelloni ist ein Spanier und Italiener zugleich und demnach fein, hinterhaltig und übermäßig stolz. Und die Bündner! Bald sind sie feurig und rasch, wie der Valteliner Rotwein, pfiffig wie die Welschen und dann wieder treuherzig wie die Deutschen; ein richtiges Übergangsvolk. Daher sind sie zum Teil katholisch zum Teil reformiert, auf sie wirken katholische Priester ein und ebenso die reformierten Prädikanten. Diese stützen sich wesentlich auf Zürich, auf das Musterbild eines geordneten kleinen Staates, in dem man mit einer gewissen Selbstgefälligkeit und ehrenfesten Pedanterie, während rings Unruhen toben, ein tüchtiges Regiment am Ruder findet.

Da ist Herr Waser zu Hause, der sehr bekannte und berühmte Bürgermeister dieser Stadt, den der Verfasser in die nächste Verbindung mit Jörg Jenatsch gebracht hat. Zwar können wir nicht nachweisen, daß Jenatsch mit Waser so eng verbunden gewesen ist, wie das der Dichter angiebt, aber seine Darstellung widerspricht durchaus nicht der Lage der Verhältnisse, sondern stellt sie in ein noch klareres Licht. Wie Waser die Züricher, so repräsentiert der Ritter Sprecher v. Bernegg die Bürger von Chur. Diesen Geschichtschreiber der Bündner Wirren läßt der Dichter in die engste Verbindung mit Waser treten.

Nun zur Hauptperson: Jörg Jenatsch ist in Zürich auf der Schule gewesen und hat dort mit manchen Bündnern, namentlich mit einigen Herrn v. Salis sehr innige Beziehungen gehabt. Aber weder hat er Waser nahe gestanden, noch der Lucretia Planta. Jedoch ist alles, was der Dichter darüber berichtet, so fein und so wundervoll in einander gewebt, daß es die Entwickelung nur spannender und farbenreicher gestaltet. — Mit allen anderen Hauptpersonen ist Jenatsch in Verbindung gewesen.

Alle Einzelheiten des Romans kann ich selbstverständlich hier nicht anführen und daraufhin prüfen, ob sie mit der Geschichte übereinstimmen oder nicht; ich kann nur versichern, daß, wo der Dichter von der beglaubigten Geschichte abweicht, dies nur so geschieht, daß entweder um so voller dann der historische Hintergrund in Farbenpracht erglüht oder ein Charakter desto schärfer heraustritt. — Es sei ein Vergleich gestattet! Wer weiß nicht, daß die Scene im Don Carlos, in welcher Medina-Sidonia dem Könige den Untergang der Armada meldet, zwanzig Jahre später zu setzen ist als die übrige Handlung des Werkes. Und doch möchte sie niemand missen, da sie nicht nur nicht störend wirkt, sondern zur Charakterzeichnung Philipps notwendig ist. Es wäre zu verwundern, wenn dieser Bündnerische Wallenstein nicht sollte Biographen gefunden haben. Dies ist denn auch der Fall gewesen. Die letzte Arbeit über diesen Mann, die uns vorliegt, ist unter dem Titel: Georg Jenatsch. Ein Beitrag zur Geschichte der Bündner Wirren von Dr. Ernst Haffter.

Davos. Richter 1894, erschienen. Es ist das eine fleißige und sorgsame Studie, über deren historischen Wert wir anderweitig berichten; hier wollen wir nur das Sprachliche betrachten. In den Mitteilungen aus der historischen Litteratur von F. Hirsch habe ich seit einer Reihe von Jahren die sehr fleißigen historischen Arbeiten der Schweizer Gelehrten besprochen und oft Gelegenheit gehabt, auf die Eigenheiten des Schweizer Dialektes hinzuweisen. Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß alle diese Abweichungen von dem gebräuchlichen Schriftdeutsch dem Genius der Sprache ganz fremd wären, aber sie sind uns zur Zeit fremdartig und hier und da unverständlich. So heißt es S. 9: „Verarbeitung des vorwürfigen Materials" statt „vorliegenden" anklingend an die philosophischen Ausdrücke: subjectum und objectum. S. 10 „Die Benutzung einer bisanhin nur lückenhaft benutzten Handschrift."

Es fällt weniger in Betracht. Es scheint, als sei diese Phrase aus zwei anderen entstanden, nämlich aus: es fällt in die Augen und kommt in Betracht. Ich wage nicht zu behaupten, daß jene Ausdrucksweise der Schriftsteller gegen den Genius moderner Sprache verstößt, glaube vielmehr, daß man ihn rechtfertigen kann; nur ist er nicht gebräuchlich.

S. 129 sie beschlugen meistenteils die österreichischen Herrschaftsrechte in Unterengadin statt betrafen.

S. 135 und mehrmals: verunmöglichte.

S. 141 sie weder als Niedergelassene noch als Aufenthalter zu dulden.

S. 236 er verdankte sich für etwas statt „er bedankte".

S. 278 und mehrfach: er anerbot sich.

S. 267 die bisher im Felde gestandenen Truppen.

S. 293 nur erraten, nicht vollkommen verstanden habe ich folgenden Satz: Sie versprachen 20000 Dukaten zu bezahlen, nachdem durch Art. 11 und 12 der spanischen Krone schon der Unterhalt der ersten ꝛc. Mannschaft überbunden waren und ebenso weiß ich nicht recht, was das heißt: S. 302 ein Beitag war gehalten. Ich schließe nur aus dem Zusammenhange, daß unter „Beitag" eine kleinere Versammlung neben einer größeren zu verstehen ist.

Berlin. **R. Foß.**

Bernhard Schulz, Geh. Regierungs- und Schulrat, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. 10. vermehrte und verbesserte Auflage. Erste Abteilung. Für die unteren Klassen 567 S. Zweite Abteilung. Für die mittleren Klassen. 972 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895.

Eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen für den gesamten Unterricht ist die Lesebuchfrage. Bis auf Ph. Wackernagel und Hiecke

waren unsere Lesebücher zum größten Teil kritiklose Sammlungen platter, für die Kinder zurecht gemachter Aufsätzchen und Gedichtchen, langweiliger Sprachmusterstücke, öder Beschreibungen und moralisierender Erzählungen, sodaß die Seele des Kindes bei der Lektüre solcher Lesestücke zusammentrocknete und Herz, Phantasie und Geist nirgends ihre Schwingen regen konnten. Seit Ph. Wackernagels und Hieckes epochemachenden Arbeiten ist es endlich weit besser geworden, wenn auch die Meinungen, was zu einem guten Lesebuch gehöre, natürlich noch weit auseinandergehen. Wer ein Lesebuch herausgiebt, hat eine dreifache Aufgabe zu lösen: eine pädagogische, eine ästhetische und eine philologische. Die pädagogische Aufgabe, die geistige und sittliche Entwickelung der Menschenseele, die Erziehung zu allem Schönen, Wahren und Guten, zu tiefreligiöser Gesinnung, zu edler Menschenliebe, zur innigen Hingabe an Heimat und Vaterland, zur Ehrfurcht vor Vater und Mutter und vor allen obrigkeitlichen Gewalten in Staat, Kirche und Schule, die sprachliche Ausbildung und die damit verbundene Entfaltung aller Geisteskräfte, des Verstandes so gut wie der Phantasie, des Wollens ebenso wie des Empfindens, kurz die Einpflanzung hoher und gewaltiger Ideale in die Kindesseele und die Entwickelung der Sprachfähigkeit und Sprachgewandtheit als des höchsten menschlichen Vermögens: das alles steht natürlich in erster Linie und ist ausschlaggebend für die Gestaltung des Lesebuches. Die ästhetische und philologische Aufgabe haben sich zweifellos der pädagogischen unterzuordnen. Alles, was die Kindesseele in ihrer Entwickelung hemmen, irre leiten oder schädigen kann, ist aufs strengste auszuschließen, mag es ästhetisch noch so schön oder philologisch noch so berechtigt sein. Die ästhetische Aufgabe besteht darin, daß die Ausbildung des Geschmacks befördert wird; es kann eine Dichtung noch so schön und herrlich sein, wenn sie das Verständnis des Kindes vollkommen übersteigt, so muß sie von der betreffenden Stufe ausgeschlossen werden; denn die Geschmacksausbildung befördern kann sie nur dann, wenn sie an die Entwickelungsstufe der Kindesseele sich eng anschließt und das Kind allmählich einer höheren Stufe zuführt. Die Lesestücke und Gedichte müssen gleichsam dem Wachstum des kindlichen Geistes parallel laufen. Die philologische Aufgabe besteht in der Behandlung des Textes und der getreuen Wiedergabe der Quellen. Aber man ersieht schon aus dem Gesagten, daß die pädagogische Aufgabe so beherrschend auftritt, daß Textesänderungen häufig unbedingtes Erfordernis sind. Stellen, deren sprachliche Gestaltung im Original das Verständnis der betreffenden kindlichen Altersstufe weit übersteigt, müssen, wenn sonst das Stück wohlgeeignet ist, weggelassen oder leise und vorsichtig geändert werden. Denn das Kind haftet noch ganz und gar am Inhalt, fast noch gar nicht an der Form. Ebenso müssen sittlich oder philosophisch bedenk-

liche Stellen gestrichen werden. Je höher die Altersstufe aber, für die das Lesebuch bestimmt ist, um so weniger darf an den Originalen geändert werden, bis dann auf der Oberstufe die Schüler in das litterarhistorische Lesebuch eingeführt werden, das natürlich die Texte mit vollkommener philologischer Genauigkeit zu geben hat. An Gedichten sollte aber schon auf der Unterstufe nichts geändert werden; es sind ja auch hier Änderungen nicht ganz ausgeschlossen, z. B. Auslassung von Strophen, wie in Bürgers Lied vom braven Mann, das in verkürzter Gestalt nur gewinnt u. ähnl., aber doch soll man hier der Form mit der höchsten Rücksicht gegenüberstehen und lieber ein Gedicht weglassen, ehe man sich zu einer Änderung entschließt.

Wenn wir nun ein Grundgesetz für die Auswahl aufstellen sollen, so kann es nur das sein: das Kind soll sich an den größten, gewaltigsten und erhabensten Mustern bilden, die wir besitzen; alles Kleinliche, Dürftige, Armselige, Nüchterne, Platte ist demnach aus einem Lesebuche mit größter Strenge auszuschließen. Leider wird diese Forderung fast nirgends wirklich durchgeführt, und auch in dem vorliegenden Lesebuche, das im allgemeinen recht gehaltvoll ist, sind Stücke vorhanden, die in einer neuen Auflage unbedingt getilgt werden müssen. Hierher rechne ich alle Stücke, die nicht dem lebendigen Strome unserer Sprache und Litteratur entnommen sind, sondern lediglich für Zwecke des Sprachunterrichts oder zur Einprägung einer platten Moral verfaßt worden sind. Zu streichen, beziehentlich beim Gebrauche des vorliegenden Lesebuches nicht zu behandeln sind also: Nr. 8. Joachim Heinrich Campe, Von einer Stadt und einem Riesen; Nr. 37. Der junge Hahn, welcher frei sein will (aus dem deutschen Lesebuche von Auras und Gnerlich); Nr 47. Christoph von Schmid, Der Dieb; Nr. 49. Die Quelle (aus Krögers Lesebuch); Nr. 50. Friedrich Adolf Krummacher, Der Kuhhirt; Nr. 55. Christoph von Schmid, Die Fliegen und die Spinnen; Nr. 57. Friedrich Adolf Krummacher, Die zwei Wanderer; Nr. 59. Krummacher, Der Stellvertreter; Nr. 60. Lorenz Kellner, Der Blitz; Nr. 62. Götzinger, Du sollst nicht stehlen; Nr. 64. Schwarz, Der Schatz im Acker; Nr. 67. Bormann, Gott verläßt die Seinen nicht; Nr. 68. Krummacher, Die Reue; Nr. 88. Spielet nicht mit dem Feuer; Nr. 100. Krummacher, Der traurige Sohn. Ebenso sind alle Beschreibungen (nicht alle Erzählungen) von Chr. Heyse, Krummacher, Falkmann, Ritsert, W. Sommer, L. Kellner und Curtmann zu tilgen. Bei einigen anderen Stücken müßte wenigstens die aufdringliche Moral gestrichen werden, z. B. bei Nr. 40. Lorenz Kellner, Der Fuchs und der Hahn. In der für untere und mittlere Klassen bestimmten zweiten Abteilung sind zu streichen: Nr. 18. Krummacher, Der rohe Edelstein; Nr. 21. Campe, Die beiden Tonnen; Nr. 25. Krummacher,

Das Wunder; Nr. 29. Agnes Franz, Die beiden Raupen; Nr. 31. Krummacher, Der Born der Genesung; Nr. 217. Ritsert, Was ruft uns der gestirnte Himmel zu? — Nr. 223. Venn, Der Sparsame und der Geizige; Nr. 236. Linnig, Schwert und Zunge; Nr. 237. Würkert, Wiege und Sarg; Nr. 238. Schröder, Das Leben eine Reise und ähnliche Musteraufsätze, die lediglich der Anfertigung von Stilübungen dienen, sind aufs strengste aus einem Lesebuche zu entfernen. Hier sind auch einzelne Gedichte zu beseitigen, die für die mittleren Klassen viel zu hoch sind, z. B. Nr. 462. Klopstock, Der Zürchersee; Nr. 463. Goethe, Grenzen der Menschheit; Nr. 484. Goethe, Das Göttliche; Nr. 537. Monolog Wallensteins u. a.

Nimmt man das, was wir als ungeeignet ausgeschieden sehen möchten, hinweg, so bleibt noch eine solche Fülle des Guten und Kraftvollen oder der betreffenden Altersstufe Entsprechenden übrig, daß das Lesebuch als wohlgeeignet für den Unterricht bezeichnet werden kann.

Eine Vergleichung der Texte mit den Quellen ergiebt eine im allgemeinen gewissenhafte und sorgfältige Behandlung. So ist in Grimms Märchen von Frau Holle sogar die Stelle: „Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber" unverkürzt gegeben, während der gesperrt gedruckte Zwischensatz in den meisten Lesebüchern fehlt, lediglich um die Stiefmütter zu schonen. Wir stimmen hier mit dem Herausgeber vollkommen überein; der Zwischensatz darf gar nicht fehlen, weil sonst niemand in der Welt einsehen könnte, warum die Mutter gerade die Häßliche und Faule vor der Schönen und Fleißigen bevorzugt habe. Um die Stiefmutter zu schonen, zieht man die Mutter herab. Ich dächte doch daraus, daß einmal eine Stiefmutter ihr Stiefkind hintenangesetzt hat, könnte niemand einen berechtigten Schluß auf die Allgemeinheit machen. Ein Wort des Lehrers, daß es auch sehr gute Stiefmütter giebt, durch die sogar die sprichwörtliche Redensart: „Wir werden stiefmütterlich behandelt" in ihrer Grundlage erschüttert wird, dürfte genügen, um die Kinder vor einer falschen Auffassung zu hüten. Die Grimmschen Märchen bedürfen wahrhaftig keiner Versittlichung, und wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er dazu seine Hand nicht geboten hat. Um so verwunderlicher ist die Änderung, die der Herausgeber in Rückerts Gedicht: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" vorgenommen hat. Hier ist die prächtige Schilderung Rückerts:

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,

in der man die Geldgier in gestaltungskräftiger Weise in der in unserer Volksanschauung so lebendigen Person eines alten langbärtigen Juden

mit dem Sack auf dem Rücken verkörpert sieht, in folgender Weise abgeändert:

Aber wie es Abend ward,
Ging ein Kaufmann durch den Wald,
Und wie er's Bäumlein gewahrt u. s. w.

Das ist doch so poesielos, platt und nüchtern als möglich. Schon Hiecke hat sich in seinen „Gesammelten Aufsätzen zur deutschen Litteratur" Hann. 1864, S. 48 entschieden für Beibehaltung des „Juden" ausgesprochen und sogar bezweifelt, daß jüdische Schüler dadurch verletzt und den Blicken ihrer Mitschüler ausgesetzt würden. In der That kann ein geschickter Lehrer hier sehr viel dazu beitragen, daß jeder Anstoß vermieden wird, wenn er auch hier, wie oben bei der Stiefmutter, die Kinder von vornherein dazu anhält, poetische Gestalten nicht zu verallgemeinern. Jedenfalls mußte der Herausgeber das Gedicht weglassen, wenn er den Juden nicht beibehalten wollte, durfte aber nicht zu einer so grausamen Verstümmelung schreiten. Ich halte es für ganz und gar unbedenklich, den ursprünglichen Text beizubehalten, und habe das Gedicht unzählige Male im Beisein jüdischer Schüler lesen und deklamieren lassen, ohne daß es diese irgendwie verletzt hätte. Höchstens beim ersten Lesen geht ein Zucken durch die Klasse wie ein leises inneres Auflachen, mit Seitenblicken auf die jüdischen Mitschüler, aber das ist bei richtiger Erklärung in der Folgezeit ausgeschlossen.

Abgesehen von den von uns angeführten Mängeln ist jedoch das Lesebuch von Bernhard Schulz der Empfehlung würdig, und wir wünschen nur, daß der Herausgeber bei einer neuen Auflage unsere Wünsche berücksichtigen möge, da deren Erfüllung bei der großen Verbreitung des vorliegenden Buches unserer Jugend zu reicherer und freierer Entfaltung des Herzens und Geistes dienen wird.

Dresden. **Otto Lyon.**

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. 10. Auflage. 608 S. Zweiter Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Sekunda. Achte, verbesserte Auflage. 581 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894.

Auch das vorliegende Lesebuch bietet wie das von Schulz in verschiedenen Stücken kleinliche und geschmacklose Muster aus der Sprachfabrik bekannter Aufsatzlehren. Solche Stücke gehören nicht in ein Lesebuch, das nur solche Litteraturerzeugnisse bringen soll, deren Schöpfer lediglich an den in der Dichtung behandelten Gegenstand, nicht aber an einen Schulzweck gedacht haben. Im Lesebuch soll das frische Leben

in seiner ganzen Gesundheit und Pracht in die Schulstube treten. Und das Lesebuch soll jedem Kinde ein kostbarer Schatz, ein liebes Hausbuch werden. Daher hinaus mit allen den Beschreibungen, die auf S. 452—466 enthalten sind und meist Aufsätze von Bone, Hirschfeld, Tschache, Sommer, Curtmann enthalten; aus demselben Grunde müssen von den Beschreibungen die Nummern 23. Hirschfeld, Der Winter; 24. G. Tschache, Der Distelfink; 25. Tschache, Die Nachtigall; 29. Tschache, Die Sonnenblume; 30. Die Taubnessel; 32. Winter, Tanne und Eiche; 33. Ritsert und Wagner, Der Winter und das menschliche Alter, und ebenso der ganze Abschnitt Lesefrüchte (S. 483—505) wegfallen. Reflexionen über das Gelesene, Bearbeitungen und Erklärungen gehören nicht in ein Lesebuch. Auch die deutsche Sprachlehre, die hier als Anhang gegeben ist, gehört zweifellos nicht hinein und müßte bei einer neuen Auflage ausgeschieden werden. Abgesehen von diesen prinzipiellen Ausstellungen ist jedoch das Lesebuch seines übrigen vortrefflich gewählten Inhaltes wegen zu empfehlen. Deutsche Märchen und deutsche Sagen sind in reicher Fülle, nach den besten Quellen gegeben, und auch die übrigen Gebiete sind mit dem Besten versehen, was unsere Litteratur bietet. In dem Teile für Mittelklassen fehlen glücklicherweise alle Proben aus Stilübungsbüchern, doch bedarf hier der Abschnitt „Kritiken und Abhandlungen" einer nochmaligen Durchsicht, da er in den Proben aus dem Laokoon, aus Herders kritischen Wäldern, aus Goethes, Schillers, A. W. v. Schlegels ästhetischen Erörterungen Gegenstände darbietet, die der Prima, niemals aber der Sekunda zuzuweisen sind. In der Auswahl aus den Gedichten ist solche Verstiegenheit glücklich vermieden. Immer sollen wir uns bewußt sein, daß wir im Unterricht gar nicht einfach und natürlich genug sein können. Hierin liegt der feste Grund, auf dem alle Erziehungs- und Unterichtskunst ruhen muß. Von aller Reflexion ist unsere Jugend so fern als möglich zu halten; darum sei man selbst in Prima sparsam mit kritischen Probestücken. Wir haben in der Betrachtung des Schöpferischen die eigentliche Aufgabe des deutschen Unterrichts zu erblicken, um die Seelen unserer Jugend, die ohnehin heute durch zahlreiche Umstände mehr eingeengt und eingeschrumpft sind, als gut ist, aus der Enge in die Weite, aus der Niedrigkeit zur Höhe, zu freiem, frohem Fluge und Schwunge zu führen. In der Schule ist niemand so schädlich als der Pedant und Silbenstecher. Wir brauchen eine lebendige, überschäumende Jugend; denn allein ein brausender Most giebt später einen guten Wein. Besonnenheit darf nicht fehlen, aber Kritik und kritische Abhandlungen sind nur sparsam zu geben, in Mittelklassen jedenfalls noch gar nicht.

Im übrigen ist das Lesebuch von Linnig herzhaft und kräftig und bietet eine gesunde Kost für unsere Jugend. Auch der „Jude" bei

Rückert ist ruhig stehen geblieben, mit einer vorbeugenden Anmerkung: „Jude steht hier allgemein für hausierender Handelsmann". Die Texte sind im allgemeinen sorgfältig behandelt, und die Gestalt derselben wird selbst strengeren Anforderungen gerecht. So kann das Lesebuch von Linnig, namentlich für preußische Schulen, auf die in der Auswahl der patriotischen Litteratur besonders Rücksicht genommen ist, bestens empfohlen werden.

Dresden. Otto Lyon.

Kleine Mitteilungen.

Die **Lehrmittelsammelstelle Petersdorf b. Trautenau in Böhmen** hat nunmehr das 7. Vorratsverzeichnis herausgegeben und verschickt dasselbe gegen Einsendung einer gewöhnlichen ungebrauchten Briefmarke.

Vorteile, welche die Sammelstelle bringt, sind:

a) Tausch nach allen Richtungen des Sammelwesens,
b) billige Besorgung von Lehrmitteln und
c) Unterstützung bedürftiger Schulen des In- und Auslandes.

Anfragen beantwortet der Vorstand: Gustav Sellmacher, Oberlehrer.

— Auf der letzten Seite dieses Heftes befindet sich ein Aufruf von Freunden und Schülern Rudolf Hildebrands, den wir der geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen. Wie schließen hieran die freudige Mitteilung, daß der preußische Kultusminister Dr. Bosse durch Ministerialerlaß 100 Mark zum Hildebrand-Denkmal beigesteuert hat.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 10. Oktober: Fritz Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher, besprochen von P. v. Bradke — Ed. Sievers, Tatian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar. 2. Ausgabe, besprochen von O. Behaghel (Sievers' vortreffliche Tatianausgabe hat zwei wertvolle Umgestaltungen erfahren: die grammatische Einleitung umfaßt jetzt das gesamte Material in systematischer Darstellung, und das Glossar verzeichnet bei allen Wörtern sämtliche Belege ihres Vorkommens). — George A. Hench, Der althochdeutsche Isidor, besprochen von O. Behaghel. — Gisbert Freiherr von Vincke, Gesammelte Aufsätze, besprochen von Max Koch (die ganze Sammlung des feinsinnigen, vielbelesenen und gefällig darstellenden Shakespearekenners können wir mit dankbarer Anerkennung begrüßen).

— Nr. 11. November: John Ries, Was ist Syntax? besprochen von O. Behaghel (Eine ungemein anregende Arbeit, der wir viele nachdenkliche Leser wünschen). — G. A. Wolff, Diu halbe Bir, ein Schwank Konrads von Würzburg, besprochen von O. Behaghel. — Karl Reißenberger, Des hundes nôt, besprochen von R. Sprenger. — Von deutscher Art und Kunst (Sauers Litteraturdenkmale 40. 41), besprochen von A. Leitzmann. — Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens, besprochen von Adolf Socin.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 12. Dezember. Alfred Biese, Die Philosophie des Metaphorischen, besprochen von Karl Groos. (Das Buch wird sich durch den interessanten Gegenstand und die anziehende Form der Darstellung viele Freunde erwerben.) — Hugo Gering, Die Edda, übersetzt und erläutert; Karl Küchler, Nordische Heldensagen, aus dem Altisländischen übersetzt; Heinrich v. Lenk, Vatnsdälasaga, d. i. die Geschichte der Bewohner des Vatnsdal (auf Island) um 890—1010 n. Ch. Aus dem Altisländischen zum ersten Male übersetzt, besprochen von B. Kahle. — Joseph Seemüller, Ottokars österreichische Reimchronik, besprochen von O. Behaghel. — Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Im Auftrage der Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Ausgabe, besprochen von W. Walther. — Louis G. Wysocki, Andreas Gryphius et la Tragédie Allemande au XVIIe siècle, besprochen von Max Koch (Eine auch nur annähernd so eingehende Arbeit über Gryphius, wie W. sie in seinem trotz vieler Irrtümer tüchtigen Buche bietet, ist in deutscher Sprache nicht vorhanden).

Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 4: Schröder, Ein neues Bruchstück der Nibelungenhandschrift K. — Hirt, Der ad. Reimvers und sein Verhältnis zur Allitterationspoesie. — Meißner, Zur isländischen Hektorsage. — Schönbach, Otfridstudien II. — Schaus, Das Kloster der Minne. — Seemüller, Das Münchener Bruchstück der österreichischen Reimchronik.

Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 3. E. Bachmann, Dresdener Bruchstücke der Christherre-Chronik. — R. Sprenger, Zum Redentiner Osterspiel. — A. Hauffen, Die Quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein. — A. Kopp, Gedichte von Günther und Speroutes im Volksgesang. — J. Pawel, Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim. — M. Roediger, Zum Reichtumb Priester Johanns. — O. Brenner, Erdisen — R. Sprenger, Zu Hebbels Trauerspiel Agnes Bernauer. — L. Fränkel, Festschriften für R. Hildebrand. — R. Sprenger, Zu Ottokars Reimchronik. — A. Hauffen, Kalikut.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. VII, 5. und 6. G. Steinhausen, Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit. — W. Freiherr von Biedermann, Goethe und das Schrifttum Chinas. — K. Drescher, Hans Sachs und Boccaccio. I. — R. Bechstein †, Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum. — E. Goetze, Hans Sachsens Gemerk-Büchlein. — J. Bolte, Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede. — K. von Reinhardstoettner, Zu Johannes Paulis „Schimpf und Ernst". — A. Strausz, Die deutsche Litteratur in Bulgarien. — S. M. Prem, Ein Besuch von Fritz v. Stein bei Uz.

Alemannia 22, 2: E. H. Meyer, Badische Volkskunde. — F. Kluge, Tagwahlen und Segen. — P. Joachimsen, Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im 15. Jahrhundert. — J. Bolte, Sechs Meisterlieder Georg Hagers. — B. Stehle, J. Fabricius Montanus, verdeutscht von Th. Vulpinus. — F. Pfaff, Topographisches Wörterbuch des Großh. Baden. 1. Bearbeitet von Krieger. — F. Pfaff, Heinrich Hansjakob, Schneeballen. — F. Pfaff, Zur Volkskunde. — 3: H. Mayer, Die Universität zu Freiburg i. B. in den Jahren 1818—1852. (Schluß.) Zweiter Hauptteil. — B. Stehle, Nachtwächterlieder aus dem Elsaß. — A. Holder, Die mund-

artliche Dichtung im Ries. — E. Heyck, Neuigkeiten aus Zürich. — O. Heilig, Ortsneckereien und Schildbürgergeschichten aus dem Elsenz-, Neckar-, Pfinzgau und Enztal. — G. von Terey, Ein wiedergefundenes Altarwerk Hans Baldungs. — A. Holder, Wolfgang Golther, Geschichte der deutschen Litteratur. — A. Holder, Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, herausgegeben von O. Bremer. — F. Pfaff, B. Koßmann, Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald.

Euphorion I, 3: K. Hebler, Die Hamletfrage. — B. Seuffert, Wielands höfische Dichtungen. — R. Steig, Herders Verhältnis zu Lavaters Physiognomischen Fragmenten. — Fritz von Jan, Ein Modell zu Goethes Stella. — J. Minor, Zu Heinrich von Kleist. — H. Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck. — S. Kleemann, Zur Geschichte der Robinsonaden. — A. von Weilen, Zu Goethes Laune des Verliebten. — J. Minor, Ein Gegenstück zu Mahomeds Gesang. — Derf., Zu Faust II.; Zum Heidenröslein. — Derf., Der Falke. — Derf., Die 2. Aufführung von Kabale und Liebe in Frankfurt a. M. — Fr. Jonas, Aus Briefen von Dorothea Veit an Schleiermacher.

—— I, 4: Seuffert, Wielands höfische Dichtungen (Schluß). — Kopp, Bibliogr.-krit. Studien über Joh. Chr. Günther. — W. Creizenach, Allitteration in Klopstocks Messias. — Lauchert, Die Anschauungen Herders über den Ursprung der Sprache. — Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck. — Bolte, Ein Meisterlied von Dr. Faust. — Pawel, Ein ungedruckter Brief Rabeners an Gleim. — Funck, Glucks zweimaliges Zusammentreffen mit Klopstock am Hofe Karl Friedrichs von Baden 1774 und 1775. — Es giebt für den Kammerdiener keinen Helden. — Zschommler, Erinnerungen an Julius Moser.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. II, 1: Karl von Zierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1591. Von F. v. Krones, Professor an der Universität Graz. — Die Faustsage nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Von Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. — Zur Geschichte der Uniform in Deutschland. Von Georg Liebe, Archivassistent in Magdeburg. — Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. Von Otto Rieder, Reichsarchivassessor in München. — Miscellen. Von Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. — Mitteilungen und Notizen: Die Lehrer und die Kulturgeschichte. — Der Königsschatz von Dahschur. — Neue Zeitschriftenaufsätze. — Besprechungen: Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters (Georg Liebe). — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VI (G. Steinhausen). — Pappritz, Ulrich von Hutten (H. Detmer). — Eckart, Niedersächsische Sprachdenkmäler (Richard M. Meyer). — Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter (Richard M. Meyer). — Crampe, Philopatris (E. von Dobschütz).

Neue Jahrbücher für Philosophie und Pädagogik 1895, 1: W. Gilbert, Kritische Erörterungen zu Goethes Faust.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1895, 1: Julius Sahr, Zum Gedächtnis Rudolf Hildebrands. — Ernst Muellenbach, Fremdwörter und Kernwörter bei Musäus.

Der praktische Schulmann 44, 1: Albert Richter, Rudolf Hildebrand. (Mit dem Bildnisse R. Hildebrands.)

Lehrer-Zeitung für Westfalen, der Rheinprovinz und der Nachbargebiete 11,41: E. Gieseking, Das Fremdwörterunwesen. Ein Mahnruf an alle Freunde der deutschen Muttersprache.

Euphorion 2,1: August Brunner, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. Organ des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens, sowie des Vereins sächsischer Realschullehrer, herausgegeben von G. Holzmüller und Karl Köhler (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig). 6, 3 und 4. — H. Kayser, Allgemeine Ziele und Aufgaben des Unterrichts, namentlich auf der Realschule.

Die Grenzboten 53,14: E. Muellenbach, Demoiselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein.

A. Schullerus, Volkstum und volkstümliche Erziehung. (Verhandlungen des Siebenbürgener Lehrertages, S. 30—56)

Edmund Goetze, Die Handschriften des Hans Sachs, Sonderabzug aus den Hans Sachs-Forschungen, Festschrift zur 400. Geburtsfeier des Dichters. Nürnberg 1894

Blätter für Pommersche Volkskunde, herausgegeben von O. Knoop und A. Haas III, 3. und 4.: A. Haas, Pommersche Rauchhäuser. — Richtschwerter im Altertumsmuseum zu Stettin. — Das Weddelbier. — O. Knoop, Neue Volkssagen aus Pommern. — Schwank und Streich aus Pommern. — A. Brunk, Pommersche Volksrätsel. — Penase, Volkstümliches über die Schnecke. — Pommersche Flurnamen. — Pommersche Geschlechtssagen. — Pommersche Märchen. — Volkssagen. — Sprachliche Mitteilungen. — Der Bauer im pommerschen Sprichwort. — Vornamen in Pommern.

Neue Bahnen, 5,11: H. Kasten, Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Mit einem Bildnisse Dörpfelds. (Ein mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführtes Lebensbild des ausgezeichneten Schulmannes)

Die Mädchenschule 7, S. 136: Karl Hessel, Über die Pflege eines guten Vortrags für Poesie und Prosa.

Rud. Goette, Liebesleben und Liebesdichtung des deutschen Mittelalters. Sonderabdruck aus Steinhausens Zeitschrift für Kultur-Geschichte. I, S. 426—466.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen 14,2: H. Stöckel, Orthographie und Schulreform

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins VI: Friedrich Kluge, Über die Entstehung unserer Schriftsprache. — O. Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. — G. Amsel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

Neu erschienene Bücher.

Henri Lichtenberger, Histoire de la Langue Allemande. Paris, A. Laisney 1895. 477 S.

A. Girot, Goethe et Schiller, Poésies lyriques suivies d'un choix de Ballades Allemandes. Paris, Paul Dupont 1895. 202 S.

Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1895. 358 S.

Horst Kohl, Bismarck-Jahrbuch. Erster Band. Berlin, O. Häring 1894. 516 S. Pr. M. 10.

Wolfgang Kirchbach, Gordon Pascha, ein Zeitdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson 1895. 118 S. Pr. M. 1,50.

H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Emil Felber 1894. 271 S.

Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg, Conrad Kloß 1895. 319 S. Pr. M. 5.

Ludwig Hochhuth, Oberlehrer am Königl. Realgymnasium in Wiesbaden, Elemente der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde im deutschen Unterricht. Im Anschluß an Chr. Muffs Neubearbeitung von Hopf und Paulsieks Lesebüchern für die Klassen Sexta bis Quarta. Berlin, Grote 1894. 56 S.

Joseph Vaders, Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Für den ersten Geschichtsunterricht. Münster, Aschendorff 1894. 96 S. Pr. M. 1.

Edmund Goetze, Hans Sachs. Festrede bei der am 5. November 1894 von der Stadt Nürnberg im Rathaussaale veranstalteten Feier. Nürnberg, Joh. Phil. Raw 1894. 23 S. Pr. M. 0,50.

A. L. Stiefel, Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur vierhundertsten Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben. Nürnberg, Joh. Phil. Raw 1894. 471 S.

S. Neide, Schillers Ilias, ein Beleg für die Wechselwirkung zwischen Poesie und Philologie. Sonderabdruck aus dem Gütersloher Jahrbuch 1895.

August Hartmann, Deutsche Meisterlieder-Handschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges. Festgabe zum Hans-Sachs-Jubiläum. München, Christian Kaiser 1894. 106 S.

Heinrich Wolgast, Über Bilderbuch und Illustration. Hamburg, Conrad Kloß. 1894. 22 S. Pr. M. 0,40.

Karl Haehnel, Goethes Faust im Gymnasialunterricht. Programm des Staats-Obergymnasiums zu Leitmeritz 1894. 31 S.

Friedrich Seiler, Die Heimat der Indogermanen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (J. F. Richter) (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). 36 S. Pr. M. 0,80.

Hans Sommert, Grundzüge der deutschen Poetik. 5. Aufl. Wien, Hermann und Altmann. 103 S. Pr. M. 1,60.

Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von den Fachlehrern für deutsche Sprache an der Kgl. Kreisrealschule in München: Madel, Micheler, Nägerl, Reidelbach, Roth, Schöttl, Schultheiß, Stöckel. III. Teil. 2. Aufl. München, Eduard Pohl 1894. 604 S.

Georg Heydner, Lesebuch für das zweite Schuljahr. VIII, 123 S.; Lesebuch für das dritte Schuljahr VIII, 140 S. Nürnberg, Friedr. Korn 1895.

M. Evers, Schillers Jungfrau von Orleans. Schulausgabe. 173 S. (Meisterwerke der deutschen Litteratur in neuer Auswahl und Bearbeitung für höhere Lehranstalten herausgegeben von K. Holdermann, Ludwig Sevin, M. Evers, V. Uellner. Berlin, Reuther und Reichard 1895. Pr. geb. M. 0,75.

Freytags Schulausgaben: Wilhelm Swoboda, Shakespeare, Coriolanus. Leipzig, G. Freytag. 143 S. Pr. geb. M. 0,70. — Rudolf Reichel, Herders Cid. 181 S. Pr. geb. M. 0,80.

August Zimmermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Hannover und Leipzig, Hahn 1895. 95 S

Im Kreise der Freunde und Schüler von

Rudolf Hildebrand

ist der Wunsch lebendig geworden, dem hochverdienten Manne da, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hat, auf dem Johannisfriedhof in Leipzig, ein schlichtes Denkmal zu errichten.

Die Unterzeichneten wenden sich daher an alle Verehrer des Geschiedenen, denen die Ausführung dieses Gedankens gleichfalls am Herzen liegt, mit der Bitte, Geldbeiträge an den mitunterzeichneten Herrn **Johannes Ziegler**, in Firma **F. Volckmar, Leipzig**, Hospitalstraße 10, durch die Post einzusenden.

Leipzig, im Dezember 1894.

G. Berlit, Gymnasialoberlehrer, Leipzig.
Dr. **K. Burdach**, Professor an der Universität Halle a. S.
Dr. **O. Lyon**, Realgymnasialoberlehrer, Dresden.
Dr. **E. Sievers**, Professor an der Universität Leipzig.

Dr. J. Baunack, Gymnasialoberlehrer, Leipzig. Professor Dr. F. Bech, Gymnasialoberlehrer a. D., Zeitz. Dr. R. Beer, Gymnasialoberlehrer, Leipzig. Dr. W. Braune, Professor an der Universität Heidelberg. Rudolf Brockhaus, Verlagsbuchhändler, Leipzig. Dr. K. Brugmann, Professor an der Universität Leipzig. Geh. Regierungsrat Dr. E. Dümmler, Vorsitzender der Centraldirektion der Monumenta Germaniae, Berlin. Dr. E. Elster, Professor an der Universität Leipzig. Geh. Kirchenrat Domherr D. th. Fricke, Professor an der Universität Leipzig. Geh. Regierungsrat Dr. H. Grimm, Professor an der Universität Berlin. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. E. Höpfner, Kurator der Universität Göttingen. Professor Dr. O. Jäger, Gymnasialdirektor, Köln a. Rh. Oberstlieutenant a. D. Dr. M. Jähns, Vorsitzender des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Berlin. Professor Dr. E. Jungmann, Rektor der Thomasschule, Leipzig. Professor Dr. Gotthold Klee, Gymnasialoberlehrer, Bautzen. Dr. R. Kögel, Professor an der Universität Basel. Dr. M. Lange, Gymnasialoberlehrer, Dresden. Dr. A. Lasson, Professor an der Universität und Gymnasialoberlehrer, Berlin. Dr. A. Matthias, Gymnasialdirektor, Düsseldorf. D. th. P. Mehlhorn, Pastor, Leipzig. Dr. E Mogk, Professor an der Universität und Oberlehrer am Realgymnasium, Leipzig. Kaspar Moosbrugger, K. K Adjunkt a. D., Nüziders bei Bludenz. Dr. Max Niemeyer, Verlagsbuchhändler, Halle a. S. Dr. F. Paulsen, Professor an der Universität Berlin. Dr. K. Reissenberger, Oberrealschuldirektor, Bielitz. Albert Richter, Schuldirektor, Leipzig. Dr. R. Richter, Rektor des Kgl. Gymnasiums und Professor an der Universität Leipzig. Dr. Max Rieger, Darmstadt. Dr. G. Roethe, Professor an der Universität Göttingen. Dr. Jul. Sahr, Oberlehrer am Kgl. sächs. Kadettencorps. Dr. E. Schmidt, Professor an der Universität Berlin. Dr. J. Schmidt, Professor an der Universität Berlin. Professor Dr. O. Schroeder, Berlin. Dr. A. Schullerus, Seminarlehrer, Hermannstadt. Dr. J. Seemüller, Professor an der Universität Innsbruck. Geh. Hofrat Dr. jur. und D. th. R. Sohm, Professor an der Universität Leipzig. Professor Dr. B. Suphan, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar. B. G. Teubner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Geh. Regierungsrat Dr. K. Weinhold, Professor an der Universität Berlin. Dr. R. M. Werner, Professor an der Universität Lemberg. Geh. Regierungsrat Dr. W. Wilmanns, Professor an der Universität Bonn. Geh. Hofrat Dr. J. Wislicenus, Professor an der Universität Leipzig. Dr. W. Windisch, Professor an der Universität Leipzig. Professor Dr. E. Woerner, Konrektor, Leipzig. Dr. G. Wustmann, Oberbibliothekar, Leipzig.
Johannes Ziegler, Buchhändler, Leipzig.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Das Verb „laſſen“ bei Luther und Goethe.

Von **Ernſt Götzinger** in St. Gallen.

Das Verb laſſen iſt ein gemeingermaniſches Wort. Daß es unter die älteſten Bürger der verbalen Sprachgemeinde zählt, bezeugt ſchon ſeine ablautende Bildung: laſſe, ließ, gelaſſen. Nicht ſchon im Gotiſchen, aber doch früh hat es verkürzte Formen angenommen und zwar meiſt im Anſchluß und in Nachahmung der beiden Verben ſtehen und gehen. So lautet, analog den Infinitiven stân und lân, unſer laſſen ſchon früh lân oder lôn:

ê ich mein buolen wolt faren lân,
ê wolt ich mit ir ins elend gân.

oder

ach wirt, ich will dich bitten schôn,
dass du mich wöllest reiten lôn.

Oberdeutſche Mundarten ſtellen deshalb die drei genannten Verben in eine Redensart zuſammen: stô, gô und blîbe lô oder staũ, gaũ und bleibe laũ. Analog den Präſensformen von gehen und ſtehen: ich stand, du stôst, er stôt, wir stönd, ir stönd, si stönd; ich gang, du gôst, er gôt, wir gönd, ir gönd, si gönd, heißt es bei laſſen: ich lô, du lôst, er lôt, wir lönd, ir lönd, si lönd oder ähnlich.

Seiner Bedeutung gemäß iſt laſſen ein altes, altes Menſchenwort, das aber ſchon früh in die geſamte übrige Vorſtellungswelt einbezogen wurde: Steine, Lüfte, Töne, Empfindungen, Pflanzen, Tiere, die Gottheit, von allen dieſen Begriffen kann unter Umſtänden ausgeſagt werden, daß ſie laſſen. Und nun gar beim Menſchen, welche menſchliche Thätigkeit, Bewegung, welches Arbeitsgebiet, ſei es des geſamten Körpers oder ſeiner einzelnen Organe, oder der Seele, wäre denkbar, das nicht ein Laſſen in ſich begriffe? Wo das Halten, das Behalten, das Zurückhalten aufhört, da fängt das Laſſen an: die Hand läßt, was ſie gehalten hat, der Fuß, der Mund, die Fahne, das Herz, die Mutter, das Kind, der Vater, der Freund, der Landmann, der Krieger, der Jäger, der Kaufmann, jeder Arbeiter, der erſte Menſch bis zum letzten Menſchen, alles, alles Daſein erfährt täglich, ſtündlich die Bewegung des Laſſens.

Claudius, als Herder von ihm verlangte, er möge doch endlich Nachricht von ſeinem Thun und Laſſen geben, antwortete in ſeiner kurzen Art: „ich thue nichts und laſſe alles“. Andere thun mehr als der Wandsbecker Bote, ja ſie thun viel, aber alle laſſen auch viel.

Die urſprüngliche Bedeutung des Laſſens iſt offenbar eine konkrete. Sie modifiziert und verſtärkt ſich durch nahezu ſämtliche in unſerer Sprache überhaupt verwendete Partikeln: belaſſen, erlaſſen, verlaſſen, zerlaſſen, entlaſſen, durchlaſſen, unterlaſſen, überlaſſen, hinterlaſſen, ablaſſen, anlaſſen, auflaſſen, auslaſſen, einlaſſen, nachlaſſen, niederlaſſen, zulaſſen, zurücklaſſen, lauter Verben, die in unſerm natürlichen Daſein eine große Rolle ſpielen und die uns alle perſönlich eng angehen. Aber viel häufiger noch iſt die Verwendung des Wortes in einer abgeſchwächten Bedeutung, in der der urſprüngliche Begriff des Nichthaltens, Loslaſſens nur noch leiſe anklingt. Dieſes laſſen knüpft ſich an einen Infinitiv: gehen laſſen, ſtehen laſſen, fahren laſſen, wachen laſſen, reden laſſen; das Subjekt, von dem dieſes laſſen ausgeht, iſt immer ein perſönliches, das die Thätigkeit des Infinitivs geſtattet oder nicht geſtattet, daher dieſes infinitiviſche Laſſen ganz beſonders in der perſönlichen Rede, im Verkehr zwiſchen den Menſchen, zwiſchen Vater und Sohn, Käufer und Verkäufer, Freund und Freund, Freund und Feind, überhaupt zwiſchen dir und mir, zwiſchen jenem und dieſem lebendig iſt: ich laſſe dich gehen, du läßt mich leben, wir laſſen euch bauen. Dabei ſpielen die Frage-, die Befehls- und ähnliche Formen ihre Rolle: Läßt du mich? laß mich! laßt euch! laſſet uns!

In dieſer abgeſchwächten Verwendung erinnert unſer Verb an die ſogenannten Hilfszeitwörter des Modus: wollen, ſollen, können, mögen, dürfen, müſſen, die auch nur ſelten eine Thätigkeit für ſich, ſondern meiſt eine ſeeliſche Beziehung des Subjekts zur Thätigkeit bezeichnen.

Die kaum auszuſchöpfende Verwendung des Zeitworts laſſen ſpiegelt ſich denn auch in dem Umſtande, daß unſer Verb, und zwar von den Partikelzuſammenſetzungen abgeſehen, in der Lutherſchen Bibel in Bezug auf die Häufigkeit ſeines Vorkommens unter ſämtlichen Verben die ſiebente Stelle einnimmt. Voran geht kommen, das etwa 1300 Mal auftritt, dann thun, ſehen, ſagen, wollen und gehen. Dann laſſen mit etwa 900 Zeugniſſen, wobei es ſich recht naiv ausnimmt, wenn der weiland Magiſter Büchner, ſonſt ein Mann, der nicht auf den Kopf gefallen war, in ſeiner Bibelkonkordanz nur zu berichten weiß, laſſen werde 1. von Gott, 2. von Jakob und 3. von Sünden geſagt.

Doch würden wir uns ſehr täuſchen, wenn wir aus dem häufigen Vorkommen unſeres Wortes in der Lutherſchen Überſetzung auf ein entſprechendes Zeitwort im Urtext ſchließen wollten; daß in den bibliſchen

Sprachen, dem Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen je ein beſtimmtes Wort vorhanden ſei, das ſich in Bedeutung und Verwendung mit unſerem laſſen deckte, das iſt nicht der Fall. In der ſtärkeren Bedeutung verwendet das Hebräiſche mehrere Verben, in der ſchwächeren Beziehung iſt es nichts anderes als ein der hebräiſchen Sprache eigener Verbalmodus, den Luther mit laſſen wiedergegeben hat. Ähnlich ſteht es im Griechiſchen und Lateiniſchen. Es giebt weder ein griechiſches noch ein lateiniſches Wort, das auch nur annähernd unſerm laſſen entſpräche, und in vielen Fällen ſind es bloß konjunktiviſche Modi, die unſer laſſen veranlaßt haben. Es war alſo erſt Luther, der die Bibelſprache mit dieſem ſo weit verbreiteten Laſſen bereicherte.

Und zwar gehört ihm dieſes Verdienſt nicht nur in Bezug auf die alten Bibelſprachen, ſondern auch im Vergleich zu den vorlutheriſchen deutſchen Überſetzungen. Daß unſer Verb als gemeingermaniſches ſchon im Gotiſchen vorkommt, iſt ſchon erwähnt worden, Ulfilas verwendet es viel und oft, aber immer noch lange nicht im Umfange der Lutherſchen Sprache; ähnlich verhält es ſich mit dem, was wir aus der altdeutſchen Periode von Bibelübertragungen haben, und endlich erkennt man aus den deutſchen Überſetzungen des 15. Jahrhunderts, die bekanntlich alle auf einen und denſelben Text zurückgehen, wie eng auch hier noch das Gebiet des laſſens geweſen iſt. Dafür einige Zeugniſſe. Wo Luther ſagt: es lasse die erde aufgehen gras und kraut, da verdolmetſcht die ältere Bibel: die erde gebere (gebäre) grünent kraut. — Luther: lasset uns menschen machen, ein bild, das uns gleich sei; Vorluther.: wir wöllen machen einen menschen zu unser bildnuss. — Luther: lass mich gnade vor deinen augen finden; Vorluther.: ich finde gnad, in deinem angesichte. — Luther: lass dich nicht gelüsten deines nächsten hauses; lass dich nicht gelüsten deines nächsten weibes; Vorluther.: nit begere das haus deines nechsten; nit begere seines weibes. Wo aber die ſtärkere Bedeutung zu ihrem Rechte kommt, da hat auch die vorlutheriſche Überſetzung ihr laſſen, z. B. und er sprach: lass mich, wann die morgenröte ist jetzund aufgestigen. er antwurt: ich lass dich nicht, dann du gesegnest mich.

In der nachlutheriſchen Sprache erweiſt ſich die Sprech- und Schreibweiſe Luthers in Bezug auf unſer Verb namentlich in der Sprache des Gebetes, laſſen iſt recht eigentlich das deutſche Gebetsverb, ſodann in derjenigen der Predigt, wo z. B. Herder noch in den Ideen ſein von der Kanzel her gewohntes: laßt uns bedenken, laßt uns verweilen u. dergl. nicht verleugnet, und endlich in der Sprache des religiöſen Liedes: Laß dich finden, laß dich finden, gieb dich mir und nimm mich hin! Oder in folgender Strophe Neanders:

Wunderbarer König, Herrscher von uns allen,
laß dir unser Lob gefallen.
Deine Gnadenströme hast du lassen fließen,
ob wir schon dich oft verließen.
Hilf uns noch, stärk uns doch!
Laß die Zunge singen,
Laß die Stimm' erklingen.

So war also durch Luther unser lassen zum typischen Ausdruck des Abhängigkeitsgefühles des Menschen von Gott geworden. Für Goethe wurde das Wort zu einem typischen Ausdrucke des Abhängigkeitsgefühles des Menschen vom Menschen.

Die Entwickelung Goethes bewegt sich u. a. zwischen zwei deutlich erkennbaren Gegensätzen: entweder herrscht eine mehr sachliche, auf äußere Interessen und Aufgaben gestellte Richtung vor, oder eine mehr innerliche, leidende, abhängige. Es ist ein Wechsel vorhanden zwischen Spannung und Abspannung, zwischen energischem Handeln und Ausruhen, zwischen Beherrschung der objektiven Welt und Flucht ins Innere, zwischen Unabhängigkeit und Abhängigkeit, zwischen Freiheit und Dienst. Unmittelbar, nachdem Goethes Genius durch Herders persönlichen Einfluß zu lohender Flamme erweckt worden war, trat für mehrere Jahre jene erste Richtung in den Vordergrund. Man dürfte diese Periode in mehrfacher Beziehung die Heldenzeit Goethes nennen, denn einem Helden gleich hat er die tiefsten Menschheitsprobleme des Jahrhunderts, das Wiederaufwachen des nationalen Denkens und Fühlens, die Urnatur des menschlichen Gemütes, die Sehnsucht nach Natur in der geistigen Bildung des Menschen zur dichterischen Gestaltung gebracht; Helden sind es, die er in Götz, Faust, Prometheus, Mahommed, ja auch im Werther dargestellt hat, und Züge seiner eigenen Heldennatur sind es, die sich in diesen Helden der Dichtung widerspiegeln.

Mit Goethes Eintritt in den Weimarer Kreis drängt sich eine mehr subjektive Richtung vor. Was der Dichter in den Frankfurter Sturm- und Drangjahren an eigener Bildung, Weltanschauung, Weltbeherrschung, Freiheit und Selbständigkeit gewonnen, galt es jetzt gegen beengende Einflüsse zu erhalten, sich selbst, seinen Frieden, seine Ruhe, den ganzen freien Wert des Lebens zu bewahren. An Stelle der andringenden energischen Kraft tritt Sorge, Einschränkung. Ganz besonders wird jetzt die Welt seines Innern durch einzelne Personen bedingt, und nicht bloß er selbst mißt sein Glück an der Hingebung und Teilnahme, die er an Charlotte von Stein findet: das ist überhaupt ein charakteristischer Zug der Weimarer Gesellschaft in dieser Periode, daß sie alle, die Glieder des fürstlichen Hauses, Knebel, Herder, die Herderin sich in engen abgeschlossenen Kreisen bewegen, an denen ihr Glück, ihre Sorge, ihre Ruhe und

Unruhe hängt. So kommt es, daß Goethe für Jahre hinaus nichts mehr veröffentlicht, ſeine meiſt lyriſchen Dichtungen gehen bloß noch von Hand zu Hand. Das iſt die Zeit, wo eines der beliebteſten Loſungswörter Goethes lautet: O laß mich! laß mich!

Es kommt freilich vereinzelt auch ſchon früher vor, aber nur einmal in beſtimmender Weiſe, ganz am Anfang der Sturm- und Drangzeit. Man findet es in einem Briefe, den Goethe noch von Straßburg aus an den kurz vorher nach Bückeburg verreiſten Herder, ſeinen Meiſter und Lehrer geſchrieben hat. Es iſt ein Bibelwort, das wir ſchon erwähnt haben. Im weiteren Zuſammenhang lautet es folgendermaßen:

> „Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir ſind. Bin ich beſtimmt, Ihr Planet zu ſein, ſo will ichs ſein, es gern, es treu ſein. Ein freundlicher Mond der Erde ... Adieu, lieber Mann. Ich laſſe Sie nicht los. Ich laſſe Sie nicht. Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und ſollt' ich lahm darüber werden."

Sonſt aber ſpielt in den Dichtungen der Sturm- und Drangzeit das Verb laſſen keine bedeutende Rolle, weder im Götz noch im Werther, noch im Fauſt noch in den kleineren Dichtungen. Und erſt in der erſten Weimarer Zeit ſpiegelt ſich das Abhängigkeitsgefühl, das für Goethe jetzt ſo beſtimmend wurde, in zahlreichen Stellen wieder. Nicht, wie zu erwarten ſteht, vom erſten Augenblick an, ſondern, wenn unſere Beobachtung uns nicht trügt, vom Jahr 1777 an. Von dieſer Zeit an häufen ſich in Goethes Briefen an die Frau von Stein die laſſen, ohne daß ſie hier beſonders hervortreten, deutlicher in einer Tagebuchſtelle vom November dieſes Jahres:

> „Heiliges Schickſal, du haſt mir mein Haus gebaut und ausſtaffiert über mein Bitten, ich war vergnügt in meiner Armut unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mirs zu laſſen, aber du haſt mir Dach und Beſchränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch friſch und zuſammengenommen der Reinheit genießen. Amen ja und Amen winkt der erſte Sonnenblick."

Ähnlich wie der Dichter hier vermittelſt des Wortes laſſen eine Bitte an das Schickſal richtet, ſo geſchieht es in zwei lyriſchen Strophen dieſer Zeit an die Sorge und an die Hoffnung. Der Sorge ruft er zu:

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn, o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ichs faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach mich klug.

Und an sein Glück, sein Schicksal richtet er die Worte:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ichs vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Das Gedicht „Ilmenau" beginnt damit, daß der Dichter, es war am 26. Geburtstag des Herzogs, sein liebes Thal, den Hain und die Berge von Ilmenau begrüßt.

Wie kehrt ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!
O laß mich heut an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn ...
Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält.

Reicher natürlich fließt der Strom in den größeren Dichtungen dieser Zeit. Zuerst in Egmont, wobei die Goetheforschung freilich leider nicht mehr im einzelnen bestimmen kann, welche Stücke des Dramas noch aus der Frankfurter Zeit, welche aus der ersten Weimarer Zeit und welche aus Italien stammen. So viel aber ist gewiß, daß auch hier das Wort lassen in solchen Scenen prägnanter auftritt, wo ein starkes Abhängigkeitsgefühl zweier zusammengehörender Personen dargestellt ist. Dieses ist der Fall in jener zentralen Scene zwischen Egmont und Oranien, wo Oranien schließlich dem in seinen Augen verlorenen Egmont die Hand mit dem Worte faßt: Laß dich überreden! Geh mit! — Stärker aber in der Schlußscene des dritten Aktes. Da spricht Klärchen zu ihrem hohen Geliebten: Laß mich schweigen! Laß mich dich halten! Laß mich dir in die Augen sehen! — Und Egmont: O laß mich schweigen, wie es dem ergeht (er meint sich selbst), wie es dem zu mute ist. — Und Klärchen: So laß mich sterben. Die Welt hat keine Freuden als diese. — Und in der Scene, wo Ferdinand Egmont im Kerker aufgesucht hat, da spricht der Jüngling zu dem Freunde, den er erst in dessen Todesstunde kennen lernen durfte: Laß diese Leidenschaft rasen! Laß mich losgebunden klagen! O laß mich noch!

Am reichsten jedoch ist lassen in der Iphigenie vertreten, dem einzigen größeren Dichtwerke Goethes, das ganz aus dieser Periode stammt. Nirgends sonst hat der Dichter das innere Leben der Seele, das Hangen und Bangen, nicht in der Liebe, sondern in der rein menschlichen Abhängigkeit durch gemeinsames Schicksal verknüpfter Menschen so warm, so tief, so rein dargestellt wie hier. Hier ist alles Abhängigkeit, Mensch zu Mensch, Seele zu Seele, Schicksal zu Schicksal, Gefühl zu Gefühl, und

auch der Heldenmut, der in Iphigenien verkörpert ist, entspringt aus ihrem Abhängigkeitsgefühl zur inneren Wahrheit des Seelenlebens. Im besondern erweist sich unser Wort im gegenseitigen Verhältnis Iphigeniens zu Arkas, Iphigeniens zu Thoas, Orests zu Pylades, Iphigeniens zu Pylades, Orests zu Thoas und am stärksten in dem Verhältnis Orests zu Iphigenie. Arkas wendet sich im ersten Akte mit der dringenden Bitte an die Priesterin, sie möge der Neigung und Bewerbung des Königs nicht widerstehen:

Laß,
O überlaß ihn nicht sich selbst, damit
in seinem Busen nicht der Unmut reife
und dir Entsetzen bringe, du zu spät
an meinen treuen Rat mit Reue denkest.

Die Beispiele häufen sich in denjenigen Teilen der Dichtung, welche das Verhältnis zwischen Iphigenie und ihrem Bruder einerseits und Thoas andererseits zur Grundlage haben, und zwar namentlich im fünften Akte. Die Priesterin hat, um die Reinheit ihrer Seele zu retten, an Thoas den Anschlag der Geschwister und des Freundes gestanden, und es gilt, das Gemüt des nicht unedlen Mannes zu rühren. Da lauten denn Iphigeniens Worte u. a.:

Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unser Haus entsühnen!
Du hältst mir Wort! wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du mich zu lassen, und sie ist es nun.
O laß die Gnade, wie das heilge Licht
Der stillen Opferflamme, mir umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude lodern.

Thoas Herz ist bewegt, er ist bereit, die Hand zur Versöhnung zu reichen, als Iphigeniens Bruder mit Pylades gewaffnet auftritt, um sich und seine Schwester mit Gewalt zu befreien. Da gilt es nochmals, Worte der Versöhnung zu finden. Orest bietet sich zum Zweikampf an:

Laß mich nicht allein für unsre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen.

Doch Iphigenie widersetzt sich:

Laßt die Hand
Vom Schwerte!

Da geht dem Bruder die Erkenntnis auf, daß der Befehl Apollos, die Schwester nach Griechenland zu bringen, nicht der Schwester des Gottes, sondern seiner eigenen Schwester gegolten habe.

Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe.
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht:
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!

Und Iphigenie:

Denk an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem graden, treuen Munde dich
Bewegen!

Auch in den Scenen zwiſchen Oreſt und dem Freunde und zwiſchen dieſem und der Prieſterin iſt die Bitte des Laſſens eingefügt, aber nirgends in der Dichtung tritt ſie ſo in den Vordergrund wie in der Erkennungsſcene des dritten Aktes. Zuſammengedrängt lauten die Zeugniſſe folgendermaßen:

Iphigenie: Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt: O laß dein Fragen und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen!
Soll die Glut denn ewig,
Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie: Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Buſens leiſe wehend kühlen!
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt: Laß! hinweg!
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürdiger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie: O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang erflehten, mich auch ſicher werden!
O laß mich! laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ewge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt.

Oreſt: Unſelige, ſo mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unſers Hauſes ſehn!
Gut, Prieſterin, ich folge zum Altar.
Und laß dir raten, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne.
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen.

Bald nach dieſem Worte ſinkt der Arme in Ermattung. Wie er aus ſeiner Betäubung wieder erwacht, glaubt er ſich in der Unterwelt, im Kreiſe der Seinigen, die er als letzter des Geſchlechtes begrüßt. So

findet ihn die mit Pylades zurückkehrende Schweſter. Sie fleht die göttlichen Geſchwiſter, Apoll und Diana, um Hilfe an:

Iphigenie: Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder,
O laß den Einzgen, Spätgefundnen mir
Nicht in der Finſternis des Wahnſinns raſen!

Das Wort der Schweſter, dem ſich dasjenige des Freundes zugeſellt, klärt endlich das verſöhnte Gemüt Oreſts auf, und er wendet ſich mit dem Worte an Iphigenie:

Oreſt: Laß mich zum erſten Mal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt
Und gnädig ernſt den langerflehten Regen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet,
O laßt mich auch in meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!

Man darf von vornherein erwarten, daß es auch in Goethes Taſſo an zahlreichen Zeugniſſen unſeres Loſungswortes nicht mangeln werde Da jedoch genauere Anhaltspunkte zur Beſtimmung deſſen fehlen, was Goethe in Italien gedichtet hat, und da der ganze Ton des Gedichtes lange nicht zur ſeeliſchen Leidenſchaft der Iphigenie hinanreicht, ſo werden auch die Zeugniſſe für laſſen nicht die Bedeutung derjenigen haben, welche das ältere Drama kennzeichnen. Wir verzichten aus dieſen Gründen auf ein näheres Eingehen.

In die erſte Weimarer Zeit fallen auch Wilhelm Meiſters Lehrjahre, in denen der Dichter wiederum Bilder innerlichſter Abhängigkeit, namentlich in Mignon und dem Harfner dargeſtellt hat. Wir beſchränken uns auf eine Anzahl Stellen aus den Liedern, die Goethe in die Dichtung eingewoben hat:

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja, laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Ach, werd ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein.

Die italieniſche Reiſe bildet den Abſchluß der erſten Weimarer Zeit. Gerade das Abhängigkeitsgefühl, das immer ſtärker über ihn gekommen war, das unabweisbare Bedürfnis, ſeine äußere und innere Exiſtenz zu befreien, der Wunſch, nachdem er ſolange der Amboß geweſen, wieder einmal der Hammer ſeines Schickſals zu ſein, das alles trieb ihn über die Alpen. Als er zurückkehrte, und ſich, nicht bloß betreffs der Vulpius, ſeinen Hausſtand neuordnete, da lagen bald die leitenden Lebensverhältniſſe jener erſten Weimarer Zeit ebenſo fremd hinter ihm, wie es zehn Jahre früher mit den Verhältniſſen und Dichtungen der Frankfurter Zeit geweſen war. Da iſt denn auch das Wort vom laſſen wieder zurückgetreten. Man findet es in jenem prägnanten Sinne weder in den römiſchen Elegien, noch in den Venetianiſchen Epigrammen, weder in den beiden Epiſteln noch in den Balladen des Balladen- und den Epigrammen des Xenienjahres. Einzig in Hermann und Dorothea erſcheint unſer Laſſen noch einmal in jener ſcharfen Bedeutung; wie denn überhaupt Goethe in die reiche äußere Handlung einen Teil des ſeeliſchen weichen Gefühlslebens niedergelegt hat, das dieſe nachitalieniſche Periode ſonſt wenig zeigt. Ich erwähne von den vielen Zeugniſſen nur drei.

Zuerſt in der Scene unter dem Birnbaum, wo die Mutter den Sohn aufgeſucht und gefunden hat. Auf ſeine Behauptung hin, die Not und das Elend, das er heute geſehen, habe ihn zu dem Entſchluſſe gebracht, ſich auch unter die Fahne zu ſtellen, um das Vaterland in dieſen ſchweren Tagen verteidigen zu helfen, auf dieſe Worte hin hat die verſtändige Mutter erklärt, er ſolle ihr nicht die Wahrheit vorenthalten, er verberge ſein Herz und habe ganz andere Gedanken. Ja, geſteht ihr Hermann, es ſei wahr, ſie habe ihn auf halbwahren Worten ertappt. Worte waren es nur, die ich ſprach, ſie ſollten vor euch nur meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.

Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahingehn.
Darum laſſet mich gehen, wohin die Verzweiflung mich antreibt.

Die beiden Freunde des Hauſes haben die beſten Nachrichten über Dorothea eingezogen und fordern nun den auf ſie harrenden Hermann auf, er möge ſofort mit ihnen zurückfahren und um die Jungfrau werben.

Da überkommt aber den Jüngling die Sorge, Dorothea werde wahrſcheinlich ſchon einem Glücklicheren die Treue verſprochen haben. Darum will er ſein Schickſal ſelber vernehmen.

Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß ers wert iſt, das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein!

Aber der Jüngling findet den Mut der Werbung nicht, er dingt die Jungfrau als Magd ſeiner Eltern und kehrt mit ihr in ſeine Wohnung zurück. Da erweckt aber ein freundlich-mutwilliges Wort aus dem Munde des Vaters dermaßen den Unmut der Jungfrau, daß ſie ſofort zurückkehren zu wollen erklärt:

Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben.
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger, es iſt nun geſchehen.

Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dies? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht, du biſt mir des Sohnes Verlobte.

Und ſie wird es und ſpricht das Wort:

Ihr werdet gerecht der Überraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!

Es läßt ſich vermuten, daß unſer laſſen, das einſt in des Dichters Empfindungswelt eine ſo große Rolle geſpielt hatte, auch dem alternden Manne ein liebes Wort geblieben ſein werde, wenn er auch nicht mehr die typiſche Bedeutung der jüngeren Jahre beibehielt. Eine Anzahl Goetheſcher Sprüche mögen auch dafür Zeugnis ablegen:

Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren.
Denn, Gott ſei Dank! es iſt ein alter Brauch:
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.

Laß nur die Sorge ſein,
Das giebt ſich alles ſchon;
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närriſchen Einfall haben.

Du magſt an dir das Falſche nähren,
Allein wir laſſen uns nicht ſtören;
Du kannſt uns loben, kannſt uns ſchelten,
Wir laſſen es nicht für das Rechte gelten.

Fehlſt du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannſt du dich nicht vom Fehl befrein,
Wirſt du andern gern verzeihn.

Wir ſind am Schluſſe unſerer Betrachtung angelangt. Doch möchte ein Goethefreund mit Recht uns tadeln, wenn wir nicht dasjenige Wort noch kurz erwähnen würden, das, zur Wortſippe von laſſen gehörig, ſchon längſt als ein ſpezifiſcher Lieblingsausdruck unſeres Dichters gewürdigt worden iſt, es iſt das Adjektiv gelaſſen.

In der Sprache der Myſtiker ſpielte ein Verb ſich gelaſſen eine große Rolle, es bezeichnete eine innige Ergebenheit in Gott und wurde, obgleich es nicht in die deutſche Bibel Aufnahme fand, auch von Luther gebraucht. Carlſtadt ließ 1523 zu Wittenberg ein Traktätlein ausgehen unter dem Titel: „Was geſagt iſt „ſich gelaſſen" und was das Wort Gelaſſenheit bedeut". Eine ähnliche Bedeutung hatte nun das früh zum Adjektiv gewordene Partizip von laſſen, gelaſſen. Es bezeichnete den, der die Welt und ſich ſelbſt gelaſſen und ſich Gott gelaſſen hat. So ſagt Luther: „wo euer nur drei ist, die in Gott gelassen alleine seinen namen und ehre suchen, werdet ir hundert tausend nicht fürchten", und Zwingli: „welcher in Gott gelassen ist wie Abraham, der bedarf keines gsatzes". Dieſe religiöſe Bedeutung des Wortes war noch im 18. Jahrhundert nicht gänzlich erloſchen, wie denn z. B. Gellert ſingt:

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
So will ich denn gelaſſen
Mich auch in Leiden faſſen.

Sonſt aber hatte der Zeitgeiſt das Wort vom religiöſen Boden auf den philoſophiſchen, vom chriſtlichen auf den antiken verſetzt und gelaſſen mit ſtoiſch, Gelaſſenheit mit ſtoiſcher Ruhe übertragen. Wieland ſpricht von gelaſſener Vernunft, Hagedorn von dem gelaſſenen Herzen des Horaz. Bei Goethe iſt es nicht bloß der Geiſt der Zeit, der aus dem Worte ſpricht, ſondern in hohem Maße ſein eigener Geiſt, der Geiſt der Ergebenheit in das, was das Schickſal, das Glück, die Gegenwart ihm bringt. Und zwar findet ſich das Wort nicht bloß, wie das Grundwort laſſen, vornehmlich in jener erſten Weimarer Zeit, ſondern immer und überall, im Werther, im Götz, in Iphigenie, Taſſo, Hermann und Dorothea und an anderen Orten. Es genügt, aus dem Grimmſchen

Wörterbuch hier einige Zeugniſſe zuſammenzuſtellen; denn glücklicherweiſe hat Hildebrand in ſeiner geiſtvollen Art das Wort gelaſſen bearbeitet, während die zwar ſehr ausführliche Behandlung des Verbs laſſen aus der Feder Moriz Heynes den inneren Kern kaum ſtreift.

Die „Grenzen der Menſchheit“ beginnen:

Wenn der uralte heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze über die Erde ſät,
Küß ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Aus Iphigenie:

O laß mich zaudern, denn du thäteſt ſelbſt
ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Vernimm, ich bin aus Tantalus Geſchlecht!
Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.

Willſt du denn alles ſo gelaſſen wagen?
Ich hab es in der Götter Hand gelegt.

Aus Hermann und Dorothea:

Da fiel Kummer und Wut auch ſelbſt ein gelaſſnes Gemüt an.
Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen.

Damit mag es genügen, und ich laſſe das Wort laſſen, indem ich mit Gelaſſenheit dem Urteil meiner Leſer mich unterziehe.

Der Streit über das Weſen des Satzes.

Von **E. G. O. Müller** in Breslau.

Es iſt eine höchſt befremdliche Thatſache, daß trotz des ſo hohen Standes der Sprachwiſſenſchaft ſich die Forſcher bis jetzt noch immer nicht über denjenigen Begriff geeinigt haben, welcher den Ausgangspunkt aller ſprachlichen Unterſuchungen bildet. Dies iſt zweifellos der Begriff des Satzes. Mit Recht neigen ſich die hervorragendſten Linguiſten, wie z. B. Max Müller, Friedrich Müller, Paul, Whitney, Geiger immer mehr der Anſicht zu, daß die Urelemente der Sprache, die Wurzeln, urſprünglich Sätze geweſen ſind; mit Recht ſieht man allgemein nicht mehr im Wort oder Laut das Element der Sprache, ſondern im Satze, und doch ſucht man vergebens in der umfangreichen Litteratur

über die Sprachwissenschaft eine anerkannt brauchbare Erklärung dieses Begriffes.

Wohl am meisten verbreitet ist die Definition Beckers, welche auch von Sanders übernommen ist: „Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke." Es ist schwer einzusehen, wie eine so durchaus falsche Erklärung sich von Geschlecht zu Geschlecht hat vererben können. Denn wäre diese Erklärung richtig, so dürfte man Hut dahin definieren, daß er ein bedeckter Kopf ist. Aber ebensowenig ein Hut ein Kopf ist, sondern alles, was sich auf dem oberen Teile des Kopfes befindet, ohne selbst Kopf zu sein, so ist ein Satz kein Gedanke, sondern das, was von einem Ausspruche bleibt, wenn man von dem Gedanken selbst absieht. Ein Satz kann deshalb niemals ein Gedanke selbst, sondern höchstens die Einkleidung eines Gedankens sein.

Deshalb wird auch von andern die Beckersche Erklärung dahin umgeformt: „Satz ist der Ausdruck eines Gedankens durch Worte." Doch auch in dieser Form enthält die Definition noch Fehler. Zunächst ist sicher klar, daß man danach die Äußerungen von Kindern und Ausländern, welche einer Sprache nicht mächtig sind, aber einzelne Worte derselben kennen, als Sätze bezeichnen müßte, was im Ernste niemand thut, denn nicht dadurch, daß man den Ausdruck eines Vorstellungsinhalts in Worte faßt, wird er zum Satze, sondern dadurch, daß man die Worte so wählt, wie sie die festen Gesetze der Sprache vorschreiben.

Aber auch die von Schötensack und Vernaleken danach umgeformte Definition: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens", ist ebenfalls noch fehlerhaft, wenn sie auch gegen die Beckersche ein bedeutender Fortschritt ist. Denken nämlich ist die dem Willen unterworfene geistige Thätigkeit des Menschen, welche sich im Bilden von Vorstellungen, Begriffen, Urteilen und Schlüssen zeigt. Jede dieser Thätigkeiten wird nun durchaus nicht immer durch einen Satz ausgedrückt, denn erstens ist die Thätigkeit, welche wir entwickeln, um den Inhalt einzelner Satzteile uns vorzustellen, ebenfalls Denken, und doch ist es selbstverständlich, daß nicht jeder Satzteil ein Satz ist. Zweitens wird ein neuer Gedanke von seinem Entdecker meist nicht durch einen Satz, sondern durch eine längere Erörterung ausgedrückt, welche viele hundert Sätze enthalten kann, und drittens giebt es viele Sätze, wie z. B. alle zusammengesetzten, die nicht einen, sondern mehrere Gedanken enthalten. Die Definition, daß der Satz der sprachliche Ausdruck eines Gedankens ist, ist also viel zu weit und nichtssagend.

Die Ungenauigkeit dieser Definition will Kern dadurch heben, daß er sie durch die Hinzufügung des finiten Verbs einschränkt und sagt: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens mit Hilfe

eines finiten Verbs.“ Aber dementgegen steht die Thatsache, daß sehr viele sprachliche Ausdrücke allgemein unbedingt als Sätze bezeichnet werden, denen das finite Verb fehlt. Von den von Sanders in „Satzbau und Wortfolge“ auf Seite 146 angeführten Sätzen greife ich nur folgende heraus: Heil Dir im Siegerkranz! Wie der Herr, so der Knecht. Ende gut, alles gut. Je höher die Glocken, je heller der Klang; je ferner das Mädchen, je lieber der Gang (Wilhelm Müller). Keine Luft von keiner Seite! Todesstille fürchterlich! Wozu der Lärm? (Goethe). Dieses Glas dem guten Geist. Diesen Kuß der ganzen Welt (Schiller). Aber auch wenn man diese Sätze nicht als wirkliche Sätze gelten lassen wollte, wofür allerdings kein Grund vorliegt, so hätte Kerns Definition den großen Fehler, daß sie nur für einzelne Sprachen, nicht für alle gilt. Sätze haben alle Sprachen, das finite Verb aber nicht, wie z. B. das hoch entwickelte Chinesisch. Der Begriff des Satzes ist viel ursprünglicher und älter als der des finiten Verbs. Dieses setzt den Begriff des Satzes voraus, ist also aus ihm erst abzuleiten und kann mithin nicht zu seiner Definition gebraucht werden. Ferner müßte man nach Kerns Definition in einem längeren sprachlichen Abschnitt soviel Sätze zählen, als finite Verben darin enthalten sind, was dem allgemein gültigen Sprachgebrauche durchaus zuwider ist. Also auch Kern trifft mit seiner Definition nicht das Wesen des Satzes, so scharfsinnig und wertvoll seine Satzlehre auch ist.

Auf andere Weise als Kern haben mehrere Sprachforscher und Logiker die zu weite Definition, daß der Satz der sprachliche Ausdruck eines Gedankens sei, dadurch einzuengen gesucht, daß sie wie z. B. Überweg definieren: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Urteils.“ Auch die Definition Steinthals, daß der Satz die Darstellung des Urteils sei, ist dem Sinn nach wohl hiermit identisch. Zu dieser Definition hat sich auch das Meyersche Konversationslexikon jetzt entschieden, während die älteren Auflagen noch die Beckersche Definition haben. Diese Definition aber wäre nur dann richtig, wenn wir nur einfache Sätze hätten, denn nur den einfachen Satz kann man als den sprachlichen Ausdruck eines Urteils auffassen. Leider giebt es aber auch zusammengesetzte Sätze, welche der Ausdruck nicht eines, sondern mehrerer Urteile sind. Also auch diese Definition steht im offenen Widerspruch mit der Wirklichkeit.

Derselbe Einwand wie gegen die oben erwähnte Definition steht der Definition entgegen, welche die neueste selbständige, originelle und scharfsinnige Bearbeitung der Logik von Benno Erdmann enthält. Erdmann, der die sprachliche Seite der Frage nach dem Urteil wohl am eingehendsten von allen modernen Logikern mit ausgedehnter sachlicher und historischer Kenntnis erörtert, definiert: „Satz ist die prädikative

Verknüpfung von Worten." Aber noch ein anderer Einwand läßt sich gegen Erdmann erheben, denn eine prädikative Verknüpfung von Worten ist nur der sogenannte nackte Satz, in welchem Subjekt und Prädikat durch ein Wort ausgedrückt sind. Jeder erweiterte Satz, dessen Subjekt oder Prädikat aus mehr als einem Worte besteht, ist nicht eine prädikative Verknüpfung von Worten, sondern von Wortgefügen, deren Worte attributiv verknüpft sind.

Die alte Definition einzuschränken versucht auch der bekannte Sprachforscher Friedrich Müller und definiert den Satz als den kürzesten, einfachsten Ausdruck eines Gedankens. Der kürzeste und einfachste Ausdruck eines Gedankens ist aber bekanntlich das Nicken oder Schütteln des Kopfes. Andererseits giebt es viele Sprachprodukte, die zweifellos Sätze sind, aber den Gedanken, den sie zum Ausdruck bringen wollen, nicht in die einfachste und kürzeste Form, sondern in eine sehr weitschweifige und umständliche bringen. Friedrich Müller meint jedenfalls etwas weit Richtigeres, als er sagt. Ich vermute, daß er mit seiner Erklärung sagen will, daß eine längere Mitteilung von Gedanken in kürzere selbständige Abteilungen zerfällt, und daß man die kürzesten derselben Sätze nennt. Aber in seiner Fassung liegt dieser Gedanke nicht wirklich ausgedrückt.

Einen originellen und durchaus richtigen Gesichtspunkt bringt die Definition Heyses zum Ausdruck: „Satz ist jede vollständige in sich geschlossene und für sich verständliche Aussage oder Äußerung eines Gedachten." Diese Definition übernimmt im wesentlichen auch Oskar Erdmann, indem er Satz als eine in sich abgeschlossene Äußerung eines Menschen angesehen wissen will. Aber so richtig auch die Betonung der Abgeschlossenheit in den beiden Definitionen ist, so sind sie beide doch viel zu weit, da nach ihnen einerseits jede charakteristische Geste, andererseits jeder abgeschlossene aus mehreren Sätzen bestehende Bericht ein Satz wäre, was doch in Wirklichkeit niemand behaupten will.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus sucht Kehrein und nach ihm das Brockhaussche Konversationslexikon den Satz in folgender Weise zu definieren: „Satz ist die Verbindung von Subjekt und Prädikat." Wäre diese Definition richtig, so müßte es Worte geben, die Subjekt und solche die Prädikat sind, bevor sie in einen Satz gefügt werden. Aber ebenso wie eine Kette erst durch das Verbinden von Ringen entsteht, nicht aber schon vorhanden ist, ehe die Ringe, welche sie bilden, zusammengefügt sind, so entsteht Subjekt und Prädikat erst durch die Bildung eines Satzes, niemals aber sind Worte als Subjekt und Prädikat vorhanden, ehe aus ihrer Vereinigung ein Satz gebildet

wurde. Kein Wort, keine Wortverbindung kann an sich Subjekt oder Prädikat sein, ebensowenig ein Ring für sich eine Kette sein kann. Das ursprünglich Gegebene ist der Satz, nicht Subjekt und Prädikat. Sie sind stets erst aus einem schon vorhandenen Satze durch Reflexion herauszuheben. Erst durch die vollendete Bildung eines Satzes entsteht Subjekt und Prädikat. Die Kehreinsche Definition und mit ihr die des Brockhausschen Konversationslexikons ist daher ein klassisches Beispiel eines Hysteronproteron.

Eigentümlich ist die Erklärung, die Max Müller in seinem Werke: Das Denken im Licht der Sprache giebt: „Wir nennen einen Satz ausschließlich die Verbindung zweier ursprünglich selbständiger Sätze, in welchem ein Ausdruck von einem andern Ausdrucke entweder bejaht oder verneint wird.“ Es berührt wunderbar, einen so berühmten Forscher bei einer so schwachen Definition zu ertappen. Zunächst widerspricht sie den ersten Regeln der Logik oder richtiger den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, daß das zu erklärende Wort nicht selbst in der Erklärung verwandt werden darf. Dann aber ist sie eine unklare Vermischung der Definition des Urteils und der des Satzes. Der Begriff des Satzes, zu dem sie aber im günstigsten Falle führen würde, ist nicht der Satz im allgemeinen, sondern nur der specielle Fall des einfachen Satzes.

Höchst merkwürdig ist es, daß so hervorragende Sprachforscher wie Grimm, Whitney, Paul, Geiger und andere sich mit der Frage, was ein Satz sei, gar nicht beschäftigt zu haben scheinen, denn bis jetzt ist es mir nicht gelungen, eine Erwähnung dieser wichtigen Frage in ihren umfangreichen Werken zu finden.

Trotz der so verschiedenen Erklärungen des Satzes ist doch die sehr erfreuliche Thatsache nicht zu leugnen, daß man im einzelnen Falle nicht im Zweifel ist, ob man ein Sprachgebilde einen Satz nennen soll oder nicht. Die Bedeutung des Wortes Satz ist durch Jahrhunderte langen Sprachgebrauch geheiligt, und an ihr zu rütteln wäre eine Sünde gegen den Geist der Sprache. Man hat ohne Zweifel ein allgemein anerkanntes Merkmal für das, was ein Satz ist, und dies ist der Punkt. Diejenigen Abschnitte einer sprachlichen Mitteilung, welche mit einem Punkte geschlossen werden, sobald sie durch die Schrift fixiert werden, sind Sätze. Natürlich ist die Angabe dieses äußerlichen Merkmals keine Definition, sondern nur die Feststellung der Thatsache, daß wir unbewußt alle über das Wesen des Satzes einig sind. Es fehlt nur der richtige bewußte Ausdruck dieser Vorstellung und zu diesem führt, wie ich hoffe, folgende Erwägung.

Es steht zweifellos fest, daß alle Sätze aus Worten bestehen. Meist sind es mehrere Worte, und nur selten bildet ein einzelnes Wort

einen Satz. Sind wie gewöhnlich mehrere Worte vorhanden, so müssen sie nach den Gesetzen der Sprache verknüpft sein, d. h. es müssen Wortgefüge sein. Jeder Satz ist also ein Wort oder Wortgefüge. Der Ausdruck „Wort oder Wortgefüge" ist aber nur die schleppende Bezeichnung für einen durchaus einheitlichen grammatischen Begriff, der sich bei allen syntaktischen Betrachtungen wiederholt, denn jedes Subjekt, jedes Prädikat, jedes Attribut, jedes Objekt, jede adverbiale Bestimmung ist ein Wort oder Wortgefüge. Es ist also notwendig diese einheitliche Vorstellung, diesen wichtigen Begriff durch ein geeignetes Wort zu bezeichnen, wofür der Ausdruck Wortgebilde am nächsten liegt. Danach erhält man als festen Ausgangspunkt der Untersuchung: Satz ist ein Wortgebilde. Da aber jeder Satz ein Wortgebilde, nicht aber jedes Wortgebilde ein Satz ist, so fragt es sich: Wie muß ein Wortgebilde beschaffen sein, damit es Satz genannt werden darf? Die Antwort lautet: Es muß selbständig sein.

Zum Wesen des Satzes gehört zweifellos, daß er ein Ganzes, ein Selbständiges, eine Einheit oder, wie man auch sagen kann, ein Individuum ist So wie sich der Stoff aus Molekülen, das Fruchtfleisch aus Zellen, die Bienentraube aus Bienen aufbaut, so baut sich die Sprache aus Sätzen auf, und so wie man den Stoff in Moleküle, das Fruchtfleisch in Zellen, die Bienentraube in Bienen zerlegen kann, nicht aber Moleküle, Zellen und Bienen weiter zerteilen kann, ohne sie zu zerstören, ohne ihre Individualität zu vernichten, so kann man auch jede längere sprachliche Mitteilung in Sätze auflösen, nicht aber die Sätze weiter zerlegen, ohne ihr Wesen damit zu zerstören. Die richtige Definition, welche sich daher für den Begriff des Satzes ergiebt, ist die: „Satz ist ein selbständiges Wortgebilde." Die einzelnen Worte eines Satzes sind keine sprachlich selbständigen Teile, denn die Sprachgesetze verlangen gebieterisch, daß alles, was wir aussprechen, Sätze sind. Erst das gesetzmäßige Verknüpfen von Worten ist Sprechen. Das Nennen einzelner Worte ist ebenso wenig Sprechen, wie das Buchstabieren und Lautieren. Wie nur die gesetzmäßige Vereinigung von Tönen Musik ist, nicht aber jeder losgelöste Ton für sich, so sind auch nicht einzelne Worte, sondern nur die aus ihnen gesetzmäßig gebauten Sätze erst das, was die Bezeichnung Sprechen verdient.

Um die Unklarheiten über das Wesen des Satzes wirklich und endgültig zu beseitigen, ist es notwendig, den Grund, aus dem sie hervorgegangen sind, aufzusuchen. Dieser aber liegt darin, daß man bei der Aufstellung einer Erklärung fast ausschließlich nur eine Art des Satzes im Auge hatte, nämlich denjenigen Satz, welcher nur ein einziges Urteil enthält. Ein derartiger Satz ist nicht nur eine höchst wichtige

Form, ſondern in der That die wichtigſte aller Satzformen, denn er dient als Ausgangspunkt aller Betrachtungen über den Inhalt und Bau des Satzes. Mit Recht nennt ihn Geiger die Seele der Sprache. Aber man hat darüber vergeſſen, daß dieſer Satz doch immer nur ein einzelner Fall des Begriffes Satz, daß er nur eine Art der Gattung Satz iſt und daß durchaus nicht alle Sätze derartige Sprachgebilde ſind. Der ſprachliche Ausdruck eines Urteils kann ein Satz ſein, muß es aber nicht. Deshalb fallen die beiden Begriffe: „ſprachlicher Ausdruck eines Urteils" und „Satz" nicht, wie faſt allgemein angenommen wird, zuſammen. Wollte man aber einwenden, daß doch das unabweisbare Bedürfnis vorliege, den ſprachlichen Ausdruck eines Urteils mit einem Worte zu bezeichnen, und daß hierfür das Wort Satz das paſſendſte ſei, ſo ſage ich, daß man hier durchaus im Irrtum iſt. Für den Begriff des ſprachlichen Ausdrucks eines Urteils hat unſere Sprache ein durchaus gutes, eingebürgertes, allgemein verſtandenes Wort und dies iſt nicht Satz, ſondern *Ausſage*. Die Quelle zahlloſer Unklarheiten und Widerſprüche iſt alſo die Verwechſelung von Satz und Ausſage. Nicht jeder Satz aber iſt eine Ausſage und nicht jede Ausſage ein Satz. Es giebt Sätze, die nicht Ausſagen, ſondern Verknüpfungen von Ausſagen ſind, und es giebt Ausſagen, die nicht Sätze, ſondern Teile von Sätzen ſind. Allerdings kommt es ſehr oft vor, daß ein Satz nur eine Ausſage enthält, oder was dasſelbe iſt eine Ausſage durch einen Satz gebildet wird. In dieſem einzelnen Falle fällt Ausſage und Satz zuſammen. Ein derartiger Satz iſt eine Ausſage, und eine derartige Ausſage iſt ein Satz.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe ſcharf charakteriſierte Form, dieſe wichtigſte Art des Satzes bis jetzt keinen Namen erhalten hat, und doch iſt es unbedingt geboten, für einen Begriff von grundlegender Bedeutung eine Benennung feſtzuſetzen. Weil man dieſer Forderung bis jetzt nicht nachgekommen iſt, die Notwendigkeit aber unabweisbar iſt, ſo wähle ich für die fehlende Bezeichnung der wichtigſten Satzart das Wort *Urſatz*. Ich glaube in der Wahl dieſes Wortes dem Sprachgeiſt gerecht geworden zu ſein, da man annehmen muß, daß der Satz, welcher nur eine Ausſage enthält, die urſprünglichſte Form des Satzes iſt. *Urſatz iſt alſo ein Satz, der nur eine Ausſage enthält.*

Der oder die Tiber, der oder die Rhone? — auch etwas von deutſchen Schiffen.

Von **Hans Nehry** in Braunſchweig.

Auf die Frage, ob der oder die Tiber, der oder die Rhone das Richtige ſei, brachten mich meine Schülerinnen einmal in einer engliſchen Stunde, als es beim Leſen von Byrons Prisoner of Chillon an der Stelle: I saw ... the blue Rhone in fullest flow der Überſetzerin einfiel, „den blauen Rhon" zu ſagen. Ich traute meinen Ohren nicht. Das war alſo der Segen, der ſchließlich bei dem Franzöſiſchlernen herauskam! Das betreffende Mädchen verteidigte auch, von anderen Mitſchülerinnen unterſtützt, ſeine Meinung ſehr ſiegesgewiß: Es heißt franzöſiſch le Rhône, alſo müſſen (müſſen!) wir ſagen: der Rhone, am beſten der Rhon. Nur mühſam gelang es, den Schülerinnen begreiflich zu machen, daß ſie als Deutſche zuerſt die Pflicht hätten, deutſch zu reden, und daß dieſe Pflicht ihnen das Recht gäbe, die Wörter einer fremden Sprache dem eigenen Sprachgefühl anzupaſſen. Ein erſtes Licht brachte die Hinweiſung auf die ganze Sippe der franzöſiſchen Masculins auf —age, die wir im Deutſchen (Etage, Plantage, Paſſage) das weibliche Geſchlecht anzunehmen zwingen, ſowie darauf, daß Fremdwörter und -namen es ſich auch gefallen laſſen müſſen, von uns auf eine uns bequeme Art ausgeſprochen zu werden, ſo daß wir gerade Namen von hervorragender Bedeutung, die aller Welt bekannt ſind, wie Napoleon, Paris, London, nichts weniger als idiomatiſch auszuſprechen pflegen. Durchſchlagend aber wirkte bei den Mädchen eigentlich erſt die Erinnerung daran, daß der Franzoſe ſeinerſeits unſere Weſer und Oder männlich gebraucht. Erſt an der Klarheit und Sicherheit des fremden Nationalgefühls vermochte ſich das eigene wieder völlig aufzurichten.

Denn es iſt doch zweifellos: wenn wir die Rhone und, um auch davon gleich zu reden, die Tiber ſagen, ſo behandeln wir die fremden Flußnamen ſo wie die entſprechenden einheimiſchen; ſie wachſen damit organiſch in unſerem Sprachkörper feſt; mit dem männlichen Artikel: der Tiber, der Rhone, kommen ſie mir dagegen vor wie Ausländer, die uns im eigenen Lande zwingen, ihre Sprache zu reden. Offenbar hat der unheilvolle Einfluß der Schulgelehrſamkeit, wie ſo manche, auch dieſe Unſitte gezeitigt. Mancher bringt den Tiber wohl auch von einer italieniſchen Reiſe mit heim und legt dann beſonderes Gewicht darauf. Aber wir ſagen ja: Tiber, nicht Tevere!

In welche Verwirrung wir mit jenen beiden Namen schon geraten sind, mag eine kleine Blumenlese beweisen. Von älteren Schriftstellern ist mir nur eine Stelle aus Lohenstein zur Hand, in dessen „Epicharis“ ein „Reyen der Tyber und der sieben Berge in Rom“ vorgeführt wird (s. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. 2, S. 400). Goethe sagt die Tiber (z. B. Römische Elegien III; Aus fremden Sprachen: Moderömerinnen; oft in der Italienischen Reise) und die Rhone (z. B. Briefe aus der Schweiz (2. Abteilung): Martinach, 6. November 1779 abends, und sonst). Ebenso steht die Tiber und die Rhone in Beckers und in Schlossers Weltgeschichte, aber auch bei Mommsen (Römische Geschichte I, 5; II, 391; II, 163; V, 85). Die Tiber sagten und sagen ferner Seume (Spaziergang nach Syrakus, Rom, 2. März), A. W. v. Schlegel (Julius Cäsar 1, 1), Wilhelm Raabe (Wunnigel S. 156), O. Jäger (Weltgeschichte II, 244), unter den Geographen z. B. Friedrich Ratzel (Anthropo-Geographie, Stuttgart 1882, S. 118); die Rhone haben Lamprecht (Deutsche Geschichte I, 68 und 279) und Guthe (Lehrbuch der Geographie 1868).

Eine große Anzahl Schriftsteller vereinigt das männliche Geschlecht bei Tiber mit dem weiblichen bei Rhone; überhaupt scheint sich der Tiber früher eingedrängt zu haben als der Rhone. Der Tiber aber die Rhone finden sich z. B. bei den Historikern Giesebrecht, Ranke, Weber, Nitzsch und Kämmel, auch in der 14. Auflage des Brockhaus, während in der 11. von 1868 auch schon der Rhone stand. Auch in den von Friedrich Hahn, von Theobald Fischer und von Egli verfaßten, Frankreich, Italien und die Schweiz behandelnden Abschnitten von Kirchhoffs Länderkunde von Europa begegnet uns der Tiber aber die Rhone, ebenso in den verschiedensten geographischen Lehrbüchern. Scheffel hat in seinen Reisebildern S. 241 die Rhone; im Trompeter sagt er der Tibris, und das mit Recht, ähnlich wie Ritter in der Geschichte der Erdkunde (herausgegeben von Daniel, 1880, S. 102) der Rhodanus sagt. Der Rhone gedeiht besonders in vielen neueren geographischen Schulbüchern; neben dem älteren Brockhaus hat es auch Meyers Konversationslexikon; beide Flüsse werden auch männlich gebraucht von Peschel (Phys. Erdkunde, herausgegeben von Leipoldt) und von Daniel z. B. in seinem Handbuch der Geographie, 1866, wo wir im zweiten Teil, S. 420, zum Überfluß zu Rhone noch die Anmerkung finden: „den wir Deutsche sehr gegen seine Natur zu einem Femininum machen, während er ein durchaus wilder und schlimmer Patron ist“, — ferner in seinem Illustrierten kleineren Handbuch der Geographie, 1882, während in Daniels von Volz herausgegebenem Lehrbuch der Geographie, 1885, zwar der Tiber, aber die Rhone steht.

Es bliebe nun endlich noch eine Kombination: die Tiber und der Rhone, was uns am sonderbarsten anmutet. So steht z. B. in Hertzbergs Geschichte der Römer (Grotes Allgemeine Weltgeschichte, 3. Bd.) und bei Gustav Freytag (die Tiber z. B. in den Fabiern 5, 2; der Rhone in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit I, 43).

Daß schließlich hie und da ein und derselbe Name ins Wanken gerät und bald weiblich, bald männlich erscheint, kann uns bei dieser Mannigfaltigkeit nicht wundern, ist doch aber nur ein Beweis für die große Unsicherheit unseres Sprachgefühls den Fremdnamen gegenüber, und gerade da sollte es sich mit besonderer Festigkeit geltend machen. In dem oben angeführten Guthischen Lehrbuche lesen wir auf S. 280: Der Tiber entspringt etwas östlich u. s. w., und gleich darauf, auf S. 281: Von Orvieto aus durchfließt die Tiber die Ebene von Latium. Ebenso gebraucht Paul Heyse in den Sabinerinnen 1, 6 und 2, 2 Tiber mehrfach weiblich, in der Novelle „Am Tiberufer" aber sagt er zuerst der, nachher die Tiber. Da das ein Reichtum ist, von dem die Sprache durchaus keinen Vorteil hat, so ist es zweckmäßig, auf einen einheitlichen Gebrauch hinzuwirken, und natürlich muß die Wahl so ausfallen, wie es unserm heimischen Brauche entspricht, d. h. die Tiber und die Rhone müssen das Feld behalten.

Einen anderen das Geschlecht von Eigennamen betreffenden Gebrauch möchte ich anhangsweise hier noch zur Sprache bringen. Die Grenzboten nagelten einmal an ihrem Schwarzen Brette (im 52. Jahrgang, S. 619) den „sonderbaren Mißbrauch" fest, daß man „die Baden" und „die Hohenzollern" sage, um die betreffenden deutschen Schiffe zu bezeichnen. Sage man doch „der Kaiser", „der Blitz". Der Tadler schlug zugleich statt des ihm abgeschmackt erscheinenden weiblichen Artikels vor: das Panzerschiff Baden, auf dem Schiff Baden, statt auf der Baden u. dergl. Mir scheint es nicht gerechtfertigt, Neubildungen wie „die Baden", „die Hohenzollern" von vornherein abzuweisen. Diesen Gebrauch haben sich doch jedenfalls die Seeleute selbst geschaffen, denen es kaum zuzumuten ist, immer in der umständlichen Wendung mit dem Zusatz Panzerschiff oder Panzer zu reden. Ob sie dazu aus eigenem Sprachgefühl oder durch englischen Einfluß gekommen sind? Jedenfalls läßt es sich sehr wohl nachfühlen, wenn sie da, wo der Name des Schiffes nicht das männliche Geschlecht erzwingt, von ihrem Schiffe als einem weiblichen Wesen sprechen. Es sei dabei erinnert an eine hübsche Auseinandersetzung, die Kapitän Marryat in seiner Erzählung „Robinson Ready" über den gleichen englischen Gebrauch giebt. „Bitte, Ready, fragt da der junge William den alten Seemann, warum nennt Ihr denn ein Schiff oder ein Boot immer she? — Ei, Master William, ich weiß

nicht, warum; aber gewiß, wir Seeleute thun es immer. Ich glaube, es geschieht, weil ein Seemann sein Schiff lieb hat. Sein Schiff ist sein Weib, ist eine sehr gewöhnliche Redensart bei uns; und dann, siehst Du, ein Schiff erscheint fast wie etwas Lebendiges: es (engl. she) sitzt wie eine Ente auf dem Wasser, und wenn es ruhig ist, rückt es hin und her, wie ein träger Mensch; setze ihm Segel auf, und es fliegt durchs Wasser, als ob es ein Tummler oder Delphin wäre; überlade es mit zu viel Segeltuch, und es klagt, und wenn der Sturm es herumstößt, stöhnt es wie ein Leidender. Da es also für uns Seeleute etwas Lebendiges ist und wir es lieb haben, so nennen wir es: she; vermutlich weil ein Mann ein Weib lieber hat als irgend ein anderes lebendes Wesen. Ich glaube, das ist der Grund, und natürlich, wenn ein Schiff she ist, so muß ein kleines Boot auch sho sein."

Ganz dasselbe, so scheint mir, läßt sich auch für den Gebrauch „die Baden", „die Hohenzollern" von deutschen Seeleuten geltend machen. Ist aber diese Begründung richtig, so hat der weibliche Artikel hier ebenso seine volle Berechtigung, wie in den zuerst besprochenen Fällen: er ist alsdann der Ausdruck einer gemütvollen Auffassung der Dinge, wie in jenen der einer nationalen.

Über einige Quellen der Gedichte von August Kopisch.

Von **A. Puls** in Altona.

Am 27. Juli schreibt August Kopisch von Berlin aus an seine Tante:

„Von meinen neuen Dichtungen will ich Ihnen eine mitteilen, die ich vor wenigen Tagen ausgeführt, aber zuerst in der Nacht, wo meine Mutter starb, entworfen habe. Wunderbar! ich hatte lange nicht so Ernstes gedichtet, und gerade in jener Nacht beschäftigte mich diese schaurige Volkssage bis gegen 3 Uhr. In dem ersten Entwurf[1]) war mein Gedicht länger; ich habe ihm erst in voriger Woche die letzte einfache Gestalt gegeben.

(Folgt: Der Reuter auf grauem Roß.)[2])

Sie werden bald erkennen, daß hier der Stoff der Bürgerschen Lenore zu Grunde liegt. Bürger hat indes das rührende Motiv der alten Volkssage, welches in dem Refrain „wie soll mir grauen, ich bin

1) Werke. ed. Böttticher. Berlin. 1856. III, 142.
2) Werke. V, 185.

bei dir" liegt, ganz übersehen, und es ist bei ihm gewissermaßen alle Liebe heraus. Mir schien demnach der Stoff einer neuen Bearbeitung wert, wobei ich mich möglichst genau an die über 1000jährige Volkssage gehalten.

Ich habe jetzt überhaupt sehr viel aus diesem tiefen Brunnen geschöpft und denke im nächsten Frühjahr ein Bändchen neuer Gedichte herauszugeben[1]), das mehrenteils Volksballaden enthalten wird, im ganzen aber mehr heitere als tragische."

Wenn Kopisch in obigem Briefe Bürger den Vorwurf macht, er habe das rührende Motiv der uralten Volkssage übersehen, so ist das etwas vorschnell geurteilt. Kannte denn Bürger überhaupt die Relation der Sage, die Kopisch vorlag? Wir dürfen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß er sie nicht kannte; denn sonst würde er sich dieses Motiv sicher nicht haben entgehen lassen. Woher hatte denn aber Kopisch selber jene Relation? Er spricht nur ganz allgemein von dem tiefen Brunnen der Volkssage, aus dem er geschöpft habe. Dieser unbestimmte Ausdruck scheint eher auf mündliche Überlieferung als auf ganz bestimmte Sagensammlungen hinzudeuten. Und dennoch hat Kopisch seine Volksballaden aus ganz bestimmten Sagensammlungen geschöpft, ja nicht wenige seiner schon 1836 herausgegebenen Gedichte entstammen einer solchen schriftlichen Quelle.[2]) Ich kann bis jetzt drei Hauptquellen für die Gedichte von Kopisch nachweisen:

1. Brüder Grimm, Deutsche Sagen. 2 Bde. Berlin 1816—18.
2. Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
3. Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Die betreffenden Ausweise über die Quelle der einzelnen Gedichte giebt folgende Tabelle.

Kopisch				Grimm			Kuhn		Müllenhoff	
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd.	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	II	1	Old Mütterchen	.	.	.	.	.	176	132 f.
1	II	2	Der Gonger	.	.	.	.	.	261	183 f.
1	II	4	Das nächtliche Hornblasen	.	.	.	.	.	339	247
1	II	7	Die Stadt im See	.	.	.	195	209 f.	.	.
1	II	8	Der Jäger am Mummelsee	I	59	74	.	.	.	.
1	II	14	Die Trauerweide	I	345	445	.	.	.	.

1) Allerlei Geister. Berlin 1848.

2) Sämtliche aus Grimm entlehnten Gedichte bis auf Ekerken und Lamissios Kampf mit der Amazonenkönigin finden sich schon dort.

Kopisch				Grimm			Kuhn		Müllenhoff	
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	II	15	Die Zirbelnüsse	I	299	388	.	.	.	.
1	II	21	Die Roggenmuhme	I	89	146	.	.	.	.
1	II	22	Das Wunder im Kornfeld	I	14	19 f.	.	.	.	.
1	II	23	Das Schwert im Stein	I	134	206	.	.	.	.
1	II	24	Der Dombau zu Bamberg	II	477	175	.	.	.	.
1	II	28	Winkelried und der Lindwurm	I	217	299	.	.	.	.
1	II	29	Der Mäuseturm	I	241	328	.	.	.	.
1	II	32	Das Ilefelder Nadelöhr	I	323	421	.	.	.	.
1	II	33	Der Süntelstein zu Halberstadt	I	200	276	.	.	.	.
1	II	34	Der große Krebs im Mohriner See	.	.	.	230	246	.	.
1	II	35	Der Burgemeister zu Pferde	.	.	.	5	6 f.	.	.
1	II	36	Die Mitte der Welt	.	.	.	24	26	.	.
1	II	38	Bruder Nickel	I	55	70	.	.	.	.
1	II	39	Die Zwerge auf dem Baum	I	147	221	.	.	.	.
1	II	40	Der Maulwurf	.	.	.	.	.	478	357 f
1	II	41	Hans Jochens Heimweh nach dem Hansjochenwinkel	.	.	.	.	25 Anm.	.	.
1	III	1	Hütchen	I	74	103	.	.	.	
1	III	2	Hütchens Ringlein	I	74	102 f.	.	.	.	
1	III	3	Der Klopfer	I	76	128	.	.	.	.
1	III	5	Die Önnerbänkissen	.	.	.	.	.	383 u. 403(z)	281 f 294 f.
1	III	6	Für den Hausgeist will gesorgt sein	.	.	.	.	.	451(2)	337
1	III	7	Die Zwerge in Pinneberg	.	.	.	.	.	380	280
1	III	8	Das kleine Tümmelding	.	.	.	.	.	255	186 f.
1	III	9	Des kleinen Volkes Überfahrt	.	.	.	.	.	429	317
1	III	10	Kaspars Löffel	.	.	.	.	.	391	286 f.
1	III	12	Vetter Michel und der Wassermann	I	52	67 f.	.	.	.	.
1	III	13	Zeitelmoos	I	46	58	.	.	.	.
1	III	14	Die Trommelmusik	.	.	.	.	.	396	289
1	III	16	Wie Malk dem Riesen half	.	.	.	.	.	358	266
1	III	17	Der Hexenritt	.	.	.	.	.	291	215
1	III	19	Puck	.	.	.	.	.	446	331 f.
1	III	23	Der Wassermann	I	52	67	.	.	.	.
1	III	24	Nix	I	61	78	.	.	.	.
1	III	25	Schlitzöhrchen	I	63	80	.	.	.	.
1	III	26	Der unsichtbare Flöter	.	.	.	.	.	450	336
1	III	27	Irrlicht	I	276	365	.	.	.	.
1	III	29	Alp	I	80	130 f.	.	.	.	.
1	III	31	Einaug vor dem Richter	.	.	.	.	.	98	87 f
1	III	32	Der Riese im Sturm	.	.	.	.	.	362(1)	270
1	III	34	Stiefel	I	77	128	.	.	.	.
1	IV	5	Der starke Tabak	.	.	.	.	.	374	276
1	IV	6	Der gestrichene Scheffel	.	.	.	.	.	414	303

Kopisch				Grimm			Kuhn		Müllenhoff	
Bd.	Teil	Nr.	Überschrift	Bd.	Nr.	Seite	Nr.	Seite	Nr.	Seite
1	IV	9	Das lange Pferd	.	.	.	.	.	321	233 f.
1	IV	10	Die Lustigen im Nobelkruge	.	.	.	19	23	.	.
1	IV	14	Die Frösche in Schwante	.	.	.	154	162 f.	.	.
1	IV	15	Das grüne Tier und der Naturkenner	.	.	.	.	.	533	539 f.
1	IV	21	Wie Frau Abel sich ein Ei holte	.	.	.	.	.	212	155
1	IV	22		.	.	.	.	.	114	96 f.
1	IV	22		.	.	.	.	.	113	96
1	IV	22		.	.	.	.	.	109	93
1	IV	22	Die Histörchen	.	.	.	.	.	111	94 f.
1	IV	22		.	.	.	.	.	110	94
1	IV	22		.	.	.	.	.	108	92 f.
1	IV	22		.	.	.	.	.	112	95 f.
1	IV	23	Klabautermann	.	.	.	.	.	431	319 f.
1	IV	25	Das Haus ohne Treppe	.	.	.	170	176 f.	.	.
1	IV	26	Der Auseinandersetzungsgeist	.	.	.	32	32	.	.
1	IV	29	Havelländische Sage	.	.	.	130	140	.	.
1	IV	30	Der Kirchturm in Reitum	.	.	.	.	.	147	116 f.
1	IV	31	Sage vom Gollenberg	.	.	.	92	98	.	.
1	IV	32	Es trommelt unter der Stadt	.	.	.	2	4	.	.
1	IV	33	Hocuspocus	I	253	341 f.	.	.	.	.
1	IV	36	Die Wahrheit ohne Herberge	.	.	.	.	.	210	154
1	V	6	Der sorglose Müller	.	.	.	.	.	208	153
2	VI	3	Des Priors Wichmann von Arnstein Wunderthat	.	.	.	153	160 f.	.	.
2	VI	4	Die Mühle am Arendsee	.	.	.	11	40 f.	.	.
2	VI	8	Der Geist des Bürgermeisters von Flensburg	.	.	.	.	.	262(2)	191 f.
2	VI	9	Aufruhr in Stendal	.	.	.	3	4 f.	.	.
2	VII	3	Eterken	I	78	129	.	.	.	.
3	I	2	Aquileja	II	381	17 f.	.	.	.	.
3	I	3	Gelimer	II	375	12 f.	.	.	.	.
3	I	4	Lamissios Kampf mit der Amazonenkönigin	II	392b	377	.	.	.	.
3	I	5	Alboin vor Ticinum	II	396	36	.	.	.	
3	I	6	Der Longobarden Grenzstein	II	399b	378	.	.	.	.
3	II	1	Der kleine Grimoald	II	402	49 f.	.	.	.	.
3	II	3	Frankfurt am Main	II	449	124	.	.	.	.
3	II	4	Willegis	II	468	163 f.	.	.	.	.
3	II	6	Markgraf Friedrich	II	561	352 f.	.	.	.	.
3	II	7	In Ketten aufhängen	II	564	356 f.	.	.	.	.
3	II	12	Die Wettersäule	.	.	.	.	.	308	225 f.
3	II	13	Der Fischer von Gotin	.	.	.	129	138 f.	.	.
3	II	15	In Liebe kein Todesgrauen	.	.	.	.	.	224	164
5	II	S. 185	Der Reuter auf grauem Roß							

Der Dichter verwertet seine Quellen nun in der mannigfachsten Weise. Zuweilen schließt er sich ganz eng an das Gegebene an und hält sich möglichst treu an den Wortlaut der Quelle, so daß wir von einer bloßen Umsetzung der Prosa in Poesie sprechen möchten. In anderen Gedichten entfernt er sich dann wieder weiter von dem gegebenen Stoff, hinzufügend, auslassend, was ihm beliebt, oder richtiger: was sein poetisches Gefühl erheischt. Hier möchte man von einer Bearbeitung der Quelle sprechen. Immer ist es belehrend, dem Dichter zuzuschauen bei der Bereitung der gefundenen Stoffe für seine Zwecke. Zuweilen ist es geradezu erstaunlich, aus wie wenigen der Sage entnommenen Daten Kopisch uns die lebensvollsten Bilder hervorzuzaubern versteht, so daß wir solche Dichtungen mit Fug und Recht als freie Schöpfungen im Geiste der Sage ansehen können. Ich gebe im folgenden aus den verschiedenen Quellen charakteristische Beispiele für die mannigfache Art der Quellenbehandlung.

1. Kopisch und die Brüder Grimm.

A. Umsetzung der Prosa in Poesie.

1, II, Nr. 14.

Die Trauerweide.

Laub, Zweig' und Äste läßt die Trauerweide
Zur Erde hangen, wie vor großem Leide.
Ein stolzer Baum war sie in Jesu Tagen,
Bis man mit ihrem Zweig den Herrn geschlagen.
Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes Hohne,
Da neigete, vor Wehmut, sie die Krone.
Und kann, vor Schmerz, noch nicht die Zweige heben,
Läßt sie, wie Wind sie wirft, in Lüften schweben.

Trauer-Weide.

Unser Herr Jesus Christus ward bei seiner Kreuzigung mit Ruten gegeiselt, die von einem Weidenbaume genommen waren. Seit dieser Zeit senkt dieser Baum seine Zweige trauernd zur Erde und kann sie nicht mehr himmelwärts aufrichten. Das ist nun der Trauer-Weidenbaum.

Die Verschiedenheiten zwischen Prosa und Poesie, besonders bezüglich der Form des Ausdrucks und der Wortgebung, sind bedingt durch das poetische Genus. Am Stofflichen ist nichts geändert.

Dieselbe Art der Behandlung finden wir bei: Alboin vor Ticinum 3, I, 5), der Longobarden Grenzstein (3, I, 6), Willegis (3, II, 4) und Markgraf Friedrich (3, II, 6).

B. Bearbeitung der Vorlage.

Die Bearbeitung der Vorlage kann natürlich sehr mannigfach sein. Sie kann eine Kürzung oder Dehnung sein, kann äußerlich und innerlich ändern, sie kann sich auf das Lokal, die Person, die Scenerie beziehen, sie kann auch darauf abzielen, den überlieferten Stoff zu motivieren, ihm eine Pointe, eine Moral anzufügen. Alles, von der leisesten, kaum merklichen bis zur durchgreifendsten Änderung fällt unter den Begriff „Bearbeitung der Vorlage".

1. Kürzung der Vorlage.

3, I, Nr. 3.

Gelimer.	Sage von Gelimer.
	Zur Zeit, da die Vandalen Afrika besetzt hatten, war in Carthago ein altes Sprüchwort unter den Leuten: Daß G. das B., hernach aber B. das G. verfolgen würde. Dieses legte man von Genserich aus, der den Bonifacius, und Belisarius, der den Gelimer überwunden hatte Dieser Gelimer wäre
Wo ist dein Reich, o Gelimer, Das große Vandalenreich? Dein Heer, es irrt zerstreut umher:	sogleich gefangen genommen worden, wo sich nicht folgender Umstand zugetragen hätte. Belisarius beauftragte damit den Johannes, in dessen Gefolge sich Uliares, ein Waffenträger, befand. Uliares ersah ein Vöglein auf einem Baume sitzen und spannte den Bogen; weil er aber in Wein berauscht und seiner Sinne nicht recht mächtig war, fehlte er den Vogel und traf seinen Herrn in den Nacken. Johannes starb an der Wunde,
Wo fliehst du hin so bleich?	und Gelimer hatte Zeit zu fliehen. Gelimer entrann
Und als er zu den Mauruſiern kam, Die hatten nicht Brot nicht Wein: Wie man die Ähren vom Felde nahm, So mußte die Speise sein.	und langte noch denselben Tag bei den Mauruſiern an. b) Brot backen die Mauruſier nicht, sie haben keinen Wein und kein Öl, sondern essen, unvernünftigen Tieren gleich, unreifes Korn und Gerste.
Auf einem Berge wohnet' er, Da war an Wasser Not, Auch nahete der Griechen Heer Und drohte rings mit Tod.	a) Belisarius folgte ihm nach und schloß ihn ganz hinten in Numidien auf einem kleinen Berge ein. So wurde nun Gelimer mitten im Winter hart belagert und litt an allem Lebensunterhalt Mangel [1]).

1) Die Reihenfolge bei Grimm: a b.

Und einen Boten sandt' er hin
Zum Feind, als nah er kam,
Und bat um eine Laute für ihn,

Um ein Brot und einen Schwamm.

Pharas, des Heeres Hüter, fragt:
„Sonst sprach er nichts dabei? —
Er soll sie haben, aber sagt:
Wozu will er die drei?" —

„Das Brot will essen Gelimer,
Weil keines er gesehn,
Seitdem mit wunden Füßen er
In die Berge mußte gehn.

Den Schwamm mit Wasser will er, dann
Zu waschen die Augen sein,
Es kam schon lange kein Wasser dran
Als seine Thränen allein.

Die Laute soll ein Trost ihm sein
In dieser schweren Zeit,
Drauf will er spielen und singen darein
Ein Lied von seinem Leid!"

Da schrieb der Vandalenkönig einen Brief an Pharas, Hüter des griechischen Heeres, und bat um drei Dinge: eine Laute, ein Brot und einen Schwamm.

Pharas fragte den Boten: warum das?

Der Bote antwortete: „Das Brot will Gelimer essen, weil er keines gesehen hat, seit er auf dieses Gebirge stieg;

mit dem Schwamm will er seine roten Augen waschen, die er die Zeit über nicht gewaschen hat;

auf der Laute will er ein Lied spielen und seinen Jammer beweinen."

Pharas aber erbarmte sich des Königs und sandte ihm die Bedürfnisse.

Eine ähnliche Behandlung erfuhr die Vorlage der Gedichte: Alp (1, III, 29), der kleine Grimoald (3, II, 1). Der Dichter wählt sich das aus, was für seinen Zweck paßt und läßt die anderen Data der Sage unberücksichtigt.

2. Erweiterung der Vorlage.

a) Äußere Erweiterung durch Zusatz.

3, I, Nr. 2.

Aquileja.

Aquileja, Aquileja wurde viel berannt
Von den Hunnen im Sturme: doch Aquileja stand.

Da wurden die Hunnen endlich sturmmüd und wollten fort;
Doch Attila ihr König ritt um die Mauern dort

Und sah, wie die Störche zogen, von der Stadt hergewandt,
Und wie sie die Jungen trugen aus der Stadt über Land!

Da rief er zu seinem Heere: „Schaut zu den Giebeln dort,
Von allen Genisten ziehen die weisen Vögel fort!

Die Störche.

Als Attila schon lange die Stadt Aquileja belagerte und die Römer hartnäckig widerstanden, fing sein Heer an zu murren und wollte von dannen ziehen. Da geschah es, daß der König im Zweifel, ob er das Lager aufheben oder noch länger harren sollte, um die Mauern der Stadt her wandelte und sah, wie die Störche, welche in den Giebeln der Häuser nisteten, ihre Jungen aus der Stadt trugen und gegen ihre Gewohnheit auswärts ins Land schleppten. Attila, als ein weiser Mann, rief seinen Leuten und sprach: „Seht, diese Vögel, die der Zukunft kundig sind.

Sie wissen, wie bald in Flammen hinuntersinkt die Stadt;
Drum auf zu neuem Sturme, wer Händ und Füße hat!"

Da flogen die Feuerpfeile, da rannten die Widder an,
Und von den Mauern stürzten die Trümmer — nicht dann und wann,

Rein immer, vom Hunnensturme, wankte die ganze Stadt,
Als wie ein Schiff im Meere, das keine Segel hat.

Aquileja, Aquileja wurde nun so berannt,
Daß man nichts als die Stätte und nicht die Stätte fand.

Doch brach erst eine Schar noch des Volkes da hervor,
Die sich im Meer zur Wohnung eine Insel auserkor:

Die Hunnen konnten nicht segeln, da blüht' empor die Stadt,
Die jetzt den Namen Venedig und Ruhm und Ehren hat.

verlassen die bald untergehende Stadt und die einstürzenden Häuser!"
Da schöpfte das Heer neuen Mut, und sie

bauten Werkzeuge und Mauerbrecher;

Aquileja fiel im Sturm und ging in den Flammen auf;

diese Stadt wurde so verheert, daß kaum die Spuren übrig blieben, wo sie gestanden hatte.

Wie der Dichter uns hier Trost gewährt dadurch, daß er uns einen Ausblick thun läßt auf das Wiedererstehen Aquilejas in Venedig — und ohne diesen Ausblick hätte dieses Gedicht kaum Berechtigung —, so weist er in dem Gedichte: Frankfurt am Main (3, II, 3) hin auf die Bedeutung Frankfurts als Krönungsstadt der deutschen Kaiser.

b) Äußere Erweiterung durch breitere Ausführung des Gegebenen.

1, III, Nr. 24.

Nix.

„Nix in der Grube,
Du bist ein böser Bube,
Wasch dir deine Beinchen
Mit roten Ziegelsteinchen.

Wasch dir deine Beinchen
Mit roten Ziegelsteinchen,
Laß die Schuppen gehen,
Die dir so gräulich stehen.

Wasser-Recht.

Folgenden Kinderreim hat man:
Nix in der Grube,
du bist ein böser Bube,
wasch dir deine Beinchen
mit roten Ziegelsteinchen![c])

Nix bleibe ſtecken,
Thu mit den Zähnchen[1]) blecken:
Ich bin hier am Lande
Und gehe nicht zum Rande.

Nix in der Grube,
Du biſt ein böſer Bube,
Tanze mit den Fiſchen:
Mich ſollſt du nicht erwiſchen!"

Kindern, die baden wollen und am Ufer ſtehen, rufen die Eltern in Heſſen warnend zu: „Der Nöcken möchte dich hineinziehen!"[b])

Man erzählt, daß die Nixen vorher auf dem Waſſer zu tanzen pflegen, wann einer ertrinken wird.[a])[2])

Der Dichter hat den neckenden Kinderreim erweitert durch Data, die ſeine Quelle ihm an die Hand gab. Der Ton der folgenden Strophen mußte dem der erſten entſprechen. Strophe 2 ergiebt ſich aus der Frage, warum der Nix ſeine Beine waſchen ſoll. Das Blecken mit den Zähnen iſt die Antwort des Nixen auf die Neckerei. Aber der Necker hütet ſich, in ſeinen Bereich zu kommen, ſo daß der Nix ihn nicht erwiſchen kann.

In ähnlicher Weiſe verfuhr der Dichter bei den Gedichten: Roggenmuhme (1, II, 21), Lamiſſios Kampf mit der Amazonenkönigin (3, I, 4) und Ekerken (2, VII, 3). Das letzte Gedicht iſt ein ganz beſonders glänzendes Beiſpiel dafür, wie vortrefflich Kopiſch es verſtand, aus trockenen Daten ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern.

2, VII, Nr. 3.

Ekerken.

Die Leut' in Elten und Emmerich
Sind froh ganz über die Maßen:
Denn Ekerken iſt nun ſicherlich
Hinweg nach andern Straßen.

Das war ein Kobold und ein Wicht,
Zupfte alle bei den Zöpfen,
Mit Äpfeln und Nüſſen warf es nicht,
Doch Feigen nach allen Köpfen.

Fuhr einer mit einem neuen Pferd,
So gab es ihm zu nieſen:
Rack! lag der Wagen umgekehrt,
Alles oben mit den Füßen.

Der Burgemeiſter ritt gar ſtolz:
Pnaff! platzte da der Sattel,
Puff! lag er unten wie ein Holz,
Paff! hatt' er eine Dattel.

Ekerken.

Bei dem Dorfe Elten, eine halbe Meile von Emmerich im Herzogtum Cleve, war ein Geiſt, den die gemeinen Leute Ekerken (Eichhörnchen) zu nennen pflegten. Es ſprang auf der Landſtraße umher und neckte und plagte die Reiſenden auf alle Weiſe. Etliche ſchlug es,

b) anderen kehrte er Karrn und Wagen unterſt zu oberſt,

a) andere warf er von den Pferden ab.[3])

---

1) Gedichte (1836): Zähnen.
2) Die Reihenfolge bei Grimm iſt a b c.
3) Reihenfolge bei Grimm: a b.

Von Ekerken war nur die Hand,
Sonst gar nichts zu entdecken;
Die fuhr herauf, herab gewandt,
Klipp, klapp! in alle Ecken.

Die Wandrer duckten sich von fern,
Ersahn sie nur die Straße;
Das sah klein Ekerken nicht gern:
Rums! lagen sie im Grase.

Wie man's auch machte, war's nicht recht;
Holt' einer Rat vom andern,
So ging es ihm doch wieder schlecht,
Es war ein schlimmes Wandern!

Man sah aber mit Augen von ihm nichts, als eine menschlich gestaltete Hand.

Man sieht, das Gedicht verhält sich zu der Prosa wie eine entfaltete Blume zu seiner Knospe; alles Wesentliche ist bei Grimm gegeben, und doch — was hat der Dichter daraus gemacht! Eins findet sich jedoch im Gedicht, was wesentlich neu und vom Dichter zur lebensvolleren Gestaltung hinzugefügt ist, das ist die Person des Bürgermeisters. Hierdurch nähert sich unser Gedicht denjenigen Gedichten, bei denen der Dichter aus poetischen Gründen absichtliche Änderungen an seiner Quelle vorgenommen hat.

3. Umgestaltung der Vorlage.

a) Äußere Umgestaltung betreffs des Ganges der Handlung, des Lokals, der Personen.

1, II, Nr. 22.

Das Wunder im Kornfeld.

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,
Rings um sie woget das blühende Korn...
Und wie Herr Attich herniederschaut,
Da liegt im Wege ein lieblich Kind,
Von Blumen umwölbt, die sind betaut,
Und mit den Locken spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „Heb auf das Kind!" —
Absteigt der Knecht und langt geschwind:
„„O, welch ein Wunder! — Kommt daher!
Denn ich allein erheb es nicht."" —
Absteigt der Ritter, es ist zu schwer:
Sie heben es alle beide nicht!

Das schwere Kind.

Im Jahre 1686 am 8. Juni erblickten zwei Edelleute auf dem Wege nach Chur in der Schweiz an einem Busch ein kleines Kind liegen, das in Linnen eingewickelt war.

Der eine hatte Mitleiden, hieß seinen Diener absteigen und das Kind aufheben, damit man es ins nächste Dorf mitnehmen und Sorge für es tragen könnte. Als dieser abgestiegen war, das Kind angefaßt hatte und aufheben wollte, war er es nicht vermögend. Die zwei Edelleute verwunderten sich hierüber und

„Komm Schäfer!" — sie erhebens nicht!
„Komm Bauer!" — sie erhebens nicht!
Sie riefen jeden, der da war,
Und jeder hilft: — sie hebens nicht!
Sie stehn umher, die ganze Schar
Ruft: „Welch ein Wunder, wir hebens nicht!"

befahlen dem andern Diener, auch abzusitzen und zu helfen. Aber beide mit gesamter Hand waren nicht so mächtig, es nur von der Stelle zu rücken. Nachdem sie es lange versucht, hin und her gehoben und gezogen,

Und das holdselige Kind beginnt:
„Laßt ruhen mich in Sonn' und Wind:
Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,
Daß keine Scheuer den Segen faßt:
Die Reben tropfen von Moste klar,
Die Bäume brechen von ihrer Last!

„Hoch wächst das Gras vom Morgentau,
Von Zwillingkälbern hüpft die Au;
Von Milch wird jede Gölte naß,
Hat jeder Arm' genug im Land.
Auf lange füllt sich jedes Faß!"
So sang das Kind da und — verschwand.

hat das Kind anfangen zu sprechen und gesagt: „Laßt mich liegen, denn ihr könnt mich doch nicht von der Erde wegbringen. Das aber will ich euch sagen, daß dies ein köstliches und fruchtbares Jahr sein wird, aber wenig Menschen werden es erleben."

Sobald es diese Worte ausgeredet hatte, verschwand es.

Die Änderungen, die Kopisch an seiner Vorlage vorgenommen hat, erklären sich fast von selbst. Zeit und Ort kommt für den Zweck des Dichters nicht in Betracht;[1]) statt zweier Ritter genügt ihm einer. Die Änderung des Lokals ist höchst wahrscheinlich deshalb vorgenommen, weil es poetischer ist, wenn das Kind inmitten der heranreifenden Frucht das fruchtbare Jahr voraussagt, als unter einem Busch am Wege. Die Einführung des Schäfers, des Bauern, der ganzen Schar erhöht die Größe des Wunders, die Ausmalung der ungeheuern Fruchtbarkeit macht dem Leser diese anschaulicher. Die Angabe der Quelle, daß wenige Menschen dies erleben würden, ließ der Dichter als für seinen Zweck nicht passend unberücksichtigt.

Eine ähnliche Behandlung erfuhr die Vorlage des Gedichtes: Bruder Nickel am unheimlichen See auf Rügen (1, II, 38). Am Sinne der Vorlage ist nichts geändert. Die meisten Änderungen des Dichters dienen dazu, das Unheimliche und Wunderbare noch zu erhöhen.

1) Übrigens hat Kopisch den Namen ‚Attich', sowie das Wort ‚Gölte' (= Kübel) doch wohl gewählt, weil die Geschichte sich nach der Quelle in der Schweiz zutrug.

b) Innere Umgestaltung der Vorlage durch Hinzufügung einer Pointe oder Moral.

Den Übergang von der vorhergehenden Klasse zu dieser veranschaulicht recht gut

1, IV, Nr. 33.

Hocuspocus.

Ein Gaukler Hocuspocus hieß,
Zu Magdeburg sich sehen ließ,
Er zeigte manch ein gutes Stück,
Sein schwarzes Rößlein bracht ihm Glück.

Viel nahm er ein, doch klagt er sehr:
Es wär zu wenig, er brauchte mehr!
Und rief: Fort aus der armen Gruft!
Und warf ein Seil in die blaue Luft.

Dran lief sein schwarzes Roß hinauf,
Er packt' es am Schwanz im vollen Lauf,
Den Mann sein Weib am linken Bein,
Das Weib die Magd am Röckelein.

So flogen die dreie hinterdrein:
Das gab ein Lärmen, das gab ein Schrein!
Mir aber erzählt Großmutter mein,
Sie sollen in der Luft verhungert sein!

Fest hängen.

Zu Magdeburg war zu einer Zeit ein seltsamer Zauberer, welcher in Gegenwart einer Menge Zuschauer, von denen er ein großes Geld gehoben, ein wunderkleines Rößlein, das im Ring herumtanzte, zeigte und, wenn sich das Spiel dem Ende näherte, klagte, wie er bei der undankbaren Welt so gar nichts Nutzes schaffen könnte, dieweil jedermann so karg wäre, daß er sich Bettelns kaum erwehren möchte. Deshalb wollte er von ihnen Urlaub nehmen und den allernächsten Weg gen Himmel, ob vielleicht seine Sache daselbst besser würde, fahren. Und als er diese Worte gesprochen, warf er ein Seil in die Höhe, welchem das Rößlein ohne allen Verzug stracks nachfuhre, der Zauberer erwischte es beim Wadel, seine Frau ihn bei den Füßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, also daß sie alle, als wären sie zusammengeschmiedet, nacheinander ob sich dahinfuhren. Als nun das Volk dastand, das Maul offen hatte und dieser Sache, wie wohl zu gedenken, erstaunt war, kam ohn alle Gefähr ein Bürger daher, welchem, als er fragte, was sie da stünden, geantwortet ward, der Gaukler wäre mit dem Rößlein in die Luft gefahren. Darauf er berichtete, er habe ihn eben zu gegen seiner Herberge gesehen daher gehen.

Der Dichter hat die Umgestaltung der Handlung meiner Meinung nach deshalb unternommen, um die Bestrafung des Unzufriedenen vor Augen zu führen. Die Sucht nach größerem Gewinn wird ihm zum Verderben. So schafft der Dichter durch die Änderung seiner Vorlage ein Gedicht von symbolischer Bedeutung. Man sieht, daß es von hier aus bis zum Anfügen einer Pointe oder Moral nur eines ganz kleinen Schrittes bedarf; man braucht eben nur die allgemeine Formel für den besonderen Fall zu suchen, wie dies in den folgenden Gedichten geschehen ist.

1, II, Nr. 32.

Das Ilefelder Nadelöhr.

Bei Ilefeld da liegt ein Stein,
Hat durch und durch ein Öhr:
Damit iſt ein Brauch, der iſt nicht fein,
Und erluſtiert doch ſehr.
Der Amtmann will, er ſoll nicht ſein;
Allein was hilft ihm Drohn und Schrein?

Kaum fährt ein neuer Knecht ins Holz,
Flugs greifen die andern ihn,
Er muß ſich, ſei er noch ſo ſtolz,
Durch dieſes Öhr bemühn.
Er kriecht, ſie haun, und ſchreit der Knecht,
So iſt's den andern eben recht.

Kauft er ſich aber los mit Geld,
So braucht er nicht erſt hinein;
Doch thut er's nicht, ſo muß der Held
Dreimal ſo durch den Stein.
Dann iſt er ein gemachter Mann,
Der andre wieder hauen kann! —

Sucht man in dieſem Stück Moral,
So ſucht man ſich nicht tot:
Es geht damit wie überall,
Wer reich iſt, wehret Not.
Beim Nadelöhr zu Ilefeld,
Kommt man vorbei mit barem Geld. —

Allein es kommt ein ander Öhr,
Das enger iſt wie das,
Da drohen andre Knechte ſehr,
Und wehrt kein Geld dem Spaß.
Wer da nicht durch kann, bleibt in Pein,
Und ſollt' es auch ein König ſein.

Das ilefelder Nadelöhr.

Bei dem Kloſter Ilefeld, zur linken Hand gleich bei dem Harzfahrwege, ſteht aus einem hohen Berg ein ſtarker Stein hervor, der in ſeiner Mitte eine enge und ſchmale durchgehende Höhle hat. b) Die Obrigkeit hat dieſe Sitte ſchon mehrmals bei ziemlicher Strafe, aber fruchtlos verboten, und der Knecht, der ſich dem Brauch entziehen will, hat vor ſeinen Kameraden keinen Frieden und wird nicht bei ihnen gelitten.

a) Alle Knechte aus Nordhauſen und den umliegenden Örtern, wann ſie das erſte Mal in den Harzwald hinter Ilefeld nach Brennholz fahren, müſſen durch dieſes Nadelöhr dreimal kriechen, mit großer Mühe und Beſchwerde, und werden beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden dazu mit Peitſchenſtielen tapfer abgeſchlagen. Wollen ſie die Kurzweil nicht ausſtehen, ſo müſſen ſie ſich mit Gelde loskaufen.[1])

Dieſes Gedicht hat eine doppelte Moral. Wie Kopiſch zur erſten kam, iſt leicht zu ſehen; aber auch die zweite liegt nicht ſo fern. Das „Nadelöhr" erinnerte an das Wort des Herrn (Matth. 19, 24): „Es iſt leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein

1) Reihenfolge bei Grimm: a b.

Reicher ins Himmelreich komme", und dieses Schriftwort rief das andere wach (Matth. 7, 13 flg.) von der „engen Pforte, die zum Leben führt".

Ein zweites Gedicht mit angehängter Moral ist: der Süntelstein zu Halberstadt (1, II, 33)[1]; ja hier hat der Dichter außer der Moral noch eine Pointe hinzugefügt.

c) Innere Umgestaltung der Vorlage behufs besserer Motivierung.

Derartige Änderungen sind zum Teil kaum merklich, zum Teil jedoch sehr in die Augen fallend. Man muß hier wie dort stets den sichern Takt des Dichters bewundern.

1, II, Nr. 39.

Die Zwerge auf dem Baum.

Sonst wimmelte das Haslithal
Von niedlichen Zwergen überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald,
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an, ihr Leute, was ist geschehn?
Es läßt sich keiner mehr da sehn!

Was ist geschehn? — Ein böser Streich.
Sie wurden verlacht, — da flohn sie gleich.
Sie huschten so gern auf den Ahornbaum
Und träumten da nickend den Mittagstraum:
Da sägt ein Schelm den Ast entzwei,
Wo sie neulich gesessen in einer Reih.

Und nun, den andern Mittag drauf,
Huscht wieder das Zwergleinvolk hinauf:
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,
Es war jedwedem sein Stirnlein naß.
Und wie sie sich trocknen, so bricht der Ast,
Zersägt wie er war, von der vielen Last.

Die Zwerge auf dem Baum.

(Mündlich aus dem Haslithal.)

Des Sommers kam die Schar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal und gesellte sich entweder hilfreich oder doch zuschauend den arbeitenden Menschen, namentlich zu den Mädern im Heuet.

Da setzten sie sich denn wohl vergnügt auf den langen Ast eines Ahorns ins schattige Laub.

Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, daß er blos noch schwach am Stamme hielt,

und als die sorglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast vollends entzwei,

1) Bei Grimm trägt die Vorlage den Namen „Lügenstein". Warum Kopisch diesen Namen in „Süntelstein" verwandelt hat, mag sich daraus erklären, daß die vorhergehende Geschichte bei Grimm vom „Süntelstein zu Osnabrück" handelt, der vom Teufel durch die Luft geführt sei. Kopisch nahm vielleicht „Süntelstein" als Appellativum, im Sinne: „Stein, den der Teufel hergeführt hat".

Sie purzeln herunter, und alles lacht.
Da haben sie sich davon gemacht.
„O Himmel, wie bist du hoch überall,
Wie groß ist die Untreu im Haslithal!“
So riefen sie aus nnd schrieen sehr:
„Einmal hieher und nimmermehr!“

die Zwerge stürzten auf den Grund,
wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig
und schrieen:

O wie ist der Himmel so hoch
und die Untreu' so groß!
heut hierher und nimmermehr!

Sie hielten Wort und ließen sich im Lande niemals wiedersehen.

Kopisch hat nur wenig an seiner Vorlage geändert, aber dieses auch mit Meisterschaft. — Um die Untreue gegen die Zwerglein größer erscheinen zu lassen, verlegt der Dichter den Vorfall vom Morgen auf den Mittag. Die Zwerge haben sich in Schweiß gearbeitet für die Menschen, wollen den verdienten Mittagsschlummer genießen und werden nun von den Menschen so schändlich betrogen. Aus diesem Grunde kann auch der Dichter die Angabe der Quelle, daß die Zwerge zuweilen der Arbeit der Menschen nur zuschauten, nicht gebrauchen; er muß sie durchaus als die hülfreichen Diener der Menschen hinstellen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich machen bei den Gedichten: Die Zirbelnüsse (1, II, 15)[1]), Winkelried und der Lindwurm (1, II, 28), In Ketten aufhängen (3, II, 7). Durchgreifender sind die inneren Änderungen bei dem Gedicht: Der Jäger am Mummelsee (1, II, 8).

1, II, Nr. 8.

Der Jäger am Mummelsee.	Mummel-See.
Der Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh, Verdrießlich geht er am Mummelsee.—	Ein Schütz hat im Vorübergehen
„Was sitzt am Ufer? — ein Waldmännlein. Mit Golde spielt es im Abendschein!“ —	ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoß voll Gold und damit spielend;
Der Jäger legt an: „Du Waldmännlein Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“	als er darauf Feuer geben wollen,
Das Männlein aber taucht unter gut, — Der Schuß geht über die Mummelflut!	so hat es sich niedergetaucht
„„Ho, ho, du toller Jägersmann, Schieß' du auf — was man treffen kann!	und bald gerufen:
Geschenkt hätt' ich dir all' das Gold, Du aber hast's mit Gewalt gewollt!	Wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht,

1) In dieses Gedicht hat sich in der Ausgabe von Böttticher (Berlin 1856) ein Fehler eingeschlichen. Statt: „dem Herrn“ steht in der Ausgabe von 1836: „den Herrn“. Bei Grimm heißt es, die Knechte seien von der Meisterschaft (= Herrschaft) verwünscht worden. Liest man den Singular, könnte man versucht sein, an Gott zu denken.

Drum troll' dich mit lediger Tasche nach Haus,
Ihr Hirschelein tanzet, sein Pulver ist aus!""

Da springen ihm Häselein über das Bein,
Und lachend umflattern ihn Lachtäubelein.

Und Elstern stibitzen ihm Brot aus dem Sack
Mit Schabernack, husch, und mit Gick und mit Gack,

Und flattern zur Liebsten und singen ums Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus."

so aber er und seine Nachkommen in Armut verbleiben müßten.

Dieses Gedicht enthält außer durchgreifenden innerlichen auch äußerliche Änderungen (z. B. betreffs der Handlung) und gehört daher eigentlich schon zu der folgenden Klasse, die sowohl äußerliche als innerliche Änderungen der Vorlage aufweist.

d) Äußerliche und innerliche Umgestaltung der Vorlage.

1, III, Nr. 2.

Hütchens Ringlein.	Hütchen.
Das Hütchen wollt' im Garten herum spazieren gehn, Da sah es mit einem Buche einen dicken Pfaffen stehn,	Zu einer Zeit befand sich zu Hildesheim ein Geistlicher,
Der war wie Stroh so dumm Und hing das Maul so krumm! Da zupft er ihn am Schopfe: „Was hast du denn im Kopfe?"	welcher sehr wenig gelernt hatte.
— „Ach, sprach der Pfaff, ich soll da Zur Kirchenversammlung gehn, Lateinisch disputieren und thu kein Wort verstehn!	Diesen traf die Reihe, daß er zu einer Kirchenversammlung von der übrigen Geistlichkeit sollte verschickt werden, aber er fürchtete sich, daß er in einer so ansehnlichen Versammlung durch seine Unwissenheit Schimpf einlegen möchte.
Mich hat man ausgewählt, Der nicht bis dreie zählt! Ich weiß vor Angst und Bangen Nicht, wo ich soll anfangen." —	
„Getrost du großer Esel", sprach Hütchen, das kleine Ding, „Da — nimm, von Lorbeerkringeln, den Firlefanzering,	Hütchen half ihm aus der Not und gab ihm einen Ring, der von Lorbeer-Laub und andern Dingen geflochten war,

Den ſteck dir an, ſo ſchafft
Er Weisheit dir und Kraft:
Du ſiegſt an jedem Orte
Mit jedem deiner Worte!“ —

Das Pfäfflein nahm das Ringlein und ſagte zierlich Dank,
Und fand ſodann kein Klügeres im Saal, auf keiner Bank.

Er war im Herzen froh,
Und ſprach wie Cicero,
Citierte, diſputierte,
Bis keiner mehr ſich rührte!

Ach! ließe doch das Hütchen in der ganzen Welt herum
Und ſchenkte ſolche Ringlein an jeden, der da dumm!

Ach, aus Verlegenheit
Hülf' es gar manchem heut!
Komm Hütchen, liebes Dinglein,
Bring tauſend ſolche Ringlein! —

und machte dadurch dieſen Geſandten dermaßen gelehrt und auf eine gewiſſe Zeit beredt, daß ſich auf der Kirchenverſammlung jedermann über ihn verwunderte und ihn zu den berühmteſten Rednern zählte.

Eine ähnliche Art der Behandlung zeigen: Das Schwert im Stein (1, II, 23), der Dombau zu Bamberg (1, II, 24), der Mäuſeturm (1, II, 29), der Klopfer (1, III, 3), Irrlicht (1, III, 27). Das Gedicht: Vetter Michel und der Waſſermann (1, III, 12) zeigt am beſten alle möglichen Arten der Änderung der Vorlage beiſammen.

1, III, Nr. 12.

Vetter Michel und der Waſſermann.

Vetter Michel hatte dem Waſſermann,
Ich weiß nicht was verſchafft;
Da wurden ſie einig und tranken dann
Zuſammen Brüderſchaft. —
„Die Brüderſchaft mit dem Waſſermann,
Wer weiß, wozu die gut ſein kann?“ —

Sie aßen an einem runden Tiſch
Und tranken fröhlich Wein:
„Bruder Michel, haſt du Luſt zu Fiſch,
Kannſt du mein Gäſtchen ſein.“

„Fiſcheſſen mit dem Waſſermann,
„Wer weiß, wozu das gut ſein kann?“

Der Waſſermann und der Bauer.

Einmal lebte der Waſſermann in guter Nachbarſchaft mit einem Bauer, der unweit des Sees wohnte, beſuchte ihn manchmal

und bat endlich, daß der Bauer ihn ebenfalls unten in ſeinem Gehäus beſuchen möchte.

Der Bauer thats und ging mit.

Vetter Michel ging mit ihm hinab
In Wassermannes Haus.
Er merkte den Weg sich gut hinab,
Das Haus sah gläsern aus.
Er geht hinein mit dem Wassermann:
„Wer weiß, wozu das gut sein kann?“ –

Sie aßen gut, sie tranken gut,
Der Wassermann war dumm,
Vetter Michel hatte guten Mut:
„Komm, führ mich im Haus herum!“ –
Da führt ihn herum der Wassermann:
„Wer weiß, wozu das gut sein kann?“

Und wie sie Trepp' auf und nieder gehn,
Sieht Michel Topf an Topf
Gestülpt in einer Kammer stehn
Und schüttelt mit dem Kopf:
„Möcht wissen, was dir Wassermann
So vieles Topfzeug nützen kann?“

Da sprach er: „Unter den Töpfen sind —
Und lachte sich in die Hand —
Die Seelen von allerlei Menschenkind,
Das Tod im Wasser fand.“ —
Vetter Michel denkt: „Herr Wassermann,
Ich weiß, wozu das gut sein kann!“

Und wie darauf ein andermal
Verreist der Wassermann,
Steigt Michel hinunter und schleicht im Saal
Zur Kammer flink hinan. —
„Die Brüderschaft mit dem Wassermann,
Nun weiß ich, wozu sie gut sein kann!“

Vetter Michel stülpt alle Töpfe um:
„Die Katz ist nicht zu Haus!“ . . .
Die Seelen saßen so lange krumm,
Husch, husch, wie flogen sie aus!
„Lauf Michel, eh der Wassermann
Am Kripse dich erwischen kann!“

Doch Michel stülpt unter jeden Topf
Erst je einen andern Fisch,
Dann läuft er heim über Hals und Kopf:
„Frau, Frau, flink deck den Tisch!
Bald kommt, bald kommt der Wassermann,
Wer weiß, was dann passieren kann!“ —

Da war unten im Wasser alles, wie in einem prächtigen Palast auf Erden, Zimmer, Säle und Kammern voll mancherlei Reichtum und Zierrat. Der Wassermann führte den Gast aller Enden umher und wies ihm jedes,

endlich gelangten sie in ein kleines Stübchen, wo viele neue Töpfe umgekehrt, die Öffnung bodenwärts, standen. Der Bauer fragte, was das doch wäre?

„Das sind die Seelen der Ertrunkenen, die hebe ich unter den Töpfen auf und halte sie damit fest, daß sie nicht entwischen können.“ Der Bauer schwieg still und kam hernach wieder heraus ans Land.

Das Ding mit den Seelen wurmte ihn aber lange Zeit, und er paßte dem Wassermann auf, daß er einmal ausgegangen sein würde. Als das geschah, hatte der Bauer den rechten Weg hinunter sich wohl gemerkt, stieg in das Wasserhaus und fand auch jenes Stübchen glücklich wieder;

da war er her, stülpte alle Töpfe um, einen nach dem andern, alsbald stiegen die Seelen der ertrunkenen Menschen hinauf in die Höhe aus dem Wasser und wurden wieder erlöst.

— Da kommt der Waſſermann zurück,
Und läuft zur Kammer hin,
Er klopft an jeden Topf: tück, tück!
„Klein Seelchen, biſt du drin?“ –
Da ſchlagen die Fiſche, der Waſſermann
Weiß nicht, was das bedeuten kann. –

Nun lüpft er einen Topf — da ſchlüpft
Ein Aal hervor! wuſch, wiſch!
Und wie einen andern Topf er lüpft,
Kommt immer ein andrer Fiſch! —
Hei! wie erboſt's den Waſſermann:
„Wer weiß, wozu das gut ſein kann?“

„Fort Fiſche, fort aus meinem Haus!
Ihr freßt mir die Seelen weg,
Ich werf euch alle zum Teich hinaus!“
Vetter Michel läuft zum Steg:
„Wirf alle heraus, Herr Waſſermann,
Damit ich ſie kochen und braten kann.“

Hei, hei, was wirft der Waſſermann
Für Fiſch' aus ſeinem Teich!
Vetter Michel füllt alle Zuber an:
„Frau, Frau, wir werden reich!
Tob' immerzu, Herr Waſſermann,
Wir wiſſen, wozu es gut ſein kann!“

Dieſes Gedicht, deſſen letzter Teil vom Dichter frei hinzuerfunden iſt, vermittelt den Übergang zur folgenden Klaſſe.

C. Freie Schöpfung im Rahmen der Sage.

1, III, Nr. 23.

Der Waſſermann.

Es ſtanden drei Mädchen am tiefen Teich,
Der Waſſermann maß die Bänder gleich:
„Ihr Mädchen, wollt ihr Bändchen?
So langet nach den Endchen!“ —

„O Waſſermann in kühler Flut,
Haſt grünen Hut und falſchen Mut;
Du willſt uns nur belügen,
Belügen und betrügen!“ —

Er lachte; da ſah man die Zähne grün:
„Die Schönſte von euch iſt ſtolz und kühn,
Seht doch die vielen Bändchen
Zupft euch ein hübſches Endchen!“

Der Waſſermann und der Bauer.

c) Er zeigt ſich den Mädchen, wenn ſie am Teich vorübergehen, mißt Band aus und wirfts ihnen zu.

b) Auch trägt er grünen Hut.

a) Der Waſſermann ſchaut wie ein anderer Menſch, nur daß, wenn er den Mund bleckt, man ihm ſeine grüne Zähne ſieht.[1])

1) Die Reihenfolge bei Grimm: a b c.

„Er mißt die Bänder, weiß und grün,
Er will uns in das Waſſer ziehn!“
O Mädchen, langt nur munter,
Die Schönſte zieh' ich nicht unter!“

Da langten ſie all, es rauſcht die Flut,
Die Bänder werden ſo rot wie Blut.
Der Waſſermann iſt ſchnelle:
Die Mädchen ſind unter der Welle!

Was mögen ſie wohl da unten thun?
Sie müſſen beim Schuppenmanne ruhn,
Sie müſſen ihm braten und kochen
Sieben Walfiſche alle Wochen.

In gleicher Weiſe können wir von freien Schöpfungen reden bei den Gedichten: Hütchen (1, III, 1), Zeitelmoos (1, III, 13), Schlitzöhrchen (1, I, 25), Stiefel (1, I, 34).

Das bekannteſte Gedicht von Kopiſch „Die Heinzelmännchen“ (1, III, 4) halte ich für eine ganz freie Schöpfung des Dichters im Geiſte der Sage. Den Namen ſcheint er aus Grimm I, 75 S. 103 (Hinzelmann) entlehnt zu haben. So bilden gewiſſermaßen „die Heinzelmänchen“ das Gegenſtück zu der „Trauerweide“; hier haben wir Umſetzung der Proſa in Poeſie, dort ganz freie Schöpfung im Geiſte der Sage. Welch eine Mannichfaltigkeit in der Behandlung der Vorlage liegt zwiſchen dieſen beiden Extremen! Am häufigſten ſehen wir den Dichter ſeine Vorlage erſt für ſeine Zwecke bearbeiten, bald ganz leiſe und kaum merklich, bald durchgreifend und gänzlich umgeſtaltend. Ganz ſelten begnügt ſich Kopiſch mit Umſetzung der Proſa in Poeſie. Das liegt in der Natur ſeiner Quelle begründet. Die Sagen der Brüder Grimm ſind zumeiſt Auszüge aus Chroniken u. dergl. Daraus erklärt ſich der meiſt ganz knapp berichtende Stil. Auch die mündlichen Berichte ſind mit großer Knappheit und Kürze, ja man möchte ſagen: Trockenheit, abgefaßt. So konnte ſich der Dichter in den wenigſten Fällen für ſeine Zwecke mit der Vorlage begnügen, ſondern mußte ſie erſt für ſeine Zwecke bearbeiten.

Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Interpunktion.

Von W. Vilmar in Marburg.

Die Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht brachte im erſten Heft des achten Jahrgangs einen leſenswerten Aufſatz von O. Glöde über die hiſtoriſche Entwicklung der deutſchen Satzzeichen und Redeſtriche. Dadurch iſt das Intereſſe an den nicht eben zahlreichen urkundlichen Zeugniſſen für die Geſchichte unſerer Interpunktion aufs neue geweckt worden, und

die Mitteilung einer sowohl Gloede als Bieling unbekannt gebliebenen Quelle darf bei den Lesern auf Teilnahme rechnen. Zur Charakteristik des Verfassers schicke ich einige einleitende Bemerkungen voraus.

Dietrich von Pleningen, zu Schaubeck und Eisenhofen, Ritter und Doktor, stammt aus einer alten schwäbischen Adelsfamilie und muß zwischen 1450 und 1455 wahrscheinlich in Plieningen bei Stuttgart geboren sein. 1475—1479 hat er mit Agricola in Pavia und Ferrara studiert und erhielt 1482 durch Vermittelung Johannes von Dalberg eine Stelle als Rat und Begleiter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Philipp hat ihn mit manchen wichtigen politischen Missionen beauftragt und ihn 1495 zum Assessor beim Reichskammergericht ernannt, 1499 ist er zum Kanzler der Pfalz erhoben worden. Dies ist die letzte Nachricht, welche wir über Pleningens Heidelberger Wirksamkeit besitzen. 1501 finden wir ihn bereits im Dienste Albrechts von Bayern-München, ohne daß sich mit Bestimmtheit feststellen ließ, wann und warum er nach Bayern übergesiedelt ist. Im Dienste Albrechts und seiner Söhne Wilhelm und Ludwig entfaltet er gleichfalls eine rege politische Thätigkeit, benutzt aber zugleich seine Mußestunden, um eine Anzahl lateinischer Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen. Aus dem Jahre 1511 stammt seine erste Übersetzung, die des Panegyricus Traiani vom jüngeren Plinius. 1519 schließt er diese seine Thätigkeit mit der Übertragung von Senecas De consolatione philosophiae ad Marciam. 1520 ist er gestorben und in Kleinbottwar in Württemberg, wo seine Familie ansässig war, beigesetzt worden.

Diese geringen Notizen mögen zur Orientierung genügen, hier interessiert besonders die im Jahre 1511 vollendete und 1515 im Druck erschienene Übersetzung des Panegyricus Traiani, der eine eingehende Betrachtung über die Interpunktion, welche er in seinen Werken anzuwenden beabsichtigt, vorausgeht. Durch das Buch von Bieling: Das Prinzip der deutschen Interpunktion (Berlin 1888) und besonders durch die beigefügten Quellenabdrucke bot sich die beste Gelegenheit, eine Vergleichung der zeitgenössischen Ansichten mit dem neuen Fund anzustellen. Mag Pleningen zunächst selbst sprechen, ich werde mir dann erlauben einige Bemerkungen anzufügen.

Der Druck, welcher die Übersetzung des Panegyricus enthält (Göttinger Universitätsbibliothek Auct. cl. lat. 1946), beginnt mit einer Widmung an Kaiser Maximilian und Herzog Wilhelm von Baiern, daran schließt sich die Erörterung über die Interpunktion folgendermaßen:

Ich Dietrich von Pleningen hab in meiner vorröde versprochen Natur der puncten in einer kurtz: vor anfanng der lobsagung anzuzeigen das thun ich also. Ain punct: ist ain zaichen das do! oder durch figur oder sein verziechen: die clausel zertailt.' die stymm

vnderschait: das gemuet wider erkuckt[1]) vnnd verlast[2]) ain Zeit den gedencken: das geschicht oder durch verzug des aussprechens vnnd der zeit! oder durch zaichen der Feder. Wöllicher puncten ainer des andern zaichen ist. Dann wan der durch die feder gerecht formiert: so zaigt er dem löser: an den wege aus zu sprechen vnd verstentlichen zu lösen. vnd domit thůt er aus trucken vnd einpilden im selbs vnd den zuhörern dy begirlichen vnd rechte verstentnus der wörter vnd der Oration. Es sind auch mancherlay figurn der puncten die dann dy versamelten wörter: von recht erfordern thůnd. domit die begirden des rödners vnd seiner sententz zubedeuten. Namlichen thůnd dy latinischen sechserlay puncten sich gepranchen. Ainer haist virgula / der an der coma.' der dryt Colum: der fierdt Interrogatio ain fragender punct? der funfft parentesis: vnnd der letzst periodus; Virgula: ist ain hangende lini gegen der rechten handt sich aufrichten / die man ordenliche thůt setzen nach worten die do noch volbekomenhait der bedewtnus oder worter in mangel stende; Coma. ist ain punct mit ainem virgelein oben erhebt.' gleicherweis wie dy erst virgel: also: wirt geschicklichen gesatzt nach wörtern die do ain volkomen bedeutnus hand das man haist ain zertailung. vn wiewol das der zimlichen: nach volkomener bedeutnus vnnd worten gesatzt: so bezaichet er doch das man der röden so ain namen ainer clausel behalten noch was nit ongehörlichs zufuegen moge; Colum ist ain punct mit zwayen tüpflen. also: Wirt schier gleich mit ainer weniger mere auffhaltung der zeit dann Coma gepraucht aber auch: noch so mag was zierliche angehenckt werden; Interrogatio. ain fragender punct ist ain punct mit ainem virguli herumb gekrömpt also? Parentesis. dise puncten prauchent die latinischen so sy in einer noch onuolendter angefangner clauseln eingeworffne wörter vnderschaiden wöllend: das thůnd sy mit zwayen halben zirckel also ( )(. Periodus. ist ain punct mit einer virgel onden angegenckt also; wurd gepraucht am ende ains gantzen sententzien. Das sind die puncten domit man die clauseln thůt vnderschaiden vnd so du Virgulam in deiner anssprechung recht bedeůten wilt. bedarff der in der pronunction vnd der zeit ainer ganntzen kurtzer auffhaltung / Coma ainer klainer zeit mere Parentesis: ainer hupffend ausprechung. Der fragend: erfordert senis selbs geperde / Periodus ains gueten erholten Autemps / das ist mein vnderricht;

Stellen wir nun einen kurzen Vergleich zwiſchen Pleningens Interpunktionsregeln und denen ſeiner Zeitgenoſſen an. Pleningen hat wie

1) belebt, aufweckt. 2) überläßt.

die obige Auseinanderſetzung zeigt, punct (.), virgula (/), coma (,), colum (:), interrogatio (?), parentesis ([]), periodus (;). Niklas von Wyle kennt von dieſen nur das coma nicht, er nennt das colum Punkte und behauptet, die periodus würde von einigen ſtatt des ſchlechten Punktes geſetzt; im übrigen ſtimmt er mit Pleningen überein. Valentin Ickelſamer in ſeiner „Teütſchen Grammatica“ (nicht vor 1531) nennt einen vollſtändigen Satz Periodus, deſſen Glieder in Cola, und dieſe wieder in Commata zerfallen. Doch werden bei ihm alle nur durch die virgula getrennt. Er kennt die Unterſcheidung von : und /, gebraucht ſie aber nicht. Die italieniſchen Drucke jener Zeit gebrauchten mit Vorliebe den Doppelpunkt, aber noch ziemlich willkürlich. Daneben Parentheſe, Fragezeichen, Punkt und in griechiſchen Texten Komma (,). Kolroß in ſeinem Enchiridion gebraucht Comma und Colum gleichbedeutend, für Periodus gebraucht er . und für Interrogativus ? als Zeichen. Aldus Manutius in ſeiner 1566 zu Venedig erſchienenen Orthographiae ratio hat ſchon, wie Bieling ſagt, unſere heute übliche Stufenleiter der Interpunktionszeichen. Betrachten wir nun, was Bieling zu unſern heutigen Interpunktionszeichen gerechnet wiſſen will, ſo finden wir, daß Pleningen alle wichtigen gleichfalls aufweiſt. virgula entſpricht unſerem Komma, coma dem Semikolon; punct, interrogatio, parentesis, colum decken ſich mit den heutigen Begriffen. Die periodus als Schluß eines größeren Satzgefüges iſt allerdings eine Eigentümlichkeit Pleningens und ſeiner Zeit. Es zeigt ſich alſo, daß keine Zuſammenſtellung dieſe Fülle der Zeichen und zugleich deren ſinngemäße Verwendung wie Pleningen hat. Entweder ſind wie bei Wyle zwar die meiſten Zeichen vorhanden, aber der Verfaſſer betont noch nicht ſo ſehr den feinen Unterſchied, oder man kennt wie Ickelſamer wohl die einzelnen Satzteile genau nach ihrer Beziehung zum Ganzen, giebt aber dieſem Unterſchied keinen Ausdruck durch entſprechende Interpunktionen. Pleningen vereinigt beides, er legt durch die Fälle der Interpunktionen, von denen jede ihre ganz beſtimmte Stelle erhält, ſein ſicheres Gefühl für die Feinheit des Unterſchiedes zwiſchen den einzelnen Satzteilen an den Tag. Daß er ſich an ein lateiniſches Muſter hält, deutet er verſchiedentlich an, doch ſcheint er auch über dieſes hinausgegangen zu ſein; denn eine ſolche Reichhaltigkeit der Zeichen läßt ſich wohl kaum in einem lateiniſchen Text der damaligen Zeit nachweiſen. Jedenfalls ſcheint es bemerkenswert, daß der Mann, der als Diplomat und Juriſt eine hervorragende Rolle ſpielte, der als Überſetzer ſeine Zeitgenoſſen weitaus überragte, auch der erſte war, der ſorgfältig ausgebildete und faſt erſchöpfende Regeln für die deutſche Interpunktion gab.

Dramatische Schüleraufführungen.

Von **L. Koch** in Bremerhaven.

Im 5. Heft des 7. Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 386) ist Heinrich Gloël (Wesel) mit sehr warmen Worten für die dramatischen Schüleraufführungen eingetreten. Seine Ausführungen verdienen Beachtung, um so mehr als sie sich auf einen reichen Schatz von Erfahrungen stützen, die Gloël persönlich gesammelt hat. So wenig er sich den Bedenken verschließt, die gegen die Zweckmäßigkeit solcher Aufführungen erhoben werden, er weiß eine solche Fülle von Gründen für sie vorzubringen, daß selbst ganz scharfe Gegner dieser Veranstaltungen sich von ihm umstimmen lassen dürften.

Es ist daher kaum nötig, sich noch nach neuen Kampfmitteln umzusehen, um unsrer guten Sache endlich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Nur in einem Punkte glaube ich Gloëls Beweisführung noch unterstützen zu können. Er meint, die öffentlichen Schulfeste brächten erfrischende Abwechselung in das eintönige, stille Schulleben und ermöglichten auch den außerhalb stehenden Freunden der Anstalt zu sehen, was die Schule auf einigen Gebieten leisten könne, und welcher Geist in ihr herrsche. Beides ist ohne Zweifel wesentlich, aber noch ein Anderes und meinem Gefühl nach Höheres wird durch sie erreicht. Es wird immer von der erziehlichen Thätigkeit der Schule gesprochen und kein Lehrer, der es mit seinem Berufe ernst meint, entzieht sich den Aufgaben, die seiner auf diesem Gebiete warten. Auf jeder Stufe suchen wir doch auf die sittliche Haltung unserer Zöglinge einzuwirken, ihre gemütlichen Eigenschaften zu entwickeln, sie aufzuklären über ihre Stellung zu ihren Eltern, Lehrern und Mitschülern, sie zur Beachtung auch der Regeln des äußeren Anstandes anzuhalten. Sollten wir nicht auch berufen sein, den Schülern der oberen Klassen auch das zu geben, was oft drückender Verhältnisse wegen das Haus versagt? Ich meine, ein festes, sicheres Auftreten unter Gleichgebildeten, eine Beherrschung der gesellschaftlichen Form, wie sie nun einmal in all ihren, oft genug wunderlichen Teilen gilt? Das mag in großen Städten überflüssig erscheinen, wo die Söhne reicher angesehener Familien Gelegenheit zur Ausbildung nach dieser Seite in und außer dem Hause finden, wenngleich auch dort der Sohn manch armen Wichts unter der Unkenntnis so bedeutsamer Gesetze oft schwer zu leiden haben wird. In kleineren Städten aber, für die ja auch Gloël Aufführungen wünscht, sollte jede Gelegenheit wahrgenommen

werden, die Zöglinge der höheren Anstalten zur Selbstbethätigung zu veranlassen. Und neben den Schülerbällen, denen ich aus dem ebenerwähnten Grunde stets das Wort geredet habe, giebt es kein besseres Mittel, den jungen Leuten eine unangebrachte Scheu vor dem Auftreten in der Öffentlichkeit zu nehmen, als die dramatischen Aufführungen. Ich kann daher auch nicht für einen Ausschluß der Öffentlichkeit bei diesen Schaustellungen sein. Fürchtet man üble Folgen von der Besprechung der Aufführung in den Zeitungen für das Selbstbewußtsein der betreffenden Schauspieler, nun die Presse wird von dem Leiter der Aufführung unschwer zu beeinflussen sein und schon durch Verschweigen der Namen ungebührliche Überhebung vermeiden. Das Bewußtsein, auch vor andern als vor dem vertrauten Kreise der Lehrer und Mitschüler eine Probe bestanden, Gutes geleistet zu haben ist mir für die Gewährung einer gewissen Zuversicht doch zu wichtig, als daß ich darauf wegen einiger ich kann wohl sagen kleinlicher Bedenken verzichten möchte.

Die gleiche Überzeugung von solchen Pflichten der Schule gegenüber ihren älteren Zöglingen zwingt mich auch zur Abweichung von Gloëls Grundsätzen, die ihn bei der Wahl der aufzuführenden Stücke leiten. So wenig wie er bin ich für die Aufführung von Dramen wie Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Iphigenie, aber nicht aus dem Grunde, weil „besondere Frauenrollen für die meisten Schüler zu schwierig sind". Ich habe nicht Anstand genommen, so oft mir die Leitung von Aufführungen anvertraut wurde, Frauenrollen auch durch Mädchen und Frauen zu besetzen. So gern ich glaube, daß ein Untersekundaner in Wesel die frische, entschlossene Rose in Heyses Kolberg täuschend gegeben habe, ich bezweifle, daß diese Täuschung immer oder auch nur in den meisten Fällen gelingen wird. Jedenfalls würde dieser Schüler mit unserer Vertreterin dieser Rolle an Anmut der Erscheinung und Natürlichkeit der Bewegungen nicht haben wetteifern können. Und nun gar die Darstellung älterer Frauen mit ihrem ausgeprägten Gesten- und Mienenspiel — wer wird sie einem Schüler anvertrauen wollen ohne die Besorgnis, es könnte an unrechter Stelle Heiterkeit erzielt werden. „Man muß nicht allzu ängstlich sein", sage ich in umgekehrtem Sinne wie Gloël; der Lehrer überwacht doch die Proben, kennt die Schüler, denen er die Rollen übertragen, genau und wird es in der Hand haben, allen Unzuträglichkeiten, die aus einem Zusammenspiel von Schülern und jungen Mädchen entstehen könnten, vorzubeugen. Wie in allen Punkten so kommt besonders hier alles auf das Geschick des Lehrers an. Ich habe immer gefunden, daß die Schüler sich des Vertrauens, das in sie gesetzt wurde, würdig zeigten und frisch und ungezwungen aber auch taktvoll in ihrem Benehmen waren. Selbstverständlich ist da-

bei — wenn auch vielleicht nicht immer beachtet! — daß der Leiter der Proben in Gegenwart der Damen die Schüler nicht im Unteroffizierston anfährt, ſondern ſie ihre Stellung weniger ſcharf fühlen läßt als das während des Unterrichts nötig erſcheinen ſollte.

Allem, was Gloël über die Einübung und die Proben bemerkt, kann ich nur zuſtimmen, ich bin nie anders zu Werke gegangen als er vorſchreibt und das Ergebnis der Arbeit iſt jedesmal ein zufriedenſtellendes geweſen. Neulinge auf dieſem Gebiete werden alſo gut thun, Gloëls ausführliche Vorſchriften zu beherzigen. Dann wird es auch nicht notwendig ſein, einem Regiſſeur die Abrundung der Arbeit zu überlaſſen, was ohnehin leicht Verwirrung und Widerſprüche in den Anordnungen zur Folge haben könnte.

Zum Schluß muß ich nur noch ein Wort über die Aufführung ſelbſt ſagen. Mit aller Entſchiedenheit würde ich auf Verwendung von hiſtoriſch treuen Koſtümen dringen und zwar in jedem Fall, ob vor dem Schülerkreis oder geladenem Publikum geſpielt wird. Man frage nur die Spielenden ſelbſt, was ihnen erſt recht Begeiſterung verleiht und ſie treibt, aus ſich heraus zu gehen. Es iſt als ob ſie ſelbſt ſich als andere fühlten; man vergleiche das Spiel und die Deklamation in einer der letzten Proben mit denen der Aufführung, man wird ohne weiteres wiſſen, daß das Spielen im Schülerrock ein Unding iſt. Das iſt bei kleinen Scenen, die bei dieſer oder jener Schulfeier vorgeführt werden, ein anderes. Da beſteht die Leiſtung lediglich im Vortrag. Für ein ganzes Drama aber wird man doch wohl nicht auf jene Elemente verzichten wollen, die den Eindruck der Dichtung zu ſteigern geeignet ſind, auf Dekoration und hiſtoriſche Gewänder. Die Beſchaffung der letzteren iſt heute ſehr erleichtert. Wer keine Theaterverwaltung zum Leihen bereit findet, wende ſich an die Firma C. Höche in Halberſtadt, die Koſtüme zu Kolberg, Guſtav Adolf, Hohenzollern, Philipp den Großmütigen, Hennigs Luther, Chriſtfeſt u. a. auf Lager hält, ſich aber auch bereit erklärt, neue Feſtſpielkoſtüme auf Wunſch herzuſtellen. Ich nenne gerade dieſes Haus, weil es uns beſonders gut und ſehr billig bedient hat. Die Angabe auch anderer Firmen an dieſer Stelle mit Hinzufügung der Stücke, für die die Koſtüme geliefert wurden, dürfte gewiß allgemein willkommen geheißen werden.

Sprechzimmer.

1.

Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung.

Der Sperlingsname.

(Vgl. I. Ztschr. f. d. dtsch. Unter. V, 741—749; II ib. VII 115—126.)

Meine früheren Auseinandersetzungen in dieser Zeitschrift sind von vielen Fachgenossen bestätigt, von anderen berichtigt. An dem Grundgesetz, daß der Eigenname des Tieres stets mit besonderer Beziehung gewählt ist, halte ich heute noch immer fest. Schwierigkeiten hatte mir in meiner zweiten Studie besonders der Name des Sperlings gemacht, des gemeinsten von allen besprochenen Tieren. Sein Name Dakkpeter ist nun in der Sammlung der Lübecker Vogelnamen (Korrespondenzbl. des Vereins f. nd. Sprachf. XVI, 83) belegt. Es wechseln also bei ihm die Vornamen Jochen (Sperlingsjochen), Krischan und Peter miteinander, die alle nicht gerade gute Eigenschaften bezeichnen, meistens dumme Tölpel. Auch der Name Lunink, Lüning, Lünck ist nicht selten. Lünck oder Dacklünk findet sich im Holst. Idiotikon von Schütze. Luning (so bei Lübben, Mnd. Handwb.) bedeutet wahrscheinlich der Laute. Ebenso: Leislünink[1]) = Rohrammer (Emberiza schœniclus) im Münsterschen. Dort findet sich für den Sperling auch der Name Debbert, in Lübeck daneben Möösch. Sprichwörtlich kommt der Name öfter vor, z. B. R. Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter, S. 251: Hai sühd de Katte füärn Lülink an. Hier wechselt also n mit l.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

2.

Zu Schillers Wilhelm Tell (IV, 2, 425 flg. u. V, 1, 35 flg.) und Braut von Messina (1346 flg. u. 2116 flg.).

Bellermanns schönes Werk über Schillers Dramen verdankt seine günstige Aufnahme nicht am wenigsten dem Bestreben, die Bühnenwerke unsers Meisterdramatikers aus sich selbst und aus des Dichters ganzer Entwicklung vorurteilsfrei wirklich zu würdigen und sie gegen Vorwürfe zu verteidigen, wie sie von dem willkürlichen Standpunkte unbedingte Geltung beanspruchender dramaturgischer und ästhetischer Theorien

---

1) Leis, lus, lusch = Schilf, Rohr. Vgl. Nd. Korrespbl. XVI. 5 S. 70 und XVI, 6, S. 88/89. vgl. Leisdragge = Schilf-, Sumpf- oder Rohrsänger (Sylvia arundinacea). Ich habe dort Leis, lus in Lausebrink, Lusebusch u. a. aus lusch (carex) erklärt. Im Korrespbl. XVII, 4 S. 38 und 39 habe ich dann an lôs, lose: frei, ledig, los, locker, gemein erinnert. Andere wollen z. B. Luseberg als ludes berg erklären, ein Berg oder Platz, der allen Leuten, dem gemeinen Volke, zur Benutzung freisteht und zugänglich ist.

gerade Schiller gegenüber lange Zeit so beliebt gewesen sind. Es geschieht also in *seinem* Geiste, wenn ich in den folgenden Zeilen versuche, für zwei Stellen die Vorwürfe, die auch er dagegen erhebt, als unberechtigt zu erweisen.

II, 498 fällt es ihm auf, daß im Tell IV, 2 Rudenz, der nicht weiß, wo Bertha ist, und der alle Festen bezwingen will, um in ihren Kerker zu bringen, von *Küßnacht*, wo er sie am ehesten vermuten müßte, gar nicht spricht, sondern sich sogleich richtig nach Sarnen gewandt hat. Vielmehr konnte er wohl annehmen, daß Geßler, der ja ohne Bertha, aber mit Tell nach Küßnacht gefahren war, Bertha nicht *auch* dorthin werde haben nachbringen lassen, wäre es auch nur, daß er bei der von ihm beobachteten stärkeren Gärung nicht zwei so wichtige Pfänder an *einem* Orte verwahren wollte. Vor allem aber geht er nach Küßnacht mit ziemlichem Gefolge, und überdies mußte es ihm das Aufsehen, das dort schon Tells Einbringung vermutlich erregen würde, als unmöglich erscheinen lassen, die Bruneckerin so unbemerkt einzuschließen, daß sie als „heimlich weggeraubt" erscheinen konnte, wie er doch wollte und erreichte (IV, 2, 428). Außer Küßnacht aber kommen nach der Art, wie vom ersten Aufzuge an das Interesse des Hörers erregt wird, nur noch Roßberg und Sarnen in Betracht; und da war es natürlicher, sie dem Landenberger auf Sarnen zuzusenden, als nach Roßberg, dessen Herr erschlagen war. Ebenso natürlich ist es, daß Rudenz diese Berechnung Geßlers richtig nachrechnet. Was etwas „kühn kombiniert" erscheinen könnte, wäre eher dies: Rudenz hat die Schlösser brechen wollen, um die Braut, die er in einem geborgen glaubt, zu befreien, und nun die bezwungene Burg nicht einmal genügend nach ihr durchsucht.

Schlimmer ist der Flecken, den Bellermann II, 343 flg. darin sieht, daß Schiller einem Vertreter der Religion der Liebe und Wahrheit verführerischen Doppelsinn in den Mund lege, während der Götzendiener ehrlich die Wahrheit sage. Die Auslegung des Traumes der Fürstin durch den christlichen Deuter, meint er, scheine ein liebliches Glück zu künden und berge doch unter zweizüngigem, gleißnerischem Doppelsinn das Gräßlichste in sich und verlocke so die Mutter zu einer verderblichen That. Ausdrücklich fügt er hinzu, daß der Vorwurf dieser Zweizüngigkeit nicht dem Mönche gelte, der das Orakel ausgesprochen habe; dieser sei vielmehr als ein Mann ohne Falsch, als eine fromme, einfältige Seele gedacht, die keines Betruges fähig ist. Um so schlimmer aber sei es für den Gott, der durch seinen Mund spricht. Die Sache liegt denn doch anders. Nicht der Christen*gott* hat Isabella irregeführt, sondern ihr und des Priesters Mißbrauch des Christenglaubens zu unchristlichem Thun hat sie *fälschlich* hoffen lassen, die Fügung des Schicksals wenden zu

können. Sie hat kein Recht, den Mund des Christenpriesters, der Orakel deutet, „für wahrhafter zu halten" (V. 2363) als den des Götzendieners, da jener überhaupt nicht treiben soll, was bei diesem zum Gewerbe gehört. Sie weiß es ja später sehr gut:

Die Traumkunst träumt und alle Zeichen trügen (2394). —
Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts (2374). —

Frömmer und demütiger fühlt der Priester seine Schuld, daß er sich mit seinem irdischen, in leichter, reiner Ätherluft geläuterten Sinn (2102) für scharf- und weitsichtig genug hielt, Isabella durch seine Auslegung in dem Traume die Gewähr künftigen Glückes zeigen zu können. Mit dem unter seiner Klause gelegnen Kloster, der Freistätte Beatricens, stets in Verbindung, war er den schlimmen Anfang der ganz andern Erfüllung des Orakels schon inne geworden, als der Fürstin Bote zu ihm eilte, Aufschluß über den Verbleib der geraubten Tochter zu erbitten. Gar nicht dulden hat er den Boten an seiner Klause wollen, an der Klause, von der aus er, „der Fürstin so oft das Erwünschte verkündend", auch jene Auslegung gegeben hat, welche sich nun in ihrer ganzen Verderblichkeit so schrecklich enthüllt. Mit der vom Boten überreichten Kerze, dem letzten Dankeszeichen, das er von der Fürstin nehmen will, hat er seine Hütte in Brand gesteckt, daß die Stätte verschwinde, wo er seinen klaren Blick mißbraucht hat, um der Vorsehung vorzugreifen; und mit dreimaligem Wehrufe und der Weisung, nicht auf die Richtung seiner Schritte zu achten, ist er davon geeilt, um für neues Fragen und Vorwürfe gleich unerreichbar in weltabgeschiedener Einsamkeit und unter größerer Entbehrung fürbittend zu büßen. Darin allerdings, daß das Schicksal nicht anders als durch ein Traumorakel verkörpert, bewußt gemacht werden kann und der christliche Priester durch dessen Auslegung nicht anders als unchristlich handeln kann, verrät sich etwas von dem unvermeidlichen Widerspruche, den die Schillern ja selbst nicht unbedenkliche Vermischung christlicher Religion, griechischer Götterlehre und maurischen Aberglaubens ergeben mußte.

Daß man freilich in jenem Verhalten, wie es V. 2119 flg. geschildert wird, die freiwillige Buße für wenn auch gutgemeintes, so doch ungebührliches Überschreiten des priesterlichen Wirkungskreises erblicken und somit den Christengott selbst von dem Vorwurfe, eine treue Dienerin irregeführt zu haben, frei sehen könne, dazu ist eine Annahme unerläßlich: der „Mönch, der gottgeliebte Mann, bei dem das Herz Rat fand und Trost in jeder ird'schen Not" (1346), der erste Deuter des Traumes Isabellens, muß ein und dieselbe Person sein wie „der Greis

des Berges, der fromme Klausner" (2099), bei dem der Bote Kunde von der Tochter holen soll. Freilich muß es bei dieser Annahme auffallen, daß Isabella dem getreuen Diego, der ihn gewiß von jener ersten Befragung her, ja wohl von öftern Besuchen kennt, V. 2097 noch einmal erst eine so genaue Charakteristik desselben giebt. Indes ist diese dramaturgische Unbedachtheit nicht schlimmer als die episch breite Wiederholung des dem Fürsten gewordenen Orakels 2336 flg. Dagegen weisen auf die Identität hin schon die Bezeichnungen einmal als der „gottgeliebte Mann, bei dem das Herz Rat fand und Trost in jeder ird'schen Not" (1346), und das zweite Mal als „der heil'ge Mann, dem das Schicksal des fürstlichen Hauses nicht fremd ist, der für dasselbe oft den Himmel gefragt und manchen Fluch hinweggebetet, dessen Mund der Fürstin das Erwünschte stets verkündet hat" (2106 flg.). Wo sollte Isabella auch natürlicherer Weise bei dem Verschwinden Beatricens Rat suchen, als bei dem, der sie ihr hatte retten und bergen helfen? Ja, daß die Charakteristik bei der zweiten Erwähnung ausführlicher ist, hat vielleicht den Schillern sogar bewußten Grund, daß der Priester dort „so bedeutungsvoll in die Handlung eingreift",[1]) indem die Meldung von seinem Gebaren Isabella der hereinbrechenden Katastrophe erschüttert entgegenbangen läßt.

Bei unsrer Auffassung kann die „unangenehme Empfindung" nicht kommen, daß in der Braut von Messina der christlichen Religion ein Unrecht geschehe. Vor allem soll das unabwendbare Walten einer geheimnisvollen Weltordnung dargestellt werden. Was dem Fürstenhause aus der vom alten Haupte gestreuten Saat aufkeimen sollte, des Hauses Untergang durch selbstverzehrenden Zwist seiner Mannessprossen, läßt sich nimmer zurückdämmen. Der Fürst, der so wenig wie Laïos oder Astyages einen Helfer gefunden hat, der, sein herzloses Verlangen ausführend, dem Schicksale in den Arm fiele, betrog sich in dem Glauben, die Tochter und in ihr die Ursache des tödlichen Zwistes hinweggeräumt zu haben; nur liegt dieser negative Teil des Kampfes gegen das Schicksal ganz in der Vorgeschichte. Die Fürstin hat sich nicht minder betrogen, als sie das Mittel, ihres Hauses Schicksal zu wenden, im Dienst eines mildern Glaubens sah, weil sein Priester ihr hier, wie stets, das Erwünschte kündigte. Nur hat der Vater, der das Vergebliche seiner Hoffnung, „mit strengem Machtgebot, mit gleicher Strenge furchtbarer Gerechtigkeit" (V. 35) die Söhne zu vereinen, so gut eingesehen haben wird wie Diego, diese treue Bedientenseele (2073), mit dieser ihm

1) Vergl. Hoffmeister a. b. O. V, 118, der schon 1842 diese Identität annahm, wie ganz neuerdings ausdrücklich Tumlirz in seiner Schulausgabe bei Freytag zu V. 2107.

bittreren Erkenntnis noch das Schuldbewußtsein hinabgenommen, der vergeblichen Hoffnung die Tochter geopfert zu haben. Die Mutter dagegen hat für ihre menschlich schöne That soviele Jahre lang das Glück der Hoffnung genossen, in dieser gottverheißenen Tochter „ein Werkzeug des Friedens" erhalten zu haben, mit dessen Hilfe sie dereinst „geselliges Vertraun und holde Eintracht" im Hause einziehen machen könne. Als nun freilich diese Hoffnung so gräßlich zu nichte wird, grade an dem Tage, wo ihr kein Weib auf Erden glücklich genug schien, „mit ihr an Herrlichkeit sich zu vergleichen" (1440), da begehrt sie wohl zunächst in wildem Schmerze auf auch gegen den Gott, dessen „heil'ge Häuser sie besucht" (2383). Aber bei einem Glauben, der sie die schönen Worte finden läßt:

Nicht hört der Himmel solche sündige
Gebete; schwer von Thränen fallen sie
Zurück vor seinem leuchtenden Gewölbe (2680 flg.),

bei einem solchen Glauben kann jenes Hadern mit der Gottheit nur ein unwillkürlicher augenblicklicher Aufschrei des natürlichen Menschen über den Verlust seines teuersten Besitzes auf Erden sein. Bei einem solchen Glauben wird sie sich selbst über die Ansicht, daß Gnadenbilder und -stätten und fremde Gebete das Schuldbewußtsein nehmen können (2712 flg.), geläutert bis zu der Höhe der sittlichen Auffassung Don Cesars und des Chores (2722 flg. 2841 flg.) erheben. Die Lehre, die jener handelnd durch freiwilligen Tod bewährt, wird sie trauernd verstehen lernen: an seinem wahren Glücke baut man nicht, indem man dem Himmel irdisches Wohlergehn abzuringen sucht, sondern indem man sich auch auf seinen „unverständlich krummgewundenen" Pfaden den rechten Weg zu Seelenruh und Himmelsfrieden geführt weiß.

Zittau i. Sachsen. **Theodor Matthias.**

3.

Der Bediente. (Ztschr. 8, 685 flg.)

Für die aktive Bedeutung des Part. Perf. möchte ich noch aus Grimms Märchen anführen: „ungegessen und ungetrunken mußte er wieder abziehen", was mit lat. pransus und potus zu vergleichen ist. Auch sagt man: er ist ein gelernter Tischler, d. h. einer, der als Tischler gelernt hat, jetzt aber die Tischlerei nicht mehr ausübt (lernen kann man ja niemanden, höchstens anlernen, z. B. einen Lehrling). Ferner empfiehlt uns die Hausfrau ihren selbstgebackenen Kuchen, wie sie früher den selbstgesponnenen Flachs zeigte: ihr Ruhm besteht gerade darin, daß sie jenen selbstgebacken, diesen selbstgesponnen hat. Auch das Part. gedient wird aktivisch gebraucht in Ausdrücken wie: ein gedienter Soldat, ein ausgedienter Regenschirm. Der Unterschied zwischen einem Gedienten

und Bedienten ist nur der, daß ersterer gedient hat, letzterer sich noch im Dienste befindet. Die Bedeutung des Vergangenen halten aber auch andere derartige Formen nicht fest, wie gottvergessen, betrogen u. s. w. (Im Vogtland heißt es übrigens noch derber: Das ist ein beschissenes Luder, natürlich im aktivsten Sinne.) Erkannt worden ist die aktive Bedeutung von betrogen und verlogen schon früh. Laurentius Albertus schreibt 1573 (F^b flg.): betrogen non saltem de os dicitur, qui falsus est. Sed etiam de illo fallendi astutia instructus ut et praepollet. ein verlogener, qui vel per mendacia traductus est, vel qui se ad mentiendum assuefecit. beredt, in orationis materia, de qua diu multumque dictum est, ac simul de perito artis dicendi.

Umgekehrt findet sich das Part. Präs. Akt. unlogisch angewendet in der Wendung: eine sitzende Lebensart, d. h. doch nur eine, bei der gesessen wird. Hierher gehört ja wohl auch die fahrende und die reitende Post, die es noch jetzt giebt, während die blasenden Instrumente ebenso wie der wohlmeinende Rat nicht mehr schriftdeutsch sind. Haller spricht an einer von mir leider nicht angemerkten Stelle von einer „staunenden Krankheit", d. h. eine Krankheit die angestaunt wird (oder staunen macht?).

Noch möchte ich hinweisen auf den Gebrauch des Part. Perf. Pass., der dem griechischen Verbaladjektiv entspricht, in: des Geistes unermessenes Reich (Schiller: Die Künstler V. 399). Da ist unermessen völlig gleich immensus, unermeßlich (vgl. invictus unbesiegbar). Der Gebrauch ist aber vollkommen deutsch, wie die Stelle bei Walther beweist: dir sint ungemezzen maht und êwekeit (10, 3). Schiller ließ im Gang nach dem Eisenhammer aus der Gräfin Mund Fridolins „unerschöpftes Lob" fließen. (1806 schrieb er „Einem Freund ins Stammbuch":

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpflich wie sie.

Auch des üblichen unermeßlich bedient er sich, in den Votivtafeln: 25. Astronomische Schriften: So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel.) Auch P. Gerhardt singt: „O du unerschöpfter Brunnen" ebenfalls ganz im Sinne des inexhaustus.

Dresden. **Carl Müller.**

Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von den Fachlehrern der K. Kreisrealschule München, III. Band, 2. Aufl., München 1894, Eduard Pohl. (604 Seiten.)

Der dritte Band des genannten Lesebuches liegt nun in zweiter Auflage vor; er hat seine jetzige Gestalt durch eine gründliche Revision der ersten Auflage erhalten, und wir müssen den Herausgebern zugestehen,

daß sie dabei mit Takt und Umsicht verfahren sind, und daß die „Umarbeitung" wirklich eine „Verbesserung" erzielt hat. Gestützt auf eigene Erfahrungen, die sich beim praktischen Gebrauche des Buches ergeben haben, sowie auf Mitteilungen, die ihnen von fachmännischer Seite zugegangen sind, haben die Herausgeber eine Reihe von Stücken, die sich nicht bewährten, ausgeschieden und durch andere ersetzt, mit denen sie, soweit man vor der Erprobung derselben im Unterricht urteilen darf, eine glückliche Hand gehabt zu haben scheinen. Daß sie sich bei den weitaus meisten prosaischen Stücken ohne Rücksicht auf den Namen des Autors kleinere oder größere Änderungen gestatteten, wird ihnen jeder, der die eigentümlichen Schwierigkeiten kennt, welche sich dem nach durchaus passenden Lesestücken Suchenden darbieten, gerne zu gute halten oder sogar als Verdienst anrechnen. Den „Darstellungen aus der Geschichte" und den „Abhandlungen" ist die von den Herausgebern vorgenommene Umarbeitung ganz besonders zu statten gekommen.

Der poetische oder „litterar-historische" Teil des Buches wurde ebenfalls auf das sorgfältigste revidiert; auch hier wurde manches Stück ausgemerzt, manches neu eingefügt, das Ganze durch eine ansprechende Gliederung übersichtlich gemacht. Die mittelhochdeutschen Dichtungen werden dem Schüler in musterhaften Übersetzungen vorgeführt, die der Neuzeit sind bis in die Gegenwart fortgesetzt. Infolgedessen kann der poetische Teil in Klassen mit Litteraturstunden auch sehr passend als Ergänzungsmittel für den litteraturgeschichtlichen Unterricht benutzt werden.

Wer das Buch schon in seiner ursprünglichen Gestalt gekannt hat, wird erfreut sein, es in der neuen Bearbeitung zu sehen; wer es noch nicht kennt, wird es nicht zu bereuen haben, wenn er es behufs eigner Prüfung in die Hand nimmt.

München. **Anton Englert.**

G. Böttticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894, X u. 174 S. 1,80 M.

Das Bändchen ist ein Anhang zu den von denselben Verfassern bearbeiteten „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur, für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben" und schließt sich diesen in Druck, Format und Ausstattung an. Aber dieser Zusammenhang, der vielleicht manchen besorgt macht, daß die Verfasser aus Vorliebe zu ihrem Spezialstudium, dem Mittelhochdeutschen, die erste Blüteperiode unserer Dichtung auf Kosten der späteren Zeit bevorzugt hätten, ist nur scheinbar; schon eine

Zählung der Seiten ergiebt, daß der Zeit bis auf Luther nur ein Fünftel der geschichtlichen Darstellung gewidmet ist.

Schon der geringe Umfang des Ganzen zeigt ferner, daß die Verfasser dem Bedürfnis der Schule und den Bestimmungen der neuern Lehrpläne gerecht zu werden suchen; eine genauere Durchsicht bestätigt diesen Eindruck allenthalben, man erkennt die kundige Beherrschung des gebotenen Stoffs und vor allem die Erfahrung des ihn behandelnden Lehrers.

Die Auswahl des Stoffs verrät strenge Beschränkung auf die wichtigeren Erscheinungen, die Behandlung verweilt ausführlich bei den bedeutenden Dichtern und Dichtungen, eilt aber über Nebensächliches rasch hinweg; das Gedächtnis des Schülers wird dabei nicht übermäßig belastet, seine Aufmerksamkeit nicht durch Gleichgiltiges abgelenkt, sein Urteil weder durch die Menge des Vorgeführten verwirrt, noch durch phrasenhaftes Absprechen getrübt. Die Form der Darstellung zeigt überall, daß die Verfasser bemüht gewesen sind mechanisches Nachsprechen und Auswendiglernen, wie sie es in der Vorrede versprechen, unmöglich zu machen. Sie erreichen aber durch diese Form, die sich bei den kurzen kulturgeschichtlichen Übersichten, bei den Angaben von Einzelheiten aus dem Leben großer Dichter, bei den Dispositionen der wichtigen Dramen auf die Hervorhebung der leitenden Gesichtspunkte beschränkt, zugleich den weiteren Vorteil, daß ihr Buch den lebendigen Vortrag des Lehrers keineswegs überflüssig macht, sondern ihn nur in einer dem Schüler faßlichen Weise disponiert, daß sie dem Lehrer die Anpassung dieses Vortrags an den zufälligen Standpunkt der Klasse, an die ihm zur Verfügung stehende Zeit, an die gelegentlichen Anforderungen der Lektüre oder der Aufsätze ganz überlassen, daß sie dem Schüler ein übersichtliches und darum klares Wiederholungsbuch für das in der Klasse Erlernte in die Hand geben und daß sie endlich zu einer späteren, selbständigen Beschäftigung mit der Litteraturgeschichte die Lust nicht benehmen, sondern gerade erzeugen und wecken.

Hervorzuheben ist ganz besonders die Behandlung der dramatischen Lektüre. Im Gegensatz zu andern Litteraturgeschichten geben die Verfasser für jedes der auf der Schule gelesenen Dramen anstatt einer Inhaltsgabe die Übersicht über den Aufbau des Stückes, und zwar in einer Form, die der Lektüre in keiner Weise vorgreift oder sie gar ersetzen könnte. Das Buch bewahrt daher den Schüler vor der Verlockung, bei Aufsätzen und Vorträgen die Pflicht eigenen Lesens und Überlegens durch bequemes Abschreiben oder Anlehnen zu umgehen. Für das Gelesene dagegen gewährt diese Übersicht einen festen Halt, sie erleichtert zugleich das Verständnis des in der Klasse Besprochenen und fördert die Erziehung zu eignem Denken und Urteilen.

Manche Einzelheiten wird der das Buch benutzende Lehrer nach seinen zufälligen Wünschen zu tadeln finden; auch einige allgemeinere Vorwürfe lassen sich allerdings machen. So meine ich, daß die Verfasser trotz ihres Strebens nach Klarheit und Einfachheit sich im Ausdruck gelegentlich auch über den Standpunkt des Primaners hinausversteigen; der Vorwurf wiegt aber nicht schwer, weil das Buch überhaupt nur im steten Verkehr des Lehrers mit dem Schüler benutzt werden kann und weil solche schwierigeren Stellen bei den fortgeschritteneren Schülern Anlaß zu Fragen an den Lehrer und zu gelegentlichem Eingehn auf Fernerliegendes geben, Umstände, die den Unterricht keineswegs immer ablenken, sondern oft in wirksamer Weise erfrischen.

In den Jahreszahlen finden sich ferner einige störende Druckfehler, in der Einteilung der Dramen läßt sich manches anders ordnen. Für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ist nach meiner Empfindung dem weitgehenden Einfluß der romantischen Schule auf unsere gesamte Entwickelung in Kunst und Wissenschaft, Religion und Volkstum nicht ausreichend Rechnung getragen worden. Ich persönlich habe auch die Meinung, daß in einem Buch, das die Litteraturgeschichte für die Schule behandelt, einige Hinweise auf fremde Einflüsse stärker betont werden mußten. Vor allem hätte Shakespeare, dem Lessing, Herder, Goethe und A. W. Schlegel nicht nur in Deutschland, sondern für die ganze Kulturwelt sein wohlverdientes Ansehen erst wiedererkämpft haben und der in der Schlegelschen Übersetzung in den geistigen Besitz unseres ganzen Volkes übergegangen ist, mit in die Behandlung hineingezogen werden sollen.

Eine Geschichte der Sprache und eine Übersicht der Metrik bilden ergänzende Anhänge. Ihre Loslösung aus dem Zusammenhang der Litteraturgeschichte wird niemand bedauern, denn die übliche Einfügung zwingt im Unterricht zur Trennung des Zusammengehörigen und zu skizzenhafter Behandlung des Einzelnen. Für die Metrik ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Verfasser nicht mehr den deutschen Vers in der Gefolgschaft des antiken, sondern umgekehrt diesen als zufälligen Eindringling in die deutsche Dichtung darstellen. Einige Ungenauigkeiten sind allerdings auch hier durch das Streben nach Kürze hervorgerufen. Dadurch erscheint z. B. die Aufnahme des klingenden Reims nicht als eine Folge der sprachlichen Entwickelung, sondern als eine feinere Ausbildung der mittelhochdeutschen Verskunst; dem Hildebrandston werden gereimte Cäsuren zugesprochen, der Unterschied zwischen dem deutschen Alexandriner und seinem Vorbild wird gar nicht berührt und namentlich der Knittelvers, der endlich die Befreiung der deutschen Metrik brachte, erscheint nur nebenher im Gefolge der freieren Rhythmen. Auch daß die neue Nibelungenstrophe unter den jambischen und trochäischen Vers-

maßen aufgeführt wird, ist nicht zu rechtfertigen. Die genannten Einzelheiten sind aber alle durch leise Textänderungen leicht zu beseitigen.

Zum Schlusse will ich nicht unterlassen, das Buch als ein sehr brauchbares Hilfsmittel noch einmal ausdrücklich zu empfehlen, ich stehe nicht an, ihm unter den mir bekannten Schullitteraturgeschichten weitaus die erste Stelle zuzuweisen.

Großlichterfelde. **Felix Hartmann.**

Margarete Lenk, Der kleine Lumpensammler. Dieselbe, Auf dem Christmarkt. Dieselbe, Die Zwillinge. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S. Preis: 30, 40 u. 75 Pf.

Als Verwalter einer Schülerbibliothek habe ich die — ich möchte sagen traurige — Pflicht, zahlreiche Jugendschriften zu lesen und zu prüfen. Dabei komme ich denn je mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die deutsche Jugendlitteratur zwar äußerlich immer üppiger anschwillt, an innerm Gehalte aber immer armseliger wird. Neun Zehntel etwa muß man als völlig wertlos zur Seite werfen, und selbst unter dem kleinen Reste ist noch vieles, was kaum die Censur „mittelgut" verdient. Angesichts dieser nicht zu leugnenden Thatsache, die dem viel citierten Worte Goethes: „Für die Jugend ist das Beste gut genug", in betrübender Weise widerstreitet, erscheint es mir als Pflicht, ein paar Büchlein, die leicht im großen Strom verloren gehen können, hier kurz anzuzeigen. Es sind die obengenannten Schriftchen, die ich in der That zum Besten rechne, was für deutsche Kinder geschrieben worden ist, einfache Geschichten, in denen Kindergestalten den Vordergrund einnehmen, fesselnd durch inneres Leben, durchweht von echtem, gesunden Christensinn und einer herzlichen Poesie. Episch behagliche, doch niemals langweilende Erzählung, eine in aller Schlichtheit sprachlich vollendete Darstellung, liebenswürdiger Humor, warmes Gefühl und eine ganz hervorragende Gabe der Charakterisierung — das alles erhebt diese kleinen Dichtungen einer deutschen Pfarrersfrau zu Meisterstücken, die gar wohl geeignet sind, armen und reichen Kindern auf den Weihnachts- oder Geburtstagstisch gelegt zu werden. Auch zur Anschaffung für Volks- und Schülerbibliotheken eignen sie sich vortrefflich. Von dem Inhalt der Büchlein verrate ich nichts. Mag ein Jeder, der sie zur Hand nimmt, sich von ihrer herzbezwingenden Naivetät so erfreuen, rühren, erheben lassen, wie der Schreiber dieser Zeilen, der sich trotz naher Verwandtschaft mit der Verfasserin frei weiß von aller Voreingenommenheit. Wir besitzen nicht sehr viele Jugendschriften, die man so ohne jeden Rückhalt rühmen könnte. Die erste ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen.

Bautzen. **G. Klee.**

Aus Berlins Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins. Von L. H. Fischer. Berlin 1891. Oehmigkes Verlag.

Ich zeige dieses Buch hier an, weil es infolge seines Titels leicht der Aufmerksamkeit weiterer Kreise entgehen kann und doch auch außerhalb Berlins Beachtung verdient. Für den Lehrer enthalten die beiden ersten Aufsätze: „Berliner Schulhalter im 18. Jahrhundert" und „Die Schulen und Erziehungsanstalten Berlins vor hundert Jahren" viel Merkwürdiges, das der Verfasser aus den Akten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs in Berlin schöpfen konnte. Unter den litterargeschichtlichen Aufsätzen, die unter manchem Bekannten auch viel Neues bringen, hebe ich besonders hervor „Salomon Maimon in Berlin", einen höchst interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte, der einen klaren Einblick in das Leben der gebildeten jüdischen Kreise in Berlin vor hundert Jahren thun läßt, und die Mitteilungen über Ludwig Tiecks Wirken in seinen letzten Lebensjahren, insbesondere: „L. Tieck am Hofe Friedrich Wilhelms IV", „L. T. und die Berliner Hofbühne", „Träume und Visionen in L. T. Leben und Schriften" und „L. T. und Justinus Kerner", die schon durch die zahlreichen bisher ungedruckten Briefe Tiecks großes litterarisches Interesse erregen. — Ein paar kleine Nachträge mögen den Schluß dieser Anzeige bilden. Der auf S. 107 flg. abgedruckte Brief ist nicht von Tieck verfaßt, sondern von seinem Freunde Friedrich von Raumer, in dessen „Litterarischem Nachlaß" Bd. 2, S. 188 flg. er bereits veröffentlicht ist, und zwar mit dem allein richtigen „Herrscher" statt „Verehrer" in der dritten Zeile. — S. 112 erwähnt Fischer die ungünstigen Darstellungen über Tiecks Vorlesungen am Hofe, die aus L. Schneiders Buche „Aus meinem Leben" geschöpft seien; ich verweise noch auf Sternbergs „Erinnerungsblätter", der mit seinem hämischen Klatsch als ein würdiger Vorläufer Schneiders erscheint. — S. 115 wird die Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite und die Dekorierung Tiecks durch den König irrig auf den 31. Mai 1841 verlegt, sie fand vielmehr ein Jahr später statt. — Zu S. 118 sei nachgetragen, daß die dort erwähnte Übersetzung der „Vittoria Accorombona" von G. E. Furzi herrührt und 1843 zu Florenz erschienen ist. — Auf S. 142 gedenkt der Verfasser des Buches „Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck" von Skepsgardh, um Tieck gegen dessen Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Ich meine aber, er erweist damit jenem Machwerk eine unverdiente Ehre, da es keinem Leser desselben zweifelhaft sein kann, daß Skepsgardh verrückt war. Daß aber freilich Tieck durch Verschleppung einer dringlichen Sache gegen ihn gefehlt hat, ergiebt sich aus „Holtei, Briefe an L. Tieck", Bd. 4, S. 42 flg. unwiderleglich.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius u. Tischer. 1895. 380 S.

Die meisten unserer Goethebiographien sind antiquarisch-gelehrter Natur; mit rückwärts gewendetem Blick werden darin die vergangenen Zeiten betrachtet und Notizen zu Notizen gehäuft, die uns dann mit einer bis in die unbedeutendsten Einzelheiten vordringenden Genauigkeit das Leben Goethes in mühsam zusammengesetzten Stücken vorführen, deren Kompositionsfugen durch die eigenen Zuthaten des Verfassers gewöhnlich nur dürftig und oberflächlich verkleistert sind. Von solchen biographischen Arbeiten, die weit hinter der biographischen Kunst der Engländer und Franzosen zurückstehen, macht die vorliegende Schrift Wolffs eine wohlthuende Ausnahme. Für den Silbenstecher und Notizenkrämer mag es von Wert sein, über alle Schritte und Schrittchen Goethes in der Vergangenheit unterrichtet zu werden und auch jeden Seitenpfad getreulich nachzutraben, den der Dichter jemals gegangen, für den gesunden Geist aber hat vor allem die Frage Bedeutung: Was von Goethe ist heute noch lebendig? Und auf welchen Grundlagen ruht diese lebendige Wirkung? Wir wissen es dem Verfasser von Herzen Dank, daß er seine Aufgabe in diesem Sinne erfaßt und gelöst hat. Er hat so ein klares, rasch sich entfaltendes Lebensbild Goethes von kräftiger Wirkung geschaffen; er hält sich nicht auf bei den zahlreichen tändelnden Episoden und Nebensachen des Goethischen Lebenslaufes, sondern er giebt uns vor allen Dingen die Entwicklung seines Geistes- und Gemütslebens und eine wunderbar klare und einfache, aber gerade darum mächtig in die Tiefe dringende Analyse der heute noch lebendigen Werke des Dichters. Mit den neuesten Forschungen in allen Punkten wohl vertraut, giebt uns so der Verfasser in seiner trefflichen Schrift eine Einführung in Goethes Leben und Werke, wie wir sie schon lange in unserer Goethelitteratur ersehnt haben. Meisterhaft ist z. B. seine Behandlung des Faustdramas, das seiner Entwicklung und seinem Inhalte nach mit solcher Klarheit und tiefdringender Einsicht dargelegt wird, wie wir sie in manchem dickleibigen Faustkommentar leider vergeblich suchen. Sehr richtig ist es auch, daß Wolff mit solcher Entschiedenheit für den zweiten Teil des Faust eintritt und die vollständig aus der Luft gegriffenen Urteile Theodor Vischers und eines Georg Brandes siegreich zurückweist. Mit der schwächlichen Ästhetik alten Schlages ist dem zweiten Teile des Faust freilich nicht beizukommen, und so blieb er für Vischer und die meisten seiner Zeitgenossen ein Buch mit sieben Siegeln. Wer aber mit der neueren Ästhetik das Wesen des Schönen als eine individuelle Charakteristik (d. i. Urteilsform) unseres ästhetischen Verhaltens auffaßt, der wird erkennen,

daß dem ästhetischen Verhalten unseres sozialpolitischen Zeitalters der zweite Teil des Faust als eine gewaltige, von prophetischem Geiste erfüllte künstlerische That erscheinen muß, die hoch über den bei aller ergreifenden Schönheit eingeschränkten Gehalt der Iphigenie und des Tasso emporsteigt. So wird der bisher so oft verspottete und verhöhnte Stil des alten Goethe in seiner vollen ehrfurchtgebietenden Größe und Gewalt immer mehr und mehr erfaßt und verstanden werden, je mehr das Menschengeschlecht selbst in Goethes Geistesgröße hineinwächst. Aber auch die übrigen Werke werden von Wolff in treffender Weise gewürdigt, sodaß wir nur wünschen können, daß diese Schrift, die von Anfang bis zu Ende von warmer Begeisterung für den großen Dichter erfüllt und in einer wahrhaft anmutigen und fesselnden Sprache geschrieben ist, in Haus und Schule die weiteste Verbreitung finden möge. Es giebt keine Goethebiographie, die wir lieber in den Händen unserer Jugend sähen und die wir daher für geeigneter zu Schulprämien und Geschenken für die reifere Jugend hielten, als diese wissenschaftlich und künstlerisch wohlgelungene Arbeit Eugen Wolffs.

Dresden. **Otto Lyon.**

Max Koch, Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. 7. Band. (Hans Sachs-Nummer.) Weimar und Berlin, Emil Felber. 1894.

Die älteste wissenschaftliche Zeitschrift für Litteraturgeschichte, die wir gegenwärtig besitzen und die unter der hingebenden und ausgezeichneten Leitung Max Kochs sowohl durch ihren wertvollen und bedeutenden Gehalt als durch ihre vornehme Haltung hervorragt, bringt in dem vorliegenden Hefte aus Anlaß der Jubelfeier zu Ehren des Hans Sachs eine Reihe von Aufsätzen über diesen Meister und seine Zeit. Karl Drescher giebt in seiner Abhandlung „Hans Sachs und Boccaccio" eingehende Nachweise über die Quellen des Dichters und stellt den Einfluß Boccaccios auf Hans Sachs zum ersten Male zusammenfassend dar. Die „Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum" bespricht Reinhold Bechstein in einem längeren Aufsatze mit liebevollem Eingehen auf die einzelnen Werke; leider ist der Aufsatz nicht vollendet, der Tod setzte der Arbeit Bechsteins ein Ziel, und in pietätvoller Weise hat die Redaktion an dem Manuskripte des heimgegangenen Gelehrten nichts geändert; mitten im Satze bricht die Arbeit ab. Edmund Goetze teilt das von ihm in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar aufgefundene „Gemerk-Büchlein Hans Sachsens" mit, das der Thätigkeit des Dichters als Meister der Nürnberger Singschule die Entstehung verdankt und Kunde davon giebt, was in dieser Singschule vom 1. September 1555 bis Ende 1561 vorgetragen worden

ist. „Märchen- und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede" behandelt Johannes Bolte und giebt aus den in Berlin, Erlangen und Weimar aufbewahrten Meisterliederhandschriften eine Auswahl von achtzehn Meisterliedern, deren Stoff aus der Volksüberlieferung geschöpfte Märchen und Schwänke, zum Teil sehr derben Inhalts, bilden. Außer diesen trefflichen Hans Sachs-Aufsätzen enthält das Heft noch eine höchst lesenswerte Abhandlung von Georg Steinhausen: Die Anfänge des französischen Litteratur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit, einen Aufsatz von Woldemar Freiherrn von Biedermann: Goethe und das Schrifttum Chinas, und eine kurze Nachricht, welche S. M. Prem über einen Besuch giebt, den Fritz von Stein bei Uz machte.

Die Zeitschrift Kochs sei allen Freunden der Wissenschaft, namentlich aber den Lehrern des Deutschen und den Schulbibliotheken aufs wärmste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1. Januar. J. Vahlen, Karl Lachmanns Briefe an Moritz Haupt, besprochen von O. Behaghel. (Vahlen verdient den lebhaftesten Dank für seine hingebende Mühewaltung.) — Woldemar Freiherr von Biedermann, Goethes Gespräche, besprochen von H. Lambel. (Eine schier unerschöpfliche Fundgrube für jeden, der dem Dichter von was immer für einer Seite näher treten will.) — Jakob Bächtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, besprochen von L. Fränkel. — Wilhelm Tobler-Meyer, Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung, mit besonderer Rücksichtnahme auf Zürich und die Ostschweiz, besprochen von Adolf Socin. — Wilhelm Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsaß; Heinrich Menges, Volksmundarten und Volksschule im Elsaß, besprochen von Gust. Binz. (Beide Schriften ergänzen einander in der glücklichsten Weise und können allen, besonders aber den elsässischen Lehrern der deutschen Sprache aufs beste empfohlen werden.)

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X,2. K. Bruns, Gerichtsdeutsch und Ähnliches. — Friedrich Kluge, Zu den Sprachdummheiten (sehr zutreffende Bemerkungen über den s-Plural in Kerls, Mädchens u. s. w.). — Stier, Bericht über die Verdeutschung von Straßennamen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen VI,5: Dr. S., Rudolf Hildebrand. — G. Holzmüller, Unsere Stellung zur Berechtigungsfrage. — A. Gille, Der Lehrplan der Realschule im Lichte der Konzentration.

Leipziger Lehrerzeitung 2,18: J. Tews, Die preußische Volksbildungspflege und der Etat 1895/96.

Theodor Gartner, Ein neues Büchlein über Sprachrichtigkeit (Albert Heintze, Gut Deutsch). Sonderabdruck aus den Bukowiner Nachrichten.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte VIII, 1 und 2: Robert Boyle, Humor und Humore. — Hubert Roetteken, Nochmals Penthesilea. — Ludwig Chr. Stern, Die ossianischen Heldenlieder. I, II. — Richard

Förster, Lessings Anmerkungen zu den Fabeln des Aesop. — Paul Bahlmann, Des Petrus Tritonius Versus memoriales. — Heinrich von Wislocki, Tschuvaschisches zur vergleichenden Volkspoesie. — Max Koch, Eine Quelle zu Shaksperes Love's Labour's lost. — Max Koch, Zur Entstehungszeit zweier Faustmonologe. — Wilhelm Creizenach, Ein russisches Werk über die Anfänge der humanistischen Litteratur. — Marcus Landau, German Classics edited with english notes by C. A. Buchheim. — Albert Leitzmann, August Gottlieb Meißner, eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen von Rudolf Fürst. — Robert W. Felkin, Lieder und Geschichten der Suaheli. Anthologie aus der Suahelilitteratur, gesammelt und übersetzt von C. G. Büttner (†).

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. II, 2. und 3. Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. (Schluß.) Von Otto Rieder, Reichsarchivassessor in München. — Die Anfänge der deutschen Volkskunde. Von Richard M. Meyer, Privatdozent in Berlin. — Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens. Von Friedrich Bienemann, Privatdozent in Freiburg. — Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau während des 17. Jahrhunderts. Von F. W. E. Roth, Archivar in Geisenheim. — Professoren der Kulturgeschichte? Von Georg Steinhausen. — Über die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges. I. Von Richard Müller in Berlin. — Miscellen: Die Wünschelruten und Schatzgräber in Böhmen. Von Theod. Hutter, Archivar in Reichenberg. — Mitteilungen und Notizen. Politische und Kulturgeschichte. — Kulturgeschichtlicher Jahresbericht. — Neue Bücher. — Neue Zeitschriftenaufsätze.

Neu erschienene Bücher.

W. v. Goethe, aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von G. Hofmeister. Leipzig, Teubner 1895. 205 S. Pr. M. 1.

Albert Zipper, Gedichte. Leipzig, Gustav Körner 1893. 204 S.

Albert Zipper, Das Lied vom deutschen Wort. (Allgemeine Büchersammlung lebender Schriftsteller.) Leipzig, Gustav Körner 1893. 63 S.

Julius Goebel, Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1895. 87 S.

A. Brunner, Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundunarten. Wien und Leipzig, Eisenstein u. Co. 1895. 207 S.

Ernst Laas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen. Theorie und Materialien. Zweite Abteilung: Materialien. 3. Aufl. besorgt von J. Imelmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1894. 405 S. Pr. M. 6.

Rudolf Lehmann, Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache und der älteren deutschen Litteratur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1894. 59 S. Pr. M. 1.

Victor Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschluß an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Berlin, Weidmann 1895. 182 S. Pr. M. 3.

Rudolf Franz und Karl Lindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrissen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin, Grote 1894. 402 S.

Robert Schneider, Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen. Berlin, Friedberg u. Mode. 31 S.

J. Wychgram, Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. 2.—4. Lieferung. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894. (Wir haben auf dieses neue volkstümliche Prachtwerk, das in 16 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf. erscheinen soll, bereits bei Ausgabe der ersten Lieferung empfehlend hingewiesen und wollen hier dieser Empfehlung nur hinzufügen, daß auch die weiter erschienenen Lieferungen vollkommen das halten, was die erste Lieferung versprach. Die vierte Lieferung führt uns bis zum Aufenthalt Schillers in Bauerbach, ein Jugendbildnis Schillers vom Jahre 1781 ist hier zum ersten Mal veröffentlicht. Wir empfehlen das Werk aufs neue für Haus und Schule; möchte es eine solche Verbreitung finden, daß der Geist Schillers in unserm gesamten Volke wieder recht lebendig würde.)

P. Graffunder, Der deutsche Nationalcharakter in altdeutschen Dichtungen. Vortrag gehalten im Allgemeinen Deutschen Verein zu Berlin. Fürstenwalde, Geelhaar 1893. 40 S.

P. Graffunder, Colombo. Dichtung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 32 S.

Joh. Schmaus, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums. Programm des Kgl. alten Gymnasiums zu Bamberg 1894. 84 S.

J. Stoffel, Der Aufsatz in der Volks- und Mittelschule. 3. Bändchen. Halle, Hermann Schroedel. Pr. M. 2. 167 S.

Chr. Fauth, Gedanken zur Schulreform. Grünberg in Schlesien. Hugo Söderström 1894. 29 S.

Hölders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch: Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausgegeben von J. Pölzl, 3. Auflage; Schiller, Wallenstein, herausgegeben von J. Pölzl, 3. Auflage; Lessing, Laokoon, herausgegeben von J. Pölzl, 3. Auflage. Wien, Alfred Hölder 1894.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Ergänzungsheft zu Band I. Die altsächsische Genesis. Straßburg, K. J. Trübner 1895. 70 S.

Abriß der deutschen National-Litteratur. Nach G. Brugier, zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet. Freiburg i. Br., Herder 1895. 286 S.

Ferdinand Otto, Auswahl deutscher Gedichte für die Mittel- und Oberstufe höherer Mädchenschulen. Zweite Auflage. Berlin, Herbig 1894. 198 S.

W. Wittich, Goethes Torquato Tasso. Schulausgabe. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh 1895. Pr. M. 1,35.

H. Deiter, Emilia Galotti. Schulausgabe. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh 1895. Pr. M. 0,80.

Friedrich Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwickelung. Karlsruhe, Lang 1895. 3. Auflage. 1. und 2. Lieferung.

Otto Dingeldein, 300 kleine Aufsätze erzählenden Inhalts für die Unterklassen höherer Lehranstalten, für Bürger-, Mittel- und Volksschulen. Gießen, Emil Roth 1895. 132 S. Pr. M. 1,60.

Fidelis Perktold, Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Kummer-Stejskal mit den Dispositionen der Prosastücke. 102 S.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Seiner Durchlaucht

em Fürſten Bismarck

zum

achtzigſten Geburtstage

in inniger Verehrung und Dankbarkeit

ehrfurchtsvoll dargebracht.

Digitized by Google

Seiner Durchlaucht

dem Fürſten Bismarck

zum

achtzigſten Geburtstage

in inniger Verehrung und Dankbarkeit

ehrfurchtsvoll dargebracht.

Bismarck.

Ich träumte
Und ſchaute zurück in den Lauf der Zeiten,
Da ſah ich ein Volk, mit mächtigen Gliedern
Lag es über den Ländern der Erde,
Mit ehernen Fingern die Menſchen packend,
Und gierig und grauſam
Mit Spinnenarmen in ſeine Netze
Riß es rings die zagenden Völker
Und ſog das Blut aus ihren Adern
Und das Leben aus zuckenden Leibern.
Und in den klaffenden Wucherrachen
Schlang es hinein das Gold der Erde.
Sklaven und Knechte und zitternde Weiber,
Fürſten und Herren und freie Recken
Schleppte das raſende Ungeheuer
In die lebenvernichtende, wolluſtgebärende,
Jammerbrütende ewige Stadt.
O heiliges Rom, in deine Mauern
Trugſt du zu Haufen Beute um Beute,
Und triumphierend deine Opfer
Führteſt du hin zum Kapitol.
Da ſaßen im prahlenden Siegestaumel
Beim Mahle ſchwelgend die ſtolzen Krieger,
Und lüſterner Mund verpraßte die Beute,
Und Pracht und Prunk verzehrte das Gold!

Dirnen wiegten die üppigen Leiber,
Und empor im tollen Genuſſe
Lohten die Flammen der wilden Begierde.
Und zur Seite, mit düſterem Blicke,
Standen klagend die armen Opfer,
Mit Verzweiflung im ſtarren Herzen
Den erlöſenden Tod erwartend.

Ich träumte
Und ſchaute zurück in den Lauf der Zeiten.
Da ſah ich ein Volk, in friſcher Jugend
Stieg es herab aus des Nordens Höhen,
Keuſch und rein, und ungebrochen
Blickte aus blauen, leuchtenden Augen
Keck und verwegen die junge Kraft.
Auf der Stirne, der blond umwallten,
Thronte lichte, ſonnige Klarheit,
Und im Herzen glühte der Mut.
Deutſches Volk, dich grüßten voll Sehnſucht
Rings die Länder, die Völker der Erde:
Biſt du der Retter, nach dem wir ſchreien,
Biſt du der Helfer aus ſchwerer Not? — —
Und in die linden, weichen Lüfte,
Die in des Südens grünenden Feldern
Den Sinn umſchmeicheln, die Glieder löſen
Und alle Kraft aus dem Körper ſaugen,
Brach es herein wie Wetterſturm,
Niederſchlagend, wie Hagelwetter,
Rings das üppige, kecke Leben.
Und alle die peſterfüllten Düfte
Flohen erſchreckt vor dem jagenden Sturme,

Der mit ſeinem vernichtenden Hauche
Rüttelnd die Straßen Roms durchbrauſte.
Und die entnervten Sklaven der Lüſte,
Weichliche Männer und raſende Weiber,
Warfen ſich zitternd nieder zur Erde,
Flehten um ihr erbärmlich Leben,
Wichen entſetzt vor dem hellen Blicke
Deutſcher Männer in ferne Schluchten!
Frei und ſtark wie den Göttern entſproſſen
Schritten einher die deutſchen Helden,
Rom erzitterte, und der Erdkreis
Bebte vor ihrem gewaltigen Tritte.
Da ſankſt du dahin, dahin in den Staub,
Du ewige Stadt, du beugteſt den Rücken
Demutvoll vor dem jungen Beherrſcher —
Und empor ſtieg triumphierend
Deutſche Jugend und deutſche Kraft.

Ich träumte
Und ſchaute zurück in den Lauf der Zeiten.
Da ſah ich ein Volk, zerriſſen von Zwietracht,
War es der Spielball fremder Launen.
Und niedergetreten in den Staub
Lag ſeine herrliche Königskrone.
Dort an dem Meer, dem ewig blauen,
Wo hin in Paradieſesgefilde
Selig verlangend ſchweift das Auge,
Stand ein Schafott, das ſtumm und ſchweigend
Ragte zum Himmel, ſchwarz verſchlagen:
Dort fiel dein Haupt, o du junger König,
Deutſchlands Hoffnung und Deutſchlands Freude

Sank mit dir dahin in das Grab.
Hoch ſtand aufs neue als Herrin der Erde
Rom, die völkerverſchlingende Stadt.
Welſcher Trug ging durch deutſche Gaue,
Welſche Liſt beſiegte die Wahrheit,
Und getrieben von blindem Wahne
Fielen ſich an die Bruderſtämme,
Blut bedeckte die blühenden Felder,
Und von den Trümmern der trauten Heimat
Züngelte auf die verſengende Flamme,
Stieg zum Himmel erſtickender Rauch.
Da ging ein Sehnen durch deutſche Herzen,
In all der Not ein ſtilles Hoffen:
Einſt wird kommen der alte Kaiſer,
Wird uns befreien aus Nacht und Ohnmacht,
Licht wird ſtrahlen von ſeinem Schilde,
Und die Krone wird golden leuchten
Ob dem erhabenen, edlen Haupte,
Und der dürre Baum, er wird grünen,
Neue Zweige und neue Blätter,
Junge Blüten und Früchte tragen.
Wer tief unten ſchmachtet im Kerker,
Der ſchaut ſehnend empor nach der Höhe,
Wo ein kleines, vergittertes Fenſter
Zeigt einen Schimmer des roſigen Lichtes
Und einen Streifen des blauen Himmels,
Der ſich ſpannt in mächtiger Wölbung
Über der freien, der großen Welt;
Den erſchüttert im tiefſten Innern
Nur das heiße, verzehrende Wünſchen,
Draußen zu ſein, wo die Blumen blühen,
Wo im Winde die Blätter ſich regen,

Wo im Walde ſingen die Vögel,
Wo die Quelle ſo heimlich rauſchend
Über die Felſen und rollenden Steine,
An den nickenden Blüten vorüber
Luſtig hinab zum Strome rinnt;
Wo der Menſch ſich freut mit dem Menſchen,
Wo vom Herde zum Himmel kräuſelt
Lieblich die Wolke des traulichen Feuers.
Ach, da will er hinauf zur Höhe,
Wo die Freiheit ſo ahnungsvoll ſchimmert,
Und er ſpringt auf vom harten Lager,
Und er jubelt — da klirrt die Kette,
Und ſie reißt ihn wieder zur Erde,
Jammernd und ſtöhnend ſinkt er aufs neue
Auf das morſche, vermoderte Lager,
Knirſchend reißt er und zerrt er die Kette: —
Alſo hoffte das deutſche Volk.
Aber Jahrhundert um Jahrhundert
Gingen dahin, doch es kam kein Retter,
Der die Thüre des Kerkers ſprengte,
Der von den Knöcheln ihm ſtreifte die Feſſel,
Der es führte zu Licht und Freiheit,
Hin zu der alten, herrlichen Macht.
Deutſches Volk, wo gab es ein zweites,
Das wie du ſo innig empfunden
Alles, was gut und ſchön und edel;
Das der Wahrheit ſo männlich diente,
Das ſo tapfer führte das Schwert,
Das die Menſchheit denkend und dichtend
Führte hinauf zur reinſten Höhe,
Und das mit rührendem, treuem Fleiße
Regte die Hände zu fröhlichem Thun?

Deine Sprache, ſo rein und innig
Dringt ſie hervor aus der Tiefe der Seele,
Treu und wahr aus innerſtem Herzen
Steigt ſie empor zum Throne der Gottheit,
Schlingt und webt ſie die Bande der Liebe
Um der Menſchen bewegliche Sinne,
Und leiht dem Geiſte gewaltige Flügel,
Daß er frei über Länder und Meere
Schwebt, die Völker erlöſend, dahin.
Stark iſt ihr Klang und erhaben ihr Bau,
Mit mächtigem Zauber ergreift ſie die Herzen,
Ihr köſtlicher Wohllaut feſſelt den Sinn,
Und ihrer Gedanken hinreißende Fülle
Führt zu entſchloßner begeiſterter That.
Deine Sitte, ehrwürdig und einfach,
Rein und edel, treuherzig und wahr,
Gab der Menſchheit die alte Reinheit
Und den ſchlichten, den frommen Sinn.
Und nun — kaum erkenn' ich dich wieder,
Deutſches Volk, einſt ſo herrlich und hehr,
Biſt nun zum Kinderſpotte geworden,
Liegſt nun im Staube, verachtet und arm.
Wo iſt der Helfer? Wann kommt dein Retter,
Der dich erlöſt von Schande und Schmach?
Der deine Ohnmacht wandelt in Stärke,
Deine Zerriſſenheit einet zur Macht?
Der den Knaben ſchmiedet zum Manne,
Der aus dem Staube die Krone erhebt?

Und ich träumte nicht mehr! —
Ich ſah es mit wirklichen, hellen Augen:
Der Retter iſt da! — dort ſchreitet er her.

Hoch iſt ſein Wuchs und ehern ſein Antlitz,
Stark ſeine Hand und mächtig ſein Schritt.
Wie flammt ſein Auge! Wie blitzt ſo herrlich
Aus ſeinen Mienen der ſchaffende Geiſt!
Aufrecht ſchreitet er hin zum Ziel,
Mit feſtem Griffe faßt er das Schwert,
Und er ſchärft es zum harten Kampfe,
Und mit ſichrem, wuchtigem Hiebe
Löſt er den Knoten der alten Zwietracht,
Schlägt er zu Boden die grimmen Feinde
Und vernichtet den welſchen Trug.
Feſt durch die Lande ſchreitet ſein Fuß,
Er zertritt die Schlange des Haſſes,
Und in Liebe eint er die Brüder,
Und eine neue herrliche Krone
Hebt er empor — im Sonnenlichte
Funkelt ihr Glanz und durchleuchtet die Welt.
Und fortan mit mächtigem Rauſchen
Regte der deutſche Adler die Schwingen,
Weithin über die Völker ſie breitend,
Und erhob ſich zu ſtolzem Fluge,
Staunend und fürchtend ſah es die Welt.
Kaiſer und Reich, ſie waren erſtanden,
Wiedergeboren, was einſt zerfallen,
Wiedergewonnen, was einſt verloren:
Deutſchland nun wieder im Kranze der Völker
Ehrfurchtgebietend, gewaltig und groß.
Und er iſt unſer, noch iſt er unſer
Der feindebezwingende, freudige Held:
Aufrecht ſteht er, mit achtzig Jahren
Glüht noch in ihm das Feuer der Jugend;
Und frohlockend umringt ihn die Menge:

Bismarck! — ſo geht es von Mund zu Munde,
Männer und Frauen und lachende Kinder
Strecken ihm jauchzend entgegen die Hände:
Bismarck! — aus überquellendem Herzen
Dringt es ſtammelnd hervor, und: Bismarck
Nennen wir alles, was deutſch und ehrlich,
Nennen wir alles, was rein und edel,
Nennen wir alles, was echt und groß.

Aber ſieh! Dort über der Menge
Hin zu dem Alten im Sachſenwalde
Ziehen die Geiſter in ſtolzem Zug:
Barbaroſſa iſt es, der Alte,
Und auch einer im weißen Barte
Schreitet voran, und hunderte folgen,
Dichter und Denker und Geiſtesfürſten,
Generale und Schlachtenlenker,
Ritter und Sänger, und Bürger und Bauern,
Lautlos wallen ſie durch die Luft.
Und vor allen in herrlicher Schönheit
Geht eine hohe, ernſte Frau,
Mit dem Schilde iſt ſie gewappnet,
Auf dem Haupte trägt ſie die Krone
Und in der Hand das ſchneidende Schwert.
Nicht mit weſpengegliedertem Leibe,
Nein, mit dem herrlichen Bau der Glieder,
Den die Natur ihr hat verliehen,
Unvergänglich an Schönheit und Kraft,
Ragt ſie empor vor allen Helden:
Deutſchland iſt ihr heiliger Name,
Und mit weicher, lieblicher Stimme
Spricht ſie die ernſten, die innigen Worte:

Nicht Lorbeer, nicht den Eichenkranz,
Die lange ſchon dich ſchmücken,
Nicht einer Krone Strahlenglanz
Will ich aufs Haupt dir drücken.
Wie ſtand im Kampfe feſt dein Fuß,
Wenn Winterſtürme drohten:
Märzveilchen bring ich dir zum Gruß,
Des Frühlings holde Boten!

Wie dich der Lenz uns einſt geſchenkt,
So hat aus Wetterwolke
Der Frühling ſich herabgeſenkt
In dir dem deutſchen Volke.
Der deutſche Baum, des Winters Raub,
Den Nacht und Eis umſchloſſen,
Sieh, heute trägt er junges Laub,
Und neue Blüten ſproſſen!

Wie einſt in Siegfrieds Lichtgeſtalt
Der Frühling uns erſchienen,
Wie er der Finſternis Gewalt
Durchdrang mit hellen Mienen,
Wie er den Nebeldrachen ſchlug,
Der uns vom Licht geſchieden,
So auch dein Heldenarm uns trug
Durch Sieg zum holden Frieden.

Am Himmelsberge ſchlief der Tag,
Vom Feuerwall umgeben,
Da drangſt du durch den Flammenhag
Und weckteſt ihn zum Leben.

Nach Winterqual und Winternacht
Welch Leuchten und welch Glühen:
Du haſt es uns herab gebracht,
Dies wunderbare Blühen!

Es iſt ſchon manches Frühlingslied
Im deutſchen Land erklungen,
Wenn uns der ſtarre Winter mied,
Da ward es froh geſungen —
Doch keins mit ſolchem Wiederhall
Drang aus des Herzens Tiefen
Wie heute, wo die Deutſchen all
Voll Jubel dankend riefen:

Nun ſchütze Gott dich, hoher Held,
Der uns den Frühling brachte,
Daß ringsum in der weiten Welt
Das Leben neu erwachte,
Daß nun der deutſche Name geht
Durch Länder und durch Meere,
Daß feſtgegründet wieder ſteht
Des deutſchen Adlers Ehre.

Geſegnet ſeiſt du, und dein Haus
Blüh fort durch alle Zeiten!
Im Frieden wie im Kriegsgebraus
Mög uns dein Geiſt geleiten!
Heut lenkten wir zu dir den Fuß,
Wo Dankesfeuer lohten:
Märzveilchen bringen wir zum Gruß,
Des Frühlings holde Boten.

Dresden. Otto Lyon.

Bismarck als Künstler in Politik und Sprache.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Politik ist Kunst. Sie gehört nicht dem Reiche fleisch- und blutloser Schatten, nicht dem Gebiete toter Abstraktionen an, sondern sie steht mitten in der wirklichen Welt der Dinge, die sich hart im Raume stoßen. Die herrlichsten philosophischen, nationalökonomischen, wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und religiösen Theorien, sie mögen noch so menschenfreundlich und völkerbeglückend sein, sind noch lange keine Politik. Denn Politik ist immer Verwirklichung, Ausführung. Und was sich in der Theorie oft blendend schön und sinnverwirrend herrlich ausnimmt, das ist in der Welt der Wirklichkeit nicht zu brauchen; es ist für den wahren politischen Künstler nichts als ein hohler Schall, ein Gewand ohne Körper, ein leeres Wortgebäude, ein totes Nichts. Er kann nur das anerkennen und verwenden, was den Keim des Lebens in sich trägt; denn seine Thätigkeit ist nicht scheidend, trennend, zersetzend, wie die des gelehrten Zergliederers und abstrakten Denkers, sondern sein Thun ist aufbauend und schöpferisch, es geht den Wegen der Natur nach und folgt ihrem Beispiele, und daher wirkt es zuletzt wie die Natur: schaffend und gestaltend. Für den wahren politischen Künstler ist daher immer nur das Mögliche, das Ausführbare und Erreichbare vorhanden; aber indem er sorglich prüfend und klar umschauend auf jeder errungenen höheren Stufe aufs neue nach dem unter den veränderten und gebesserten Verhältnissen Möglichen und Erreichbaren ausblickt, fügt er immer ein kleines neues Wirkliches zu dem früheren Ausführbaren und macht so zuletzt das scheinbar Unmögliche möglich. Und was der verblendete Theoretiker niemals zu erreichen vermochte, weil er immer gleich das Letzte, Höchste wollte, nicht aber die ersten, unscheinbaren, niedrigen Anfänge, von denen aus allein allmählich der Gipfel erklommen werden konnte: das vermag der politische Künstler durch unerschütterliches Festhalten an dem Schritt für Schritt Erreichbaren endlich zu schaffen, freilich auf Wegen, die oft von den Idealen bloßer Theoretiker weitab liegen und zuweilen scheinbar nach ganz entgegengesetzten Zielen führen, schließlich aber doch den sichersten Pfad zur Höhe hin darstellen. Der Theoretiker will mit einem einzigen Sprunge ins Ungewisse hinein die Höhe des unzugänglichen Felsens erreichen und kommt, statt auf dem Gipfel, zer-

schmettert in der Tiefe an; der politische Künstler aber erspäht den Punkt, von dem aus sich ein Pfad zur Höhe bahnen läßt, und er steigt darauf mühsam, oft auf Umwegen, aber sicher und ohne Fehltritt zum Gipfel empor. Er weiß, daß es in der Natur keine Sprünge giebt, sondern nur allmähliches Wachstum; er weiß, daß die Dinge langsam wachsen, und daß sie stärker sind als die Menschen; er weiß, daß nur das sich gestalten kann, was in das Wachstum der Dinge mit kundiger und sicherer Hand zur rechten Zeit und an der rechten Stelle eingefügt wird wie ein Edelreis in den Stamm des wilden Baumes.

Politik ist demnach nicht wissenschaftliche Theorie, die über den Dingen schwebt und deren Grundsätze schablonenhaft nach toten Regeln angewendet werden, sondern Politik ist aufbauendes, schöpferisches Thun, an dem die leidenschaftliche Wärme des Herzens und die schaffende, vor- und rückschauende Phantasie, die sich den Stand der Dinge in Vergangenheit und Zukunft in klaren Bildern vor die Augen des Geistes zu stellen vermag, ebensoviel Anteil haben wie der helle, klare Verstand, der immer die Verhältnisse der Gegenwart und die jeweilige Lage der Dinge mit seinem reinen Lichte durchdringt. Nicht in klösterlicher Weltabgeschiedenheit, nicht in Schulen und auf Universitäten kann sich daher der Politiker für seinen Beruf ausbilden, sondern er gehört mitten hinein in das Getriebe des Lebens, er lernt aus dem Leben für das Leben, und die praktische Thätigkeit in seinem lebensnützlichen Berufe ist sein bester Lehrmeister. Einseitige Theorien, wie sie die Gelehrsamkeit so leicht zu Tage fördert, dürfen seinen hellen Blick nicht verwirren; er muß sich jederzeit die Fähigkeit bewahren, ein Ding nach allen Seiten zu wenden und unter den allerverschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten, bis er gerade die Seite und gerade den Gesichtspunkt herausfindet, der dem Staate förderlich ist und das ganze Volk zu höheren Zielen emporzieht. Der rechte Politiker muß zugleich jeden Augenblick im stande sein, die herrschenden Verhältnisse, die Zeitverhältnisse klar zu überschauen und dementsprechend seine Maßregeln zu wählen. Was heute mit Erfolg durchgesetzt werden kann, ist vielleicht morgen schon unmöglich, die Verhältnisse ändern sich oft über Nacht und machen das Gute, das noch gestern erreichbar war, am nächsten Tage unausführbar. Wer nun mit einseitigen Theorien ausgerüstet in eine politische Laufbahn eintritt, der ist gar nicht fähig, den thatsächlichen Stand der Dinge, das Leben seines eigenen Volkes, die Lage der verschiedenen Stände und Volksschichten, die Verhältnisse der Stände und Völker zu einander zu überblicken und zu beurteilen, er wird immer nur das sehen, was er nach seinen Theorien zu sehen vermag, nicht aber das, was die lebendige Wirklichkeit predigt. Wer jahrzehntelang über einer öden Verstandeskultur, wie sie nur allzu

häufig das Hauptziel unserer Schul- und Universitätsstudien bildet, Gefühl und Willen, die beiden Hauptgewalten im Leben jedes gesunden Menschen und jedes gesunden Volkes vernachlässigt hat, der wird in allem, wo nicht ein Wissen, sondern lebendiges, nützliches Können erfordert wird, binnen kurzem kläglich Schiffbruch leiden. „Die Gelehrten, die Verkehrten" sagt daher schon seit Jahrhunderten das Volk mit bitterm Spotte; denn es hat zu oft und zu nachdrücklich unter den unpraktischen und thörichten Maßnahmen einer gelehrten Bureaukratie gelitten, die ohne Verständnis des praktischen Lebens und der dadurch bedingten Anforderungen vom „grünen Tische" aus, wie das Volk sagt, die Welt regieren wollte. In allen Zeiten politischen Verfalles finden wir die Schäden einer bureaukratischen Regierungsform scharf ausgeprägt: gründliche Unkenntnis über die Erfordernisse des wirklichen Lebens, kleinliche und argwöhnische Beaufsichtigung aller Berufs- und Volksklassen, hochfahrender Kommandoton allen Untergebenen und Niedrigergestellten gegenüber, Hochmut und Dünkel erzeugt durch pharisäische Selbstgerechtigkeit und Selbstzufriedenheit, hofmeisterndes Besserwissen in allen Dingen, immer steigende Entfremdung zwischen Beamten und Volk, Behörden und Regierten, geist- und gedankenloses Weiterrollen in den durch Gebrauch und Herkommen vorgeschriebenen, aber längst ausgefahrenen Gleisen. Nur ein ganzer Mann, bei dem Kopf und Herz, Licht und Wärme, Verstand, Gefühl und Wille in voller Harmonie stehen, jedes gleich gesund und gleich stark entwickelt, nur ein solcher vermag die Dinge zu sehen, wie sie sind, nur er vermag zu heilen, zu retten, zu erlösen. Der einseitige Theoretiker, der auf juristische und nationalökonomische Lehrsätze schwört, welche er in seinem Schulsacke mit nach Hause getragen hat, ist von jeher der Feind wahrer Volkswohlfahrt und gesunder nationaler Entwickelung gewesen. Schiller nannte einst den Dichter den einzig wahren Menschen, er hätte dafür allgemeiner ebenso richtig sagen können: Der Künstler ist der einzig wahre Mensch! Denn in ihm besteht jene Harmonie, wie wir sie eben geschildert haben; auf ihn wirken die Dinge und nicht die Worte, die Thaten und nicht die Lehren, und er allein vermag daher auch wieder Neues zu schaffen und in die Entwickelung der Dinge thatkräftig und fördernd einzugreifen. Freilich darf man den Begriff des Künstlers nicht so beschränkt auffassen, wie es die Ästhetik bisher zu ihrem eigenen Schaden gethan hat. Nicht nur der Dichter, Maler, Bildhauer und Komponist sind schaffende Künstler, sondern vor allem auch der Staatsmann, der kriegführende Feldherr, der Erzieher, der geniale Gelehrte, der von der öden Verstandeskultur sich lossagt und Neues entdeckt oder erfindet, kurz jeder, dessen Lebensthätigkeit in einem fruchtbaren Können gipfelt.

Solch ein Künstler muß jeder echte Politiker sein. Und wie der echte Künstler in allen Lagen seines Lebens einem Ideale nachstrebt, das er auf allen nur denkbaren Wegen zu erreichen und zu verwirklichen sucht, so muß auch der Politiker einem Leitstern folgen, der wie ein unverrückbarer Pol seinem Handeln die feste Richtung giebt, mögen ihm die thatsächlichen Verhältnisse auch noch so verschiedenartige Wandlungen, Abweichungen, Schwankungen und Änderungen in seinem Verhalten zur notwendigen Pflicht machen. Wie der Steuermann eines Schiffes unerschütterlich sein Ziel im Auge behält, obwohl ihn Wellen, Sturm und Klippen häufig zwingen, zurückzuweichen oder seitwärts abzulenken oder gar zeitweilig ruhig liegen zu bleiben, und wie er gerade dadurch sein Ziel endlich erreicht, daß er vorübergehend ganz von demselben abzulenken schien oder sich ruhig abwartend verhielt: so muß auch der Politiker immer mit dem augenblicklich Erreichbaren rechnen und so oftmals zögern, in schlimmer Lage ruhig ausharren, vom Ziele scheinbar ablassen, um widrigen Strömungen auszuweichen, und doch immer wieder und wieder in die Bahn zum Ziele hin einlenken: treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege. Das vermag aber nur der wahre Künstler; der einseitige Theoretiker bohrt rücksichtslos vorwärts, aber er kommt dadurch nicht an das ersehnte Ziel, sondern er verletzt und vernichtet andere und zuletzt sich selbst und das ganze Volk. Der politische Künstler dagegen vermag das Hindernis zu sehen, das sich ihm entgegenstellt, er vermag zu erkennen, ob es unüberwindlich ist; er ist aber auch im stande, sofort seine Taktik zu ändern, wenn es die Verhältnisse verlangen; denn ihn hindert keine Theorie mit ihren verknöcherten Lehrsätzen, er ist alle Tage wie neugeboren, immer ein anderer, immer ein neuer Mensch. So fühlt er sich immer als ein Werdender, der nie der fanatische Verfechter einer starren Überzeugung sein kann, sondern der den Mut besitzt, auch bisher Erlerntes, Gehegtes und Gepflegtes entschlossen zu opfern, wenn er dadurch der Verwirklichung seines Ideals einen Schritt näher kommt. Nur einem Staatsmann, der eine solche wahre Künstlernatur besitzt, werden alle vertrauend folgen. Und wenn der Sturm kommt, bei dessen Nahen die Kleinmütigen zittern und zagen, wird es von ihm heißen:

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet scheiternd oder landend
Seinen Göttern.

Und zu allen diesen Eigenschaften muß noch eine hinzutreten, um einen Menschen zu einem wirklichen Künstler zu machen: die vollkommene

Übereinstimmung mit dem innersten Denken, Fühlen und Wollen seines Volkes. Alle Kunst beruht auf der Gesinnung und auf der Persönlichkeit; wo diese fehlen, da können wir einen ganz talentvollen Alltags- und Allerweltsmenschen finden, aber niemals einen Künstler. Denn gerade durch seine Eigenart, durch seine Persönlichkeit giebt er seinem Werke das Gepräge, das seine Arbeit über die Durchschnittsware, über die sich völlig gleichenden Erzeugnisse der Alltagsmenschen hinaushebt und dadurch anfangs zu einem vom Kampfe der Meinungen umtobten Streitgegenstande, schließlich zu einem neuen Leitbilde des Volkes macht. Persönlichkeit und Gesinnung können sich aber nur da entwickeln, wo der Mensch fest und innig mit dem Mutterboden seiner Heimat verwachsen ist, wo die ausgleichenden und alle Unterschiede verwischenden Einwirkungen moderner Bildung die bodenwüchsige Eigenart des Menschen nicht auszutilgen vermögen. Aus Familie, Stamm und Volk geht das Eigentümliche und Persönliche des Menschen hervor, und hierin wurzeln daher auch seine künstlerischen Fähigkeiten. Und was vom einzelnen Menschen gilt, das hat auch Geltung von dem ganzen Volke, das ja wiederum als eine Person im großen, als eine andern Völkern gegenüberstehende geschlossene Persönlichkeit zu betrachten ist. Alle Kunst, alle schöpferische Thätigkeit ist daher national, international ist dagegen alle registrierende Thätigkeit, die das Geschaffene betrachtet, zergliedert und in die durch verstandesmäßige Scheidung aufgestellten Klassen der Erscheinungen einreiht, kurz die Gelehrsamkeit. Eine internationale Kunst ist eine contradictio in adjecto. Nur ein Kunstwerk, das auf den Grundfesten der wirklichen Welt, auf den innersten und tiefsten Empfindungen des Volkes, nicht auf einem auf gelehrtem Wege erzeugten Allerwelts- und Nirgendlande ruht, verdient wirklich den Namen eines solchen und wird im stande sein, das Volk des Künstlers und zuletzt die ganze Menschheit zu erhöhen und zu erneuern. Denn gerade weil das Kunstwerk national, d. h. ein wirkliches Kunstwerk ist, wird es schließlich durch die ganze Welt gehen und eine internationale Wirkung üben wie Goethes und Schillers Dichtungen und Beethovens und Richard Wagners Tonschöpfungen.

Was hier vom Künstler im allgemeinen gesagt ist, gilt natürlich auch vom politischen Künstler, ja von diesem, da nach einem alten Spruche die Staatskunst die schwerste aller Künste ist, in ganz besonderem Maße. Nur ein Staatsmann, der in allem Wesentlichen mit dem innersten Fühlen und Wollen, mit der ursprünglichen Eigenart seines Volkes eins ist, wird dieses Volk zu den höchsten Zielen seiner Entwickelung führen können. Halten wir an den Grundzügen fest, die wir im voraufgehenden vom politischen Künstler entworfen haben, so wird es uns nicht schwer werden, jeden Staatsmann nach seiner wirklichen Bedeutung zu be-

urteilen. So war Metternich in den Augen vieler ein hervorragender und genialer Diplomat; vor einer strengeren Prüfung aber vermag er nicht zu bestehen. Metternichs letztes und höchstes Ziel war stets: die Macht Österreichs auf Kosten Deutschlands zu erheben, die Souveränität der Fürsten auf Kosten der Selbständigkeit und gesunden Entwickelung des Volkes zur höchsten Entfaltung zu bringen. Österreichs Macht konnte sich aber am besten entwickeln, wenn sich Deutschland in immer größere Zersplitterung verlor; daher sucht Metternich mit allen Mitteln die deutschen Einheitsbestrebungen zu vereiteln, und von ihm stammt das Wort: „Es giebt keinen verruchteren Gedanken als den, die deutschen Völker in Ein Deutschland zu vereinigen".[1]) Und um die fürstliche Souveränität zu fördern, stellte er sich aufs schroffste jeder Einrichtung entgegen, die darauf ausging, das Volk zu heben und das Volkstümliche zur Geltung zu bringen. Bureaukratie, Feudalismus und Polizei waren ihm die Säulen aller staatlichen Ordnung; in jeder volkstümlichen Regung witterte er revolutionäre Bestrebungen. Sogar die herrliche deutsche Bewegung der Freiheitskriege hielt er für eine Erscheinung revolutionärer Art. Und wenn im Jahre 1824 Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., mit zürnender Bitterkeit schreiben konnte: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert, solchen Resultates halber?", so war diese Vernichtung des Erfolges der Stein-Hardenbergschen Reform und der dadurch ermöglichten großen politischen und kriegerischen Bewegung von 1813 vor allem das Werk Metternichs. Wenn weitschauende Geister wie Goethe u. a. einen gemäßigten Liberalismus für die gesündeste politische Anschauung hielten, so vermochte Metternich die Begriffe Liberalismus und Anarchismus niemals zu trennen; er sah in jedem, der eine Verfassung und ein Parlament erstrebte, einen Revolutionär und Hochverräter. Freilich muß man zugestehen, daß er es verstand, Österreichs Machtstellung zu erhalten und bedeutend zu erweitern, daß er jede volkstümliche Regung niederzuhalten wußte und Deutschland zur denkbar größten Zersplitterung führte, daß er also die Ziele, denen er nachstrebte, vollkommen erreichte: aber der Umstand, daß er die Reste einer absterbenden Kulturentwickelung künstlich aufrecht erhielt, daß er das hervorsprießende junge Leben einer verheißungsreichen Neugestaltung aller Verhältnisse durch polizeiliche Maßregelungen unterdrückte, daß er die wohlthätige Beschränkung absolutistischer Fürstengewalt durch deutsche

1) Vgl. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. I, S. 54 flg.

Volksvertretungen durch klägliche Mittel zu verhindern ſuchte, zeigt uns deutlich, daß er nicht die geringſte Fühlung mit der deutſchen Volksſeele beſaß, daß ihm Weſen und Geiſt der deutſchen Stämme ein Buch mit ſieben Siegeln waren. Seiner Politik fehlt zwar nicht die Umſicht, Klarheit und entſchloſſene Beſtimmtheit, die Fähigkeit, die Ziele nach den vorhandenen Mitteln zu wählen und je nach dem Grade der Erreichbarkeit Ziele und Mittel zu wechſeln, aber ihr fehlt vollkommen das unverrückbare hohe Ideal, die ſittliche Gewalt, der nationale Gehalt und die volkstümliche Kraft. So iſt Metternich zwar ein kunſtreicher Politiker, aber er iſt niemals ein politiſcher Künſtler geweſen.

Ganz anders ſtellt ſich uns Bismarck dar. In ihm tritt uns eine gewaltige, feſt in ſich geſchloſſene, innerlich mächtig bewegte und doch allezeit klare Perſönlichkeit entgegen, die Ruhe und Umſicht mit ebenſo großer Leidenſchaftlichkeit und entſchloſſener Kühnheit in ſich vereint. Eine wunderbare Harmonie aller Kräfte, eine unerſchütterliche Feſtigkeit, die nie das letzte hohe Ziel aus dem Auge läßt, eine nie ermüdende, elaſtiſche Beweglichkeit, die bald das nächſtliegende Ziel, bald die zu deſſen Erreichung dienenden Mittel ändert, immer aber ihre Maßregeln den Verhältniſſen entſprechend trifft, verbunden mit unerſchrockenem Mute und alles mit ſich fortreißender Kraft ſind die Grundlinien in dem Charakterbilde des Politikers Bismarck. Ein wahrer und großer Staatskünſtler, deſſen ſchöpferiſche Gewalt einen Bau von wunderſamer und erhabener Größe aufführte, der den Widerſtand ſeines eigenen Volkes gegen das neue Ideal des deutſchen Reiches mit eiſerner Hand zu brechen und die neidiſche Wut des ausländiſchen Feindes mit feſtem Griffe niederzuwerfen wußte, tritt uns in ihm entgegen, ein politiſcher Genius, wie er einem Volke in Jahrhunderten nur einmal beſchert zu werden pflegt. Die Klarheit, Feſtigkeit und Folgerichtigkeit ſeines Handelns, die großartige Fähigkeit, die Dinge in ihrer wirklichen Geſtalt zu ſehen und auch unter den verwirrenſten Einzelheiten ſtets den Kern einer Sache herauszufinden, die ſeltene Gabe, die Folgen ſeines Handelns und der Ereigniſſe mit ſtaunenswerter Sicherheit zu bemeſſen, die Gewandtheit, den Hieb des Gegners zu parieren und mit unglaublicher Schnelligkeit aus der Defenſive zur Offenſive überzugehen: das alles macht ihn zu einem Phänomen unter den Staatsmännern, das mit ſeinem wunderbaren Glanze noch ferne Jahrhunderte erleuchten wird.

Wiederholt hat Bismarck ſeiner Anſchauung über das Weſen der Politik, die grundverſchieden von der bis auf Bismarck geltenden Auffaſſung war, klaren und deutlichen Ausdruck gegeben. Während die Zeit vor Bismarck, die in der gelehrten Bildung das Höchſte ſah, auch die Politik in den Kreis der Gelehrſamkeit hereingezogen hatte und die Staats-

männer durch diesen Gelehrtennimbus, mit dem sie durch die alexandrinische Zeitströmung umgeben wurden, sich geehrt fühlten, lehnte Bismarck diese falsche Auffassung, aus der vor allem der starre Doktrinismus so vieler Staatsmänner und Parlamentarier floß, als geradezu gefährlich und verderblich für den wahren Staatsmann aufs entschiedenste ab. An Bismarck ist auch nicht eine Spur von Alexandrinertum zu finden, seine frische, urwüchsige und doch in langem staatsmännischem Dienste so streng geschulte Kraft ließ sich niemals in gelehrte Schablonen pressen. Fröhliches Können war ihm von jeher lieber als bloßes Kennen, mitten im Kampfe zu stehen willkommener, als von ferne zu beobachten, zu registrieren und zu berichten. Als daher am 18. Dezember 1863 bei der Debatte über den Erlaß einer Adresse an den König, um eine Änderung der Bismarckschen Politik herbeizuführen, der Abgeordnete Dr. Virchow der preußischen Regierung den Vorwurf machte, daß sie in der schleswig-holsteinschen Frage Rußlands Interesse fördere und Kiel in russische Hände geben wolle, und daß daher in einer Adresse dem Könige die Gefahren dargelegt werden müßten, welche dem Staate aus der unglücklichen Politik Bismarcks erwüchsen, die in fremdem Interesse und gegen preußische und deutsche Interessen geführt werde, da wies Bismarck nicht nur diese Vorwürfe in schlagender Weise zurück, sondern gab auch eine deutliche Darlegung seiner Auffassung der Politik. „Man hat mich", sagte Bismarck in seiner Rede vom 18. Dezember 1863, „successive angeklagt, bald daß ich mit Frankreich, bald daß ich mit Rußland ginge. Als ich mein jetziges Amt übernahm, ging ein gewisses Gespenst russisch-französischen Bündnisses vor mir her, dem ich huldigen sollte. Dann hat man mir eine exklusiv russische Politik vorgeworfen, in neuerer Zeit eine exklusiv österreichische; auch heute wieder in diesem Augenblicke enthält der eigentlich praktische Angriff gegen das Ministerium eigentlich den Vorwurf einer Politik, die es zu sehr mit England hält. Es ist mir heute vorgeworfen, daß wir einen zu starken Einfluß auf den Bund geübt hätten, während uns sonst vorgeworfen wurde, daß wir uns vom Bunde und Österreich ins Schlepptau nehmen ließen. Ja, heute ist mir sogar der europäische Standpunkt vorgeworfen. Meine Herren, solange wir in Europa wohnen und nicht etwa mit Dänemark auf einer isolierten Insel, so lange müssen wir uns auf den europäischen Standpunkt stellen, und ich lasse mir diesen Vorwurf ebenso bereitwillig gefallen, als den, daß ich eine zu preußische Politik triebe. Diese Vorwürfe heben sich in ihrer Mannigfaltigkeit gegenseitig auf und haben deshalb kein Gewicht für mich."[1])

1) Horst Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Stuttgart, Cotta, 1892—1894, II, 225.

Als nun hierauf der Abgeordnete Virchow erwiderte, seine Vorwürfe gründeten sich auf Thatsachen und deren Mannigfaltigkeit falle auf den Ministerpräsidenten zurück, der in einer verhältnismäßig kurzen Zeit seines Ministerpräsidiums eine so große Masse von wechselnden Standpunkten eingenommen habe, daß niemand seine eigentliche Politik definieren könne, Bismarck habe eigentlich keine Politik, er stürme ohne Kompaß in das Meer der Verwickelungen hinaus, ihm fehle jedes leitende Prinzip, auch habe der Herr Ministerpräsident gar keine Ahnung von einer nationalen Politik, kein Verständnis für ein nationales Wesen, für das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgehe, da ergriff Bismarck das Wort zu der folgenden persönlichen Bemerkung: „Der Herr Vorredner hat mich zuvörderst mißverstanden, wenn ich seiner Meinung nach gesagt haben sollte, daß die Mannigfaltigkeit *seiner* Vorwürfe die Wirkung derselben aufhebe. Er hat mir allerdings die schwer miteinander zu vereinbarenden Sympathien, ich glaube Frankreichs und Österreichs, vorgeworfen; aber dieser circulus vitiosus war noch größer. Andere Redner haben mir andere Sympathien vorgeworfen. Er hat von der Mannigfaltigkeit meiner politischen Haltung und von dem Wechsel in derselben gesprochen. Ein anderer Redner drückte denselben Gedanken in weniger geschmackvoller Weise aus; er sprach von fortgesetztem Stürzen und Stolpern[1]) des Ministeriums, wobei er mit sichtlichem Bedauern das schließliche *Fallen* desselben vermißte. Diese Auffassung erklärt sich dadurch, daß dem Auge des „unzünftigen" (Loeweſcher Ausdruck, ſ. u.) *Politikers jeder einzelne Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie erscheint und daraus die Täuschung hervorgeht, daß das Ziel wechsele. Die Politik ist keine exakte Wissenschaft; mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benutzungsart der Positionen.* Der Herr Vorredner hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge, wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus *seinem* Gebiet entfernt und auf *mein* Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über *Politik* sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Überhebung, *die* Dinge verstehe ich besser. Der Herr Vorredner hat

1) Der Abg. Dr. *Loewe* hatte gesagt, daß Bismarck nach seiner (Loewes) *unzünftigen* Anschauung sich immer den Knüppel zwischen die Beine geworfen habe, so daß er auf seinem ganzen Wege in einem Stolpern und Stürzen geblieben sei. (*Horst Kohl*, Reden II, S. 230.)

gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in anderen Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in anderen Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns."[1])

Läßt man von dieser scharfen Antwort das beiseite, was aus der Leidenschaft des Redekampfes geflossen ist, so bleibt als fester, objektiver Kern eine entschlossene Ablehnung des politischen Dilettantismus bestehen, der ja gerade in den Jahren von 1815 bis auf Bismarck der deutschen und der preußischen Politik so vielfache und schwere Niederlagen bereitet hatte. Und die Überwindung des Dilettantismus war eine der schwierigsten Aufgaben, die Bismarck zu lösen hatte. Aber wie er von jeher durch seine klaren und zwingenden Auseinandersetzungen schon als Gesandter seine Vorgesetzten zu seiner Auffassung bekehrt hatte, wie er bei dem Widerstreben der gesamten Volksvertretung gegen seine Meinung seinen königlichen Herrn allezeit von der Wahrheit seiner Anschauung und der Notwendigkeit seiner Maßregeln zu überzeugen wußte, so gelang ihm auch schließlich die Bezwingung der hundertköpfigen Hydra des politischen Dilettantismus, wenn auch erst nach langen und harten Kämpfen. Zunächst freilich wurde seine Antwort auf die Rede des Abgeordneten Dr. Virchow mit Hohn aufgenommen, und das Abgeordnetenhaus beschloß die von Virchow befürwortete Adresse mit 207 gegen 107 Stimmen an den König abgehen zu lassen.

Als dann in der von sämtlichen Ministern gegengezeichneten Antwort des Königs Wilhelm das Abgeordnetenhaus „im Hinblick auf die unaufhaltsame Entwickelung der Thatsachen zu beschleunigter Bewilligung der für die Erfüllung der Bundespflichten und für die Sicherstellung der Landesverteidigung unabweislich notwendigen Anleihe aufgefordert worden war" und das Abgeordnetenhaus den Beschluß gefaßt hatte, die Vorlage trotzdem abzulehnen, beschloß im Gegensatz dazu das Herrenhaus beinahe einstimmig, dem König in einer Adresse die Bereitwilligkeit zur Gewährung der erforderlichen Geldmittel zu erklären. Unter den Gegnern dieser Adresse im Herrenhause befand sich auch der Professor der Staatswissenschaft Dr. Tellkampf, der am 21. Dezember 1863 durch längere theoretische Ausführungen die bisherige Politik Preußens als verfehlt nachzuweisen versuchte, um dadurch seine ablehnende Haltung der Adresse gegenüber

1) Reden II, 230 ff.

zu begründen. Hierauf antwortete Bismarck: „Die Auffassungen des Herrn Vorredners über die europäische Politik erinnern mich an diejenigen eines Bewohners der Ebene, welcher zum ersten Mal eine Bergreise macht. Wenn er einen Gipfel vor sich sieht, so scheint ihm nichts leichter, als ihn zu ersteigen. Er glaubt nicht einmal eines Führers zu bedürfen, denn der Berg liegt unmittelbar vor ihm, und der Weg dorthin ist anscheinend ohne Hindernis. Macht er sich nun auf den Weg, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge, über welche die beste Rede nicht hinweghilft. Der Herr Vorredner beruhigte uns über solche Hindernisse auf politischem Gebiete mit Worten wie: Es ist bekannt, daß Rußland augenblicklich nichts leisten kann, es ist nicht ersichtlich, wie Österreich hindernd auftreten sollte, England weiß wohl, daß sein Interesse ihm Frieden empfiehlt, Frankreich endlich wird nicht gegen sein Prinzip der Nationalitäten handeln. Wenn wir diesen Versicherungen nun Glauben schenken und den Überblick des Herrn Redners über die europäische Politik höher anschlagen wollten als unser eigenes amtliches Urteil, und wenn wir dann im Vertrauen auf solche Versprechungen Preußen in eine isolierte und schließlich vielleicht in eine demütigende Lage brächten, könnten wir das dann damit entschuldigen, daß wir sagten: „Ja, wir haben die Gefahr wohl vorausgesehen, aber im Vertrauen auf den Herrn Redner haben wir gehandelt, indem wir dachten, er würde es besser wissen?“ Wenn dies unmöglich ist, kann dann von uns verlangt werden, daß wir den Ausführungen des Herrn Redners das Gewicht beilegen, welches er ihnen beigelegt zu sehen wünscht? Wir verlangen bei uns für jede amtliche Funktion, z. B. für die Justiz, ja für den Dienst des Unteroffiziers und jeden anderen, Prüfungen, praktische Vorbildung, schwere Examina, aber die hohe Politik — die kann jeder treiben, zu der fühlt sich jeder berufen, und es ist nichts leichter, als auf diesem jeder Konjunktur offenen Felde mit einiger Sicherheit im Auftreten alles Mögliche mit großer Scheinbarkeit zu behaupten; um einen falschen Gedanken mit Erfolg zu widerlegen, muß man bekanntlich ein ganzes Buch schreiben, und den, der den Ausspruch gethan hat, überzeugt man doch nicht. Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird.“[1]) Als nun Professor Tellkampf in seiner Entgegnung darauf hinwies, daß er als Professor der Staatswissenschaft sein ganzes Leben dem Studium der Politik gewidmet habe, und als er den Ministerpräsidenten fragte, ob dieser glaube, daß er (Bismarck), als er als Deichhauptmann die politische Carriere

1) Reden II, 242 flg.

begonnen habe, mehr von den Staatswissenschaften gewußt habe, als ein Professor dieser Wissenschaft, da erfolgte die kurze und klare Auseinandersetzung mit der politischen Theorie, die deutliche Bestimmung des Verhältnisses des politischen Künstlers zu dem bloßen Theoretiker, die Bismarck in folgenden Worten gab: „Ich bestreite die Vertrautheit des Herrn Vorredners mit politischen *Theorien* in keiner Weise. Er hat sich aus dem Gebiete der Theorien in das der *Praxis* begeben. Er hat mir und dieser Versammlung mit voller Sicherheit erklärt, was jedes einzelne europäische Kabinett in dieser konkreten Frage voraussichtlich thun werde; das sind eben Dinge, von denen ich glaube, daß ich sie *besser* kennen muß. Dieser Überzeugung habe ich Ausdruck gegeben. Der Herr Vorredner beruft sich auf seine langjährige theoretische Thätigkeit in der Politik als Professor. Wenn der Herr Redner nur ein einziges Jahr in der praktischen Politik, etwa als vortragender Rat im Auswärtigen Ministerium gearbeitet hätte, so würde er solche Dinge, wie er heute zur Unterstützung seiner Ansicht von der Tribüne gesagt hat, nicht ausgesprochen haben, und sein Rat würde nach diesem einen Jahr praktischer Thätigkeit für mich allerdings von mehr Wert sein, als wenn er noch viel länger, als er sagte, auf dem Katheder als Professor thätig gewesen wäre“[1]).

Wie Bismarck vorher den Dilettantismus zurückgewiesen hatte, so wendete er sich hier gegen die einseitige Theorie. Auch mit dieser hatte er ja einen schweren Kampf zu führen, und die theoretische Schablone starrer Doktrinäre hatte der Gestaltung der deutschen und preußischen Verhältnisse mindestens ebenso viel Schaden zugefügt als der kopflose Dilettantismus. Gegen beide mußte der Begriff der politischen *Kunst* herausgearbeitet werden, und es war eine Riesenaufgabe, unpraktischen und dünkelhaften Besserwissern gegenüber das Recht des in der Praxis geschulten klaren politischen Menschenverstandes zur Geltung zu bringen. Bismarck hat zur Erreichung dieses Zweckes vielfach wie hier den Weg der *Belehrung* beschritten und ganz allmählich das Parlament und das ganze deutsche Volk auf seinen Standpunkt hinaufgezogen. Vieles, was uns heute als ganz selbstverständlich erscheint, was uns vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen ist, haben wir erst durch Bismarck gelernt, und vor Bismarck hielt man vieles für absurd, ja für unmöglich, was wir heute als das einfach Wahre und Gesunde erkennen. So errang Bismarcks höhere Einsicht den Sieg über dilettantische Schönrednerei und theoretische Schablone. So ist Bismarck nach jeder Richtung hin ein wahrer praeceptor Germaniae geworden.

---

1) Reden II, 243 flg.

Wenn Bismarck alle einseitige Theorie verwarf, so ist das aber nicht so zu verstehen, als ob er einem bloßen improvisatorischen Handeln auf dem Gebiete der Diplomatie und Politik das Wort geredet hätte. Daran ist nicht zu denken. Gerade Bismarck verlangte eine strenge Schulung im politischen Dienste und hat selbst eine solche durchgemacht, die an Vielseitigkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Aber er forderte, weil eben die Politik eine Kunst ist, politische Schulung durch die Praxis, fortgesetzte angestrengte Übung, die allein den Meister macht. Wie niemand ein Instrument spielen lernt, wenn er lediglich Werke über Tonkunst und Akustik studiert oder auch Vorträge über solche Theorien hält, so wird auch niemand ein Staatsmann dadurch, daß er staatswissenschaftliche Werke studiert oder abfaßt, sondern allein durch unzählige, mühevolle Übungen im praktischen Dienst, die für den Staatskünstler ebenso notwendig und unentbehrlich sind, wie für den Virtuosen die Fingerübungen und Etuden. Mit bitterem Hohne haben es ihm Gegner wie Loewe u. a. bei jeder Gelegenheit vorgeworfen, daß er nicht genügende Studien gemacht habe, daß er daher planlos regiere, daß er in die politische Carriere hineingekommen sei, er wisse selber nicht wie. Nichts konnte ungerechter sein als dieser Vorwurf. Wenn je das Wort Schillers: „Das Genie ist der Fleiß" zugetroffen hat, so hier bei Bismarck. Er hat viele Jahrzehnte hindurch unausgesetzt eine Riesenarbeit gethan, bei der die Stunden der Ruhe und Erholung meist ungemein spärlich bemessen waren. Mit Recht wies es daher Bismarck zurück, wenn er als „ein Genie" bezeichnet wurde, das nach plötzlichen geistreichen Einfällen den Staat lenke. Am 20. Februar 1879 wurde im deutschen Reichstage zum erstenmale der von der deutschen Regierung im Dezember 1878 mit Österreich-Ungarn auf ein Jahr abgeschlossene Handelsvertrag beraten, der im wesenlichen den Inhalt des von der österreichisch-ungarischen Regierung gekündigten Vertrages von 1868 hatte. Diesen Vertrag hatte die deutsche Regierung abgeschlossen, ohne die dazu erforderliche Zustimmung des Reichstages einzuholen, weil der Abschluß im Interesse Deutschlands unbedingt nötig, aber die Zeit zu kurz war, um vorher den Vertrag noch im Reichstage beraten zu können. Nun sollte nachträglich der Reichstag seine Genehmigung erteilen, und bei dieser Gelegenheit richtete der Abg. Eugen Richter heftige Angriffe gegen die gesamte Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers. Hierauf antwortete Bismarck am 21. Februar 1879 in einer Rede, in der er besonders die fortgesetzten Angriffe gegen seine Person mit folgenden Worten zurückwies: „Ich habe ja in diesen Sachen im Hause und außer dem Hause erleben müssen, daß ein großer Teil der Angriffe, die der Sache gelten sollen, sich gegen meine Person zuspitzen. Es ist nicht

mehr, wie vor kurzem noch auf seiten anderer Parteien das Forschen in meinem Privatleben nach irgend einem Stück schmutziger Wäsche, was man auftreiben könnte und nicht findet, die Neigung um jeden Preis, weil ich an der Spitze des Landes stehe, mir etwas anhängen zu können, eine Neigung, die sich bis in die richterlichen Kreise verbreitet hat, sondern es ist das Bedürfnis, mich als einen dilettantischen, wie sie sich ausdrücken genialen — — nun, ich verstehe den Ausdruck, auf der Universität würde man wissen, was darauf folgt, wenn man einen genial nennt. Aber, meine Herren, Sie sehen mich 25 Jahre — und ich erinnere dabei wieder daran, daß ich mit dem Herrn Abg. Delbrück 25 Jahre, ein Vierteljahrhundert lang, an der Vorbereitung und dem Aufbau des Deutschen Reiches gearbeitet habe — es war im Jahre 1852 zu Frankfurt, wo wir die ersten gemeinschaftlichen Arbeiten hatten, so daß also eine Verstimmung, wie der Herr Abg. Richter sie andeutete, auf meiner Seite wenigstens nicht denkbar ist — also 25 Jahre und 17 Jahre als Minister sehen Sie mich nun vor der Öffentlichkeit. Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden in Bezug auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter ernannt wurde, kam in den Blättern, die den politischen Freunden des Abg. Richter von damaliger Zeit, vielleicht seinen Vätern und Oheimen angehörten, die Bemerkung über mich: ‚Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen.‘ Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden. Noch als ich Minister war, erinnere ich mich, daß in den damaligen liberalen Blättern die Wendung stand: Wie kann man ‚diesem Menschen‘ — und nun folgt eine Charakteristik von mir — die erste Stelle in Deutschland anvertrauen! Ich weiß nicht, ob ich aus der Versehung dieser ersten Stelle in Deutschland, die nachgerade 17 Jahre in meinen Händen ist, länger als jemals ein Minister in konstitutioneller Zeit der Öffentlichkeit und allen Stichen und Kritiken derselben gegenüber gestanden hat — ob die zur Zufriedenheit erfüllt worden ist, ob in dem absprechenden und wegwerfenden Urteile über mich der Abg. Richter recht bekommt vor der Mit- und Nachwelt, oder ob mir zuerkannt wird, daß ich, nachdem ich 17 Jahre lang an der Spitze der Gesamtgeschäfte stehe, auch ein Recht zu einer Meinung über

wirtschaftliche Fragen habe; darüber erwarte ich getrost das Urteil meiner Mitbürger — ich will von Nachwelt nicht sprechen, es ist mir zu pathetisch[1])." Und als im Jahre 1881 Bismarck den preußischen Volkswirtsschaftsrat zu einem deutschen erweitern wollte und hierbei auf heftige Gegnerschaft stieß, wies er in der Rede vom 1. Dezember 1881 das Bedürfnis dieses Volkswirtschaftsrates nach und kam dabei auch auf eine Äußerung des Abgordneten Haenel zu sprechen, der in der Sitzung vom 29. November spöttisch die „Genialität des Herrn Reichskanzlers, neue Gesichtspunkte zu erfinden" hervorgehoben hatte. „Unser Bedürfnis", sagte im Hinblick hierauf Bismarck, „besteht fort, und davon haben wir Ihnen von neuem Kenntnis geben müssen. Außerdem hat der Herr Vorredner darauf doch zu wenig Gewicht gelegt, daß dies ein ganz neuer Reichstag ist. Wenn wir dem unser Bedürfnis nicht wieder anmeldeten, so würde man mit Recht annehmen: sie sind still, also sie sind zufrieden, daraus sieht man, es ist eine Quengelei und ein plötzlicher Einfall, einer von den vielen ‚schenialen' Einfällen, wie ein Herr sich gestern (genauer vorgestern) ausdrückte — ich würde ‚genialen' sagen —, die in dem Gehirn des Reichskanzlers entstehen und wieder vergehen, je nachdem es phosphoresciert. Den Vorwurf würde man wiederum gemacht haben; ich aber habe die Absicht, an diesem einmal erkannten Bedürfnis, so lange ich lebe, zu beweisen, daß die Meinungswechsel bei mir nicht so häufig sind."[2])

So weist Bismarck hier und noch an vielen anderen Stellen den thörichten und ungerechten Vorwurf, daß er ein planloser Draufgänger,

1) Reden 7, 376 ff. — Auch darin, daß er das Denken an die Nachwelt mit gesundem Sinne ablehnt, erweist sich Bismarck als echter und wirklicher Künstler. So sagt Goethe:

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte! (Faust I, Vorspiel)

und Schiller in seinem Gedichte „Sängers Abschied":

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut . . .
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.

Da nach Goethes Wort „das Echte der Nachwelt unverloren bleibt", so ist es unnützes Pathos, wenn ein Dichter sich fortwährend auf die Anerkennung der Nachwelt beruft. Es ist deutsche Art, den Besten seiner Zeit genug zu thun und dadurch für alle Zeiten zu leben, nicht aber unausgesetzt von der Nachwelt zu reden. Römisch und für unser Volk ein dürftiger Schülergedanke ist es, wenn jemand mit Horaz ausruft: Exegi monumentum aere perennius, wie es von Opitz und in unserm Jahrhundert aufs neue von Platen bei uns in die Mode gebracht worden ist.

2) Reden 9, 192 flg.

ein bloßer genialer Vabanquespieler sei, mit der größten Entschiedenheit zurück. Er war sich bewußt, seine hohe und schwere Kunst ehrlich und gründlich erlernt zu haben, freilich nicht auf der Schulbank und in akademischen Hörsälen, sondern in der mühsamen und schweren Arbeit des praktischen Dienstes. So war Bismarck in allem Wesentlichen Autodidakt, wie es bisher jeder wahre Genius, der sein Volk und mit ihm die Menschheit auf eine höhere Stufe hob, gewesen ist, wie es die Goethe, Grimm und Humboldt, wie es die Wolf und Boeckh, die Kant und Fichte waren; denn für das Neue, das der Genius schafft, kann es selbstverständlich noch keinen Lehrmeister geben. Aber er war ein Autodidakt, der von Anfang an ein klares Bewußtsein des Zieles hatte, dem er zustrebte, und der sich in der durch den praktischen Dienst vorgeschriebenen vielseitigen und strengen Übung für die Erreichung dieses Zieles gründlich vorbereitete. Obwohl er auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin die Reifeprüfung „mit dem Zeugnisse Nr. Zwei" bestanden und bei Heeren in Göttingen Länder- und Völkerkunde, sowie Statistik und Geschichte der europäischen Staaten gehört hatte, so war doch sein umfassendes und tiefgehendes historisches Wissen, sein klarer Einblick in die Lage, Entwickelung und Bedeutung der Völker Europas, seine gründliche Kenntnis der Geographie das Ergebnis fortgesetzter, neben der Schule und später neben dem praktischen Dienste betriebener Studien; denn außer einem Abriß der alten Geschichte gab es damals auf dem Gymnasium kaum irgendwelche bemerkenswerte geschichtliche Unterweisung, und was er bei Heeren hörte, war mehr juristischer als historischer, mehr abstrakt gelehrter als lebendig volkstümlicher Art. Auch ging er als Student lieber auf den Fechtboden als in langweilige Vorlesungen. Gerade die gründliche Kenntnis der Geschichte der europäischen Völker bezeichnet aber Bismarck als die Grundlage aller politischen Bildung, und man kann wohl ohne jede Übertreibung sagen, daß es im 19. Jahrhundert keinen Gelehrten oder praktischen Staatsmann gegeben hat, der einen so tiefen Einblick in die geschichtlichen Verhältnisse Europas gehabt hätte wie Bismarck. Wiederholt hat er von seiner Geschichtskenntnis ganz überraschende Beweise gegeben. Wie überraschend und schlagend zugleich war es, als er die Klagen über die Entthronung des uralten deutschen Hauses der Welfen durch den lakonischen Einwurf zurückwies: „Des Hauses Este!" Markgraf Azzo von Este, ein Italiener (gest. 1097), war in Wirklichkeit der Gründer des welfischen Hauses, nicht ein Deutscher, und mit der Heranziehung dieser geschichtlichen Thatsache waren die dröhnenden Worte von dem „uralten deutschen Welfenhause" als klingende Phrasen enthüllt. Bei Beratung der Regierungsvorlage, die den durch das Gesetz vom 20. September 1866 depossedierten Fürsten König

Georg V. von Hannover und Herzog Adolf von Naſſau eine hohe Geldentſchädigung bewilligte, hatte der Abgeordnete Ziegler eingewendet: „Für jede Politik, meine Herren, giebt es doch einen hiſtoriſchen Untergrund; ich glaube aber, für dieſe Politik, meine Herren, giebt es in der Geſchichte gar keine Beiſpiele. Der Herr Miniſterpräſident hat uns einmal ... daran erinnert, daß der Aufbau Preußens und Deutſchlands einige Ähnlichkeit mit der Entſtehung Roms habe. Er führte damals den Vers an: Tantae molis erat Romanam condere gentem! Nun, meine Herren, aber die Römer ſind gegen Fürſten, die ſie beſiegten, nie ſo großmütig geweſen. Das weiß ja alle Welt, und die Öffnung iſt ja noch an dem Mamertiniſchen Gefängniſſe zu ſehen, wo die gefangenen Fürſten an Haken herausgezogen und dem Volke gezeigt wurden, wenn der Triumphator den clivus Capitolinus hinaufſtieg[1]).“ Darauf wies Bismarck dieſe falſche Angabe Zieglers, daß die Geſchichte keine Beiſpiele derartiger Entſchädigungen biete, ſofort mit der genauen Darlegung ſolcher Beiſpiele aus der deutſchen Geſchichte zurück, indem er am 1. Februar 1868 in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes folgendes ausführte: „Der Herr Abgeordnete Ziegler hat uns an die Praxis der Römer und anderer fremder Nationen erinnert, wie ſie etwa dem Jugurtha gegenüber Platz gegriffen hat. Ich weiß nicht, ob er ernſthaft oder in einem Anfall von Laune geſprochen hat; aber ich kann die letztere hier nicht an ihrem Platze finden, ich muß annehmen, daß es ernſthaft ſeine Meinung geweſen iſt, wir hätten den König Georg in den Kerker ſtoßen und dort verkommen laſſen müſſen, — ſonſt weiß ich wenigſtens nicht, warum man ſolche Beiſpiele anzieht. Dann glaube ich aber, daß die Zahl der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner[2]) mit Recht eine ſtärkere ſein würde, als ſie es gegenwärtig iſt. Der Herr Abgeordnete Ziegler hat ferner geſagt, unſer Verfahren wäre in der Geſchichte vollſtändig unerhört. Ich kann nicht annehmen, daß ihm die Geſchichte ſeines deutſchen Vaterlandes in dem Maße fremd ſei, daß er bei einigem Nachdenken die Unrichtigkeit ſeiner Behauptung nicht ſelbſt einſehen ſollte. Ich erinnere an zwei Beiſpiele von Depoſſedierungen, welche gerade den Norden Deutſchlands betroffen haben. Heinrich der Löwe wurde entſetzt als Herzog von

1) Man beachte die bis ins einzelnſte genaue Kenntnis der römiſchen Geſchichte, verbunden mit völliger Unkenntnis der deutſchen Geſchichte, auf die es doch bei deutſcher Politik allein ankommt, während Bismarck nicht nur die römiſche Geſchichte kennt, ſondern ſofort mit ſchlagenden Beiſpielen aus der deutſchen Geſchichte bei der Hand iſt.

2) Eine Anzahl Hannoveraner wollten auf franzöſiſchem Boden ein Heer bilden, das die Wiederherſtellung Hannovers durch einen Krieg betreiben ſollte; dieſe Hannoveraner ſammelten ſich zunächſt in Straßburg.

Sachsen, aber man ließ ihn nicht in England verkommen und zusehen, wovon er leben würde, sondern man ließ ihm seine Allodien, die aus den Heiraten mit Nordheim, Supplingenburg und Billingschen Erbinnen an das Welfenhaus gediehen waren und reiche Allodien waren, die das Haus mächtig genug ließen, später in die Verhältnisse Deutschlands mit Nachdruck einzugreifen, und Lüneburg, Göttingen, Grubenhagen, die Harzdistrikte, das jetzige Herzogtum Braunschweig umfaßten[1]). Da gebe ich also dem verehrten Redner ein Beispiel aus der Geschichte Deutschlands, welches ihn vollständig widerlegt, durch Beweis einer großen Freigebigkeit, nicht gegen einen im Kriege überwundenen Feind, sondern gegen einen abtrünnigen Vasallen des Deutschen Kaisers. Ich führe noch ein anderes Beispiel an, welches hier sehr nahe liegt, die Abfindung des depossedierten Kurfürsten von Sachsen durch Kaiser Karl V.[2]): er bekam das ganze Ländergebiet, in welchem jetzt die vier herzoglich sächsischen Häuser eine blühende Existenz führen, und um dieses Gebiet wurde das Kurfürstentum Sachsen verkürzt. Wenn der erste Herr Redner die Geschichte dieses unseres Vaterlandes genauer studiert, so würde er im großen und kleinen finden, daß er unrecht mit seiner Behauptung hat. Ich kann zwei andere Parallelen stellen, die zum Teil schon zitiert worden sind, die Depossedierten zur Zeit der französischen Invasion am Anfange dieses Jahrhunderts. Da überließ man den Fürsten, wie sie fertig würden und wie sie leben könnten. Man erzeugte eine Lage für sie, daß sie mit den Leuten, die sich um sie scharten, um eine Existenz wieder zu gewinnen, bei jedem Unternehmen nur gewinnen konnten, weil sie nichts zu verlieren hatten. Ähnlich wird augenblicklich in Italien verfahren, und ich kann dem andern Herrn Vorredner (dem Abg. Miquel) nur beistimmen, daß ich glaube: wenn die italienische Regierung einen analogen Vertrag, wie der unserige mit Hannover, mit den Depossedierten abschließen könnte, würde sie sich freuen und bereit dazu sein. Wir haben uns nicht dem italienischen, wir haben uns dem deutschen Systeme in dieser Frage von Hause aus zugewendet[3])."

Wie er hier in überzeugender und eingehender Weise an der Hand der Geschichte den deutschen Standpunkt in dieser Frage darlegt, so hat er wiederholt die Polenfrage in ähnlicher Weise behandelt, indem er aufs klarste die geschichtliche Entwickelung der einschlagenden Verhältnisse ent-

1) Man beachte, daß Bismarck diese Darlegungen vollständig unvorbereitet und aus dem Stegreife giebt, um die Behauptung Zieglers zu widerlegen.

2) Johann Friedrichs des Großmütigen 1547.

3) Reden III, 419 ff.

rollte.[1]) Als am Montag den 18. März 1867 der Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes im Reichstage beraten wurde, las der Abgeordnete Kantak im Auftrage der Abgeordneten polnischer Nation eine Verwahrung gegen die Einverleibung der polnischen Landesteile Preußens in den Norddeutschen Bund vor.

In der großen Rede, einer der bedeutsamsten, die er gehalten hat, wies Bismarck diesen Protest zurück und äußerte darin, daß er es mit Stolz sagen könne, daß derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft stehe, sich eines Grades von Wohlstand, von Rechtssicherheit, Anhänglichkeit der Einwohner an ihre Regierung erfreue, wie er in dem ganzen Umfange der Republik Polen, so lange es eine polnische Geschichte gebe, nicht vorhanden und nicht erhört gewesen sei. Zur näheren Begründung seiner Widerlegung gab er nun folgenden historischen Überblick der ganzen Entwickelung des gegenwärtigen Verhältnisses: „Der Herr Vorredner hat mich dadurch, daß er selbst sich darauf eingelassen hat, zu einem geschichtlichen Rückblick aufgefordert. Ich will daher auch untersuchen, ob er vom historischen Standpunkte etwa einen Beruf hatte, die Interessen dieser Provinzen besonders zu vertreten, und zwar mehr als irgend jemand. Wie entstand denn die Provinz Westpreußen und die Ordensherrschaft in Preußen? Der Herzog Konrad von Masovien, um sich der Einfälle der heidnischen Preußen zu erwehren, die Kujavien und Masovien bis tief hinein verwüsteten, rief die deutschen Ordensherren und gab ihnen einen kleinen, damals polnischen Landstrich, das Dobriner Land. Zugleich versprach er ihnen — und das lag in der Natur der Sache — daß sie alles besitzen sollten, was sie der Wildnis, der menschlichen und natürlichen — dem wilden Stamme, den damals heidnischen Preußen abgewinnen würden. Auf diese Weise wurde das gesamte Land östlich der Weichsel, welches heutzutage einen erheblichen Teil von Westpreußen und Ostpreußen umfaßt, ein rein deutsches Land, kolonisiert durch Deutsche, und dazu erwarb der Orden den Teil von Westpreußen links der Weichsel durch die rechtmäßigsten Verträge, indem nach dem Aussterben, nicht etwa einer polnischen Dynastie, sondern der hinterpommerschen Herzöge mit

1) Vergl. Reden I, 49. II, 110 flg. 114 flg. 123 flg. 151 flg. 204 flg. 207 flg. III, 59 flg. 196 flg. V, 13 flg. 264 flg. 289 flg. VII, 107 flg. VIII, 253. IX, 233. X, 294. XI, 105, 126 flg. 129, 297 flg. 309, 311, 411 flg. 417 flg. 432 flg. 437, 442 flg. 462 flg. 464. XII, 103 flg. — Und noch am 16. und 23. September 1894 kam Bismarck in seinen berühmten Ansprachen an die Posener und die Westpreußen mit solcher Klarheit und Schärfe auf die Polenfrage zu sprechen, daß seine eingehenden geschichtlichen Darlegungen in allen deutschen Herzen den lautesten Widerhall fanden (s. Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894, Stuttgart, 1895, S 327—345).

Mestewin II. im 13. Jahrhundert dieses Land Hinterpommern mit der Hauptstadt Danzig an den Lehnsherrn, den Markgrafen von Brandenburg, fiel, der Markgraf Waldemar davon Besitz nahm; und als nach seinem frühzeitigen Tode seine Nachfolger nicht im stande waren, es zu behaupten, cedierten sie diese Landesteile, das heutige Pomerellen, damals Hinterpommern, an den deutschen Orden. Diesem hat es die Krone Polen später durch Krieg und Eroberung abgewonnen, als der Ordensstaat dadurch geschwächt wurde, daß die damalige — preußische Fortschrittspartei, möchte ich sagen — die Städte und Landstände, sich mit dem Landesfeinde Polen in Verbindung setzten, die Kraft des Ordens schwächten, die Deutschen bei Tannenberg geschlagen wurden, und schließlich nach verschiedenen Hin- und Hervertragen zwischen Danzig und anderen Städten und den westpreußischen Ständen ein Abkommen zwischen ihnen und der Krone Polen zu stande kam, vermöge dessen sie in Personalunion leben sollten, und auf dieses haben sich nachmals die Westpreußen oft, wie jetzt unsere polnischen Abgeordneten, berufen, aber ohne allen Erfolg. Diese Transaktion wurde schließlich durch den Frieden von Thorn im Jahre 1466 sanktioniert, und so kam Polen durch das Recht der Eroberung, später durch Verträge sanktioniert, in den Besitz von Westpreußen, und benutzte diesen sehr bald, um das Land zu polonisieren, nicht etwa — wie man uns schuld gegeben hat zu germanisieren — durch Kultur, sondern durch Feuer, Schwert und Zwang.

(Sehr richtig!)

Es setzte gegen die geschlossenen Verträge polnische Beamte nach Westpreußen hinein, die sich dort bereicherten, indem sie den Adel teils aus seinen Gütern verdrängten, teils zwangen, sich zu polonisieren. So wurde aus der alten deutschen Familie Hutten durch einfache Übersetzung des Namens Czapski, so aus dem deutschen Namen Rautenberg das polnische Klinski, aus Stein Kaminski. Ich könnte die Zahl bedeutend vermehren, unter der wir jetzt, während deutsches Blut ursprünglich in ihren Adern fließt, die heftigsten Gegner Deutschlands sehen.

(Hört! Hört!)

Die Städte wurden vertragswidrig in ihren Freiheiten beeinträchtigt; es wurde später die Religionsfreiheit gewährleistet, man hielt sie auch theoretisch aufrecht, aber man schloß die Kirchen, man nahm sie weg und gab sie den katholischen Gemeinden, die nicht vorhanden waren, die erst geschaffen werden mußten und aus dem Güter erwerbenden Adel und den Beamten, welche dorthin geschickt, bestanden. Manche der Städter — ich erinnere nur an Thorn — haben ihre Proteste dagegen auf dem Schaffotte zu büßen gehabt. Von 19000 Dörfern waren durch die Verheerungen der Polen in Westpreußen nach der Schlacht bei Tannen-

berg nur etwa 3000 übrig geblieben. Auch diese waren ihnen noch zu viel. Die Kriege zwischen Polen und Schweden räumten darin auf, und es ist mehr als einmal geschehen, daß entlassene polnische Armeen in den verwüsteten deutschen Dörfern kolonisiert wurden. Von denen stammen ihre jetzigen Wähler, meine Herren, aus der Gegend von Marienburg und Stuhm; das sind kolonisierte polnische Soldaten auf den Brandstätten deutscher Bauernhütten, daraus stammen Ihre Landsleute in Gegenden, von denen her die Quellen der deutschen Kultur sich über Preußen ergossen haben, in den Gegenden von Thorn, Raden, Frideck, Löbau.

Meine Herren, wie Sie angesichts dieser Thatsachen, dieser Gewalt, die von ihren Vorfahren jederzeit geübt wurde, da, wo sie die Macht dazu hatten, sich auf die Geschichte berufen, das verstehe ich nicht. Ihr Anspruch auf Westpreußen hat so lange gegolten, als der Säbel, der ihn eroberte, stark genug war, ihn zu behaupten; als Ihr Arm erlahmte, hörte der Anspruch mit der Rechtsquelle auf, aus der allein er hergeleitet wurde. (Sehr richtig!)

Ähnlich verhält es sich mit dem Großherzogtum Posen. Wir haben dieses Land, in dem sich jetzt 800 000 polnisch sprechende Preußen und 700 000 deutsch sprechende Preußen befinden,

(Hört! Hört!)

in großen und schweren Kriegen gewonnen. Nachdem im siebenjährigen Kriege Polen für uns nicht eine Schutzwehr, sondern der stete Ausgangspunkt und Zufluchtsort der russischen Heere gewesen war, haben wir es zum zweiten Mal in schwerem Kampfe gegen einen übermächtigen Feind im Jahre 1815 erworben, und diese Eroberung ist durch völkerrechtliche Verträge besiegelt worden. So entstehen alle Staaten. Wir besitzen Posen mit demselben Rechte wie Schlesien. Wenn Sie gegen das Recht der Eroberung ankämpfen, so haben Sie ihre eigene Geschichte nicht gelesen; ich glaube, Sie haben sie gelesen, verschweigen sie aber sorgfältig.

(Heiterkeit.)

Die Anfänge von Polen waren klein, meine Herren! Das Land am Goplo-See und an der Warthe, was man jetzt Großpolen nennt, was also nach dem älteren Begriffe ein sehr erheblicher Teil von Polen war, vereinigte sich durch Agglomeration mit Kleinpolen in der Gegend von Krakau. Das alles überschreitet noch nicht die Grenzen des heutigen Westgaliziens und Großherzogtums Posen, erfüllt noch nicht einmal die des Königreichs Polen. Als sie sich mächtig fühlten durch die Heirat mit den littauischen Großfürsten, die ihnen an und für sich sehr erhebliche eroberte Länder zubrachte, wandte sich dieser Eroberungstrieb gegen den deutschen Orden. Vorher hatten sie ihm genügt nach einer anderen

Richtung hin auf Kosten Rußlands. Nachdem durch die Ansiedelungen der deutschen Ritter gegen die heidnischen Preußen auf dieser Seite Ruhe geschaffen war, etwa vom Jahre 1230 ab, wandte sich der Eroberungstrieb gegen die damals von tatarisch-mongolischen Horden bedrängten Russen. Polen gewann die Gebiete, die heutzutage Ostgalizien ausmachen, von denselben Ruthenen bewohnt, welche die Provinzen Volhynien und Podolien, welche den Südosten des Königreichs Polen bewohnen; Polen trug sein Schwert weit über den Dnjepr hinaus; sie gewannen die alte russische Residenz Kiew und weit darüber hinaus Tschernigow, Smolensk und sehr weite Landstrecken, an sich von größerer Ausdehnung als dasjenige, was Rußland bei der ersten Teilung Polens gewann. Zu gleicher Zeit hatten die Littauer den russischen Volksstamm in Gestalt der Weißrussen, die die Gegend von Witebsk bewohnen, stark angeschnitten, und nachdem sie sich auf diese Weise dann kräftig genug fühlten, fielen sie mit den vereinten Littauern den deutschen Orden an und nahmen ihm das wohlerworbene, blühende, der Wildnis abgerungene Westpreußen ab, um es zu verheeren und den freien Bauernstand derjenigen Unterdrückung preiszugeben, welche die polnische Herrschaft immer charakterisierte.

(Hört! Hört!)

Der Herr Vorredner hat es ziemlich unumwunden ausgesprochen, was er mit den preußischen Landesteilen anfangen will, wenn er sie aus ihrem bisherigen Verbande gelöst hätte, wenn er, wo wir die Nachteile der Grenzen wollen verschwinden lassen, neue Grenzen, Zollgrenzen hätte schaffen können, zwischen Westpreußen und Polen einerseits, und dem westlichen Deutschland hinauf, respektive Ostpreußen, andererseits. Er hat die Teilung Polens ein Verbrechen genannt. Meine Herren, es war kein größeres als die Teilung Rußlands, die Sie im vierzehnten Jahrhundert vornahmen, als Sie die Gewalt dazu hatten. Greifen Sie in Ihren eigenen Busen und sagen Sie sich, daß Sie das Verbrechen der Eroberung hundertfältig, als Sie mächtig genug dazu waren, begangen haben.

Den Gedanken der Wiederherstellung der Republik Polen in den Grenzen von 1772 — ich will nicht weiter zurückgreifen — braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Es ist eine Unmöglichkeit aus dem einfachen Grunde, weil es dazu nicht Polen genug giebt; es giebt sehr viel weniger Polen in der Welt, als man gewöhnlich glaubt.

(Heiterkeit.)

Man spricht von 16 Millionen Polen. Das Gebiet der ehemaligen Republik Polen von 1772 ist — ich abstrahiere ganz von dem durch die Friedensschlüsse von 1660 an Schweden verlorenen, früher eroberten

Livland, und von dem durch den Frieden von Andruſſow[1]) an Rußland jenſeits des Dnjeprs abgetretenen Gebiete mit der Stadt Kiew ohne das heutige Gouvernement gleichen Namens — dennoch iſt das Gebiet, das übrig bleibt, heut von etwa 24 Millionen Menſchen bewohnt, unter dieſen befinden ſich $7^1/_2$ Millionen Polen, mehr giebt es in der ganzen Welt nicht,

(Heiterkeit)

und davon ſind $1^1/_2$ Millionen zerſtreut in weiten Gebieten, welche die weſtlichen Gouvernements des ruſſiſchen Reiches ausmachen, unter Völkerſchaften, die nicht nur keine Polen ſind, ſondern es auch gar nicht ſein wollen, die um alles in der Welt nicht unter die polniſche Herrſchaft zurückwollen. Sehen Sie nur in Galizien die Feindſchaft der Ruthenen gegen die Polen, denen ſie früher unterworfen waren, gleich den Weſtpreußen. Ich führe gerade dieſes Beiſpiel an, weil es allen bekannt iſt, und Sie werden daran den Maßſtab haben, welches die Gefühle der über 10 Millionen Nichtpolen ſind, die mit 1200000 Polen den Weſten des ruſſiſchen Reiches bewohnen. In den weſtruſſiſchen Provinzen ſtehen gegenüber den 10 Prozent Polen, die in ihnen zerſtreut wohnen, als frühere Herren, die mit der Eroberung gekommen ſind und Land an ſich gebracht haben oder als Renegaten ihres Volkes polniſche Sitte und Sprache angenommen haben, 90 Prozent andere Völker, zum größten Teil ruſſiſchen Stammes, Ruthenen und Weißruſſen, dieſe ſprechen nur ruſſiſch, weinen ruſſiſch, wenn ſie unter polniſcher Herrſchaft ſind,

(Heiterkeit)

ſie ſind Ruſſen und wollen Ruſſen bleiben, und ſtehen der ruſſiſchen Regierung bei im Kampfe gegen den polniſchen Adel. Die übrigen ſind Littauer, Letten, Deutſche und eine ganz erhebliche Anzahl von Juden. Da haben Sie alſo von 24 Millionen 12 Millionen, wo es doch die äußerſte Ungerechtigkeit wäre, wenn man den 10 Prozent unter ihnen eine gefürchtete und verhaßte Herrſchaft über die übrigen 90 Prozent beilegen wollte. In Galizien, wie ich ſchon erwähnte, haben Sie 2 Millionen Ruthenen gegen 2 Millionen Polen in Weſtgalizien, im Königreich Polen 3400000 Polen, außerdem $^1/_4$ Million Ruſſen im Südoſten vom Gouvernement Lublin und $^1/_4$ Million Littauer vom Niemen bis ungefähr nach Suwalki am nordöſtlichen Zipfel des Königreichs; ferner haben Sie 300000 Deutſche, 600000 Juden und dann den Reſt von 3400000 Polen. Ich habe ſchon erwähnt, daß wir in der Provinz Poſen deren 800000 haben, in der Provinz Weſtpreußen etwa 350000. Zählen Sie dieſe alle zuſammen (nur diejenigen aber,

1) 1667.

die kompakt genug wohnen, um ein Gemeinwesen zu bilden, und die bei sich zu Hause doch wenigstens in der Majorität sind), dann bekommen Sie, wenn ich mich nicht irre, $6^1/_2$ Millionen Polen heraus, und im Namen dieser $6^1/_2$ Millionen Polen fordern Sie die Herrschaft über 24 Millionen zurück mit einem Tone, einem Gefühl, als ob es die tiefste, unwürdigste Knechtung und Erniedrigung wäre, daß Sie die Leute nicht noch ferner unter Ihrer Herrschaft haben und knechten können, wie es leider Jahrhunderte lang, ja ein halbes Jahrtausend lang geschehen ist.

(Hört! Hört!)

Man braucht nur die Verhältnisse genauer zu kennen, und dieser Anspruch hat vor Europa keinen Bestand: das Ganze verschwindet in Utopie, namentlich wenn man zur Verwirklichung der Utopie darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Österreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern derselben eine neue phantastische Herrschaft von 6 Millionen Polen über 18 Millionen Nichtpolen zu begründen. Ja, es ist nicht einmal glaublich, daß diese 6 Millionen Polen polnisch beherrscht sein wollen; sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht.

(Heiterkeit.)

Wodurch ist die polnische Bewegung in Westgalizien zum Stillstand gekommen? Weil der polnische Adel sich überzeugte, daß der Bauer durchschaute, wohin er zielte, nämlich zur Wiederherstellung Polens; da hat der polnische Bauer einen Schreck bekommen und hat sich weggewendet von der Bewegung und von den Vorspiegelungen, die ihm von seiten des Adels gemacht worden. Auch der Adel hat einen Schreck bekommen, wenn er an die furchtbaren und verbrecherischen Blutthaten der Bauern im Jahre 1846 dachte, er hat den Säbel eingesteckt und lebt einstweilen im Frieden mit der österreichischen Regierung. Ich glaube, ich brauche das nur anzuführen — und die Herren polnischer Zunge kennen die Verhältnisse besser als ich — um die Behauptung zu unterstützen, daß selbst die 6 Millionen Polen nicht die Absicht haben, von ein paar Mal hunderttausend polnischen Edelleuten von neuem beherrscht zu werden.

Auch der Verlauf der Insurrektion in Rußland zeigt dies. Ich will die russische Herrschaft nicht als eine besonders milde rühmen,

(Heiterkeit)

aber der polnische Bauer hat zu ihr doch mehr Zutrauen, als zu der Herrschaft seines adligen Landsmanns.

(Sehr richtig!)

Wo die Russen hinkamen und die Hängegendarmen verschwanden, fanden sie damals, vor drei Jahren, die bereitwilligste Unterstützung,

soweit die Furchtsamkeit der eingeschüchterten Bevölkerung es gestattete. Ich möchte Sie also bitten, meine Herren, Sie, die Sie behaupten, das polnische Volk zu vertreten, verzichten Sie darauf, Europa, Preußen, Ihre eigene Provinz in Unruhe zu erhalten, indem Sie einem ganz unerreichbaren Ziele nachjagen. Man kann in Ihnen vielleicht die Hoffnung erwecken, dies Ziel sei erreichbar, aber dann täuscht man Sie, oder Sie täuschen sich selbst darüber, wie man es leicht thut über das, was man wünscht. Daß der polnische Adel ein gewisses Heimweh nach den früheren Zuständen hat, ist mir vollständig erklärlich, das findet sich auch in den deutschen ehemals geistlichen Territorien in ganz analoger Weise.

(Heiterkeit.)

Verzichten Sie darauf, diesem Phantom nachzujagen, vereinigen Sie sich mit uns, vereinigen Sie sich mit der Mehrzahl Ihrer polnisch sprechenden Brüder in Preußen, mit den polnischen Bauern in der Teilnahme an den Wohlthaten der Civilisation, die Ihnen der preußische Staat bietet, an den Wohlthaten, die Ihnen die durch den Norddeutschen Bund vermehrte friedliche Sicherheit gewährt, beteiligen Sie sich ehrlich am gemeinsamen Werk, und Sie werden unsere Hand offen finden, und wir werden Sie mit Freuden als unsere Brüder und Landsleute in unserer Mitte begrüßen."[1])

In wahrhaft klassischer Weise hat Bismarck in dieser Rede die thatsächlichen Verhältnisse in den ehemals polnischen Landesteilen Preußens dargelegt. Die Entstellung dieser Thatsachen durch Wunsch und Phantasie einer polnischen Adelspartei legt er in ihrer ganzen Falschheit und Verkehrtheit dar und löst dadurch die Gründe, auf denen die polnischen Bestrebungen beruhen, in ihr völliges Nichts auf. Man beachte, wie die Geschichtsbelehrung, die hier Bismarck giebt, nirgends lehrhaft, nirgends doktrinär wird, sondern wie sie in allen Punkten das vollendete Gepräge künstlerischer Gestaltung trägt. Es ist ein großartiger Realismus der Geschichtsbetrachtung, der sich uns hier offenbart, ein Realismus, der durch den Nebel der herkömmlichen Geschichtsphantasie und Geschichtsfälschung, wie sie durch das Hereintragen von allerlei Wünschen und Hoffnungen in das Getriebe der Thatsachen herbeigeführt zu werden pflegt, bis zu den nackten Thatsachen vordringt, diese aber dann in so lichtvoller Weise gruppiert, daß sie mit überwältigender Klarheit, mit der siegreichen Macht der Wahrheit zu uns sprechen. Dabei ist sein Ausdruck frei von jedem Pathos, aber doch niemals nüchtern, er fesselt vielmehr durch die wunderbare Harmonie zwischen Wort und Sache, durch

1) Reden III, 204 ff.

die Lebendigkeit des inneren Anteils, den Bismarck an der ganzen Angelegenheit nimmt, durch die innere Wahrheit, durch die Kraft der Überzeugung, die auch den Widerstrebenden zu geheimer Anerkennung hinreißt. Obwohl er seine Darlegungen überall mit einem schlagenden Detail unterstützt, verliert er sich doch nirgends ins Kleinliche und Antiquarische. Er benimmt auch seiner Darstellung den Charakter des lediglich Theoretischen vollständig dadurch, daß er immer die geschichtlichen Ereignisse auf den gegenwärtigen Fall bezieht, wodurch seine Darlegungen im höchsten Grade aktuell werden. Daraus erklärt sich auch die große Wirkung, die er bei den Zuhörern erzielt, sodaß diese wiederholt zu Zwischenrufen und Heiterkeitsausbrüchen hingerissen werden. Dazu kommt aber noch etwas, was uns erst den ganzen Bismarck offenbart: sein nationaler, sein deutscher Standpunkt. Während die meisten deutschen Gelehrten, wenigstens die vor Bismarcks Zeiten, aber nicht bloß diese, immer bei der Geschichtsbetrachtung so aus ihrer deutschen Haut schlüpften, daß sie je nach dem Stoffe halbe Griechen, halbe Römer, halbe Russen, halbe Polen, halbe Engländer, halbe Franzosen u. s. w. wurden, bewahrt Bismarck unter allen Umständen und in allen Lebenslagen seine entschlossene deutsche Haltung, und die internationalen Strömungen und kosmopolitischen Bewegungen innerhalb unseres Volkes brechen sich an ihm wie brandende Wogen an einem ragenden Felsen. So zwingt er auch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker seinem deutschen Standpunkte dienstbar zu werden; er hat niemals Geschichte getrieben um der Geschichte willen, sondern lediglich um daraus zu lernen, wie Staaten entstehen, wachsen, blühen und in ihrem Bestande erhalten werden, und um einen klaren Einblick in die Entwickelung und Lage, in die Verhältnisse der europäischen Länder und Völker zu gewinnen, und diese Einsicht wiederum hat er sich nur zu dem Zwecke erworben, um sie durchaus in den Dienst der deutschen Verhältnisse zu stellen. Wie er hier die allgemeine Belehrung einflicht: „So entstehen alle Staaten", so giebt er an einer andern Stelle, als man mit der langsamen Entwicklung des Deutschen Reiches nach kaum fünfjährigem Bestande unzufrieden war, die folgende scharfsinnige Beobachtung: „Blicken wir auch nur zwölf Jahre zurück, so werden Sie mir alle sagen, das niemand damals auch nur die Hoffnung hegte, oder wenigstens laut auszusprechen wagte, daß wir uns in zwölf Jahren in der Situation in Bezug auf den Fortschritt der deutschen Einheit und Verfassung befinden würden, wie heute. Wie alt ist denn das deutsche Reich in seiner jetzigen Gestalt? Fünf Jahre! Ich glaube, *Staaten wachsen langsamer als Menschen*, fünf Jahre sind für einen Menschen ein Kindesalter. Ich traue unserer Verfassung eine Bildungsfähigkeit zu gerade auf ähnlichem Wege, wie die englische Ver-

faſſung ſich gebildet hat, nicht durch theoretiſche Aufſtellung eines Ideals, auf das man ohne Rückſicht auf die Hinderniſſe, die im Wege ſtehen, losſtrebt, ſondern durch organiſche Entwickelung des Beſtehenden, indem man die Richtung nach vorwärts beibehält, in dieſer Richtung jeden Schritt thut, der ſich im Augenblick als möglich und unſchädlich zeigt, ſodaß keine größeren Gefahren damit verbunden ſind.“[1]) Es iſt ein Hauptgrundſatz Bismarcks, daß die Dinge, die Menſchen, die Völker und Staaten wachſen wie die Pflanzen, wie überhaupt alles Beſtehende, und dieſen Grundſatz hat er vor allem aus dem Studium der Geſchichte, verbunden mit ſeinen landwirtſchaftlichen Beobachtungen gewonnen. In dieſes Wachstum kann niemand eingreifen, am allerwenigſten durch Worte und Reden. Der wirkliche Staatskünſtler muß ſeine Maßnahmen ſo treffen, daß das geſunde Wachstum nicht gehemmt oder gar vernichtet, ſondern gefördert und zu dem rechten Ziele hingeführt wird. Etwas anderes kann er nicht thun, wachſen müſſen die Dinge von ſelber. Der Theoretiker ſtellt Ideale auf, und wer nun glaubt, die Dinge ſo zwingen zu können, daß ſie ohne Rückſicht auf die beſtehenden Verhältniſſe dieſen Idealen zugeführt werden, der handelt nach einſeitiger Schablone, aber ohne praktiſche Erfahrung. Denn die Dinge ſind mächtiger als die Menſchen, und nur der wird ſich zum Herrn der Dinge machen, der in die Dinge, in ihren Bau und ihre organiſche Entwickelung hineinſchaut, der ihr Wachstum verſteht, der zu erkennen vermag, was das Wachstum hindert und was es fördert, und nur ein ſolcher wird die Mittel und Wege finden, um den wachſenden Staat zur Blüte und Reife, zu vollendeter Ausgeſtaltung hinzuführen. Ein ſolcher Staatskünſtler wird alſo nicht Erreichung eines theoretiſchen Ideals predigen, wie alle ſtarren Doktrinäre und gelehrten Theoretiker von jeher gethan haben, ſondern ſein oberſter Grundſatz wird die organiſche Entwickelung des Beſtehenden ſein, die einzig und allein der praktiſch Erfahrene herbeizuführen vermag Hierin liegt der ungeheure Unterſchied zwiſchen dem Syſtem Metternichs und aller Diplomaten der alten Schule und der Auffaſſung Bismarcks. Metternich erſtrebte einſeitig die Erreichung politiſcher Ideale und kam auf dieſem Wege zur Niederhaltung alles volkstümlichen, alles wahren ſtaatlichen Lebens durch polizeiliche Gewaltmaßregeln; Bismarck dagegen hat alle ſeine Erfolge erzielt auf dem Wege geſunder politiſcher Reform unter Mitwirkung des ganzen Volkes, das er in den von Metternich und Friedrich Wilhelm IV. bekämpften Ständekammern zur Mitarbeit heranzog, ſowie unter Mit-

1) Reden VII, 43. Sitzung des deutſchen Reichstages Dienstag, den 13. März 1877. Bismarck wies in dieſer Rede die Forderung von verantwortlichen Reichsminiſtern zurück.

wirkung der deutschen Fürsten, deren Souveränität er bei aller festen Einheitlichkeit des Deutschen Reiches die freieste Bewegung und Entfaltung ließ. Metternich war ein einseitiger Diener der Souveränität, Bismarck diente dem gesamten deutschen Staate, der sich aus Volk und Fürsten zusammensetzt. Damit aber hat sich Bismarck als ein wirklicher Staatskünstler erwiesen; sein Grundsatz: „organische Entwicklung des Bestehenden" ist das Prinzip aller künstlerischen Thätigkeit überhaupt; denn nur das ist künstlerische Gestaltung, was auf organischem Wege wächst oder in sich die Gesetze der organischen Entwicklung in innigem Anschluß an die Natur wiederholt.

Diese Grundsätze seiner politischen Thätigkeit hatte Bismarck aber vor allem aus dem Studium der Geschichte gewonnen; er war nicht sowohl durch Geschichtskenntnis, als vor allem durch Geschichtsverständnis allen seinen Zeitgenossen gewaltig überlegen, und er war zugleich fähig, aus den Lehren der Geschichte die richtigen praktischen Folgerungen zu ziehen. Nicht die Kenntnis, nicht das Verständnis der Geschichte, sondern erst diese rechte Anwendung des Gelernten und Verstandenen auf die thatsächlichen Verhältnisse macht ihn zu dem großen Staatskünstler. Von dieser Anwendung der Geschichte auf die Praxis hat er auch sonst noch vielfältige Beweise gegeben.

So hat er wiederholt darauf hingewiesen, daß die Erreichung der Ziele, denen die Polenpartei, die Welfenpartei, die Sozialdemokratie nachstreben, nur durch den Umsturz der bestehenden Zustände zu erreichen sind, eine zweifellos richtige Folgerung aus den Lehren der Geschichte. Gegen Windthorsts Zweifel an der Beständigkeit des Friedens äußerte er am 14. März 1885 im Deutschen Reichstage: „Es haben solche Versuche, Zweifel an der Festigkeit des Friedens zu erregen, doch sicher ihre Bedenken! (Sehr richtig!)

Ich spreche dabei durchaus nicht von der Börse. Die rührt das nicht; aber fortgesetzte Zweifel an der Beständigkeit des Friedens finden ab und zu, namentlich bei den Parteileuten, die in verba magistri zu schwören gewohnt sind, schließlich doch einigen Glauben und dadurch wird der Friede mit der Zeit erschüttert. Es ist deshalb die Taktik aller derjenigen, deren Parteiprogramm oder deren Bestrebungen überhaupt nur durch Unterbrechung des Friedens, nur durch Krieg verwirklicht werden können, stets Zweifel an der Sicherheit des Friedens auszusprechen. Mir ist das ja in meiner langen Erfahrung wiederholt entgegengetreten, und wir haben bei uns ja im Reiche Fraktionen, deren offen aufgestellte Ideale nur durch Krieg, und zwar einen unglücklichen Krieg Deutschlands erreicht werden können.

(Hört! rechts.)

Die Herstellung des Königreichs Polen, die Losreißung der polnisch redenden Provinzen von Preußen ist doch nur möglich durch einen unglücklichen Krieg Preußens. Die Wiederabtretung von Nordschleswig an Dänemark, die Wiederherstellung des Königreichs Hannover in seinem alten Umfange,[1]) die Wiederabtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich — das alles sind Dinge, die nur nach einer großen Niederlage Deutschlands erreichbar sind, nur wenn gewissermaßen das Königreich Preußen wieder ausgeschlachtet wird, das Königreich, so wie es jetzt Mitglied des Deutschen Reiches ist. Es ist deshalb nicht unnatürlich, wenn strebsame Mitglieder solcher Fraktionen eine gewisse Ungeduld empfinden, daß der Friede sich immer mehr zu befestigen scheint,

(Hört! hört! rechts)

und daß sie durch Andeutungen, es wäre damit nicht so weit her, seine Sicherheit in Zweifel zu ziehen und ihn dadurch zu erschüttern suchen. Wir sehen ja, daß französische chauvinistische Blätter, daß namentlich polnische Blätter darauf ausgehen; und so deutsch die welfische Fraktion sein mag, ihr Ideal, die Herstellung des Königreichs Hannover, zu dem sie sich offen bekennt bei allen ihren Wahlreden, kann doch nur erreicht werden, nachdem Deutschland, Preußen in einem unglücklichen Kriege der Ausschlachtung, der fremden Willkür preisgegeben sind."[2])

Ähnliches hatte er schon wiederholt im Reichstage geäußert, so hatte er am 9. Mai 1884, als er über den Welfenfonds sprach, ausgeführt, daß eine Wiederherstellung der früheren Verhältnisse, eine Vertreibung der preußischen Herrschaft, eine Wiederauflösung des auf dem jetzigen Zustand begründeten Deutschen Reiches niemals aus eigener Kraft von den wenigen Angehörigen der Provinz Hannover, die sich zu der Welfenpartei rechneten, bewirkt werden könne, sondern nur durch einen europäischen Krieg, in dem Deutschland, resp. Preußen geschlagen, dergestalt in die Pfanne gehauen werden würde, daß man ihm die Bedingungen diktieren könnte.[3]) So erscheint ihm das Deutsche Reich als das Bollwerk gegen alle partikularistischen und kosmopolitischen Bestrebungen; es ist seine feste Überzeugung, die auf historischer Einsicht und auf dem festen Grunde der Thatsachen ruht, daß dieses Bollwerk erst fallen müsse, ehe die Umsturzbestrebungen ihr Ziel erreichen können, und daß der Fall

1) Man beachte, wie er Windthorsts Streben nach der Wiederherstellung Hannovers hier in den Zusammenhang mit andern ähnlichen Bestrebungen stellt, aber nicht an erster Stelle giebt, obwohl sich seine Antwort doch nur gegen Windthorst richtet. Mit seinem Takte hat Bismarck dadurch seiner Entgegnung die Sachlichkeit gewahrt.

2) Reden 11, 104 flg.

3) Reden 10, 137.

dieses Bollwerks nur durch einen für Deutschland unglücklichen Krieg herbeigeführt werden könne. Daher ist sein ganzes Bestreben nach der Gründung des Deutschen Reiches auf Erhaltung des Friedens gerichtet, sowie auf eine derartige Stärkung und Ausrüstung unserer Heeresmacht, daß ein etwaiger Krieg uns stark und kriegsbereit finde, damit sich der Sieg an unsere Fersen hefte. Er hat seinen Standpunkt namentlich noch in einer Sitzung des Deutschen Reichstages vom 16. März 1885, unter Wiederholung der gegen den Abgeordneten Windthorst und die polnische Partei gerichteten Worte dargelegt, als die polnischen Abgeordneten eine Erklärung gegen die oben angeführten Äußerungen Bismarcks vom 14. März 1885 im Reichstage verlesen hatten. Da sagt er, das früher abgegebene Urteil aufrechterhaltend und ergänzend: „Die Losreißung von Provinzen von dem preußischen Staate, wie er heute unter der Garantie des Deutschen Reiches steht, ist nur durch Krieg möglich oder durch ein anderes Mittel, ebenso gewaltsam, durch Revolution. Zwischen den beiden allein steht die Wahl.“ [1])

Einen glänzenden Beweis seiner eingehenden Kenntnis der Geschichte gab Bismarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 16. April 1875. Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst hatte sich in scharfer Rede gegen den Gesetzentwurf gewendet, daß sich die Rechtsordnung der evangelischen und katholischen Kirche sowie der anderen Religionsgesellschaften im Staate nach den Gesetzen des Staates regele, und hatte am Schlusse einen Vorgang erzählt, den er den Memoiren des Konsistorialrates Eilert entnommen hatte. Diese historische Anekdote, durch die von Schorlemer-Alst den Beweis führen wollte, daß der Kampf zwischen Staat und Kirche stets für den Staat verderblich gewesen sei, lautete folgendermaßen: „Napoleon I., dieser gewaltigste und gewaltthätigste Mann unseres Jahrhunderts, hatte bekanntlich zwei Päpste in der Gefangenschaft. Im Jahre 1811 suchte er den in Fontainebleau gefangenen Papst Pius VII. auf und suchte ihn durch alle möglichen Mittel der Schmeichelei, Beredsamkeit, durch die schönsten Anerbietungen zu bewegen, mit ihm zusammenzugehen und seinen weltbeherrschenden Plänen sich anzuschließen, sie zu unterstützen. Der Papst lehnte das ab, und darüber wurde Napoleon zornig, stieß die größten Drohungen gegen den Papst aus, und um diese Drohungen zu verstärken, ergriff er sogar zuletzt das Schüreisen des Ofens und stieß, seine Zornesausbrüche damit begleitend, tiefe Löcher in die mit Damast überzogenen Möbel. Der Papst ließ ihn ganz ruhig aussprechen, und als Napoleon innehielt, da sagte der Papst bloß das eine Wort: Tragödiant, Trauerspieler. Dieses

1) Reden 11, 127.

Wort war eine Prophezeiung, die drei Jahre nachher zur vollen Wahrheit wurde." Bismarck erwiderte überaus schlagfertig sofort: „Der Herr Vorredner hat selbst die Befürchtung geäußert, die ich nicht teile, daß seine Rede von gewissen Seiten matt gefunden werden würde.[1]) Man kann dies vielleicht von manchen Teilen des Inhalts, aber gewiß nicht von der Form und den Ausdrücken sagen, die mitunter sogar recht kräftig waren. Den Eindruck einer wirklichen Mattigkeit habe ich eigentlich nur dadurch, daß er zu lange gesprochen hat, und am Ende seiner Rede gehabt, wo er die bekannte von ihm historisch, von mir unhistorisch genannte Anekdote von Napoleon I. erzählte. Ich muß da die Geschichte in ihr Recht stellen. Die Sache lag so: Der Papst erlaubte sich, Napoleon als einen Komödianten zu bezeichnen, und Napoleon antwortete ihm darauf mit vieler Geistesgegenwart: Tragödiant!

(Große Heiterkeit.)

Ich meine, diese kleine Geschichte ist so, wie ich sie erzähle, und nicht so, wie sie in den Schulen, wo der Herr Vorredner seine Bildung genossen hat, in seiner Heimatprovinz gelehrt wird."[2])

Ganz besonders großartig sind die geschichtlichen Rückblicke, die Bismarck zu verschiedenen Malen über die von ihm selbst durchlebte Zeit gegeben hat. Hier offenbart sich vor allem Bismarcks durchdringender Blick, der bis in die verborgensten Ecken dringt und überall mit wunderbarer Sicherheit das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Wahre von dem Falschen, das Richtige von dem Verkehrten, den Kern von der Schale sondert. Während der Historiker gewöhnlichen Schlages an der Außenseite der Dinge haften bleibt, schreitet Bismarck mutig und ohne Zagen ins Innere der Ereignisse vor und legt das eigentliche Triebwerk der Geschichte vor den Augen der erstaunten Zeitgenossen bloß. Hierher gehört besonders die große Rede, die er nach der am 14. Januar erfolgten Auflösung des Reichstages aus Anlaß der Ablehnung des Septennates am 24. Januar 1887 im Abgeordnetenhause hielt. Der Abgeordnete Richter hatte geäußert: „Es gab eine Zeit — ich wünschte, sie käme wieder — da wurde es für unanständig gehalten, sich auf den Monarchen in der Debatte zu berufen." Hierauf nahm Bismarck in den folgenden Worten seiner Rede Bezug: „Der Abgeordnete Richter hat es unanständig gefunden, den König in unserer Debatte zu er-

1) Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst hatte der Linken zugerufen: „Sie werden doch selbstverständlich alles matt finden, was ich gegen den Herrn Ministerpräsidenten sage."

2) Reden VI, 276 flg.

wähnen. Dann muß er auch die Verfassung unanständig finden, denn in einzelnen Artikeln sagt sie vom König: Der König thut dies oder das.

(Oho! links.)

Ja, dann lesen Sie doch die Verfassung, Sie scheinen das nicht zu glauben; ich kann überhaupt die Lesung der Verfassung nur sehr empfehlen, auch hier, wie im Reichstage; die Verfassungen sind sehr viel besser wie die parlamentarischen Theorien.

Wer wünscht, daß vom König nicht die Rede sein soll, der hat Bedürfnis, die Königliche Gewalt in Vergessenheit geraten zu lassen;

(Oho! und Zustimmung)

ja, das sitzt dahinter, wenn man sagt, davon darf nicht gesprochen werden. Wir haben ja in ostasiatischen Ländern solche verehrte Personen gehabt, die so hoch waren, daß sie nicht gesehen und von ihnen nicht gesprochen werden durfte.[1]) Wir haben in England die Theorie, daß vom König nicht geredet werden darf, weil das die Aristokratie in den Schatten gestellt hätte.[2]) Und bei uns stellt es einen Parteichef in den Schatten, wenn vom Könige zu viel geredet wird.

(Sehr gut! rechts.)

Nun, bei uns in Preußen ist der König, Gott sei Dank, ein mächtigerer Mann und eine ansehnlichere Potenz, mit der jeder rechnen muß. Daß hier und da von einer Gefährdung der Krone die Rede sei, daran glauben ja die Herren selbst nicht, sie sind sich dieser Schwäche bewußt und wollen nur, daß von der Stärke des preußischen Königtums möglichst wenig die Rede sei, dann sind sie schon froh.

(Sehr gut! rechts.)

1) Bismarck meint den „geistlichen Kaiser" in Japan, den Mikado, und den weltlichen daselbst, den Taikun. So hatte Bismarck am 24. Januar 1882 im Reichstage geäußert: „Es ist ganz erklärlich (nämlich daß Sie den Hauptaccent von beiden Unterschriften, der des Königs und der des Ministers, auf die Gegenzeichnung des Ministers legen), wenn man sich denkt, daß in Ihrer Verehrung der König so hoch steht und noch höher, bis in die Wolken hinein, wo ihn kein Mensch mehr merkt und kein Mensch mehr spürt vor lauter Verehrung; nicht aus Herrschsucht stellen Sie ihn so hoch, nein, aus lauter Verehrung für das Königtum, sodaß er zuletzt, wie früher der geistliche Kaiser in Japan, alle Jahre einmal an einem hohen Festtage gezeigt wird, von unten, auf einem Gitter gehend, so daß man nur seine Sohlen sehen kann. Auf diese Weise wird jedenfalls eine konstitutionelle Hausmeierei ausgebildet, noch mehr, als sie bei den Karolingern mit ihren Schattenkönigen bestand; bei uns aber regiert der König selbst, die Minister redigieren wohl, was der König befohlen hat, aber sie regieren nicht." Reden IX, 229. Vgl. a. VII, 32.

2) Eingehender hat er dieses Verhältnis in seiner Rede vom 29. November 1881 auseinandergesetzt: „Ihr Prinzip ist aber insofern nicht das monarchische, als dem, was der Herr Vorredner unter „wahrem Konstitutionalismus" versteht, zur ersten Grundlage das kluge Wort dient, welches die englische Aristokratie

Ich halte das nicht für unanständig, ich halte mich an die Verfassung und werde von dem König reden, so oft als ich berufen bin, seinen persönlichen Willen geltend zu machen, der für mich ein wesentlicher Entscheidungsgrund ist."[1])

Und zum Schlusse dieser denkwürdigen Rede sagt Bismarck: „Wenn Sie wüßten, quantae molis es gewesen ist, durch die beinahe fünfundzwanzig Jahre die auswärtigen Verhältnisse, die Beziehungen zum Auslande zu erhalten, so würden Sie die Verantwortung für jeden einzelnen Gesetzesparagraphen, der in diesem Hause zur Annahme gekommen ist, von mir nicht verlangen; es ist das nur eine der Ungerechtigkeiten, die man gegen einen politischen Feind mit Vergnügen übt, und deren Ablehnung mir nicht viel hilft. Ich bin darauf gefaßt; aber ich bin durch die dauernde Mißhandlung fünfundzwanzig Jahre hindurch hinreichend abgehärtet, um auch das tragen zu können. Nachdem ich das Bedürfnis der Revision der Kirchengesetze erkannt habe, bin ich ganz offen vorgegangen, und ich gestehe ganz offen, ich würde es noch weiter thun, wenn ich den Beistand aller meiner Herren Kollegen dazu hätte haben können. . . . .

Ich werde etwas getröstet in diesen Betrachtungen, wenn ich auf die Vergangenheit der letzten fünfundzwanzig Jahre zurückblicke, in denen ich von dieser Stelle oft gesprochen habe. Ich erinnere mich, daß jeder Fortschritt der preußischen Monarchie und des Deutschen Reiches von den Vertretern der Fortschrittspartei auf das Bitterste und Schärfste bekämpft worden ist.

(Sehr richtig! rechts.)

---

nach der großen Revolution, um ihre Herrschaft zu befestigen, erfunden hat: The King can do no wrong (der König kann kein Unrecht thun); dann kann der König aber gar nichts thun, wenn er kein Unrecht thun kann; den König mundtot zu machen, den König als eine Waffe für die Erhaltung der Herrschaft der englischen Aristokratie zu ihrer Verfügung zu behalten, ihn zu sequestrieren, das ist der Sinn davon; seine Beziehungen zum Volk in ihrer Gewalt zu haben, sie nicht stark und mächtig werden zu lassen, sich möglichst zwischen König und Volk zu schieben, über seine Unterschrift zu disponieren, — denn die braucht das englische Volk, um zu gehorchen . . . die Unterschrift ist unentbehrlich. Das war vom Standpunkte der herrschsüchtigen Aristokratie eine weise Einrichtung, daß sie den König isoliert werden ließ, seine Unterschrift aber zur Verfügung behielt. In England hat sich diese Tradition entwickeln können, bei uns aber ist das nicht möglich. Wir unterscheiden uns von England dadurch, daß wir eine geschriebene Verfassung haben, die ganz klar die Rechte des Königs und Kaisers in Deutschland und Preußen, in Bayern und Sachsen, in Württemberg und in allen übrigen Staaten definiert, und daran allein habe ich mich zu halten." IX, 147 flg. Vgl. a. XI, 296.

1) Reden XII, 311 flg.

Es fing das an, als ich zuerst herkam; da fand ich die Frage der Militärreorganisation im vollsten Brand und wurde als eine Art Landesverräter behandelt. Man drohte mir mit dem Schicksal Straffords[1]) und mit noch schlimmeren Dingen[2]): schließlich ist die Militärreorganisation doch eine Wirklichkeit geworden.

Darauf kam eine schwierige auswärtige Frage; es war die polnische, in der ich ganz entschlossen für Rußland Partei nahm; die ganze mir gegenüberstehende Fortschrittspartei, die damals die Majorität hatte, nahm für die Polen Partei; wir sind doch schließlich mit Rußland Freund geblieben und nicht die Freunde der Polen geworden.

Es kam nachher der dänische Feldzug. Den hat die Fortschrittspartei mit allen Mitteln der persönlichen und politischen Chikane erschwert: er wurde dennoch ohne Bewilligung von irgend welchen Mitteln in Scene gesetzt und die Befreiung Holsteins und Schleswigs von Dänemark herbeigeführt, die wir erstrebt hatten, die die Fortschrittspartei uns aber nicht gönnte. Ich weiß nicht, ob sie sie ihrerseits wollte; wenn ich an den Abg. Hänel denke, so möchte ich glauben, es wäre der Fall gewesen. Jedenfalls standen Sie damals, als wir den Krieg anfingen, mit Ihren Sympathien mehr auf dänischer Seite und hofften, es würde uns nicht gelingen; Sie hofften nicht auf den preußischen Sieg — kann ich wohl sagen, ohne den Herren zu nahe zu treten. Die Befreiung von Holstein haben Sie bekämpft.

Den Krieg mit Österreich, welcher die Vorbereitung zur Herstellung des Norddeutschen Bundes war, haben wir contre vent et marée geführt; wir haben den bedauerlichen Gordischen Knoten, wie ich im anderen Hause ihn genannt habe (in der Reichstagsrede vom 11. Januar 1887; XII, 177), mit dem Schwerte zerhauen müssen.[3]) Da hat uns die Fortschrittspartei nicht beigestanden; sie hat bis zum letzten Augenblick uns diese Lösung der deutschen Frage mit

---

1) Der als Minister Karls I. von England am 12. Mai 1641 auf dem Schafott endete.

2) Nämlich mit Zuchthaus. Vergl. Reden IX, 240: „Die Wohlwollenden sprachen bezüglich meiner damals (1862) von Strafford und Polignac, die gemeineren Blätter von Wollekrempeln im Zuchthause, was mein natürliches und berechtigtes Ende sein würde."

3) „Sie werden die Thatsache nicht bestreiten, daß der Gordische Knoten, unter dessen Verschluß die nationalen Rechte der Deutschen lagen, das Recht, als große Nation zu leben und zu atmen, nur durch das Schwert gelöst werden konnte — leider, und daß auch der französische Krieg nur eine Vervollständigung der kriegerischen Kämpfe bildete, durch welche die Herstellung der deutschen Einheit, das nationale Leben der Deutschen geschaffen und sichergestellt werden mußte." XII, 177.

dem Schwert erschwert und uns dabei gehindert. Sie hat gegen den Norddeutschen Bund gestimmt; sie hat die Bildung des Norddeutschen Bundes erschwert.

Sie hat uns bekämpft in jeder möglichen Weise in der Richtung gegen Frankreich, obwohl jedermann, der überhaupt einen politischen Blick hatte, voraussehen mußte, daß die Schlacht von Sadowa einen Kampf mit Frankreich nach sich zöge. La revanche pour Sadowa war damals das französische Schlagwort, und aus dem Schoße der Fortschrittspartei wurde im Jahre 1869 ein Abrüstungsantrag gestellt,

(Heiterkeit rechts)

wie ich gehört habe, aus Anlaß eines Franzosen von europäischer Berühmtheit.[1]) Nun, wie man im Scherz sagt: „so ein Bißchen Französisch, das ist doch gar zu schön",

(Heiterkeit rechts)

und wenn es ein berühmter Mann wie Herr Garnier-Pagès ist, da ist ein Deutscher vollständig entwaffnet und folgt ihm. So wurde im Jahre 1869 aus dem Schoße der Fortschrittspartei ein Abrüstungsantrag gestellt. Der Krieg mit Frankreich wurde uns außerdem auch noch erschwert durch die schließlich auf juristischem Gebiet noch verfolgten landesverräterischen Umtriebe von Mitgliedern der Fortschrittspartei; so nenne ich nur den Namen Jacoby, der während wir mitten im Kriege waren, die Sympathien der deutschen Fortschrittspartei für Frankreich laut zu erkennen gab.

(Hört! hört! rechts.)

Nun, was wir weiter von der Fortschrittspartei — für Hemmschuhe und Hindernisse gehabt haben — ich brauche nur die Reichsverfassung zu nennen, gegen die die ganze Fortschrittspartei[2]) gestimmt hat, nachher die Verstaatlichung der Eisenbahnen, wo die Fortschrittspartei bis zuletzt gegen die Staatsinteressen die großen Privatkapitalisten vertreten hat, den Schutz der inländischen Arbeit, bezüglich dessen der Herr Abg. Richter

---

1) Auf Grund von Erörterungen mit dem Franzosen Garnier-Pagès, welche die Stärkung der friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich betrafen, hatte Virchow am 20. Oktober 1869 im Abgeordnetenhause den Antrag eingebracht, „die Königliche Staatsregierung aufzufordern, dahin zu wirken, daß die Ausgaben der Militärverwaltung des Norddeutschen Bundes entsprechend beschränkt und durch diplomatische Verhandlungen eine allgemeine Abrüstung herbeigeführt werde." Reden XII, 319.

2) Am 29. November 1881 sagte Bismarck: „Die Fortschrittspartei würde eher den Namen Hemmschuhpartei verdienen, sie negiert, was die Regierung bringt, und bringt ihrerseits nichts, weil sie nichts weiß." IX, 139.

noch heute sich seines Widerstandes rühmt — also kurz und gut: Alles, was Deutschland groß, reich und einig gemacht hat, ist immer von der Fortschrittspartei bekämpft worden,

(Sehr richtig! rechts)

und ist doch immer zustande gekommen. Deshalb gebe ich auch die Hoffnung nicht auf, daß, weil die Fortschrittspartei unser Gegner ist, doch die Militärvorlage zustande kommen wird."[1])

Wir könnten diese Beispiele einer durchdringenden Geschichtskenntnis Bismarcks verhundertfachen, aber das Angeführte wird genügen, um seine Meisterschaft auf diesem Gebiete ins rechte Licht zu setzen. Was läßt sich bei den diplomatischen Verhandlungen mit den europäischen Mächten erreichen, auf welchem Wege ist es erreichbar? Und wo liegen die Grenzen des Erreichbaren? Diese Fragen vermag nur der richtig zu beantworten, der sich durch ein lebendiges Studium der geschichtlichen Thatsachen, der diplomatischen Verhandlungen aller Zeiten und Völker, der unendlich mannigfachen Lösungen politischer Verwickelungen und diplomatischer Schwierigkeiten für den Beruf des Staatsmannes gründlich vorbereitet hat. Und das hatte Bismarck gethan, und dazu besaß er die Fähigkeit, in allen Lagen die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, eine Fähigkeit, die so recht eigentlich die Grundlage aller politischen Kunst ist. Der Kampf gegen die idealistischen Forderungen eines überströmenden Patriotismus oder eines beschränkten Parteifanatismus, den Bismarck fortgesetzt in seinem eigenen Vaterlande zu führen hatte, entsprang hauptsächlich daraus, daß Bismarck immer ganz genau erkannte, wieviel überhaupt von den patriotischen Forderungen erreichbar sei und wie weit und schwierig der Weg war, auf dem diese Verwirklichung ermöglicht werden konnte, sowie daraus, daß er immer den Blick auf die gesamte Lage der europäischen Staaten gerichtet hielt und daher vor der Beschränktheit irgend eines Parteistandpunktes jederzeit bewahrt blieb. Alles, was das deutsche Volk heftig begehrte, und alles, was es durch Bismarcks Politik anfänglich gehemmt und scheinbar unmöglich gemacht sah, hat es einzig und allein durch diese weitschauende, kluge und kühne Politik des großen Staatsmannes erreicht. So äußerte er in Bezug auf die dänische Frage bereits am 22. Dezember 1862: „Die dänische Frage kann nur durch Krieg auf eine für uns günstige Weise gelöst werden; der Anlaß zum Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, in welchem unsere Stellung zu den Großmächten eine günstige für die Kriegführung ist." Und so ließ er sich durch keinerlei, auch noch so mächtige patriotische Strömung

1) Reden XII, 318 flg.

in einen voreiligen Krieg mit Dänemark treiben, ließ sich durch die stürmische Forderung des größten Teiles unseres Volkes, den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, nicht aus seiner vorsichtig abwartenden Haltung herausdrängen, ebensowenig durch den vom Hause der Abgeordneten mit 261 gegen 63 Stimmen angenommenen Antrag der Abgeordneten Stavenhagen und Virchow: „die Ehre und das Interesse Deutschlands verlange es, daß sämtliche deutsche Staaten die Rechte der Herzogtümer schützen, den Erbprinzen von Schleswig-Holstein anerkennen und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand leisten müßten". Wider den Willen der Volksvertretung hielt Bismarck, der allein in der damaligen Zeit eine Lösung der schleswig-holsteinschen Frage plante, die zur Stärkung Preußens und damit zur Vorbereitung der Gründung des deutschen Reiches führen sollte, an dem Londoner Vertrage von 1852 fest[1]), und durch dieses kluge Verhalten gelang es ihm, Österreich fest an Preußen zu ketten und Dänemark bei allen außerdeutschen Mächten so ins Unrecht zu setzen, daß es bald vollständig allein stand. Und dann erst, als so der rechte Augenblick zur Kriegführung gekommen war, als das Verhältnis Preußens zu den europäischen Mächten ein so günstiges geworden war, daß keine Unterstützung Dänemarks durch eine andere Macht zu befürchten war, dann erst ließ Bismarck es zum Kriege kommen. Und nun war der Krieg siegreich, während vorher, wenn Deutschland zugleich auch noch gegen andere europäische Mächte hätte losschlagen müssen, der Ausgang eines Kampfes sehr unsicher gewesen wäre. Das Volk konnte natürlich einen solchen Plan Bismarcks nicht ahnen, und so war er der ärgsten Anfeindung, Verlästerung, Verleumdung ausgesetzt, wurde ein Landesverräter gescholten, der die Ehre Deutschlands mit Füßen trete, und ein Sturm der Entrüstung richtete sich gegen ihn. Bismarck stand allein einer solchen Welt von Haß gegenüber, und er hielt dem wütenden Ansturm der öffentlichen Meinung ruhig stand, gestützt von dem Vertrauen seines großen Königs, der auch im heftigsten Kampfe widerstrebender Meinungen niemals in seinem Vertrauen auf Bismarcks überlegene Staatskunst erschüttert wurde und sich dadurch unsterbliches Verdienst erworben hat. Bismarck hätte nur seine geheimen Pläne dem Volke mitzuteilen brauchen, und er hätte die öffentliche Meinung sofort auf seiner Seite gehabt, aber eine solche Offenbarung seiner geheimsten Gedanken hätte sofort seine Politik durchkreuzt und die Ausführung dieser Pläne mit

1) Aufs klarste legt er die Gründe für dieses Festhalten dar in der von ihm im Abgeordnetenhause verlesenen Erklärung vom 1. Dezember 1863. Reden II, 217—220.

einem Schlage vereitelt, und deshalb schwieg er und ertrug ruhig die völlige Verkennung seines Strebens. Niemals hat ihn eine tobende, erhitzte Menge zum Schwanken in seiner politischen Meinung gebracht, niemals hat er der Popularität auch nur einen Fingerbreit seiner Pläne geopfert. Und darin bekundet sich eine andere Eigenschaft des wahren Künstlers, die Bismarck durchaus eigen ist: er ist frei von aller und jeder Eitelkeit. Er kennt einzig und allein seine hohen und großen Ziele, für diese setzt er alles ein: seine Ehre, seine Person, sein Hab und Gut, sein Leben.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Dieses Schillerwort, dieser Kernspruch echter Größe, ist auch in Bismarcks Leben der Wahrspruch seines Handelns. An Volksgunst, an Anerkennung, an Verehrung bei der Mit- und Nachwelt denkt er auch nicht einen Augenblick[1]), sein ganzes Handeln wird lediglich durch die Ziele bestimmt, denen er das deutsche Volk zuführen will, und durch das, was zu deren Erreichung unbedingt geschehen muß. Wie armselig und erbärmlich nimmt sich aber neben solcher Größe die Eitelkeit und Dünkelhaftigkeit so vieler Gelehrten, Diplomaten, Redner, Dichter, Komponisten, Virtuosen und Künstler aller Art aus, natürlich kleiner Geister, unechter Künstler, die aber leider doch zu Zeiten zu Götzen des Tages geworden sind, von deren Spuren freilich die Geschichte späterhin nichts zu melden weiß! Wäre Bismarck eitel gewesen, hätte er nach Volksgunst und Popularität gestrebt, so hätte er ebensowenig erreicht als seine Vorgänger. Aber so verschloß er seine weitschauenden Pläne in seiner Brust, und nicht nur einmal, sondern wiederholt war er der einzige Mann in Deutschland, der die rechte Lösung schwebender Fragen, den Ausgang aus Verwirrung und unklarer Gärung sah, und doch diese Lösung niemand verraten durfte und konnte.

In der oben angeführten Rede, in der er die Stellung der Fortschrittspartei zu seiner Thätigkeit schildert, hat er gezeigt, wie fast jeder Schritt vorwärts im Widerspruch gegen große Parteien und weite Volkskreise gethan werden mußte. Wiederholt war daher auch Bismarck in

1) In der Rede vom 12. Juni 1882 sagt er: „Ich frage gar nichts danach, ob eine Sache populär ist, ich frage nur danach, ob sie vernünftig und zweckmäßig ist; die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf das, morgen auf jenes richtet, die ich genossen und verloren habe, worüber ich mich leicht tröste, sobald ich das Gefühl habe, meine Schuldigkeit zu thun, und das Übrige stelle ich Gott anheim. Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nötigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu häufig gefunden, daß man auf Acclamation stößt, wenn man auf unrichtigem Wege ist." Reden IX, 349.

Deutschland verlästert wie kein anderer Mann. Und er hat das selbst klar ausgesprochen in der Rede, die er am 16. Januar 1874 im Abgeordnetenhause gegen den Abg. von Mallinckrodt hielt, der auf Grund eines falsche Angaben enthaltenden Buches[1]) des ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten General Lamarmora, eines Feindes der Deutschen, Bismarck den Vorwurf gemacht hatte, er habe 1866 in einem Gespräch mit dem General Govone geäußert, es würde ihm so schwer gar nicht werden, einen Teil des linken Rheinufers (die Bayerische Pfalz und den preußischen Regierungsbezirk Coblenz und Trier auf der rechten Moselseite) an Frankreich abzutreten. Darauf antwortete Bismarck: „Ich habe gehört, daß in der heutigen Sitzung von dem Abg. von Mallinckrodt behauptet worden ist, — bitte mich zu berichtigen, wenn ich meinerseits irrtümlich erfahren habe, — also behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preußischen Bezirks — ich weiß nicht genau wo, an der Mosel oder an der Saar — in Aussicht gestellt. Ich bin genötigt, dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die aber anderswo gemacht ist. Aber der Herr Abgeordnete sollte doch vorsichtiger sein im Wiedererzählen solcher Behauptungen, die diese scharfe Kritik verdienen. Die Sache ist in lügenhafter, gehässiger Absicht erfunden worden, es ist auch nicht eine Silbe davon wahr! Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt. Alles, was darüber cirkuliert und behauptet wird, erkläre ich in seinem ganzen Umfange für das, was ich vorhin sagte, für eine dreiste, tendenziöse Lüge, die zur Anschwärzung meiner Person erfunden worden ist!“[2])

(Stürmisches Bravo!)

Auf die Antwort Mallinckrodts, daß er die von Lamarmora mitgeteilten Berichte nicht als unbedingt wahr hingestellt, aber selbst daran geglaubt habe, weil diese schon seit Monaten bekannten Veröffentlichungen von der deutschen Regierung nicht als unwahr gekennzeichnet oder berichtigt worden seien, erwiderte Bismarck: „Der Herr Vorredner begründet eine Art von Recht an die Sache zu glauben, darauf, daß Monate lang diese, wie gesagt, von einem Privatmann publizierte Sammlung zu Unrecht entwendeter Aktenstücke — das heißt subjektiver Aktenstücke; es sind ja doch immer nur einseitige Berichte einzelner Per-

1) Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866. Florenz 1873.

2) Reden VI, 136.

sonen, die darin ihre Eindrücke von vertraulichen Unterredungen veröffentlichen — er hielt sich für berechtigt, daran zu glauben, weil Monate verflossen waren *ohne eine Widerlegung*. Ja, meine Herren, wenn ich mich auf die Widerlegung alles dessen einlassen wollte, was gegen mich gedruckt wird, auch nur vielleicht im Sinne der hier vertretenen Mittelpartei gegen mich gedruckt wird, da reichte kein Preßbureau und kein Welfenfonds, da müßte ein besonderes Ministerium dazu eingerichtet werden, um das bloß *lesen* zu lassen. Und ich rechne es mir zur Ehre! In meinem ganzen, unter verschiedenen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossener Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Leben ist mir die Ehre zu teil geworden, *sehr viele Feinde* zu haben[1]). Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne[2]) anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die *am stärksten* und — ich behaupte *stolz*! — *die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande* bin. Ich freue mich, daß der Herr Vorredner durch ein Kopfnicken mir das bestätigt; sein Gerechtigkeitsgefühl gesteht mir das zu.

(Heiterkeit.)

Und wenn ich alles das, was in Frankreich, in Italien, in Polen — und ich will das andere gar nicht nennen — gegen mich geschrieben wird, auch nur *lesen* wollte — ich habe mir nachgerade eine ziemlich hochmütige Verachtung gegen diese Elaborate angewöhnt und die Herren sind auf dem besten Wege, mich dahin zu bringen, daß ich das Gebiet, was davon betroffen wird, noch weiter ausdehne."[3])

Wie er im Jahre 1863 der Sympathie weiter Kreise des deutschen Volkes mit den polnischen Insurgenten, 1864 der schwärmerischen Teilnahme für den Prinzen von Augustenburg-Sonderburg mit unerschütterlicher Festigkeit gegenüberstand, zum Heile Deutschlands, so trat er 1886 ebenso der romantischen Schwärmerei für den Fürsten Alexander von Bulgarien entgegen und verhütete dadurch, daß wir in einen Krieg mit Rußland verwickelt wurden oder daß mindestens ein russisch-französisches Bündnis entstanden wäre. Wie Bismarck 1863 allen Gefühlswallungen zum Trotz an dem gegebenen Rechtsboden, dem Londoner Vertrag, unverrückbar festhielt, so stellte er sich in der bulgarischen Frage auf den

1) Das Wort: „Viel Feind, viel Ehr!" stammt von einem Bismarck innig verwandten Genius, von *Luther*.

2) Feine Ironie, durch die er andeuten will, daß die gegen ihn erhobenen Vorwürfe als Gascognaden zu betrachten sind: als Lügen und Windbeuteleien.

3) Reden VI, 147.

festen Grund des Berliner Vertrags, durch den das Fürstentum Bulgarien geschaffen und als russischer Lehnsstaat bestätigt worden war. Die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und die Erhebung Alexanders zum Fürsten des vereinigten Bulgarien, der namentlich durch seine Siege über die Serben ungeheuere Begeisterung erweckte und durch sein Schicksal[1]) rührende Teilnahme hervorrief, wurde von Deutschland nicht anerkannt, und Bismarck stellte sich in wohlerwogener Absicht in dieser Angelegenheit überall auf Rußlands Seite. Aus diesem Grunde wurden heftige Angriffe in der deutschen Presse gegen den Leiter der deutschen Politik gerichtet. Am 11. Januar 1887 kam Bismarck im Reichstage bei der Beratung der Militärvorlage auf diese Angriffe zu sprechen und äußerte: „Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. Es ist merkwürdig, daß die Presse derselben Partei, die jetzt der Verstärkung unserer Armee widerspricht, vor wenigen Monaten alles Mögliche gethan hat, um uns in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln.

(Sehr richtig! rechts.)

Diese Übereinstimmung ist in der That eine auffällige. Ich habe vorher gesagt, daß ich auf die Frage, über die dort gemurrt worden ist, vielleicht zurückkommen würde; ich will es nur mit dieser Andeutung: es ist das auffällig.

Damals bin ich ganz erstaunt gewesen zu lesen, mit welchen leidenschaftlichen Argumenten seitens der oppositionellen Presse auf einen Bruch mit Rußland hingearbeitet wurde; — ich habe ein ganzes Konvolut von Zeitungsausschnitten aus der Zeit aus dem „Berliner Tageblatt", aus der „Freisinnigen Zeitung", aus der „Volkszeitung", aus der „Germania" vor allen; eines[2]) überbietet immer das andere an Beschimpfungen der Regierung, weil sie nicht für Bulgarien und seinen damaligen Fürsten Rußland gegenüber den Handschuh aufnehmen wollte ... Nun, meine Herren, als ich das gelesen habe, ich muß sagen, hat es mir zunächst den Eindruck von Heiterkeit gemacht; ich habe diese ganze Preßhetzerei lächerlich gefunden, die Zumutung, daß wir nach Bulgarien laufen sollten, um „hinten weit in der Türkei"[3]), wie man früher zu sagen pflegte,

1) Er wurde am 21. August 1886 von der russischen Partei seiner eigenen Truppen gefangen genommen und über die Grenze nach Rußland gebracht und mußte, nachdem seine demütige Unterwerfung vom Czaren nicht angenommen worden war, die Regierung niederlegen (7. September 1886).

2) Wie Bismarck die Anakoluthie liebt, so begünstigt er auch die volkstümliche Fügung nach dem Sinn; aus den verschiedenen Blättern, die er genannt hat, nimmt er den allgemeinen Begriff Blatt als grammatische Grundlage für das Neutrum „eines" heraus.

3) Faust I, Vor dem Thor. Hempel XII, 32.

die Händel zu suchen, die wir hier nicht finden können. Ich hätte geradezu verdient, wegen Landesverrats vor Gericht gestellt zu werden, wenn ich auch nur einen Augenblick auf den Gedanken hätte kommen können, mich auf diese Dummheit einzulassen,

(Große Heiterkeit)

und es hat mich damals auch wenig verdrossen; wir waren ja die Herren zu thun und zu lassen, was wir wollten. Es hat mich nur tief betrübt, einen solchen Aufwand von Pathos in der deutschen Presse zu finden, um uns womöglich mit Rußland in Krieg zu verwickeln. Als ich diese Deklamationen zuerst las — sie sind zum Teil weinerlich, zum Teil pathetisch —, so fiel mir unwillkürlich die Scene aus Hamlet[1]) ein, wo der Schauspieler deklamiert und Thränen vergießt über das Schicksal von Hekuba – wirkliche Thränen, — und Hamlet sagt — ich weiß nicht, wendet er den Ausdruck an, der durch Herrn Virchow das parlamentarische Bürgerrecht gewonnen hat, den Ausdruck von „Schuft" —: „Was bin ich für ein Schuft?" oder benutzt er ein anderes Beiwort? — kurz und gut, er sagt: „Was ist ihm Hekuba?" — Das fiel mir damals sofort ein. Was sollen diese Deklamationen heißen? Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regiert, und was aus Bulgarien überhaupt wird, — das wiederhole ich hier; ich wiederhole alles, was ich früher mit dem viel gemißbrauchten und totgerittenen Ausdruck von den Knochen des pommerschen Grenadiers gesagt habe[2]): die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage.

1) Hamlet II, 2. Sc.:

O, welch ein Schurk' und niedrer Sklav' bin ich!
Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier u. s. w.
... Und alles das um nichts!
Um Hekuba!
Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,
Daß er um sie soll weinen?

2) Reden VI, 461: „Wenn der Herr Vorredner vorher ein von ihm selbst als apokryph behandeltes Gerücht anführte, daß ich gesagt haben soll, im ganzen Orient steckte kein Interesse, was so viel wert wäre, als der Ertrag eines pommerschen Rittergutes, so ist das irrtümlich. Es ist in allen solchen Legenden ein Stückchen Wahrheit, „und a Bisserle Falschheit ist allweil dabei". Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unserer Landsleute und unserer Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt" (5. Dezember 1876.)

Wir werden uns wegen dieser Frage von niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren.

(Bravo! rechts.)

Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und die Freundschaft von allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben."[1])

So zeigt es sich uns als ein Hauptgrundsatz Bismarckscher Staatskunst, daß er an den Verträgen, wie sie von den europäischen Mächten geschlossen worden sind, allen Stürmen der öffentlichen Meinung, allen Gefühlswallungen der Volks- und Kammermajoritäten gegenüber unerschütterlich festhält, sodaß es ihm dadurch gelingt, den Gegner bei den europäischen Mächten so ins Unrecht zu setzen, daß er zuletzt isoliert steht. Nur wenn er das erreicht hat, nur wenn so die Weltlage Deutschlands günstig ist, läßt er sich auf einen Krieg ein, und der Armee ist es dann durch diese politische Vorbereitung des Feldzuges möglich, mit ungemeiner Schnelligkeit und ungeteilter Kraft den isolierten Feind niederzuwerfen. Die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 waren durch die diplomatische Vorarbeit für uns schon halb gewonnen, noch ehe es zur wirklichen Schlacht kam. Aber auch die Neugestaltung des Heeres, durch welche die preußische Armee ihre außerordentliche Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit erhielt, hat Bismarck vor allem unter dem heftigsten Widerstande des Parlaments in der bekannten Konfliktszeit der Jahre 1862 bis 1866 durchgeführt. So greift in Bismarcks Staatskunst wie in einem großartig ausgesonnenen Räderwerk eins in das andere, und jede Möglichkeit ist bei seinem vorsichtigen Vordringen erwogen, diese eiserne Konsequenz seines Handels, die wie ein gewaltiges Naturgesetz wirkt, ist vor allen Dingen der Grund seiner beispiellosen Erfolge. Niemals begnügte er sich bei einem Kriegsfalle mit der Gerechtigkeit der Sache und der Stimmung des Volkes als Kriegsgrund, sondern er bedachte stets bis ins einzelnste genau die Art und Weise des Vorgehens und erwog, welcher Zeitpunkt der für Deutschland günstigste zum Losschlagen sei. Hatte er aber dann einmal sich in den Krieg eingelassen, dann trat an Stelle der erwägenden Umsicht die entschlossene, vorwärtsdringende Kühnheit des Handels, die nun ebenso ausgiebig und nachhaltig war wie vorher seine Überlegung. So gut er es verstand, eine Frage, wenn es notwendig war, aufmerksam hinzuhalten, bis die günstige politische Weltlage zum Handeln gekommen war, oder eine unbedeutende Bewegung, die bei falscher Behandlung zu schlimmen europäischen

1) Reden XII, 181 flg.

Verwickelungen hätte führen können, sich ruhig verlaufen zu lassen, so entschieden vermochte er aber auch, wenn der rechte Augenblick gekommen war, zum Handeln zu treiben und in seinen Maßregeln mit einer unwiderstehlichen Kraft bis zum äußersten zu gehen. Wie er einst dem König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam zugerufen hatte: „Nur die Mutlosigkeit wird Gefahr bringen, also Mut und Mut und wieder Mut und Majestät werden siegen!", so hat er selbst diesen Mut, diese unerschrockene Kühnheit sein ganzes Leben hindurch bekundet. Diese starke Männlichkeit vor allem, diese gesunde Kraft läßt ihn in unserem bebrillten Gelehrtenjahrhundert, in dem so vielfach Überbildung und Überverfeinerung alle Gesundheit und Kraft gebrochen hat, in dem auch die Empfindung und das Wollen von des Gedankens Bläſſe angekränkelt sind, als eine um so glänzendere Erscheinung auftreten.

Wir wollen hier gleich die Anmerkung machen, daß durch unsere Darlegung, daß Bismarck die siegreichen Feldzüge durch sein geschicktes diplomatisches Verhalten überhaupt ermöglichte, die Verdienste anderer, namentlich Moltkes, keineswegs herabgesetzt werden sollen.

Aber gerade den Heerführern und Generalen gegenüber hatte Bismarck oft einen schweren Stand, weil jene im Siegesrausch oft zu weit gehen wollten, während Bismarck sich jedem solchen Begehren entschieden widersetzte. Hierin liegt ein ganz wesentlicher Bestandteil der Bismarckschen Staatskunst. Wenn wir die Geschichte überschauen, so finden wir, daß unendlich viel Blut umsonst vergossen worden ist, weil die militärischen Siege nicht richtig abgeschätzt und ausgenützt, weil die Friedensverträge nicht sorgfältig und vorsichtig abgewogen wurden. Man denke nur an die Züge der Hohenstaufen nach Italien oder an die glänzenden Siege, die Prinz Eugen und der Herzog Marlborough über Ludwig XIV. und dessen Verbündete erfochten. Die zahllosen Menschenleben, die bei den Römerzügen in Italien zu Grunde gingen, waren zum größten Teile vergebens hingeopfert, weil die römische Kaiserkrone überhaupt nur ein phantastischer Begriff ohne realen Inhalt war, und weil die Diplomatie es damals nicht verstand, den Erfolg der Siege durch praktische Verträge festzuhalten. Im spanischen Erbfolgekriege war Ludwig XIV. so gedemütigt, daß er sich zu dem Zugeständnisse herbeiließ, selbst die Geldsummen zur Ausrüstung eines Heeres, das seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben sollte, zu zahlen, wenn ihm nur der Frieden gewährt würde. Aber Prinz Eugen und Marlborough bestanden auf der Forderung, daß Ludwig XIV. selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben sollte, und in diese Bedingung konnte Ludwig nicht willigen. So kam es, daß sich der Krieg solange hinzog, bis eine

völlige Veränderung der politischen Weltlage eingetreten war und dann England und Österreich in so günstige Bedingungen für Frankreich willigen mußten, daß sogar der Enkel Ludwigs als König von Spanien und dessen außereuropäischen Ländern anerkannt wurde. Dieser Mißerfolg, durch den die glänzendsten Siege zu ziemlich ergebnis- und bedeutungslosen Operationen herabgedrückt wurden, war lediglich daraus hervorgegangen, daß die Heerführer im Siegesrausche zu weit gingen. In ähnlicher Weise machte die Metternichsche Politik alle Erfolge der großen Befreiungskämpfe von 1813—1815 zu nichte. Das ist es, was der Dichter meint, wenn er sagt, daß so oft das, was das Schwert erworben, die Feder verdorben, daß so oft die deutsche Ehre „verfederfuchst" worden sei.

Bismarcks Staatskunst hat niemals einen solchen Fehler begangen. Wir erinnern nur an die außerordentliche Mäßigung, die er 1866 Österreich gegenüber beim Friedensschlusse zur Geltung brachte. Schon unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz, als Moltke auf dem Schlachtfelde zum König Wilhelm die denkwürdigen Worte geäußert hatte: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen", äußerte Bismarck: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen."[1]) Daher stellte er sich auch in Nikolsburg bei den Friedensverhandlungen allen zu weitgehenden Forderungen der Generale entgegen. „Die Militärs", erzählt Bismarcks Freund Motley[2]), „steiften sich auf die Meinung, nach Sadowa müsse man in Wien einziehen. Bismarck widersetzte sich dieser Idee auf das stärkste. Er sagte, es sei absolut geboten, Österreich nicht zu demütigen, nichts zu thun, was in der Zukunft freundliche Beziehungen unmöglich mache, worauf einige Personen nicht mehr mit ihm sprechen wollten. Die Ereignisse haben Bismarcks Ansicht völlig gerechtfertigt, wie jetzt alle eingestehen. Es würde leicht genug gewesen sein, nach Wien, selbst nach Ungarn vorzugehen, aber der Rückzug hätte große Gefahren mit sich gebracht." Heute erkennen wir klar, wie klug und weitschauend die damalige Haltung Bismarcks war. Die nämlichen Kämpfe wie gegen die Militärs hatte er später im Preußischen Landtage auszufechten, wo ihm Vorwürfe gemacht wurden, daß in der geplanten neuen Bundesverfassung zu wenig gefordert würde. Als der Abg. Schulze getadelt hatte, daß „nur von Konsularvertretung, nicht von diplomatischer Vertretung in den Attributen der

1) Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., V, 203.

2) Motleys Briefwechsel, übersetzt von Elze II, 361 ff. 25. Juli 1872.

Bundeszentralgewalt die Rede sei", antwortete Bismarck am 12. September 1866: „In solchen Dingen nur ein Haar breit mehr zu fordern, als man haben muß, als man zur Basis künftiger praktischer Entwickelung nötig braucht, halte ich immer für einen Fehler, der sich straft. Außerdem möchte ich auch den Vorredner bitten zu beherzigen, daß diese Dinge sich nicht nach theoretischen Plänen beliebig ausbilden und machen lassen, sondern sie wachsen aus historischer Entwickelung . . . Die Abschätzung der Tragweite eines militärischen Erfolges in dem Momente, wo er erfochten wird, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Politik. Man kann sich sehr leicht irren . . . man kann sehr leicht die Linie überschreiten, bei der eine weitere Ausbeutung des Sieges in eine blinde Zuversicht ausartet, die alle Errungenschaften aufs Spiel setzt, und je größer diese Errungenschaft schon ist, desto schwieriger entschließt man sich zu einer Ausbeutung des Sieges, die nicht mehr den Charakter des Mutes, sondern den der Waghalsigkeit haben würde." (Reden III, 85 flg.)

Mit ebenso großer Entschiedenheit stellte sich Bismarck der Einverleibung Sachsens in Preußen entgegen, die damals von vielen unitaristisch schwärmenden Gelehrten gefordert wurde. Wir brauchen nur an die Schrift Treitschkes „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten (Berlin, Georg Reimer, 30. Juli 1866)" zu denken, um die mächtige Strömung zu erkennen, der Bismarck damals entgegentreten mußte. In dieser Schrift, deren Inhalt übrigens Treitschke heute selbst nicht mehr anerkennt, ergeht sich der geborene Sachse und Dresdener Heinrich von Treitschke in den leidenschaftlichsten Ergüssen gegen das Haus Wettin, gegen König Johann, gegen Dresden, das er hauptsächlich deshalb, weil es damals kein ernsthaftes Parteileben hatte, als die Stätte „eines schalen und schlaffen Philistertums" bezeichnet, wo die Nebenbuhlerschaft von Dawison und Devrient und ähnliche Angelegenheiten die wichtigsten Tagesfragen ausmachten (S. 14), gegen Leipzig, das er als eine „Brutstätte des erbärmlichsten Partikularismus" bezeichnet, gegen den „echten Leipziger Professor", dem es „unfaßbar sei, daß er aufhören solle, eine 'Perle im sächsischen Rautenkranze' zu sein" (S. 15), und fordert die völlige Einverleibung Sachsens in den preußischen Staat. Die liberale Presse Sachsens solle diese Forderung nachdrücklich unterstützen. Niemals werde das „restaurierte Kleinfürstentum" liberal und preußenfreundlich regieren. „Kennen wir so wenig", ruft der gelehrte Geschichtschreiber aus, „den Charakter einer Restauration? Daß blutig regiert, wer aus dem Exile zum Throne gelangt, weiß schon der römische Dichter . . . Der sächsische Hof wird zurückkehren, das Herz geschworen von Haß und Rachsucht, er wird sich höflich in die Umstände fügen und leise einige zarte Fäden hinüberspinnen nach der Hofburg zu Wien, die des Tages

der Rache harrt Dann werden die Gendarmen die Listen der Preußenfreunde hervorholen, die sie unter der allzumilden preußischen Verwaltung säuberlich angefertigt haben u. s. w." (S. 22 flg.) „Laßt euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doktrinäre!" ruft er aus und ahnt nicht, daß er hier selbst als ein vollendeter Doktrinär auftritt Zwar ist die Weltgeschichte das Weltgericht, aber der Geschichtschreiber ist nicht der Weltenrichter. Bismarck ließ sich denn auch durch die schwarzen Zukunftsbilder, die Treitschke malte, wenn Sachsen nicht annektiert würde, nicht gruselig machen. Und gerade das diametrale Gegenteil von allem, was schon „der römische Dichter" und nun der gelehrte Geschichtschreiber vorausgesagt hatte, trat ein: Die versöhnliche und maßvolle Haltung der Bismarckschen Politik gewann in Österreich einen zuverlässigen Freund Preußens und in Sachsen einen der begeistertsten Anhänger der preußischen Politik. Ist doch König Albert heute die mächtigste Säule, die den Dom der deutschen Einheit stützt, und hat doch gerade in Sachsen, in Dresden, Leipzig, Chemnitz, und zahlreichen anderen Städten der nationale Gedanke in einer Weise Wurzel gefaßt, daß es eine Freude ist, das Blühen und Gedeihen des großen Einheitsgedankens im sächsischen Volke zu beobachten. Gerade die innige Liebe und Verehrung der Sachsen zu ihrem angestammten Herrscherhause, die Treitschke in der angeführten Schrift verhöhnt, ist die einzig gesunde Grundlage für ihre begeisterte Liebe zu Kaiser und Reich geworden, sowie in Bismarck selbst und in dem preußischen Volke das unerschütterliche Festhalten an Preußens Macht und an dem Hohenzollernhause die alleinige Möglichkeit zur Schöpfung des großen deutschen Reiches und des deutschen Kaisertums war, das durch die Frankfurter Krone, die auf Reichsministerien und eine schattenhafte, Preußen zu dem Range einer Provinzialbehörde herabdrückende Reichsverwaltung gegründet war, und die Erfurter Union niemals zum Leben erweckt worden wäre. Treitschke hatte ein Großes und Wichtiges, wie alle Doktrinäre des Frankfurter und Erfurter Parlaments, vollkommen übersehen, was Bismarck damals allein mit klarem Blick erkannte,[1]) daß nämlich das Gefühl für das große deutsche Vaterland, das nicht auf der innigen Liebe zur engeren Heimat beruht, ebenso inhaltlos und leer und daher ungesund und lebensunfähig ist wie ein farbloses Weltbürgertum ohne Vaterlandsliebe. Nur ein Vaterlandsgefühl, das aus der Heimatsliebe wuchs, konnte uns retten, und der stockpreußische Geist Bismarcks, den man 1850 in Erfurt so sehr verspottete, ist es, der uns, recht verstanden,

1) Vergl. seine Kritik der Frankfurter Verfassung in der Rede vom 21. April 1849 (Reden I, 85 flg.) und der deutschen Union in den Reden vom 15. April 1850 (Reden I, 235 flg.) und vom 3. Dezember 1850 (I, 261 flg.).

aus kläglicher Ohnmacht und Zerrissenheit gerettet hat. Und ebenso ist der *stocksächsische* Geist, den Treitschke 1866 so verhöhnte, neben Preußen eine der lebenskräftigsten Wurzeln der deutschen Einheit geworden. Bis 1866 sind Bismarcks Reden und Briefe durchaus von dem Worte „preußisch" beherrscht, und mit Recht, erst von da an wächst der Begriff *deutsch* aus dieser gesunden Wurzel hervor und führt dann in seinen Reden die Herrschaft. Alles Fühlen, Denken und Wollen muß bodenwüchsig sein, sonst ist es unecht, gemacht, nicht geworden, destilliert wie ein Homunculus, nicht auf natürlichem Wege gewachsen, und daher unfruchtbar, ohne Lebenssaft und Lebenskraft, nicht entwickelungsfähig. Nur ein Künstler vermag dies zu erkennen, nicht der mit abstrakten Begriffen arbeitende Gelehrte. Und so bekundet Bismarck auch hierdurch seine gewaltige Künstlernatur, durch die es ihm möglich war, die organische Entwickelung bis in ihre geheimsten Fasern zu durchschauen und dementsprechend seine Maßregeln zu treffen. Er fügte das Reis der deutschen Einheit in die organische Entwickelung der deutschen Volksstämme ein, und so allein war es möglich, daß ein starker, gesunder Baum, das deutsche Reich, entstand, von dem wir noch köstliche Früchte erwarten dürfen. Auch 1871 hatte Bismarck bei der Feststellung der Friedensbedingungen harte Gegnerschaft zu überwinden, weil er auf der Forderung bestand, daß Elsaß und ein Teil von Lothringen von Frankreich an Deutschland abgetreten werden mußten. Die Gründe, die ihn zu dieser Forderung bestimmten, hat er mit lichtvoller Klarheit in seiner Rede dargelegt, die er am 2. Mai 1871 im deutschen Reichstage hielt. Die Einverleibung Elsaß-Lothringens in das deutsche Reich wies er hier als eine Maßregel nach, die zur Sicherung Deutschlands unerläßlich war. So wußte Bismarck immer die militärischen Erfolge in der rechten Weise abzuschätzen und durch weitschauend und vorsichtig abgeschlossene Verträge für die Sicherung und Weiterentfaltung Deutschlands fruchtbar zu machen. Hierin tritt vor allem seine schöpferische Kraft zutage: er ist ein vollendeter politischer Künstler.

Eine andere Eigenschaft Bismarcks, durch die er sich als echter Künstler offenbart, ist die, daß er sich sein ganzes Leben hindurch als *Werdender* betrachtet hat.

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar sein

sagt Goethe im Faust[1]), und es ist ein Grundzug in Goethes Wesen, daß seine Entwickelung und seine Anschauungen niemals abgeschlossen sind, sondern daß er sein ganzes Leben hindurch ein Lernender, Auf-

1) Vorspiel auf dem Theater.

nehmender und Fortschreitender bleibt, fern von aller doktrinären Erstarrung. So schreibt er bereits im Jahre 1770: „Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Notdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.“[1]) Und im Alter bekennt er dasselbe, wenn er sagt:

Willst du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern.
Und wäre dir auch was verloren,
Erweise dich wie neugeboren.[2])

Was aber bei Goethe dieses Wort „wie neugeboren“ zu bedeuten hat, das vermag man zu erfassen, wenn man die ungeheuren Wandlungen betrachtet, die sich in seinem Leben vollzogen haben, wenn man sieht, wie er in Leipzig die Schule der konventionellen Dichtung durchmacht und Verschen, Liedchen und Schäferspiele im Stile der damals herrschenden Richtung schreibt, wie er dann in Straßburg von dem Geiste Shakespeares und des deutschen Volksliedes ergriffen, trunken von dem schwellenden Frühlingsglück einer reinen Liebe, die köstlichsten Weisen singt, wie dann in rascher Folge auf dieser rein deutschen Grundlage Götz und Werther und die ersten Szenen des Faust entstehen, wie er in Weimar in den Strudel eines überquellenden und sprudelnden Genielebens hineingerät und wie er sich aus diesem rettet durch seine Flucht nach Italien, wie sich dort die Wandlung zur einseitigen Bevorzugung der klassischen Kunst vollzieht und wie dieser neuen Stufe seiner Entwickelung Tasso und Iphigenie, Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea und vieles andere entsproßt, wie er aber auch diesen Standpunkt verläßt und namentlich seit seiner Reise am Rhein und Main in den Jahren 1814 und 1815 mit voller Freiheit zu dem deutschen Denken und Fühlen seiner Jugend zurückkehrt, wie er jetzt wieder in mächtig ragender Größe mit dem deutschen Volke in Reih und Glied einherschreitet als gewaltiger und begeisternder Führer: wenn man das alles im Geiste an sich vorüberziehen läßt, dann begreift man seine Äußerung aus dem Jahre 1811 in Dichtung und Wahrheit: „Die verschiedenen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist.“[3]) In demselben

1) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 — 1786, 2. Ausg., S. 39.

2) Hempel 3, 207. 2, 261.

3) Hempel 20, 66.

Sinne äußert er gegen Riemer am 24. Mai 1811: „Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtieren. – Das Tier iſt von kurzer Exiſtenz. Beim Menſchen wiederholen ſich ſeine Zuſtände.“[1]) Bei Gelegenheit der Rezenſion ſeiner Werke in den Heidelberger Jahrbüchern durch F. Schlegel äußerte Goethe: „Er verſtehe die Recenſion recht gut, aber gegen ſeine Leſer, d. h. die Leſer ſeiner Werke, habe der Rezenſent einen kurioſen Stand. Es ſeien ja das alles nur Fetzen und Lappen von ſeiner Exiſtenz; da einmal ein alter Hut und dort ein Paar Schuhe, und dort ein Lappen von einem Rock, den er einmal getragen.“[2]) Damit ſtimmt überein, was er zu Riemer am 23. Juni 1809 ſagte: „Goethes Poeſien, meinte er ſelbſt, ſeien gleichſam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zuſtände. Aus ſolchen Bälgen machen ſich die Leute nun Schuhe, Kleider u. ſ. w. und tragen ſie ab.“[3]) Und von ſeinen Feinden und gegneriſchen Rezenſenten ſagt er: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich ſchon in Erfurt“[4]). Das, was ihm in einer Zeit ſeiner Entwickelung als das Richtige erſchien, unterwarf er doch ſpäter wieder einer erneuten Erwägung und Prüfung und kam dann oftmals zu einem ganz anderen Ergebniſſe als früher. Daher widmete er auch ſeinen Feinden folgende zahme Xenie:

„Die Feinde, ſie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich:
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh ich alles unbewegt;
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genung,
Abſtreif' ich die ſogleich
Und wandle neubelebt und jung
Im friſchen Götterreich.[5])

Oder er rief ſeinen Tadlern zu:

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch Ihr ſchadet Eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg![6])

---

1) Vergl. von Biedermann, Goethes Geſpräche Nr. 535.
2) 18. April 1808. Geſpräche II, 209.
3) Geſpräche II, 265.
4) Geſpräche II, 138.
5) Hempel 2, 388.
6) Hempel 2, 388.

Und in humoriſtiſcher Weiſe gab er demſelben Gedanken Ausdruck in dem folgenden Geſpräche:

Geſtändnis.

Wir.

Du toller Wicht, geſteh nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

Er.

Ja wohl! Doch macht' ich ihn wieder gut.

Wir.

Wie denn?

Er.

Ei, wie's ein jeder thut.

Wir.

Wie haſt du denn das angefangen?

Er.

Ich hab einen neuen Fehler begangen;
Darauf waren die Leute ſo verſeſſen,
Daß ſie des alten gern vergeſſen.

Und ſo iſt es Goethes wie jedes großen und wahren Künſtlers Art, immer von einer niedrigeren Exiſtenz zu einer höheren aufzuſteigen, in fortwährender Verwandlung wie alles Wachſende und Lebendige zu immer neuen Geſtaltungen und Anſchauungen vorwärts zu ſchreiten. Darin ſieht er geradezu das Geheimnis des Lebens, und der Künſtler vor allem iſt ja dazu da, dieſes geheimnisvolle Wachſen und Werden, Wandern und Wallen, dieſes fortgeſetzte Schaffen und Verwandeln der Natur, dieſe ununterbrochene Metamorphoſe alles Beſtehenden in ſeiner eigenen Exiſtenz zu vollendeter Darſtellung zu bringen:

Immer ſtaunſt Du aufs neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Über dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte gewaltig
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchoß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt ſo wie das Einzelne ſei.

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt!
„Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferst Du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall siehst Du sie dann auch in verändertem Zug,
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!“[1])

Ähnlich schrieb auch Schiller einst an Körner, er schreite so rasch in seiner Entwickelung vorwärts, daß er schon innerhalb acht Tagen vollständig andere Anschauungen über einen Stoff gewinne, den er zu bearbeiten angefangen habe, und daß es ihm daher ungemein schwer sei, eine längere Arbeit über irgend einen Gegenstand zu vollenden.

Eine solche echte und große Künstlernatur, die im Grunde genommen nichts anderes ist als die wahre und gesunde Menschennatur, tritt uns auch in Bismarck entgegen. Er hat sich jederzeit jene großartige Elastizität des Geistes bewahrt, bis ins hohe Alter hinein, die den veränderten Verhältnissen gegenüber die entsprechende neue Stellung aller Kräfte einzunehmen vermag. Niemals stand er ermüdet stille; selbst nach den größten Erfolgen schritt er sofort zu neuen Aufgaben, und ein Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren gab es für ihn nicht.[2]) Während andere sich im Siegesjubel berauschten, dachte er schon darauf, wie das Erworbene zu erhalten und zu befestigen oder wie neue Siege zu erkämpfen sein. Mit diesem rastlosen Vorwärtsschreiten in seinem Handeln geht die kräftige Entwickelung und unablässige Neugestaltung seiner Anschauungen und Meinungen Hand in Hand. Da die absolute Wahrheit im Leben nicht zu finden ist, ebensowenig wie das höchste Ideal, dem jemand zustrebt, sich vollkommen verwirklichen läßt, so schreitet Bismarck von einer Zeitwahrheit, d. h. einer Wahrheit, die gerade für die augenblickliche Lage das Richtige enthält, für eine spätere veränderte Lage aber gar nicht mehr passen würde, zur andern, und ebenso gesteht er begangene Irrtümer nach gewonnener besserer Einsicht mit der größten Offenheit ein und stellt sie mit Entschiedenheit ab. So tritt er mit seiner mächtigen Persönlichkeit ein in den Prozeß des Wachsens und Werdens der Dinge,

1) Metamorphose der Pflanzen.

2) Am 21. Januar 1871 schrieb Roon aus Versailles an seine Frau: „Bismarck fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt ... Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall.“ Bismarck ging bereits wieder an die Lösung neuer Aufgaben; es galt die Friedensverhandlungen zu einem fruchtbaren Abschluß zu bringen und die realen Grundlagen für die neue Reichsverfassung zu schaffen.

während der Theoretiker mit seinen Gedanken und Plänen abseits von den Dingen steht und dadurch unfähig wird, die Wirklichkeit nach seinen Hoffnungen umzubilden. Der Gang der Ereignisse wirft einen solchen zu Boden und schreitet ruhig über ihn und seine Deklamationen, auch wenn sie noch so viel allgemeine Wahrheiten enthalten, hinweg. Eine Künstlernatur wie Bismarck dagegen wird zu einem organischen Gliede der Entwickelung der Dinge und wirkt dann durch ihre Größe und Bedeutung vor allem mit bestimmend auf den Gang der Ereignisse ein. Hierin liegt das, was wir gewöhnlich als die Macht der Person bezeichnen.

Daraus erklärt es sich, daß Bismarck wiederholt in einer Reihe politischer Fragen seine Meinung geändert hat, was ihm seine Gegner, die nicht bemerkt hatten, daß sich unterdessen die Dinge geändert hatten und daß daraus der Meinungswechsel für den praktischen Politiker mit Notwendigkeit hervorging, ganz ungerechtfertigterweise zum Vorwurf gemacht haben. Bismarck hat sich selbst wiederholt mit voller Klarheit über die für den politischen Künstler unerläßlich nötigen Meinungsänderungen ausgesprochen. Am 15. November 1849 hatte Bismarck in einer Sitzung der Zweiten Kammer sich gegen die Einführung der Civilehe erklärt. Er nannte diese „einen sprachlichen und materiellen Gallizismus, der uns stückweise beigebracht werden solle", und schloß seine Rede mit den Worten: „Es kann sein, daß, wenn auch die Civilehe sich Ihrer Majorität erfreut, dies dahin führen wird, daß das Volk aufgeklärt wird über den Schwindel, dessen Beute es ist; daß ihm die Augen aufgehen, wenn ihm eines seiner uralten christlichen Grundrechte nach dem anderen genommen wird, das Recht, von christlichen Obrigkeiten regiert zu werden, das Recht, seinen Kindern in Schulen, deren Besuch und Unterhaltung Zwangspflicht für christliche Eltern ist, eine christliche Erziehung gesichert zu wissen, das Recht, sich auf die Weise christlich zu verehelichen, welche sein Glaube von jedem fordert, ohne von konstitutionellen Ceremonien abhängig zu sein.

Fahren wir auf diesem Wege so fort, machen wir den Artikel 11, die Gewährleistung eines jeglichen Kultus insoweit zur Wahrheit, daß wir auch den Kultus derjenigen demokratischen Schwärmer, die in den jüngsten Versammlungen[1]) ihren Märtyrer Robert Blum auf gleiche Linie mit dem Heilande der Welt stellten, durch Gendarmen gegen Störung schützen lassen, so hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff

1) Am 8. November 1849 waren verschiedene Feiern zur Erinnerung an Robert Blum in Berlin abgehalten worden.

der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert, denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester, als der Glaube an die seligmachende Kraft irgend eines Artikels der Verfassung!“[1]) Damals wurde die Einführung der Civilehe auf spätere Zeit verschoben, indem die Angelegenheit durch ein künftiges Gesetz geordnet werden sollte, das erst im Jahre 1859 zur Beratung gelangte und 1860 von der Ersten Kammer abgelehnt wurde. Erst im Jahre 1873, als die preußische Regierung sich durch die damalige Auflehnung des römisch-katholischen Klerus gegen die Kirchengesetze und die widerrechtliche Anstellung von Geistlichen durch preußische Bischöfe der römisch-katholischen Kirche genötigt sah, an verschiedenen Orten die Kirchenbücher mit Beschlag zu belegen und an die betreffenden Aufsichtsbehörden abzugeben, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß die von gesetzwidrig angestellten Geistlichen vorgenommenen Amtshandlungen der rechtlichen Wirksamkeit entbehrten, erst da brachte sie die obligatorische Civilehe in Vorschlag, weil die kirchliche Trauung als Rechtsakt doch eine staatliche Einrichtung sei und weil der Staat zur Aufrechterhaltung seiner Autorität genötigt sei, die der Kirche übertragene Macht zur Vermittelung der Eheschließung mit rechtlicher Wirkung und zur Beurkundung des Personenstandes wieder an sich zu nehmen. Am 17. Dezember 1873 wurde dieser Gesetzentwurf im Abgeordnetenhause beraten, und in dieser Beratung bekämpfte namentlich der Abgeordnete Ludwig von Gerlach die Civilehe, wobei er besonders die Rede Bismarcks aus dem Jahre 1849 gegen den Gesetzentwurf ins Feld führte und den Schluß der Bismarckschen Rede wörtlich wiedergab. In seiner Erwiderung äußerte Bismarck: „Ich habe mich noch nie geschämt, eine Meinungsänderung in meiner Stellung einzuräumen, wenn die Umstände mich nötigten, entweder in etwas nachzugeben oder mich zu überzeugen, daß es so, wie ich wollte, im Interesse des Landes eben nicht geht. (Bravo!)

Ich bin nun, ich glaube im zwölften Jahre, einer Regierung Leiter, die unter schwierigen und stürmischen Verhältnissen begonnen und geführt worden ist; ich bin danach recht zufrieden, wenn man mir aus diesem jüngeren Zeitraum, aus der zweiten Hälfte dieses Vierteljahrhunderts, auf das der Herr Vorredner zurückgriff, nicht den Vorwurf machen kann, daß ich mich in irgend welchen für den Staat entscheidend wichtigen Dingen recht erheblich getäuscht hätte in meiner Voraussicht und Beurteilung; es kann ja aber sein, das ist menschlich und passiert wohl einem jeden. Von mir aber zu verlangen eine Konsistenz des Urteils

1) Reden I, 161 flg.

in allen schwierigen Fragen, die ein Vierteljahrhundert umfassen, muß ich jedenfalls ablehnen. Ich treibe keine Fraktionspolitik als Minister, sondern ich habe gelernt, meine persönliche Überzeugung den Bedürfnissen des Staates unterzuordnen. Ich glaube, daß es so sein muß, und ich halte es für eine schlechte Überzeugungstreue, die im Staatsdienst sagt: mag das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden, mag der Staat zu Grunde gehen, es ist meine Überzeugung, ich kann nicht anders!" (Reden VI, 129.)[1]) Wiederholt hat Bismarck diese Notwendigkeit des fortgesetzten Wachstums der Gedanken, Überzeugungen und Anschauungen, die für den politischen Künstler sowie für den wahren, gesunden Menschen überhaupt unbedingt vorhanden ist, unbegründeten Angriffen gegenüber, die immer bei einem etwaigen Meinungswechsel Bismarcks einsetzten, auch wo er bei näherem Zuschauen gar nicht vorhanden war, eingehend dargelegt. So äußerte er am 12. Februar 1885 dem Abgeordneten Bamberger gegenüber: „Der Herr Abgeordnete hat ferner einen erheblichen Teil seiner Rede dazu verwandt, um mir Widersprüche mit irgend welchen früheren Reden oder Äußerungen nachzuweisen oder dieselben in Widerspruch mit der Vorlage zu bringen. Meine Herren, das ist ja ein ganz unfruchtbares Beginnen, das ändert den Wert der Vorlage in keiner Weise. Ich habe das schon oft gesagt: Ich könnte ja die größten Thorheiten gesagt haben, ich könnte meine Meinungen geändert haben. Es ändert an dem objektiven Wert der Vorlage für das Reich und seine Interessen nicht das Mindeste, wenn mir der Herr Abgeordnete nachweist, daß ich mit früheren Äußerungen in Widerspruch getreten bin. Es ist das aber hier nicht der Fall — ich werde das gleich darthun; und wenn es der Fall wäre, was ist damit gewonnen? Ich kann darauf antworten: Es giebt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. (Große Heiterkeit.) Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute. Es ist möglich, daß ich das, was ich heute vertrete, in einem Jahre oder in einigen, wenn ich sie noch erlebe, als überwundenen Standpunkt ansehe, und mich selbst wundere: Wie habe ich früher dieser Ansicht sein können? Wenn Sie, meine Herren, das nicht mit sich erlebt haben,

1) Daß er die Civilehe nicht eingebracht hat, wie man ihm später entgegenhielt, sondern daß sie nur ein Akt staatlicher Notwehr war, legt er noch an verschiedenen anderen Stellen dar, so namentlich in der Rede vom 31. März 1886 (Reden XI, 396flg.), wo er zugleich seine Meinung dahin zusammenfaßt: „Ich halte die Eheschließung mit Luther, den ich, glaube ich, auf meiner Seite habe, für eine bürgerliche Institution, von der allerdings zu wünschen ist, daß sie auch des kirchlichen Segens nicht entbehre."

wenn Sie sich nie fragen: Wie habe ich vor dreißig, zwanzig, zehn Jahren diese Ansicht eigentlich haben können, und nie mit dem überlegenen Lächeln dessen, der es besser weiß, zurücksehen auf Ihre eigenen Thorheiten, dann kann ich nur empfehlen: Fangen Sie, so spät es sein mag, fangen Sie mit diesem Selbststudium an; dann sind Sie in Bezug auf das bekannte γνῶθι σαυτόν doch noch weiter zurück, als es jemand sein sollte, der über die wichtigsten Interessen des Reiches mitreden will. Unfehlbar darf doch niemand sein." (Reden X, 483 flg.)[1])

Aber das Wachsen und Werden, das fortgesetzte Vorwärtsschreiten der Meinungen und Gedanken, das Ein- und Umstellen des Empfindens und Denkens im steten Parallelismus mit dem Wachstum der Dinge und Verhältnisse macht noch nicht den großen Künstler aus. Nur dann ist es fruchtbar und führt zu künstlerischer Gestaltung, zu schöpferischen Thaten, wenn es im Dienste eines großen, einheitlichen Zweckes steht. Und dies ist bei Bismarck in außerordentlichem Maße der Fall. Er kennt nur einen Kompaß, nur eine Magnetnadel, nach der er steuert: das Glück und Heil Deutschlands. Nur in kleinen und untergeordneten Dingen hat er die Meinung gewechselt, nur die nächsten Tagesziele hat er aus Staatsklugheit hie und da abgeändert; unverrückbar fest aber stand für ihn sein ganzes Leben hindurch das eine große und gewaltige Ziel: die Macht, Größe und Einheit Deutschlands. Von diesem Gedanken ist er so vollkommen durchdrungen, daß er alle Dinge der Welt unter dem großen nationalen Gesichtspunkte betrachtet, und daß er den Wert der Dinge abwägt nach der Unterstützung, die sie zur Erreichung dieses Zieles zu leisten vermögen. Niemals ist er auch nur einen Augenblick von diesem letzten, großen Ziele abgewichen, bei allen Krümmungen des Weges, den er gehen mußte, bei allen Hindernissen, die ihm entgegentraten, bei allen Strapazen und Mühseligkeiten, bei all der Riesenarbeit, die er geleistet, hat er den Gipfel, zu dem er emporsteigen wollte, auch nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren. Bei allen Dingen und Ereignissen hat er immer nur gefragt: Wie vermag ich sie so zu benutzen, daß sie der Entfaltung der deutschen Einheit und Größe dienen, daß dadurch die Bahn frei wird für eine gesunde Entfaltung der deutschen Verhältnisse? Von diesem Ziele ist er auch nicht um eines Haares Breite jemals in seinem Leben abgewichen; eine eiserne Entschlossenheit, eine unbeugsame Energie, ein unerschütterlich festes Wollen zeichnet ihn aus, und diese Eigenschaften treten sofort mit einer ungeheuren Wucht in Wirksamkeit, sobald die letzten nationalen

1) Ähnliche Äußerungen Bismarcks über den Meinungswechsel s. Reden VIII, 328 IX, 138. 160. 168. XI, 33 flg.

Ziele seines Lebens und Strebens in Frage kommen. Da ruft er den Gegnern zu: „Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind." (Reden III, 191.) Oder er wendet sich gegen die Versuche, die Grundlagen nationaler Entfaltung zu erschüttern, mit den Worten: „Ich muß jedem Bestreben, die vertragsmäßige Kompetenz des Zollvereins zu vermindern, entgegentreten. Ob ein solches Streben hier vorliegt, lasse ich noch unentschieden; dem Herrn Vorredner aber und allen, die dasselbe Thema mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet." (Reden IV, 55 flg.) So kann er mit Recht den unbegründeten Vorwürfen gegenüber, daß er „alle zwei Jahre seine Ansichten diametral wechsele", entgegenhalten: „Ich bin mir darin stets gleich geblieben, daß ich immer darüber nachgedacht habe, was im Dienste meines Königs und im Dienste meines Vaterlandes augenblicklich das Nützlichste und Zweckmäßigste wäre." (Reden XI, 34.) So tritt uns in Bismarck eine großartige Einheitlichkeit der Anschauungen und Gedanken, des Empfindens und Wollens entgegen. Und gerade diese Einheitlichkeit seines Wesens, dieses völlige Durchdrungensein von einer großen Idee macht ihn zu der mächtigsten Persönlichkeit und zu dem großartigsten und gewaltigsten Charakter der neueren Geschichte, den wir besitzen, macht ihn zur lebendigen Verkörperung des nationalen Gedankens, zum Nationalheros unseres Volkes. Wenn er am 2. Juli 1861 an Roon schreibt: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden", so finden wir bei ihm dreißig Jahre später denselben Gedanken in erhöhter Form wieder, wenn er bei dem Marktfest in Jena am 31. Juli 1892 in seiner großen Rede ausruft: „Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an."[1]) Und in derselben Rede richtet er die große Mahnung an das deutsche Volk: „Könnten wir nun nicht . . . eine dominierende Überzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind, für alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, sodaß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das deutsche Reich fördern und erhalten wollen — das sind durchaus nicht alle. Wir wollen die Interessen des Vaterlands zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen." Gerade durch diese Einheitlichkeit der Anschauungen, durch diese fest geschlossene Persönlichkeit offenbart sich Bismarck als ein Künstler

1) Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Stuttgart 1895. S. 239.

ersten Ranges, als ein aufbauender schöpferischer Geist. Schon Goethe hat erkannt, daß alle Kunst auf der Persönlichkeit und den Gesinnungen beruht. „Eigentlich", sagt er, „kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken."[1]) Ähnlich hat auch Gustav Freytag in seiner Technik des Dramas ein „festes und geduldiges Herz" als eine Grundforderung für die dichterische Thätigkeit hingestellt und an den Dichter die Mahnung gerichtet, „etwas aus sich zu machen, was mehr wert ist als ein gewandter und technisch gebildeter Dichter: einen festen Mann, der das Edle nicht nur in seinen Träumen empfindet, sondern auch durch sein eigenes Leben darzustellen redlich und unablässig bemüht sein soll." (S. 310.) Und wenn wir in Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den Begriff des Ästhetischen uns in dem Sinne erweitern, wie wir heute die Kunst auffassen, sodaß wir nicht nur den ästhetisch schaffenden, sondern den aufbauenden, schöpferischen Geist überhaupt als den eigentlichen Künstler betrachten und also vor allem die Staatskunst und die Erziehungskunst, den Staatsmann und den Lehrer, in den Begriff der wirklichen, eigentlichen Kunst einbeziehen: so werden wir in Schillers Briefen vielfach das Wesen Bismarcks in überraschender Weise gezeichnet finden. „Wie verwahrt sich aber", sagt Schiller, „der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet . . . Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust bei allem Widerstande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.[2]) Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. . . . Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben . . . Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst." Das sind die Grundsätze des echten Künstlers, wie sie hier Schiller nach langer Untersuchung festgestellt hat. Bismarck hat

1) Hempel 19, S. 116.

2) „Setzen wir Deutschland in den Sattel", sagt Bismarck, „reiten wird es schon können!" (Reden III, 184.)

unbewußt, wie jeder ſchöpferiſche Geiſt lediglich der Eingebung ſeines Genius folgend, dieſe Grundſätze ſein ganzes Leben hindurch befolgt. Damit, daß er von Anfang an die Politik als Kunſt auffaßte und nicht als Anhängſel der Gelehrſamkeit, wie man bis dahin zum größten Schaden der politiſchen Entwickelung gethan hatte, und daß er dieſe neue Anſchauung, die doch zugleich die uralte, auf der Natur der Dinge ruhende und daher einzig richtige war, ſiegreich durchführte, hat Bismarck das deutſche Volk aus Zerriſſenheit zur Einheit, aus Ohnmacht zur Macht, aus Kleinheit zur Größe erhoben und ihm den Weg zu einer neuen, ſchönen Entwickelung frei gemacht. Während noch das vorige Jahrhundert ſagte: „Ein Philolog kann einen Autor interpretieren, einen Staat regieren und eine Armee kommandieren", wiſſen wir heute, daß nicht die abſtrahierende und zergliedernde Gelehrſamkeit, ſondern die aufbauende Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes zur Leitung eines Staatsweſens notwendig iſt. Bismarck verſtand es zugleich, ſeiner Staatskunſt die Kriegskunſt in bewunderungswürdiger Weiſe anzugliedern. Die Zukunft wird hierzu als dritte Kunſt die Erziehungs- und Unterrichtskunſt geſellen, die leider heute noch als ein Anhängſel der Gelehrſamkeit betrachtet wird, wie vor Bismarck die Politik. Die inneren Wirren aber, in denen ſich unſer Volk gegenwärtig befindet, werden nur dadurch gelöſt werden, daß man die Erziehungs- und Unterrichtsthätigkeit unter dem Geſichtspunkt der Kunſt und nicht, wie bisher, unter dem der Gelehrſamkeit betrachtet, ſodaß bisher der Lehrer als ein Gelehrter, dem der Univerſitätsprofeſſor geiſtig und geſellſchaftlich im Range vorangeht, angeſehen wurde. Dieſe Auffaſſung, die ebenſo falſch iſt wie die, welche über die Politik vor Bismarck herrſchte, wird die Zukunft ändern; das wird ſie aus Bismarcks Thätigkeit vor allem mit lernen; ſie wird den Lehrer in gleiche Linie mit dem Staatsmann und Offizier ſtellen, d. h. unter die Künſtler, und alle die Ideen und Gedanken, die heute die Schule einem großen Teile unſeres Volkes gegenüber vergeblich geltend zu machen verſucht, die ſtaatserhaltenden und ſtaatsrettenden Gedanken, werden die Herrſchaft gewinnen über die revolutionären und ſtaatsumwälzenden Anſchauungen weiter Kreiſe. Der Lehrer, deſſen Kunſt den herrlichſten Stoff, die Menſchenſeele, zum Gegenſtande hat, wird in dem neuen Staate, wie er von Bismarck geſchaffen iſt, ganz von ſelbſt durch die vorwärtstreibende Wucht der Bismarckſchen Gedanken zu der Stellung erhoben werden, die allein ſeiner Wirkſamkeit die weittragende Gewalt geben wird, die auf unſer Volk wirken muß, wenn es nicht zuletzt der Revolution anheimfallen ſoll. Darum iſt vor allen Dingen auch die Schule Bismarck zu unauslöſchlichem Danke verpflichtet. Der neue, weite und große Begriff der Kunſt, wie er aus Bismarcks

Staatskunst hervorleuchtet, wird uns erheben über die kleinliche Beschränkung der Kunst auf das Ästhetische, in die wir versunken waren. Die Reinheit und Gottesfurcht, die Bismarcks Leben schmücken, seine Königs- und Vaterlandstreue, sein nimmermüdes Schaffen im Dienste des Amtes und der Pflicht, seine auf sittlicher, echt deutscher Grundlage geführte, glückliche Ehe, seine ganze Lebenshaltung, die von der „genialen" Liederlichkeit so vieler Staatsmänner und Dichter so wohlthuend absticht, lassen ihn uns selbst als den großen Erzieher unseres Volkes erscheinen, dem wir vor allem die Erneuerung des ernsten, sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes in unserem Volke verdanken. Wenn wir heute die „ungezogenen Lieblinge der Grazien", die im Anfange unseres Jahrhunderts als „Genies" vergöttert wurden, vollständig verachten, wenn wir die ästhetischen Spielereien vieler Epigonen unserer großen klassischen Dichter, solcher Epigonen, die, wie Eichendorff treffend sagt, sich selbst nicht glauben, was sie schreiben, nie und nimmer als den Ausfluß echter Kunst betrachten können, wenn wir Redner, die „mit Worten spielend, wie Bismarck einmal äußert, auf das Gefühl zu wirken suchen und damit die Thatsachen verdunkeln"[1]) nicht mehr für Meister der Rede und noch weniger für Meister der Politik zu halten vermögen: so ist dieser vollständige Umschwung in den Anschauungen unserer Zeit vor allem Bismarck zu danken. Und diese neue Welt des Bismarckschen Geistes wird noch auf Jahrhunderte unter uns fortwirken, so wie Luthers Geist noch heute unter uns wirksam ist, sie wird unser Volk zu neuen, ungeahnten Höhen der inneren geistigen Entwickelung emportragen, so wie sie uns schon zu einer glücklichen politischen Neugestaltung und Machtstellung geführt hat. Und in dem großen sozialpolitischen Zeitalter, in das wir eingetreten sind, wird uns Bismarcks Geist eine sicher führende Leuchte sein. Kaiser und Reich! Das sind die Zauberworte, die Bismarck in die Entwickelung aller Verhältnisse hereingerufen hat, aber es sind nicht bloß Worte, sondern wirkliche, große Thatsachen, und so werden sie auch nicht wie bloße Worte, sondern als lebendige Dinge unter uns weiterwirken, unser ganzes Volk zu neuen Thaten mit sich fortreißend. Unter den Fittigen des Hohenzollernadlers, dem Bismarcks treue Dienste so Großes geleistet haben, werden wir sicher wohnen in deutschen Landen, und noch späte Jahrhunderte werden mit innigem Danke den Namen nennen, der mit Deutschlands Macht und Größe für alle Zeiten unauflösbar verbunden ist.[2])

1) Reden III, 23.

2) Ein zweiter, bald folgender Aufsatz wird auf den hier gegebenen Grundlagen Bismarck als Künstler in Bezug auf die Sprache zeigen.

Namen mit und ohne Bedeutung.

Aus dem Nachlasse **Rudolf Hildebrands.**

In den Namen, die man seinen Kindern für das Leben mitgiebt und die ja ihren Inhaber gleichsam vertreten sollen in der Welt des Klanges, die mit dem Leben selbst zum guten Teil zusammenfällt, zeigt sich ein bedeutsamer Wandel in neuerer Zeit der alten gegenüber.

Ursprünglich haben die Namen eine bestimmte, aus dem Leben gegriffene Bedeutung (die eben auch ins Leben wieder eingreifen soll), z. B. Sigefrit, Sigemund, Sigelint — Sigefrit der beste, schönste, bedeutsamste Name für einen Helden, der sich nur denken läßt. Bismarck ist ein rechter Sigefrit: großes Kämpfen und Siegen als Mittel, und großer Friede als letztes Ziel — dauernder Friede (auch der Parteien) durch entscheidendes Siegen, Friede aus Sieg. Daß man schon in alter Zeit einen Helden so bezeichnete, die Heldennatur so faßte, ist mir sehr merkwürdig und wertvoll, es ist ein tiefer Griff.[1])

1) Rudolf Hildebrand hing mit inniger Liebe und Begeisterung an Bismarck und dessen Wirken und Schaffen. Treffend zeichnet G. Berlit in seinem aus warmem Herzen entsprossenen Aufsatze: Rudolf Hildebrand, ein Erinnerungsbild (in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1894, Heft 12, S. 567 flg.) das Verhältnis Hildebrands zu dem großen Staatsmanne: „Wer wie H. in der Vergangenheit unseres Volkes Trost und Hoffnung für die Zukunft suchte und fand, verwand auch den Schmerz, von dem sein treues deutsches Herz beim Ausbruch des Bruderkrieges zerrissen ward. Er sah schon damals im Geiste durch das dunkle Gewölk der Gegenwart die Sonne der Zukunft siegreich durchbrechen. Was Jakob Grimm nicht mehr erlebt hatte, ihm war die heiße Sehnsucht seines Lebens erfüllt, ein geeintes deutsches Vaterland! Das große Jahr 1870/71 ließ ihn, wie so viele Tausende, erleichtert aufatmen und jubelnden Herzens die herrliche Wendung begrüßen, die eine schmerzliche Vergangenheit in Vergessenheit brachte. Wie er innerlich schon länger mit sich eins war, jetzt durfte er doch auch laut dem großen deutschen Helden aus freier Brust zujubeln ohne Untreue am eignen Vaterland. Wie ihn die Freude über die herrliche Wendung unserer deutschen Geschicke auch bei seiner stillen Forscherarbeit begleitete, daran erinnert den Schreiber dieser Zeilen ein Brief des Heimgegangenen vom 31. Dezember 1871, dem er folgende Nachschrift zugefügt hat: „noch etwas doch, was ihnen auch Spaß machen wird. In Georg Henischs deutschem Wörterbuch (Augsburg 1616) fand ich folgendes als Sprichwort unter Deutschland: Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und alles genug hat, und fehlt ihm nur ein guter Reuter. Das schick ich heute an Bismarck, auf ein Kärtchen gemalt — das muß er doch wissen?" Kein Geburtstag des großen Mannes verging, an dem er diesen nicht im Kreise der Seinen und näherer Freunde durch gute Rede bei klingendem Becher feierte. Wenn er dann so dasaß, dieser ehrwürdige Mann im Silberbarte mit seinem edelgeschnittenen Kopfe, in stiller Würde

Jetzt dagegen giebt man oft Namen, die etwas Deutliches gar nicht aussagen, etwas Bestimmtes gar nicht bedeuten, z. B. Alma (Beispiele in Manebach, Lobenstein) — gegeben von Leuten, die nicht etwa Latein können, also um der lateinischen Bedeutung willen, am wenigsten aber aus dem Leben heraus und für das eigentliche Leben, vielmehr über das wirkliche Leben hinaus versetzt wie in eine über das Leben erhöhte, darüber ohne Vermittelung schwebende Schicht, es ist wie ein Stückchen goldig beleuchteten Bergnebels ohne feste Form, ohne Halt; oder statt des leuchtenden formlosen Scheins kann man sich's als Stückchen aus der höheren Klangwelt denken, nur eben Klang, nur musikalisch, ohne klare Form oder Halt in der sonstigen Welt der Wörter, wie aus der Klangwelt, in der die Meisten jetzt ihre musikalische Befriedigung suchen, bloße Klänge ohne bestimmten Sinn, wie man die Melodien singt und hört, ohne den Worten, also dem lebendigen Kern, aus dem das ganze Tongebilde wachsen soll, sein Recht zu geben — es ist mehr wie ein Triller oder wie eine Note oder ein Takt aus einem jodelnden Tongange, der nichts bedeutet, nur eigentlich wie ein halb formloser Farbenklex, der als Zierat mal trefflich dienen kann, aber zu weiter nichts.

---

oder in tiefer Begeisterung für die Größe unseres Vaterlandes, wie für alles Edle, seine Stimme erhebend — da teilte er gleichsam dem andachtsvoll um ihn versammelten Kreise selbst eine gewisse Weihe mit. — Seine Verehrung für Bismarck spricht unter anderem lebendig aus dem prächtigen Aufsatz „Deutsche Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin" Grenzboten 1888 (neu wieder gedruckt in den Ges. Aufsätzen und Vorträgen S. 256—314), wo die ganzen Ausführungen einen wie das politische Vermächtnis eines hochgesinnten Patrioten berühren. Zu seiner höchsten Freude sollte sich ihm später, als ihm in ehrendsten Ausdrücken „von allerhöchster deutscher Stelle, eigentlich doch wie vom Vaterlande selbst, für seine langjährige aufopfernde Thätigkeit am deutschen Wörterbuche eine Anerkennung" zu teil geworden war, die damals von tausenden vergeblich ersehnte Gelegenheit darbieten, seine Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit gegen Fürst Bismarck in einem Schreiben auszusprechen, ihm, „durch dessen unsterbliche That Deutschland, dem seit seinen Knabenjahren all sein oberstes Sehnen und Sorgen angehört hatte, nun wieder nach so langer Lähmung wie mit einem Geiste und Willen sprechen und handeln kann". Indem er seiner gelehrten Thätigkeit gedenkt, die ihn viel in die Vergangenheit unseres Volkes zurückführe, deutet er an, „wie das alte Reichselend, das einem sonst die Seele zuschnürte, nun rückwärts wie mit einem tröstlich versöhnenden Lichte wunderbar beleuchtet sei eben durch die That" Bismarcks und des Kaisers — „früher wie eine große Wunde für die gesunde deutsche Seele, nun wie eine große und frohe Schule für Selbsterkenntnis und Selbstzucht zum Behuf einer besseren, so Gott will, großen Zukunft, in der der deutsche Geist endlich ganz zu sich selbst kommen werde zum Besten der Menschheit, wie es Fichte träumte und predigte in allerschlimmster Zeit ... mir ist, als spräche mein Deutschland wie von ferne, von oben flüsternd mir zu: ich bin zufrieden mit dir — die höchste Freude, die es für ein deutsches Gemüt geben kann — und diese Stimme Deutschlands ist mir der Kaiser!"

Was ist aber natürlicher, als daß ein Menschenname eine recht klare, kräftige, sichere Bedeutung habe? Und das ist doch auch der Fall, wenn man ein Kind mit einem Namen benennt, der uns durch einen früheren Inhaber wert und teuer geworden ist (wie ich z. B. mit Emilie, Hugo), da ist die Klarheit und Sicherheit durch das Bild der Geliebten vertreten, das, obwohl unaussprechlich, doch fest in uns steht und eben in dem Namen sich für uns ausspricht. Jener ganz allgemeine ungefähre musikalische Klang aber ist nicht natürlich, das ist künstlich, stammt aus einer übersteigerten Kunst, ist eigentlich ein Stückchen Überkultur oder — falscher Idealismus, der sich immer geltend macht in übersteigerten Kulturzuständen, auch schon im Altertum, wo sich das Ideale aus dem harten Gedränge der ideenlosen Thatsachen hinausrettet in eine Höhenschicht, die unvermittelt über dem Leben schwebt, wie Nebel- oder Wolkenduft oder Dunst über der Erde der Menschen — scheinbar großer Fortschritt oder Erhöhung des inneren Lebens, in Wahrheit doch sein Verfall, weil es sich damit wie schmollend oder verzweifelnd zurückzieht aus dem Reich der Thatsachen, der Bewegung, in dem es wirken soll, auch sich allein sicher gründen kann u. s. w.

Wann beginnt und woher stammt diese Aushöhlung der Namen zu bloßen Attrappen mit schönem Schein? es wäre eine nützliche Untersuchung.

Bei uns sind allerdings Friedrich, Heinrich, Rudolf, Otto u. s. w. auch aus ihrer ursprünglichen Vollbedeutung mehr oder ganz in ungefähre Wohlklänge übergegangen, aber doch zugleich noch meistenteils gehalten von Anklang aus unsrer Geschichte (ich habe z. B. bei meinem Rudolf als Knabe immer an Rudolf von Habsburg gedacht, vielleicht auch mein Vater bei der Taufe), welcher bedeutsame Anklang sich mit dem Behagen des bloßen Gefühls und Gehörs, dem musikalischen Klang zu einer zugleich lebensvollen und schönen Einheit verschmelzen kann. Und wenn die Wissenschaft die erste Bedeutung wieder auffrischt, wie nun immer sicherer geschieht (man thut das aber mit Eifer, wenn auch mit vielen Mißgriffen schon seit dem 16. Jahrhundert oder früher), so reichen sich trefflich die Gegenwart und die Vorzeit die Hand, daß der erste Lebenskern wieder voll lebendig werde — das Ziel der Sprachforschung überhaupt, ja eigentlich das Ziel der Wissenschaft überhaupt, ich nehme es auch für die Philosophie in Anspruch.

Wenn aber daneben, besonders oder wohl vorwiegend, wo nicht zuerst, im lutherischen Lebenskreise der Nation Namen auftreten, wie Christlieb[1]), Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Traugott, Leberecht, die uns

1) Bei den Katholiken müßte es eigentlich Papstlieb, Papstlob und dergleichen geben, die Jesuiten könnten das jetzt nachholen.

jetzt freilich wie mit unaussprechlicher Langeweile umgeben oder schlimmer klingen, so regte sich doch darin das alte rechte Bedürfnis, mit dem Namen etwas Rechtes, eigentlich das Beste, das man konnte, deutlich zu sagen.

Die nichtssagenden, nur klingenden Namen scheinen von Italien ausgegangen zu sein, im Anschluß an den spätgriechischen Roman, die griechisch-römische Liebesdichtung und die griechisch-römische Mythologie überhaupt: in allen dreien suchte man ja jene höhere Schicht über der Wirklichkeit, in der alles glänzend und wonnig, süß und reizend sein sollte, und unsere Leute übernahmen das natürlich getreulich, wie die Franzosen auch, nur daß wir aus unserem Altertum für jene Schaumwelt ganz anderen leuchtenden Kern einzusetzen gehabt hätten (was dann erst in der Romantik zum Ausbruch kam).

Was aus der griechischen Überlieferung bei den Italienern wurde, zeigt zum Beispiel ihr Fetonte aus Phaëthon, Φαέθων — es ist doch die reinste Barbarei; auch bei uns galt Phæton im 17./18. Jahrhundert. Und wie mit der Wortform, so nicht anders mit dem sachlichen Gehalt der alten Welt, man sieht es nur noch nicht recht, weil man einmal, wenn man nach Italien kommt oder denkt, die von der sogenannten Renaissance begeisterte Brille aufsetzt; da gilt es noch viel Bildungsaberglauben zu zerstören, ehe man zu der Wahrheit kommen wird, die auch so lehrreich, selbst schön genug bleibt — aber die Italiener des 14.—17. Jahrhunderts auch nur teilweis barbarisch?! Der ganze mühsame Unterbau, auf dem unsere Bildung ruht, bräche ja damit zusammen!

Hohlheit und Barbarei der Namen erwuchs auch aus dem Bedürfnis der Humanisten, sich mit ihren Namen aus der gotischen Barbarei ihrer Zeit herauszuziehen und sich in die darüber schwebende höhere griechisch-römische Welt hinaufzusetzen.

Was kann barbarischer sein als Melanthon, dann Melanth (z. B. Rollenhagen); und Melanchthon für Schwarzert ist schon selbst möglichst albern. Wie gut, daß sich nicht auch Luther so gelehrtmodisch umgetauft hat. Und dann im Gefolge dieses Aufschwungs in die höhere Welt, die zugleich so albern war, die Menantes, Amaranthes, Dronthes, Sperontes u. s. w. — man müßte sie endlich sammeln und ordentlich abhandeln, um an dem hohlen Kram doch Freude und Lehre zu haben — die Hauptsache daran ist ein ungefährer Wohlklang, mit Anklang teils an Römisch-Griechisches, teils an Italienisches oder unbestimmt Romanisches, teils an das französisch Griechische, das sich im 17. Jahrhundert bis ins 18. Jahrhundert bei uns so widerlich breit machte. Wie albern ist z. B. Alceste als Mannsname, d. h. Ἄλκηστις, Gemahlin Admets. Noch bei Goethe wirkt das, wenn er Gestalten, die über

das Alltagsleben (über das „Gemeine") erhöht sein sollen, Fernando nennt, wie in der Stella, Alceſt in den Mitſchuldigen, noch in der Novelle Honorio — wie dieſer Geſchmack langſam gewichen iſt vor dem neuerwachten geſunden Gefühl, müßte aus dem 18./19. Jahrhundert dargeſtellt werden, aber auch welche Reſte davon ſich noch herumtreiben.

Spaßhaft iſt mir dabei, wie ſich in dies Gebiet ein gut Stück Altdeutſches verirrt hat, alſo aus dem Gebiet, das von jenem Bildungsſtandpunkt aus für barbariſch galt: die Belinde, Melinde, Philinde, Roſalinde, Selinde (zur Abwechslung auch Solande) gehen mit ihrem muſikaliſchen Hauptſtückchen, dem -linde, das nicht italieniſch, griechiſch, römiſch iſt, auf altdeutſche Frauennamen zurück, wie Theudelinde, Sigelint — hätte man freilich die Bedeutung dieſes altdeutſchen -lindis, -lint gewußt (Schild), man hätte das in jener ſüßlichen Salon-Welt nicht brauchen können.

Die Kriegspoeſie von 1870/71 und das „Kutſchkelied".

Von **Hermann Unbeſcheid** in Dresden.

Der nahe bevorſtehende Ablauf des Vierteljahrhunderts, ſeitdem die franzöſiſche Kriegserklärung am 19. Juli 1870 erfolgte, weckt ſelbſtverſtändlich auch die Erinnerungen an die große Zeit. Man mag noch ſo geringſchätzig über die durch die gewaltigen Ereigniſſe hervorgerufene Kriegspoeſie denken — und es iſt kein Zweifel, daß bei der größeren Anzahl jener litterariſchen Erzeugniſſe mehr die vaterländiſche Geſinnung als der künſtleriſche Wert nachzurühmen iſt — der Geiſt jener ernſten, erhebenden, unvergeßlichen Tage ſpiegelt ſich in ihr in überaus charakteriſtiſcher Weiſe. Wenn man nämlich abſieht von dem, was die Stimmung des Augenblicks geſchaffen, was Zorn, Erregung über den franzöſiſchen Übermut und die ſehr hochgehenden Wogen der Begeiſterung hervorgerufen haben, ſo erſcheinen dieſe Lieder, als Ganzes genommen, in feſſelnder Weiſe als der Ausdruck der Anſichten und Empfindungen des deutſchen Volkes, wiſſen eindringlicher als manches Geſchichtswerk über des Krieges Urſachen und Folgen zu berichten und insbeſondere in ergreifender und herzerfriſchender Sprache uns klar zu machen, was wir ehemals geweſen und was wir durch die herrlichen Thaten unſeres Heeres geworden ſind. Gerade in letzterer Hinſicht iſt dieſe Kriegspoeſie unvergleichlich wertvoll auch für unſere Tage. Was wir ehemals geweſen ſind! Wenn doch daran angeſichts des Haders der Parteien, angeſichts der Unzufriedenheit, die immer weitere Kreiſe erfaßt und an den mit ſchwerſtem Opfer erkauften Errungenſchaften zerſtörend arbeitet,

das Bewußtſein in der Volksſeele wieder recht lebendig werden wollte! Keine ſchönere Feſtgabe könnte dem teuren Manne im Sachſenwalde, der ſein ganzes reiches Leben der Wiederherſtellung des Deutſchen Reiches gewidmet hat und das große Werk wie ein Kleinod behütet ſehen möchte, zu ſeinem 80. Geburtstage dargebracht werden. Möchten die unzähligen Pilgerzüge zu ihm ſich von dem Grundzug ſeines Weſens, unverbrüchlicher Treue gegen Kaiſer und Reich, durchglühen laſſen und Nord und Süd vereint den Eid erneuern, der in Tauſenden von Liedern aus jenen Tagen, als wir wieder ein einig Volk von Brüdern wurden, geſchworen wurde, und den niemand ſo heilig gehalten hat als — unſer Bismarck!

Gut geordnet, in reichhaltigen Sammlungen, iſt die Kriegspoeſie von 1870/71, die Kunſt „wie die Volkslyrik, auf uns gekommen — ein faſt überreiches Material für die Forſcher in ſpäterer Zeit. Männer und Frauen, jedes Alter, jeder Stand, die daheim, wie die im Felde lieferten Beiträge, die meiſt durch Zeitungen und Flugblätter verbreitet wurden; man dichtete in hochdeutſcher Sprache wie in den verſchiedenen Mundarten, in fremden, in lebenden und toten Sprachen; nicht allein in Deutſchland, auch im Auslande, in fernen Erdteilen regte ſich poetiſches Schaffen. Eine ſo eingehende Geſchichte der blutigen Ereigniſſe und deſſen, was ihnen voranging, bietet ſelbſt die Kriegslyrik der Freiheitskriege nicht; ſelbſt die kleinſten Vorkommniſſe erfahren dichteriſche Behandlung. Es iſt kein Zweifel, daß die das Volk bewegende Gedankenmaſſe lähmend wirkte auf die künſtleriſche Geſtaltung des faſt erdrückenden Stoffgebietes, aber als eine Chronik in Verſen wird die Poeſie jener Tage ihren Wert behalten. Kein Strich iſt in dem großartigen Gemälde vergeſſen, und Scene um Scene des gewaltigen Dramas vergegenwärtigen uns dieſe Dichtungen: die treffende Abfertigung der Friedensbrecher, die Vorgänge in Ems, König Wilhelms Rückkehr nach Berlin, die franzöſiſche Kriegserklärung, welche jede Spur von Zwietracht zwiſchen Nord und Süd mit einem Schlage beſeitigte, die Erneuerung des Eiſernen Kreuzes, die Erhebung Alldeutſchlands, Abſchied und Auszug der Truppen, der blutige Ringkampf auf dem Weißenburger Plan, der Eiſenfauſtſchlag bei Wörth, der Spicherer Sturmeslauf, durch welchen das Thor von Frankreich aufgebrochen wurde, die Wiedergewinnung Straßburgs, der lieben Tochter der Heimat, das heiße Werben um Metz, „die ſtolze Maid“, und das Walten der Nemeſis bei Sedan und vor Paris, der Verzweiflungskampf des Feindes im Norden und Oſten, und in packendem Gegenſatz zu dem hydraartigen Wüten desſelben die Erneuerung der Kaiſerkrone, die wie ein Phönix aus der Aſche emporſteigt, und zuletzt die herzergreifenden Vorgänge beim Friedensſchluſſe und bei der Heimkehr, aus

denen uns der Frühlingsodem der Osterzeit und reinste Pfingstfreude entgegenwehen. Sehr charakteristisch ist für diese Kriegspoesie die in ihr verwobene reiche Fülle von Erinnerungen aus Sage und Geschichte: die Lorelei, vom leuchtenden Morgenrot umflossen, läßt von ihren Felsen Hochgesang erschallen. Armin rüstet sich, der furor teutonicus ergreift Germanias Söhne, Th. Körners „Eisenbraut" wird wieder minniglich umworben und der Fahnenschwur des getreuen Eckardt (Arndt) erneuert. Nun stürmen sie über den Rhein, voran die Helden der Walhalla, gefolgt von den Geistern der Kämpen aus den Befreiungskriegen. In den Kaisergrüften zu Aachen und Speier wird es lebendig, über den Kaiserwiegen Zollern und Staufen kreist der deutsche Aar. Der Birnbaum auf dem Walserfelde blüht wieder, und an seinem Ast hängt der Heerschild, ein greiser Held schlägt daran mit seinem guten Schwerte. Das Gewitter bricht los; mit der Begeisterung der Kreuzfahrer stürzen sie sich in den Kampf. „Der Freiheit eine Gasse!" ruft der deutsche Winkelried. Der Tag der Rache für Ludwigs XIV. Mordbrennereien und Raubsystem ist endlich gekommen, der gesprengte Turm in Heidelberg ist der deutliche Mahnruf. Freudig grüßt Erwin von Steinbach vom hohen Münster in Straßburg die Heerscharen, und von Charlottenburg winkt die edle Königin segnend in die Ferne. Auf den Fluren Frankreichs, die von den Hugenottenkriegen und den Revolutionen mit Blut überschwemmt sind, wird dem zweiten Kaiserreich ein zweites Leipzig und Waterloo bereitet. Umsonst späht der erschrockene Feind, ob nicht eine Jungfrau von Orleans ihm zur Rettung komme. Aber sie wendet ihren Blick von einem Volke, daß die feile Dirne sich zum Idol erkoren hat. Schon ist Rheims, die alte Krönungsstadt der Könige, und Orleans in den Händen der Sieger. Zum dritten Male in diesem Jahrhundert umspannt Paris der Eisengürtel des Feindes, und wie einst Ilium, Karthago, Jerusalem wird es bezwungen. Unter dem sieghaften Donner der Geschütze erschallt aus dem Saale in Versailles, wo einst welsche Tücke arglistige Pläne schmiedete, der Jubel über das neuerstandene, mächtige, einige Deutsche Reich!

Das bedeutsamste Interesse aber widmet diese vaterländische Dichtung den leitenden Persönlichkeiten der großen Zeit, allen voran dem greisen Heldenkönig Wilhelm von Preußen, der schon 1814 gegen die Franzosen mitgekämpft und an der Spitze des deutschen Heeres, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmend, gegen den übermütigen Erbfeind von neuem zu Felde zieht. Seine Pflichttreue, Tapferkeit, Herzensgüte und besonders seine Frömmigkeit, welche ihm auch die größten Erfolge als eine „Wendung durch Gottes Führung" (Depesche 39) erscheinen läßt, strahlen im reinsten Lichte. Es ist bezeichnend, daß er in den ihm gewidmeten Liedern schon bei Beginn des Krieges als der sichere Erbe der Kaiser-

krone, als der Barbablanka, der den verzauberten Barbarossa aus dem Kyffhäuser erlöst, verherrlicht wird.

In zweiter Linie wird den beiden Hohenzollernprinzen große Verehrung gezollt. Der alte Fritz ist tot, aber dessen leutseliges, kameradschaftliches Wesen ist in dem „jungen Fritz", dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wieder lebendig geworden. Charakterzüge von Seidlitz, Ziethen und Blücher verkörpern sich in dem schneidigen Reiterführer Prinz Friedrich Karl, dem Helden von Vionville, zu einem trefflichen Gesamtbilde. Mit Vorliebe verweilt die Dichtung bei Ludwig II. von Bayern, der ein „Königswort zu guter Statt und Stunde" aussprach (Kaiserwahl), bei den Thaten des Großherzogs von Mecklenburg und vor allem bei der ritterlichen Gestalt des Kronprinzen Albert von Sachsen, des Siegers von Beaumont, des bewunderten und innig verehrten Führers der Maasarmee. So rückhaltlos ferner den Verdiensten eines Roon, der das deutsche Schwert geschliffen, von der Tann, Göben, Manteuffel, die es mit Ehren geführt haben, Anerkennung zu teil wird, am reichsten quillt der Liederborn doch für die beiden königlichen Ratgeber Moltke und Bismarck. Nicht nur dem Ernste der Situation, sondern auch dem frischesten Humor, der selbst das kleinste Vorkommnis ergreift und gestaltet, wird bei ihrer Verherrlichung Rechnung getragen. Um nur einen Zug aus den Moltkeliedern hervorzuheben: unbedingt ist das Vertrauen des Königs zu der Treffsicherheit des großen Denkers und Lenkers der Schlachten:

Hei, wider den Napoleon
Mußt' König Wilhelm kriegen!
Schon saß zu Köln er im Waggon:
„Ist Moltke eingestiegen?"
Der König fragt's, sie sagen ja,
Und drauf der König spricht: „Na, da
Können wir weiterfahren!" (Fastenrath.)

Bismarck aber hat mit weitschauendem Blick und mit größtem diplomatischen Genie die Fäden zur Einigung Deutschlands schon längst, 1864, 1866, gesponnen. Nun hat er zur rechten Zeit das deutsche Volk zur That gebracht und wird nicht ruhen, bis ein ehrenvoller Frieden geschlossen ist; denn seiner eisernen Energie wird es gelingen, in den mit der Heimat wieder vereinigten Ländern Elsaß und Lothringen den festen Grenzwall gegen des Erbfeinds Gelüste herzustellen:

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,
Du „Eiserner", schmiede das Eisen!
Der Ambos war kalt und die Esse leer,
Da kamst du, ein schneidiger Schmied daher,
Des wird man dich ewiglich preisen!

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf.
So schmiede das deutsche Gewaffen!
Germania schmiede, dem fürstlichen Weib,
Das Panzergeschmeid' an den blühenden Leib,
Zum Schutz und zum Trutze geschaffen.

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,
Das glühende Eisen im Süden,
O schmied' es zusammen zu gutem Zeug,
Den Süden und Norden zum Deutschen Reich,
Dann feiern wir fröhlichen Frieden!

Das Eisen ist warm, so schmiede, Graf,
Bis ganz es vollendet ist, schmiede!
Zum Panzer der Eintracht der Freiheit Schwert,
Dann lebst du unsterblich am heimischen Herd,
Ein neuer Siegfried, im Liede! (Theodor Renaud, Straßburg.)

Je reiner und heller die Dichtung die deutschen Heldenbilder zeichnet, in desto trüberem Lichte erscheint das französische Volk und seine maßgebenden Persönlichkeiten. Spott und Hohn erfährt Benedetti, der „gleißende Wolf", der den König „Rauschebart" in Wildbad überfällt, die Heerführer Bazaine, Mac Mahon u. a. —, die „den Sieg nach rückwärts" erfunden haben, nebst ihren wilden Horden, den Turkos, Zuaven und Spahis. Heftiger Tadel trifft die bigotte Kaiserin Eugenie, weil sie den Kriegsbrand schürte, und der Fluch der Lächerlichkeit den kaiserlichen Prinzen „Lulu", als er bei Saarbrücken „die Feuertaufe" erhielt. Aber schier unbändiger Zorn, wenn auch zuweilen auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, wird über Napoleon III. entladen, dem Kriegsdämon, dem die Hölle entfesselnden Lucifer. Mehr als diese fast unabsehbare Menge von Ausbrüchen der Leidenschaft und bitterster Erregung verdienen diejenigen Erzeugnisse Beachtung, in welchen der deutsche Humor den Kaiser der Franzosen sich zum Angriffspunkt nimmt, und die fast ausnahmslos der Volks- und Soldaten-Lyrik angehören, also mitten im Lagerleben, unter dem Donner der Geschütze, nicht selten auch in Lazaretten entstanden sind.[1]) Gerade in solchen Lagen bewährte der Humor seine Kraft; er richtete das traurige Gemüt auf, half Leiden und Entbehrungen ertragen, auch wurde er niemals ungerecht, wenn er sein Spiel an Personen ausließ. Keins von den Liedern dieser Gattung hat aber

1) Aber auch daheim, auf der Schulbank wurde „gedichtet". Von einem witzigen Schüler (Quintaner?), dessen Name leider unbekannt geblieben ist, war die bekannte Schlußregel der Wörter auf is parodiert worden. „Das Schicksal von Paris": Viele Dinge sind auf is — Längst verschwunden in Paris — Panis, piscis sind am finis — Und vom canis blieb nur crinis — Selbst die saure cucumis — Fehlt schon längst, auch mugilis — Und etwas ganz Rares ist — Felis, Katz' und Ratte, glis — Doch Paris, was ist dein finis? — Ignis, lapis, pulvis, cinis!

eine größere Berühmtheit erlangt als das gegen Napoleon III. gerichtete sogenannte „Kutschkelied“, das selbst heute noch bei dem jüngeren Geschlecht, welches jene Zeit nicht miterlebt hat, bekannt ist und deshalb bei einer Betrachtung der Kriegspoesie von 1870/71 ein besonderes Interesse erweckt. Zur Klärung des seiner Zeit mit Erbitterung geführten litterarischen Kampfes um die Autorschaft dieses Liedes können vielleicht folgende, dem Verfasser bekannt gewordene Thatsachen beitragen. — Wie hat man sich zunächst die große Verbreitung dieses in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Gesanges zu erklären? Was Archenholz in seiner Geschichte des „Siebenjährigen Krieges in Deutschland“ von der Schlacht bei Roßbach sagt, gilt in gewissem Sinne auch von den Ereignissen bis zur Schlacht bei Sedan und von dieser selbst. Der Zusammenbruch des französischen Kaiserreichs erschien zwar allen zunächst als ein Weltgericht, aber mitten in der allerernstesten Stimmung forderte doch auch der Gegensatz zwischen dem Hochmut der „grande nation“ und ihrer Demütigung den Humor und die Satire geradezu heraus. Wer würde nicht an bekannte Vorgänge am kaiserlichen Hofe in Paris erinnert, wenn er Archenholz' Bericht über die Schlacht von Roßbach liest? Schon war bei den Feinden Friedrichs des Großen der Plan fix und fertig, den König von Preußen zu einem Marquis de Brandenbourg zu erniedrigen — diesen Titel gab man ihm vor der Schlacht bei Roßbach — und nach dem Ausdruck der galanten Pariser that man ihm eine Ehre an, de faire une espèce de guerre. „Unter allen menschlichen Handlungen“, sagt Archenholz, „ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu Tausenden morden, und überdies haben civilisierte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden das Unglück im Kriege, gegen welches weder vortreffliche Heerführer, noch tapfere Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Roßbach aber wurde von Freunden (und Feinden) wie eine lustige Farce betrachtet. Besonders in Deutschland tönte das Wort Roßbach nach vielen Jahren, vom baltischen Meere bis zu den Alpen, ohne Ansehen des Standes, allen Franzosen, die man beschimpfen wollte, entgegen. Zahllos waren die Epigramme und Gassenlieder auf Soubise, auf seine Soldaten und die mit ihm verbündete Reichsarmee. Sie sind längst der Vergessenheit anheimgefallen, mit Ausnahme des einen, wohl auch von einem Kutschke jener Tage verfaßten Liedchens, das die lustige Farce am besten zum Ausdruck gebracht hat, besonders in der Strophe:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Die außerordentliche Verbreitung des Kutschkeliedes hat offenbar ihren Hauptgrund in dem Umstande, daß es in der glücklichsten Weise den Humor, der in der großen Katastrophe lag, zum Ausdruck brachte. Freilich mag auch dadurch, daß sich zwei Verfasser meldeten und diese Autorangelegenheit vor die Öffentlichkeit gebracht wurde, das Bekanntwerden des Gedichts und das Interesse daran wesentlich gesteigert haben. — Die erste Notiz, welche über die Entstehung desselben in der Presse jener Tage sich findet, ist enthalten in einem kleinen Artikel der „Kreuzzeitung" vom 14. August 1870, in dem es heißt: „Unter den vielen Liedern dieses Krieges ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Dieser Dichter sah die Franzosen am Waldesrande vor sich „hin und herlaufen", da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!"

Text und Melodie ist erhabene Einfachheit, echt soldatisch. Ein Hurra für Kutschke!"

Darauf erschien in Nr. 194 der „Mecklenburgischen Anzeigen" vom 22. August 1870 ein „Kutschkelied" mit der Angabe „vom alten Sechsundzwanziger". Als solcher wurde bekannt Hermann Alexander Pistorius, geboren 1811, Feldprediger 1870, dann Präpositus (Superintendent) in Basedow bei Malchin in Mecklenburg, ehemals Einjähriger im 26. (1. Magdeburgischen) Infanterie-Regiment, gestorben 1877 daselbst. Derselbe ließ 1871 (Leipzig, Druck von Alex. Edelmann) ein Büchlein erscheinen, das betitelt ist: „Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege", das die Mitteilung des Verfassers enthält, er (Pistorius) habe den deutschen Kaiserkrieg mitgemacht, nicht auf Schusters Rappen, sondern auf seinem Flügelroß, nicht mit dem Zündnadelgewehr, sondern mit seinem Gebete und den Reichsfeind schlagen helfen in den Gemütern und Herzen. Aus dem 12. Hefte der bei Lipperheide in Berlin erschienenen Sammlung „Lieder zu Schutz und Trutz" wird von dem Verleger über die Entstehung des Liedes in dem genannten Büchlein angegeben, daß Pistorius dasselbe am 16. August 1870 verfaßt habe, und zwar angeregt durch den obenerwähnten Artikel der „Kreuzzeitung". Es habe ihm, dem alten Sechsundzwanziger, bei dem Lesen dieser Verszeilen geschienen, daß, wenn man dieselben erweiterte, der damals schon offenbar gewordene Geist unsres Heeres und Volkes, der gottvertrauende, pflichtgetreue, todesmutige, siegesgewisse deutsche Geist in einem Volksliede zum Ausdruck gebracht werden könne, und dies sei eines Versuches wert.

Auf dieſe Weiſe iſt (nach den vorſtehenden Angaben) bei Erſcheinen jenes Artikels folgendes Lied entſtanden:

„Was kraucht dort in dem Buſch herum?
Ich glaub', es iſt Napolium.“
Was hat der rum zu krauchen dort?
Drauf Kameraden, jagt ihn fort.

„Da haben ſich im offnen Feld
Noch rote Hoſen aufgeſtellt.“
Was haben die da rumzuſtehn?
Drauf los, die müſſen wir beſehn.

„Mit den Kanonen und Mamſell'n [1])
Da knall'n ſie, daß die Ohren gell'n.“
Was haben ſie da rumzuknall'n?
Drauf, Kameraden, bis ſie fall'n.

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm.“
Mit Gott drauf los, dann iſt's vorbei
Mit ſeiner ganzen Kaiſerei.

Zu dieſen 4 Strophen wurde auf der Redaktion des „Rheiniſchen Couriers“ in Wiesbaden noch folgende fünfte Strophe hinzugedichtet:

„Und die franzöſ'ſche Großmaulſchaft
Auf ewig wird ſie abgeſchafft!
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grrrrande Natzjohn!“

Soweit der Bericht. Aus dieſem geht zur Genüge hervor, daß Name und Figur Kutſchkes gar nicht mit Piſtorius identiſch, vielmehr — auf welche Art und Weiſe bleibt unerörtert — nur auf den letzteren übertragen worden ſind. Die Vaterſchaft „des Füſelier Kutſchke vom 40. Regiment“ aber hat niemals ermittelt werden können — einfach deswegen, weil es einen Soldaten dieſes Namens, wenigſtens zur Zeit dieſes Krieges und in dieſem Regiment nicht gegeben hat. —

Von wem alſo ſtammen jene Textzeilen in der „Kreuzzeitung“, die die Grundlage jenes, aber auch des folgenden Kutſchkeliedes von Gotthelf Hoffmann geworden ſind?

Was kraucht dort in dem Buſch herum?
Ich glaub' es iſt Napoleum!
Was will der alte Louis dort?
Drauf Kameraden, jagt ihn fort!

Er hat ja nichts dort rum zu ſtehen,
Er hat nichts auf uns herzuſeh'n,
Was kriecht er hier und allerort?
Hurra! man druff und jagt ihn fort!

1) Mitrailleuſen.

Er will mit seinen dummen Pfoten,
Noch orgeln und mit Chassepoten
Uns niedermähen auf dem Fleck, —
O Louis — Louis, scher dich weg!

Du mit den ganzen Herren Franken!
Wir kennen dich und deine Gedanken —
Jetzt aber machen wir dir klar,
Wie wacklich doch dein Standpunkt war.

Das Schwert in unsern mark'gen Händen,
Woll'n wir die Sache nun 'mal enden;
Hurra! man druff und gebt den Lohn,
Der übermüt'gen grande nation!

Auf diese Frage hat der Verfasser des eben angeführten Liedes, Gotthelf Hoffmann, selbst die Antwort gegeben; seine Angaben sind durchaus zuverlässig und werden durch die litterarische Forschung bestätigt. Im „Dresdner Anzeiger" vom 4. November 1872, fünfte Beilage, findet sich folgender Bericht: „Wiederholt sind Erklärungen und Berichtigungen in den Blättern über Entstehung des Kutschkeliedes veröffentlicht worden; die beste Erklärung kann jedenfalls der Füselier Gotthelf Hoffmann, genannt Kutschke, welcher jetzt hier (in Dresden) seine Lieder zum öffentlichen Vortrag bringt, selbst geben. Nach seinen eignen Mitteilungen darüber stand er (Gotthelf Hoffmann) als Füselier im 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6 am 3. August 1870 vor Weißenburg auf Divisionsposten, als ihm der schon lange bekannte Refrain eines Liedes aus den Freiheitskriegen: „Was kraucht dort in dem Busch herum" u. s. w. einfiel, und er dichtete darauf das bekannte Lied mit Benutzung jenes Refrains u. s. w." —

Hoffmann-Kutschkes Erklärung aus dem Jahre 1872, daß die Grundlage des Liedes älter ist und sich eigentlich auf Napoleon I. bezieht, entspricht, wie gesagt, in überzeugender Weise den aus der Geschichte des historischen Volksgesanges bekannten Thatsachen. So berichtet ein Leser der „Magdeburger Zeitung" (1. Januar 1895) unter anderen: „Wir sangen schon 1858 als Studenten in Leipzig — ich selbst hörte so bayrische Studenten (Burschenschafter) aus Erlangen:

Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolejum.
Napolejum, der ist ja klein?
So ist es wohl ein großes Schwein.

Und zu den bekannten Strophen pflegte im Rundgesang jeder nach Belieben und Können neue hinzuzufügen. Jedem Verse aber folgte als Refrain des Chores: „Patriot, schlag ihn tot — mit der Krücke im Genicke — mit'n Degen auf den Brägen (Gehirn) — mit der Gabel

(Forke) auf den Schnabel — mit'n Topp auf den Kopp — mit'n Beſen auf de Näſen — u. ſ. w. — den Coujon Napolejon! den Coujon Napolejon! — Einzelne mir in der Erinnerung gebliebene Strophen lauteten etwa:

Was kraucht da in dem Buſch herum?
Der Hut iſt doch Napolejum.
Der graue Rock und kleine Hut
Sind auch als Vogelſcheuche gut.

Was kraucht da in dem Buſch herum?
Die Stiebeln ſind Napolejum.
Die Stiebeln ſich der Teufel hol'!
Das Leder hat ja keine Sohl!

Was kraucht dort ſo allein herum
Im Buſche der Napolejum?
Die alte Garde hol' der Teufel
Die junge bebbert ohne Zweifel.

Was kraucht da in dem Buſch herum?
So heimlich der Napolejum?
Was will das Schwein am deutſchen Ort?
Auf Kameraden, jagt ihn fort!

Noch immer kraucht ja dort herum
Im Buſche der Napolejum.
Nun aber raus aus unſerm Buſch!
Drauf Kameraden, haut ihm Ruſſ'ſch!

Wenn freilich in dem oben angeführten Artikel der „Magdeburger Zeitung“ weiterhin die Behauptung aufgeſtellt iſt, daß das Kutſchkelied überhaupt nicht einen oder mehrere, ſondern eine ganze Anzahl von Verfaſſern habe, beim Marſche oder auf naſſer Beiwacht, wenn ſich die Soldaten durch Geſang erheitern wollten, alſo aus dem Stegreif gedichtet worden ſei, indem nämlich jeder ſeinen Vers nach eignem Empfinden und Können zugeſetzt habe, der, wenn er gelungen war, von den Kameraden aufgenommen und, oft verändert und entſtellt, von Mund zu Munde weiter getragen worden ſei, ſo widerſprechen dieſer Annahme durchaus bekannt gewordene Thatſachen[1]).

1) Über die Verbreitung der „Wacht am Rhein“ giebt dieſelbe Nummer der genannten Zeitung folgenden intereſſanten Beitrag: „Im Feldzuge 1866 ſang das Lied die 1. Kompagnie des Anhaltiſchen Infanterieregiments Nr. 93 als Marſchlied bereits 4ſtimmig und manchem braven Bäuerlein und alten Mütterchen in Franken ſind damals Thränen entlockt worden, als es die Feinde mit ſolchem patriotiſchen, jedem guten Deutſchen zu Herzen gehenden ſchönen Liede einmarſchieren ſah. Daß das Lied 1870 gewiſſermaßen Nationallied wurde, verdankt es der Sachlage, für welche es wie gemacht war. Eingeübt hat es niemand damals, mit Begeiſterung lernte es der eine vom anderen, und weil derjenigen, die es längſt auswendig wußten, nicht wenige waren, wurde es ſchnell Gemeingut des ganzen patriotiſch erregten Volkes! — Und in demſelben Blatte berichtet ein anderer Leſer, daß

Wohl hat Hoffmanns Lied schnell, wahrscheinlich sehr schnell, die Runde von Mann zu Mann, von Kompagnie zu Kompagnie, von Regiment zu Regiment gemacht und fand in kürzester Frist, vielleicht durch Briefe, die in die Heimat gelangten, Aufnahme in viele Blätter Deutschlands, vielleicht ist es auch, sei es auch nur in mündlicher Überlieferung, Pistorius zu Ohren gekommen und hat ihn zu seiner Nachdichtung begeistert — der Ruhm, den Kutschkegesang geschaffen zu haben, kann unmöglich Hoffmann streitig gemacht werden. —

In der Hoffnung, daß diese Zeilen dazu beitragen werden, die einst vielfach erörterte Frage nach dem ersten und echten Verfasser aus der Welt zu schaffen und nunmehr, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, diese Autorschaft für alle Zeiten festzustellen, mögen zu weiteren Belegen aus der Lebensgeschichte dieses Volksdichters folgende Züge hier Platz finden.

Hoffmann hat das Schicksal vieler urwüchsiger Talente, die von der Ungunst der Verhältnisse verfolgt wurden und, ermutigt von einem nicht unbedeutenden Erfolg, zu großes Vertrauen in ihr Können und auf die versprochene, aber nicht gewährte Hilfe enthusiastischer oder egoistischer Menschen setzten, auch an sich erfahren müssen. Sein Vater war Lehrer in See bei Niesky, Kreis Rothenburg, Bezirk Liegnitz. Infolge frühzeitiger Emeritierung mußte er sich durch Agenturen, Kolportagebuchhandel und als Gelegenheitsdichter ernähren. Die wenig günstigen Vermögensverhältnisse gestatteten ihm nicht, seinem Sohne Gotthelf (geboren in See 11. November 1844) eine dessen Anlagen entsprechende Ausbildung zu geben; dieser mußte vielmehr vier Jahre als Pfefferküchler und Bäcker lernen und ging dann, um sich in seinem Gewerbe auszubilden, auf die Wanderschaft, die ihn durch Süddeutschland und nach Sachsen führte. Hierauf trat er als Soldat in das 46. Regiment in Posen, nahm 1866 am Feldzug gegen Österreich teil und kämpfte bei Nachod, Skalitz,

---

nach seiner Erinnerung das Lied: „Die Wacht am Rhein" von Schneckenburger in der Wilhelmschen Komposition schon Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre Repertoirstück vieler Männergesangvereine gewesen ist, und daß er es selbst um diese Zeit von dem Männergesangvereine zu Schönebeck und Frohse an der Elbe hat singen hören. König Wilhelm I. hat es zum ersten Male auf dem Bahnhof in Burg bei Magdeburg gehört, als er im Juli 1870 auf seiner denkwürdigen Fahrt von Ems nach Berlin auf dieser Station einen kurzen Aufenthalt machte, um die Begrüßung und Huldigung der Einwohnerschaft Burgs entgegenzunehmen. Dem dortigen Männergesangvereine unter seinem langjährigen verdienten Leiter, Lehrer Hermann I., gebührt der Ruhm, der damaligen patriotisch erregten Stimmung des deutschen Volkes zuerst durch Vortrag der „Wacht am Rhein" den passendsten Ausdruck vor dem greisen sieggekrönten und zu neuem Kampfe bereiten Monarchen gegeben zu haben."

Schweinstädtel, Gradlitz und Königgrätz. In dem Gefecht bei Schweinstädtel wurde er durch einen Granatsplitter leicht verwundet. Bald nach der Rückkehr starb der Vater. Mit Aufopferung war der Sohn fortan bemüht, das verschuldete Hauswesen wieder in die Höhe zu bringen und insbesondere der von schwerer Krankheit heimgesuchten Stiefmutter der Ernährer zu sein. Gleichzeitig aber benutzte er seine Stellung in einer Buchhandlung in Görlitz und die ihm zugängliche Gräfl. Lippesche Bibliothek, um durch fleißige Lektüre sich geistig emporzuarbeiten. In diese Zeit fallen seine ersten dichterischen Versuche, eine Gedichtsammlung aus den Jahren 1868—1870 (erschienen bei Neumeister in Görlitz). Nun rief das große Jahr 1870 ihn unter die Fahnen, und gleichzeitig erwachte stärker als zuvor in ihm der poetische Trieb. Hauptmann v. Richthofen (4. Komp. 6. Gren.-Reg. Posen) gewann ihn wegen seiner dichterischen Ader besonders lieb. Als sein Regiment aus Posen ins Feld rückte, dichtete er auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze mehrere Soldatenlieder. Am 3. August 1870, nachts zwischen 11—1 Uhr, stand er vor dem Feinde auf Vorposten. Auf ein Geräusch in der Nähe deutend, rief ihm sein Kamerad Breiter die Worte zu: „Wer mag dort rumkriechen?“ Und: „Was kriecht dort 'rum? Napoleum!“ meinte Hoffmann, dem wohl in jenem Augenblick der bekannte Refrain aus dem Napoleonsliede 1813 durch den Kopf fuhr. Abgelöst dichtete er in einer Scheune vor Weißenburg, hinter Queichheim bei Landau, morgens das Lied fertig, das alsbald den Kameraden und durch diese den in der Heimat Zurückgebliebenen mitgeteilt wurde. Den Spitznamen Kutschke führte Hoffmann längst bei seiner Kompagnie; bald aber war sein Lied und der Name Kutschke — in Hoffmanns (uns vorliegendem) Reisepaß steht zu seiner Legitimation ausdrücklich vermerkt: „Füselier August Kutschke als Dichter genannt“ — in aller Munde.

Über die Episode bei Queichheim mag eine Stelle aus dem Tagebuch Kutschkes hier Platz finden: „Ich lag im ersten Hause, glaub' ich, rechts von der Straße von Landau aus, bei einem Bahnwärter in Quartier, links ist ein Wirtshaus: „Zum goldnen Stern“, dort trank ich gern ein Schöpplein Wein, dann auf 'nen Stein, vor der Bahnwart-Thür, holt' ich mein Büchlein flugs herfür und schrieb darein manch Liedelein, dann wie's so lag, an einem Tag, da hieß es barsch: „Vorwärts! marsch, marsch!“ Mein Hauptmann sprach: „Nun giebt es Krach! Mein Sänger, sprich, was denkt er sich?“ Ich sprach: „Famos! daß es geht los. Mit Herz und Hand fürs Vaterland! Das Herz uns schwellt, was fällt, das fällt!“ Nach Ritterart strich er den Bart: „Ich lobe dich!“ das freute mich. — Nun ging es hin mit frohem Sinn, bis hoch am Ort wir hielten Wort. Doch wie es hieß, ist ungewiß. So

was vom Ofen oder Königsh'ofen?? Da trat hervor der Herr Major, und flugs er sprach, der Chef sprach's nach: „Vorposten hie, vierte Kompagnie!" Hinab ins Thal all an der Zahl. Auf dem Plateau verblieb das Gros. Ein Haus, eine Scheun', es war nicht zum Freun, da fanden wir das Nachtquartier. Stramm eingeteilt, fest eingekeilt, bei viel Humor, Ablösung vor!" Was kann da sein? Wir traten ein. Es war 11 Uhr, vom Feind schon Spur — der Mond verblich, 's ward gruselich! Der Breiter spricht: „Freund hörst du nicht? Wie Stimmenbrumm! Was kraucht dort 'rum? Ich horche auf und sage drauf: „Na lass'n kumm' Napoleum!" — So ward's gemacht in stiller Nacht, bei Lust und Leid in Wirklichkeit. Und bald erscheint, wie vor dem Feind in heil'gem Drang ich dorten sang dies Lied — „Gott walt's, gehört der Pfalz!" Da speziell an jener Stell' im Glutenbrand es dort entstand" — Von demselben Tag berichtet sein Tagebuch: Abend 6 bis 7 Uhr: Trübe schaut der Abendhimmel, nirgends blickt ein Stern daher, trübe schaut des Kriegers Auge in das große Wolkenmeer. Heil'ge Ruhe herrscht im Thale, zieht sich bis zur stolzen Höh' und versetzt den jungen Streiter in ein unbekanntes Weh. Krampfhaft zieht die Brust zusammen sich in wildem, jähem Schmerz, leise bebt und fängt zu zittern an sein deutsches Kriegerherz. Das Gewehr lehnt an der Seite, selber blickt er thränenvoll auf zum schwarzumwölkten Himmel, weiß nicht, ob er beten soll. Da mit einmal bricht die Thräne aus dem Auge still hervor und mit ihrem Niederfallen steigt ein heiß' Gebet empor. Was er betet? Wer wohl weiß es? Still steigt es empor zur Höh! Das Gebet, die heiße Thräne machen dem Krieger Schmerz und Weh. Fest nun greift er nach der Büchse, ruhig ist sein Herz, die Hand. Treue Wacht hält nun der Krieger für sein liebes Vaterland."

Bedürfen diese Worte aus Kutschkes Tagebuch von 1870, die humorvollen wie die rührenden, eines Kommentars, um zu überzeugen, daß Hoffmann ein natürliches poetisches Gemüt besitzt und so recht zum Soldatendichter geschaffen worden ist?

Und wie er gesungen, „mit ruhigem Herzen und mit fester Hand" ging es nun in die Schlacht von Wörth, aus der er zwei leichte Verwundungen davon trug und für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhielt, während nach derselben seine wenigen Sparpfennige, fünfzig Thaler, ihm jedenfalls durch Diebstahl, verloren gingen. — Bei Sedan erhielt er für sein „loses Singen" eine fränkische Maulschelle, d. h. er wurde durch drei Kugeln schwer verwundet, deren eine durch die rechte Wange drang und ihm den Oberkiefer nebst den Zähnen zerstörte. Trotz der schweren Verwundung verließ ihn nicht seine Sangeslust, in der Kirche von St. Menges bei Sedan entstand folgendes Gedicht: „Kutschkes Trost im Leiden!"

„Bei Sedan war's, da ging Er pleite, Er, der Allzusehrgescheite, Er mit seiner Habichtsnase, Er mit seiner ganzen Blase, Er mit seinen Herrn Franzosen, Er mit seinen roten Hosen, Er und Sie und alle fingen sich allda in deutschen Schlingen. Als wir ihn so um die Ecken trieben durch die Dornenhecken, Schießt mich so ein Ungeziefer noch durch Mund und Oberkiefer. Wohl hab' ich es dort verspüret, daß es rot mich angeschmieret, doch ich tröstet mich am Fleck: „Er hat seine Keile weg“. Und morgens drauf da sang ich schon: „Wo ist der Herr Napoleon?“ Die Antwort drauf — sie war nicht schwer: Er ging dahin und „singt“ nicht mehr.“ — Hierauf lag er im Reservelazarett von Wolmirstedt lange krank danieder zu einer Zeit, wo gerade das Pistoriussche Lied Verbreitung fand und er, Hoffmann-Kutschke, nicht daran denken konnte, auch seinerseits Autorrechte geltend zu machen. Zwar wurde er geheilt entlassen, aber doch elend und gebrochen kehrte er, mit 5 Thaler Pension und Zivilversorgungsschein ausgerüstet, in seine Heimat nach See bei Niesky zurück. Es sorgte der Dresdner Zahnarzt Dr. Block kostenfrei für die künstliche Herstellung der fehlenden Zahnpartie, und auf dem Gute des Eisenbahnkönigs Stroußberg, in Moholz bei See, fand er, als der wiederangefangene Kolportagebuchhandel, weil nicht lohnend, wieder aufgegeben werden mußte, eine Stelle als Wirtschaftsschreiber; aber kurz, nachdem der rumänische Krach kam, infolgedessen Stroußberg verschwand, drängte sich an den in den Intriguen der Welt unerfahrenen und wohl auch zu vertrauensseligen jungen Mann Persönlichkeiten heran, die durch ihn ihre eigenen ehrgeizigen und phantastischen Pläne verwirklichen wollten. Als wandernder Rhapsode taucht er außer an anderen Orten auch in Dresden auf und deklamiert hier öffentlich im Herbst 1872, im Körnergarten, Waldschlößchen, Belvedere seine Soldatenlieder. Der schwindelhafteste Plan, dessen baldige und glänzende Verwirklichung man Kutschke einzureden suchte, und der ihm den Rest seines Ersparten raubte, war der einer damals in Dresden weilenden Persönlichkeit, nämlich das Projekt einer „Kutschkestiftung“. Dieselbe sollte aus zwei Abteilungen bestehen: I. Ansammlung eines Fonds, dessen Zinsen zur Unterstützung von Soldaten, die zugleich Dichter sind, verwendet werden. II. Errichtung eines Invalidenhauses zur Aufnahme und Verpflegung deutscher und hilfsbedürftiger, invalider Krieger. Um das nötige Kapital zu schaffen, sollte eine Subskription eröffnet werden auf drei eigene „Werke“ des Gründers (1. „Vergißmeinnicht“, und „Glaube, Liebe, Hoffnung“, 2. „Des Herzens Lieblingsbild“ und „O könnt' ich bei dir sein!“, Lieder für eine Singstimme, 3. „Klänge der Liebe“, 4. ein Band Gedichte) und auf ein von dem Gründer redigiertes Werk: „Füselier August Kutschkes gesammelte Werke“. Die Sub-

skription wurde eröffnet und teilweise, noch gingen die Wogen patriotischer Begeisterung hoch genug, mit Erfolg; die Stiftung aber trat nicht ins Leben, die Werke Kutschkes trotz des gezahlten Vorschusses zu der Herstellung wurden nicht gedruckt. — Der Unternehmer verschwand, Kutschke aber blieb zurück, hier in Dresden, mit zerstörten Hoffnungen, ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit, und nicht nur der Mangel einer Existenz brachte ihn zur Verzweiflung, sondern auch das Bewußtsein, daß andere Personen leichtgläubig gewesen und, freilich nicht durch ihn, hintergangen worden waren. Hören wir ihn selbst, wie er sich in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen über seine damalige bedrängte Lage äußert: „Und eines Abends stand einsam, todestraurig ein junger Mann am Elbufer und sann, wie wohl am schnellsten der Übergang nach jenen Gefilden, wo ewige Ruhe herrscht, zu bewerkstelligen sei. Doch mein guter Engel schützte mich auch dort, und meine innere Kraft riß mich empor. Ich blieb. Das Dresdner Journal (Dr. Hartmann), die Nachrichten, der Anzeiger, alle halfen, und ich lebte wieder! Ich kam nach Breslau und endlich dort zur Eisenbahn, von der ich sage:

„Und wen sein Schutzgeist auf ewig verließ,
Kommt sicher zur Eisenbahn, das ist gewiß!"

So der humorvolle Dichter Kutschke im Jahre 1872; denn Gotthelf Hoffmann befindet sich jetzt glücklich in geachteter Stellung als Königl. Stationsassistent an der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn in Breslau; er ist längst aus seiner weltbürgerlichen Existenz herausgetreten in ein Arbeitsfeld, das den ganzen Mann erfordert, er hat aber auch gefunden, was ebenso wertvoll ist als ehrender Beruf und ihm, der nicht allzu zart vom Schicksal dereinst angefaßt wurde, besonders zu gönnen ist — ein glückliches Heim durch seine Familie! — So kränkend von gewisser Seite die Angriffe gegen seine Person waren, als der Streit um die Autorschaft des Kutschkeliedes entbrannte, ebenso erhebend waren für ihn die Auszeichnungen, die ihm für sein Lied geworden sind: Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck, die preußischen Minister des Krieges, der öffentlichen Arbeiten und geistlichen Angelegenheiten, viele hochgestellte Persönlichkeiten vom Zivil und Militär haben mit ihrer Anerkennung nicht zurückgehalten. Von besonderer Genugthuung mußte für ihn die von seinem Korpskommandanten Exzellenz von Kirchbach veranlaßte Untersuchung der Autorschaft des Liedes werden, bei welcher Gelegenheit ausdrücklich betont wurde, daß Hoffmann-Kutschke sich wie früher im Zivil, so später als Soldat recht gut geführt und patriotisch hervorgethan habe. Auch Oberst z. D. von Elpons in seinem kürzlich fertig gewordenen quellenmäßigen Werke: „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71, erwähnt

Seite 722 den volkstümlichen Mann als den echten Kutschke. Und daß ihm die poetische Ader nicht versiegt ist, beweisen mehrere vaterländische Gedichte, die zum Bundestage des Bundes der Ritter des Eisernen Kreuzes von ihm verfaßt wurden, und für deren Übersendung er durch ein Dankschreiben aus dem Zivilkabinett des Großherzogs von Baden, des Protektors des Bundes, ausgezeichnet wurde, davon werden auch Zeugnis ablegen die im Druck befindlichen Gedichte des Verfassers (Schles. Verlagsbuchhandlung, Schottländer), der wir als einer patriotischen Kundgebung aus der Zeit des Krieges die freundlichste Aufnahme wünschen.

Wer die reiche Kriegspoesie von 1870/71 kennt, der muß gestehen, daß in der That ein Volk von Dichtern hinausgezogen ist und den Erbfeind geschlagen hat. Wie viele von diesen frohen Sängern fanden draußen die letzte Ruh', wie viele aber auch, hoffnungsvolle Blüten, sind später in der Heimat durch ein rauhes Schicksal dahingerafft worden und sind — versunken und vergessen!

Unaufhaltsam spülen die Zeitwogen hinweg von dem, was einst, in den unvergeßlichen Tagen, das Herz des deutschen Volkes entflammte, die Geister mächtig bewegte, und das kampfesfrohe deutsche Schwert zu herrlichen Thaten begeisterte. Aber damit das Echo von der ruhmvollen Vergangenheit der Väter nicht allzuraſch verhalle, sondern auch in die fernste Enkelzeit hinübertöne, gilt es bei Zeiten zusammenzutragen, was das Andenken frisch zu erhalten vermag, und auch dem kleinen, auf blutgedüngtem Boden aufgegangenen Samenkorn Luft und Sonnenschein zu gewähren. Möge der achtzigste Geburtstag Bismarcks alle Erinnerungen an den Krieg von 1870/71 wieder auffrischen! Möge der Geist jener Zeit in seiner ganzen Größe wiedererstehn zur Belebung vaterländischer Gesinnung und vor allem zur Förderung der Erkenntnis, die damals in unserem Volke so lebendig gewesen ist, daß die Geschicke der Völker in den Händen der Vorsehung ruhen, welche ihre Werkzeuge, das hervorragende wie das minder bedeutende, zu finden weiß, wenn sie einmal Abrechnung halten will mit denen, die sie verleugnen.

Litteratur.

Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71. In Zeitungsberichten aus jenen Jahren. Allen Vaterlandsfreunden zur kommenden 25jährigen Jubelfeier der Erhebung und Wiedervereinigung Deutschlands gewidmet von Paul v. Elpons, Oberst z. D. zu Berlin, Ehrenmitglied des deutschen Kriegerbundes, Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse u. a. hoher Orden. 800 S. In 50 Lieferungen à 50 Pfg., in

10 Bänden à 1 Mk. In Prachtband Mk. 12.80. Mit einer Beigabe „Selbsterlebtes" von verschiedenen Verfassern. Saarbrücken und St. Johann a. Saar, Verlag von H. Klingebeil.

Ein eigenartiges Werk, das jedenfalls in der längst zu einer großen Bibliothek angeschwollenen Litteratur des Krieges von 1870/71 einen hervorragenden Platz einnehmen wird, ist die vorliegende Jubiläumsgabe des Obersten z. D. von Elpons. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die hochinteressante Entstehungsgeschichte des Krieges und den letzteren selbst bis zum Friedensschlusse nach den Stimmen der Tagespresse zu entwickeln und vorzuführen. Wenn wir auch nicht unbedingt der Ansicht jenes englischen Historikers beipflichten, daß die „einzig wahre Geschichte eines Landes in dessen Zeitungen zu finden sei", schon deshalb nicht, weil das in den Staatsarchiven niedergelegte Material doch eine ungleich festere Grundlage für die Geschichtswissenschaft bietet, so liefern doch zweifellos Zeitungsberichte ein sehr treues Spiegelbild der Augenblicksstimmung in den beteiligten Kreisen, vorausgesetzt, daß dieselben von so geschickter Hand ausgewählt und geordnet sind wie in der Sammlung des Verfassers. Derselbe hat sich dieser sehr schwierigen Aufgabe mit hochanzuerkennender Objektivität unterzogen d. h. ohne Rücksicht auf den Parteistandpunkt der Zeitungen des In- und Auslandes, und auf diese Weise ein vorzügliches Quellenwerk für die politischen Strömungen jener Tage geschaffen. Da er aber nicht nur dem Forscher wichtige Belege unterbreiten, sondern in erster Linie das deutsche Volk seine Ehrentage in ihrer ganzen Bedeutung noch einmal erleben lassen wollte, so hat er sorgfältig alles vermieden, was an trockene Aufzählung und lose Aneinanderreihung erinnern könnte, vielmehr seine „Ausschnitte" so zusammengestellt, daß die Lektüre des Werkes von Anfang bis Ende jeden Vaterlandsfreund fesseln muß. Die Fülle von Belehrung, die sein Buch zu geben vermag, aber auch der Umstand, daß diese Sammlung an sich, da Exemplare der Zeitungen aus jener Zeit gar nicht mehr zu haben sind, einen wertvollen Besitz bildet, haben dem Unternehmen der Verlagsbuchhandlung[1]) bereits die günstigste Aufnahme bereitet. Wir empfehlen die Anschaffung dieser einzig dastehenden Chronik von 1870/71 bestens den Vorständen der Lehrer- und Schüler-Bibliotheken.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

---

1) Ebendieselbe versendet gegenwärtig die I. Lieferung einer zweiten Jubiläumsgabe: Saarbrückner Kriegschronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870 von Gymnasialoberlehrer Ruppersberg, illustriert von Karl Röchling. Vollständig in 8 Lieferungen à 50 Pfg.

Horst Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Zwölf Bände. Stuttgart 1892—1894. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Preis des Bandes M. 10.

„Der Plan," schrieb Fürst Bismarck an die Verlagshandlung, „meine Reden vollständig herauszugeben, erweckt mein dankbares Interesse. In der Sammlung werden manche nur durch die jedesmaligen Zeiteindrücke gerechtfertigten Tagesleistungen zur Erscheinung kommen, deren Bedeutung für geschichtliche Festlegung an sich nicht ausreicht. Dies ist menschlich natürlich, und der Gesamteindruck würde ein unrichtiger werden, wenn die Darstellung nur die erfolgreicheren Leistungen im Kampfe unzulänglicher Kräfte gegen divergierende und wechselnde Zeitströmungen wiedergäbe; nihil humani a me alienum puto. Aber ich kann es nur dankbar anerkennen, wenn das von meiner politischen Thätigkeit zu gebende Bild möglichst ähnlich wird und auch in seinen schwächeren Teilen ohne Nachhilfe bleibt." Die Ausgabe Kohls erfüllt nach jeder Richtung hin die Ansprüche, die an eine würdige Ausgabe der Reden Bismarcks zu stellen sind. Als Grundlage ist der Text verwendet, wie er in den amtlichen stenographischen Berichten vorliegt. Hörfehler der Stenographen und Lesefehler des Setzers sind im Texte berichtigt, doch ist bei allen solchen Änderungen der Wortlaut in Anmerkungen mit beigefügt. Neben sämtlichen Reden sind auch kürzere Bemerkungen zur Geschäftsordnung oder persönlicher Natur mit aufgenommen, da gerade in diesen sich oft „Goldkörner gutmütigen Humors und sarkastischen Witzes, beißender Ironie und rednerischer Schlagfertigkeit" finden. Auch die Äußerungen Bismarcks in den Commissionssitzungen sind mit eingereiht. Der Gang der Debatten, in den Bismarcks Reden eingriffen, ist von Horst Kohl überall genau dargelegt. Einleitungen und Anmerkungen sind jeder Rede in reichlichem Maße beigegeben, sodaß nichts unklar bleibt und die verschiedenen Reden und Äußerungen Bismarcks in die rechte Beleuchtung gerückt sind.

Wir haben Gelegenheit gehabt, die Reden Bismarcks nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin durchzuarbeiten, und haben daher die Kohlsche Bearbeitung nach jeder Seite hin genau kennen gelernt. Das Urteil, das wir auf Grund dieser jahrelangen Beschäftigung mit Bismarcks Reden abgeben, können wir kurz in die Worte fassen: Wir haben nun endlich in Horst Kohls vorliegender Arbeit eine des großen Gegenstandes in jeder Beziehung vollkommen würdige Ausgabe, sodaß dadurch der deutschen Nationalehre, die sich unangenehm berührt fühlen mußte, daß bis auf Kohls Ausgabe die große französische Ausgabe der Reden Bismarcks alle deutschen weit übertraf, vollkommene Genugthuung und Befriedigung verschafft worden ist. Ausführliche Inhaltsangaben, sowie

genaue Personen- und Sachregister sind beigegeben. Auch die äußere Ausstattung ist eine durchaus würdige. So hat durch diese monumentale Ausgabe der geistige Nationalschatz unseres Volkes eine Bereicherung erfahren, deren segensreiche Wirkungen nicht ausbleiben werden. Wir können nur wünschen, daß das vorliegende Werk namentlich auch von Schulbibliotheken angeschafft werde. Der hohe Preis wird es manchem nicht möglich machen, das Werk zu kaufen, aber in keiner Schulbibliothek darf es fehlen; denn für den Lehrer des Deutschen wie für den Lehrer der Geschichte ist es unentbehrlich, für jeden Nationalgesinnten ein köstlicher Schatz. Und darum wünschen wir dem Werke die denkbar weiteste Verbreitung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Horst Kohl, Bismarck-Jahrbuch. Erster Band. Berlin, O. Häring. 1894. 516 S. Preis M. 10.

Das Bismarck-Jahrbuch, das von Horst Kohl ins Leben gerufen worden ist, bringt in seinem ersten Bande zahlreiche Urkunden und Briefe (30 Nummern), Gedichte, eine Chronik vom 17. September 1893 bis 16. September 1894, die an Bismarck gerichtete Depeschen, Adressen, Glückwunschschreiben, sowie zahlreiche Ansprachen und Schreiben Bismarcks aus diesem Zeitabschnitte enthält, sowie folgende Reden und Abhandlungen: 1. Rede des Herrn Prof. Dr. Litzmann (Bonn). 2. Rede des Herrn Prof. Dr. Kahl (Bonn). 3. Rede des Herrn Prof. Dr. Busch (Dresden). 4. Reden, gehalten bei Grundsteinlegung und Enthüllung des Bismarckbrunnens in Jena. 5. Fürst von Bismarck im Kulturkampfe I., von Dr. Graue in Chemnitz. 6. Herr von Bismarck-Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung I., von Dr. Horst Kohl in Chemnitz. 7. Ein Bismarck als Dichter, von Dr. Schüddekopf in Roßla. Den Schluß bildet ein Litteraturbericht. Wir begrüßen es mit Freuden, daß in dem vorliegenden Unternehmen ein Sammelpunkt für die Bismarckforschung geschaffen ist; denn ein so umfassender und gewaltiger Geist wie Bismarck wird erst durch eine sorgsame Forschung seinem ganzen Wesen nach in unser Volk hereingearbeitet werden, und so erst wird das gesamte deutsche Volk nach und nach zu der vollen Höhe und Größe des Bismarckschen Standpunktes emporgezogen werden, so erst wird es der Entwickelung deutschen Geistes und deutscher Art möglich sein, in Bismarcks Wesen und Geist immer mehr hineinzuwachsen. Ehre und Dank gebührt daher den Männern, die wie Horst Kohl unermüdlich um die Bismarckforschung sich verdient gemacht haben. Wir empfehlen das Unternehmen Kohls aufs wärmste und wünschen dem Bismarck-Jahrbuche zahlreiche Mitarbeiter und Abonnenten.

Dresden. **Otto Lyon.**

Heinrich von Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Zweite Auflage. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. 358 S. Preis M. 9.

Neben den amtlichen Reden Bismarcks sind auch seine Ansprachen, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten gehalten hat, von hervorragendstem Interesse, viele davon, wie z. B. die letzten Reden in Jena, Kissingen, Friedrichsruh von hoher nationaler und politischer Bedeutung. Mit Sorgfalt ist von dem Herausgeber der authentische Text festgestellt worden; viele der Ansprachen waren überhaupt noch nicht gedruckt. Ganz besonders wichtig wird das Werk dadurch, daß es zum ersten Male die Reden und Erklärungen Bismarcks auf dem Berliner Kongreß von 1878 in deutscher Übersetzung bringt (S. 43—98). Mit Recht bemerkt der Herausgeber: „Die Ansprachen Bismarcks sind, gleich seinen Reichstags- und Landtagsreden, durchdrungen von der schärfsten Beobachtungsgabe; sie enthalten eine Fülle von Gedanken und Bildern und sind so formvollendet wie alles, was aus Bismarcks geistiger Werkstatt hervorgeht." Auch dieses Werk bietet daher den Lesern reiche Erquickung und hohen geistigen Genuß. Wer diese Ansprachen bisher nur aus verstümmelten Zeitungsberichten kennt, der möge nicht versäumen, sich das Werk Poschingers zu kaufen. Er wird es nur mit warmem Danke gegen den Herausgeber aus der Hand legen und mit der freudigen Erkenntnis, daß „Bismarck außer Dienst" genau dieselbe gewaltige Persönlichkeit ist wie der Ministerpräsident und Kanzler in seiner amtlichen Thätigkeit.

Dresden. **Otto Lyon.**

Martin Greif, Das erste Blatt zum Heldenkranz. Dramatische Scene als Festspiel zum achtzigjährigen Geburtstag des Fürsten Bismarck. Wittenberg, P. Wunschmann. 1895. 27 S.

Im Sommer 1842 zog Bismarck seinen Reitknecht Hildebrandt aus dem Wendelsee bei Lippehne in der Mark und rettete diesen unter eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens. Martin Greif hat dieses Ereignis in dem vorliegenden Festspiele in wirkungsvoller Weise dramatisiert. Die dramatische Scene ist in fünffüßigen Jamben gedichtet und schließt mit einer patriotischen Huldigung. Das Festspiel wird sich namentlich auch zu Schüleraufführungen in hervorragender Weise eignen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Zur Methodik des beschreibenden Aufsatzes.

Von E. Heydenreich in Schneeberg.

Für die richtige Beantwortung der Frage, wie in den unteren Klassen unserer höheren Schulen die Zöglinge zur Anfertigung von Beschreibungen anzuleiten seien, ist die Berücksichtigung derjenigen Arbeiten von Wichtigkeit, welche auf der Volksschule vor Eintritt in eine Gymnasial-Quinta oder Quarta gefertigt werden. Denn es gilt auf der höheren Schule an das auf der Volksschule Gelernte anzuknüpfen.

In den Mittelklassen der Volksschule, welche den Gymnasien ihre Schüler unmittelbar zuführen, werden die Beschreibungen an den Anschauungsunterricht, die Naturgeschichte und die Heimatskunde angeschlossen[1]). Nun könnte man leicht glauben, daß die Volksschule die Form des Aufsatzes den Schülern auch in den Klassen, aus denen der Übergang aufs Gymnasium direkt stattfindet, vollständig gebe. Entstehen doch die ersten Aufsätzchen auf der Volksschule, indem der Lehrer eine Anzahl kleiner Sätze ausheben läßt, die in ihrer Zusammenstellung den kleinen Aufsatz bilden; und werden doch diese Sätzchen so lange wiederholt, bis sie Gemeingut der Klasse geworden sind.[2]) Speziell aber die Wiedergabe einer Beschreibung kommt nach Krause[3]) folgendermaßen zu stande: „1. Der Lehrer stellt über den zu beschreibenden Gegenstand so viele Fragen, daß die in vorschriftsmäßiger Weise gegebenen Antworten der Kinder den Aufsatz ausmachen. Diese Fragen werden als Disposition nach der ersten Beantwortung vom Lehrer an die Wandtafel geschrieben und nun noch einmal beantwortet. Das Stück wird darauf im Zusammenhange gesprochen und genügend oft wiederholt. 2. Dann wird die Schreibung etwa vorkommender schwieriger Wörter, und 3. Die Zeichensetzung festgestellt und nun die Beschreibung mit den Zeichen gesprochen.“ Erst dann habe das Aufschreiben der Arbeit zu beginnen. Allein ein derartig dem Gedächtnis eingeprägtes, bis zum Komma herab memoriertes Sprach-

1) Kockel, Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. November 1878. 6. Aufl. 1893, S. 60. Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1885, S. 25.

2) Rein, Pickel und Scheller, Theorie und Praxis des Volksschulunterrichtes. III. Das dritte Schuljahr, 2. Aufl. 1884, S. 151.

3) Krause, Der Sprachunterricht in der dreiklassigen Volksschule. S. 194.

stück verdient nicht den Namen eines Aufsatzes[1]). Mit Recht beklagen es die Gutachten der Königl. Sächsischen Bezirksschulinspektoren, daß da und dort „selbst in höheren Klassen" der Volksschulen die schriftlichen Arbeiten eines großen Teiles der Schüler beinahe Wort für Wort übereinstimmen, während doch der vom Königl. Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts mittelst Bekanntmachung vom 5. November 1878 veröffentlichte Lehrplan für den Unterricht in einfachen Volksschulen ausdrücklich vorschreibt, „daß die Schüler von Stufe zu Stufe an größere Selbständigkeit der Darstellung sich gewöhnen müssen"[2]). Jene Art und Weise Krauses gehört zu den verfehlten Methoden, an denen früher der Volksschulunterricht krankte und von denen Schießls Worte[3]) gelten: „Das heißt denn doch die Jugend systematisch mundtot machen, ihren Sprachentwickelungstrieb dem System zu liebe auf die gewaltthätigste Weise zurückhalten und ein Geschlecht heranbilden, das stumm bleibt." Wie es besser zu machen sei, das hat unter Betonung der Anlehnung an gute Musterstücke und des Wertes wohl berechneter Fragenstellung Schulrat Wangemann[4]) nachgewiesen. Es genüge auf diese Ausführungen zu verweisen. Daß auf einer gut eingerichteten Volksschule sehr wohl bereits im vierten Schuljahr die Zöglinge in den Stand gesetzt werden, eine Beschreibung z. B. eines Gartens zu liefern, davon habe ich mich an einem meiner eigenen Kinder überzeugt. Die Direktion der betreffenden Schule hatte dabei die Anordnung getroffen, daß zu gewissen Zeiten die Kinder zur Anfertigung des Aufsatzes fast nichts als die Überschrift erhalten. Der vorausgegangene Unterricht hat dann die notwendige Vorbereitung in stofflicher und sprachlicher Form gegeben. Für die Beurteilung der methodischen Behandlung von Beschreibungen an den höheren Schulen ist also festzuhalten, daß dieselben bereits vorher auf der Volksschule mit gutem Erfolg geübt werden.

Die Fähigkeit der Schüler, einen ihnen völlig bekannten Gegenstand beschreiben zu können, wird der deutsche Unterricht in den untersten Klassen zunächst durch wiederholte mündliche Übung erhalten. Die Sacherklärung der Lesebücher wird dazu vielfach Gelegenheit bieten. Da auch in den übrigen Unterrichtsfächern darauf zu achten ist, daß laut, deutlich, bestimmt und sprachrichtig in vollständigen Sätzen geantwortet werde, so wird auch insbesondere der naturbeschreibende Unterricht zur Erhaltung und Festigung der genannten Fertigkeit beitragen.

---

1) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen, herausgegeben von Herberger und Döring, 1888, S. 15.

2) Kockel, Lehrplan für die einfachen Volksschulen, S. 40.

3) Schießl, Die stilistische Entwickelungstheorie in der Volksschule 1889, S. 23.

4) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen S. 12 flg.

Wann schriftliche Beschreibungen auf den Gymnasien zu fertigen seien, darüber sind die Meinungen sehr geteilt. Buchheim[1]) meint, daß leichte Beschreibungen „schon in Quinta von Zeit zu Zeit eingestreut werden können". Röhrig[2]) dagegen hält die einfachsten Aufgaben, Beschreibungen eines Baumes, eines Tieres, eines Tisches und dergl., erst für Quarta, kompliziertere Themata, wie die Beschreibung eines Festes, Dorfes, einer Stadt u. s. f. erst für Tertia geeignet; auch Laas[3]) weist die Beschreibungen erst der Tertia zu. Nach dem, was oben über den Volksschulunterricht bemerkt wurde, vermag ich diesen Anschauungen, soweit sie das Königreich Sachsen betreffen, nicht beizustimmen, bin vielmehr mit Buchheim gleicher Ansicht. Wo, wie in den mit polnischen Elementen durchsetzten Teilen Preußens, die Vorbedingungen für die Anfertigung deutscher Aufsätze weniger günstig wie im Königreich Sachsen liegen, wird man freilich die Beschreibungen später beginnen müssen. So empfahl die Direktorenversammlung Posens noch für Untertertia vorwiegend Aufsätze erzählenden Inhaltes; doch seien auf dieser Stufe Beschreibungen von Natur- und Kunstgegenständen nicht ausgeschlossen. Für die unteren Klassen der Provinz Posen würden danach beschreibende Aufsätze noch gar nicht in Frage kommen. Gesetzlich vorgeschrieben sind Beschreibungen in Preußen erst für Untertertia[4]), in Sachsen seit 1893 für Quarta[5]), während die Bekanntmachung des Königl. Sächsischen Kultusministeriums vom 8. Juli 1882 „kleine" Beschreibungen bereits für Quinta vorschrieb.

Der Grad der Schwierigkeit, welche dem Quintaner oder Quartaner auch eine „kleine" Beschreibung bieten kann, ist je nach der Beschaffenheit des zu behandelnden Gegenstandes sehr verschieden. Ich halte es aber für irrig, wenn Buchheim[6]) empfiehlt, man müsse im Anfang, d. i. also nach seiner Meinung im zweiten Semester des Quintakursus, „die Beschreibungen so leicht geben, daß die Schüler sich förmlich schämen müßten irgendwo Beistand zu suchen." Soll die höhere Schule der Volksschule in der Pflege des deutschen Aufsatzes gar so sehr nachstehen, daß wir mit Buchheim Schülern, die schon vor zwei Jahren haben einen Garten

1) Buchheim, Zum deutschen Unterricht, Programm Realgymnasium Zittau 1890, S. 18.

2) Röhrig, Beiträge zum deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten 1886, S. 10.

3) Laas, Der deutsche Unterricht, S. 195.

4) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen ꝛc. Berlin 1892, S. 16.

5) Bekanntmachung, die Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien betreffend, vom 28. Januar 1893 § 10.

6) Buchheim a. o. S. 18.

beschreiben können, jetzt aufgeben, so triviale, platte Gegenstände, wie „etwa ein Schreibzeug oder eine Schulbank", zu behandeln? Lehrreich für die Beantwortung dieser Frage ist es zu vergleichen, was auf der entsprechenden Altersstufe in der Volksschule gefordert wird. Ein gewiß kompetenter Beurteiler, Schulrat Wangemann[1]) verlangt für das einer Gymnasialquinta dem Alter nach entsprechende sechste Schuljahr nicht nur eine „Belehrung über das Wesen der Beschreibungen", sondern auch fleißige Übungen im Disponieren, im Auffinden neuer Gedankenfolgen, im Arbeiten nach Bildern, in freieren Nachbildungen, im verständnisvollen Verkürzen und Erweitern und bietet eine schöne Auswahl Geist und Gemüt bildender Stoffe für Beschreibungen.

Der Stoff muß aus dem Erfahrungskreis der Schüler genommen sein. Das ist aber nicht so zu verstehen, daß nur die aus dem Unterricht gewonnene Erfahrung zu berücksichtigen sei. Man hat das damit begründet, daß der Schüler noch keine Lebenserfahrung besitze.[2]) Allein die Summe dessen, was auf Geist und Gemüt des Kindes eingewirkt hat, sein Umgang mit Eltern und Geschwistern, seine Spiele mit den Freunden, vielleicht auch Reisen oder ungewöhnliche Ereignisse in seiner Umgebung, bilden doch eine „Lebenserfahrung"; und je mehr die Kinder geübt werden, das ihnen im Leben Begegnende zu reproduzieren, desto aufmerksamer werden sie, wie schon Schleiermacher erkannte, die sich ihnen darbietenden Gegenstände betrachten. Oder warum sollen z. B. die Schüler nicht dazu angeregt werden, bei der Beschreibung ihres Heimatsortes auch von ihren Spielen zu reden, diesem Stoffe ihrer „Lebenserfahrung", über den das Wort gilt, daß der Mensch nur da ganz Mensch ist, wo er spielt?[3]) Daher schießt auch Lehmann[4]) über das Ziel hinaus, wenn er behauptet: „Soweit man berechtigt ist, Erfahrungen und Erlebnisse gleichzusetzen, sieht man in der That am richtigsten gänzlich von Aufgaben ab, die aus dieser Quelle fließen." Viel richtiger urteilt Meier[5]): „Nur Aufgaben, die im Zusammenhange stehen mit dem, was in der Schule getrieben wird, oder im gemeinsamen Leben so vorkommt, daß es die Jugend beschäftigt, dürfen gegeben werden". Be-

1) Wangemann, Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im fünften und sechsten Schuljahr, herausgegeben von Herberger und Döring, 1889, S. 7 flg.

2) So Völcker, Klassen-Arbeiten über durchgenommene Abschnitte aus der Naturkunde, Geographie, Geschichte, Religion, im Progr. des Realprogymn. zu Schönebeck a. E. 1892, S. 48.

3) Koch, Der erziehliche Wert der Jugendspiele, in: Über Jugend- und Volksspiele, Mitteilungen des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland, Jahrg. 1892, S. 5 flg.

4) Lehmann, Der deutsche Unterricht, S. 78.

5) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1885, S. 24.

sonders sind Gegenstände der Natur geeignet. Dabei kommt es weniger auf genaue naturgeschichtliche Kenntnisse an, mit denen Kinder gern prahlen, als auf sinnige Beobachtung.[1]) Der Lehrer wird Stoff zu einer darauf zielenden Anleitung z. B. in den Naturstudien von Masius[2]) finden. Namentlich eignen sich Tiere; der Schüler wird gern das, was er vom Menschenleben in seine Innenwelt aufgenommen hat, auf die Tiere sinnig übertragen. Er mache, wenn er nicht in den Mauern einer Großstadt eingeschlossen ist, seine Studien in Gottes freier Natur. Der sprachliche Ausdruck für die Beschreibung dessen, was er gesehen und mit dem Lehrer besprochen hat, versagt ihm hierbei weniger, als bei Gegenständen der Kunst. Mit der Natur und den Naturerzeugnissen seiner Umgebung recht bekannt und vertraut zu werden, dieses Gefühl, das durch die genannten Stilübungen nur gesteigert wird, wirkt in hohem Maße stärkend auf seine gesamte geistige Entwickelung. Es befördert mit nichten das Pfahlbürgertum. Die Menschen recht fest machen in der Gegend ihrer Geburt und ihres sich entfaltenden Lebens heißt vielmehr die Wurzeln ihrer Kraft begießen und stärken. Denn diese liegen im Boden der Heimat.[3])

Gattungsbeschreibungen empfehlen sich im allgemeinen weniger als Individualbeschreibungen. Bei jenen hat der Schüler nach feststehender Disposition die Reihe seiner Vorstellungen wachzurufen und das solcher Art in seine Erinnerung Getretene in sprachliche Form zu bringen. Mag nun der Lehrer eine kurze „Kompositionsregel"[4]) oder einen ausführlicheren „Allgemeinen Plan zur Beschreibung" eines Tieres oder einer Pflanze oder eines anderen Gegenstandes[5]) zu Grunde legen, der Schüler hat viel zu wenig Einzelerfahrung, als daß er die verschiedenen Gestaltungen eines Gegenstandes übersehen und vor ganz falschen Verallgemeinerungen sich hüten könnte. Er wird auch der abstrakten Gattung von vorn herein weniger Interesse entgegen bringen als einem ihm vor Augen stehenden Einzelwesen und bei der Gattungsbeschreibung weniger Gelegenheit zu eigener sinniger Beobachtung haben. Die Gefahr liegt

---

1) Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums, 1891, S. 42.

2) Masius, Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen und Tierwelt I[3] 1857. II 1868.

3) Jütting und Weber, Anschauungsunterricht und Heimatkunde für das erste bis vierte Schuljahr mehrklassiger Schulen 1889, S. 4.

4) Otto, Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln. 8. Aufl. 1890, S. 89.

5) Völcker im Programm des Realprogymnasiums zu Schönebeck a. E. 1892, S. 50flg., und Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, Hannover 1890.

ganz nahe, daß Gattungsbeschreibungen steife, langweilige Arbeiten nach toter Schablone werden.[1]) Zu was für kläglichen Ergebnissen Gattungsbeschreibungen führen können, dafür diene folgende, von Grimmer 1881 in einem Buche über deutsche Aufsätze gegebene Beschreibung zum Beweise:

Der Tisch.

1. Der Tisch ist ein Zimmergerät. 2. Er ist rund oder viereckig, groß oder klein. 3. Man verfertigt ihn aus Holz. 4. Er hat einen oder vier Füße, eine Tischplatte, eine Zange und eine Schublade. 5. Er steht auf dem Boden des Zimmers. 6. Man bedarf der Tische, um daran zu essen, zu arbeiten und Sachen darauf zu legen. 7. Der Tisch wird vom Schreiner gefertigt.

Nur im Vorbeigehen sei die unerträgliche Stilisierung erwähnt: Lauter kurze, eintönige lose Sätze, die gräßlicher Weise alle mit dem Subjekte anfangen: immer derselbe Rhythmus, die Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie in reichster Auswahl — ein Stil „der Steine erweichen, Menschen rasend machen kann".[2]) Aber der Inhalt dieser Gattungsbeschreibung ist nicht besser. Grimmer sagt, der Tisch sei ein Zimmergerät; aber giebt es nicht auch Gartentische? Der Tisch ist nach ihm rund oder viereckig. Aber es giebt auch dreieckige und Tische mit einer erheblich größeren Zahl von Ecken, z. B. Spieltische. Man arbeitet den Tisch nicht nur aus Holz, sondern auch aus Stein und anderen Stoffen. Also war nicht „der" Tisch, sondern „mein" Tisch, oder der Tisch im Klassenzimmer oder irgend ein anderer bestimmter einzelner Tisch als Thema des Aufsatzes zu nehmen. Und auch dann hätten wir einen recht trivialen Gegenstand.

Freilich kann man nicht davon absehen, Gattungsbeschreibungen vorzuführen. Wie viele dergleichen muß nicht allein der Lehrer der „naturbeschreibenden" Fächer bieten. Aber dieser übersieht alle Gestaltungsformen einer Gattung. Der Schüler, der dies nicht kann, mag sich schriftlich im Anfang nur an Individualbeschreibungen üben.

Wenn die erste Individualbeschreibung in der Klasse aufgegeben wird, muß der Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, daß er keine Gattungsbeschreibung zu liefern hat. Es muß ihm an der Hand einiger kurzer Beispiele begreiflich gemacht werden, daß es sich um Eigenschaften eines *bestimmten* Gegenstandes — *meines* Wohnhauses, *unseres* Hofhundes, des Kirschbaumes im Garten meines Vaters, des Gleesberges

---

1) Damit soll nicht geleugnet werden, daß man über einzelne Gattungen von Einzelwesen, z. B. den Specht, bereits auf der Unterstufe sehr wohl schildernde *Betrachtungen* schreiben lassen kann.

2) *Schießl*, Stilistische Entwicklungstheorie S. 19.

bei Schneeberg u. ſ. f. — handelt, daß die Arbeit von der Angabe der Gattungsmerkmale ganz abzuſehen und ſich nur um die ſpezifiſchen Eigenſchaften und charakteriſtiſchen Merkmale des in Rede ſtehenden Gegenſtandes zu kümmern hat. Wenn dieſe Unterweiſung unterbleibt, kann es ſich z. B. ereignen, daß ein Schüler von ſeinem Hunde mitteilt, daß er vier Beine und einen Schwanz habe.[1])

Bei der Wahl des Themas empfiehlt es ſich ferner für den Anfang einen ſolchen Stoff zur Bearbeitung aufzugeben, der eine Anlehnung an das Leſebuch geſtattet. Wenn der Schüler ein Gewitter ſchildern ſoll, das er mit ſeinem Lehrer erlebt hat, ſo wird er gern wenigſtens eine, womöglich aber mehrere Darſtellungen über andere Gewitter in ſeinem Buche finden. Wenn er einen Sonnenaufgang beſchreiben ſoll, ſo wird er weſentlich gefördert, wenn er auf geſchmackvolle Weiſe einen Sonnenuntergang beſchrieben ſieht. Wird ihm aufgegeben, die Weiſe der Schwalbe zu belauſchen und darüber zu berichten, ſo wird es ihm nützlich ſein, wenn das Leſebuch von dem Leben der Spatzen und Bienen erzählt. Beſſer wird er die deutſche Eiche beſchreiben, wenn er einen Aufſatz über die Linde im Leſebuch gefunden hat.[2]) Überall wo die beſchreibenden Aufſätze an andere ſinnliche Stoffe angeſchloſſen werden, die ebenfalls Gegenſtände der Erfahrung für die Schüler ſind (Schulzimmer, Schulgebäude ꝛc.), muß durch das Leſebuch der Weg gebahnt ſein, den die Darſtellung des Schülers zu nehmen hat.[3]) Da es ſich für den Anfang beſonders empfiehlt, die Arbeiten nicht zu lang ſchreiben zu laſſen[4]), ſo ergiebt ſich daraus die Forderung, daß die Beſchreibungen im Leſebuch teilweiſe auch kurz ſeien. Daß aber leider unſere Leſebücher es vielfach an guten Muſterſtücken für die Schüleraufſätze fehlen laſſen, iſt eine häufig wiederkehrende und berechtigte Klage[5]). Dies gilt auch von dem in vieler Beziehung vortrefflichen Döbelner Leſebuch des Teubnerſchen Verlages: Die Beſchreibungen ſind zu lang und zum Teil (z. B. „Das Hirtenleben in der Sierra Nevada"; warum nicht lieber „Das Bergmannsleben im ſächſiſchen Erzgebirge"?) aus zu entlegenen Gebieten genommen; es bleibt daher, abgeſehen von der Benutzung des Leſebuches für Sexta, in Quinta

1) Otto, Anleitung S. 90; Kehr, Theoretiſch-praktiſche Anweiſung zur Behandlung deutſcher Leſeſtücke, 9. Aufl. 1891, S. 413.

2) Laas, ao. S. 396 flg.

3) Schiller, Handbuch der prakt. Pädag. S. 364.

4) Dem Umfang nach ſehr zu rühmen iſt die hübſche Quintanerarbeit „Unſer Schulzimmer" bei Tuchhändler, Zur Weckung und Pflege der Selbſtthätigkeit im erziehenden Unterricht. Progr. Gymn. Buchsweiler 1888, S. 32.

5) Kleinſchmidt, Deutſche Stilübungen I, Vorrede S. IV und Jonas in Rethwiſch' Jahresber. über d. höhere Schulweſen, VII. Band 1892, V 44.

nur übrig, die Abschnitte zu kürzen und z. B. aus dem Lesestücke „Die Wartburg" (II² Nr. 76, S. 205—209) nur den Palas (S. 207, 208) als Muster der Beschreibung eines Hauses herauszugreifen. Hier können die Schülerbibliotheken ergänzend eintreten. Für diese verdienen Krumbachs Deutsche Aufsätze[1]) warm empfohlen zu werden. Durch die hier gegebenen Beschreibungen wird die Benutzung des Lesebuches für den Aufsatzunterricht in der Art, wie es Kellner, Herzog-Keller, Hiecke, Lüben, Diesterweg und jetzt in vortrefflicher Weise Lyon[2]) gezeigt haben, nicht im geringsten beschränkt, wohl aber eine einfache, dem kindlichen Vermögen angepaßte Sprache dargeboten.

Die Erläuterung der Musterbeschreibung des Lesebuches, an welche die Schüler bei der Ausarbeitung des Aufsatzes sich anzulehnen haben, berücksichtige sorgfältig alle die Punkte, welche für die beabsichtigte Aufgabe speziell in Frage kommen. Wenn „Meine Besteigung des Gleesberges bei Schneeberg" (diese individuelle Fassung ist besser als „Der Gleesberg bei Schneeberg") das Thema ist, so würde, da eine entsprechende Beschreibung mit halberzählender Einkleidung im Döbelner Lesebuch[3]) leider fehlt, in Quinta Nr. 82 „Der Ätna"[4]) als Muster des Schüleraufsatzes durchzunehmen sein; auch dieses Stück leidet freilich an der schon getadelten übergroßen Länge, so daß es sich empfiehlt, auf die beiden letzten Abschnitte, welche keine Beschreibung, sondern Erzählungen über frühere Ausbrüche enthalten, nicht näher einzugehen.

Nachdem das Stück gelesen ist und die das Verständnis hindernden Schwierigkeiten sachlicher und sprachlicher Art durch die Erklärung des Lehrers fortgeräumt sind, werden die Schüler angeleitet, die Disposition des Musterstückes selbst zu finden. Das Musterstück sei im Anfang so gewählt, daß der zu beschreibende Gegenstand, also z. B. der Gleesberg,

---

1) Krumbach, Deutsche Aufsätze. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen. Leipzig, Teubner 1890.

2) Vgl. besonders Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Leipzig, Teubner.

3) Es sei dem Verfasser vergönnt, die folgenden Ausführungen an einer aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Schneeberger Gymnasiums genommenen Lokalität zu exemplifizieren und dabei auf das an diesem eingeführte Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten (herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königl. Realgymnasium zu Döbeln) bezug zu nehmen.

4) Leider fehlt eine Beschreibung eines dem Gleesberg ähnlichen Berges im Döbelner Lesebuch. Es tritt auch hier zu tage, daß dieses meines Erachtens zu wenig heimatliche Stoffe enthält. Eine Beschreibung z. B. des Brockens oder eines anderen deutschen Berges wäre für Quinta sehr erwünscht.

genau nach derselben Disposition gearbeitet werden kann. Der Schüler findet auf solche Weise seinen Bauplan. Soll etwa der Lehrer ihm denselben einfach geben? Dann würde der Schüler ein Handarbeiter, ein Baumeister würde er nicht. Oder soll er ihn ganz selbständig ohne Beihilfe aufstellen? Dann verlangen wir von dem Lehrling die Meisterschaft, und das wäre unbillig. Nein, keines von beiden. Sondern wie der werdende Baumeister auf das Studium von klassischen Bauten, von Musteranlagen hingewiesen wird, so wird den Schülern ein Musteraufsatz vorgelegt und dessen Gedankenfolge mittelst der Frage klar gestellt.[1])

So sehr es richtig ist, daß die Partition, im Gegensatz zur Division, überall da zur Anwendung kommt, wo es sich um die Beschreibung oder Schilderung eines einzelnen Gegenstandes handelt, so sehr würde man doch irren, wenn man, wie dies Wyß thut[2]), sich damit begnügen wollte, „erst das Ganze in seine Teile zu zerlegen und einen Teil um den andern zu beschreiben". Es würde dann das Wort Goethes zutreffen:

Wer was Lebend'ges will erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben;
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Es muß auch der Gegenstand als Ganzes gekennzeichnet werden und zwar im allgemeinen wohl am besten gleich zu Anfang der Arbeit, ein Berg, z. B. nach seiner Gestalt, Lage, Höhe, dem Nutzen, den er z. B. als berühmter Aussichtspunkt oder als meteorologische Station den Menschen gewährt, erst dann kommen die Teile („Regionen" im Döbelner Lesebuche) des Berges zur Behandlung. Wenn Götzinger[3]) rät, das Bild teilweise entstehen zu lassen und erst dann das Ganze zu betrachten, so scheint mir das im allgemeinen weniger empfehlenswert zu sein. Ich glaube, das Interesse dessen, der sich durch eine Beschreibung belehren lassen will, ist zunächst auf das Ganze des betreffenden Gegenstandes gerichtet; hierüber ist daher im allgemeinen zuerst zu handeln und erst später von den einzelnen Teilen. Auch der Maler entwirft bei einem Gemälde erst den allgemeinen Umriß des Ganzen, ehe er nach und nach die einzelnen Teile gestaltet. Freilich wird es dabei auf das Thema ankommen. Wenn sich dies für genetische Behandlung vorzüglich eignet, so mag auch die von Götzinger empfohlene Weise sehr gute Ergebnisse erzielen.

Schließlich sei die Bemerkung gestattet, daß die Gliederung, die zu finden die Schüler in den unteren Klassen angeleitet werden müssen, so

1) Wangemann, Theorie und Praxis der ersten Aufsatzübungen S. 12 flg.
2) Wyß, Leitfaden der Stilistik, 5. Aufl., 1883 S. 44.
3) Götzinger, Stilschule I 73.

einfach als möglich sein soll. Ein „absonderliches Geschick dazu, die Kompositionsnähte so zu verstreichen, daß das Zusammengestückelte aus einem Gusse zu sein scheint“[1]), geht naturgemäß den Quintanern oder Quartanern völlig ab, und es würde jede künstliche Verwickelung der Gliederung zu einem „klapperigen“ Aufsatz Veranlassung geben.

Nach Erledigung der Disposition werden zunächst eine Anzahl Phrasen des Musterstückes zusammengestellt, „um für die Bezeichnung der Gegenstände, Merkmale, Eigenschaften, Thätigkeiten ꝛc. die Ausdrücke zu gewinnen, welche die entsprechendsten und edelsten sind“.[2]) Sodann giebt das Musterstück noch zu anderen grammatischen und stilistischen Bemerkungen Anlaß, die dazu bestimmt sind, gewisse Fehler, die erfahrungsgemäß sich leicht einstellen, im voraus möglichst zu verhüten. Insbesondere ist der Gebrauch des Präsens und Perfektum der Beschreibung noch vorhandener Gegenstände im Gegensatz zum Imperfektum und Plusquamperfektum der vom Schüler bisher geübten Erzählung früher verlaufener Ereignisse zu erörtern. Es wird angemessen sein klar zu stellen, daß ein Wechsel der Tempora eintritt, wenn eine Erzählung an eine Beschreibung angehängt oder in eine solche eingeschoben, oder ihr vorangeschickt wird. Notwendig ist diese Unterweisung, wenn die Beschreibung in die Form der Besichtigung (Besteigung des Berges) eingekleidet ist. Es wird den Schüler fördern, wenn ihm der Lehrer z. B. den Gipfel des Gleesberges vorbeschreibt und dabei eine kurze Erzählung über den Abbruch des Turmes und der Restaurationsgebäude einschaltet. Ferner wird die sprachliche Erörterung darauf abzielen, daß die sehr leicht sich einstellende Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie von den Schülern thunlichst vermieden werde. So ist der Ersatz der Hauptwörter durch Pronomina, der Wechsel synonymer Ausdrücke, Abwechselung auch in der Wortstellung und im Satzbau einzuschärfen. Ist das Lesestück, wie es sein soll, nach allen diesen Seiten hin musterhaft, so wird der Schüler leicht selbst das Wesentliche finden. Natürlich muß sich der Lehrer auch auf diese Übung vorher genau vorbereiten, um mit sicherer Hand ein fröhliches Finden zu leiten. Variationen wie „Nach allen Seiten hin bemerkt man“, „Überall sehen wir“, „Man merkt schon“ (Döbelner Lesebuch a. o. S. 222, 223) wird er nicht ungenützt lassen. Selbstverständlich wird man nach Bedürfnis zu den im Musterstück verwandten synonymen Wendungen noch weitere hinzufügen. Ferner müssen die Schüler zur Vermeidung der Satzmonotonie dazu ermuntert werden, daß

1) Vergl. die Ausführungen des Herrn Geheimen Schulrates Dr. Vogel, Ztsch. f. d. deutschen Unterricht, 5. Jahrg., 5. Heft S. 303.

2) Wangemann, Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im fünften und sechsten Schuljahr, herausgegeben von Herberger und Döring, Dresden 1889, S. 6.

sie, ihrem Alter entsprechend, kurze Nebensätze in abwechselnder Weise mit verwenden und nicht nur kurze, einförmige Hauptsätze aneinanderreihen. Was den Umfang der Sätze betrifft, so scheint mir der Grundsatz richtig, was der Schüler korrekt sprechen könne, das werde er auch schriftlich richtig darzustellen im stande sein.[1]) Da sich Monotonien dem Ohr ziemlich kräftig aufdrängen, so ist hier ein besonders günstiger Anlaß den Schülern zu raten, daß sie sich ihr Konzept daheim, ehe sie es einschreiben, laut vorlesen; sie merken dann leichter, wo es „schlecht klingt".

Man erörtere ferner die Verbindungen der Sätze und Abschnitte und lasse auch hier zunächst die Schüler die im Lesestück benutzten Wendungen zusammenstellen und ähnliche, wie z. B. statt „hier": „an diesem Orte" finden. Bei der asyndetischen Anreihung mache man auf die Wortstellung aufmerksam, damit zu betonende Wörter nicht nachgeschleppt werden. Diese Erörterung über die Verbindungen scheint mir von nicht geringer Wichtigkeit zu sein. Denn viele Schüler haben einen so sterilen Satzbau, daß sie etwa mit dem Relativpronomen, mit „denn", „da", „nicht nur — sondern auch" ihren ganzen Verknüpfungsapparat erschöpft haben. Auch hier gilt es, den Schülern das alte wahre „variatio delectat" klarzustellen und durch Übung den Kreis ihrer stilistischen Kenntnisse zu erweitern. Mit Recht weist Gelbe[2]) auf die Erörterung der Übergangs- und Anknüpfungsphrasen hin. Nur muß es nicht gerade, wie Gelbe will, der Anfang des Schuljahres sein, an dem sie stattfindet. Eine Gelegenheit hierzu, die niemals versäumt werden sollte, ist der Übergang vom erzählenden zum beschreibenden Aufsatz.

Diese nach heuristischer Methode zu vollziehende Anknüpfung all der genannten Stileigentümlichkeiten an ein gutes Musterstück des Lesebuchs wird allerdings einige Zeit in Anspruch nehmen. Das Interesse der Schüler wird aber dabei nicht erlahmen, wenn sie wissen, daß es gilt, die neue Erkenntnis bei der nächsten deutschen Arbeit zu verwerten. Im Gegenteil habe ich ein recht fröhliches Suchen und ein recht glückliches Finden dabei beobachtet. Dem Hauptzweck des Lesebuches, wie ihn Herr Geheimer Schulrat Dr. Vogel[3]) charakterisiert hat, sittlich-ästhetischen Zwecken zu dienen, stehen diese Übungen nicht im Wege. Der eben zitierte Aufsatz „Was soll und kann im deutschen Unterricht der Unter- und Mittelklassen das Lesebuch leisten?" des gegenwärtigen Leiters der sächsischen Gymnasien stellt dem Lehrbuchmonismus einen Dualismus

1) Kleinschmidt, Deutsche Stilübungen I 1886, Vorrede S. IX.

2) Gelbe, Die Stilarbeiten 1891, S. 3.

3) Th. Vogel, im Neuen Jahrbuch für Philologie und Pädagogik. II. Abteilung 1893, S. 1 flg. Vergl. auch Lyon, Über die Stellung des Lesebuches im deutschen Unterrichte, Ztschr. f. d. deutschen Unterricht VII, 1893, S. 131 flg.

entgegen, der da heißt: Lektüre und Übungen. Bei solchem Dualismus der planmäßig den Schülern gebotenen Lektüre mustergiltiger Beschreibungen und mannigfacher, auch unabhängig vom Lesebuch vorgenommener stilistischer Übungen wird selbst schwächeren Schülern die Anfertigung von Beschreibungen passender, in ihrem Interessenkreise liegender Gegenstände eine angenehme und durch erfreuliche Leistungen lohnende Arbeit werden.

Um das sachliche Interesse zu steigern und möglichst viele sprachliche Variationen vorzuführen, empfiehlt es sich, wenn zwischen dem Musterstück des Lesebuches und der eigentlichen mündlichen Erörterung des Themas der Lehrer noch einige wenige Beschreibungen ganz ähnlicher Gegenstände einlegt. Hier hat das Wort Hildebrands Geltung: „Reden und immer wieder reden lassen von Dingen, die das Kind versteht, das ist der rechte Durchgang zum Schreiben". Bei dem wiederholt angezogenen Beispiel habe ich z. B. aus eigener lebendiger Anschauung zwei Beschreibungen: „Meine Besteigung des Hohenstaufen bei Reichenhall" und „Meine Besteigung des Malberges bei Ems" eingelegt. Die erstere ist indessen nur bis zur Padinger-Alpe zu geben, weil die dortige Wirtschaft noch im Waldrevier liegt, der gesamte Gipfel des Gleesberges aber bewaldet ist. Die Besteigung der kahlen Spitze ist nur kurz abzumachen. Die Beschreibung hat bei beiden Bergen da zu verweilen, wo die gleichen Verhältnisse am Gleesberg wiederkehren: bei der Eisenbahn, den Feldern, Wiesen und Gebäuden am Fuße, den mannigfachen Windungen der Promenadenwege, die bergan führen, den Gewächsen am Boden und den Bäumen, den wechselnden Fernsichten ꝛc. Der Malberg bietet noch durch seine Drahtseilbahn einen guten Vergleich mit der Bahn, welcher die Steinbrüche des Gleesberges mit der Linie Schneeberg-Schlema verbindet.[1]) Je ähnlicher dem von den Schülern zu behandelnden Gegenstande die Dinge sind, welche in solchen Einlagen vom Lehrer vorgeführt werden, um so größer wird der Eindruck auf die Schüler sein und um so mehr mag auch hier das Wort Lessings gelten:

Laß etwas nur auf dich den rechten Eindruck machen,
So wirst du schon den rechten Ausdruck finden.

Nun gilt es für den Lehrer, den Gegenstand, über den die Schüler schriftlich sich verbreiten sollen, eingehender zu behandeln.

---

1) Das geographische Material über die drei im Text erwähnten Berge ist zu finden an folgenden Stellen: Bad Ems, Winke und Wegweiser für Kurgäste und Fremde, Ems, Verlag von Sommer 1888, S. 43 flg. — Bad Reichenhall und Umgebung. Städtebilder und Landschaften aus aller Welt Nr. 103 herausgegeben von Brausewetter. Zürich, Laurencic, S. 20, 39 flg. — Führer durch Schneeberg und Umgebung (Woerls Reisehandbücher). 1891, S. 5, 18.

können diesen die Schüler bei Anfertigung der Ausarbeitung nicht sehen, ist er aber wie etwa ein Berg oder sonst ein Punkt aus der nächsten Nähe zu erreichen, so müssen die Schüler zunächst sämtlich hingehen und ihn noch einmal recht genau ins Auge fassen. Nun weiß jeder Lehrer, daß die Kinder fast ausnahmslos bei solchen Ausflügen auf Nebendinge oder Fremdartiges ihre Blicke lenken, wenn sie nicht durch die Beschränkung des Gebotenen förmlich gezwungen werden den gerade vorliegenden Lehrgegenstand wahrzunehmen[1]). Es ist schon aus diesem Grunde wünschenswert, daß der Lehrer, der den Aufsatz aufgiebt, selber mitgeht, d. i. einen sogenannten Klassenspaziergang macht. Hier hat er eine vortreffliche Gelegenheit, wie sich sonst eine bessere nicht bietet, die Schüler vor allen sehen zu lehren, auf Dinge genau zu achten, über die das Auge vieler flüchtig hinschweift, ohne sie genau zu erfassen.[2]) „Daß er geistig zugreifen lerne, dazu ist der werdende Mensch in der Schule", sagt Hildebrand[3]). Um aber geistig zugreifen zu können, muß der Schüler vor allem selbst beobachten lernen. Wie der Lehrer bei solchem Ausflug den ihm anvertrauten Zöglingen auch gemütlich nahe tritt, wissen alle, die an der Erziehung unserer Jugend arbeiten, aus Erfahrung. Da kann man, auch ohne Naturgelehrter zu sein, doch die leichten Fluges dahinschwebenden Schmetterlinge, die flüchtigen Vögel, die Käfer im Grase, die Blumen am Bach, das Wild den Kindern wert machen, diese zu liebevoller, sinniger Beobachtung anhalten.[4]) Die Früchte solcher Bemühungen werden auch dem Aufsatzunterricht zu gute kommen. Freilich muß der Ausflug vom Lehrer nach der Örtlichkeit und den zu erwartenden Funden sorgfältig vorbereitet sein; ein aufs Geradewohl unternommener Ausflug zersplittert sich in einer Menge von Fragen, deren viele unbeantwortet bleiben müssen. Da es bei dem Ausflug allerhand botanische und zoologische Bemerkungen zu machen giebt, so muß der Lehrer die Behandlungsweise kennen, die sein naturwissenschaftlicher Kollege den Schülern, die den Aufsatz schreiben sollen, angedeihen läßt; die Anleitung zu Beschreibungen wird nur gewinnen, wenn der Lehrer des Deutschen es sich nicht verdrießen läßt, die Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichtes durch Hospitieren

---

1) Römpler, Form des Unterrichtes, Plauen 1891, S. 30.

2) „Auch das Sehen will gelernt sein, aber darauf wird von manchen Seiten viel zu wenig Gewicht gelegt." Röhrig, Beiträge zum deutschen Unterricht 1886, S. 10.

3) Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule, 4. Aufl. 1890, S. 28.

4) Märkel, Die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Unterricht und Erziehung, 1878, S. 24.

bei seinem naturwissenschaftlichen Kollegen kennen zu lernen. Freilich draußen im Freien, etwa auf einem herrlichen Aussichtspunkt, deren der Gleesberg viele bietet, wo die Sänger des Waldes ihren Wettgesang halten, wo allerhand Beeren und Blumen unter dem Gebüsch hervorlugen, wird auch die gründlichste Besprechung und das hervorragendste Lehrgeschick nicht ausreichen die Schüler soweit zu fördern, daß sie nun im stande wären, den Aufsatz auszuarbeiten. Aus der zerstreuenden Außenwelt muß die junge Schar erst wieder zurück in die stillen Schulräume und den Stoff nochmals in ruhiger Sammlung des Geistes an sich vorüberziehen lassen. Dies leitet der Lehrer durch Fragen, die alle wesentlichen Einzelheiten aus den Schülern herauslocken. Dabei wird die Disposition innegehalten, welche diese früher sich aus ihrem Lesebuch erarbeitet hatten.

Nun trägt der Lehrer seine Musterlösung der gestellten Aufgabe vor, am besten eine ausführlichere für die Begabten und eine kürzere im Interesse der Schwerfälligen. Das Vorbild muß nach Inhalt und Form dem geistigen Vermögen der Klasse angepaßt sein und sich vor „den bunten Flecken und dem Flitterstaat rhetorischer Paradeaufsätze“[1]) sorgfältig hüten, damit der Schüler nicht verleitet wird, an Stelle der seinem Denken und Sprechen natürlichen Schlichtheit ein hochtönendes Original nachzuplappern. Die einfache, sprachkeusche Arbeit des Lehrers ist die beste Anweisung. An dieser bildet sich der Schüler, wie der werdende Künstler an seinem Meister.[2])

Auch bei der nun folgenden Nachbeschreibung hat der Lehrer soviel als möglich auf Selbständigkeit des Ausdruckes hinzuarbeiten. Es gilt auch hier der Satz, daß es falsch ist, wenn der Lehrer statt Aufsatzaufgaben bloße Gedächtnisübungen giebt. Nicht als ob das Gedächtnis nicht eine erwünschte Hilfe bei der Anfertigung des Aufsatzes sei. Es ist aber dabei zu vermeiden, daß dasselbe hierbei zu sehr die treibende Kraft bleibt und damit die ganze Arbeit eine zu mechanische wird. Es ist daher auf Abwechselung im Ausdruck zu halten, synonyme Wendungen sind zu erklären und zu üben, und mündlich etwa in der Weise zu verfahren wie es Schiller[3]) für die ersten Versuche der Erzählung schriftlich empfiehlt.

Wenn nun der Unterricht, wie er soll, planmäßig darauf ausgeht, die Wort-, Konstruktions- und Satzmonotonie nachdrücklich zu bekämpfen,

1) Steinel, Reform des deutschen Aufsatzunterrichtes 1893, S. 8.

2) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben 1885, S. 30.

3) Schiller, Handb. der prakt. Pädagogik für höhere Lehranstalten, 2. Aufl. 1890, S. 362 flg.; 3. Aufl. 1894, S. 381 flg. Ein ähnliches Verfahren führt Kleinschmidt für die Volksschule in drei starken Bänden deutscher Stilübungen (1886) durch.

so folgt, daß diesbezügliche grobe, namentlich fortgesetzte Verstöße auch schon auf der Unterstufe bei der Korrektur als fehlerhaft zu bezeichnen und bei der Censierung zu berücksichtigen sind. Handelt es sich hier doch nicht, um mit Herbart zu reden, um Sommersprossen, gegen die ein Ätzmittel nicht zu gebrauchen ist, damit das Übel nicht noch schlimmer werde[1]), sondern um ein Grundübel des noch unentwickelten Stiles, das nur durch fortgesetzte Bekämpfung beseitigt werden kann. Deshalb ist auch die von der Direktorenversammlung in Posen angenommene These, daß in V und IV vom Lehrer nur Verstöße gegen Rechtschreibung, Interpunktion und Grammatik als Fehler zu bezeichnen seien, nicht zu billigen.[2])

Daß die mündlichen Vorbereitungen zu den ersten Versuchen im beschreibenden Aufsatz viel Zeit beanspruchen, läßt sich nicht in Abrede stellen. Das ist aber auch durchaus kein Schade. Es sei hier daran erinnert, daß nicht den schriftlichen, sondern den mündlichen Sprachübungen die meiste Zeit und Kraft gewidmet werden muß, und zwar auf allen Stufen.[3]) Durch das Vermeiden von Fehlern wird sicher mehr erreicht, als durch nachträgliches Verbessern. Die Korrektur des Lehrers haftet im Gedächtnis des Schülers weniger als das, was dieser vorher oft mit erheblichem Aufwand an Kraft und Zeit geschrieben hat, zumal auch die Verbesserungen von den Schülern gewöhnlich nur flüchtig durchgelesen und schlecht gemerkt werden.[4])

Mag aber auch die Anleitung des Lehrers noch so sorgfältig und zweckentsprechend sein und das Lesebuch noch so treffliche Muster enthalten, der Schüler, insbesondere der unbeholfene, schwache, wird bei der schriftlichen Ausarbeitung noch immer auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen. Wie oft versagt der Feder, was dem Munde in lebendiger Wechselrede gelang! Dabei ist auch zu beachten, daß die Zahl derjenigen Schüler, die eine wohlgeordnete städtische Bürgerschule zu besuchen nicht in der Lage gewesen, sondern verhältnismäßig schlecht vorbereitet sind, infolge unabwendbarer Verhältnisse groß sein kann. Diese Zöglinge werden trotz aller vom Lehrer aufgewandten Mühe besonders häufig nicht wissen, „wie es weiter geht". Dazu kommen die Schwierigkeiten,

---

1) Herbart, Sämtliche Werke, herausgegeben von Hartenstein IX, 493.

2) Verhandlungen der 8. Direktorenversammlung in der Provinz Posen (Verhandlungen der Direktorenversammlungen in Preußen, 28. Band, Berlin, Weidmann 1888) S. 255.

3) Dörpfeld, Grundlinien einer Theorie des Lehrplanes, Gütersloh 1873, S. 66 flg. Frick, Lehrproben 1885, 3, S. 77.

4) Wehrmann, Stil im Unterricht und Leben, Ztschr. f. deutschen Unterricht 1892, S. 44.

die in der Natur der Beschreibung liegen. Schon die Sprache legt hier Schwierigkeiten in den Weg, da wegen der immerwährenden Wiederkehr des zu beschreibenden Gegenstandes sie gar zu leicht in die Fehler des Eintönigen fällt, indem man immer dasselbe Wort gebraucht, wie es denn bei manchen Gegenständen nahe liegt, stets dieselben Wörter und immer die gleiche Wortfolge zu wiederholen.[1]) Da ferner der Gegenstand jeder Erzählung eine zeitliche Entwicklung durchläuft, so braucht der Stilist nur der Chronologie nachzugehen; der Gegenstand selbst diktiert ihm alsdann den ganzen Aufbau der Darstellung in die Feder. Bei den meisten Beschreibungen aber starrt uns ein regungsloser Stoff an, in den erst durch den Stilisten Leben gebracht werden muß. Die meisten Beschreibungen sind daher ungleich schwieriger zu komponieren als Erzählungen.

Infolge dessen ist es angezeigt, daß die beschreibenden Aufsätze im Anfange, mindestens teilweise, in der Schule gefertigt werden. Ich hoffe mit dieser Behauptung nicht in den Verdacht zu kommen, einer unnützen Zeitverschwendung das Wort zu reden. Hat doch bei den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, die Seine Majestät der Kaiser nach Berlin berief, ein um unseren gymnasialen Unterricht so hochverdienter Mann wie Herr Geh. Oberschulrat Dr. Schiller im gesundheitlichen, erziehlichen und unterrichtlichen Interesse die möglichste Einschränkung der Hausarbeit bis Quarta einschließlich befürwortet.[2]) Wer die Ausarbeitung der Beschreibungen völlig zu Hause fertigen läßt, züchtet allerhand Stil- und Kompositionsfehler groß und zwingt die Schüler von Anfang an zur Unselbständigkeit. Denn da sie sich in ihrer kindlichen Ungeschicklichkeit vielfach nicht zu helfen wissen, so suchen sie naturgemäß den Rat und die Beihilfe ihrer Eltern, Geschwister und guten Freunde. Diese sind aber häufig gar nicht in der Lage eine Anleitung zu geben, welche der Methode des Schulunterrichts nicht ins Gesicht schlägt. So wird nicht nur das Gefühl für stilistische, kompositionelle und ästhetische Notwendigkeiten nicht entwickelt, sondern auch der Schüler denkfaul, also gründlich verdorben. Eine Anzahl preußischer Gymnasien ging freilich noch viel weiter und verlangte, daß in den drei unteren Gymnasialklassen nur Klassenarbeiten zu schreiben seien. Aber der hierfür angegebene Grund[3]), daß das Niederschreiben des Aufsatzes um so besser gelingt,

---

1) Götzinger, Stilschule I² 73 flg.

2) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes. Im Auftrage des Ministers der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Hertz. 1891, S. 42.

3) Verhandlungen der achten Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen, Berlin, Weidmann 1888, S. 152.

je frischer der Eindruck ist, unter welchem es geschieht, ist nicht hinreichend, in dem verlangten Umfange die Zeit zu opfern, die um so kostbarer ist, je mühevoller die übrigen Aufgaben des deutschen Unterrichtes sind.

Die Aufgabe kann auf sehr verschiedene Weise nach und nach gesteigert werden. Für den Anfang empfiehlt es sich sehr, das, was Gegenstand des Raumes ist, in einen Gegenstand der Zeit zu verwandeln. Anstatt einen Wagen als fertig zu beschreiben, kann ich ihn geradezu bauen lassen; anstatt die Beschreibung eines Ofens zu geben, lasse ich ihn aufsetzen. Oder der Schüler beschreibe in der Zeitfolge der Besichtigung, z. B. einen Berg in der Folge der Besteigung, einen Jahrmarkt in der Reihenfolge, wie er die Straßen und Buden besucht hat. Später mag man diese erzählende Einkleidung fallen lassen.[1]) Die Steigerung der Aufgabe kann ferner darin bestehen, daß von einem nahen zu einem entfernten oder von einem ruhenden Gegenstand zu Bewegungen fortgeschritten wird. Die Darstellung vorübergehender Szenen ist schon ziemlich schwierig, da dergleichen wohl von den Knaben mit gieriger Lust angesehen oder richtiger angegafft werden, an ihnen aber meist flüchtig vorüberrauschen und nur verworrene Bruchstücke eines Bildes, nicht aber ein volles, klares Bild in der Seele zurücklassen.[2]) Die Beschreibung kann auch ein lebhafteres Kolorit annehmen und sich zur Schilderung erheben. Diese hat jedoch die Entwickelung von Phantasie und reichem Gemütsleben zur Voraussetzung. Für sie wird daher auf der Unterstufe des Gymnasiums (wie auf der Volksschule) nur ein bescheidener Raum vorhanden sein.[3]) Ein wichtiger Fortschritt besteht sodann in den Darstellungen nach „neuer Gedankenfolge". Der Schüler muß lernen, auch ein und dasselbe Thema nach völlig verschiedenen Gesichtspunkten zu behandeln; dadurch kommt er mehr und mehr zur Freiheit in der Anordnung und Darstellung der Gedanken.[4]) Von völlig freien Arbeiten ist aber auf der Unterstufe der Gymnasien noch durchaus abzusehen.[5])

Die Möglichkeiten, die Aufgabe zu steigern, können nach der Natur des zu beschreibenden Gegenstandes noch vermehrt und unter sich wieder

---

1) Götzinger, Stilschule I 76; Hentschel, Lehrplan für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines sächsischen Realgymnasiums 1892, 75.

2) Hiecke, der deutsche Unterricht, 3. Abdruck 1889, S. 205.

3) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben S. 26.

4) Wangemann, Theorie und Praxis der Aufsatzübungen im 5. und 6. Schuljahre, S. 7 flg. Des Friedrichs-Gymnasiums Lehrplan für den deutschen Unterricht, Programm Cassel 1887, S. 17.

5) Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre, 4. Aufl. S. 474 flg.

verbunden werden. Es ist nicht meine Absicht, mit diesen Bemerkungen etwas Erschöpfendes zu geben. Nur einen Punkt möchte ich noch berühren: Es empfiehlt sich sehr, Beschreibungen in Briefform aufzugeben. Zwar behauptet Herbart[1]): „Die mißlichsten aller schriftlichen Übungen sind im Briefstil." Aber diese Behauptung ist irrig. Gerade die Briefform giebt am besten Gelegenheit, daß der noch nicht ausgereifte Mensch, der Schüler, unbefangen und naturgemäß seine Ansichten über die Dinge vorträgt. Wenn der Schüler seinem Freunde mitteilt, wie dies oder jenes ausgesehen oder sich zugetragen hat, so besitzt er ein bestimmtes Urteil darüber, was bei dem gleichaltrigen Freund an Wissen vorausgesetzt werden kann. Diese Form der Beschreibung bietet daher nicht die Gefahr, daß der Schüler durch eine zu hohe, sein Denken zu wenig berücksichtigende Vortragsweise des Lehrers veranlaßt wird, seine Darstellung dem Verstand eines Vorgeschrittenen anzupassen.[2]) So entsprechen gerade die Briefe der von Herbart ganz richtig gestellten Forderung, der Aufsatzunterricht müsse es vermeiden „den Individuen einen ihnen fremdartigen Geschmack aufdringen zu wollen".[2]) Speziell möchte ich, namentlich im Interesse der Begabteren in der Klasse, die viel verbreiteten, aber von Richter[3]) scharf getadelten Beschreibungen einzelner Ferientage empfehlen. Wenn Richter behauptet, selbst eine verhältnismäßig gute Schülerabteilung werde durchschnittlich nur verworrenes und leeres Gerede bringen, so stimmen meine persönlichen Erfahrungen dazu nicht. Allerdings muß der Lehrer auch hier einige Winke geben, wie dies und jenes etwa zu machen sei. Besonders geeignet ist es, über irgend einen Tag der Weihnachtsferien sich berichten zu lassen. Warum soll auch das dankbare Kind nicht über die ersehnten und erhaltenen Geschenke einen Brief schreiben? Man hat wohl gesagt, daß bei Beschreibungen eines Ausfluges, der zu den in Rede stehenden Aufgaben gern benutzt wird, doch wenig mehr als die Zahl der verzehrten Butterbröde oder getrunkenen Glas Bier aufgezählt werde. Aber damit stimmen wiederum meine Erfahrungen nicht. Der Schüler muß auch durch den Unterricht und durch den Umgang mit seinen Lehrern soviel Sinn für die ihn umgebende Außenwelt erhalten haben, daß einige Winke, die der Lehrer bei Stellung des Themas giebt, ihn befähigen, etwas Erträgliches zu melden. Speisekartenberichte aber sind im voraus leicht abzuschneiden. Mit Freude

---

1) Herbart, Sämtliche Werke herausgegeben von Hartenstein X 313 „Vertrauliche Briefe", fügt Herbart zur Begründung hinzu, „kann jeder nach seiner Art gut schreiben; alles Angelernte steht hier im Wege."

2) Völcker a. o. S. 43, Steinel a. o. S. 26.

3) Richter, Otto, Der deutsche Unterricht an höheren Schulen. Leipzig 1876, S. 59.

erinnere ich mich der Schilderung einer Schlittenfahrt von Aue nach Zwickau, die mir ein Quintaner als Beschreibung eines Tages der Weihnachtsferien in Briefform eingegeben. Einige Stellen dieser Arbeit waren so wohl gelungen, daß auch ein Schüler der oberen Klassen sich ihrer nicht hätte zu schämen brauchen. Die Begabteren in der Klasse haben an der Briefform noch das besondere Vergnügen, daß sie einmal die spanischen Stiefel einer vorgeschriebenen Disposition nicht anzuziehen brauchen, sondern die Flügel freier bewegen können.

Viele Wege führen nach Rom; der Methoden sind nicht wenige, die unsere Jugend dem Ziele ihrer sprachlichen Ausbildung zuführen. Es liegt mir fern, angeben zu wollen, wie der Aufsatzunterricht gegeben werden muß; ich wollte nur zeigen, wie er mit Aussicht auf Erfolg gegeben werden kann. Aber eins ist notwendig, und in diesem Einen weiß ich mich mit allen Kollegen gleichen Sinnes: Der Lehrer muß, was er auch den Schülern bieten mag, sich stets einer mustergiltigen Ausdrucksweise bedienen. „Erst wenn die Sprache des Lehrers in der Form zwar einfach, aber vollständig korrekt ist, wenn Vokale und Konsonanten rein und schön, die Endungen, insbesondere die Flexionsendungen, deutlich gesprochen werden, wenn die Wortfolge richtig ist, die Sätze ohne Stockern und Verbesserungen gegeben werden, wenn sein gesamter Vortrag gut gegliedert, der Ausdruck der Sache entsprechend, klar und deutlich ist, erst dann ist eine solide Grundlage für die Sprachbildung der Schüler vorhanden, erst dann hat der Lehrer ein Recht, gleich korrekte Sprache zu fordern."[1]) Oder hallt es anders aus dem Wald, als es in ihn schallt?[2]) Treffend sagt schon Vater Homer:

> Leicht ist die Zunge der Menschen gewandt, viel sind auch die Reden
> Aller Art und weit das Gefild hinstreifender Worte.
> Wie du selbst ausredest ein Wort, so magst du es hören.[3])

Das Aufsatzschreiben ist auch ein *ἐπέων πολὺς νομὸς ἔνθα καὶ ἔνθα*, ein geräumiger Weideplatz der Reden in jeglicher Richtung. Was für ein Deutsch der Lehrer spricht, solches hört er und im Aufsatz sieht er es wieder.

Glücklich[4]) das Kind, dem Haus und Schule, Eltern und Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie

---

1) Meier, Lehrplan für den Unterricht im Aufsatzschreiben S. 18.

2) Rothfuchs, Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes, Marburg 1892, S. 13.

3) *στρεπτὴ δὲ γλῶσσ' ἐστὶ βροτῶν, πολέες δ' ἔνι μῦθοι*
παντοῖοι ἐπέων δὲ πολὺς νομὸς ἔνθα καὶ ἔνθα.
ὁπποῖόν κ' εἰπησθα ἔπος, τοῖόν κ' ἐπακούσαις.

Hom. Il. XX, 248—250.

4) Wackernagel, Der Unterricht in der Muttersprache. 4. Aufl. 1889, S. 114.

zuſprechen. Wem aber die häusliche Erziehung ſolche Vorbilder verſagte, der achte auf ſeiner Lehrer reine, deutliche und charaktervolle Sprache; dieſe, ſeine Lehrer, höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme umſchalle ihn auch in der Einſamkeit, wie einſt den Agamemnon, von dem der Sänger der Ilias meldet:

Auf erwacht' er vom Schlaf, ihn umſchallte die göttliche Stimme.[1])

Die Quelle zu Uhlands Tailleſer im Unterricht der Tertia.

Von **Willy Thamhayn** in Seehauſen i. A.

Es iſt gewiß für jeden Unterricht von Vorteil, gegebene Dinge einander gegenüberzuſtellen, um die Punkte finden zu laſſen, in denen ſie übereinſtimmen oder von einander abweichen. Derartige Übungen ſind vorzüglich geeignet, die Schüler im Beobachten zu üben. Eine fruchtbare Gelegenheit dazu bietet der deutſche Unterricht in der Vergleichung poetiſcher Leſeſtücke mit den Quellen, welche ihrer Bearbeitung zu Grunde liegen. Dieſelbe iſt von um ſo größerem didaktiſchen Wert, als ſie uns die Entſtehung eines abgeſchloſſen vor uns liegenden Gegenſtandes vor Augen führt. Zugleich aber iſt ſie in hohem Grade geeignet, zu tieferer Würdigung und damit auch zu tieferem Verſtändnis deſſen, was der Dichter geſchaffen hat, anzuleiten.

Aus dieſem letzteren Grunde verlangt bereits Laas für das von ihm geforderte Leſebuch, „daß der Sammler auf die bekannt gewordenen Quellen der Gedichte des Kanons achtet, auf das Rohmaterial, welches die dichteriſche Phantaſie geſtaltet hat" (Deutſcher Unterricht auf höheren Lehranſtalten, S. 346; vergl. ferner S. 306 flg.). Von Neueren haben u. a. die Herausgeber des Werkes „Aus deutſchen Leſebüchern" in ihrem Kommentar vielfach das Quellenmaterial mit verarbeitet. Außerdem möchte ich auf die „Beiträge zur Erklärung Uhlandſcher Balladen" von Paul Eichholtz aufmerkſam machen, in denen der Verfaſſer auf den Nutzen hinweiſt, welcher dem Schüler aus dem „Einblick in die Werkſtatt des Meiſters und in die Art und Weiſe, wie er des ſpröden Stoffes Herr wird", erwächſt (Berliner Ztſchr. f. d. G. 1870, S. 1; wiederabgedruckt in „Quellenſtudien zu Uhlands Balladen" von Paul Eichholtz, Berlin, Weidmann, 1879).

---

1) ἔγρετο δ' ἐξ ὕπνου· θεὴ δέ μιν ἀμφέχυτ' ὀμφή. Hom. Il II. 41.

Wenn Laas bei seinen Ausführungen hauptsächlich an die dramatische Lektüre der Oberstufe dachte, haben Polack und seine Mitarbeiter im dritten Bande des genannten Kommentars, sowie Eichholtz Balladen im Auge. Wegen ihrer verhältnismäßigen Kürze und Geschlossenheit läßt sich der Vergleich für sie ohne besondere Schwierigkeiten und jedenfalls in einer für die Tertia, in der sie besonders gelesen werden, angemessenen Weise durchführen. Die Möglichkeit, Gedankenprozesse dieser Art auf der genannten Klassenstufe erfolgreich durchzuführen, wird von Eichholtz auf Grund seiner Praxis ausdrücklich hervorgehoben, und der Verfasser dieser Zeilen kann sich seinem Urteil nur anschließen.

Eines freilich muß dabei unbedingt vorausgesetzt werden, daß nämlich das betreffende Gedicht, bevor die Vergleichung vorgenommen wird, mit den Schülern genau besprochen ist. Wenn die Verfasser des Kommentars „Aus deutschen Lesebüchern" die Quelle zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung machen, um die Seele des Hörers auf den Vortrag des Gedichtes vorzubereiten (vergl. das Vorwort zur ersten Auflage), so kann dadurch die vom Dichter beabsichtigte Wirkung nur gehemmt und durchkreuzt werden. Oberster Grundsatz muß auch hier bleiben, daß jedes poetische Kunstwerk in erster Linie durch sich selbst wirken soll.

In welcher Weise nun im einzelnen die Durchführung der Vergleiche vor sich gehen kann, möge an einer Lehrprobe veranschaulicht werden, welche der Verfasser dem deutschen Unterricht in der für dieses Fach kombinierten Unter- und Obertertia des hiesigen Gymnasiums entnommen hat. Zum Mittelpunkt der Unterrichtsarbeit eines Semesters war Uhland gewählt worden, der ja wie kein anderer den Namen eines Klassikers für die Tertia verdient. Sämtliche im Hopf und Paulsiek für Tertia enthaltenen Gedichte des Tübinger Poeten, dazu die in Sexta, Quinta und Quarta besprochenen Schöpfungen des Meisters als Wiederholungsstoffe, ferner einige wichtige, in die genannten Bände nicht aufgenommene, zur Ergänzung dienende Gedichte Uhlands und endlich seine beiden Dramen (als Privatlektüre mit kurzer Besprechung in der Klasse) waren von dem Verfasser nach einheitlichem Plan gruppiert worden, um den Schülern ein möglichst vollständiges Bild des Dichters zu geben. Innerhalb dieses Rahmens bildete einen besonders anziehenden Punkt die Besprechung der Ballade von Tailleser, „der reifsten dichterischen Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien und überhaupt eines seiner besten Gedichte".[1])

1) Eichholtz, Quellenstudien S. 37; zuerst in der Festschrift zur 3. Säcularfeier des Gymnasiums zum grauen Kloster, 1874.

Nach genauer Durchnahme desſelben galt es die Schüler mit ſeiner Quelle bekannt zu machen.[1])

Dieſelbe iſt in einer in normanniſcher Mundart abgefaßten Reimchronik enthalten, in welcher die Geſchichte der franzöſiſchen Normannen von ihrem erſten Herzog Rou (= Rollo) bis zum Jahre 1106 erzählt wird. Das Werk, deſſen Verfaſſer Wace im zwölften Jahrhundert lebte, wird gewöhnlich ſchlechtweg „Roman de Rou“ genannt (genauer „Roman de Rou et des ducs de Normandie“). Um den Schülern die in Betracht kommenden Stellen desſelben zugänglich und mundgerecht zu machen, habe ich die Achtſilbler des Originals in vierfüßige deutſche Jamben umgeſetzt, ſelbſtverſtändlich in einer Weiſe, daß dadurch die Zuverläſſigkeit des Vergleiches nicht beeinträchtigt wird. Damit wird denn auch das Ganze des gelehrten Anſtriches entkleidet, den das Hereinziehen einer „altfranzöſiſchen“ Quelle in den Unterricht der Tertia auf den erſten Blick erwecken mag.

Wie ſich aus dem folgenden ergiebt, kommen drei, durch umfangreiche Zwiſchenſtücke getrennte Stellen des Romans in Betracht. Das Original findet man von den Ausgaben des ganzen Werkes (Pluquet, Rouen, 1827; Andreſen, Heilbronn 1877—79) abgeſehen in dem oben genannten Aufſatz von Eichholtz. Doch habe ich abweichend von demſelben hinter V. 13174 die folgenden acht Zeilen noch hinzugefügt (Ende des zweiten Stückes). Man kann ſie der dreizehnten Strophe des Uhlandſchen Gedichtes gegenüberſtellen. Für die, welchen die Geſamtausgaben nicht zur Hand ſind, teile ich der Vollſtändigkeit halber ihre franzöſiſche Faſſung nach Pluquet mit:

Dunc l'unt Engleiz avironé;
Al secund colp k'il out doné,
Eis vos noise levé è cri,
D'ambedui pars pople estormi.
Normanz à assaillir entendent,
E li Engleiz bien se defendent;
Li uns fierent, li altres botent,
Tant sunt hardi ne s'entre dotent.

Übrigens bemerke ich nachträglich, daß eine vollſtändige Überſetzung des Waceſchen Romanes von dem Freiherrn von Gaudy, dem bekannten Freund Chamiſſos, herausgegeben iſt (Glogau 1835).[2])

Die von mir den Schülern mitgeteilte Übertragung lautet folgendermaßen:

---

1) Das wiſſenſchaftliche Material dazu bot die eben angeführte Arbeit von Eichholtz.

2) Die in Betracht kommenden Stellen ſtehen S. 246, 285, 302.

I (11711 flg.)

Der Herzog ſtieg zuerſt ans Land,
Da fiel er nieder auf die Hand.
Gleich huben alle groß Geſchrei,
Daß das ein böſes Zeichen ſei.
Doch er weithin verkünden thät
„Ihr Herrn, bei Gottes Majeſtät!
Das Land ſaht meine Hand ihr faſſen,
Und nimmer will ich's von mir laſſen.
Ganz iſt es uns, ſoweit es geht.
Laßt ſehn, wer kühn im Streit beſteht."

(Es folgen Verhandlungen Wilhelms mit Harald und Vorbereitungen beider zum Kampf.)

II (13149 flg.)

Herr Tailleſer, der trefflich ſang,
Zog hoch zu Roß in ſchnellem Gang
Hin vor dem Herzog, und ins Land
Schallt laut ſein Lied von Karl, Roland
Und noch manch tapferem Vaſall,
Der fiel im Thal von Roncevál.
Als ſie ſo weit geritten waren,
Daß man erkannte Englands Scharen,
Sprach Tailleſer: „Zu Gnaden, Herr!
Wohl dient' ich Euch manch Jahr daher.
Ganz war mein Dienen Euch geweiht.
Entgeltet's mir, ich bitt' Euch, heut.
Als Lohn allein ich dies begehr',
Und bitten drum wollt' ich Euch ſehr,
Gewähret mir, nicht ſei's verſagt,
Den erſten Hieb in dieſer Schlacht."
Und drauf der Herzog: „Nun, wohlan!"
Und Tailleſer ſprengt raſch voran.
Vor all die andern ſtellt er ſich,
Trifft einen Feind mit ſicherm Stich,
Stößt ihm die Lanze an der Bruſt
Quer durch den Leib voll Kampfesluſt.
Er ſtrecket lang ihn hin zur Erde,
Schlägt einen andern mit dem Schwerte,
Dann ruft er laut: „Herzu, herzu!
Was macht ihr denn? Schlagt zu, ſchlagt zu!"
Engländer haben ihn umringt,
Zum zweiten Mal das Schwert er ſchwingt,
Und ſchon tönt ringsum Kampfgeſchrei;
Und hier wie dort ſtrömt Volk herbei:
Normannen dringen an mit Mut,
Der Engelländer ſchlägt ſich gut.
Die einen ſtoßen, andre ſchlagen.
Gar kühn ſind ſie und ohne Zagen.

(Es folgt die weitere Schilderung der Schlacht, insbeſondere von Thaten einzelner, bis zur Eroberung der engliſchen Standarte.)

III (14008 flg.)

Wo die Standarte ſtand, dorthin
Ließ Herzog Wilhelm ſtolz im Sinn
Alsbald ſein Schlachtenbanner tragen.
Dort ſollt' es in die Höhe ragen.
Das Zeichen war's, daß er geſiegt,
Und die Standart' am Boden liegt.
Sein Zelt aufſchlug er zwiſchen Toten.
Es ward dahin ſein Hof entboten.
Man trug herzu die Speiſen all
Und rüſtet ihm das Siegesmahl.

In welcher Weiſe ſoll nun die Vergleichung vor ſich gehen? Es wird zunächſt die Gliederung des Gedichtes, wie ſie bei der Durchnahme desſelben feſtgeſtellt iſt, noch einmal wiederholt und um der größeren Anſchaulichkeit willen auch an die Tafel geſchrieben. Sie läßt ſich etwa in folgender Form geben:

	Strophe:
A. Tailleſer vor dem Zuge nach England.	
a) Des Herzogs Frage nach Tailleſer . . .	1 — 2.
b) Tailleſers Bitte um Freiheit	3 — 4.
c) Tailleſer und des Herzogs Schweſter . . .	5 — 6.
B. Der Zug nach England.	
a) Vor der Schlacht.	
1. Die Landung	7.
2. Tailleſers Bitte den erſten Hieb führen zu dürfen	8 — 9.
b) Die Schlacht.	
1. Tailleſers Geſang	10 — 11.
2. Tailleſers Angriff	12.
3. Kampf des Heeres	13.
c) Nach der Schlacht	14 — 15.

Über den didaktiſchen Nutzen derartiger Zerlegungen der Leſeſtücke in ihre Teile kann wohl kein Zweifel herrſchen. Wenn die Dispoſition in dem vorliegenden Falle etwas umſtändlicher erſcheint, ſo liegt dies in der eigentümlichen Anlage unſeres Gedichtes.

Nachdem der Inhalt desſelben durch die Wiederholung der Gliederung den Schülern noch einmal vor Augen geführt iſt, werden einige kurze, in elementarſter Form gehaltene litterarhiſtoriſche Mitteilungen über die Quelle zu geben ſein (vergl. oben).

Dann folgt die Mitteilung der Übertragung, welche zunächst vollständig vorzulesen ist. Vorauszuschicken ist zur schnelleren Auffassung des Ganzen, daß Uhland drei verschiedene Stücke seiner Quelle benutzt hat, welche durch umfangreiche Zwischenstücke von einander getrennt sind. Der Inhalt der letzteren mag in der Weise, wie dies oben geschehen ist, nach dem Vortrag des ersten, bezüglich zweiten Teiles kurz angegeben werden.

Schon nach dem ersten Verlesen der Übertragung ergiebt sich, daß die Quelle nicht enthält, was den ersten Hauptteil der Ballade ausmacht, d. h. sie weiß nichts davon, daß Taillefer ursprünglich ein Unfreier war und durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte, die Freiheit gewann und die Zuneigung der Schwester des Herzogs erwarb. Hiernach wird jeder der drei Teile noch einmal für sich vorgelesen und festgestellt, welchen Gliedern des Gedichtes er entspricht, und ob er in seinem Inhalt von der Quelle abweicht. Stück I derselben ist dem Abschnitt B a 1 des Gedichtes gegenüberzustellen und zwar zeigt letzterer keine wesentliche Abweichung von dem Original. Stück II behandelt 1. Taillefers Gesang, 2. seine Bitte den ersten Hieb führen zu dürfen, 3. seinen Angriff, 4. den Kampf des Heeres (= Gliederung B a 2 und B b 1, 2, 3). Es ergiebt sich also ein Unterschied hinsichtlich der Anordnung des Stoffes. Nach Wace singt Taillefer das Rolandslied auf dem Zuge nach dem Schlachtfeld, nach Uhland dagegen stimmt er es unmittelbar vor Eröffnung des Kampfes an, nachdem seine Bitte bereits gewährt ist, so daß der Kampfesmut der Seinen und damit der Sieg als unmittelbare Folge seines Gesanges erscheinen. Was endlich das Quellenstück III im Vergleich mit Str. 14 und 15 des Gedichtes (B c der Gliederung) angeht, so berichtet der Roman nicht, daß der Herzog Taillefer beim Siegesmahl für seinen Schlachtgesang dankt und ihn zum Lohn dafür auffordert, ihm Bescheid zu trinken.

Damit wäre der Vergleich im wesentlichen zu Ende geführt. Das Ergebnis wird von einem der Schüler kurz zusammengefaßt und sodann die Frage aufgeworfen: Lassen sich vielleicht sämtliche Abweichungen aus einem einheitlichen Gesichtspunkt heraus erklären? Nun ist unschwer zu finden, daß für alle in Betracht kommenden Punkte die Sangeskunst Taillefers von Bedeutung ist. Damit haben wir den Schlüssel zur Beantwortung unserer Frage gewonnen. Uhland fand Taillefer als Helden unter Helden vor. Aber eines zeichnete ihn vor Seinesgleichen aus, nämlich die Gabe des Gesanges. Eben deshalb empfand der Dichter besondere Zuneigung für ihn, wie er sich später aus demselben Grunde für einen Bertran de Born begeisterte. Dafür spricht auch, wie Eichholtz ausführt, der Umstand, daß er sich gerade um die Zeit der Entstehung

unſeres Gedichtes des Pſeudonyms Volker bediente, eines Namens, bei dem ihm ſelbſtverſtändlich der Volker des Nibelungenliedes vorſchwebte, durch das er ſchon als Knabe mit der lebhafteſten Begeiſterung erfüllt wurde. Ein Sängerheld ſollte alſo auch Taillefer ſein. Deshalb läßt ihn der Dichter ſein Lied unmittelbar vor Beginn der Schlacht ſingen und durch dasſelbe weſentlich zum glücklichen Ausgang des Kampfes beitragen. Hat er aber ſo dem Herzog durch ſeinen Geſang einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, ſo muß er auch dafür belohnt werden.

Damit indeſſen war Uhland noch nicht zufrieden. Durch die göttliche Gabe des Geſanges ſollte der Held erſt geworden ſein, was er war. Darum läßt ihn der Dichter zunächſt als Knecht erſcheinen, als Knecht, der ſich durch ſeine Sangeskunſt Freiheit und Frauengunſt erwirbt. So tritt uns das Ganze als ein Glied in der Kette deutſcher Gedichte entgegen, welche die Macht des Geſanges verherrlichen. Es wird den Schülern einer Tertia nicht ſchwer werden, eine Reihe derſelben zuſammenzuſtellen. Den Schluß dieſes zweiten Teiles der Lektion bildet wiederum eine kurze, zuſammenhängende Darſtellung der unter Leitung des Lehrers gewonnenen Ergebniſſe durch die Schüler.

Übrigens weiſt Eichholtz nach, daß Uhland, wenn er ſeinen Helden im Gegenſatz zur Quelle zunächſt als Unfreien erſcheinen läßt, einem alten Lieblingsgedanken nachgeht, er habe wie in einer Reihe älterer Gedichte die Erhebung eines Menſchen aus niederem in höheren Stand zur Darſtellung bringen wollen. Indeſſen liegt das Beweismaterial dem Standpunkt der Tertianer zu fern, als daß ein Eingehen auf dieſen Punkt wünſchenswert erſcheinen könnte.

Dagegen werden dieſelben noch auf eine Reihe von kleineren Zügen, in denen das Gedicht von der Quelle abweicht, hinzuführen ſein. Str. 7 wird in demſelben nichts von dem Schrecken berichtet, welcher das Heer befällt, als der Herzog niederſtürzt, ſondern dem „teneo te, Africa“ Cäſars vergleichbar folgt auf die Worte „Da fiel er nieder auf die Hand“ der kurze, einen einzigen Vers umfaſſende Ausruf „Hei, ich faſſ' und ergreife dich Engelland!“ Die Bitte ferner, welche Taillefer dem Herzog vor dem Kampfe vorträgt, vermeidet die aufdringlich geſchwätzige Sprache der Quelle, wie ſie ſich in den kurzen Sätzen „gefällt's Euch“, „und bitten drum wollt' ich Euch ſehr“, „nicht ſei's verſagt“ ausſpricht; ſtatt deſſen wird der Herzog durch nachdrucksvolle Gründe gewonnen. Die Antwort Wilhelms iſt ganz weggelaſſen; ſie ergiebt ſich aus dem Zuſammenhang. Es fehlen ferner die Worte: „Herzu, herzu! ꝛc.“, durch welche Taillefer die Seinen zum Kampfe anzufeuern ſucht. Auch das Aufrichten des Normannenbanners iſt mit wenig Worten abgethan. Dagegen ſchildert uns der Dichter anſchaulich den Sieger Wilhelm („den goldnen

Pokal in der Hand, auf dem Haupte die Königskrone von Engelland“). Hiernach ergiebt sich, daß der Dichter im ganzen bemüht gewesen ist, die Darstellung in den Stücken, welche er der Quelle entlehnte, knapper und markiger zu gestalten. Zum Schluß ist auch dieser Teil der Betrachtung von einem Zögling zusammenzufassen.

Der Schlußchor des Goetheschen Festspiels: „Des Epimenides Erwachen“.

Von **Heinrich Düntzer** in Köln a. Rh.

Nicht selten finden wir, daß eine Dichtung weit über ihren Wert erhoben wird; wir sprechen nicht von dem Falle, wo es sich um eigene Dichtungen handelt, worin der Dichter nicht das sieht, was wirklich darin steht, sondern das, was er ausdrücken wollte, aber häufig haben weniger vollendete Gedichte der Meister es dem Beurteiler angethan, sei es des Stoffes oder der Bedeutung des Dichters oder anderer zusammentreffender Umstände wegen. So ist es dem hier in Rede stehenden Schlußchor ergangen, wobei ein älteres Mißverständnis zu Grunde lag, das ich vor vielen Jahren in meinen „Abhandlungen“ II, 387 bei meiner eingehenden Würdigung aller vaterländischen Festdichtungen Goethes gebührend beseitigt zu haben glaubte. Der verstorbene von Loeper, der sich um das Festspiel verdient gemacht, gedenkt des Schlußchores, in welchem der deutsche Gedanke allein hervortrete und zuletzt das Tedeum im Lichte der Freudenfeuer der Leipziger Schlacht erschalle, nicht mit besonderem Lobe der Ausführung, dürfte vielmehr auch hier, wie so oft in unserm Festspiele, „Ungelenkes der Darstellung und Sprache“ gefunden haben, das vielleicht nicht „lediglich in der Bestimmung für musikalische Komposition“, sondern „auch in der hastigen und improvisierten Ausführung“ seinen Grund habe. Dagegen spricht Morsch in seiner fleißigen, aber vergeblich den Beweis des höchstunwahrscheinlichen Vorschwebens der gleichnamigen einaktigen Komödie des Franzosen Flias des Olliviers erstrebenden Studie im vierzehnten „Goethe-Jahrbuch“ mit Bewunderung von diesem hinreißenden Gesange, bei dem auch die Stimmen der Tadler wohl verstummen würden, wie er „schon allein das Stück unschätzbar mache“. Von einem patriotischen Tonkünstler schwungvoll in Musik gesetzt, müßte er mindestens ebenso mächtig wirken als die jetzigen Nationalhymnen, denen er den ungerechten Vorwurf macht, entweder Worte oder Melodie gehörten uns nicht an. So schlimm steht es glücklicherweise

doch nicht, ja der Schlußgeſang ſcheint uns viel weniger geeignet die Volksbegeiſterung von 1814 zu verewigen, als das von Zelter komponierte und von Blücher und dem Hofe am 18. Oktober 1814 mit Beifall gehörte Lied „Vorwärts“. Aber trotzdem war Morſchs Wunſch ſchon einige Jahre vorher erfüllt worden, wie er im fünfzehnten „Goethe-Jahrbuch“ ſelbſt berichtet hat. Schon im Sommer 1889 wurde der deutſche Kaiſer in Bayreuth durch den Vortrag des von Felix Mottl geſetzten Schlußchores unter Orcheſterbegleitung bewillkommnet. Zur Sedanfeier 1893 haben die Schüler des Berliner Realgymnaſiums ihn nach der von Mottl ſelbſt gelieferten Klavierbegleitung geſungen und nach dem Beifall, den die leicht faßliche und volkstümliche Melodie gefunden, werden manche Anſtalten dem gegebenen Beiſpiele folgen. Wir beabſichtigen hier nichts weniger als hemmend eingreifen zu wollen, nur die dichteriſche Bedeutung des Schlußchores möchten wir ins Licht ſetzen, nachdem wir ſeiner Stellung und Entſtehung gedacht haben, und dadurch die Beantwortung der Frage erleichtern, ob man der Sache und dem Andenken Goethes durch dieſes Hervorziehen des Schlußchores von 1814 einen guten Dienſt erweiſe.

Die Handlung des Feſtſpiels iſt II, 10 (oder Auftritt 25) mit dem Chor der Frauen ſo ganz vollendet, daß unmittelbar darauf die ſcenariſche Bemerkung folgt: „Durch Vereinigung der Krieger und Einheimiſchen [das könnten nur die Frauen ſein und die Landleute, unter welchen die zu Hauſe gebliebene männliche Bevölkerung aller Stände gedacht iſt, wie ausdrücklich bemerkt wird] geſchieht der Übergang zum Ballett, welches die Freude des Wiederſehens und Wiederfindens in mannigfaltigen Familienſcenen ausdrückt. Große Gruppe zum Schluß.“ In der erſten, für Berlin gedruckten Faſſung ſchloß ſich trotz des Schluſſes unmittelbar daran unſer Schlußchor mit der einfachen Überſchrift Chor. So erſcheint er ganz entſchieden als ein fremdes Anhängſel. Freilich hieß es ſchon in Goethes erſter Mitteilung an Iffland, welche in der ausführlichen Angabe der vier Dekorationen den Verlauf der Handlung bezeichnet: „Daß ein Schlußchor das Ganze beendige, daran iſt wohl kein Zweifel. Vielleicht erzeigt man den Sängern [wer ſingen ſoll, iſt gar nicht beſtimmt] auch die Artigkeit, daß man einen jeden ſein Couplet ſingen und das Chor einfallen läßt. Dieſe Couplets könnte man zu allerlei Komplimenten gebrauchen, deren man noch manche [außer den ſchon angeführten an die verbündeten Kaiſer, den König, die Engländer und Schweden] ſchuldig iſt, z. B. den Freiwilligen [auf die doch eigentlich ſchon der ſonderbare Jugendfürſt deuten ſollte], dem Frauenverein [auf den doch ſchon der beabſichtigte weibliche Chor von hilfreichen Frauen urſprünglich berechnet war], den ausdauernden Patrioten, ausgezeichneten Kriegern

und so manchen anderen, worüber mir nähere Weisung erbitte. Der Chor dazwischen würde immer die Einigkeit der Monarchen preisen, durch welche ein so großes Werk vollbracht worden ist." Er wäre demnach von dem jetzigen Schlußchore durchaus verschieden gewesen, hätte nicht den großartigen Erfolg der Volkskraft gefeiert, der in dem schwungvollen Liede Vorwärts [„Brüder, auf! die Welt zu befreien!"] und in einzelnen Äußerungen angedeutet war, sondern das, was Goethe die Hauptsache war, das feste Zusammenhalten der drei Monarchen, die bisher nur getrennt gehandelt und dadurch dem Welteroberer die Erfüllung seiner Absicht erleichtert hatten. Noch als die Verbündeten bereits in Frankreich standen, hatte er immer gefürchtet, sie würden nicht treu zusammen halten und fest auf ihrer Absicht bestehen. Der hohen Bedeutung ihrer Beharrlichkeit und Eintracht wurden später eigene allegorische Darstellungen bestimmt (Auftritt 24, 25 oder II, 9, 10).

Bei der Ausarbeitung seines allegorischen Festspiels hatte Goethe dessen Zweck, die Rückkehr des Königs nach Berlin, den begeisterten Empfang König Friedrich Wilhelms III. bei seinem Einzuge in die Königsstadt, schwungvoll zu feiern, etwas zu sehr aus den Augen verloren. Zwar war des Schwures bei „Friedrichs Asche" zu Potsdam an bedeutender Stelle gedacht, aber diesen hatten die Herrscher Rußlands und Preußens schon 1805 gethan und er hatte Preußens Niederlage nicht verhindert, war eigentlich eine traurige, nichts weniger als glückverheißende Erinnerung, da der König und der Kaiser ihm nicht gemäß gehandelt, zwar sollte an dem „durch einen glücklichen Mechanismus wiederhergestellten" Gebäude des Epimenides der Giebel in einem transparenten Felde das schwarze eiserne Kreuz mit heller Einfassung zeigen, ja auf demselben der Triumphwagen des Berliner Brandenburger Thores erscheinen, aber dieser Tempel des Epimenides war nicht Berlin, sondern eine bloße allegorische Darstellung des wiederhergestellten friedlichen Wohlstandes. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Iffland daran Anstoß nehmen mußte und auf seinen Wunsch dieser Schlußchor gleichsam als eine eigene Feier des Einzuges nach dem Ballett gegeben werden sollte, das damals beabsichtigt war: es sollte die Freude des Wiedersehens ausdrücken. Später lieferte der Ballettmeister Telle das militärische Ballett „Die glückliche Rückkehr" mit Musik von Gürrlich. Goethe selbst schob zwischen das Ballett und den Schlußchor für die wirkliche Aufführung am Jahrestage des Einzuges in Paris sechs Verse des Epimenides ein, von denen die beiden letzten mit geringer Veränderung von ihm und den beiden ihn begleitenden Priestern wiederholt wurden. Diese sechs Verse hatte Goethe wohl früher als erste Strophe einer längeren Rede gedichtet, in welcher Epimenides Deutschlands künftige Größe weissagen sollte, aber

er hatte ſie nicht ausgeführt, obgleich es ſchon im erſten Plan lag, Epimenides ſolle durch dieſen zweiten Schlaf auch „die Gabe zu weisſagen, die ihm bisher noch verſagt geweſen, erlangen“. Bei dem raſchen Abſchluſſe hatte er aber nicht die Stimmung zur Ausführung dieſer Weisſagung gefunden. Jetzt iſt hier offenbar eine empfindliche, ſchon von Schröer anerkannte Lücke; das Verſprechen, in „fremde (ferne?) Zeiten auszuſchauen, Vergangenes zu fühlen, Zukünftiges zu ſchauen“ hält Epimenides nicht, und man kann auch nicht einmal ſagen, der Schlußchor erſetze dieſe Lücke.

Der zum Tonſetzer des Feſtſpiels beſtimmte Berliner Kapellmeiſter Bernhard Anſelm Weber traf mit Ifflands Brief vom 21. Juni drei Tage ſpäter bei Goethe in Berka ein. Er rühmte ſich, daß infolge ſeiner Unterredung mit ihm „das Ganze, was den muſikaliſchen Teil betreffe, faſt ganz umgeſtürzt worden iſt“, ſo daß Goethe nicht vor drei Tagen mit den Umänderungen fertig werde. Aber Goethe bedurfte dieſer Tage nicht allein zu den von Weber verlangten Änderungen, die ihm läſtiger als zeitraubend waren, ſondern um die letzte Hand anzulegen und einzelnes auszuführen, was ihm als bedeutend eingefallen war, wie die Einführung der Beharrlichkeit und der Einigkeit. Welche großen Änderungen Weber wirklich bei Goethe durchgeſetzt habe, iſt kaum zu ſagen; hauptſächlich werden die Verhandlungen ſich darauf bezogen haben, welche Stellen als Lieder oder Recitative zu ſetzen ſeien, und manches, von dem Weber meinte, der Dichter werde es nach ſeinem Wunſche ändern, wird wohl bei genauerer Betrachtung geblieben ſein. Damals wird Goethe auf Ifflands von Weber unterſtützten Wunſch den Schlußchor eilig entworfen haben, um wenigſtens einigermaßen der eigentlichen Veranlaſſung des Feſtſpiels, der Rückkehr des Königs nach Berlin, gerecht zu werden; hatte ja Iffland gleich anfangs ihn darauf hingewieſen, dieſer ſei „bei Anlaß des Krieges ſo verſchloſſen, ſo ausdauernd und ſo perſönlich unternehmend geweſen“. Freilich war ſeiner ſchon zugleich mit den beiden Kaiſern Auftritt 23 (II, 9) gedacht, aber nur ſeines Sieges als wohlverdienten Lohnes für Jahre der Duldung. Wer aber ſollte den Schlußchor ſingen? Im Perſonenverzeichniſſe wird zuerſt ein Chor der Krieger genannt, worunter nur der Heereszug der barbariſchen, von den Römern bezwungenen Völker im Auftritt 4 und 5 verſtanden ſein kann; der Chor wird dort nicht ausdrücklich als ſolcher bezeichnet. Dem zweiten Akte gehören die Chöre der Sieger, Frauen und Landleute an. Freilich wird ein Chor der Sieger im Stücke nirgendwo erwähnt, aber ohne allen Zweifel iſt darunter das Heer gemeint, „welches die verſchiedenen neuern zu dieſem Kriege verbündeten Fürſten bezeichnet“, das Auftritt 21 (II, 7) mit dem Chorgeſange auftritt: „Brüder, auf! die

Welt zu befreien!" und im folgenden von den Frauen und Landbewohnern empfangen wird, wo freilich nicht ausdrücklich die drei Chöre als solche bezeichnet werden. Sie bleiben auch in den folgenden Auftritten, wo Chor die sämtlichen drei Chöre bezeichnen muß, einmal „Chor der Frauen" und „Chor der Krieger" sich findet; in Übereinstimmung mit dem Personenverzeichnisse sollte es freilich statt Krieger hier Sieger heißen. Unzweifelhaft sind hier Krieger aller verbündeten Völker, wenigstens auch der Österreicher, West- und Süddeutschen, auch wohl der Russen zu verstehen, die freilich wenig geeignet scheinen, die Rückkehr des preußischen Königs mitzufeiern. Die Sänger des Schlußchores müssen Preußen sein; das können sie aber nicht, wenn sie von dem Chor der Sieger nicht verschieden sind, den die Hoffnung, den Jugendfürsten an der Hand, über die Ruinen geführt hat. So paßt also auch von dieser Seite der Schlußchor nicht zum Festspiel.

Die Lobsprüche, die Morsch diesem erteilt hat, halten wir für unverdient; er scheint uns Spuren der hastigen Eile zu zeigen, mit welcher Goethe solche Gelegenheitsdichtungen für eine einmalige Aufführung häufig hinwarf, wofür wir besonders sein Finale zu „Johann von Paris" anführen, womit er im Sommer 1815 die Rückkunft des zum Großherzog erhobenen Herzogs Karl August feierte. Auf die dichterische Ausführung hat Morsch nicht geachtet, sondern sich nur an den Gedanken gehalten. Der Schlußchor gebe, meint er, so recht den Vollgehalt unserer nationalen Entwickelung und Sinnesart, daß ihm nichts an die Seite gesetzt werden könne. Aber wie manches Lied trifft die deutsche Seele tiefer und inniger, mit vollerem, melodischerem Laute! Auch finden wir die nähere Begründung der Bewunderung nichts weniger als treffend. Zuerst werde richtig betont, „daß Deutschland erst in Kampf und Sieg groß geworden ist". Das ist ein Irrtum! Es heißt ausdrücklich: „Nun sind wir Deutsche wiederum, nun sind wir wieder groß", ja weiter rühmen sich die Singenden, so seien sie von je das edelste Geschlecht gewesen. Wir bemerkten schon, daß es ein Preußenlied sei, es bezieht sich auf die Verachtung, in welche die Preußen, die Helden Friedrichs des Großen, nach der Schlacht bei Jena gefallen, ja Gleim klagte schon 1792, daß bei Hans die preußischen Reiter die Ehre und Macht der Armee Friedrichs des Großen zu Grunde gerichtet. So beginnt denn unser Lied damit, daß die Preußen endlich die Scharte von Jena ausgewetzt, daß sie sich wieder als echte Deutsche gezeigt. Nicht weniger fehl geht die weitere Bemerkung von Morsch: es folge „der Stolz des Volkes auf seinen biedern Sinn und sein edelstes Geschlecht". Vielmehr heißt es, daß die Deutschen so immer gewesen, „das edelste Geschlecht", edler als ein andres Volk, was dann in den Schlußversen ausgeführt

wird, „von biederm Sinn und reinem Hauch und in der Thaten Recht“. Wir können hier den Ausdruck keineswegs für glücklich und treffend halten, er iſt recht gewöhnlich, der reine Hauch ſteht unter dem Zwange des Reims, nur „in der Thaten Recht“ finden wir Goethes kräftige Sprache wieder, wenn auch das in nicht bezeichnend genug erſcheint. In der zweiten Strophe ſieht Morſch „den Preis der Eintracht zwiſchen Fürſt und Volk mit dem Preiſe innerer geiſtiger Freiheit“ und den „nochmaligen Mahnruf“ zuſammenzuhalten; „nochmaligen“ mit Bezug auf das den Auftritt beginnende Wort der Einigkeit. Eigentlich ſollte hervorgehoben werden, daß der große Erfolg dadurch errungen worden, daß Volk und Fürſt feſt zuſammengehalten. Das wird dadurch nicht eben glücklich bezeichnet, daß alle, ſowohl Fürſt als Volk, jetzt friſch und neu ſeien, wie es vorher hieß, neugeboren. Hier ſtößt man ſich doch an alles, das auf Volk und Fürſt gehen ſoll. Das nach neu ſtehende Komma trübt die Satzverbindung. Es muß Punkt ſtehen, kaum Schröers Ausrufungszeichen, das am Ende der beiden folgenden Verſe an der Stelle iſt, die recht gezwungen lauten: „Wie du dich nun empfinden wirſt, Nach eignem Sinne frei“. Morſch und die Erklärer ſagen nichts über die ſeltſame Anrede du, die ich nur als Anrede eines jeden an ſich ſelbſt faſſen kann, wie ſchon bei Homer Odyſſeus ſein eigenes Herz anſpricht; veranlaßt ſcheint ſie durch den Reim auf Fürſt. Der Sinn iſt: „Wie glücklich wirſt du dich jetzt fühlen, da du nach eignem Sinne lebſt, frei biſt,“ wenn nicht etwa nach eignem Sinne frei zuſammen zu nehmen iſt; beides ſcheint hart. Und nicht weniger gezwungen fährt das Lied fort: „Wer dann das Innere begehrt, Der iſt ſchon groß und reich.“ Das ſoll heißen: „Wer neben der äußeren Freiheit auch die innere ſich zu erwerben ſucht, wer ſich ſelbſt überwindet, iſt glücklich, groß, durch das Selbſtbewußtſein ſeiner ſittlichen Kraft, und reich, weil er wenig Bedürfniſſe hat“, nach der ſo anmutig von Horaz ausgeſprochenen Lehre der Stoiker und der Weiſen des Morgenlandes, die in Leſſings „Nathan“ heiter geſtreift wird. Wenn noch die Mahnung folgt, niemand werde ihnen gleich ſein, ſie würden keinem Volke weichen, hielten ſie, wie ſie jetzt gethan, ihren Wert, ihre Kraft, ihren Ernſt und ihre Ausdauer zuſammen, ſo kann hier nicht an das ſonſt hervorgehobene Zuſammenwirken mit anderen deutſchen und fremden Völkern gegen den gemeinſamen Feind, ſondern nur an das Zuſammenwirken aller Preußen zum gemeinen Beſten gedacht werden. Man hat an das Wort Goethes erinnert: „Von nun an ſollte kein Deutſcher etwas auf eigene Hand unternehmen“. Der Wahlſpruch „L'Union fait la force“ ſpricht denſelben Gedanken aus. Auch dieſe Verſe ſind gerade nicht beſonders treffend ausgeführt; das worin ihr Wert beſteht, bleibt unausgeſprochen.

Endlich die letzte Strophe!

Nun töne laut: „Der Herr ist da!“
Von Sternen glänzt die Nacht;
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' heran!

Bei Morsch lesen wir: „Das Ganze klingt aus in ein Tedeum deutscher Kämpfer und Männer, deren Gestalten umleuchtet werden von dem Freudenfeuer siegreicher Schlachten.“ Diese Deutung ist von Anfang bis zu Ende irrig, und wie dies zu den beiden ersten Strophen passe, sie eigentlich abschließe, wird gar nicht gesagt. Aber Morsch folgt hier wesentlich v. Loeper. Schon dieser bezog den Herrn auf Gott, was er durch die Berufung auf die Freiheitsdichter der Zeit begründete, die den Sieg der Verbündeten Gott zuschrieben; das könnte, wenn es der Mühe wert wäre, aus zahlreichen Äußerungen der Zeitgenossen, wie aus Niebuhrs Briefen, und aus Goethe selbst belegt werden, der freilich auch das „Herr Gott, dich loben wir!“ nach der durch Teufelskunst gewonnenen Schlacht im zweiten Teile des „Faust“ ironisch beleuchtet hat. Ich will mich nicht darauf berufen, daß Goethe auch in unserem Festspiel die Anrufung Gottes absichtlich gemieden hat, mit Ausnahme des gangbaren Ausrufs, aber Herr heißen auch die Fürsten. Als Goethe im folgenden Jahre zum Empfange seines rückkehrenden Herzogs das Finale zu der beliebten Oper „Johann von Paris“ dichtete, ließ er die Prinzessin unter dem Zwange des Reims singen:

Doch wer hat für Gott gestritten,
Für der Seele höchstes Heil,
Als mit allen, die gelitten,
Unser Herr an seinem Theil?

Später werden dort auch die Kaiser erwähnt, denen die Schar der Millionen den Streit gefördert, es wird der Könige gedacht, die diesmal selbst für sich gestritten, des Glückes, daß unserm Leben Gott und König „wiedergeben (wiedergegeben) sei als der Freiheit höchstes Pfand“, ja „Gotte, der uns gnädig erhört“, wird „Preis in Ewigkeit“ gegeben, „dem Fürsten, der sich und uns erhöht“, wird Heil zur längsten Lebenszeit gewünscht, und zum Schlusse heißt es:

Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit ist auf ewig erstanden.

So bequem machte es Goethe sich damals bei den Gelegenheitsgedichten für die Weimarische Bühne. Bedächtiger war er freilich, wo

es sich um die preußische Königsstadt handelte, aber die hastige Eile riß ihn auch bei diesem Schlußchor hin. Loeper glaubt seine Deutung auf Gott auch durch den folgenden Aufblick zum Sternenhimmel stützen zu können, weil er den Sinn der Worte: „Von Sternen glänzt die Nacht“ nicht verstand. Es ist ein bildlicher Ausdruck dafür, daß jetzt alles Dunkel (alle Not) verscheucht ist. Des heitern Sternenhimmels, der „sternereichen Höhen“ war auch im vorhergehenden Auftritt gedacht. Hier wird bemerkt, der König sei zurückgekehrt und alle Not und Sorge, die ihn bedrängt hatte, geschwunden. Als entschiedensten Beweis, daß Loepers Deutung irrig sei, hatte ich die Worte „die ihm angestammt“ (5) angeführt, die nach jener Deutung besagen würden, die Deutschen seien Gottes Kinder, die Franzosen des Teufels. Wie sich Morsch durch die Äußerung des Apostels Paulus dagegen wehren kann, der nach Anführung eines griechischen Dichterwortes bemerkt: „So sind wir denn göttlichen Geschlechts“, will mir nicht einleuchten. Schröer ist auf den Einfall gekommen, *ihm* brauche nicht auf *der Herr* sich zu beziehen; er versteht unter *ihm* das bisher mit keinem Worte erwähnte Vaterland; seine Willkür steigert er dadurch, daß er das im vierten Verse der vorigen Strophe erwähnte *unschätzbare Gut*, das offenbar nur die *Freiheit* sein kann, auf das *Vaterland*, bezieht. Dabei übersieht er, daß jene Strophe erst neun Monate später eingedichtet ist, wonach diese Mißdeutung für die viel früher entworfene Schlußstrophe nichts beweisen könnte. Auch kann *ihm angestammt* nur heißen *seinem Stamme gehörig*, und von einem Stamme Gottes zu sprechen, dem die Menschen entsprossen seien, läge Goethe so fern wie der gangbaren Vorstellung. Trotz alledem hat Morsch seine Behauptung gewagt, und bei der herrschenden Urteilslosigkeit, welche die ersten Grundsätze besonnener Auslegung verkennt, hat er damit Beifall gefunden. Morsch hat auch das große Wort gesprochen: „von einem Könige, der im Felde stand, es besonders hervorzuheben, daß er „gestritten und gewacht“, wäre überflüssig, ja abgeschmackt.“ Aber das „gestritten“ ist keineswegs ein unbedeutender Zug. Der König, der früher so scheu gewesen und durch seine Schwäche die besten Zeiten verpaßt hatte, zeichnete sich seit 1813 dadurch aus, daß er alle Beschwerden des Krieges mit den Truppen teilte, Beispiele persönlicher Tapferkeit gab und in den Kampf zuweilen mit Einsicht und gutem Erfolge eingriff. Wie konnte Morsch diese geschichtliche Thatsache unbeachtet lassen! Aber er übersah sogar, daß es nicht bloß heißt, „gestritten und gewacht“, sondern unmittelbar davor steht, „damit uns Heil geschah“, was dann noch durch die Verse ausgeführt wird: „Für alle, die ihm angestammt, Für uns war es gethan“. Die vier Verse (3 — 6) ergäben sich als völlig überflüssig, wenn *der Herr* Gott wäre;

sie finden ihre Erklärung nur dadurch, daß der König Friedrich Wilhelm III als Heldenkönig im Kampfe gegen den Welteroberer, der einst bei Jena Preußen fast vernichtet hatte, heute am Tage seines Einzuges in sein ihm zujubelndes Berlin gefeiert werden sollte. Selbst der Ausdruck „der Herr ist da!" kann nicht auf Gott bezogen werden. „Ist da" heißt nach stehendem Gebrauche „ist zu Hause". Im Sinne „der alte Gott lebt noch" kann es aber so wenig stehen, als zur Bezeichnung, Gott habe ihnen im Streite beigestanden. Und die Hinzufügung des Schlußchores kann nur durch die Absicht veranlaßt sein, auf den eigentlichen Zweck des Festspiels schließlich hinzudeuten, nicht durch den Wunsch, ein mattes Tedeum hinzuzufügen. Selbst die beiden letzten Verse der Strophe hat man mißverstanden, indem man dabei an die Freudenfeuer auf den Sieg bei Leipzig am 18. Oktober 1814 dachte, die Goethe selbst zu Frankfurt sah; denn der Schlußchor war schon viertehalb Monate vor jenem Freudenfeuer gedichtet. Es schweben „der Berge Feuerzeichen" aus Schillers „Wilhelm Tell" vor („von Berg zu Bergen", wie Goethe richtig in der „Iphigenie" sagt, im Gesange der Parzen IV, 5); er selbst hatte ein solches Feuer oft zu Jena gesehen und in Italien bei drohendem Schiffbruche die Feuer der Ziegenhirten auf den Felsen. Der Sinn ist: „Unser Entzücken soll so mächtig aufwallen, wie auf allen Bergen auflodernde Freudenfeuer". Was die Anknüpfung der dritten Strophe an die zweite betrifft, so macht nun den Übergang vom dauernden Gefühl der mit deutscher Volkskraft errungenen Freiheit zur heutigen glorreichen Rückkehr des Königs, der mit seinem Volke für die Freiheit seines Landes gefochten. Die in den Werken hinzugefügte Strophe wurde erst gedichtet, als er die Kunde empfangen, „des Epimenides Erwachen" solle endlich am Jahrestage des Einzugs in Paris, leider ohne die Anwesenheit des Königs, aufgeführt werden, der erst der Wiederholung der Vorstellung am 1. Juni beiwohnte. Diese nicht ungelungene Strophe, deren Schluß bei der Aufführung in Weimar zur Feier des Geburtstages der Großherzogin mit Bezug auf den zweiten Einzug in Paris verändert wurde, stört den Zusammenhang. Wie wenig sich die drei ursprünglichen Strophen durch Inhalt und lebendigen Redefluß zu einem Volksgesange eignet, glaube ich gezeigt zu haben, nur die letzte dürfte als Empfang des Königs zu einem solchen sich allenfalls eignen, wäre nicht die Beziehung am Anfange zu undeutlich ausgesprochen.

Nachträglicher Zusatz. Daß Goethe unter dem „Herrn" den König verstanden habe, dessen Rückkehr nach Berlin das Festspiel feiern sollte, ergiebt sich zum Überflusse auch aus einem Umstande, auf den Fielitz eben in seiner äußerst sorgfältigen, manches Neue bringenden Arbeit im sechzehnten Bande der Weimarischen Ausgabe aufmerksam ge-

macht hat. Als Goethe erfuhr, daß bei der ersten Aufführung des Festspiels der König noch nicht anwesend sein, er erst später von Wien zurückkehren werde, änderte er das seine Anwesenheit voraussetzende „Nun tönet laut" in „Nun töne bald!", wo „bald" offenbar auf die baldige Rückkehr des Königs deutet, dessen Anwesenheit bei der früheren Fassung vorausgesetzt war. Fielitz vermutet, auch diese Änderung habe Goethe an den Grafen Brühl geschickt, sie sei aber nicht aufgenommen worden, wohl weil man dort unter dem „Herrn" Gott verstanden habe. Jedenfalls ist „Nun töne bald" eine mit Bezug auf die Umgestaltung der vorhergehenden Verse gemachte Änderung, die Goethe unmöglich hätte vornehmen können, wenn er bei den Worten „Der Herr ist da!" den Beistand Gottes im Sinne gehabt hätte. Die Ausflucht, er habe sich selbst in dem mißverstanden, was er im vorigen Jahre gedichtet, wäre völlig haltlos. Auch hören wir jetzt erst, daß der Kapellmeister Weber, als er Goethe in Berlin besuchte, nicht bloß einen Schlußchor forderte, sondern auch die Melodie vorspielte, nach welcher er ihn gedichtet wünschte, Goethe sie genehmigte und sogleich ein oder zwei Strophen danach machte (etwa die erste Hälfte der beiden ersten Strophen), so daß das Lied ursprünglich in vierversigen Strophen gedichtet wurde. Den ganzen, damals nur aus Strophe 1, 2 und 4 bestehenden Schlußchor sandte Goethe erst Ende Januar 1815; er hatte ihn zurückgehalten bis zur Zeit, wo die Aufführung fest bestimmt sei, damit man ihm wenigstens die Frische des Augenblicks anmerke. Vielleicht war der Chor auf Veranlassung einer Vorlesung des Festspiels am Abend des 5. Januar vollendet worden. Nur in der ursprünglichen Melodie, nach der Goethe ihn gedichtet, sollte man ihn singen, wenn man ihn dazu geeignet glaubt.

Georg Leopold Weyland, Goethes Straßburger Genosse.

Zu Jahrgang VIII, S. 291 Anmerkung.

Von **Heinrich Düntzer** in Köln a. Rh.

Die wunderliche Sage, Weyland sei in das Frankfurter Bürgerrecht seines Großvaters eingetreten, ist endlich durch die auf meinen Wunsch angestellten Untersuchungen von Dr. Heinrich Pallmann aufgeklärt worden, der mir die Mitteilung seiner Ergebnisse gütigst gestattet hat.

Der Großvater war der zu Kirn am Einfluß des Hahnebachs in die Nahe, im Jahre 1767 geborene Georg Friedrich Weylandt, der von 1695 bis 1733 Pfarrer zu Seckbach (nordöstlich von Frankfurt) war, wo unter ihm in den Jahren 1708 bis 1710 die Ortskirche gebaut

wurde. Im Jahre 1717 beantragte der Inspektor und evangelische Pfarrer Weylandt beim Frankfurter Rate die Aufnahme seiner Frau und seiner beiden Söhne in die löbliche Bürgerschaft. Am 1. September beschloß der Rat diesem Gesuche zu willfahren, wobei er, „in sonderlicher Consideration seiner bei vielen Gelegenheiten der (zu Frankfurt gehörenden) Gemeinde zu Bornheim in die etliche und zwanziger Jahre geleisteter guter Assistenz und desfalls erworbener Meriten" das Bürgergeld im ganzen auf 12 Gulden festsetzte. Im Jahre 1733 kam Weylandt als Pfarrer nach dem nahen Bergern, wo er am 23. März 1737 starb und in der Kirche begraben ward. Er war nie Frankfurter Bürger gewesen, hatte aber in seinem 50. Jahre das Bürgerrecht für die Seinigen erworben. Am 27. Mai 1740 traten seine beiden Söhne als Bürgersöhne in das Bürgerrecht ein: Dr. med. Georg Leopold Weyland und sein Bruder Johann Karl Wilhelm Weyland Juris utriusque Candidatus leisteten den Bürgereid. Der ältere trat gleichzeitig in das Kollegium der Ärzte und blieb, bis er durch den Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt in die 1736 nach dem Tode des Grafen Reinhard III., als dessen Schwiegersohn, ihm zugefallene Grafschaft Hanau-Lichtenberg nach Buchsweiler als Leibarzt berufen wurde. Schon vor ihm war sein jüngerer Bruder in Buchsweiler angestellt worden, wo er sich als Licentiat und Konsistorial-Sekretär mit Marie Salome Schulmeister verband. Er starb frühe und hinterließ eine 1744 geborene Tochter Elisabeth Katharina, welche den Bruder der Frau Pfarrer Brion, den spätern Regierungsrat in Saarbrücken, Christian Gottlieb Schöll, heiratete. Der Arzt führte die Witwe seines Bruders heim; das erste Kind dieser Verbindung war eine Tochter, die am 24. September 1749 geborene Karoline Sophie Salomea, die Erzieherin der Kinder Ludwigs X. von Hessen-Darmstadt, die 1808 in Darmstadt starb. Ihr folgte als erster Sohn der am 29. August 1750 geborene Friedrich Leopold, der seinen Vater schon am 11. November 1766 verlor. Außer dem genannten Paar hinterließ der Arzt noch eine am 23. Mai 1752 geborene Tochter Luise Dorothea, die im Jahre 1780 einen Sohn des Pfarrers in Mietesheim heiratete, der in Versailles angestellt war, und ein erst zwanzig Monate altes Söhnlein. Den im zwanzigsten Jahre stehenden Friedrich Leopold lernte Goethe im April oder Mai 1770 kennen; Ende Juni besuchte er mit ihm die Halbschwester und den Halbschwager Schöll in Saarbrücken; im Oktober wurde er von ihm bei Pfarrer Brion in Sesenheim eingeführt. Weylands Unwille, daß Goethe Friederiken, die durch ihn ins Gerede gekommen war, nicht heimführen konnte, sprengte im Juni 1771 den Freundschaftsbund. Ende August 1771 kehrte Goethe nach Frankfurt zurück. Weyland führte trotz des Bruches mit Goethe seinen Entschluß aus, sich als Arzt, wie

ſein Vater, in Frankfurt niederzulaſſen. Das dazu nötige Bürgerrecht konnte er als ehelicher Sohn eines Frankfurter Bürgers leicht erhalten. Bald nachdem er in Straßburg promoviert, im Winter 1772, kam er nach Frankfurt, wo er am 12. Dezember als filius civis, wie der gangbare Ausdruck war, den Bürgereid und dann auch den Eid als Arzt leiſtete. Er wohnte zur Miete auf dem Trieriſchen Plätzchen. Von ſeinen Frankfurter Bekannten wiſſen wir nichts. Faſt drei Jahre lebten Goethe und Weyland in derſelben Stadt nebeneinander, ohne ſich zu berühren; freilich brachte Goethe einen guten Teil auswärts zu, in Darmſtadt, Wetzlar und auf der Schweizerreiſe. Weyland erlebte in Frankfurt noch die Begeiſterung, mit welcher „Götz“ und „Werther“ aufgenommen wurden, und die tollen Fabeleien, die man ſich von Goethe, beſonders zur Zeit der Liliwirren, auf ſeine Koſten erzählte. Als der Herzog von Weimar im September 1779 mit dem Geheimerat Goethe deſſen elterliches Haus beſuchte, war Weyland wahrſcheinlich noch in Frankfurt, das er wohl erſt im Spätherbſt verließ. Er hatte den größten Teil ſeines Vermögens während der ſieben Frankfurter Jahre zugeſetzt. In Buchsweiler fand er als Arzt die freundlichſte Aufnahme, wenn er auch nur den Titel Hofrat erhielt, nicht, wie ſein Vater, Leibmedikus, Land- und Stadtphyſikus wurde. Eine glückliche Ehe ſchloß er am 3. Oktober 1781 mit der Tochter des Kammerrats Aulber zu Kutzenhauſen, ſtarb aber ſchon vor dem Ende des Jahres 1785. Er hinterließ einen Knaben und eine Tochter; der Knabe ſtarb frühe, die Tochter verheiratete ſich nach Rußland. Die Witwe wurde die Erzieherin des Königs Ludwig I. von Bayern, der für ihr Auskommen fürſtlich ſorgte, und als ſie 1837 in Mannheim ſtarb, ſeinen Dank noch auf ihrem Grabſtein ausſprach. Goethe ſollte in Weimar mit dem jüngeren Bruder Philipp Chriſtian, der zu ſeiner Straßburger Zeit erſt im ſechſten Jahre ſtand, in nähere Verbindung treten, da er, nach längerem Aufenthalte in Paris, Geheimſekretär des Herzogs Karl Auguſt wurde. „Weyland iſt ein gar wackerer Mann“, ſchrieb Goethe ſchon 1790. Auch dem ſchon vor fünf Jahren verſchiedenen Bruder hatte es an Einſicht, Ausdauer, Gemütlichkeit und Treue nicht gefehlt, wenn er auch weniger thatkräftig, mehr verſchloſſen und launenhafter geweſen ſein mag. Daß Friederike durch ihre treue Liebe zu Goethe abgehalten wurde, einen anderen, ihrer würdigen Mann mit ihrer Hand zu beglücken, ſchmerzte den treuherzigen Georg Leopold ſein ganzes Leben, und mochte er auch allmählich Goethes Schuld in milderem Lichte ſehen, beſonders 1779 nach dem Beſuche Goethes in Seſenheim auf der Schweizerreiſe, unmöglich war es ihm, ſich dem berühmten Manne zu nähern, mit dem er als Student grollend gebrochen hatte.

Ein weiterer Brief und Reime Rudolf Hildebrands an einen seiner früheren Schüler auf St. Thomä.

Am Jahresschlusse 1879 schreibt Hildebrand an seinen (ob. S. 93/94) erwähnten, früheren Schüler:

„Mein lieber Herr Doktor,

Ich schulde Ihnen Dank für mehrere freundliche Zusendungen, auch für Ihren Glückwunsch zur Verlobung meiner Tochter. Entschuldigen Sie mich mit gedrängter Arbeitslage bei noch zudringenden äußeren Dingen, die Geist und Seele vollauf in Anspruch nehmen, zum Teil mehr als vollauf. So bin ich auch in Ihrem Schriftchen über die merkwürdige . . . noch nicht weit gekommen, so sehr mich die Sache anspricht und belehrt. Aber die Dankschuld soll nicht ins neue Jahr mit hinüber gehen. Ich freue mich lebhaft, daß Sie im Aufklären . . . so rührig sind und daß Sie dabei meiner so liebenswürdig gedenken. Wissen Sie, daß ich beinah . . . einmal ans Staatsarchiv gekommen wäre? Es war ungefähr 1864,[1]) als mir der verstorb. Gersdorf eine Stelle unter der Hand antrug, und ich hatte ja wol Lust dazu, auch hielt mich nicht gerade die Schule ab (die mich elend[2]) genug bezahlte), aber ich war in Grimms Wörterbuch schon zu tief verstrickt und damit an Leipzig und die Verlagshandlung gefesselt, als daß ich da hätte abbrechen können. Gersdorf meinte damals, ein Sprachkenner wäre erwünscht, ja nöthig dort. . . .

Ihre Schrift ist mir sehr belehrend und willkommen, die höchst unerquickliche Zeit wird da doch deutlicher in ihren innerlich gegebenen Nothwendigkeiten, auch z. B. des Kurfürsten Stellung und Verhalten wird mir nun erst begreiflich, auch sein Charakter deutlicher. Also besten Dank, liebster Herr Doktor, für alle Ihre Treue und Liebe, und meine besten Wünsche für Ihr eigenes Wohl zum neuen Jahr (das noch mit einer modernen Gräuelthat[3]) schließen muß!) u. s. w.

Ihr herzlich dankbarer

R. Hildebrand."

Im Januar 1891 lud der Empfänger dieser, für ihren Schreiber überaus charakteristischen, auch sonst beachtenswerten Zeilen, Hildebrand

---

1) Nach Schladitz wurden Falke, bezw. von Posern-Klett Archivare (man vergl. die Staatshandbücher für das Königreich Sachsen 1862 ff.).

2) Er bezifferte 1870 seinen Jahresgehalt: 700 Thaler.

3) Gemeint ist das Attentat auf den Zaren, Alexander II., 1. 12. 79.

zu einem deutschen Schlachtfeste in sein Landhäuschen ein. In Reimen, die also begannen, schrieb dieser später:

„Also ein fettes Schwein geschlacht
Und meiner auch dabei gedacht!
Hat mir nicht wenig Spaß gemacht —
Sie habens wahrlich weit gebracht —
Wenn ich uns so zurücke denke
Bis auf und an die Quintabänke . . ."

Op. Δλ.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1893.

Von **Rud. Dietrich** in Zürich.

Georg Heydner, ein Meister des deutschen Unterrichts in der Volksschule[1]), bemerkt im ersten seiner „drei wichtigen Kapitel vom Unterklassenlesebuch" (Prakt. Schulmann [Leipzig], Heft IV—VI) über die Anforderungen, die an den Herausgeber eines Volksschullesebuchs zu stellen sind: „Wer nicht ein tiefes Verständnis der Kindesnatur besitzt, wer seinen Geschmack nicht am besten, was auf dem Gebiete der Litteratur hervorgebracht wurde, gebildet hat; wer nicht auch die besten kritischen Schriften auf sich hat wirken lassen; wer nicht ein Freund des Volkstümlichen ist; wer nicht auch zu den anderen Künsten in einem Herzensverhältnis steht: der besitzt nach meinem Dafürhalten die zur Herausgabe eines Lesebuchs nötige Qualität nicht." Im „dritten Kapitel" verwirft H. „die Einordnung der Lesestoffe nach realistischen Gesichtspunkten, überläßt vielmehr den humanistischen Stoffen die Führerrolle und schließt an diese die realistischen Stoffe, gemäß den realistischen Motiven der Hauptstoffe, an." — Vom Lesen selbst, vom „richtigen Lesen" handelt Ph. Heß im Österr. Schulboten (Wien, H. II). Er wendet sich gegen die in den ungeheuer ausgedehnten Schichten der Mittelmäßigkeit noch immer „geltende", von manchem wohl gar als wissenschaftlich geachtete Scheidung des Schullesens in „mechanisches, logisches und ästhetisches". „Das erstere — erklärt Heß — ist für sich allein ein der Schule nicht würdiges Unding, das letztere ein über die (Volks-) Schul-Sphäre hinausliegendes Höheres; das logische Lesen schließt das mechanische, soweit es Berechtigung

1) Vgl. seine beiden Schriften: Das Lesebuch in der Volksschule. Nürnberg, Korn 1891. — Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. Leipzig, Richter 1894.

hat, ein und nimmt vom Äſthetiſchen herüber, was ſchulmöglich iſt. Mit einem Worte, in der Schule giebt es nur ein logiſches Leſen. Der geradezu bodenloſe Widerſinn des mechaniſchen Leſens in der landläufigen Bedeutung des Wortes liegt ſo klar auf der Hand, daß nur bornierte Unbelehrbarkeit ſich dagegen ſträuben kann". Und ganz ſo — fügen wir hinzu — verhält es ſich mit dem „äſthetiſchen Leſen". Das „logiſche", das ſinngemäße Leſen iſt zugleich ſchön, ſoweit man überhaupt dieſe Bezeichnung auf das Leſen anwenden will oder darf. Alſo: es gilt nicht bloß in der Volksſchule (wie Heß meint), ſondern allenthalben ausſchließlich ſinngemäßes Leſen; es giebt jenſeits der „Schulſphäre" nichts „Höheres".

Aber gegenwärtig ſteht noch — wie geſagt — jene Dreiheit in hohem Anſehen. Das wäre nun ein Punkt, wo von den Fortſchritten, welche im Bereiche des deutſchen Unterrichts während der letzten zehn Jahre thatſächlich gemacht worden ſind, nichts zu ſpüren iſt. Und es iſt nicht der einzige Punkt dieſer Art. Man beobachtet z. B. noch auffallend häufig Verſtöße gegen Unterrichtsregeln, deren Naturgemäßheit doch völlig klar iſt. Darum erſcheint es durchaus nicht als überflüſſig, wenn der Wolliner Rektor Neuſeld (Pomm. Blätter f. d. Schule und ihre Freunde [Stettin], Nr. 4) in ſeinem Aufſatze über „Sprache und Sprachzucht" mahnt: „Vor allen Dingen ausreden laſſen, nicht fortwährend unterbrechen! Fehler dürfen nicht durchgehen; aber die Schüler ſelbſt ſollen ſie verbeſſern. Es giebt nichts, was die Aufmerkſamkeit der Klaſſe mehr anregt und das Sprachvermögen mehr fördert. Schroffes Ablehnen und Dazwiſchenfahren ſchüchtert ein und macht mutlos. Daher kommen die vielen, die nicht antworten mögen, auch wenn ſie es könnten; und mancher verdirbt es, weil er es ganz gut machen will, aber zaghaft und unſicher darangeht." Zu verbeſſern ſeien „die landläufigen Fehler, die jede Gegend hat". In dieſem unermüdlichen Berichtigen liege „die eigentliche Aufgabe der Grammatik". — Den gleichen Gedanken führt H. Wigge („Zur Analyſe des kindlichen Sprachſchatzes", Pädag. Zeitung [Berlin], Nr. 41. 42) weiter aus. Er erinnert zunächſt an das Wort Vollbedings (in deſſen „Katechismus der deutſchen Sprache" v. J. 1798): „Man ſpreche mit dem Kinde fleißig und laſſe dasſelbe alle Sprachfehler vermeiden. Dann laſſe man es die beſten deutſchen Schriftſteller fleißig leſen. Ganz zuletzt, wenn es der junge Mann ſoweit gebracht hat, daß er richtig ſprechen und ſchreiben kann, lehre man ihn die Regeln der Sprache ſelbſt." Ob denn dieſer Grundſatz bei uns allgemein gelte? Das ſei nun zwar zu verneinen; aber „wir ſind (doch wenigſtens) heraus aus dem grammatiſchen Aberglauben". Das „Prinzip der Gewöhnung" (im Gegenſatz zu demjenigen der Belehrung) iſt als

das einzig richtige anerkannt, wird „tiefer und schärfer durchdacht ob seiner praktischen Gestaltung, und was dabei herausgesprungen ist für die Schulpraxis, das eben ist der Fortschritt, den wir gemacht haben." Objekt der Gewöhnung muß des Kindes eigener Sprachschatz sein. Die grammatischen Fehler, die mündlich und schriftlich zum Vorschein kommen, sind die natürlichen Anknüpfungspunkte — und damit „fällt die ganze Mustersatztheorie". Im übrigen verweist W. auf die Vorschläge des Rektors Krause-Cöthen[1]), die er folgendermaßen beurteilt: „Sie sind nach meinem Dafürhalten das Ergebnis einer hundertjährigen, in Kreuz- und Querzügen aufgegangenen Entwicklung. Ihre Verwirklichung würde der erste Schritt sein, den die Schulpraxis über Vollbeding hinaus thun würde. Bis jetzt hat sie ihn nicht gemacht. Den Fortschritt herbeizuführen liegt allein an uns; er geht nur durch unser Wollen." Und wie Krause „eine sorgsame Analyse des kindlichen Sprachschatzes ob seiner grammatischen Fehlerhaftigkeit während des gesamten Sprachunterrichts" verlangt, so fordert W. das Gleiche für die Satzkonstruktionen zum Zwecke der Zeichensetzung. Die gesammelten Ergebnisse dieser und jener „Analyse" bilden des Lehrers wertvollsten Leitfaden.

In demselben Fachblatte (Nr. 24) legt E. Wilke die Vorteile des „Unterrichts in der Wortkunde" dar; er beruft sich im ganzen und einzelnen auf Rudolf Hildebrand und bringt eine Anzahl Beispiele.[2]) Mit Recht betont er auch, daß der Lehrer, wenn er sich eine weit- und tiefgehende Wortkenntnis erworben hat, ein feines Gefühl dafür besitzt, ob die Kinder seine Worte verstehen oder nicht. „Dieses Gefühl ist eine der vorzüglichsten Lehrergaben." Auf Seiten der Kinder werden Wortkenntnis und Wortverständnis „oft ohne weiteres vorausgesetzt; der Erfolg des Unterrichts ist dann ein totes Wortwissen, ein Maulbrauchen". Solches

1) Vgl. Jahrg. 1893 d. Z., S. 829, 831/2.

2) Seine Veranschaulichung und Ausprägung der Begriffe mutig (Übermut), tapfer, kühn erscheint mir nicht einwandfrei. Und wo bleibt die Erziehung zur Wahrhaftigkeit (die W. selbst stark betont), wenn er — nur um mit dem Hamen (Fangnetz) unser hämisch erklären zu können — behauptet, Fischer und Jäger (die das Netz ausstellen), „empfinden Freude über den Schaden, den die Tiere haben" —?— Übrigens wird beim Unterricht in der Wortkunde auf die Hausprache (Mundart) der Kinder Rücksicht zu nehmen sein. Nun bedeutet in der Gegend von Stuttgart (wohl nicht dort allein) tapfer — schnell, auch sofort; z. B.: „lauf tapfer" = lauf schnell; „tapfer iß" = sofort ißt du (etwa Kindern gegenüber, die eine Speise nicht mögen, deshalb zögern u. s. w.); „tapfer tapfer!" Wie gelangt man (in der Schule) von diesem mundartlichen zum schriftgemäßen tapfer? Vielleicht indem man von dem „tapfer iß" ausgeht, auf die Überwindung zu sprechen kommt, die es kostet, etwas, das unangenehm schmeckt, zu essen, und „ganz aufzuessen". — Weigand und Sanders erwähnen den schwäbischen Begriff nicht, und Grimms Wörterbuch ist noch nicht soweit gediehen.

zu verhüten, ist Aufgabe des Unterrichts in der Wortkunde, der damit zugleich der Erziehung zur Wahrhaftigkeit die besten Dienste leistet. Übrigens müsse man in ihm — meint Wilke — ein Zeichen der Zeit erkennen; er unterstütze das „Streben", das heute „in der Pädagogik dahin geht, zur Natur zurückzukehren, die Kinder als Kinder zu behandeln, den Lehrer freier auf das Kind einwirken zu lassen und darum die alten Unterrichtsformen zu zerbrechen, die aus einer Überschätzung der Unterrichtsstoffe hervorgegangen waren".

An dem „Zerbrechen der alten Unterrichtsformen" beteiligt sich u. a. auch ein Berner Lehrer. Es dürfte für unsere Leser von besonderem Interesse sein, seine „Ratschläge zum Kapitel des Aufsatzes" (Berner Schulblatt Nr. 46) zu vernehmen. Es spricht da ein muskel- und nervenstarker Herr, der entschieden und derb dreinfährt, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, Erfolg verspricht — der sich alles mundgerecht macht, mag es auch auf Kosten des Sprachgeistes oder des guten Geschmacks gehen. (Er redet z. B. von der „Loskriegung des richtigen sprachlichen Ausdrucks".) Trotzdem oder vielleicht eben deswegen ist der Beitrag zum „Kapitel", auch „Fach des Aufsatzes" gar unterhaltsam, auch anregend zu lesen. Für die „Inhaltsangaben" wähle man — rät der ungenannte Schulmann — kurze, interessante, weder in den Schulbüchern sich vorfindende, noch den Kindern sonst bekannte Erzählungen, vorzüglich solche mit lustigem und witzigem Inhalt. „Zu Beschreibungen wähle man den ersten besten bestimmten Gegenstand, der nicht schon in den ersten Schuljahren im Anschauungsunterricht breitgequetscht worden ist." „Bei der Präparation ist der Gebrauch der Mundart nicht nur zulässig, sondern geboten: a) um schnell ein intensives und unmittelbares Verständnis des Themas zu ermöglichen, b) um eine gedächtnismäßige, fast Satz für Satz gleichlautende schriftliche Wiedergabe zu verunmöglichen." „Ein Haupterfordernis, von dem meinen Erfahrungen zufolge $^9/_{10}$ des Erfolges beim Aufsatzunterricht abhängt, ist, daß der Lehrer mit eiserner Zucht und Strenge darauf dringt, daß jeder Buchstabe, jede Zahl und jedes Zeichen sauber und korrekt geschrieben werden." (Deshalb läßt er in allen — außer den beiden obersten — Klassen „jeweilen zu Anfang des Schuljahres" auf die erste Heftseite zehn Schreibregeln eintragen.) „Das gut vorbereitete Aufsätzchen wird ohne weiteres ins Aufsatzheft geschrieben" (kein „Aufsetzen" vorher); bei der Korrektur wird auch „jeder unkorrekte Buchstabe u. s. w. und jedes Geschmier" angestrichen. „Diese Striche müssen von den Schülern gezählt und auf der ersten Linie nach dem Aufsatz verzeichnet werden wie folgt: Schmierstriche u. s. w. Das hilft — und: Sauberheit, Nettigkeit und Korrektheit in der Schrift gewonnen — alles gewonnen."

Zum Schluß mache ich auf eine Abhandlung (Deutsche Schulpraxis [Leipzig], Nr. 32) aufmerksam, welche — allerdings nur andeutungsweise — beachtenswerte Vorschläge für den deutschen Unterricht in Fortbildungsschulen bringt. Man darf den jungen Leuten — meint der ebenfalls ungenannte Verfasser — wohl ein deutliches Wort über gute und schlechte Stücke des heimischen Schrifttums sagen; man soll sie zum Lesen aufmuntern, sie Lesefrüchte sammeln, das Gelesene in knappen Aufsätzen verwenden lassen, sie auf Faulheiten und Albernheiten der Umgangssprache hinweisen. Weiterhin empfiehlt sich und eignet sich vorzüglich das Lesen von Handschriften: Briefen und amtlichen Schriftstücken verschiedener Art; jeder Lehrer kann sich ohne große Mühe und Kosten eine Sammlung derartigen Lesestoffes anlegen. Das hier vorgeschlagene Lesen wird nicht selten zum Übersetzen werden: besonders wenn allerlei amtliches Schriftwerk vorliegt. Denn da gilt es, das Kanzlei-Kauderdeutsch (oder -wälsch) zu zergliedern und in einfache, klare, genießbare, volksmäßige Sprache umzuwandeln. Ähnlich könnte man übrigens mit den wichtigsten Gesetzesbestimmungen verfahren; alle juristischen Gesetze sind ja bekanntermaßen in schlechtem, schwer verständlichem „Deutsch" verfaßt. Endlich die Übungen in freier, einfacher, kurz gehaltener Rede, auf die gar nicht genug Gewicht gelegt werden kann: sie bedeuten Kampf gegen das „Maulbrauchen"; sie befähigen den Jüngling, seine eigenen Gedanken frisch und klar zum Ausdruck zu bringen — und den Mann, persönliche Ansichten und Überzeugungen offen und einfach auszusprechen, durch ein geschicktes Wort die verkehrte Meinung anderer zu entkräften, die Nichtigkeit seichten Geschwätzes zu brandmarken; steigern kann sich diese Fähigkeit bis zur Selbständigkeit den Parteien, der Presse, dem Büchermarkt gegenüber. Denn die sprachliche Einsicht wird in unserer (des Verfassers „Fortbildungs"-) Schule durch eine vielseitige sachliche Einsicht ergänzt, wie sie namentlich aus tiefgehender Beschäftigung mit Staat, Gesellschaft, Haus- und Volkswirtschaft entspringt. — Verf. hat selbstverständlich nicht eine auf das bescheidenste Zeitmaß beschränkte Fortbildungsschule, vielmehr eine Art Bürger- oder Mittelschule (wie sie noch nirgends besteht), weiter auch die Gewerbeschule im Auge. Was die zuletzt genannte Anstalt betrifft, so werden seine Anträge von dem in Kunstgewerbekreisen wohlbekannten Österreicher F. v. Feldegg unterstützt. Dieser drückt seine Ansicht am schärfsten in der allgemeinen Bemerkung aus: „Wer seine Muttersprache nicht in Wort und Schrift richtig zu gebrauchen versteht, der gehört zum Proletariat, und wenn er Hunderte von Arbeitern beschäftigte und zehnfacher Hausbesitzer wäre; das Proletariat aber ist allzumal international: ihm fehlt das nationale Bewußtsein, weil, um ein solches zu besitzen, die erste Bedingung die

ist, daß man auch ein gemeinsames nationales Gut — hier das geistige — gelten läßt und als solches ausdrücklich anerkennt." (Vergl. „Gewerbliche und nationale Bildung", in der Zeitschr. f. Zeichen- u. Kunstunterr.[1]), Heft X.)

Aus Rudolf Hildebrands Unterrichtspraxis.

Von **Georg Berlit** in Leipzig.

Als ein bescheidener Nachtrag zu dem von Otto Lyon in dieser Zeitschrift (Heft 1 des laufenden Jahrganges), sowie dem in den Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik (Jahrgang 1894, Heft 12) entworfenen Lebensbilde Rudolf Hildebrands dürfte wohl die nachfolgende Mitteilung hier einen Platz finden, die sich auf des Unvergeßlichen vieljährige Wirksamkeit an der im Jahre 1853 gegründeten Buchhändlerlehranstalt zu Leipzig bezieht und die uns zeigt, wie Rudolf Hildebrand schon hier der hohen Auffassung, die er vom Unterricht im Deutschen in sich trug, Geltung zu schaffen bemüht war. Die Thätigkeit am Grimmschen Wörterbuch erlaubte ihm nicht, neben seinem Lehramt an der Thomasschule seine Kräfte auch noch jener Anstalt, an der er zehn Jahre segensreich gewirkt hatte, zu widmen, und so schied er Ostern 1865 aus jener Stellung, die nach der Stundenzahl bemessen ja sehr bescheiden war — wohl nur den Sommer über erteilte er 2 Stunden wöchentlich —, in der er aber, wie die ihm zeitlebens bewahrte Liebe vieler nun angesehener Buchhändler, nach seinem Tode auch eine öffentliche Bekundung eines alten Schülers bezeugt hat (im Leipziger Tageblatt vom 16. November 1894), tief und nachhaltig wirkte.

Hier soll aus einem der Jahresberichte, dem 7. der „Lehranstalt für Buchhandlungsgehilfen" aus dem Jahre 1862, die kurze Ausführung mitgeteilt werden, in der Rudolf Hildebrand zwar geschäftlich, aber in der seine Eigenart nicht verleugnenden stimmungsvollen Art und Weise über den Betrieb des ihm übertragenen Unterrichts Bericht erstattet. Die wenigen Sätze sind so inhaltreich, daß wir daraus schon die ganze Auffassung erkennen können, die ihn bei der Lösung einer wegen der Verschiedenartigkeit der Vorbildung jener Schüler keineswegs leichten Aufgabe leitete. Übrigens zeigt die jenem Berichte vorangehende allgemeine Betrachtung über Ziel und Aufgabe solcher Schulen, die der Leiter der Anstalt, Dr. Paul Möbius, abgefaßt hat, daß der Geist, in

1) Organ des Vereins österreichischer Zeichenlehrer (Wien)

dem die Schule regiert wurde, einer Lehrerperſönlichkeit, wie Hildebrand, der es auf möglichſt tiefe und weite Geiſtesbildung abſah, volle Freiheit verſtattete.

Der zu Anfang bloß ſachliche Ton nimmt an Wärme zu, ſo daß man das Gefühl gewinnt, als halte hier eine von ungewöhnlicheren pädagogiſchen Überzeugungen volle Lehrernatur nur mühſam Anſichten in ſich zurück, deren rückhaltloſe Mitteilung — erſt 1867 erſchien ja der deutſche Sprachunterricht — ihr ſelber Bedürfnis ſei und andere, die demſelben Ziele nachtrachten, aufs willkommenſte fördern und ermutigen müſſe, den ſchon geahnten richtigen Weg gleichfalls zu betreten. Im Vordergrunde ſteht, wie ſich bei dem mehr praktiſchen Charakter der Anſtalt ja begreift, die Anleitung zum ſchriftlichen Gebrauche der Mutterſprache. Da heißt es denn:

„Fertigung von Aufſätzen nach teils aufgegebenen, teils ſelbſtgewählten Themen. Jene wurden ſo geſtellt, daß möglichſt Gelegenheit gegeben wurde, den geiſtigen Geſichtskreis des Jüngling teils in ſich abzuklären, teils zu erweitern. Zuweilen aber ward den Schülern ſelbſt die Wahl des Themas überlaſſen in der Weiſe, daß ſie angewieſen wurden, irgend einen Gegenſtand aus ihren eigenen Erfahrungen und Erlebniſſen herauszugreifen und zu geſtalten, daß möglichſt ein in ſich abgerundetes Bild daraus würde; der Erfolg dieſer Selbſtwahl war ſtets der, daß die Arbeiten mit größerer Luſt gemacht und fleißiger, gewandter, gelungener wurden. Die Beſprechung der vorgekommenen Fehler wurde ſo eingerichtet, daß ſowohl die Kenntnis der Mutterſprache als auch die Bildung des Urteils und Geſchmacks möglichſt vielſeitig gefördert wurde, mit Entwickelung der in Frage kommenden Regeln ſo weit möglich unter Selbſtbeteiligung der Schüler; gar oft wurde ſo von einer einzigen Arbeit faſt die ganze Stunde in Anſpruch genommen. — Dabei erklärende Lektüre, im Sommer 1860/61 von Schillers Wallenſtein (ein andermal Tell), in dem 1861/62 von E. Oltrogges deutſchem Leſebuche. 3. T., 1. Abt. (Lüneburg 1857). Bei Schillers Dichtwerk wurde neben der fortlaufenden ſprachlichen Rückſicht auch die reiche Gelegenheit möglichſt ausgenutzt, die es bietet, um die Kenntniſſe aus vielerlei Gebieten des Wiſſens, wie geſchichtliche, geographiſche, kulturhiſtoriſche aufzufriſchen oder zu erweitern oder tiefer zu begründen, ſoweit ſie in den Kreis der allgemeinen Bildung unſerer Zeit gehören. Oltrogges Leſebuch bietet eine fortlaufende Reihe von Perlen unſerer Litteraturgeſchichte, ſparſamer aus der älteren Zeit, reichlicher aus der neueren. Wenn dabei die älteren Stücke nicht übergangen, ſondern in Auswahl gleichfalls geleſen und erklärt wurden, ſo geſchah dies in der wohlbegründeten Überzeugung,

daß es auch für bloß allgemeine Mannesbildung ein wahrer Gewinn ist, die großen oder charaktervollen Schöpfungen unserer Vergangenheit einmal selbst gesehen, nicht bloß von ihnen gehört zu haben, daß es ein Gewinn ist, für die Bildung des Deutschen, auch in den Lebens- und Gedankenkreis der Nibelungen, der Gudrun, eines Fischart, eines H. Sachs einmal selbst einen Blick gethan zu haben, und das lebhafte Interesse der Schüler daran war eine neue Bestätigung dieser Überzeugung."

Was hier vor etwa 30 Jahren einer mit mancherlei inneren Schwierigkeiten kämpfenden Anstalt als hohes Ziel gesteckt ward, das dürfen wir, die an Schulen mit voll ausgestaltetem Lehrplane zu unterrichten das Glück haben, gewiß zu erreichen nicht verzagen. Uns in Sachsen ist gottlob Raum und Freiheit gelassen, innerhalb des Rahmens der gesetzlichen Bestimmungen der Erfüllung der schönen Aufgabe, wie sie R. Hildebrand oben nur andeutend gezeichnet hat, nachzutrachten, und daß unsere Schulen mehr und mehr dem Ideale näher kommen werden, muß dem einheitlichen Zusammenwirken der mit dem deutschen Unterricht an einer Lehranstalt betrauten Männer gelingen. Rudolf Hildebrand durfte es mit Genugthuung erfüllen, daß die Regierung seines Heimatlandes der Verwirklichung seiner fruchtbaren Auffassung vom deutschen Unterricht den Weg nicht verbaut, vielmehr erst recht, mehr als sonst wohl amtlich geschehen ist, die Bahn frei gemacht hat.

Ein dunkles Wort bei Hölderlin.

Von **Robert Wirth** in Plauen i. V.

Im 5. Stück des 4. Teils der Thalia von 1793 hatte Schiller das „Fragment von Hyperion" Hölderlins aufgenommen. In diesem Bruchstücke, das der Veröffentlichung des Romans um vier Jahre voranging, findet sich (S. 217 der Thalia) die Stelle: „Freudig säuselte mir der Jubat (die Thalia wurde in lateinischen Lettern gedruckt) in den Locken". Der Name Jubat, der einen Wind bedeuten soll, ist seitdem in allen neuen Abdrücken des Bruchstückes stehen geblieben, auch bei K. Köstlin (Dichtungen von Friedr. Hölderlin, Tübingen 1884), trotzdem der Herausgeber in der Einleitung S. LXI die „weniger bekannten Orts- und Personennamen" im Hyperion zu erklären versucht hat. Auch Köstlin wußte offenbar mit dem Namen nichts anzufangen.

Ich nehme eine Erklärung vorweg, auf die ein „klassischer" Philologe kommen könnte. Wir haben es an unsrer Stelle, würde er sagen,

dem Zuſammenhange nach, mit einem Morgenwinde zu thun. Jubatus heißt u. a. auch ſtrahlend, glänzend, in welcher Bedeutung es vom Leuchten der Geſtirne gebraucht wird. Eos, die ſtrahlende, iſt die Mutter der Winde, die ſich morgens erheben. Das Wort jubatus, das zur ſtrahlenden Eos trefflich ſtimmt, iſt auf den von ihr erregten Wind übertragen. Beſtätigt wird die Vermutung durch das griechiſche Beiwort der Winde ἀργεστής oder ἀργηστής, was ſchnell, weiß, glänzend bedeutet. So iſt das Wort Jubat „gerettet". Dieſe dem Philologen naheliegende Erklärung ließe ſich hören, die richtige aber iſt folgende:

Jubat iſt Druckfehler für Inbat, Inbat aber iſt der in der lingua franca[1]) wohlbekannte Wind Imbatto[2]), eine Italieniſierung des ἐμβάτης[3]).

Wie kommt es aber, muß man billigerweiſe fragen, daß Hölderlin, der, ſcheint es, den imbatto durch Weglaſſung der fremdländiſchen Endung an das Deutſche annähern wollte, nicht Imbat, ſondern Inbat ſchrieb? Dafür wird man meines Erachtens nach die Quelle, aus der er ſchöpfte, verantwortlich machen müſſen. Bekanntlich verweilte Hölderlin, „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend", doch niemals ſelbſt in dem Lande ſeiner Sehnſucht; für die Schilderungen alſo dieſes Landes in ſeinem Hyperion und ſonſt war er auf Bücher von fremder Hand angewieſen. Fünfzehn Jahre nun vorher, ehe er ſein „Fragment von Hyperion" an Schiller zur Veröffentlichung in der Thalia übergab, waren in Leipzig die „Reiſen in Griechenland" von Rich. Chandler in deutſcher Überſetzung erſchienen. Gleich im erſten Kapitel dieſes Buches fahren die Reiſenden früh von Smyrna ab und werden von dem ihnen entgegenwehenden Inbat aufgehalten („Wie es Morgen ward, zeigte ſich der Inbat und wir ſuchten Schuz in einer kleinen Bucht"); bei Hölderlin

1) Von den Italienern auch il levantino oder il gergo (Kauderwelſch) levantino genannt, ein italiano „corrotto ed imbastardito", durch Kaufleute aus Venedig und Genua in die Levante eingeführt, wo es heute noch fortlebt.

2) In dieſem Sinne, als Name des bekannten Windes, iſt der Ausdruck (vento d'imbatto) von Tommaſeo in ſein Dizionario di Sinonimi aufgenommen, neuerdings von Petroccchi wiederholt worden, aber mit Verweiſung „unter den Strich", den Petroccchi mit Glück auch für das Wörterbuch eingeführt hat. Der Bewohner Italiens kennt imbatto nur als Subſtant. von imbattere in der Bedeutung Hindernis oder Ereignis, doch iſt auch dieſes imbatto ungewöhnlich.

3) Die von der hohen See aus auf die Küſte zwiſchen 10 und 11 Uhr vormittags „anſteigende" Seebriſe; im Altgriechiſchen in dieſer Bedeutung nirgends. Nebenbei ſei bemerkt, daß Wecklein in ſeiner bekannten Schulausgabe der Medea des Euripides S. 95 nicht ganz richtig bemerkt, der ἐμβάτης erhübe ſich gewöhnlich nachmittags zwiſchen 2 und 3 Uhr, er erreicht allerdings um dieſe Zeit ſeine höchſte Lebhaftigkeit. Siehe Neumann-Partſch, Phyſikal. Geographie von Griechenland, Breslau 1885, S. 90. Auch bei Hölderlin und dem ſpäter zu nennenden Chandler iſt von ihm als bereits am Morgen wehend die Rede.

fährt Hyperion morgens auf Smyrna zu und wird demnach vom Inbat, der ihm „freudig durch die Locken säuselt" als dem für ihn günstigen Winde in den Hafen geleitet. Es besteht also wohl kein Zweifel, daß Hölderlin das Buch von Chandler las und daß er, der weder, scheint es, um imbatto noch um ἐμβάτης als dem bekannten Seewinde, der die Hitze des griechischen Sommers mildert, wußte, die englische Form Inbat (denn nicht Jubat steht in seiner Quelle) in sein Fragment (im vollständigen Roman findet sich der Inbat überhaupt nicht) auf Treu und Glauben aufnahm. So hätten wir denn den hartnäckig wiederkehrenden Druckfehler Jubat, der in aller Stille bereits sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat, als den griechischen ἐμβάτης entlarvt.

Willems Reinaert in dem deutschen Unterricht.

Von **Christian Semler** in Dresden.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.
Goethe in Wahrheit und Dichtung.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, der reiferen Jugend in der Oberklasse der Gymnasien und Realgymnasien unsere herrliche Tiersage in der ursprünglichen Gestalt, wie sie Willems Werk bietet, zuzuführen, zugleich aber auch damit auf ein klassisches Beispiel des Komischen hinzuweisen. Was in der neueren deutschen Litteratur der Zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist ist, das ist in der älteren das flandrische Gedicht Van den vos Reinaerde. Beide sind viel zu gut, um sie in dem litteraturgeschichtlichen Unterricht mit einer flüchtigen Erwähnung abzufinden; sie müssen durch unsere höheren Lehranstalten ein Eigentum der Nation werden. Das Epische, Lyrische und Dramatische findet in den Schulen die entsprechende Würdigung; das Komische jedoch kommt nicht immer zur rechten Geltung, trotzdem es eine wesentliche Seite des menschlichen Geistes, zumal des Schönheitssinnes ist, die Beobachtungsgabe schärft, zur Selbsterkenntnis führt und freudiges Lebensgefühl erweckt. Unser Seelenleben fordert es mit Notwendigkeit; deshalb sehen wir, wie auf das ideale Minnelied die derberen Klänge Neidharts folgen und auf die romantische Ritterdichtung die komischen Heldenthaten des Reinaert. In ähnlicher Weise reizten die Trauerspiele des Euripides den Lustspieldichter Aristophanes, und die phantastischen Ritterromane führten zum Don Quixote.

Wer von dem Betrachten der Bildwerke des Parthenons kommt und dann Homer in die Hand nimmt, findet hier mit freudiger

Erregung die Grundlagen des plastischen Stils, wie er in der Bildhauerei sich ausprägte. Dasselbe erleben wir hinsichtlich des malerischen Realismus, wenn wir von den Bildern der flandrischen Schule aus dem 15. bis 17. Jahrhundert uns zurückwenden zu Willem, dem Dichter des Reinaert im 13. Jahrhundert. Wer in Gent in der Kirche St. Bavo vor der Anbetung des heiligen Lammes von den Brüdern van Eyck gestanden und sich an Licht und Luft, an der Wiese mit den Veilchen und Gänseblümchen und an den so ungemein scharf geschnittenen Charakterköpfen gefreut hat; wer die Wolfsjagd von Rubens in London und seine Löwenjagd in München gesehen, die Küchentische mit Wild von Snyders und Fyt kennt und die derbkomischen Sittenbilder des Adriaen Brouwer im Gedächtnis hat, der wird auch sofort für Willems Reinaert die Stimmung und die innere Gestaltungskraft mitbringen.

Mit der flandrischen Malerschule teilt Willem die Schärfe und dramatische Lebendigkeit in der Beobachtung der Natur und der Vorgänge in der menschlichen Seele, die Liebe zum Tier und die kühne Verwegenheit in der Durchführung des Komischen. Ein naturfrischer und farbenfroher Realismus beseelt diesen flandrischen Stamm. Aber Willem hat doch etwas Eigenes, nämlich die Verschmelzung von Tier und Mensch, wie sie in dieser künstlerischen Form noch nie dagewesen ist. Mag er sich auch an französische Dichtungen, sie umarbeitend, angelehnt haben: die Schöpfung aus einem Guß ist sein Werk. Die Tiere stellen Vorgänge des menschlichen Lebens in einem kleinen Weltbilde dar, und doch sind sie nicht vermummte Menschen, wie in den Lustspielen des Aristophanes, sondern leibhaftige Tiere. Dies ist das Geheimnis und der immer von neuem fesselnde Reiz dieser schönen Dichtung.

Die Freude an der Gestalt des Tieres und die Überraschung, in der Seele desselben, in dem Gesichtsausdruck und Thun und Treiben einen Menschen zu entdecken, ist uralt. Die Fabel streckt ihre Wurzeln ins Morgenland, und die Ägypter verherrlichten in den Wandgemälden ihrer Grabkammern, in den Werken der Bildhauerei und der Kleinkunst mit Vorliebe das Tier; ebenso die Assyrer. Ein Gang durch die Säle des britischen Museums in London überzeugt uns hiervon. Aber erst in Griechenland stieg das Tier in der Poesie sowohl wie in der Kunst auf die volle Höhe. Die rührende Treue des Hundes ist für alle Zeiten in Argos in der Odyssee gefeiert, und die Anhänglichkeit des Pferdes zeigt sich in den Rossen des Achilleus, welche bei dem Tode ihres Lenkers Patroklos Thränen vergießen. Aber was könnte dichterisch schöner sein als die Gleichnisse Homers! Götter und Helden werden durch die Vergleichung mit den Tieren verherrlicht. Im Tiere wird

also das Menschenähnliche erblickt. Am häufigsten erscheint der Löwe, dann der Adler, der Geier, der Habicht; aber auch die Haustiere fehlen nicht, wie der Hengst, der Stier, der Widder u. s. w. Wenn in den Gymnasien Willems Reinaert gelesen wird, müssen auch die Gleichnisse Homers ihm zur Seite gestellt werden. Dieser liebt in dem Thun und Treiben der Tiere die plastische Zeichnung; Willem deckt das Seelenleben auf. — Wie die Dichtkunst hat auch die griechische Bildnerkunst mit großer Liebe das Tier in Erz und Marmor dargestellt. Das Kunsthandwerk bildete es in den zierlichen Gemmen nach. Eine solche schickte bekanntlich Goethe aus Italien an Herder, auf der eine Bremse einem Löwen vor der Nase herumschnurrt. Der König der Tiere ist so machtlos dagegen, wie Nobel gegenüber den Schelmenstreichen und dem Hohne des Reinaert.

Die Neuzeit mit ihrer Freude an der Wirklichkeit huldigt wieder in verstärkter Weise dem Tiere. Dies zeigte sich uns bereits in der Schule des Rubens, und in demselben Jahrhundert wurden die Holländer nicht müde, das Tierleben malerisch zum Ausdruck zu bringen. Da kommt nicht bloß das stattliche Vieh auf der Weide, sondern auch der Hühnerhof zur vollen Würdigung, und Everdingen behandelte in seinen Radierungen die Tiersage. Ein Jahrhundert vorher gaben Dürer, Luther und Hans Sachs in Zeichnungen, Tierfabeln und Tiermärchen ihre Liebe zur Natur kund. Goethe wurde die Freude am Reineke nahegelegt durch Hans Sachs und die Holländer. Was aber unsere Gegenwart betrifft, so wird die Kinderwelt durch die Fabeln von Hey, vor allem aber durch die Geschichte vom Swinegel ergötzt, und den Erwachsenen ist Brehms Tierleben eine reiche Quelle der Anregung und der Erweckung des Natursinnes. Und wer in der Dresdner Galerie öfters Umschau hält, wird beobachtet haben, welche Anziehungskraft das Löwenpaar auf den Felsen in der Wüste von Friese, der Schafstall von Gebler und der Fuchs mit dem Schneehasen von Liljefors ausüben. Die Menschenähnlichkeit des Tieres ist wohl selten so treffend durchgeführt worden wie in dem Bilde von Gabriel Max, welches Affen als Kritiker darstellt. Es war vor einigen Jahren in München ausgestellt. In dieser Hinsicht bringen übrigens auch die Fliegenden Blätter manche schöne Zeichnung; Kaulbach mag hier anregend gewirkt haben. Wir erinnern nur an Oberländers Elefanten, die ihr Junges schaukeln.

Nach diesen einleitenden Worten gehen wir zu der Besprechung von Willems Gedicht Van den vos Reinaerde über. Dasselbe veranschaulicht in ganz vorzüglicher Weise das Wesen des Komischen überhaupt, besonders aber dessen ewige und unverwüstliche Grundlage, das Derbkomische nämlich oder das Possen- und Schwankhafte mit seinen gröberen

Zusammenstößen. Der Vorgang in dem Komischen besteht darin, daß etwas aus dem gewohnten Kreise heraustritt, in die Höhe des scheinbar Erhabenen aufsteigt und dann in überraschendem Anprall durch ein scheinbar Kleines gestürzt wird. Das Geringe und Kleine ist im Komischen das Herrschende. Die Tiere sind nun eine niedrigere Stufe als die Menschen; in der Sage jedoch fühlen und denken, reden und handeln sie, als ob sie Menschen wären. Der Löwe beruft einen Hof- und Gerichtstag und hält einen gelehrten Schreiber, der die ankommenden Briefe liest; der Bär soll auf den Königstuhl zu Aachen gesetzt werden; der Wolf schwört bei seiner Mönchsplatte; der Dachs ist Beichtvater; der Schafbock spricht als Kaplan ein Gebet; der Fuchs schnürt seine Schuhe, hängt die Pilgertasche um und nimmt den Pilgerstab in die Hand. Haben wir uns nun so, wie die Kinder beim Anhören eines Märchens, mit den Tieren in die Höhe des menschlichen Kulturlebens verstiegen, so besinnen wir uns plötzlich, das Erhabene unserer Vorstellungen prallt an dem Tierischen an, und wir lächeln oder lachen laut auf. Der Vorgang und der Genuß ist ein ähnlicher wie bei dem Anblick des Kasperle-Theaters. Die Puppen erscheinen als Menschen, aber bald erinnert uns das Mechanische der Bewegungen und das Gleichbleiben der Gesichtszüge daran, daß wir gefoppt worden sind.

Wie die Handlungen, so gehören auch Sitte und Anstand zum echt Menschlichen. Im Komischen jedoch erscheinen sie als ein naturwidriger Zwang, als aufdringliches Polizeiwesen, also in scheinbarer Erhabenheit, die auf das Glatteis geführt werden muß. Handeln nun die Tiere als Menschen und verletzen sie plötzlich die Sitte, so blitzt das Komische auf. In der Angst stoßen dem Bären oder bei heftigem Lachen dem Fuchse Dinge zu, über die man bei Bier und Wein zu scherzen pflegt, die aber in der feinfühligen Theegesellschaft nicht berührt werden dürfen. Im Komischen wird alles frischweg herausgesagt; seinem innersten Wesen nach wurzelt es in dem Gefühle der Freiheit und Gleichheit. Der Leser des Reinaert fühlt sich frei und aller einengenden Schranken entledigt. Er teilt den Ausspruch Fausts bei dem Anblick des unter der Linde tanzenden Bauernvolkes: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein". Wer sich Sinn und Blick für die Tiersage bewahren will, muß, wie Goethe, viel und gern mit dem eigentlichen Volke verkehren. Wer nur im Frack und Cylinder zum Selbstgefühl kommt, für den ist sie nicht gedichtet.

Das Komische hat das Vorrecht, das Höchste anzufassen. Aristophanes, der doch an dem alten Götterglauben festhält und von der Philosophie des Sokrates nichts wissen will, verwandelt in den Fröschen den Gott Dionysos in einen Spießbürger aus Athen. Goethe läßt in dem Prolog im Himmel den Mephistopheles Scherze über Gottvater machen. Nicht

anders ist es in Willems Reinaert. Das Königtum und die Kirche verfallen dem Lächerlichen: dieses deutet der Leitspruch an, den wir unserm Aufsatz voranstellten. Die Heiligkeit des Gesandten und das Gastrecht, welche im Homer so hoch stehen, wie werden sie von Reinaert mißachtet! Der König, die Königin und die Vasallen, die Pilger und Kapläne, die Beichte und das Gebet, die Seele und das Jenseits, alles verfällt dem Komischen, und das harmlos fromme Gemüt lacht herzlich mit. Dieses würde mit Schiller sagen:

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.

Der sichere Schatz ist die Überzeugung, daß die Welt das Höchste durchzuführen imstande ist, daß sie „der Gottheit lebendiges Kleid wirkt". Hamlet freilich würde in seiner schwarzseherischen Befangenheit bei dem Lesen des Reinaert ausrufen: Hier habt ihr das getreue Bild des „wüsten Gartens voll Unkraut".

Wir heben, ehe wir den Verlauf der Handlung in unserer Dichtung verfolgen, noch etwas hervor. In dem Komischen können wir zwei Seiten unterscheiden, die jedoch häufig in derselben Person sich vereinigen, nämlich das aktiv und das passiv Komische. Beide sind in Willems Werk höchst anschaulich auseinander gehalten und zwar durch den Fuchs, der aktiv und durch den Löwen, der passiv komisch ist. Jener ist der Schalk, dieser der Tölpel. Jener ist der Schütze, dieser die Scheibe. Zugleich prägt sich in diesen beiden scharf der Gegensatz des Erhabenen, welches zu Falle kommt, und des Kleinen und Geringen, welches siegreich ist, aus. Der Fuchs handhabt ferner trefflich den bildlichen oder vergleichenden Witz, wodurch er seinem Opfer den verdächtigen Lorbeerkranz aufsetzt. Doch seine eigentliche Stärke liegt in der Ironie. Der Ironiker lobt und streichelt, schmeichelt und hebt in den Himmel, aber nur um den Bethörten um so tiefer zu stürzen. Wer Shakespeares Was ihr wollt kennt, weiß, daß Marie durch den erdichteten Liebesbrief eine solche vernichtende Ironie an Malvolio übt. Zu der Ironie gehört an sich haltende Ruhe, scharfe Kenntnis der Schwächen und Blößen des Gegners und geistige Überlegenheit. In der Gabe der Ironie wurzelt auch das Selbst- und Lebensgefühl Reinaerts und das Behagen, das bei dem Lesen auf uns übergeht. Die übrigen Tiere haben auch, ehe sie in die Schlingen des Fuchses geraten, ihr Selbstgefühl, aber es ist gröber.

Wir folgen nun dem Gang der Handlung, um daran das Komische zu entwickeln. Der Hoftag des Königs Nobel beginnt mit einem allgemeinen Sturmlaufen gegen Reinaert, der es vorgezogen hatte, nicht zu erscheinen. Die leidenschaftliche Erregung, durch die sich das Erhabene in dem komischen Vorgange kundthut, bricht sich indessen

raſch an der Art der Klagen, welche der Wolf und das Hündchen vorbringen. Bedenklicher dagegen iſt, was der Biber hinſichtlich der Behandlung des Haſen mitteilt. Zugleich hören wir jetzt zum erſten Mal von dem kirchlichen Gewande, in welches Reinaert nachher ſo häufig ſchlüpft. Unter dem Vorwande, den Haſen das Credo ſingen zu lehren, beißt er ihn in die Kehle. Jetzt aber tritt Grimbart, der Dachs, der einzige Freund des Fuchſes, auf und widerlegt die ſämtlichen Anklagen, ſodaß diejenigen, die ſie vorbrachten, lächerlich werden, zumal Iſegrim, der von der Untreue ſeiner Frau lieber hätte ſchweigen ſollen, und der ſich gegen Reinaert ſo ſelbſtſüchtig bei dem Raube der Steinbutten benommen habe. Ferner ſei der Haſe mit Recht beſtraft worden, weil er nichts habe lernen wollen. Das Hündchen aber ſei ein Dieb geweſen, und deshalb mit Recht ihm die Wurſt wieder genommen worden. Daß der König ſelbſt von Raub und Mord lebt, wird in dem Gedichte nicht erwähnt; ſeine Schuld liegt, wie wir ſpäter ſehen werden, wo anders.

Der erhabene Anlauf des Wolfes, des Hündchens und des Bibers wurde durch den Dachs abgewehrt. Aber der Geiſt des Komiſchen macht ſich ſofort in weit kühnerer Weiſe geltend und zwar nach zwei Richtungen hin. Reinaert erſcheint in der Schilderung Grimbarts als Einſiedler, der ſtrengen Bußübungen obliegt. Dadurch ſteigt er in das Erhabene; aber nicht minder der Dachs, der als Verteidiger ſo kühn wie Demoſthenes ſeine ganze Redekunſt einſetzte. Dieſe Erhabenheit des Fuchſes und Dachſes wird nun zur größten Überraſchung ad absurdum geführt durch den Trauerzug des Hahnes, welcher wegen des Mordes ſeiner Tochter laute Klage erhebt. Reinaert war als Einſiedler in dem Kloſterhof erſchienen und hatte durch ſein frommes Weſen die Vertrauensſeligkeit der Hühner berückt.

Erſt jetzt tritt Nobel, der Löwe, in den Vordergrund, und raſch erhebt er ſich in die bedenkliche Höhe des Erhabenen. Dieſe ſchreckliche Mordthat treibt ihn in eine hochgradige Entrüſtung. Sein ganzes ſittliches Gefühl iſt empört. Ein feierliches Leichenbegängnis ſoll zur Verſöhnung der Hühnerfamilie dienen, und danach wird der Rat der Großen des Reichs berufen. Das Komiſche blitzt hell auf, denn ſiegreich wird der Satz: „Vive la bagatelle“. Dieſe Scene iſt ein wahres Meiſterſtück; Ariſtophanes würde ſtolz darauf ſein, ſie geſchrieben zu haben. Der Grundton für das ganze Gedicht iſt damit angeſchlagen und der Leſer in die entſprechende Stimmung verſetzt.

Wir haben geſehen, wie Reinaert, der Kleine mit dem roten Barte, höchſt ſchlau die kirchliche Maske vorzunehmen verſteht; wir ſahen ferner, wie der Löwe in der Rolle des Königs mit gehörigem Pathos die Bühne

betritt. Kirche und Staat schlüpfen in den Fuchspelz und in die Löwenhaut, und es wird uns bald klar werden, wie der Dichter den vorangestellten Leitspruch zur Geltung bringt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Die Herren im hohen Rate wünschen nun, daß der König Braun, den Bären, sende, damit dieser den Fuchs auffordere, sich am Hofe einzufinden. Wie Nobel bei dem Tode der Henne und bei ihrem Begräbnis gar eiferartig war, so ergeht er sich jetzt in guten Ratschlägen. Er warnt Braun vor den Schmeicheleien und Lügen des Fuchses und schärft ihm ein, klug zu sein und auf der Hut vor List und Betrug. Der Leser behält das Erhabene dieser weisen Lehren und Ermahnungen im Gedächtnis, und es fällt ihm später wieder ein, wenn der König bei Reinaerts Erdichtung von dem Schatze selbst in die Falle geht. Auch Herr Braun steigt in das Erhabene, denn er findet die Warnungen Nobels höchst überflüssig, und er prahlt, Gott möge ihn verfluchen, wenn der Fuchs sich unterstehen solle, ihn zu höhnen. Diese Zuversicht und Selbstgewißheit wird bald einen jähen Absturz in die Tiefe erleben.

Wir lernen nun Reinaert in seiner Burg selbst kennen; bisher haben wir nur von ihm gehört. Als der Bär vor der Pforte angekommen ist und sich „auf seinen Schwanz" gesetzt hat, poltert er ohne einen Gruß seine Drohungen heraus. Reinaert erscheint nicht sogleich, er überlegt, was zu thun sei. Dann spricht er von der Burg herab und erscheint erst später vor dem Thor. Der Plumpheit des Bären setzt er die größte Höflichkeit und Artigkeit entgegen, weiß aber schnell den Herrn Botschafter an seiner schwachen Seite zu fassen. Gewarnt ist dieser sattsam durch den Vorfall mit der Henne und durch die Ermahnungen des Königs. Aber die Triebe sind stärker als die Vernunft. Wie kann die Naschhaftigkeit süßen Honigscheiben widerstehen? Ein prächtiges Zwiegespräch mit Reinaert beweist seine blinde Gier, und diese führt ihn, um mit Homer zu reden, in das schwarze Verhängnis. Bald steckt er mit Kopf und Pfoten in der unseligen gespaltenen Eiche. Der Fuchs würde auch in dieser verzweifelten Lage seine Besinnung behalten und kein Geschrei erheben; aber der Bär brüllt wie besessen, sodaß die Bauern herbeigelaufen kommen und ihn entsetzlich bearbeiten. Reinaert ist der Schalk und der witzige Ironiker; als Braun in der Spalte noch festgeklemmt war, rief er ihm zu, der Zimmermann werde kommen und ihm zu seiner süßen Speise einen Trunk einschenken. Auch später, als er ihn am Ufer des Flusses wiederfindet, ergeht er sich in vergleichenden Witzen. Er fragt den mit Blut Übergossenen, weshalb er eine rote Kapuze trage, ob er etwa Abt oder Prior geworden sei, und wo er seine Handschuhe habe liegen lassen.

Wir ſahen bei dem Bären die ſtolze Zuverſicht; der Fuchs hat auch Selbſtgefühl, aber es wurzelt im Vertrauen auf ſeine geiſtige Überlegenheit. Er freut ſich, jemand einen Poſſen zu ſpielen, er liebt es, durch Witze zu hänſeln und iſt von einer erfinderiſchen Phantaſie, wie Odyſſeus oder wie Jago im Othello. Der Kampf um das Daſein und der Zwieſpalt mit anderen raubt ihm nicht ſein Behagen. Gewiſſensbiſſe ſtören ihn auch nicht in dem Schlaf.

Doch wir müſſen noch einen Blick auf die Bauern mit dem Pfarrer an der Spitze werfen, die der Zimmermann herbeigerufen hatte. Hier werden uns Sittenbilder vorgeführt, wie ſie die flandriſche Malerſchule von der Familie Brueghel an bis zu Adriaen Brouwer aufweiſt, und wie ſie der Holländer Jan Steen noch ergötzlicher bietet. Aber ein Stachel iſt bei allem Spaß: die Angſt des Pfarrers um ſeine geliebte Köchin. Durch ihren Fall in den Fluß werden die Bauern von dem Bären abgelenkt, daß ſie denſelben entwiſchen laſſen. So entgeht ihnen ein ſchöner Braten und das Fell als Siegeszeichen. Es wird auf dieſe Weiſe das Erhabene in dem Eifer der Bauern komiſch geſtürzt.

Braun arbeitet ſich nun mühſelig zum Hofe hin. Laufen kann er nicht, deshalb rutſcht er eine Zeit lang auf den Sitzmuskeln, um ſich dann wieder vorwärts zu wälzen. Dieſes Verfahren iſt, trotz unſeres Mitleids mit dem geſchundenen Raubritter, ungemein komiſch. So kommt der kürzlich noch ſo ſtolze Herr zur Hofverſammlung zurück. Nobel iſt außer ſich, daß einer ſeiner beſten Dienſtmannen ſo zugerichtet werden konnte. Er will der ewigen Verdammnis anheimfallen, wenn er dieſe Unthat nicht rächt. Die höchſten Vaſallen werden in den engeren Rat berufen; aber ſie meinen, es müſſe, dem Geſetze nach, an Reinaert eine zweite Vorladung erlaſſen werden, und hierzu wäre der Kater der geeignete Mann. Sei er auch nicht ſtark, ſo beſitze er doch Klugheit. Der König erklärt ſich damit einverſtanden; aber der Kater iſt mißtrauiſch und ängſtlich. So ſteht er im Kontraſt zu dem plumpen Selbſtgefühl, mit welchem Braun die Botſchaft antrat. Doch läßt er ſich durch die Schmeichelei des Löwen hinſichtlich ſeiner Klugheit bethören. Goethe ſagt: „Wir werden nicht betrogen, wir betrügen uns ſelbſt“. Er hätte ſeiner richtigen Ahnung eines ſchlimmen Ausganges folgen ſollen, umſomehr als ihn der Flug eines Martinsvogels warnte.

Der Kater iſt höflicher als der Bär, er begrüßt wenigſtens den Fuchs. Vorſichtig will er auch noch denſelben Abend fort. Aber das Schickſal ſchreitet ſchnell. Die Erzählung von den fetten Mäuſen in der Scheune des Pfarrers umnachtet ſeine Beſinnung. Blind geht er ins Verderben. Das Zwiegeſpräch Reinaerts mit ihm iſt durch das Eiferartige komiſch wohl noch wirkſamer als das frühere mit dem Bären in

betreff der Honigscheiben. Vor dem verräterischen Loch in der Wand der Scheune kommt der Kater noch einmal zur Überlegung. Der Dichter legt ihm ein paar scharfe Worte in den Mund:

Die papen connen vele baraet:
Ic besteecse harde node.

„Die Pfaffen wissen mancherlei Trug; ich greife sie sehr ungern an." Reinaert faßt indessen den Kater an seiner schwachen Seite, an der Eitelkeit, und der Sprung in die Schlinge ist die Folge. Er ist nun ebenso unvorsichtig, wie der Bär, denn er fängt jämmerlich an zu miauen. Hätte er sich beherrscht, so würde er den Strick zerbissen haben, wie er es nachher that. Auch jetzt wieder, wie bei der Bedrängnis des Bären, weidet sich der Fuchs an der Lage seines Opfers. Er fragt bei den wehmütigen Tönen, ob man so bei Hofe singe, und vertröstet ihn auf des Pfaffen Sohn, dieser werde ihm Sauce zu dem Mäusebraten bringen. Die Scene, die jetzt folgt, ist voll scharfer Ironie. Der Pfaffe hat Frau und Kinder; er stürzt mit diesen splitternackt in die Scheune, hat jedoch in seiner erhabenen Kampfeslust gar arges Pech. Der Zorn seiner Genossin über den unersetzlichen Verlust kann nicht ergötzlicher sein. Der gange Vorgang ist ein Meisterstück derber Volkskomik. Willem hatte sein Gedicht im Auftrage einer Dame aus der vornehmen Gesellschaft geschrieben. Diese muß gesunden ländlichen Humor gehabt haben, wenn sie bei dergleichen Scenen herzlich lachte. Was würde aber Walther von der Vogelweide dazu gesagt haben? Da war doch Neidhart von Reuenthal noch zahm.

Der Kater kommt mit Verlust eines Auges an den Hof zurück. Der König beruft abermals die Barone; er selbst ist ja in dem Gesandten verunehrt. Grimbart verlangt indessen, daß eine dritte Vorladung an seinen Oheim ergehe, und ist bereit, dieselbe zu hinterbringen. War schon der Kater höflicher als der Bär, so ist es der verständige Dachs noch mehr. Er poltert auch nicht, sondern giebt nur eindringlichen Rat, hebt aber zugleich das Selbstgefühl seines Verwandten durch das Lob seiner Klugheit in früheren schlimmen Lagen. Reinaert folgt den Ermahnungen und macht sich reisefertig. Sein Abschied von Weib und Kind ist so zärtlich, daß wir dem schlimmen Gesellen kaum noch zürnen können. Auf dem Wege zum Gerichtstag legt er nun dem treuen Kameraden eine Generalbeichte seiner Sünden ab. Diese Stelle gehört zu den anziehendsten in dem Gedichte. Grimbart benimmt sich ernst und gewissenhaft und spielt die Rolle des Beichtvaters tadellos. Um so komischer wird er freilich, als sein Oheim rasch nachher in das alte Treiben zurückfällt. Wie mag sich übrigens Luther, der die Tiersage liebte, an der lächerlich gemachten Werkheiligkeit gefreut haben; war die ganze Stelle

doch Wasser auf seine Mühle. Was will nun der alte Sünder mit seiner Beichte? Nicht etwa seine Seele reinigen, sondern noch einmal mit vollem Behagen, wie Odysseus bei den Phäaken, seine Thaten an sich vorüberziehen lassen und an dem Rückblick sich weiden. Voll Schelmerei ist sein Verschämtthun, als er sich ziert, sein Verhältnis zur Wölfin, der schönen Hersinde, näher anzugeben. Reinaert hatte bereits vor dem Antritt seiner Reise sich ausgedacht, wie er den König durch die Erzählung von einem Schatze bethören und für sich gewinnen wolle. Er ist seiner Sache sicher. Die Furcht überkommt ihn nur ganz flüchtig; er denkt wie Mephistopheles: „Es lebe, wer sich tapfer hält." Die Beichte ist abgelegt; aber nun liegt seitwärts des Weges ein Nonnenkloster, wo sich draußen die Hühner ergehen. Der Fuchs schlägt diese Richtung ein und fährt plötzlich auf einen jungen, fetten Hahn los, daß die Federn stäuben. Grimbart ist entrüstet über diesen Rückfall seines Oheims; aber dieser entschuldigt sich, es sei in Gedanken geschehen und solle nicht wieder vorkommen. Falstaff und der Dorfrichter Adam in dem Zerbrochenen Krug haben keine sinnreicheren Vorwände. Seine Augen indessen schauen stets rückwärts nach den Hühnern, daß ihn der Dachs abermals zurechtweisen muß. Jetzt aber verbittet er sich ernstlich eine derartige Unterbrechung seines stillen Gebetes für die Seelen der von ihm erwürgten Hühner und Gänse. Der erhabene Eifer Grimbarts, des gewissenhaften Seelsorgers, kommt zu Falle; Reinaert spielt Komödie mit ihm. Der Spaß, den er mit ihm treibt, ist eine Vorübung für die Posse, die er nachher mit dem König aufzuführen beabsichtigt. Der Dachs war durch die bisherigen Erfahrungen mit seinem Verwandten genug gewarnt; aber er ist zu leichtgläubig. Der „weise" Grimbart wird zum Narren, und wir gedenken der Worte des Clowns in Was ihr wollt: „Narrheit geht rund um die Welt, sie scheint allenthalben". Auch der König und die Königin werden noch an die Wahrheit dieses Satzes glauben müssen.

Der Dichter giebt in der Beichtscene, freilich in belustigender Weise, ein vernichtendes Bild der Werkheiligkeit. Und dies geschah im 13. Jahrhundert, also lange vor Luther. Allerdings hatte bereits Walther von der Vogelweide auf den Burgen und an den Höfen seine scharfen Sprüche gegen die entartete Kirche vorgetragen. Willems Buch wirkte durch sich selbst, durch seine Umarbeiter, Fortsetzer und Übersetzer gewaltig, und es bleibt für alle Zeiten ein warnendes Bild der Frömmelei, der Heuchelei und Scheinheiligkeit. Reinaert soll erheitern; aber die Wirkung ist, doch ohne jede aufdringliche Absicht, zugleich eine sittliche. Die Leser werden zum Denken über sich und die Welt genötigt; sie besinnen sich schließlich darauf, daß der Geist und Kern der Lehre

und des Vorbildes Christi nicht in der äußeren Kirchlichkeit bestehe, sondern in selbstloser Gesinnung. Ging Willem bei seiner Dichtung von diesem Gedanken aus, so besaß er auch die höchste Stufe des Komischen, den echten Humor, wie ihn etwa Porzia in dem Kaufmann von Venedig Shylock gegenüber hat. Das Ideale unerschüttert in der Seele bewahren und doch über die Trübung desselben lachen können, ist Humor.

Der Fuchs kommt an den Hof und tritt mit einer Sicherheit auf, als ob er der Sohn des Königs wäre. Er schlägt mit Grimbart einen Weg ein, auf dem ihn alle sehen können. Mit voller Zuversicht geht er zu Nobel hin und redet von den Schalken, die ihn angeklagt. Die Antwort des Königs wird in mehr spießbürgerlicher als geziemender Weise durch den um seine Tochter trauernden Hahn unterbrochen; aber mit gebieterischem Tone befiehlt Nobel ihm den Mund zu halten. Die kleine Episode ist allerliebst. Bellyn, der Widder, fordert nun die Gegner Reinaerts auf, sich seiner zu bemächtigen Die Würdenträger des Reichs raten dem König, den Missethäter zum Tode durch den Strang zu verurteilen. Grimbart und die Seinigen sind darüber so entrüstet, daß sie sich von Nobel verabschieden und den Hof verlassen. Reinaert bewahrt in dieser aussichtslosen Lage seine Ruhe und hat noch soviel Stimmung und Laune, den Kater bei der Ermangelung eines Stricks an die Schlinge in der Pfaffenscheune und Frau Hersinde, die Wölfin, an vergangene schöne Stunden zu erinnern. Isegrim, der Bär und der Kater eilen nun zu dem Galgen, der in einiger Entfernung steht. Jetzt sieht der Fuchs den geeigneten Zeitpunkt gekommen, sich mit seiner Geschichte von dem Schatze das Leben zu retten und seine schlimmsten Feinde zu verderben. Gehör verschafft er sich dadurch, daß er bittet, ein Bekenntnis seiner Sünden ablegen zu dürfen. Kaum jedoch hat er ein paar Jugendstreiche erzählt, so wendet er klug den Spieß gegen Isegrim, dessen wenig kameradschaftliche Selbstsucht und Gefräßigkeit er schildert. Hiermit bildet er sich die Brücke zu dem erdichteten Mordplane Isegrims, Brauns und des Katers gegen das Leben des Königs. Damit seine Rede Glauben finde, nennt er Grimbart und seinen eigenen verstorbenen Vater als Mitverschworene. Die Treue des Dachses zu dem Oheim wird dadurch ironisch beleuchtet; noch lächerlicher wird er durch die Erzählung des Fuchses, er habe einst zu viel Wein getrunken und Frau Ermeline den Mordplan verraten. Die Königin wird zuerst von Angst ergriffen; ihr Gemahl indessen leistet den Lügen lange Widerstand. Doch die Schilderung des Schatzes wirkt so verblendend auf ihn, wie die Honigscheiben auf den Bären, die Mäuse auf den Kater und die Beichte auf den Dachs. Und wie ist der König wiederholt zur

Vorsicht gemahnt worden! Er entschuldigt sich nachher in der Versammlung damit, daß er den Bitten seiner Frau nachgegeben habe. „Narrheit geht rund um die Welt, sie scheint allenthalben." Der Umschlag ist nun so vollständig, wie in Shakesperes Julius Cäsar nach der schlau berechneten Rede des Antonius. Klug weiß sich schließlich der Fuchs der Aufforderung zu entziehen, mitzugehen und die Stelle zu zeigen, wo der Schatz vergraben liege. Er sei in dem Banne, weil er Isegrim zur Flucht aus dem Kloster verholfen habe. Ungemein possierlich klingt es, wenn er dem König mit ernsthafter Miene sagt, er sei vor dem Dekan Hermann in voller Synode verurteilt worden. Nobel kann mit einem Gebannten nicht reisen; der Sünder muß erst nach Rom und von da zum heiligen Lande. Mit verstärkter Ironie tritt das kirchliche Element in der Tiersage auf. Und doch waren es Geistliche, welche im früheren Mittelalter an diesen Geschichten ihre dichterische Ader und ihren Humor erprobten.

Die unerwartete Wendung teilt der als Unglücksbote bekannte Rabe dem Bären, Isegrim und dem Kater, die noch bei dem Galgen beschäftigt waren, mit. Der Kater erkennt das Bedenkliche der Lage und bleibt zitternd und kläglich miauend auf dem First des Galgens sitzen. Die beiden anderen machen sich rasch auf, recken entschlossen die Glieder und stürmen in sichtlicher Entrüstung zu der Versammlung und zum König, diesen zur Rechenschaft zu ziehen. Aber ihr plumper Eifer kommt schlecht an; als Verschwörer werden sie ohne Untersuchung und Verhör in Fesseln gelegt. Reinaert hat sie des Hochverrats beschuldigt, und Reinaert ist ein „ehrenwerter Mann". Braun muß außerdem ein Stück seines Pelzes zu einer Tasche für den Pilger hergeben, und dem Wolf und der Wölfin wird das Fell von den Füßen gezogen für bequeme Pilgerschuhe. So ist der Sieg des Fuchses über seine gefährlichsten Gegner vollendet. Sein Triumph über den König und die Königin soll erst noch kommen.

Zunächst wird Bellyn, der Kaplan, beauftragt, über den Pilger ein Gebet zu sprechen, doch er macht Ausflüchte, weil dieser im Banne sei. Von dem Löwen angewettert, fügt er sich indessen. Der fromme Wallfahrer nimmt nun rührenden Abschied, wobei ihm die Thränen über den Bart fließen. Alle müssen ihm das Geleite geben; dann stellt er sich auf die Hinterbeine und bittet groß und klein für ihn zu beten. Mancher Biedermann, der ihn gehaßt, wird wieder freundlich gestimmt. Ja, Bellyn, der doch zuerst die Versammlung aufgefordert hatte, den Fuchs zu ergreifen, und der sich dann weigerte, als Kaplan über ihn den Segen zu sprechen, läßt sich durch Schmeichelworte bethören, dem Pilger nach seiner Burg zu folgen. Dasselbe thut der Hase, dessen

Wunden bei dem Singen des Credo noch nicht vernarbt sind. So gehen im Othello alle in die Schlinge Jagos, und so werden die Bösewichter groß gezogen. „Der warme Tag ist's, der die Natter zeugt," heißt es in Shakesperes Julius Cäsar.

Der Fuchs nimmt den Hasen mit in seine Höhle als guten Braten für Ermeline und die beiden Kinder. Und nun spielt er seinen letzten Trumpf gegen den König aus. Den Kopf des Hasen steckt er in die Pilgertasche und bittet Bellyn, der draußen gewartet hatte, die Briefe, die in derselben seien, Nobel zu bringen. Er solle nur sagen, er habe an denselben mit geholfen. Voll Freude über das in Aussicht stehende Lob macht der Widder hohe Sprünge. Den Todesschrei des Hasen hatte er deutlich gehört, läßt sich aber weismachen, dieser habe so geschrien, als die Füchsin in Ohnmacht gefallen sei, da sie vernommen, daß ihr Mann nach Palästina wolle.

Als dem König der Inhalt der Tasche gezeigt wird und sein Schreiber ihm vorhält, daß er dem Bösewicht sein Ohr geliehen habe, läßt er vor Zorn und Scham das Haupt sinken; endlich erhebt er es wieder und stößt ein solches Gebrüll aus, daß ein Entsetzen alle Tiere erfaßt. Er ist ja schlimmer verhöhnt worden als der Wolf und der Bär, der Kater und der Dachs. Gewarnt war er genug und hatte sogar seinen Boten weise Lehren mit auf den Weg gegeben. Und nun trifft ihn, weil er Weiberbitten nachgab und weil ihn das Gold verblendete, diese Schmach. Der Schalk hat auch ihm die Narrenkappe auf das stolze Haupt gesetzt. War bisher die Kirche in ihrem Verfall dem Komischen preisgegeben worden, so ergeht es jetzt der Krone nicht besser. Wie beschämend ist es für Nobel, daß er dem frommthuenden Heuchler und dem Scheinheiligen Thür und Thor öffnete und seine Würde so außer acht ließ. Der Dichter spricht sich hierüber an einer anderen Stelle aus und deutet damit, wohl unbewußt, den Grundgedanken seiner Dichtung an:

Het ne betaemt niet der crone,
Datsi den scalken ende den fellen
Te lichte ghelove datsi vertellen.

Übersetzt heißt dies: „Es geziemt nicht der Krone, daß sie den Schalken und Bösen zu leicht glaube, was sie erzählen."

Dem unerschrockenen Leoparden gelingt es schließlich, seinen Herrn der Wut und Verzweiflung zu entreißen. Die Mißhandelten, die ohne Untersuchung so grausam gelitten hatten, erhalten volle Sühne, und Reinaert wird für vogelfrei erklärt. Dasselbe Schicksal trifft Bellyn und sein Geschlecht, und doch ist er ganz schuldlos. Der König begeht demnach, um nichts gebessert, eine neue Ungerechtigkeit. Wo nicht Besonnenheit waltet, hilft kein Mähneschütteln und Gebrüll.

Beim Beginn des Hoftages hatte Nobel gehofft, denselben zu großem Lobe zu halten. Und wie wurde diese stolze Hoffnung von ihrer erhabenen Höhe herabgestürzt! Wir denken hierbei wieder an den vorangestellten Leitspruch.

Reinaert hat sich bereits wohlweislich aus dem Staube gemacht und mit Weib und Kind die Burg verlassen. Die Leichtgläubigen sind ihren durchtriebenen Zuchtmeister los. Gewitzigter sind sie wohl in Zukunft; aber die Rückfälle bleiben sicher nicht aus.

Wir stehen am Schluß des Gedichtes. Der Leser wird gar oft gelächelt, wohl auch hell aufgelacht haben: vielleicht aber nicht bloß über die Tiere, sondern über seine eigene Leichtgläubigkeit in der Weise des Löwen oder über seine gelegentliche Scheinheiligkeit und Freude an dem Schabernack in der Art des Fuchses. In diesem Falle üben wir Selbstironie, die zur Bescheidenheit und zum Humor führt. Wir sehen in dem Bilde der Tiere unsere eigene Naturseite, die Macht der Triebe und Leidenschaften, sowie das Herabsinken in die Gedankenlosigkeit und die gefährliche Hingabe an die Umgarnung durch Schmeichelei. Wir erblicken in greller Beleuchtung die Willkür und Unlauterkeit in Staat und Kirche. Willems Reinaert ist ein kleines Weltbild. Nun dürfen wir uns aber nicht verleiten lassen, zu denken, die Welt sei nur ein Treibhaus des Bösen. Sie ist vielmehr fähig, die höchsten Ideale des Guten, Wahren und Schönen schöpferisch aus sich hervorgehen zu lassen. Ob Willem so gedacht hat, wissen wir nicht, aber wir können es vermuten, denn er zeigt in seinen Lebensbildern nicht nur die Schwächen und das Böse, sondern auch das Gute. Wir erblicken schöne Verhältnisse in der Ehe und Familie, sowie bei Kameraden und Verwandten. Grimbart übt die höchste Tugend, die es giebt, die selbstlose Gesinnung. Sogar der nimmersatte Isegrim hat gute Seiten. Er liebt seine Frau trotz ihrer Untreue, er seufzt, zu unserer nicht geringen Belustigung, als der Galgen für Reinaert in Ordnung gebracht werden soll, er besitzt sogar Selbstironie, denn er schwört bei seiner Mönchsplatte, zu der ihm der Fuchs so grausam verholfen. Was den König betrifft, so hegt dieser den besten Willen; hat er begangenes Unrecht eingesehen, so regt sich ungestüm das Gewissen, und er will es wieder gut machen; die Pilgerfahrt des Fuchses behandelt er als eine ernste Angelegenheit. Mag die Königin auch lächerlich werden, wenn sie bei den Lügen Reinaerts um ihren Gemahl so überaus besorgt thut; sie liebt ihn doch. Frommgläubig ist sie auch, denn das Seelenheil des Fuchses liegt ihr mehr als einem Beichtvater am Herzen.

Willem sieht also das Gute in der Welt und ist kein Schwarzseher. Nicht kalte Satire treibt ihn zum Dichten, sondern warmer, freilich sehr kühn angelegter Humor.

Nachdem wir die Grundzüge des Komischen im Zusammenhang mit dem Verlauf der Handlung im Reinaert nachgewiesen haben, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Epische. Das Wesen desselben besteht darin, ein umfassendes Weltbild von Natur und Menschenleben vor uns auszubreiten. Die Ilias und das Nibelungenlied thun dies durch den Völkerkampf, die Odyssee führt es aus durch den Menschenverkehr auf der Reise und den Schwarm der Freier, in Hermann und Dorothea sehen wir den Zug der Auswanderer. Das Epische führt Massen auf den Schauplatz. Dasselbe geschieht in dem Reinaert durch die stürmische Hofversammlung und durch das öftere Auftreten der Bauern. Ferner sind die Menschen in der epischen Poesie der Natur nahe. Dieses gestaltet sich in der Tiersage so, daß wir es mit Tieren zu thun haben, aber diese stellen menschliche Triebe und Gesinnungen, Gedanken und Handlungen dar. Also sehen wir den Einklang von Natur und Menschenleben. Im Homer sind die Menschen Naturen, und dies wird verstärkt durch die unzähligen Gleichnisse aus der Natur, wodurch das Band mit dieser noch enger geschlungen wird. Ferner wird die landschaftliche Natur in dem Reinaert zwar knapp, wie es Willem liebt, aber anschaulich und anregend vor das Auge gestellt. Die Tages- und Jahreszeiten, Sonne und Mond, Wald und Heide, Moor und Fluß geben der Phantasie genügenden Anstoß. Mit der Natur kommen zugleich die Gestalt und das Thun und Treiben der Tiere und Menschen, die Dinge u. s. w. in festen Umrissen, wie es das Epische verlangt, zur Geltung. Nebelhafte Verschwommenheit giebt es nicht. Die Tiere werden auch nicht in nüchterner und langweiliger Weise beschrieben, und doch tritt in ihrem Thun und Handeln das Äußere hinreichend hervor, das Fell, die Tatzen, die Zähne, die Stimme u. s. w. Willem hat seine Helden in Wald und Feld, in Haus und Hof gesehen; deshalb schaut er sie auch innerlich. Dabei vermeidet er mit vollem Bewußtsein die Breite und Weitschweifigkeit, die in den Rittergedichten, ja sogar in der ersten Hälfte des Nibelungenliedes oft recht ermüdet. Aber dennoch trifft er vortrefflich den ruhigen Erzählungston, der uns mit Behagen erfüllt, und geht den Rückblicken in die Vergangenheit, die so charakteristisch für das Epische sind, nicht aus dem Wege. Und wenn wir uns in dem Homer an den schönen Aussprüchen (Sentenzen) erfreuen, so bringt Willem seine volkstümlichen Sprichwörter.

So findet der Lehrer in diesem kleinen Werke den reichsten Anlaß zu einer eingehenden und anregenden Besprechung. Die treffliche Ausgabe von Martin bietet ihm zugleich das nötige Material für die Worterklärung, für Grammatik und Metrik. Es fehlt nur noch eine billige Schulausgabe mit Wörterverzeichnis.

Das Tier ist dem Menschen lieb und wert, mag er es jagen, züchten oder mit ihm spielen. Die Kinder behandeln Hund und Katze ganz wie ihre Spielkameraden, und in diesem Verkehr wird der Grund gelegt für die Liebe zur Tiersage. An Hund und Katze üben sie sich, das Menschenähnliche aus der Natur herauszuschauen. Welche Freude erregt dann die Geschichte von dem Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel. Sie ist ja ein Vorspiel für den Sieg des Fuchses über den Löwen und die anderen Tiere. Ist in dem elterlichen Hause oder in den unteren Schulklassen das Nacherzählen der in Prosa aufgelösten Geschichten vom Reineke Fuchs geübt worden, so können auf der Altersstufe von 14 bis 16 Jahren die Hauptstellen aus Goethes Bearbeitung gelesen und schriftlich und mündlich in gute Prosa umgewandelt werden. Wenn in dieser Weise der Stoff eingeprägt ist, so wird auch der Lehrer in Mittel- und Süddeutschland bei dem Vorlesen aus dem niederdeutschen Reinke de Vos aufmerksame Zuhörer finden.

Auf diesen Grundlagen können dann die Gymnasien und Realgymnasien weiterbauen und in der Oberklasse den flandrischen Reinaert erklären. Einige Schwierigkeit macht anfangs das Vorlesen, besonders die Aussprache des „g". Doch die Freude an dem eigenartigen und dem Wesen des Komischen entsprechenden Klang der vlämischen Mundart, die durch Fritz Reuter uns nahe gelegt ist, überflügelt bald diese kleine Mühe.

Möge Willems Reinaert hinfort nicht bloß in der Litteraturgeschichte genannt werden, sondern in dem dichterischen Hausschatz des deutschen Volkes eine bevorzugte Stelle einnehmen. Irren wir nicht, so sagt dieses Gedicht, an welchem Nationen und Jahrhunderte mitgearbeitet haben, dem Geiste der Gegenwart nicht weniger zu als das schicksalsschwere Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide mit seinem vaterländischen Sinn und seiner freimütigen Beurteilung der öffentlichen Verhältnisse in Staat und Kirche.

Es ist recht schade, daß die Brüder Grimm nicht Willems Reinaert in Prosa für die Jugend bearbeiteten. Sie verstanden sich ja so meisterhaft auf den volkstümlichen Ton des Märchens. Dann wäre dieses treffliche Gedicht schon längst Gemeingut aller geworden, und der Urtext hätte in den höheren Schulen und in den gebildeten Kreisen Eingang gefunden. Das Werk Willems ist eine unversiegbare Quelle der Erholung und Erquickung, und es erhält unsere Liebe zur Natur wach, daß wir in Haus und Hof, in Feld und Wald und in den zoologischen Gärten das Thun und Treiben der Tiere und ihre Menschenähnlichkeit beobachten und daran volle Freude finden.

Die Huldigungsfahrt der höheren Lehrerschaft nach Friedrichsruh.

Von **Joh. Kreutzer** in Köln a. Rh.

Der 8. April des Jahres 1895 ist für die höhere Lehrerschaft Preußens und Deutschlands ein Ehrentag und ein Tag der Freude geworden, wie ihr ein zweiter noch niemals aufgegangen war. Ein Ehrentag — weil sie durch die Huldigung, die sie dem greisen Staatsmann in Friedrichsruh darbrachte, des alten Ruhmes, Hort und Hüterin des nationalen Idealismus zu sein, sich von neuem wert erwiesen hat, und ein Tag der Freude, weil dort von dem historisch gewordenen Schloßaltan herab aus dem Munde des Gewaltigen, bei dessen Stimme einst der Erdball aufhorchte, Worte an uns gerichtet wurden, so voll herzerquickender Anerkennung und goldener Weisheit, daß sie weit über den Kreis der Lehrerschaft hinaus einen freudigen Widerhall geweckt haben. Den glücklichen Zeugen der Feier wird die Erinnerung an jene Weihestunde nie verblassen; aber zum Frommen derer, die nur im Geiste zugegen sein konnten, und der anderen, die nach uns im Garten der deutschen Jugend thätig sein werden, mögen dem Verlauf der Feier und ihrer Bedeutung diese Blätter gewidmet sein.

Wem das Verdienst gebühre, die erste Anregung zu der Huldigung gegeben zu haben, ist eine müßige Frage. Die Sache lag gleichsam in der Luft, und wer immer das Wort zuerst ausgesprochen haben mag, der Gedanke, von Standes wegen dem Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag eine Huldigung darzubringen, war in den Kreisen der höheren Lehrerschaft schon allenthalben lebendig, als Herr Professor Mohrmann in Hannover im Auftrag des Vorortes der Provinzialvereine seinen Aufruf ergehen ließ. Wie wenig überhaupt zu dieser Frühlingsfahrt in den Sachsenwald eine Werbetrommel oder sonst etwas der Art gerührt worden ist, kann man daraus ersehen, daß ein Direktor in einer großen Stadt der Rheinprovinz zu seinem größten Bedauern von der beabsichtigten Fahrt erst erfuhr, als sie schon vorüber war. Dieses gleichsam Nicht-Gemachte gab der ganzen Sache ein besonderes Gepräge; ihm mögen es auch die Standesgenossen außerhalb Preußens zuschreiben, daß ihnen zu der Huldigung, die von Haus aus überdies als eine Angelegenheit der preußischen Provinzialvereine gedacht war, keine ausdrückliche Einladung zugegangen ist. Sicherlich würden aus dem deutschen Süden, wo ja in den letzten Jahren die Flammen der Begeisterung für den Schöpfer des Reiches bisweilen zu einer Höhe aufloderten, die den kühleren

Norden in Erstaunen setzte, noch manche herbeigeeilt sein. Die Thatsache, daß man ihre Abwesenheit allgemein und aufrichtig bedauerte, als es zu einer Einladung zu spät war, ist vielleicht geeignet, sie in etwas zu trösten.

Am 5. April kam die Nachricht, daß der Fürst den Empfang auf den achten festgesetzt hatte. Nicht wenige von den Festgenossen kamen schon am 7. April in Hamburg an und hatten, wenn sie es noch nicht wußten, Gelegenheit zu sehen, wie diese Stadt sich an einem trostlos verregneten Sonntagvormittag darstellt. Am Nachmittag klärte sich der Himmel, aber die Hoffnungen, die daran geknüpft wurden, stimmte der wolkenbehangene Morgen des achten April wieder herab. Kurz vor 10 Uhr kamen die ersten Plänkler — darunter der Verfasser dieses Berichtes — in Friedrichsruh an, und sie hatten sonach ausgiebige Zeit, diesen Ort und die Umgebung des Schlosses in Augenschein zu nehmen.

Der Sachsenwald wird, um auch das noch einmal zu sagen, von der Bahnlinie Berlin-Hamburg durchschnitten, Friedrichsruh ist von Hamburg aus die zweite Station und in einer kleinen halben Stunde erreichbar. Das Schloß des Fürsten, oder richtiger gesagt, sein Landhaus, liegt nur einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt. Nach dieser Seite hin ist die Besitzung von einer ziemlich hohen Mauer umgeben, während auf den übrigen Seiten lebende Hecken den Zusammenhang des Parkes mit dem Sachsenwald nicht wesentlich stören. Fürst Bismarck ist offenbar kein Freund jener Gartenbaukunst, die der Natur viel Zwang anthut, eine Abneigung, die er bekanntlich mit den meisten Landwirten teilt und die vielleicht in demselben Grunde wurzelt, aus dem er als Staatsmann die urwüchsige, sieghafte Kraft des Willens und Gedankens geschöpft hat. Auch in seinem Park läßt er wachsen, was wachsen will. Das Wohnhaus, ursprünglich in seinem Grundriß ein längliches Rechteck, ist jetzt an seiner der Eisenbahn zugewandten Schmalseite durch den Anbau eines Flügels vergrößert; an der anderen Schmalseite steht, dem Park zugekehrt, der Altan, vor dem sich in den letzten Wochen ein erhebendes Stück Zeitgeschichte abgespielt hat.

Jenseits der Bahn, dem Schloß gegenüber, winkte uns beim Austritt aus dem Bahnhof auf einer kleinen Erhebung die von den Bewohnern Anhalts gewidmete Hirschgruppe, ein mächtiges Bronzestück, zur Besichtigung heran. Die stolze Haltung des edlen Tieres, das soeben einen von der kläffenden Meute, der sich zu nahe herangewagt hatte, niedergestreckt hat und dadurch einen zweiten zurückscheucht, soll dem Fürsten beim ersten Anblick die Bemerkung entlockt haben, er glaube nicht, daß er in der Zeit seiner politischen Kämpfe jemals so siegesbewußt vor seinen Gegnern gestanden habe. Von der Terrasse, auf der die Gruppe

ſteht, öffnete ſich ein Ausblick auf das wellenförmige Gelände des Sachſenwaldes und mahnte zu einem Morgengang. Aber bald trieb ein Regen uns zur Rückkehr nach dem Bahnhof, wo unterdeſſen mit jedem Zuge neue Feſtgefährten angelangt waren. Herzliche Scenen der Begrüßung und freudige Rufe des Wiedererkennens belebten das Bild, denn an jenem Morgen fand wohl ein jeder auf dem kleinen Bahnhof in Friedrichsruh einen Freund, dem er vor Jahren beim Abſchied von der Alma mater zum letzten Male die Hand gedrückt hatte. Als ſodann gegen 12 Uhr noch zwei Sonderzüge mit Gäſten aus Berlin eingelaufen waren, belief ſich die Zahl der Anweſenden auf mehr als neunhundert.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr rückte auf halb eins, und ſchon erwarteten wir das Zeichen zur Aufſtellung, da bringt Herr Dr. Chryſander die Meldung, daß der Fürſt wegen der Ungunſt des Wetters uns nicht vor dem Schloß empfangen könne; er werde auf den Bahnhof kommen und wolle dort in der großen Halle, die aus Anlaß der jüngſten Feierlichkeiten erbaut worden war, die ihm zugedachte Huldigung entgegennehmen. Bei dieſer Nachricht gab es viele enttäuſchte und betrübte Geſichter. Dann aber begann in der Halle, wo in der Eile für den Fürſten eine Art Podium hergeſtellt wurde, ein Wogen und Drängen, das bei dem allgemeinen Verlangen, den Fürſten in möglichſter Nähe zu ſehen und zu hören, zwar unvermeidlich war, im übrigen aber doch die Beſorgnis aufkommen ließ, daß der Feier in ihrer äußern Würde vielleicht eine Einbuße drohe. Zum Glück aber kam es anders: Die Sonne hatte für eine Weile das neidiſche Gewölk verſcheucht, und jetzt kam eine zweite Meldung, die uns vor das Schloß rief.

Kurz nach 1 Uhr ſetzte ſich der ſtattliche Zug, dem eine Kapelle voranſchritt, vom Bahnhof aus in Bewegung. Als er ſich vor dem Schloſſe aufgeſtellt hatte, erſchien der Fürſt, in Mantel und Schlapphut, in der Mitte der Seinigen auf dem Altan, und während er unſern begeiſterten Hochruf nach allen Seiten mit freundlichem Gruß erwiderte, wurde uns — Gott ſei es gedankt — eins zur Gewißheit: daß er noch immer der alte war, der eiſerne, dem die Laſt von achtzig Jahren und die Arbeit, die er für Jahrhunderte gethan, das blitzende Auge noch nicht getrübt, Haupt und Schulter noch nicht gebeugt haben.

Als der Sturm des Jubels ſich gelegt hatte, trat Gymnaſialdirektor Jäger aus Köln an der Spitze des Komitees auf den Fürſten zu und richtete an ihn die folgende Anſprache:

„Im Namen der hier verſammelten Lehrer der preußiſchen höheren Schulen, im Namen vieler Tauſende von Berufsgenoſſen aus allen Gauen Deutſchlands, im Namen endlich der heranreifenden

Jugend, deren ungezählte Massen einmütig hinter uns stehen, bitte ich um die Erlaubnis, an Ew. Durchlaucht einige Worte zu richten.

Nachdem an Ew. Durchlaucht in den letzten Tagen so vielfach begeisterte Kundgebungen gerichtet worden sind, würde es auffällig erscheinen, wenn die Lehrer der höheren Lehranstalten fehlen würden. Ew. Durchlaucht würden freilich wenig entbehren bei dem allgemeinen überwältigenden Zuruf aus allen Gauen unsres Landes, aber wir und die Jugend, die wir vertreten, die würden für ihr Leben etwas entbehren, wenn sie nicht auch unter denen wären, die vor Ihrem Angesichte ihre Glückwünsche niederlegen dürfen, und aus vollem Herzen danken wir Ew. Durchlaucht, daß Sie uns gestattet haben, persönlich unsre Wünsche darzubringen. Alle Kreise unsrer Nation, an der Spitze unser kaiserlicher und königlicher Herr, das Heer, die Staatsmänner und Diplomaten, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, ungezählte Städte und Korporationen, die Universitäten, sie alle suchen heute Ew. Durchlaucht in einem besonderen Sinne den Ihrigen zu nennen. Ew. Durchlaucht müssen es sich wohl gefallen lassen, daß auch wir Lehrer ein wenig den Anspruch erheben, Sie den unsern zu nennen, und wenn in unserem Idealstaate etwas derart möglich wäre, würden wir Sie bitten, das Ehrenbürgerrecht unserer Gemeinschaft zu übernehmen. Ich rede nicht von den Lehren, den gewaltigen und großen, die Ihr Leben und Ihre unsterblichen Thaten unserer Nation gegeben haben, und aus denen sie hoffentlich Weisheit schöpfen wird. Aber auch in den letzten Tagen noch haben Ew. Durchlaucht sich als Lehrer unserer Nation bewährt und bewiesen, indem Sie allen, die das Glück hatten, Ihnen nahe zu treten, Worte tiefsten Lebensgehaltes in die Seele gesprochen haben, und indem Sie allen diesen Kreisen und dadurch unsrer Nation das Vertrauen in die Zukunft unsres Volkes gestärkt haben, jenes Vertrauen in die Zukunft unsres Volkes, das die schönste Kraft unsres Berufes bildet. Wir haben die Empfindungen, die uns an diesem Tage Ew. Durchlaucht gegenüber erfüllen, niederzulegen uns erlaubt in einer Adresse, die ich bitte, Ew. Durchlaucht vorlesen zu dürfen."

Als der Fürst durch ein freundliches Nicken des Kopfes seine Zustimmung zu erkennen gab, verlas der Redner folgende Adresse:

„Durchlauchtigster Fürst! Bei den zahllosen Kundgebungen der Dankbarkeit, welche die Nation Ew. Durchlaucht heute darbringt, wollen und können auch wir, die Lehrer der vaterländischen höheren Schulen, nicht zurückbleiben. Wir wissen es und sind stolz darauf,

daß Sie die Aufgabe, welche wir Lehrer in dem durch Gottes Hilfe wieder aufgerichteten Deutschen Reiche zu erfüllen haben, in ihrer vollen Bedeutung würdigen: Sie haben es durch jene hochherzige Stiftung vom Jahre 1885 ausgesprochen, in der wir dankbar eine besondere Ehrung unsres Standes erkennen durften. Indes viel mehr, unendlich viel mehr haben wir Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, zu danken, und lassen Sie es uns heute vor aller Welt aussprechen: die unsterblichen Thaten, deren heute alle Kreise mit besonderer Lebhaftigkeit gedenken, haben, wie sie das Gesamtleben des deutschen Volkes verjüngten, so insbesondere unsrem Amt eine neue Kraft und eine höhere Weihe gegeben. Schmerzlich haben es die älteren unter uns zu fühlen gehabt, daß sie bei der Erziehung der Jugend, bei der Vorführung der Geschichte des Altertums und des eigenen Volkes sich nicht stützen konnten auf ein ungebrochenes und volles Empfinden nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit — daß wir ihr erzählen mußten von tausendfachem Hader der deutschen Stämme, Fürsten und Staaten, von unbefriedigter Sehnsucht und stets vergeblichen Anläufen, wo es sich darum handelte, aus dem großen Kulturvolk der Deutschen eine Nation in politischem Sinne zu schaffen — erzählen mußten, wie dieses große Kulturvolk trotz der Großthaten hervorragender Hohenzollernfürsten mehr als einmal eine Beute fremder Ehrsucht und Anmaßung wurde, und wie selbst dem glorreichen Kampfe um die Unabhängigkeit in den Jahren 1813—1815 ein langes Ermatten folgte und ein, so schien es, ewig hoffnungsloses Ringen um jenes höchste Gut der Nationen, zu leben und zu atmen kraft eigenen Rechts. Heil uns und unserer Jugend und Heil Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, daß in dem größten deutschen Staate in Ihnen der Staatsmann sich fand, der, erst nur von wenigen begriffen und von den Vielen verkannt, kühn und groß sein Leben und seinen Namen bei der Nachwelt dranwagte, den notwendigen furchtbar schweren, aber allein zum Ziel führenden Schritt zu thun, der uns Deutschen wiederum ein Vaterland gab.

Wir verweilen nicht bei dem Bilde des wunderbaren Zusammenwirkens edelster Kräfte, das in der großen Krisis der Jahre 1863 bis 1866 und dann in einem alles versöhnenden, gerechten Kampfe die Nation ihrem neuen Leben entgegenführte. Die Heldengestalten der Männer, die mit Ihnen dieses Große vollbracht, unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm und seiner großen Heerführer, verbinden sich heute wie immer mit der Ihrigen: — Eines aber glauben wir, die wir die Jugend kennen, am heutigen Tage Ihnen aussprechen zu sollen: daß diese Jugend es versteht und

selbst die Jüngsten es ahnen, daß sie und die fernsten Geschlechter in dem Namen Bismarck ein vaterländisches Besitztum und ein Beispiel haben, wie ein deutscher Mann, der nach Ihrem Wort Gott allein und sonst nichts auf der Welt fürchtet, seinem König und seinem Lande und der großen Nation, in deren Leben der Einzelne zugleich verschwindet und doch sich selbst erst recht findet, in guten und bösen Tagen als Patriot seine Pflichten leisten soll.

So sind Sie dem deutschen Volke der große Lehrer nationalen Denkens und Handelns gewesen und werden es in aller Zukunft bleiben. Nicht allen ist die Kraft genialen Denkens und Schaffens verliehen, aber ehrlich, mutig und opferfreudig seinem Lande zu dienen, das ist keinem unter uns versagt. In diesem Sinne wollen wir die Jugend erziehen, die das Vaterland, das jetzt alle seine Söhne in einem unzertrennlichen Bunde umschließt, uns anvertraut, und mit diesem Gelöbnis auf den Lippen dürfen auch wir heute vor Sie treten und Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, vor allem aber unserem Vaterland und seiner Jugend Glück wünschen, daß Gottes Gnade Ihr segensreiches Leben bis hieher in seiner ganzen wunderbaren Frische erhalten hat. Ihm sei es auch fernerhin in Demut befohlen!

Wir bitten Ew. Durchlaucht, eine Weihetafel als ein bescheidenes Zeichen unserer unbegrenzten Verehrung und Dankbarkeit huldvoll entgegenzunehmen."

Darauf überreichte man dem Fürsten die Adresse, die von zwölf Direktoren und Professoren aus den einzelnen Provinzen unterzeichnet ist. Sie ruht in einem kunstvoll gepunzten Ledereinband mit goldverzierten Eckbeschlägen und trägt auf dem ersten Blatte die Widmung: „Dem Fürsten Bismarck in tiefster Verehrung und Dankbarkeit die Lehrer der höheren Schulen Preußens". Zugleich wurde eine Widmungstafel überreicht, ein Meisterwerk des deutschen Kunstgewerbes. Ein kunstvoller, in Gold und Silber gearbeiteter Rahmen umfaßt die eigentliche Tafel, deren Mitte eine in Emailmalerei ausgeführte Germania zeigt. Darüber erblickt man eine Gemme mit dem Bildnis Wilhelms I. Den Fuß der Tafel ziert dieselbe Widmung wie die Adresse, außerdem das von einem Lorbeerkranz umgebene Wappen des Fürsten.

Nachdem der Fürst den Herren des Komitees gedankt hatte, trat er dicht an die Brüstung des Altans heran und bat die Herren, die beim Beginn seiner Rede das Haupt entblößten, sich zu bedecken; er selbst sei alt und kahl genug, um zu wissen, was es heiße, bei solchem Wetter mit bloßem Haupte dazustehen. Erst als er sich vergewissert hatte, daß man dieser Aufforderung, die er auch schon während der

Ansprache Jägers durch Gebärden zu verstehen gegeben hatte, allenthalben Folge leistete, fuhr er also fort:

„Meine Herren! Die Ehre, die Sie mir erweisen, bildet einen Bruchteil der mannigfaltigen Auszeichnungen, die mir heutzutage aus allen deutschen Landen und darüber hinaus zu teil wurden und zwar mir als dem Erben meiner Mitarbeiter in der Zeit Wilhelms I. Ich stehe mit denen gewissermaßen im Verhältnis eines Tontine-Vertrages[1]): Der Ruhm der Absterbenden erbt auf die Überlebenden zusammen, und so fällt auch mir, der ich entweder jünger zur Arbeit gekommen oder langlebiger geschaffen bin, ein Anteil an der Gesamtheit des Ruhmes meiner Mitarbeiter mit in das Kredit hinein. Wenn ich das nicht so auslegen könnte, so würde es überwältigend und demütigend auf mich wirken, wie eine Überschätzung. Ich habe als Einzelner meine Schuldigkeit gethan als meines Königs Mitarbeiter, und Gottes Segen hat es gedeihen lassen zu dem, was man Erfolg nennt.

Aber ich muß auch Ihres Anteils an diesem Segen noch gedenken. Sie sprechen in der eben verlesenen Adresse von der Dankbarkeit, die der Lehrerstand mir gegenüber empfinde. Meine Herren, das Gefühl ist ein gegenseitiges; das ist für mich zum Durchbruch gekommen in der Zeit meiner politischen Arbeit. Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unserer Nation vorgefunden, so glaube ich nicht, daß mein Werk, oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Maße gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unsres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich gewesen wären. Die Liebe zum Vaterlande, das Verständnis für politische Situationen — für diese und andre Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt. Unsre Erziehung gehört bis zum 14. Jahre der Volksschule, nach dem 19. oder 20. der Universität, dem Leben und den Frauen, das durchschnittliche Alter aber, in dem die Jugend Ihrer Pflege und Erziehung unterliegt, schließt mit dem 19. oder 20. Jahre des Abiturienten in der Regel ab, manchmal später, manchmal früher. Aber der Charakter des jungen Mannes legt sich gerade in dieser Zeit fest. Es ist nicht oft der Fall, daß

1) So sagte der Fürst, während das auch im übrigen stark verstümmelte Telegramm des Wolffschen Büreaus von einem Tantième-Vertrag redet, was natürlich keinen Sinn giebt. Die Tontine ist eine besondere Form der Leibrente.

er auf der Universität oder später eine Modifikation erleidet, wenigstens nicht in der Liebe zum Vaterlande, die ihm auf der höheren Schule eingeprägt worden ist.

Die Erfolge der nationalen Entwicklung eines jeden Landes beruhen hauptsächlich auf der Minorität der Gebildeten, die das Land enthält. Ich habe bei irgend einer neuerlichen Gelegenheit einmal gesagt: Eine Verstimmung der abhängigen Massen kann eine akute Krankheit hervorrufen, für die wir Heilungsmittel haben; eine Verstimmung der gebildeten Minorität ruft eine chronische Krankheit hervor, deren Diagnose schwer und deren Heilung langwierig ist. Und deshalb lege ich das Hauptgewicht auf die Erziehung und die Gesinnung der gebildeten Klassen in jedem Lande.

Wir können bei uns — von den dynastischen Persönlichkeiten sehe ich ganz ab — zunächst in den regierenden Kreisen, unter den Beamten, keine Leute verwenden, die nicht durch Ihre Hände, möchte ich sagen, gegangen sind. Auch giebt es kein Parlament, dessen führende Leute nicht der gebildeten Minderheit der Bevölkerung angehören. Die Erziehung des Urwählers liegt freilich nicht in Ihrer Hand; aber auch im Parlament gehören die Leiter, die die Massen ohne eigenes Urteil unter Umständen zum Teil bestimmen, den gebildeten Klassen an.

Im Heere wäre unser ganzer Offizierstand ohne unsre wissenschaftliche Bildung — mir fällt augenblicklich kein besserer Ausdruck ein — überhaupt nicht möglich. Unser Offizierkorps, einschließlich des Unteroffizierkorps, das sich ja nach ihm bildet, ist für alle übrigen Nationen eine unnachahmliche Schöpfung; sie machen es uns darin nicht gleich. Und das ist das Produkt unserer gesamten höheren Schulbildung, nicht der Volksschulbildung, sondern der Bildung und Erziehung der höher stehenden Klassen.

Auch unsere Industrie zeigt diese Vollkommenheit, die zuletzt dahin führt, daß es in der ganzen englischen Handelswelt heutzutage als Empfehlung gilt, wenn auf einer Ware steht: made in Germany. Auch das ist eine Wirkung desjenigen Bildungsstadiums, wie die höheren Schulen es liefern.

Unsere Kaufleute über See, die unsere besten Pioniere sind, würden ebenfalls ohne die deutsche Schulbildung das nicht leisten. Ich spreche nicht von unsren kolonialen Beziehungen, sondern von den mir als Hamburger Nachbar nächstliegenden Beziehungen zu Amerika. Die wirksame Erhaltung der Wechselwirkung zwischen

Gesamtamerika und Europa beruht hauptsächlich auf unsrem gebildeten Kaufmannsstande, und der würde nicht gebildet sein ohne unsere höheren Schulen.

Ich könnte in der Darlegung der politischen Wirkung der Imponderabilien, die auf unseren höheren Schulen in das Gemüt des deutschen Jünglings gepflanzt werden, vielleicht noch weiter gehen, doch ich will es lieber an einem Beispiele aus dem Auslande erörtern. Als ich in Versailles im Quartier lag, habe ich gelegentlich die Schulhefte der Söhne meiner Hauswirtin durchgesehen, und da bin ich ganz erstaunt gewesen über die ungeheuerliche geschichtliche Lüge, die in allen französischen höheren Schulen kultiviert wird, von Ludwig XIV. ab bis auf die heutige Zeit. Was hat das für Folgen? Daß der junge Franzose von Haus aus ein falsches Bild über die Bedeutung seiner eigenen Nation und über deren Berechtigung zur Macht bekommt, und daß er mit einem Hochmut in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt. Dem gegenüber befleißigt sich unsre höhere Schulleitung, soviel ich weiß, der Wahrheit und pflegt unter anderen Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat, auch die Bescheidenheit, was ich in hohem Maße für wichtig und nützlich halte. Die Selbstüberschätzung tötet den Erfolg im Keim, und von der halten wir uns fern! Die Wahrheit wird bei uns gelehrt, vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber jeder von seinem Standpunkt bestrebt sich doch, seinen Schülern die Wahrheit beizubringen. Ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben und den Mut der Wahrheit zu behalten. Wohl habe ich mir dadurch manche Feinde erworben und auch manches Wort gesprochen, das zu den übelwollendsten Deutungen Anlaß geben konnte, aber das Gesamtergebnis ist für mich doch nach menschlicher Unvollkommenheit in hohem Maße befriedigend: Ich habe ja auch recht viele Gegner, aber das Wohlwollen der Majorität der unabhängigen und gebildeten Leute darf ich, glaube ich, für mich in Anspruch nehmen. Es wird das vielleicht nicht immer die Majorität der Urwählerziffer decken, aber es ist doch für mich auf die Dauer das entscheidende Prinzip, auch für die Dauer der Einrichtungen, die wir uns gegeben haben.

Und deshalb, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, so ist es mir ein beruhigendes Gefühl, daß die Sonne, die mir untergeht, mir ein schönes Abendrot zeigt. Als Landwirt bin ich gewohnt, das Abendrot als einen Propheten von gutem Wetter für

den kommenden Tag anzusehen, und so wünsche ich Ihnen allen, meine Herren, für die Tage, die kommen, gutes Wetter. —

Sie sind zum großen Teil in Ihrer sozialen und materiellen Stellung mit Recht unzufrieden. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Bedeutung, die der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat, und zwischen ihrer bisherigen Würdigung. Die Gewalt, die in dem Einfluß der Schule, der höheren Schule, auf die gebildeten Klassen besteht, die Wichtigkeit der gebildeten Klassen für das Gedeihen einer Nation wird heute noch erheblich unterschätzt, aber ich hoffe, daß auch darin sich allmählich eine Änderung zum Bessern anbahnen wird. Ich meinerseits halte sie für notwendig, wenn wir die Erfolge, die wir mit Hilfe der Fürsten und der Armee errungen haben, befestigen und dauerhaft machen wollen.

Es ist schon eine erhebliche Wirkung des Einflusses der Gebildeten, daß im großen und ganzen die Frauen gewonnen worden sind für unsre nationale Entwicklung. Das war früher nicht so. Wenn ich fünfzig Jahre zurückdenke, da kümmerten sie sich wenig darum, aber heutzutage halten sie ihre Kinder an, vor allen Dingen daran zu denken, daß sie Deutsche sind. Und dieser Same, der in das Gebiet des Ewig-Weiblichen gefallen ist, liegt tief und dauert länger als unsre Männerstreitigkeiten, und er wird uns, hoffe ich, noch einmal herausreißen, wenn es schlimmer wird.

Meine Herren, im Sinne dieser Betrachtungen, die ich mir erlaubte, Ihnen vorzutragen, bitte ich Sie, ohne Rücksicht auf den darin liegenden Egoismus mit mir einzustimmen in ein Hoch auf den deutschen Lehrerstand. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!

Kaum war das Hoch verklungen, da ergriff der Fürst noch einmal das Wort und sagte: „Ich könnte Ihnen noch vieles sagen, aber ich kann so lange nicht stehen. Mein Herz ist noch voll für Sie, aber ich muß mich bescheiden.“ —

Als darauf Professor Lortzing aus Berlin, der sich unter den Mitgliedern des Komitees auf dem Altan befand, zu einem Hoch auf den Fürsten aufforderte, entfesselte sich ein Sturm der Begeisterung, den keine Feder zu beschreiben vermag. Aus der Tiefe der Seelen brach es hervor, gleich einer Erlösung aus dem Banne, der die atemlos horchende Menge während der Rede des Fürsten gefangen hielt.

Und worin lag das Geheimnis dieses mächtigen Zaubers? In äußern Mitteln der Rhetorik jedenfalls nicht, denn der Fürst hat, wie man weiß, eine Stimme, die im Verhältnis zu seiner mächtigen Gestalt

etwas hoch, ja man kann sagen, etwas dünn erscheint; auch redet er nicht fließend, sondern die Worte ringen sich ihm zögernd los, wie unmittelbar vor dem Verlassen des schützenden Geheges sich noch einmal besinnend. Aber die Stimme ist markig und klar, sodaß auch denen, die am weitesten entfernt standen, keine Silbe entging, und das Stocken seiner Rede hat nichts gemein mit dem peinlichen Suchen der Gedankenarmut, vielmehr entspringt es der Abwehr der allzu reich heranstürmenden, zum Ausdruck drängenden Gedanken des gewaltigen Kopfes. Geradezu erstaunlich aber ist der geistige Gehalt der Rede. Schon die Art, wie der Achtzigjährige, der für jeden das findet, was ihm frommt, den leitenden Gedanken seiner Rede verfolgte, wie er ihn bisweilen scheinbar zurückstellte, um ihn dann plötzlich wieder aufzugreifen und mit neuem Licht zu überschütten, hatte etwas überaus Fesselndes. Das einfache Leitmotiv: „Auch Ihr Gymnasiallehrer habt euch um die Nation verdient gemacht und so fahret fort" — mit welcher geradezu verschwenderischen Fülle von neuen Gedanken und packenden Beispielen hat er es zu einer herrlichen Symphonie gestaltet! Und der Glanzpunkt dieser Symphonie steht in der Mitte, denn hier, wo der Meister der Politik sein ureigenes Feld betritt, findet er die tiefsten und vollsten seiner Accorde. Was er über die Bedeutung der gebildeten Klassen, über die Wichtigkeit ihrer Erziehung für die Gesamtentwicklung der Nation sagte, verdient mit goldenen Lettern über den Eingang jeder höheren Schule geschrieben zu werden und im Herzen jedes deutschen Mannes zu stehen.

Dazu dann die wunderbar ergreifenden Einblicke, die dem Zuhörer hin und wieder in die Tiefen dieser großen Seele gestattet wurden, in dieses von Vaterlandsliebe glühende, wahre und bescheidene, poesie- und humorverklärte deutsche Gemüt! Die Liebe zum deutschen Volke und die Sorge um sein Wohl durchwehten die ganze Rede, Wahrheit und Bescheidenheit atmete jedes seiner Worte, und Humor, ein köstlicher Humor offenbarte sich, wo er mit einem Seitenblick auf die ihm vom Reichstag zugefügte Unbill von der Majorität der Urwählerziffer sprach, mit der sich die Mehrheit der unabhängigen und gebildeten Leute nicht immer decke. Einen Hauch der echtesten Poesie aber verspürten wir, als er von der Sonne sprach, die ihm untergehe und ihm in der Liebe seiner Volksgenossen ein schönes Abendrot zeige. Und schließlich noch eins, aber nicht das Geringste: Das Bewußtsein, den Mann zu sehen und zu hören, der den ältern unter uns den Traum und die Sehnsucht der Kindheit erfüllt und auch uns jüngern die Seele erfüllt hatte, wie der leuchtende Held der alten Sage. —

Aber all das bleibt, ich fühle es, nur ein schwacher Versuch, den Zauber zu schildern, der uns gefangen hielt, so lange der Fürst sprach.

Als er jedoch am Schluß seiner Rede, nochmals anhebend, sagte, daß sein Herz noch voll für uns sei, da empfanden wir alle, daß dem Manne, der in den letzten Wochen geehrt worden war wie vielleicht nie ein Mann vor ihm, die Huldigung der deutschen Lehrer eine wahre Herzensfreude bereitet hat.

Während sodann das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!" angestimmt wurde, zog sich der Fürst, von einem stark einsetzenden Regenguß gezwungen, ins Schloß zurück. Die Mitglieder des Komitees und einige Glückliche, die gerade in der Nähe standen, folgten ihm zur Frühstückstafel und wurden hier Zeugen jener in ihrer unnachahmlichen Grazie oft gerühmten Gemütlichkeit des Bismarckischen Hauses. Der Fürst selbst, der sich alsbald die „lange" reichen ließ, war in der besten Laune und bezauberte seine Gäste durch die geist- und witzsprühenden Einfälle seiner reichen Seele. In jeder gutgearteten Familie, so äußerte er unter anderm, folge immer eine Generation, die die Söhne haue, auf eine, die sie verziehe. Denn wer es als Junge schlecht habe, werde sich sagen, die deinigen sollens einmal besser haben als ihr Vater, und wer von seinem Vater verzogen sei, der merke den Nachteil und erziehe seine eigenen Jungens strammer. Ich aber, fügte er hinzu, habe zu der Generation gehört, die gehauen worden ist.

Währenddessen hatte der Regen wieder nachgelassen, und ein großer Teil der Festgenossen erging sich, ernste und freudige Gedanken spinnend, oder für die Lieben in der Heimat ein Tannenreis oder ein grünes Blättchen brechend, im Park. Zu einer dieser Gruppen gesellte sich Graf Herbert und geleitete uns zu dem Lieblingsplätzchen seines Vaters, einer schlichten Holzbank, neben der ein kleines Wässerlein sprudelt. —

Der Abend vereinigte noch einmal einen großen Teil der Festgenossen in Hamburg, weil die dortigen Kollegen es sich nicht nehmen ließen, uns die Gelegenheit zu bieten, zwischen Gesang, ernster und froher Rede die Eindrücke des ereignisvollen Tages miteinander auszutauschen. Noch in der Nacht aber kehrten manche in die Heimat zurück, die übrigen, die der alten und doch jugendkräftigen Hammonia bei dieser Gelegenheit ihren ersten Besuch abstatteten, folgten erst einige Tage später. —

Mein Bericht über den Ehren- und Freudentag der deutschen Lehrerschaft ist zu Ende. Solange die herrlichen Worte, die der getreue Eckart des deutschen Volkes am 8. April den Männern sagte, denen es seine besten Söhne anvertraut, im Herzen der Lehrer bewahrt bleiben und wirken, so lange wird die Prophezeihung, die er für des Reiches Zukunft aussprach, nicht zu Schanden werden.

Der ursprüngliche Text von Hauffs „Märchenalmanach auf das Jahr 1827".

Von **Max Mendheim** in Leipzig.

Im Herbst des Jahres 1824 hatte Wilhelm Hauff, 22 Jahre alt, seine theologischen Studien an der Universität Tübingen vollendet, den Doktortitel der philosophischen Fakultät erworben und trat nun, am 27. Oktober, eine Hauslehrerstelle im Hause des Kriegsratspräsidenten von Hügel in Stuttgart an. Ungefähr zu gleicher Zeit begann er auch seine schriftstellerische Thätigkeit, und er hat in den drei Jahren bis zu seinem Tode, 18. November 1827, eine solche Zahl von umfangreichen Werken veröffentlicht, daß diese quantitativ große Bethätigung allein schon alle Achtung verdient, um so mehr aber, da der Inhalt all dieser Erzählungen nicht allein ein gutes Beobachtungs- und Erzählertalent verrät, sondern oft auch eine eingehendere Beschäftigung des Verfassers mit der älteren Geschichte und mit der zeitgenössischen wie der älteren deutschen und fremden Litteratur voraussetzt. Beachtet man alles dies und erwägt ferner, daß Hauff gewissermaßen nur in seinen Mußestunden sich seiner Muse widmen konnte, daß er anfangs, bis zum Frühjahr 1825, sich noch auf die höhere Staatsprüfung vorbereiten mußte, daß er gleichzeitig und dann noch bis zum 30. April 1826 den Unterricht und die Erziehung zweier heranwachsenden Zöglinge zu leiten hatte, daß er darauf bereits Anfang Mai seine größere Reise nach Paris und durch einen Teil Deutschlands antrat, von der er erst gegen Ende November nach Stuttgart zurückkehrte, und daß er endlich vom 1. Januar 1827 an einen großen Teil seiner Zeit der Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes" zu widmen hatte, so wird man eine noch größere Achtung bekommen vor dem Fleiß und dem Schaffenstrieb dieses jungen Schriftstellers. Da wird man dann allerdings auch zugeben müssen, daß manche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten nicht ausbleiben konnten, die Hauff sicher beseitigt haben würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, wenn er neue Auflagen seiner Werke hätte erleben oder einst eine Sammlung derselben selbst hätte veranstalten können.

In neuer Auflage ist aber zu seinen Lebzeiten nur der erste Teil der „Memoiren des Satan", seiner ersten Veröffentlichung, erschienen, und darin hat Hauff allerdings auch bereits einige Verbesserungen und kleine Änderungen vorgenommen, ebenso wie in der selbständigen Ausgabe der „Phantasien im Bremer Ratskeller" und in der Sammlung

seiner Novellen, die er noch in der letzten Zeit vor seinem Tode vorbereitete und die dann im Laufe des Jahres 1828 in 3 Bänden erschien. Auch hier hatte Hauff Gelegenheit, jedes einzelne dieser Werkchen, die vorher sämtlich in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen waren, noch einmal gründlich durchzusehen, zu ändern und zu bessern. Alle übrigen Schriften aber konnte er, der rastlos vorwärts Strebende und immer von neuen Stoffen Erfüllte, nicht noch einmal in Ruhe und mit kritischem Auge prüfen, und so haben wir die meisten noch heute so vor uns, wie sie damals der schaffensfreudige Dichter niedergeschrieben hat. Nur hie und da hat Gustav Schwab, der erste Sammler und Herausgeber von Hauffs sämtlichen Veröffentlichungen, einige Änderungen vorgenommen, von denen die meisten wohl auf sein Konto zu schreiben, nur wenige vielleicht auf Korrekturen Hauffs zurückzuführen sein werden. Keins von Hauffs Werken hat aber unter Schwabs Händen eine solche Veränderung erfahren und erfahren müssen als der zweite „Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1827", und zwar ganz natürlich; denn dieses Werk konnte nicht, wie alle andern, so wie es vorlag, in eine Sammlung von Hauffs Werken aufgenommen werden, weil die Märchen, die es enthielt, zum Teil gar nicht von Hauff verfaßt waren. Es konnten aber diese Kinder fremder Muse auch nicht einfach weggelassen werden und alles übrige glatt stehen bleiben. Das kam daher, daß Hauff bekanntlich die einzelnen Märchen nicht einfach aneinandergereiht, sondern durch eine allgemeine Rahmenerzählung und durch verbindenden Text zwischen je zweien äußerlich, wie teilweise auch ihrem Inhalte nach zu einander in Beziehung gesetzt hat. Sollten also diejenigen Märchen, die in dem betreffenden Bande aufgenommen waren, jedoch nicht von Hauff stammten, weggelassen werden — und das war ja bei einer Sammlung von Hauffs Werken selbstverständlich —, so mußte natürlich auch der von Hauff verfaßte Text wegbleiben, der jedes dieser Märchen mit dem vorhergehenden und mit dem folgenden im Sinne der Rahmenerzählung verband. Diese Streichung und Änderung hat denn Schwab auch thatsächlich vorgenommen, und so kommt es, daß wir in seiner Ausgabe von Hauffs Werken, wie in allen folgenden, die ja alle auf den von Schwab gebotenen Text zurückgehen, diesen zweiten Märchenalmanach nur in jener verkürzten Form kennen. Die Originalausgabe dieses Almanachs ist aber heutzutage so selten geworden, daß auch der Litterarhistoriker Mühe hat, jenen ursprünglichen Text einmal vor Augen zu bekommen, und so erscheint es dem Verfasser wohl angebracht, hier einmal jenen von Schwab gestrichenen Text Hauffs nach dem Original wieder abzudrucken, ohne jene Märchen mit aufzunehmen, und doch so, daß jeder mit Hilfe irgend einer Hauff-Ausgabe sich ein

Bild von dem Text des ursprünglichen Werkes machen kann. (Die kleinen lautlichen oder sachlichen Änderungen in einzelnen Wörtern habe ich hier unberücksichtigt gelassen.) Der Märchenalmanach enthält der Reihe nach folgende Erzählungen:

1. Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven (als Rahmenerzählung).
2. Der Zwerg Nase.
3. Abner, der Jude, der nichts gesehen hat.
4. Der arme Stephan, von A. Schöll[1]).
5. Der gebackene Kopf, von J. Morier[2]).
6. Der Affe als Mensch.
7. Das Fest der Unterirdischen und Schneeweißchen und Rosenrot, von W. Grimm.

Der verkürzte Text stimmt mit dem Original überein bis zum Schlusse der Erzählung von „Abner" und den Worten des darauffolgenden und zum nächsten Märchen überleitenden Teiles der Rahmenerzählung: „wenn er in ein Fell gesteckt würde und auf allen vieren gehen müßte." Der folgende Satz von „Und doch" bis „welche man gewöhnlich Märchen nennt" steht nicht so und nicht an dieser Stelle im Original; dies fährt jetzt fort:

So sprachen die jungen Leute; da gab der Scheik wiederum das Zeichen, und alle setzten sich nieder. Der Aufseher der Sklaven aber trat zu den Freigelassenen und forderte sie auf, weiter fortzufahren. Einer unter ihnen zeigte sich bereit, stand auf, und hub an folgendermaßen zu erzählen:

---

1) Über Gustav Adolf Schöll (geb. 2. September 1805, gest. 26. Mai 1882), den bekannten Archäologen und Kunstschriftsteller, der nur sehr wenig mit eigenen Dichtungen hervorgetreten ist, haben wir jetzt eine zusammenfassende Lebensskizze von Rudolf Schöll in Band 32 der „Allgemeinen deutschen Biographie".

2) James Justinian Morier, um 1780 in Smyrna geboren, gest. am 19. März 1849 in Brighton, trat 1807 in den englischen diplomatischen Dienst und wurde als Privatsekretär an den persischen Hof gesandt, dann zum Gesandtschaftssekretär ernannt. Er beschreibt diese Reise in dem Werke „Journey through Persia, Armenia, and Asia minor to Constantinople in the years 1808 and 1809" (London 1812), während eines zweiten Aufenthaltes in Persien, über den er in „A second journey through Persia" (London 1818) berichtet. Von 1824 bis 1826 hatte er eine außerordentliche Mission in Mexiko; seitdem aber widmete er sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Er schrieb Erzählungen und Romane, unter denen „The adventures of Hajji Baba of Ispahan" (1824) durch guten Humor und getreue Wiedergabe orientalischen Lebens besonders hervorragen. (Vgl. über ihn die kurze Lebensbeschreibung im Dictionary of national biography, Bd. 39 S. 51 flg., London 1894.)

Der arme Stephan.

Nach dieser Erzählung von Schöll fährt Hauff fort:

Der Sklave hatte geendet, und seine Erzählung erhielt den Beifall des Scheik und seiner Freunde. Aber auch durch diese Erzählung wollte sich die Stirne des Scheik nicht entwölken lassen, er war und blieb ernst und tiefsinnig wie zuvor, und die jungen Leute bemitleideten ihn.

„Und doch", sprach der junge Kaufmann, „und doch kann ich nicht begreifen, wie der Scheik sich an einem solchen Tage Märchen erzählen lassen mag, und zwar von seinen Sklaven. Ich, für meinen Teil, hätte ich einen solchen Kummer, so würde ich lieber hinausreiten in den Wald, und mich setzen, wo es recht dunkel und einsam ist; aber auf keinen Fall dieses Geräusch von Bekannten und Unbekannten um mich versammeln."

„Der Weise", antwortete der alte Mann, „der Weise läßt sich von seinem Kummer nie so überwältigen, daß er ihm völlig unterliegt. Er wird ernst, er wird tiefsinnig sein, er wird aber nicht laut klagen oder verzweifeln. Warum also, wenn es in deinem Innern dunkel und traurig aussieht, warum noch überdies die Schatten dunkler Zedern suchen? Ihr Schatten fällt durch das Auge in dein Herz und macht es noch dunkler. An die Sonne mußt du gehen, in den warmen, lichten Tag, für was du trauerst, und mit der Klarheit des Tages, mit der Wärme des Lichtes wird dir die Gewißheit aufgehen, daß Allahs Liebe über dir ist, erwärmend und ewig wie seine Sonne."

„Ihr habt wahr gesprochen", setzte der Schreiber hinzu, „und geziemt es nicht einem weisen Mann, dem seine Umgebungen zu Gebot stehen, daß er an einem solchen Tage die Schatten des Grams so weit als möglich entferne? Soll er zum Getränke seine Zuflucht nehmen, oder Opium speisen, um den Schmerz zu vergessen? Ich bleibe dabei, es ist die anständigste Unterhaltung in Leid und Freude, sich erzählen zu lassen, und der Scheik hat ganz recht."

„Gut", erwiderte der junge Kaufmann; „aber hat er nicht Vorleser, nicht Freunde genug; warum müssen es gerade Sklaven sein, die erzählen?"

„Diese Sklaven, lieber Herr!" sagte der Alte, „sind vermutlich durch allerhand Unglück in Sklaverei geraten, und sind nicht gerade so ungebildete Leute, wie Ihr wohl gesehen habt, von welchen man sich könnte erzählen lassen. Überdies stammen sie von allerlei Ländern und Völkern, und es ist zu erwarten, daß sie bei sich zu Hause etwas Merkwürdiges gehört oder gesehen, das sie nun zu erzählen wissen. Einen noch schöneren Grund, den mir einst ein Freund des Scheik sagte, will ich Euch wiedergeben: Diese Leute waren bis jetzt in seinem Hause als

Sklaven, hatten sie auch keine schwere Arbeit zu verrichten, so war es doch immer Arbeit, zu der sie gezwungen waren, und mächtig der Unterschied zwischen ihnen und freien Leuten. Sie durften sich, wie es Sitte ist, dem Scheik nicht anders, als mit den Zeichen der Unterwürfigkeit nähern. Sie durften nicht zu ihm reden, außer er fragte sie, und ihre Rede mußte kurz sein. Heute sind sie frei; und ihr erstes Geschäft als freie Leute ist, in großer Gesellschaft und vor ihrem bisherigen Herrn lange und offen sprechen zu dürfen. Sie fühlen sich nicht wenig geehrt dadurch, und ihre unverhoffte Freilassung wird ihnen dadurch nur um so werter."

„Siehe", unterbrach ihn der Schreiber, „dort steht der vierte Sklave auf; der Aufseher hat ihm wohl schon das Zeichen gegeben, lasset uns niedersitzen und hören."

Der gebackene Kopf.[1])

„Herr", fing der vierte Sklave zu erzählen an; „als ich noch in Stambul verweilte, begab sich daselbst folgende wunderbare Geschichte.

Nach dieser Erzählung von Morier fährt Hauff fort:

Der Scheik äußerte seinen Beifall über diese Erzählung. Er hatte, was in Jahren nicht geschehen war, einigemal gelächelt, und seine Freunde nahmen dies als eine gute Vorbedeutung. Dieser Eindruck war den jungen Männern und dem Alten nicht entgangen. Auch sie freuten sich darüber, daß der Scheik, auf eine halbe Stunde wenigstens, zerstreut wurde; denn sie ehrten seinen Kummer und die Trauer um sein Unglück, sie fühlten ihre Brust beengt, wenn sie ihn so ernst und stille seinem Gram nachhängen sahen, und gehobener, freudiger waren sie, als die Wolke seiner Stirne auf Augenblicke vorüber zog.

„Ich kann mir wohl denken", sagte der Schreiber, „daß diese Erzählung günstigen Eindruck auf ihn machen mußte; es liegt so viel sonderbares, komisches darin, daß selbst der heilige Derwisch auf dem Berge Libanon, der in seinem Leben noch nie gelacht hat, laut auflachen müßte."

„Und doch", sprach der Alte lächelnd, „und doch ist weder Fee noch Zauberer darin erschienen; kein Schloß von Kristall, keine Genien, die wunderbare Speisen bringen, kein Vogel Rock, noch ein Zauberpferd —"

„Ihr beschämt uns", rief der junge Kaufmann, „weil wir mit so vielem Eifer von jenen Märchen unserer Kindheit sprachen, die uns noch jetzt so wunderbar anziehen, weil wir jene Momente aufzählten, wo

1) Die Erzählung „Der gebackene Kopf", ist eine Episode aus Moriers „Adventures of Hajji Baba". In der Übersetzung dieses Werkes von Rudolf Wald (Leipzig 1824 in der Rein'schen Buchhandlung erschienen) findet sich diese Erzählung im 2. Teil S. 318—361.

uns das Märchen so mit sich hinwegriß, daß wir darin zu leben wähnten, weil wir das so hoch anschlugen, wollet ihr uns beschämen, und auf feine Art zurechtweisen; nicht so?"

„Mit nichten, es sei ferne von mir, eure Liebe zum Märchen zu tadeln; es zeugt von einem unverdorbenen Gemüt, daß ihr euch noch so recht gemütlich in den Gang des Märchens versetzen konntet, daß ihr nicht wie andere vornehm darauf, als auf ein Kinderspiel, herabsehet, daß ihr euch nicht langweilet, und lieber ein Roß zu reiten, oder auf dem Sofa behaglich einschlummern, oder halb träumend die Wasserpfeife rauchen wolltet, statt dergleichen euer Ohr zu schenken. Es sei ferne von mir, euch darum zu tadeln; aber das freut mich, daß auch eine andere Art von Erzählung euch fesselt und ergötzt, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Märchen nennt."[1])

Nun stimmen beide Texte wieder überein bis zu dem Absatze, der mit den Worten schließt: „und das Anziehende ist". Darauf heißt es im Original weiter:

„So die Geschichte von dem gebackenen Kopf, die wir soeben gehört haben. Der Gang der Erzählung wäre im ganzen nicht auffallend, nicht überraschend, wäre er nicht verwickelt durch den Gang der Handelnden. Wie köstlich zum Beispiel ist die Figur des Schneiders. Man glaubt, den alten, gekrümmten Mantelflicker vor sich zu sehen. Er soll zum erstenmal in seinem Leben einen tüchtigen Schnitt machen, ihm und seinem Weibe lacht schon zum voraus das Herz, und sie traktieren sich mit recht schwarzem Kaffee. Welches Gegenstück zu dieser behäglichen Ruhe ist dann jene Scene, wo sie den Pack begierig öffnen, und den gräulichen Kopf erblicken. Und nachher, glaubt man ihn nicht zu sehen und zu hören, wie er auf dem Minaret umherschleicht, die Gläubigen mit mäckernder Stimme zum Gebet ruft, und bei Erblickung des Sklaven plötzlich wie vom Donner gerührt, verstummt? Dann der Barbier! Sehet ihr ihn nicht vor euch, den alten Sünder, der, während er die Seife anrührt, viel schwatzt, und gerne verbotenen Wein trinkt? Sehet ihr ihn nicht, wie er dem sonderbaren Kunden das Barbierschüsselchen unterhält und — den kalten Schädel berührt? Nicht minder gut, wenn auch nur angedeutet, ist der Sohn des Bäckers, der verschmitzte Junge und der Bratenmacher Yanaki! Ist nicht das ganze eine ununterbrochene Reihe komischer Scenen, scheint nicht der Gang der Geschichte, so un-

1) Gerade bei diesem Teile des Textes wird man am ehesten empfinden, daß durch Weglassung dieser Verbindung mit dem früheren Gespräche der jungen Leute und des Alten der innere Zusammenhang merklich gestört wird und daß der Anschluß in dem verkürzten Texte etwas unvermittelt ist.

gewöhnlich er ist, sich ganz natürlich zu fügen? und warum? weil die einzelnen Figuren richtig gezeichnet sind, und aus ihrem ganzen Wesen alles so kommen muß, wie es wirklich geschieht."

Nun schließt sich mit den Worten „Wahrlich! ihr habt recht!" wieder der Text an, wie ihn die verkürzte Ausgabe bringt; der fünfte Sklave erzählt die Geschichte „Der Affe als Mensch", und dann folgt wieder die Unterredung der jungen Männer mit dem Alten mit dem sich anschließenden Vorgang bis zu den Worten: „so ganz ohne alle Ehrerbietung?" Dann fährt das Original fort:

So sprachen die jungen Männer untereinander und waren sehr beschämt; denn der Derwisch Mustapha galt damals für den weisesten und gelehrtesten Mann im ganzen Morgenland.

„Tröstet euch darüber", antwortete der Sklavenaufseher, „seid froh, daß ihr ihn nicht kanntet; er kann es nicht leiden, wenn man ihn lobt, und hättet ihr ihn ein einzigesmal die Sonne der Gelehrsamkeit oder das Gestirn der Weisheit genannt, wie es gebräuchlich ist bei Männern dieser Art, er hätte euch von Stund an verlassen. Doch ich muß jetzt zurück zu den Leuten, die heute erzählen. Der, der jetzt kommt, ist tief hinten in Frankistan gebürtig, wollen sehen, was er weiß."

So sprach der Sklavenaufseher; der aber, an welchen jetzt die Reihe zu erzählen kam, stand auf und sprach:

Das Fest der Unterirdischen.

(Norwegisches Märchen nach mündlicher Überlieferung.)

„Herr! ich bin aus einem Lande, das weit gegen Mitternacht liegt, Norwegen genannt; wo die Sonne nicht, wie in deinem gesegneten Vaterlande, Feigen und Citronen kocht; wo sie nur wenige Monde über die grüne Erde scheint und ihr im Flug sparsame Blüten und Früchte entlockt. Du sollst, wenn es dir angenehm ist, ein paar Märchen hören, wie man sie bei uns in den warmen Stuben erzählt, wenn das Nordlicht über die Schneefelder flimmert."

Es folgt nun das genannte Märchen und nach diesem „Schneeweischen und Rosenrot". Nach diesen beiden Märchen W. Grimms fährt Hauff dann fort: „Noch waren die jungen Männer ꝛc.", wie auch im verkürzten Texte die Fortführung beginnt. Beide Drucke lauten nun einige Absätze weit gleich bis zu den Worten: „Versen und Denksprüchen?" Hierauf bringt das Original noch folgende Worte mehr als die verkürzte Ausgabe:

Der junge Mann erschrak und errötete; denn ihm fiel bei, wie er damals den Scheik bei dem Alten getadelt und gesagt hatte, an seiner Stelle würde er sich erzählen oder aus Büchern vorlesen lassen. Er war

dem ſchwatzhaften Alten, der dem Scheik gewiß alles verraten hatte, in dieſem Augenblicke recht gram, warf ihm einen böſen Blick zu und ſprach dann: „O Herr! ꝛc.“

Das Folgende lautet bis zum Schluſſe in beiden Faſſungen gleichmäßig.

Sprechzimmer.

1.

Anfrage.

Kann mir einer der Fachgenoſſen Auskunft geben über den Sinn folgender Worte, die einem in hieſiger Gegend (Niederrhein) beliebten Ballſpiel für Knaben zu Grunde liegen? Habakûl — schnûl — konterbank — en wat för 'ne hank (Hand) — en N. N. sine hank. Der Verlauf des Spieles iſt folgender: Die Knaben werfen einen Ball nach einer im Boden angebrachten Vertiefung (kûle). Derjenige, deſſen Ball das Ziel erreicht, ſetzt den Fuß auf den Ball und ruft: habakûl[1])! — Die übrigen antworten: schnûl! — Der erſte: konterbank! — Frage der Mitſpielenden: en wat för 'ne hank? — Antwort: en N. N. sine hank! worauf der Gerufene herbeieilt, den Ball aufnimmt und einen der Davoneilenden zu treffen ſucht. Vielleicht findet ſich dasſelbe oder ein ähnliches Spiel auch in anderen Gegenden?

Barmen. **J. Leithaeuſer.**

2.

Nachtrag zum Scherzgeſpräch Zeitſchrift VIII, 408 flg.

In dem „Liederbuch für die Deutſchen in Öſterreich“ Wien 1884 S. 77 findet ſich eine andere Faſſung des Scherzgeſpräches, das Englert Zeitſchrift VII, 272 flg. und VIII, 408 flg. anführt, allerdings enthält dieſelbe nicht die Schlußpointe:

1. Dearndal, schteh af, leg's Kidal[2]) ân,
   D'Fuarloid[3]) san drausst, se fuadan[4]) schon.
2. Ih schteh ned af, 's is noh Zaid,
   Han krumpi Ressaln[5]), foarn ned waid.
3. Ih schteh ned af, bis simi[6]) schlâgt,
   Bis mih main Vâd'r aus'n Bet aussa jâgt.

---

1) Die erſten beiden Silben haben mit dem Hilfszeitwort „haben“ nichts zu thun, denn das Präſ. heißt in unſerer Mundart: ek häf, du hês, hä hêt, vî hänt, gĕt hänt, sî hänt.

2) Kittel, Rock. 3) Fuhrleute. 4) füttern. 5) krumme, lahme Pferde. 6) ſieben Uhr.

Die Herausgeber fügen in einer Anmerkung hinzu, daß dieses niederösterreichische Volkslied auch im Egerlande bekannt sei.

Krems a. d. Donau. **Karl Ullrich.**

3.

Zu „alleweile".

Ztschr. 10, 688 weist R. Hildebrand auf den Bedeutungsunterschied des oberdeutschen állwèil und des mitteldeutschen alleweíle hin und bemerkt, das letztere sei in Sachsen und Thüringen geläufig. Hiezu möchte ich fügen, daß der zweite Ausdruck auch in der Pfalz sehr gebräuchlich ist in der Form alleweil bezw. alleweí(j). Die verschiedene Aussprache des pfälzischen alleweíl und des altbayerischen állweil (állwei) brachte mich schon früher auf folgende Erklärung der doppelten Bedeutung, die allerdings als rein subjektiv aufzufassen ist. — Durch Betonung der ersten Hälfte wurde der Begriff „alle" in den Vordergrund gerückt; er erhielt dadurch die Bedeutung der Vielheit, der Menge, und auf die Zeit bezogen des Andauernden, Fortwährenden. Die Betonung alleweíl dagegen verwischte den Begriff alle oder schwächte ihn ab. Es läßt sich nun zweierlei denken. Alle wird in der Pfalz in Sätzen gebraucht wie: Er muß alle Augenblicke kommen, d. i. in einer ganz kurzen Zeit. Hier steht alle für sehr kurz. Die Zeit, die noch vergeht bis zur Ankunft des Betreffenden, ist sehr gering. Dies wird auch angewandt auf die Zeit, die verstrichen ist. Man sagt: Alleweíl ist er vorbeigegangen, d. h. vor einer sehr kurzen Zeit ging er vorüber. Auf die Gegenwart bezogen bedeutet es: Alleweíl kommt er, d. h. die sehr kurze Zeit, welche wir ansetzten, ist vorüber und er kommt nun, wie wir vorausgesagt haben, oder der Gedanke des baldigen Kommens, der gerade ausgesprochen werden soll, wirkt bei der inzwischen erfolgten Ankunft noch so lebhaft nach, daß das die Zukunft bestimmende alleweíl noch fortklingt und daher in den Satz der Gegenwart hereingezogen wird. Wir hätten es da mit einem elliptischen Satze zu thun; es sollte eigentlich lauten: alleweíl wird er kommen, da kommt er schon. In dieser Auffassung bestärkt mich die Beifügung des „schon" in dem Satze: alleweíl kommt er schon, die häufig gehört wird und mir aus meinen Jugendjahren geläufig ist. Daneben schwebt mir allerdings noch eine andere Bedeutung von alle vor, welche sich aber mit dem erwähnten abgeschwächten Begriffe von alle berührt. Man spricht: Der Wein ꝛc. ist oder wird alle; d. h. ist getrunken oder geht zur Neige. In dem Satze: „Alleweíl kommt er" hätte dies dann den Sinn: die Zeit, welche wir ihn erwarteten, ist zu Ende und nun kommt er. Eine Erwartung knüpft sich immer an alleweíl, wenigstens

hinsichtlich der Zukunft und der Gegenwart, und für die Vergangenheit läßt sie sich leicht erklären.

Ludwigshafen a. Rh. **H. Weber.**

4.

Zur Betonung und Verkürzung der Namen.

(Ztschr. VIII, 186; VIII, 479.)

In dem Aufsatze: Zur Namenkunde (VIII, 186) erklärt E. Mackel die Verkürzung der Vornamen ganz natürlich durch ihre Betonung: Spaltung in zwei Teile, je nachdem der Ton auf der ersten oder auf der zweiten Hälfte ruht. Er behauptet, die Oberdeutschen betonen die erste Silbe, das erste Element des Namens, die Niederdeutschen aber die zweite Silbe, das zweite Element, und daher komme es, daß bei den süddeutschen Abkürzungen der erste, bei den norddeutschen der zweite Teil des Vornamens überwiege. Und indem er diese Betonung auch an entlehnten Gattungsnamen nachweist, zeigt er, daß das germanische Betonungsgesetz bei den Oberdeutschen viel lebendiger und kräftiger entwickelt gewesen ist und noch ist als bei den Niederdeutschen. Dem widerspricht Ludwig Fränkel teilweise in dem ersten seiner kleinen Nachträge (VIII, 479), indem er gegen die Theorie Mackels gerade die süddeutschen Abkürzungen Mali, Sefi, Seppl, Pepi, Tina ins Feld führt. Wer von beiden hat nun recht? Es sei mir erlaubt, einen kleinen Versuch zur Beantwortung dieser Frage zu machen. Um mich aber vor unrichtigen oder schiefen Verallgemeinerungen zu hüten, beschränke ich mich auf das Elsässische, namentlich auf die Mundart meines Wohnortes Rufach (Kreis Gebweiler). Ich entnehme das Folgende zum Teil einer eingehenden Untersuchung über die Rufacher Vornamen, die ich nächstens im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens zu veröffentlichen gedenke.

Was das germanische Betonungsprinzip angeht, so muß ich Mackels Behauptung, daß es in Süddeutschland kräftig entwickelt ist, für Rufach (auch für das übrige Elsaß) vollauf bestätigen, und zwar sowohl für die Eigennamen und entlehnten Gattungsnamen, als auch bezüglich der Betonung der französischen Wörter durch die Schüler im Unterrichte. Die von ihm angeführten Lehn- und Fremdwörter tragen alle, soweit sie hier gebraucht werden, den Ton auf der ersten Silbe, auch das Wort Kaffee (in Rufach: *Gáfee*)[1]). Wie stark diese Betonung ist, sieht

1) Natürlich giebt es daneben auch hier Fremdwörter mit fremder Betonung: Sål*feet* (frz. serviette), Losche*mant* (frz. logement), drum*bihre* (frz. tromper), aschde*mihre* (frz. estimer), kuri*os* (frz. curieux), mai*rahn* (lat. majorenn), ax*prass* (frz. exprès), u. s. w.

man besonders an dem Worte Allee. In Rufach lautet es Ålle. Der Ton auf der ersten Silbe ist so kräftig, daß der Vokal der zweiten Silbe fast so kurz und abgeschwächt klingt wie in dem unbestimmten Zahlwort alle. (Die Verdeutschung des fremden Wortes Allee zeigt sich hier auch darin, daß es in Anlehnung an das Synonym Baumgang das männliche Geschlecht angenommen hat: der Ålle, uff'm Ålle = in der Allee.) Und dieses Betonungsgesetz ist auch in den Vornamen durchgeführt, einerlei ob sie deutschen oder hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs sind. Von den nahezu 200 Rufacher Vornamen werden in der gewöhnlichen Umgangssprache fast alle auf der ersten Silbe betont. Nur einige tragen aus euphonischen oder logischen Gründen den Ton auf der zweiten oder dritten Silbe. So sagt man z. B. für Bonifatius Boni*fåh*si, abgekürzt Fåhsi, für Veronika We*ro*nikå, abgekürzt Fronikå und Froni. Die durch i erweiterte Form von Emil lautet E*mi*li, hat also den Ton auf der zweiten Silbe, um sie von dem weiblichen Namen *E*milie zu unterscheiden Die unerweiterte Form Emil wird hingegen auf der ersten Silbe betont, und so ist es bei den allermeisten Rufacher Vornamen.

Nun sollte man mit E. Mackel meinen, daß auf Grund dieser Betonung die meisten hiesigen Abkürzungen aus dem ersten Teile bestänben und den zweiten abwürfen. Dem ist aber nicht so. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Von den Abkürzungen (ungefähr 100) bestehen über zwei Drittel aus dem zweiten und nur ein schwaches Drittel aus dem ersten Namensteile. So hat auch Ludwig Fränkel recht, wenn er darauf hinweist, daß auch süddeutsche Abkürzungen den zweiten Namensteil enthielten. Nur wenige Namen zeigen beide Arten der Abkürzung. So giebt es z. B. neben Benni (Benedikt) auch die Form Dikdi, neben Mëi, Mëile und Mëiele (Maria) auch Riggi und Riggele (aus den erweiterten Formen Måriggi und Måriggele[1]). Und die Abkürzung Bischi, entstanden aus Pélagie, der frz. Form von Pelagia, vereinigt die erste und dritte Silbe in sich. Sonst enthalten die Abkürzungen der hiesigen Vornamen, wie gesagt, vorwiegend den zweiten Namensteil.

Wie erklärt sich nun diese Erscheinung, da doch die Vornamen fast alle auf der ersten Silbe betont werden, und die Abkürzung unzweifelhaft eine Folge der Betonung ist? Nach meiner Ansicht auf folgende Weise. Die deutsche Betonung auf der ersten Silbe haben die Namen nur dann, wenn sie in gewöhnlicher Rede gebraucht werden, d. h. wenn

1) Im Kreise Weißenburg ist Riggel oder Riggele die Verkürzung für Friederike. Dieser Name fehlt aber in Rufach gerade so wie der männliche Name Friedrich.

man den eigenen Namen ſagt, einen zweiten ganz in der Nähe anredet oder von einer dritten Perſon ſpricht. Anders iſt es aber, wenn einer den Vornamen des andern in größerer oder kleinerer Entfernung ruft. Dann wird regelmäßig die zweite oder dritte Silbe betont. Man ruft alſo z. B. Al*fred* (Al*fredi*)[1]), Bern*hard*, Do*nat*, *Felix*, Ferdi*nand*, Phi*lipp*, Ag*nes*, *Cécile* (frz. ausgeſpr.), Joſ*éphine* (frz. ausgeſprochen), Hen*riette* (frz. ausgeſpr.), Lü*wis* (Luise), The*res* (Thereſe), u. ſ. w. Aus dieſen Rufnamen (im engern Sinne) ſind nach meiner Anſicht die Abkürzungen entſtanden, die den zweiten Namensteil enthalten, alſo aus den eben genannten: Freddi, Hårdi, Nåddi oder Nåddle, Liggsi oder Liggsele, Nåndi oder Nåndele, Libbi, Neesi oder Neesle, Silli, Finn oder Finni oder Finnle oder Finnele, Jeddi oder Jeddle, Wissi oder Wissle, Reesi oder Reesle, u. ſ. w.

Daß die Namen beim Rufen auf dem letzten Teile betont werden, hat nichts Auffallendes. Wir haben hier die nämliche Erſcheinung, die wir auch bei anderen lauten Rufen beobachten können: Das Ende iſt lang und ſtark, damit der Ruf kräftig ausklinge und die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehe. Es ſei mir erlaubt, einige Beiſpiele dafür anzuführen. Ich erinnere zunächſt an die Ausrufe O*ho!* A*ha!* und an den Fernruf Hal*loh!* Die Eiſenbahnſchaffner rufen den Namen des Halteortes häufig ſo ab, daß ſie die letzte Silbe betonen. Wer ſchon in einen nahen Wald oder gegen einen Berg einen zwei- oder mehrſilbigen Ruf gerichtet hat, um ein Echo zu erzeugen, der wird dieſelbe Wahrnehmung gemacht haben: Die Endſilbe klingt ſtets voll. Auch beim Herbeirufen der Tiere iſt es ſo. In meiner Heimat (Kreis Weißenburg) lockt man z. B. den Hühnern: Bi bi bi bi bih! Komm, Bibbele, kohm! Das letzte bi iſt lang und betont, ebenſo das zweite komm, was ſonſt nie der Fall iſt. Dazu ſind zu vergleichen in A. Birlingers Schrift: Die alemanniſche Sprache rechts des Rheins (1. Teil, 1868, S. 167 u. 168) die Hirtenrufe därrâ! (Algäu), oleô! (Schwarzwald), weida-n-ôôôôô! (Algäu) und die Neckrufe hûtadî! (oberer Schwarzwald), hûtâhût! (Aargau), Stachê! (Villingen). So iſt es bei den meiſten Rufen auch in Rufach. Der Angegriffene ruft durch den Schrei Mord*joh* Hilfe herbei, und der Nachtwächter kündigt durch ſein Fir*joh* den ſchlafenden Bürgern eine Feuersbrunſt an. Ein Rufacher Neckruf zeigt uns recht deutlich das Beſtreben, in den Rufen die Endung kräftig ausklingen zu laſſen. An Faſtnacht rufen die Kinder den Fåhsenåchtsnårre, d. h. den vermummten Geſtalten, auf der Straße das Wort Når*roh* nach. Nårroh iſt unſer Wort Narr.

1) Die vollen und gekürzten Formen der Vornamen werden in Rufach häufig durch das Suffix -i erweitert.

Ob es nun die Endung aus ahd. Zeit beibehalten (ahd. narro), oder ob man das o des beſſeren Rufens wegen angefügt hat, jedenfalls trägt es den Ton und hat den Zweck, das Wort voll ausklingen zu laſſen. Daß dieſes kräftige Ausklingen den Ruf deutlicher machen ſoll, kann man ſich bei den Vornamen leicht erklären. Würde, wie in der gewöhnlichen Rede, die erſte Silbe des Namens betont, ſo vernähme der Angerufene nicht nur die zweite, ſchwach betonte Silbe nicht deutlich, ſondern auch oft die erſte, betonte nicht. Denn wenn der Schall ſein Ohr erreicht, wird erſt ſeine Aufmerkſamkeit erregt; dann iſt aber die kurze erſte Silbe bereits verklungen, ehe ſie deutlich wahrgenommen wurde. Erſt für die zweite Silbe beſitzt das Ohr die volle Aufmerkſamkeit, welche durch die erſte erweckt worden iſt. Darum ruht auf ihr auch das Hauptgewicht des Rufnamens. Ich möchte dies mit dem Stundenſchlagen der elſäſſiſchen Kirchturmuhren vergleichen. Dem Schlagen der vollen Stunde gehen jedesmal vier ſchwächere Schläge voraus; „es viertelt", wie man in manchen Gegenden ſagt. Die Leute ſollen dadurch aufmerkſam gemacht werden, damit ſie ſich beim Zählen der eigentlichen Stundenſchläge nicht irren.

Durch dieſe Betonung der Rufnamen (im engeren Sinne) ſind nach meiner Anſicht die Abkürzungen entſtanden, die den zweiten Namensteil enthalten. Gefördert werden ſie noch durch eine andere Erſcheinung. Wenn nämlich in Rufach der Vorname mit dem Familiennamen geſprochen wird, ſo ſteht der Familienname gewöhnlich zuerſt, der Vorname folgt nach und trägt, wenn er zwei- oder dreiſilbig iſt, den Ton nicht auf der erſten Silbe, wie wenn er allein gebraucht wird, ſondern auf der zweiten oder dritten Silbe. Man betont alſo z. B. der *Runner Andrees* (Andreas), s *Bellicam Mathild*, der *Vogt* Dom*inik*, s *Meyer* Üsch*eni* (Eugenie). Hier ſcheinen mir Gründe des Wohlklanges maßgebend zu ſein.

Da ich gerade von der Betonung der Namen rede, mögen mir noch zwei weitere Bemerkungen erlaubt ſein. Ztſchr. VIII, 412 bringt H. D. als Beiſpiel dafür, „wie Betonung der Fremdwörter auf deutſche eingewirkt hat", die Perſonennamen Reuchlin, Böcklin und Wölfflin. Er ſagt, wir denken dabei nicht mehr an Rauch, Bock und Wolf, ſondern betrachten dieſe Namen gleichſam als fremde und betonen daher die zweite Silbe lin. Dieſe Behauptung hat mich als Süddeutſchen ſehr verwundert, beſonders ihr letzter Teil. Ich muß geſtehen, daß ich den Namen des berühmten Humaniſten Reuchlin nie anders geſprochen und gehört habe, als mit dem Ton auf der erſten Silbe, ohne dabei allerdings gerade an Rauch zu denken. Wohl aber empfinde ich den Namen Böcklin unwillkürlich als eine Verkleinerung

von Bock und betone daher die erste Silbe. Unlängst habe ich in dem Unterhaltungsblatte der „Straßburger Post" einen Aufsatz über die Böcklin von Böcklinsau gelesen, eines der ältesten und bekanntesten früheren Straßburger Adelsgeschlechter. Ich habe den Aufsatz zwar nur „still" gelesen, aber der Name klang mir doch mit deutscher Betonung im Bewußtsein, und so hätte ich ihn unwillkürlich ausgesprochen, wenn ich laut gelesen hätte. Eine andere Betonung kenne ich nicht und habe ich noch nie gehört. Ganz genau so verhält es sich mit dem Namen Wölfflin. Im Städtchen Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) giebt es mehrere Familien dieses Namens (allerdings nur mit einem f geschrieben). Aber die Bevölkerung betont stets nur die erste Silbe. Ja, sie spricht die sonst veraltete Silbe lin gar nicht aus, sondern wendet dafür die in Reichenweier gebräuchliche Verkleinerungssilbe el an (das e ist fast unhörbar). Der Name lautet bei jederman Welfel, gerade so wie man einen kleinen Wolf nennt. Und die Bevölkerung empfindet dieses Wort recht gut als zu Wolf gehörig. Die alte Form Wölflin hat sich nur in der Schrift erhalten; gesprochen wird sie nicht. Und wenn sich jemand nach einem Wölf*lin* erkundigen würde, bekäme er sicherlich von vielen die Antwort: Einen solchen Namen giebt es hier nicht! Und so wäre es auch in andern Orten. Gäbe es in Rufach den Namen Wölflin, so würde man ihn mit der hier üblichen Verkleinerungssilbe le aussprechen, Welfle, gerade wie die hier vorhandenen Familiennamen Henzelin, Ebelin, Bürglin nur Hanzele, Abbele, Birgle lauten.

Zum Schlusse noch etwas aus der elsässischen Schule. Es handelt sich um die Betonung einiger biblischen Namen im protestantischen Religionsunterrichte (bei den Katholiken ist es ähnlich). Die Elsässer sagen: *Re*bekka, *Ma*nasse, *Na*emi, *Gil*boa, *E*lias, *Bel*sazar, Za*cha*rias, *Ma*ria, *Mes*sias, *An*dreas, *Ja*irus, *Be*thesda u. s. w. So habe ich diese Namen in den sechziger Jahren in unserer unterelsässischen Dorfschule gelernt; so sprechen sie noch ältere Lehrer in der Schule und ältere Pfarrer auf der Kanzel aus; so wollen sie auch jetzt die Kinder im Unterricht immer noch betonen. Aber sie dürfen es meistens nicht; denn die Schule verlangt die folgende Aussprache: Re*bek*ka, Ma*nas*se, Na*e*mi, Gil*boa*, E*lias*, Bel*sa*zar, Zacha*rias*, Ma*ria*, Mes*sias*, An*dreas*, Jairus, Be*thes*da u. s. w. Diese Betonung macht sich seit 1870 in unsern Schulen durch norddeutschen Einfluß geltend, der ja bekanntlich auch sonst gerade in lautlicher Beziehung mächtig in unserer Schriftsprache waltet. Ich weise darauf hin, nicht um ein Wörtlein zu Gunsten der elsässischen Betonung zu reden, so gern ich das auch möchte, weil sie volkstümlich und deutsch ist. Die fremde Betonung scheint mir indessen in der Schriftsprache allgemein üblich zu sein, und die Schule hat sich

auch im Elsaß und auch bezüglich der Betonung dem herrschenden Sprachgebrauche zu fügen. Ich mache aber auf den Unterschied zwischen der elsässischen Volks- und der schriftdeutschen Schulbetonung aufmerksam, um auf einen kleinen künstlichen Sprachprozeß hinzuweisen, an dessen Anfang wir erst stehen, nämlich die Verlegung des Tones in jenen biblischen Namen durch den Einfluß der Schule. Noch stehen die meisten elsässischen Kinder mit der fremden Betonung halb auf dem Kriegsfuße; aber die älteren Pfarrer und Lehrer sterben allmählich aus, und die deutsch gebildeten tragen die neue Betonung hinaus in Dörfer und Städte. Das junge Geschlecht wächst heran und hört seine Kinder zu Hause die biblischen Namen mit der Betonung lesen und lernen, wie sie ihm gelehrt worden ist. Jetzt kommen sie den Vätern und Müttern nicht mehr so fremd vor; es sind Klänge aus ihrer eigenen Schulzeit, die ihnen darum vertraut und wert sind. Und so bricht sich die fremde Betonung allmählich Bahn und geht nach und nach in Fleisch und Blut über, wenigstens beim Gebrauch der Schriftsprache. Dann, vielleicht nach 30, 40, 50 Jahren, wird die deutsche Schule einmal den Erfolg aufweisen können, die deutsche Betonung jener biblischen Namen — verdrängt zu haben.

Rusach i. Oberelsaß. **Heinrich Menges.**

Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. Mit neunzehn Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Verlag von V. W. Esche. 1895. 449 S. gr. 8. Preis M. 10,50.

Über die meisten Litteraturgeschichten-Schreiber unsrer Tage ragt Adolf Stern als ein echter Historiker hoch empor. Er giebt nichts Schablonenhaftes, sondern stets selbständig Durchgearbeitetes. Ihm steht eine durch künstlerisches Maß gebundene Darstellung und ein klares, unbeirrtes Urteil, ein erstaunliches Wissen und eine sichere wissenschaftliche Methode in gleicher Weise zu Gebote. Wenn ein so ausgerüsteter Gelehrter seine Aufmerksamkeit der neuesten Litteratur zuwendet und diese zum Gegenstande seiner Darstellung macht, verdient er wahrlich unsern Dank; denn hier bebaut er ein Feld, auf dem sich die Unberufenen zu Hunderten tummeln. Man atmet auf, wenn man durch das wirre Geschrei der Pfuscher einmal die ruhige, wohltönende Stimme eines Meisters vernimmt, so wenn Stern im Anhang zu Vilmars allbekanntem Buche eine Übersicht über die deutsche Litteratur seit Goethes Tode darbietet, mit der sich das dickleibige Buch Kirchners nicht entfernt vergleichen kann, oder wenn Litzmann in seiner oft zum Widerspruch reizenden, aber immer scharfsinnigen und anregenden Weise das moderne deutsche Drama

bespricht, oder wenn uns Erich Schmidt die süßesten Geheimnisse der Stormschen Muse enthüllt, so auch wenn Stern aus seinen Vorträgen über Dichter der Gegenwart die gelungensten zu einem wohlgerundeten Ganzen zusammenarbeitet. Der Verfasser wollte, wie er im Vorwort ausführt, ein klares Bild der Bedeutung, der Entwickelung, der Eigenart lebender oder innerhalb des letzten Menschenalters geschiedener und jetzt noch lebendig fortwirkender Dichtergestalten geben. Die 19 Poeten, die er uns vorführt, sind Hebbel, Freytag, Bodenstedt, Storm, Keller, Fontane, Scheffel, Baumbach, Seidel, Wildenbruch, Rosegger, Sudermann und Hauptmann, ferner die einflußreichen Ausländer Ibsen, Daudet und Tolstoi, endlich drei bei uns weniger bekannte, die Schweden Rydberg und Snoilsky und der Engländer Besant. Alle diese so verschiedenartigen Dichtercharaktere in ihrem Kern zu erfassen und in gleich anschaulicher Weise zu schildern, dazu gehörte nicht bloß eine warme Teilnahme für die Poesie der Gegenwart, sondern vor allem eine Feinfühligkeit und eine Kunst, wie sie nicht vielen gegeben ist. Stern ist eben selbst ein Dichter, der nur leider der großen Menge, welche nervös überhastet immer bloß nach Sensation dürstet, unbekannt ist, weil die stille Schönheit seiner Novellen und Romane sie kalt läßt. Wer aber an vornehmer Form und bedeutendem Inhalt seine Freude hat, der lese so gedankentiefe und formreife Dichtungen wie Sterns „Camoens" und „Letzte Humanisten". Der Leser wird dann begreifen, wie es dem Verfasser möglich war, jedes jener Dichterporträts lebensvoll nachzubilden; was freilich diese lange Reihe von Einzelbildern zugleich als ein Ganzes erscheinen läßt, das hat, mehr als der Dichter, der Historiker gewirkt, der nie die einzelne Erscheinung für sich betrachtet, sondern sie in ihrem großen Zusammenhang mit der Allgemeinheit d. h. der Litteratur, ja der Kultur überhaupt erblickt.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die einzelnen Aufsätze eingehend zu besprechen. Sollte ich sagen, welcher mir als die Krone von allen erscheint, so würde ich die prächtige Schilderung Gottfried Kellers nennen. Aber wie treffend und fein ist z. B. auch Scheffel, sind auch die „Neuesten", Sudermann und Hauptmann, charakterisiert! Auf den Letztgenannten richten sich ja wohl jetzt die Augen aller, die einen ernsten Anteil an unserer Poesie nehmen, die dieses echte, tiefe, wenn auch noch nicht völlig ausgegorene Talent zu würdigen im stande sind. Gern werden sie in die schönen, hoffnungsvollen Worte einstimmen, mit denen Stern seine Studie über diesen wahren Dichter schließt.

Und nun am Ende meiner Anzeige — um doch etwas zu bemäkeln — noch eine Frage an den Verfasser: Warum machte er die zweite Dekade seiner „Studien" nicht voll, indem er uns, etwa zwischen Hebbel und Freytag, das Bild Otto Ludwigs gab, das zu zeichnen der

meisterliche Biograph und Herausgeber des gewaltigen Thüringers wie kaum ein anderer berufen war?

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Georg Heydner, Lesebuch für das 2. Schuljahr. VIII, 123 S.; Lesebuch für das 3. Schuljahr. VIII, 140 S. Nürnberg, Fr. Korn 1895.

Die Heydnerschen Lesebücher unterscheiden sich von den anderen Lesebuchwerken der neueren Zeit weniger durch Aufstellung und Anwendung neuer Grundsätze für die Auswahl oder durch Einführung neuer Schriftsteller und neuer Lesestoffe,[1]) als vielmehr durch folgerichtige, von pädagogischem Takt und psychologischem Scharfblick unterstützte Durchführung altbewährter Principien, durch Beschränkung auf das, was wahrhaft bildet und der Apperceptionsstufe 7—9jähriger Kinder entspricht. Wieviel ist nicht schon geeifert worden gegen die seichten, schwächlichen, eigens für Unterrichtszwecke erfundenen Geschichten frömmelnden oder moralisierenden Charakters, gegen die kindischen Reimereien in Bilderbuchmanier und die platten, nüchternen, geistlosen Beschreibungen im Sätzchenstil! Überall begegnen wir der Losung: Nur wertvollster Inhalt in musterhafter Form. Aber wie wenig entsprechen oft die Lesebücher für Unterklassen den stolzen Ankündigungen! Man scheut sich, bei der Musterung mit der Unnachsichtlichkeit zu verfahren, die hier am Platze wäre, und geht zu weit in der Rücksicht auf gewisse Autoren, denen bisher eine unbestrittene Herrschaft zuerkannt wurde. Anders bei Heydner. Die Auswahl verrät überall den feinsinnigen Ästhetiker und erfahrenen Schulmann. Er hat sich nicht damit begnügt, die einzelnen Lesestücke sorgfältig und gewissenhaft auf ihren Bildungsgehalt zu prüfen, sondern auch ihre Wirkung auf Geist und Gemüt der Kinder im Unterricht erprobt, also, wenn man so sagen darf, den praktischen psychologischen Versuch zu Hilfe genommen, ein Mittel, das in solchem Umfange von Lesebuchverfassern wohl noch nicht angewendet worden ist. Was nicht die Selbstthätigkeit der Kinder herausfordert, und wozu sie nicht immer und immer wieder mit Lust und Liebe zurückkehren, hat er fern zu halten sich eifrigst bemüht.

Freilich können bei der Aufstellung solcher Proben mancherlei Täuschungen unterlaufen. Die Vorliebe des Lehrers für gewisse Gegenstände oder Darstellungsarten macht sich beim Vorlesen oder bei der

1) Wir denken z. B. an kulturgeschichtliche Betrachtungen über Wohnung, Kleidung, Heizung, Beleuchtung u. s. w. Vergl. Kießling und Pfalz, Der Mensch in Beziehung zur organischen und unorganischen Natur. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff, 1892, S. 69, 168, 189, 197, 214.

Behandlung unwillkürlich geltend und kann bewirken, daß der Eindruck des Stoffes erhöht oder abgeschwächt wird. Auch ist wohl zu beachten, daß nicht alle Kinder denselben Geschmack haben. Man gewinnt aber den Eindruck, daß sich der Verfasser von jeder Einseitigkeit frei gehalten hat und unbefangen an die Prüfung jedes Stoffes herangetreten ist. Er ist übrigens bei seiner Arbeit zu demselben Ergebnis gekommen wie Paulsiek, der in der Vorrede zu seinen Lesebüchern für die Vorschulen höherer Lehranstalten sagt: Von der Forderung unbedingter Klassizität muß leider jetzt noch Abstand genommen werden.

Die Notwendigkeit des Zusammengehens der Lektüre mit dem Sachunterricht erkennt Heydner an. Er hat bei der Auswahl einen bestimmten Lehrplan für den Anschauungsunterricht im Auge gehabt, es aber vermieden, sich mit sklavischer Strenge an die einzelnen Vorschriften zu binden. Es sind Lücken geblieben, wenn es an passenden Begleitstoffen fehlte, und anderseits ist vorzüglichen, für diese Stufe geeigneten Stoffen die Aufnahme nicht verwehrt worden, wenn sich auch kein unmittelbarer Anschluß für sie fand.

Für die Anordnung hat Heydner einen unseres Wissens völlig neuen Grundsatz in Anwendung gebracht: Den sogenannten Gesinnungsstoffen ist die Führung überlassen, an sie schließen sich die realistischen Stoffe, von denen nur sehr wenige vor seinen Augen Gnade gefunden haben, je nach den gegebenen Beziehungen an. Die lächerlichen Gruppierungen, auf die wir in vielen Unterklassenlesebüchern stoßen, wo die verschiedenartigsten Gegenstände auf Grund ganz nebensächlicher Beziehungen zusammengestellt sind, hat er dadurch vermieden. Gleichwohl entbehrt auch diese Anordnung nicht einer gewissen Willkür, da ja die meisten Gesinnungsstoffe sehr viele Beziehungen bieten, weshalb immer sehr viele Möglichkeiten für die Anknüpfung vorhanden sind.

Von vielen anderen Lesebüchern unterscheidet sich das Heydnersche ferner durch seinen bescheidenen Umfang. Der Verfasser ist nicht der Meinung mancher Herausgeber, daß sich der Lehrer aus dem reichen Inhalt das Passendste auszuwählen habe; die Kinder sollen mit dem ganzen Buche vertraut werden; er will seinen ganzen Inhalt zum geistigen Eigentum machen. Dieser Gedanke scheint uns der Beherzigung und Nachachtung besonders wert zu sein. Man sorge nur dafür, daß die Schüler bei jedem Lesestücke etwas Gutes und Schönes erleben, und sie werden gern zu ihm zurückkehren, wie es uns ja auch wieder nach Gegenden zurückzieht, wo uns jeder Baum und Strauch bekannt ist und jede Stelle freundliche Erinnerungen erweckt an glücklich verlebte Stunden.

Der Lateindruck beginnt erst mit dem 3. Schuljahre, weshalb auch die üblichen Lesetafeln weggelassen sind. Jedem Buche ist außer dem

Verzeichnis der Stücke nach ihrer Reihenfolge noch ein anderes nach den Autoren beigegeben, wodurch ihr Wert für den Lehrer erhöht wird. Papier und Druck entsprechen den Anforderungen, die an ein Schullesebuch zu stellen sind. Bilder sind nicht aufgenommen. Wir stehen nicht an, den Heydnerschen Büchern unter allen uns bekannten Unterklassenlesebüchern die erste Stelle anzuweisen. Ein Vergleich mit den streng nach dem Prinzip der Konzentration bearbeiteten Lesebüchern der Herbartschen Schule ist natürlich wegen der Verschiedenheit der Grundidee ausgeschlossen.

Wurzen. **Karl Julius Krumbach.**

Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Die seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland verschollenen Shakespeare-Erzählungen von Lamb erscheinen hier in neuer Übersetzung von H. Keck, die man als eine willkommene Gabe zu begrüßen hat. Die Fabel von 20 Dramen des englischen Dichters wird hier nach Lamb im ganzen in schlichter, leichtfaßlicher Darstellung wiedergegeben. Keck hat aber die englische Vorlage nicht einfach übersetzt, sondern die Lambschen Erzählungen mit den Dramen Shakespeares verglichen, manchen Fehler der Lambschen Darstellung berichtigt, zuweilen auch schätzenswerte Vermutungen über abweichende Lesarten beigefügt und da, wo es galt, den Dichter selbst reden zu lassen, die mustergültige Übersetzung von Schlegel und Tieck zu Rate gezogen. So ist das Werkchen als eine Vorstufe der Shakespearelektüre für die Mittelklassen unserer höheren Schulen wohl zu empfehlen.

Für eine neue Auflage wären bei aller Anerkennung der Vorzüge des Werkes doch einige Wünsche auszusprechen. Der Ton der Grimmschen Märchen, den der Herausgeber der Darstellung Lambs selbst vergleichend an die Seite stellt, wäre noch mehr getroffen worden, wenn der Ausdruck hier und da trotz Lamb und schließlich auch trotz Shakespeare vereinfacht, verdeutlicht, berichtigt, um nicht zu sagen verdeutscht worden wäre. Wir haben da unter anderem Stellen im Auge wie S. 46, König Lear: „Die Schwestern hätten ihren Vater bei Kleinem gern seines ganzen Gefolges beraubt“ (by little and little) — S. 69, Romeo und Julia: „Ihr Zimmer bot das traurige Schauspiel eines leblosen Leichnams“ (her chamber presented the dreary spectacle of a lifeless corse) — S. 112, Othello: „Desdemona schätzte in weitem Abstande den Cassio, wie es sich geziemt für ein tugendhaftes Weib“ (but at far distance, as beseems a virtous wife) — S. 209, Wie es euch gefällt: „Sie würden willkommen sein auf das, was da wäre“ (they should be welcome to what

there was) — S. 272, Die beiden Veroneser: „Ihr sollt Euren Tod umarmen (you shall embrace your death) — S. 17, Hamlet: „Bis ihre Kleider sie von ihren melodischen Sängen hinunterzogen in einen schlammigen Tod" (before her garments pulled her in from her melodious singing to a muddy death) — S. 36, König Lear: „Regan, deren Brust ebenso wie die ihrer Schwester nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle umschloß" (R. who was made of the same hollow metal as her sister) — S. 39, König Lear: „Er wolle mit seinem Leben bürgen, daß die nicht herzlos wären, deren tiefer Klang kein Zeichen von Hohlheit gäbe" (. . . nor were those empty-hearted whose low sound gave no token of hollowness) — S. 42, König Lear: „Da er ihr Thun nicht entsprechend gefunden hatte bei seiner Tochter (having found the effects not answerable in his daughter) — S. 230, Timon von Athen: „Die Heuer (nur dialektisch üblich) der Arbeiter berichtigen" (to pay the hire of the labourers). Selbst Ausdrücke wie „die Schneide des Vorsatzes" (S. 8) — „der Schlamm dumpfer Vergessenheit (S. 10) — „die Elemente schnitten weniger scharf (. . . less sharp than his daughters' unkindness) als die Lieblosigkeit seiner Töchter (S. 47) u. a. sind dem zwölfjährigen Leser (für solche hat der Herausgeber das Buch auch bestimmt) nicht ohne weiteres verständlich. Einige zu weit ausgesponnene Perioden, wie auf S. 11, 59, 222, ließen sich leicht in kürzere, übersichtlichere Satzformen umgießen; ebenso wäre die allzuhäufige und oft entbehrliche Verbindung durch und, wie auf S. 4 flg., S. 6, S. 13 flg. (acht neue Sätze mit wenigen Unterbrechungen mit und begonnen), S. 44 u. a. zum Vorteil der Darstellung leicht zu beseitigen. An einzelnen Stellen ist die indirekte Rede zu ausgiebig verwandt, wie S. 39 flg., 50 flg , 65 u. a. Besonders aber verlangt die Rücksicht auf die jugendlichen Leser, daß die Erzählung „Maß für Maß", von welcher der Herausgeber selbst zugiebt, daß sie kein für Kinder geeigneter Lesestoff sei, gänzlich gestrichen wird. Ja es ist zu bedauern, daß der Übersetzer aus Pietät gegen Lamb (denn meisterhafte Charakteristik und Entwicklung der Handlung rechtfertigen doch keineswegs die Aufnahme eines solchen Stoffes) diese Erzählung beibehalten hat. Er würde, selbst ein gewandter Erzähler[1]), die Lücke leicht durch Einreihung eines der von

1) Es sei hierbei an ein früheres Werk desselben Verfassers erinnert, das unter dem Titel „Iduna, deutsche Heldensagen, dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt", im Verlage von B. G. Teubner erschienen ist und im ersten Teile die Gudrun- und Nibelungensage, im zweiten Teile die Sage von Wieland dem Schmied und Dietrich und seinen Gesellen umfaßt. In dieser Darstellung der Heldensagen hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, die altgermanischen Helden des frembartigen Gewandes zu entkleiden, in das sie die

Lamb nicht aufgenommenen Dramen haben ausfüllen können. Ebenso muß dem Übersetzer das Recht zugesprochen werden, wenn er sein Werk für die Jugend bestimmt, die Vorlage entsprechend umzugestalten. Und so bedürfen auch die Erzählungen unter Nr. 5 (Ende gut, alles gut), Nr. 18 (Perikles), auch Nr. 1 (Hamlet), in denen Lamb noch nicht genug gesäubert hat, an einzelnen Stellen der ändernden und bessernden Hand des Herausgebers. Sind diese Wünsche erfüllt, dann kann die Empfehlung des Buches eine rückhaltlose sein.

Döbeln. **C. Hentschel.**

A. Edel. Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für die Hand des Schülers als Anhang zum Lesebuch bearbeitet. Bamberg. Buchner 1890. I. Teil VIII., 104 S. gr. 8°. II. Teil XIII., 216 S.

Edel hat den bekannten und noch heute mit Recht geschätzten Versuch von Cholevius, stilistische Belehrungen in Form von Briefen an einen jungen Freund zu geben, wieder aufgenommen, aber doch nicht ganz mit dem Geschick, der ermutigenden Zuthunlichkeit und der gewinnenden Herzenswärme des alten Meisters. Wenigstens nicht in dem ersten Teile, bei dem man überhaupt über Alter und Entwickelungsstandpunkt der vorausgesetzten Schüler nicht recht klar wird. Die ersten Aufgaben und Muster würden für Quartaner, teilweise sogar für Quintaner passen und der erste Brief S. 17 ff. redet von — bewußter Anschauung, wesentlichen Eigenschaften, welche das Ding zum Dinge machen u. s. w.! Und für den Magen welcher Schüler ist, um mit einem alterfahrenen Pädagogen zu reden, das viele „etymologische Zuckerbrot" bestimmt? Nicht, daß wir jede Wort- und Namenerklärung neben der Sacherklärung für überflüssig hielten und sie auch da ignorieren wollten, wo sie als zuverlässiger Wegweiser zur Definition oder zum Verständnis des Themasatzes dienen kann. Aber wozu die Vorbesprechung eines Aufsatzes oder Aufsätzchens mit einer dafür so nebensächlichen Etymologie belasten, wie der von „sein", mit einer trotz Grimms Auktorität so zweifelhaften, wie „bauen von Baum" oder gar mit einer so falschen wie ἄνθρωπος von ἀνθέω und ὄψ, ὀπός Antlitz,[1]) wozu das Thema: Ans Vaterland, ans

Zeit des dichtenden Rittertums gehüllt hatte, die Spuren der echten Sage aufzusuchen, unverkennbare Lücken nach der nordischen Sagenfassung auszufüllen und so das Heldenideal unserer Ahnen rein und unverfälscht wiederherzustellen. Was Reck in diesen Erzählungen bietet, ist wohl geeignet, auf Phantasie und Gemüt jugendlicher Leser zu wirken, und möge als private Lektüre für Schüler mittlerer und oberer Klassen empfohlen werden.

1) Hier ist ὄψ $\sqrt{\text{Fεπ}}$ Rede, Stimme mit ὤψ ὠπός verwechselt.

teure u. s. w. mit der ganzen Bedeutungsentwickelung des völlig klaren „fest" in festhalten?[1]) Dagegen ist „Meister" in dem Sprichwort: „Wer an den Weg baut, hat viele M." gar nicht erklärt. Recht ansprechend aber ist der Brief über die Schilderung und ihren Unterschied von der Beschreibung I. 69 ff., sowie die Aufgaben für Briefe I. 98 ff. ganz dem Standpunkte der Schüler entsprechen. Fraglicher ist uns letzteres wieder bei einem feuilletonartigen Aufsatz über den Hut, einem in Brentanos Manier gehaltenen über den Haushahn und einer Autobiographie Lampes im Stile der Naturgeschichte von weiland Georg Christian Raff.

Auch in dem zweiten, offenbar für obere Klassen bestimmten Teile scheinen uns einige Aufgaben noch zu hoch zu liegen, z. B., obgleich wir solche „wortgeschichtliche" Arbeiten sehr lieben, Nr. 9, die Bedeutungen von „Natur", Nr. 10. Welche Begriffe ruhen in unseren Personen- und Familiennamen? Auch für die praktische Lebensweisheit: Wohl unglückselig ist der Mann ꝛc. sind die Anknüpfungspunkte (die gefallenen Engel, der erste Sündenfall, Turmbau zu Babel und friedlich im selben Satze — die Titanen) etwas hoch gesucht, und „das Wesen des höchsten Gottes der Germanen" wäre gerade schwer genug für eine germanistische Prüfungsarbeit. Desgleichen würden wir „die Würdigung der Erziehungsgrundsätze in Hermann und Dorothea" lieber einem der schon erzieht, übertragen, als einem der noch erzogen wird.

Aber nachdem wir jetzt eine ganze Reihe Aufsatzwerke und -Werkchen für diese Zeitschrift mit im ganzen geringem geistigem Genuß und Gewinn durchgemustert haben, freuen wir uns umsomehr, in Edels zweitem Teil verhältnismäßig viele neue gute Entwürfe und auch bei bekannteren Themen brauchbare Dispositionen, Punkte oder doch Einzelgedanken gefunden zu haben, die uns wenigstens neu waren und für jeden Lehrer der oberen Klassen, der nicht ausschließlich für litterarische Themen schwärmt, die Anschaffung lohnen. Das Buch enthält sogar drei berühmte geschichtliche Gemälde und zwei Reliefscenen vom Niederwald-Denkmal in kleinen Abbildungen, was freilich nur da praktische Bedeutung für die Anfertigung der entsprechenden Themen gewinnen könnte, wo dadurch alle oder die meisten Schüler ihre am Original oder an größeren Nachbildungen gewonnenen Anschauungen bewahren oder auffrischen könnten. Außer den ausgeführten oder doch skizzierten Arbeiten sind auch eine Reihe bloßer Themen angegeben, darunter auch die vielbeliebten drei Blicke: „Willst Du getrost durchs Leben gehn: Blick' über Dich u. s. w." Da auch Edel die Quelle der in der Schul-

1) Für das allerdings hier 5zeilige Thema 3¼ Seiten etymo- und semasiologischer Erörterungen! Das wird freilich nicht mehr wie Zuckerbrot schmecken.

welt nachgerade „geflügelt" gewordenen Worte nicht angegeben hat, so schließen wir, selbst auf die Gefahr, daß nun die Exordia cum laude auctoris kommen, mit der freundlichen Bitte an ihn oder einen kundigeren Kollegen, die Quelle in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen. Dergleichen Fragen werden oft von Nichtphilologen mit einem kaum begreiflichen Eifer behandelt und mit einer allerdings begreiflichen Vorliebe, oft aber auch in etwas vexatorischer Absicht den Philologen vorgelegt.

Boppard. **Karl Menge.**

Georg Berlit, Rudolf Hildebrand. Ein Erinnerungsbild. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik. Jahrgang 1894, Heft 12. Nebst einer Beilage zur Geschichte des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Leipzig, B. G. Teubner, 1895.

Das vorliegende Lebensbild bietet viel Neues und Fesselndes aus dem Leben und Schaffen Rudolf Hildebrands. Der Verfasser, der viele Jahre hindurch dem teuren Verstorbenen nahe stand und fast täglich mit ihm und seiner Familie verkehrte, hat durch Mitteilung aus dem Tagebuch und aus Briefen und Gesprächen Hildebrands die Persönlichkeit und Eigenart dieses tiefgrabenden und deutsch gesinnten Gelehrten vielfach in ganz neue Beleuchtung gestellt. Die umsichtige und eingehende Schilderung der Lebensmühe und Lebensfreude Hildebrands, der schlichte und innige Ton der Darstellung erfassen uns beim Lesen dieses trefflichen Aufsatzes sofort mit stillem Zauber und lassen uns nicht wieder los, bis wir auch die letzte Zeile in uns aufgenommen haben. Dann steht das Bild Hildebrands mit einer Klarheit und Deutlichkeit vor uns, mit Liebe und Wärme gezeichnet, daß wir ihn wie aufs neue lebendig geworden in uns empfinden. Der schöne Aufsatz schließt mit den Worten, die Prof. Dr. Adolf Lasson in Berlin über Rudolf Hildebrand gesprochen hat: „Auch dieser treffliche Mann ist nun dahin; wir werden nicht wieder seinesgleichen sehen. Daß er so vielen so vieles hat sein können, vermag allein mit dem Gedanken, daß wir ihn verloren haben, auszusöhnen. Ein festgegründeter Mann mit dem Herzen eines Kindes, deutsch von Gemüt, wenn irgend einer, ein Mann, in dem der Genius der deutschen Sprache Person geworden war, voll Liebe für das Geringste und voll Begeisterung für das Höchste, tiefsinnig und scharfsinnig zugleich, ein Meister geistvoller Deutung und ein Schatzhaus der umfassendsten Gelehrsamkeit: so habe ich ihn gekannt, so habe ich seine freundliche Teilnahme, seine immer bereite Güte erfahren. Es ist immer ein Glück, einen solchen Mann gekannt zu haben; es bleibt eine Bereicherung des Lebensinhaltes auch über die zeitliche Trennung hinaus."

Die Beilage teilt die im Leipziger Tageblatt vom 5. April 1865 veröffentlichte Zuschrift des Rates der Stadt Leipzig an das Stadtverordnetenkollegium mit, sowie das Gesuch der Vertreter der deutschen Philologie an deutschen Hochschulen, welches jene Zuschrift des Rates veranlaßt hatte.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gustav Krüger, Herzogl. Anhaltischer Oberschulrat, Bismarcks Mahnruf an die akademische Jugend. Rede zur Entlassung der Abiturienten des Herzoglichen Friedrichs-Gymnasiums zu Dessau bei der Feier des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers am 1. April 1895, gehalten von dem Direktor der Anstalt. Dessau, Paul Baumann, 1895. 14 S.

Die vorliegende gedankenreiche und formvollendete Entlassungsrede richtet auf Grund einer ganzen Reihe kernhafter Aussprüche Bismarcks, die Poschingers Ansprachen des Fürsten Bismarck entnommen sind, eindringliche und herzliche Mahnungen an die reifere Jugend. Ganz von selbst gestaltet sich diese Rede zu einer erhebenden Kundgebung im Dienste des Reichsgedankens und nationaler Bestrebungen. Wenn unsere Jugend mit solchen Gesinnungen erfüllt zur Universität oder ins praktische Leben entlassen wird, dann können wir getrost in die Zukunft blicken. Die treffliche Rede sei allen aufs beste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Rudolf Franz, Direktor des Realgymnasiums zu Halberstadt, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1892. II, 452 S.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen Teil, der das Wesen, die Einheit, die Gliederung der dramatischen Handlung, die Einteilung der Dramen nach der Verteilung von Spiel und Gegenspiel, und den Aufbau der Handlung bei den verschiedenen Völkern und Dichtern (Griechen, Shakespeare, die Deutschen) darlegt, und in einen besonderen Teil, der nun den Bau der hervorragendsten griechischen, englischen und deutschen Dramen im einzelnen angiebt. Gustav Freytags Technik des Dramas bildet auch hier, wie bei allen Schriften, die neuerdings den Bau der dramatischen Handlung als Gegenstand des Unterrichts behandelt haben, die Grundlage, von der der Verfasser ausgeht, und man kann dies nur loben, da gerade die Freytagsche Technik des Dramas durch ihre lichtvolle Klarheit und praktische Verwendbarkeit ein Werk von klassischer Bedeutung geworden ist, das alle anderen ähnlichen Versuche unserer Ästhetiker weit hinter sich läßt. Doch hat dabei der Verfasser ein durch-

aus selbständiges Werk geschaffen, das überall eine eigenartige Behandlung des Stoffes und eine selbständige Auffassung der einschlagenden Fragen bekundet. In vieler Beziehung bildet die vorliegende schöne Arbeit eine Ergänzung zu Unbescheids Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre, von dem Franz in der Auffassung einzelner Punkte vielfach abweicht. Wir wünschen nur, daß solche Werke, wie das vorliegende, in der Lehrerwelt die weiteste Verbreitung finden. Obwohl wir in manchen Punkten anderer Ansicht sind als Franz, können wir doch seine fleißige und in die Tiefe dringende Arbeit aufs wärmste empfehlen. Gerade die Behandlung der Dramen läßt in unseren Schulen oft viel zu wünschen übrig. Wer aber den Unterricht so anfaßt, wie Franz es hier darlegt, der wird gewiß gute Erfolge erzielen und vor allem den Blick der Schüler für das eigentlich Dramatische schärfen und das Verständnis der Dramen ganz wesentlich fördern.

Dresden. **Otto Lyon.**

Karl Kinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts; gesammelt, litterargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1894. 250 S.

In einer vorzüglichen Auswahl giebt hier Kinzel eine Sammlung der wichtigsten, für die Behandlung in der Schule geeigneten Gedichte der letzten hundert Jahre. Besonders reich bedacht sind Chamisso, Eichendorff, Platen, Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert, Uhland, Heine, Freiligrath und Geibel. Von lebenden Dichtern sind nur Martin Greif und Klaus Groth vertreten; hier wäre eine Erweiterung erwünscht. Die mit sorgfältiger Erwägung aller einschlagenden Umstände und mit feinem Geschmack abgefaßte Sammlung, die bei geringem Umfange doch nichts Wesentliches vermissen läßt, verdient die beste Empfehlung und weite Verbreitung. Knappe Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten geben das Wichtigste aus dem Leben der Dichter.

Dresden. **Otto Lyon.**

Rudolf Franz und Karl Lindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrissen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. Berlin, Grote, 1894. X, 402 S.

Das vorliegende Buch ist eigentlich eine knappe, aber alle wichtigen und eigenartigen Erscheinungen besprechende Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die mit reichen Proben ausgestattet ist. Ein Buch, das in ähnlicher Ausdehnung die neuere Dichtung für die Schule behandelt, ist sonst nicht vorhanden. Freilich ist dabei manches mit aufgenommen, das bei einer neuen Auflage getilgt werden müßte. Dichter

wie Oskar von Redwitz und Rudolf von Gottschall können der Jugend nicht als lyrische Muster dienen. Auch von Julius Wolff und Baumbach kann getrost das Meiste gestrichen werden. Und so hätten wir nach dieser Richtung hin noch manchen Wunsch. Aber auf der andern Seite muß um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, daß es wünschenswert ist, unserer Jugend engere Fühlung mit der gegenwärtigen Dichtung zu geben, als bisher geschehen ist. Und eine Arbeit wie die vorliegende, wenn sie auch im einzelnen noch der Sichtung bedarf, ist mit um so größerer Anerkennung zu begrüßen, je schwieriger es ist, auf diesem Gebiete eine sichere Richtschnur zu schaffen. Im ganzen muß der Versuch, die neueste Dichtung in größerem Umfange als bisher für die Schule zu erobern, der hier mit großem Fleiße und umfassender Sachkenntnis gemacht worden ist, als wohlgelungen bezeichnet werden. Wenn auch nicht daran zu denken ist, alle die hier aufgenommenen Dichtungen oder auch nur den größten Teil derselben im Unterrichte zu besprechen, so kann doch das Buch für die Privatlektüre der Schüler, der es in erster Linie dienen will, aufs beste empfohlen werden. Es ist zu wünschen, daß den Schülern der Prima eine derartige Gedichtsammlung in die Hand gegeben werde.

Dresden. **Otto Lyon.**

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. X, 252 S. Pr. geb. Mk. 2,40.

Die vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins; sie wurde als die beste der eingegangenen Arbeiten zwar nicht mit dem Preise gekrönt, aber doch durch eine Gabe von 600 Mk. ausgezeichnet. Die Fehler, welche der Darstellung ursprünglich anhafteten, hat der Verfasser durch mannigfache Umgestaltung nach Kräften beseitigt und die Schrift nun in der vorliegenden umgearbeiteten Gestalt in Druck gegeben. Vor allen Dingen ist die Wärme zu loben, mit der der Gegenstand behandelt ist, sowie die lesbare und gewandte Darstellung, durch die dem spröden Stoffe alles Trockene und Statistische vollständig genommen ist. Auf Grund der besten sprachwissenschaftlichen Litteratur und guter Kenntnis der Quellen hat der Verfasser ein lebendiges Bild von dem Werden und Wesen unserer Muttersprache entworfen, in dem besonders der Wortschatz und die Wortbedeutung mit Liebe und Sorgfalt gekennzeichnet ist. Das Buch sei allen Freunden unserer Sprache dringend empfohlen, namentlich wird es auch in den Händen unserer Jugend reichen Segen stiften. Zur Belebung des deutschen Unterrichts bietet es reichen und willkommenen Stoff. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

In kurzer Zeit hat unsere Zeitschrift zwei treue Mitarbeiter durch den Tod verloren. Am 24. Februar starb an den Folgen der Influenza Herr Gymnasialoberlehrer Dr. C. J. Krumbach in Wurzen; er hat sich namentlich durch Arbeiten aus der Praxis des deutschen Unterrichts in den Unterklassen ein litterarisches Verdienst erworben und war nach dieser Richtung hin unausgesetzt für unsere Zeitschrift thätig. Am 26. März starb infolge Herzschlages Herr Konrektor Professor Harich in Dresden, der unserer Zeitschrift ein treuer Freund und Förderer war und namentlich Recensionen über sprachwissenschaftliche Werke für unser Blatt schrieb. Beiden treuverdienten Männern rufen wir innigen Dank in die Ewigkeit nach; ihr Andenken wird von uns allezeit in Ehren gehalten werden.

— Unter der Überschrift: „Eine neue Gymnasialpädagogik" giebt Friedrich Paulsen in der Sonntagsbeilage Nr. 48 zur Vossischen Zeitung vom 2. Dezember 1894 eine höchst bemerkenswerte Besprechung des ersten Teiles des von A. Baumeister herausgegebenen Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Er giebt darin seiner Freude über die im ganzen vortreffliche Leistung Ausdruck und nimmt namentlich aus dem Umstande, daß Oskar Jäger und Münch sich unter den Mitarbeitern befinden, die große Zuversicht, daß seine Wünsche nach einer lebensvollen Ausgestaltung der Didaktik und Methodik in diesem Werke in Erfüllung gehen werden, worin wir ihm vollständig beipflichten. Wir heben aus Paulsens Besprechung folgende Stelle hervor:

„In einer längeren Einleitung legt zunächst der Herausgeber die Stellung dar, die er zu den Fragen des höheren Unterrichtswesens, wie sie die Gegenwart bewegen, einnimmt. Hier tritt nun sogleich eines hervor: sein Standpunkt ist nicht der der alten engherzigen und beengenden orthodoxen Gymnasialpädagogik, wie sie auf diesem Gebiet so lange herrschend gewesen ist; er stellt sich auf den Boden der Gegenwart und betrachtet das Gymnasium als ein geschichtliches und eben darum veränderliches Institut, das nicht eine absolut beste Bildung, sondern eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene und mit diesen sich wandelnde Bildung zu vermitteln hat. Dabei weiß er, daß die Schule nicht der Zeit vorangeht, sondern ihr nachfolgt; es können in ihr nie die allermodernsten Richtungen und Tendenzen herrschen, aber anderseits verfällt sie in Stagnation und Mißachtung, wenn sie allzuweit hinter der Zeit zurückbleibt. Er macht kein Hehl aus seiner Ansicht, daß das Gymnasium im Laufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diesem Fehler verfallen war und daß daher die öffentliche Unzufriedenheit stammte, die sich in so vielen Klagen kundgab. Vor allem in einem Stück: der Unterricht in den alten Sprachen war auf das Lateinschreiben zugeschnitten; daran hing der ganze formalistische Betrieb, das Grammatikreiten und Phrasenlernen und die Extemporalienängste durch alle Klassen. War das Lateinschreiben ein veraltetes Unterrichtsziel schon als es in den zwanziger und dreißiger Jahren unter dem Druck des philologischen Schulregiments Johannes Schulzes wiederhergestellt wurde, so war es vollends unerträglich geworden, da an ihm der pedantische Eigensinn der Schulpotentaten bis auf die jüngste Vergangenheit festhielt. Schraders offiziöse Gymnasialpädagogik mit ihrem harten Festhalten an Schulleistungen, die nirgends auf der Welt Geltung und Bedeutung hatten, als vor dem Schulrat am Tage des Abiturientenexamens, Ecksteins Geschrei von dem lateinischen Aufsatz, mit dem das humanistische Gymnasium stehe und falle, das sind die Dinge, die

das Gymnasium bei der öffentlichen Meinung in Mißachtung brachten. Und der ihnen entsprechende Schulbetrieb nahm den Lehrern und Schülern Lust und Freudigkeit. Nicht als ob es an sich ein freudloses Geschäft wäre, lateinische Verse und Aufsätze zu machen: so lange die Sache gilt, nicht bloß in der Schule, sondern in der Welt draußen, mindestens aber auf der Universität, so lange haben auch Lehrer und Schüler an dem Wachstum einer solchen Fertigkeit Freude. Das Absurde war, eine überall aufgegebene Sache durch Schulordnungen festzuhalten. Und es wird eine gute Weile dauern, ehe die Philologen das Gedächtnis dieser ihrer Mißregierung, der erst durch das unvermutete Dazwischentreten des Kaisers (auf der Schulkonferenz von 1890) ein Ende gemacht werden mußte, ausgewetzt haben werden. Lichtenberg macht einmal die Bemerkung: „Daß man so viel wider die Religion und Bibel schreibt, geschieht mehr aus Haß gegen eine gewisse Klasse von Menschen. Wenn die Philologen anfangen sollten zu herrschen, so könnte leicht den alten Klassikern Homer, Virgil, Horaz eine ähnliche Ehre widerfahren. Wir dürfen nur einmal einen philologischen Papst bekommen.“ Es ist wohl selten einmal eine Prophezeiung genauer eingetroffen. Das philologische Papsttum der Schulze, Schrader, Eckstein, das hat den Haß erregt. Daß dies Papsttum jetzt gestürzt ist, das ist doch das wesentlich Neue der Situation seit 1891. Aus dieser neuen Situation heraus ist nun auch dies Unternehmen geboren. Das Altertum, sagt Baumeister, ist eine variable Größe, sie ist abhängig von der Entfernung des Betrachters. Und er verhehlt sich nicht, daß unsere Entfernung von ihm im Zunehmen begriffen ist, sehr sichtbar seit 1870; er weist dafür auch auf die überall sich ankündigende Geschmackswandlung hin, den sogenannten Realismus oder Naturalismus, der sich zunächst als Empörung gegen den klassizistischen Geschmack geltend macht. Ich zweifle nicht daran, daß die Zeit der absoluten Schätzung des klassischen Altertums, seiner Kunst und Poesie, seiner Beredsamkeit und Geschichtsschreibung vorüber ist; und ich gestehe, daß ich hierin noch etwas weiter gehe als Baumeister. Vielleicht kommt einmal wieder eine rückläufige Bewegung, wir wissen zu viel von der Vergangenheit, als daß wir noch an die Ewigkeit von Geschmacksurteilen glauben könnten. Indessen vorläufig ist der Abstand vom Altertum im Zunehmen, und gerade die Empfindung, daß die alten Klassiker nun genug und übergenug gepriesen seien, daß nicht selten auch der Preis ein bloß konventioneller und innerlich unwahrer war, hat dazu beigetragen, sie uns zu entfremden. Übrigens steht die Wandlung im Geschmack, auch darauf weist Baumeister hin, mit Wandlungen im Leben der Gesellschaft in innerem Zusammenhang. Daß die Massen zum Selbstbewußtsein erwacht sind, daß sie wieder teilhaben wollen an dem geistigen Leben des Volks, von dem sie durch die mit dem 16. Jahrhundert angehende Geschichtsepoche mehr und mehr ausgeschlossen wurden, das giebt doch unserer Zeit eigentlich die Signatur. Hat nun zu jener Ausschließung neben höfischer Politik und neben sozialaristokratischer Gesellschaftsverfassung, neben römischem Recht und gelehrter Theologie auch die klassische Schulbildung und Gelehrsamkeit mitgewirkt, so wird jeder Fortschritt in der Vereinheitlichung der Volksbildung jene Dinge zurückdrängen. Die klassische Bildung ist von den Tagen der ersten Humanisten an exklusiv und aristokratisch, die Verachtung des profanum vulgus gehörte zum Standescharakter der Poeten und Oratoren der Renaissance; wozu doch auch stimmt, daß die ganze antike Kunst aristokratisch war, wenigstens insofern, als sie überall die Sklaverei zur Voraussetzung hatte. Die Folge liegt auf der Hand: die klassische Bildung, die drei Jahrhunderte lang die Grundlage der Bildung der gelehrten Berufe war und als solche dazu beitrug, diese Berufe dem Volksleben zu entfremden, kann

nicht die Grundlage der im Werden begriffenen einheitlichen deutschen Volksbildung sein. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat sich eine allmähliche Wandlung in diesem Sinne vollzogen: die Bildung der Massen hat sich durch den Einfluß der mächtig aufsteigenden Volksschule sehr gehoben; die Gelehrtenschule hat unter manchen Hemmnissen und Rückschlägen dem nationalen und dem realistischen, der Gegenwart zugewendeten Element mehr und mehr eingeräumt. Das Ziel wird sein die fortschreitende Vereinheitlichung der Volks- und der Gelehrtenbildung in der Grundlage, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen für jeden, dem die Entfremdung zwischen dem Volk und seinen geistigen Führern das Erbübel der modernen Kultur dünkt. Die Verarmung des Volkslebens und die Unkraft der gelehrten Bildung sind ihre Folgen. Dabei bleibt, und hierin stimme ich wieder mit Baumeister durchaus überein, die Notwendigkeit bestehen, daß die Beziehung zum Altertum, das nun einmal der Ausgangspunkt unseres geschichtlichen Lebens ist, im Bewußtsein der Führer unseres Volks lebendig erhalten wird. Wir würden die Brücke zu unserer eigenen Vergangenheit abbrechen, wenn wir die alten Sprachen in der Schule überhaupt abschafften. Es kann sich nur darum handeln, Form und Maß des Unterrichts den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart anzupassen. Daß die Erlernung des Lateinischen und Griechischen nicht allen, die nach höherer Bildung streben, nicht einmal allen, die wissenschaftliche Studien machen wollen, auferlegt zu werden braucht, darüber herrscht nachgerade Einverständnis. Wesentliche Voraussetzung wird sie nur für diejenigen sein, deren wissenschaftliches Studium vorzugsweise der geschichtlichen Seite zugewendet ist. Für die technischen und die naturwissenschaftlich-mathematischen Studien, und hier gliedert sich augenscheinlich auch die Medizin an, ist ihr Gebrauchswert sehr viel geringer, und die Rede von der formalen Bildung und der humanen Bildung wird hoffentlich mit dem 19. Jahrhundert, in dem sie aufgekommen ist, aus dem Apparat der Gymnasialpädagogik auch wieder verschwinden. Nur einige Kenntnis des Lateinischen bildet zur Zeit noch eine nicht zu entbehrende Ausstattung für alle, die auf die Universität ziehen. Damit wäre also das Realgymnasium als eine zur Zeit nicht entbehrliche Mittelform gefordert. Auch hierüber finde ich mich mit den beiden Verfassern, die in vorliegendem Band zu Wort gekommen sind, in voller Übereinstimmung."

— Namens des Deutschbundes, der es sich zur Aufgabe macht, das Gefühl der deutschen Volksgemeinsamkeit zu beleben, veröffentlicht der Bundeswart Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau, ein Preisausschreiben auf eine Geschichte des deutschen Volkes, welche — ohne irgendwie mit Thatsachen und Persönlichkeiten gewaltsam zu verfahren — das Volk selbst und zwar das ganze deutsche Volk als den Träger seiner Geschichte darstellen soll. Die Selbstverantwortlichkeit des Volkes und die Kraft seines Gemeinsamkeits-Dranges würden die beiden leitenden Gesichtspunkte sein, durch welche der Deutschbund dem künftigen Geschichtswerke den Wert eines Erziehungsbuches ersten Ranges für unser gesamtes Volk zu geben wünscht. Zum Wettbewerbe werden nur Männer und Frauen zweifellos deutscher Herkunft, diese aber ohne Ansehen ihrer Staatszugehörigkeit zugelassen, Juden und Personen jüdischer Herkunft dagegen ausgeschlossen. Um den Müheaufwand für den Wettbewerb soweit zu verringern, wie es sich ohne Schaden für die Sicherheit des Urteils thun läßt, fordert der Bund nicht die ganze Geschichte auf einmal, sondern wählt zwei Abschnitte zur Probebearbeitung aus. Die beiden Abschnitte sollen sein: a) Die Zeit der Hansablüte und der ostdeutschen Kolonisation; b) das Zeitalter Friedrichs des Großen, abschließend

mit Jena. Das ganze Werk soll einen starken Band von 900 bis 1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überschreiten; die beiden Probeabschnitte sind also im richtigen Verhältnisse zu diesem Gesamtumfange anzulegen. Die Einlieferung der Probeabschnitte soll bis zu Bismarcks Geburtstag 1896 an den Bundeswart (Berlin SW., Zimmerstr. 7 I) erfolgen. Die Prüfung und Entscheidung übernimmt unter Leitung des Bundeswarts eine zu diesem Zwecke eingesetzte Arbeitskammer des Bundes. Wird eine Arbeit in beiden Probeabschnitten brauchbar befunden, so erhält der Verfasser spätestens am 1. Juli 1896 den ersten Teilpreis von 1000 Mark vom Bundeswart ausgezahlt. Darnach erhält er den Auftrag zur Vollendung des Werkes, wozu möglichst nicht über zwei weitere Jahre vereinbart werden. Nach Ablieferung des Werkes und wenn es den gehegten Erwartungen entspricht, erhält der Verfasser den zweiten Teilpreis von 2000 Mark und zugleich einen Gewinnanteil an dem Vertrieb des Werkes von der zweiten Auflage an. — Genauere und bindende Aufklärung über Zweck und Bedingungen des Preisausschreibens sowie auch nähere Nachweise über die Gesinnung und Ziele des Deutschbundes erhalten etwaige Bewerber auf schriftliche Anfragen bei dem zweiten Schriftwart des Deutschbundes, Herrn Karl Techentin, Berlin SW., Zimmerstr. 7 II.

— Zur Geschichte des sächsischen Schulwesens. Herzog Georg zu Sachsen reskribierte unterm 20. März 1503 an den Rat zu Großenhain (K. S. Hauptstaatsarchiv: Kopial 108, 207b — Registratur —), er habe beschlossen, fernerhin keinen Prediger noch Schulmeister in seinen Städten anzustellen, es sei denn, daß dieselben zuvor Leipziger Magister geworden wären. Thdr. Distel-Dresden.

Zeitschriften.

Von der „Deutschen Dramaturgie", Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur (Leipzig, O. Schmidt) ist soeben das vierte Heft (Januar 1895) ausgegeben worden. Die Gründung eines neuen Blattes wird immer der Skepsis begegnen. Nicht nur der Büchermarkt, sondern auch der der Zeitschriften ist überflutet. Diese Zeitschrift ist aber in der That einem Bedürfnis aller derjenigen entsprungen, denen das Aufblühen der dramatischen Kunst und die Ausrottung gewisser Theaterzustände als eine ernste und heilige Angelegenheit längst am Herzen liegt. Entweder nämlich der Niedergang unsrer deutschen Bühne schreitet unaufhaltsam vorwärts oder die Wohlgesinnten schließen sich fest zusammen, um der herrschenden Geschmacksverwilderung nachdrucksvoll entgegen zu treten. Wir dürfen zur Ehre unsrer Nation annehmen, daß die Zahl der Kunstverständigen noch groß genug ist, daß ein Unternehmen wie das obengenannte thatkräftig gefördert und unterstützt werden kann. Wie manche vorzügliche dramatische Kraft muß verkümmern, weil sie verschmäht, den niedrigsten Trieben der Menschennatur Rechnung zu tragen, und Schillers Mahnruf an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" getreu bleibt. Es ist Sache der besseren Elemente unseres Volkes hierin durch Ablehnung der elenden, sittenlosen Bühnenstücke Wandel zu schaffen. Es ist aber auch Sache der anständigen und gediegenen Presse, eine Zeitschrift, welche die Veredlung unserer Theaterzustände zu ihrem Programm erhoben hat, wirksam fördern zu helfen. Die bisher erschienenen Hefte beseitigen jeden Zweifel an der Leistungsfähigkeit dieses jungen Unternehmens. Unsere besten litterarischen Kräfte, Dichter, Ästhetiker und Kritiker, haben sich zur gemeinsamen Arbeit vereinigt und verbürgen beste Erfolge.

Inhalt der Hefte des I. Quartals: Heft I (Oktober 1894). Zum Geleit. — Über die moderne Bühne und die Dramatiker der Gegenwart. Dr. Georg Köberle. — Über den Stil der Bühne. I. Max Martersteig. — Alte und „moderne" Dramaturgie. I. Wolfg. Kirchbach. — Kunst und Routine I. Dr. Veit Valentin. — Theaterberichte. Berlin (Heinr. Hart). Wien (Dr. Alexander v. Weilen). München (Dr. Bormann). Dresden (Dr. Leonh. Lier). Leipzig (Dr. P. Kühn). Karlsruhe (Dr. G. Stommel). Straßburg (Prof. Dr. O. Brandl). Kopenhagen. — Bibliographisch-kritischer Teil: „Cabotins" (A. v. Weilen). (Prof. Dr. Berth. Litzmann). Das deutsche Drama in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. – Zeitschriftenschau. — Mitteilungen der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft. — Eingänge. — Notizen ꝛc.

Heft II (November 1894). Alte und „moderne" Dramaturgie. II. Wolfg. Kirchbach. — Zum Jubiläum des Hans Sachs. Dr. Leonh. Lier. — Theaterberichte: Berlin (Heinrich Hart). Wien (Dr. A. v. Weilen). München (Dr. Bormann). Dresden (Dr. Leonh. Lier). Breslau (Prof. Dr. Max Koch). Karlsruhe (Dr. G. Stommel). Weimar (Dr. O. Franke). Rundschau: Das Königl. Theater in Wiesbaden. Bibliographisch-kritischer Teil: Rudolf Lothar. Cäsar Borgias Ende (Dr. Welcker). Der Heiland aus den Bergen (Dr. Max Zerbst). Pfarrer Lepsius, Ahasver, der ewige Jude (Dr. Herm. Schreyer). Zeitschriftenschau. — Eingänge. — Notizen. — Deutsche Post.

Heft III (Dezember 1894). Über den Stil der Bühne II. Die Sprache. Max Martersteig. — Kunst und Routine II. Prof. Dr. V. Valentin. — Ein traditioneller Strich in Goethes „Egmont". Dr. Kilian. — Ein falscher Wegweiser. Dr. Walter Bormann. — Theaterberichte: Berlin (Heinr. Hart). Wien (Dr. A. v. Weiden). München (Dr. Bormann). Dresden (Dr. Leonh. Lier). Karlsruhe (Dr. Stommel). Weimar (Dr. O. Franke.) Bibliographisch-kritischer Teil. — Rundschau. – Zeitschriftenschau. — Theaterchronik. — Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft. — Eingänge. — Deutsche Post.

Inhalt der Hefte des II. Quartals. — Viertes Heft. Inhalt: Ein falscher Wegweiser, Fortsetzung. Von Dr. W. Bormann. (Der Verf. übt besonnene Kritik an der dramatischen Muse Ibsens. Ohne dessen künstlerische Genialität zu verkennen, weist er doch die Mängel in der Exposition, in der Katastrophe und in der Charakterzeichnung in scharfsinniger Weise nach. Die einseitige Bewunderung Reichs und Bergs, des letzteren in seiner Schrift: Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Litteratur, erfährt hierdurch wesentliche Einschränkung.) — Zwei Dramen. Von Julius Duboc. (Der Aufsatz enthält eine eingehende Besprechung von Gjellerups Wuthorn.) — Theaterberichte. (Sie geben eine Fülle anregenden Materials, besonders die aus der Feder Paul Kühns-Leipzig, Max Kochs-Breslau, und Veit Valentins-Frankfurt a. M.). — Bibliographisch-kritischer Teil: (Voranzeige von Schreyers Schauspiel: William Shakespeare. — Beatus Rhenanus' Reimspiel „Meister Martin und seine Gesellen". Von Adolf Voigt-Leipzig. (Wer E. Th. A. Hoffmanns Novellen, Den Artushof, Die Bergwerke zu Falun, Den Kampf der Sänger, Doge und Dogaressa u. a kennt, weiß auch, wie wenig dramatisches Leben, das kaum für einen Operntext ausreichen dürfte, denselben innewohnt). Rundschau. — Zeitschriftenschau. — Theater. — Chronik. — Löwenrachen. – Allgemeine Deutsche Bühnengesellschaft. — Notizen. **Hermann Unbescheid.**

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 2. Februar: Wilhem Scherer, Kleine Schriften. 1. Band herausgegeben von K. Burdach. 2. Band, herausgegeben von Erich Schmidt, besprochen

von O. Behaghel. (Die vorliegende Auswahl, die wir der hingebenden Sorgfalt von Burdach und Erich Schmidt verdanken, ist nur freudig zu begrüßen und warm zu empfehlen.) — Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Band, 1. Teil, besprochen von Friedr. Kauffmann. — Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. I. Die historien von dem ritter Beringer, besprochen von Jean Loubier.

— N. 3. März: Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894, besprochen von G. Ehrismann. (Es ist ein reicher Inhalt, der in dieser Festschrift dargeboten wird, und beweist, daß die Anregung, die von der sittlich erhebenden Macht der Persönlichkeit Rudolf Hildebrands, von seinem tiefen und unendlich reichen Gemüte ausgegangen, vielfältig Frucht getragen hat.) — G. Rosenhagen, Daniel von dem blühenden Tal, ein Artusroman von dem Stricker, besprochen von G. Ehrismann. — Hans Hoffmann, Ein Nachahmer Hermanns von Sachsenheim, besprochen von H. Wunderlich. — Hewett, Goethes Hermann und Dorothea; Breul, Schillers Wilhelm Tell; Breul, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, besprochen von J. Collin. (Durchaus empfehlenswert. Collin macht eine ganz vortreffliche Bemerkung bei der Besprechung der von Hewett besorgten Ausgabe: „Die erklärenden Anmerkungen werden im allgemeinen überhaupt zu einseitig philologisch gemacht ... Ein Kunstwerk ist doch vor allem da, um ästhetisch genossen zu werden ... Die nur philologische Behandlung schadet der von dem Dichter doch vor allem gewünschten Wirkung. Es wäre verhängnisvoll, wenn unsere nationale klassische Litteratur zeitweilig in solchen Mißkredit käme, wie das eben mit dem klassischen Altertum der Fall ist. B. Hehns geistreiche Art könnte hier in vielem anregend wirken".)

— Nr. 4. April: Friedrich Lorentz, Über das schwache Präteritum des Germanischen und verwandte Bildungen der Schwestersprachen von Friedr. Kauffmann. — Hugo Falkenheim, Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode, besprochen von Albert Leitzmann. — Joh. Siebert, Tannhäuser, Inhalt und Form seiner Gedichte, besprochen von Albert Leitzmann. (Eine für eine Erstlingsarbeit vorzügliche Untersuchung.) — Otto Flohr, Geschichte des Knittelverses, vom 17. Jahrhundert bis zur Jugend Goethes, besprochen von A. Leitzmann. (Die Abhandlung ist umsichtig und klar angelegt, universeller Blick und Sinn für geschmackvolle Form zeichnen sie aus.) — Fritz Tyrol, Lessings sprachliche Form seiner Jugenddramen, besprochen von A. Leitzmann. — Bernhard Steiner, Ludwig Tieck und die Volksbücher, besprochen von A. Leitzmann. (Ein häßlicher Flecken auf dem Stil des hübschen Buches ist eine sprachliche Marotte des Verfassers: er hat einen unbegreiflichen Horror vor dem s der Kompositionsfuge bei femininem ersten Bestandteil; daher schreibt er: Meinungäußerung, Unterhaltunglitteratur, Einbildungkraft, bedeutungvoll, oder hilft sich durch unerhörte Worte, wie: Hilfebüchlein, Geschichteforschung ꝛc.) — Arnold Genthe, Deutsches Slang, besprochen von O. Behaghel. (Ein nach Absicht und Ausführung erfreuliches Büchlein.) — A. Schlessing, Deutscher Wortschatz, besprochen von O. Behaghel.

Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 4: Th. v. Grienberger, Die Merseburger Zaubersprüche. — P. Hagen, Zum Erec. — K. Schenk, Der Verfasser der dem Kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen Lieder. — Damköhler und Creizenach, Zu den Lutherana. — Pawel, Boies ungedruckter Briefwechsel mit Gleim (Schluß). — O. Mensing, Nd. dede = nhd. thät im

Bedingungssatze. — Böttticher und Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur; Kinzel, Gedichte des 19. Jahrhunderts; Koch, Geschichte der deutschen Litteratur; Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen, besprochen von O. Mensing. — R. Sprenger, Zum Redentiner Osterspiel. — O. Behaghel, Allitterierende Doppelkonsonanz im Heliand. — O. Brenner, Schwebende Betonung. — A. Leitzmann, Zu Boies Briefen.

Euphorion II, 1: Brunner, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule. — Hauffen, Das Volkslied von den zwei Gespielen. — Szamatólski, Faust in Erfurt; Beilage: Hogels Erzählung. — Rubensohn, Der junge Opitz; 1. Asterie. Liebes- und Dichterleben in Görlitz. — Valentin, Goethes erste Walpurgisnacht und ihre Paralipomena. — Schmidt, Schwäbisches (Schubart; Franziska von Hohenheim; Schiller; Uhland). — R. M. Meyer, Zu Goethes Gespräch über deutsche Litteratur.

Euphorion II, 2: P. Bahlmann, Das Drama der Jesuiten. Eine theatergeschichtliche Skizze. — P. Stötzner, Ein geschriebenes Liederbuch des 16. Jahrhunderts. — B. Seuffert, Zwei Briefe Johann Arnold Eberts. Zum 19. März 1895. — R. Steig, Über den Göttingischen Musenalmanach für das Jahr 1803. — O. Harnack, Zu Goethes Löwenstuhl. — C. A. H. Burkhardt, Ernst Ludwig Große. Anhang: Großes Selbstbiographie. — Miscellen: Erich Schmidt, Daveson und Lessing. Derſ., Die erste Nathanaufführung. A. Metz, Die fünf Goethe-Briefe an Salzmann aus der Straßburger Zeit. R. Schlößer, Zu Gonés „Masuren". H. Düntzer, Goethe, ein großer Nehmer. B. Schulze, Zu Heinrich von Kleists Briefen. F. Poppenberg, Zacharias Werner als Erzieher. L. Neubaur, Die Quelle von Rückerts Chidher.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 39, 1 u. 2: Hildebrand, Spervogel. — Wallner, Milstätter Sündenklage 432. — Martin, Die Heimat der altdeutschen Gespräche. — Much, Germanische Völkernamen. — Holthausen, Zur altsächsischen Genesis. — Jellinek, Otfrid I, 4, 3 flg. — Schönbach, Otfridstudien II (Fortsetzung und Schluß). — Jellinek, Zur Lehre von den langen Endsilben. — Derſ., Altsächsische Genesis von 322 — 324. — Uhl, Muskatblüt. — von Grienberger, Ermanarichs Völker. — Wallner, Walther 23, 31. — Schulte, Die Standesverhältnisse der Minnesänger. — Schröder, Aus einer unbekannten Reimbibel.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins: X. Jahrgang Nr. 4 (1. April 1895): Max Jähns, Dem Fürsten Bismarck als dem Meister der deutschen Sprache (Gedicht). — Ernennung Bismarcks zum Ehrenmitgliede des allgemeinen deutschen Sprachvereins, unterzeichnet vom Gesamtvorstande. — Paul Pietsch, Über die Berechtigung und Verpflichtung des allgemeinen deutschen Sprachvereins, den Fürsten Bismarck zu ehren. — Hugo Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Ansprachen des Fürsten Bismarck. — Otto Lyon, Fürst Bismarck und das Fremdwort. — Hermann Wunderlich, Der Abgeordnete von Bismarck als Redner. — Theodor Matthias, Zeugnisse der Reden Bismarcks zu einigen vielerörterten Fragen der deutschen Satzlehre.

—— Nr. 5: K. Bruns, Gerichtsdeutsch und Ähnliches (Schluß). — Wülfing, Ölgötze, Ölkopf.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 6, 6 u. 7 (März und April): Albert Harnisch, Bericht über eine Studienreise nach Paris. — E. G. O. Müller, Die fundamentale Bedeutung der Zeichnung für den naturwissen-

schaftlichen Unterricht. — A. Gille, Der Lehrplan der Realschule im Lichte der Konzentration.

Neue Bahnen VI, Nr. 2: Otto Schulze, Zur Lesebuchfrage. — Horn, Das Examen. — Nr. 4 u. 5: Otto Schulze, Gedanken zur Reform des Unterrichts in der deutschen Sprache. — W. Rübenkamp, Präparation und Lehrstunde.

Das Kunstgewerbe, halbmonatliche Rundschau, unter Mitwirkung des Begründers Ferdinand Avenaris herausgegeben von Paul Schumann, V, Nr. 7 u. 8 (Brinckmann-Nummer): Paul Schumann, Justus Brinckmann. — Bode, Justus Brinckmanns Wirksamkeit. — E. v. Ubisch, Der Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. — Alexander Schnütgen, Bischöfliche Agraffe in Flachrelief-Schmelz. — Elisabeth Hofmann, Ein Handbuch der Spitzenkunde. — O. Schwindrazheim, Die Hamburgensiensammlung des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe. — Alfred Lichtwark, Kunst und Gewerbe. — W. v. Seidlitz, Die Schreibung der japanischen Namen. — Friedrich Deneken, Ein Porzellangeschirr mit Lustspielszenen. — E. v. Abisch, J. Brinckmann über die Auktion Spitzer.

Leipziger Lehrerzeitung II, Nr. 24: Dr. Sachse, Zum Aufsatz in der Volksschule Nr. III. — Nr. 25: A. Wünsche, Der Volksschullehrer im modernen Romane. — Nr. 26: Emil Martin, Zur weiteren Ausgestaltung der Normalwörtermethode. — Nr. 29 u. 30: Pfütze, Pestalozzi und einige pädagogische Grenzbestimmungen. — A. B., Erziehung zur Anhänglichkeit an die Schule.

Die Penaten III, 1: Karl Bienenstein, Heinrich von Reder.

Der Kunstwart VIII, 6: Chth., Nietzsche und seine Bedeutung. — 9. u. 10: Fr. Carstanjen, Die neue Ästhetik. — 11: Alfred Lichtwark, Neuer Wein und alte Schläuche. — 14 u. 15: Adolf Bartels, Geschichtliche Stoffe.

Schleswiger Nachrichten 1894, Nr. 281—291: Alfred Biese, Über Lyrik und neuere deutsche Lyriker.

Blätter für Pommersche Volkskunde III, 7 u. 8: A. Brunk, Durch Haus und Hof, Feld und Wald Pommersche Volksrätsel. — E. Manzeck, Der Feuerkönig im Ahlbecker See. — A. Knoop, Jiggeljaggel und der pommersche Hackelberg. — A. Archut, Aberglaube und Brauch aus den Kreisen Bütow und Lauenburg. — A. Haas, Handwerker-Ansprachen.

Zeitschrift für deutsche Philologie 28, S. 17 flg.: A. Schmidt, Mitteilungen aus deutschen Handschriften der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt. I. Dietrich von Plieningens Senecaübersetzungen.

Neu erschienene Bücher.

Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Göschen 1895. Sammlung Göschen.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Markscheidekunst und im Knappschaftswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter, bearbeitet vom Zweigverein des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Freiberg unter Vorsitz des Herrn Prof. Dr. M. Rachel. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1895.

Die Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin im Jahre 1893 und im Jahre 1894. Bericht des Vorsitzenden zur 17. und 18. Stiftungsfeier der Gesellschaft am 4. Januar 1894 und am 5. Januar 1895.

W. H. Riehl, Land und Leute. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Cotta Nachfolger 1895. 176 S. Pr. geb. M. 1,20.

Paul Th. Hermann, Diktatstoffe. Im Anschlusse an die einzelnen Unterrichtsfächer als Sprachganze bearbeitet. Leipzig, Ernst Wunderlich 1895. 162 S. Pr. M. 1,60, geb. M. 2.

August Brunner, Litteraturkunde und Litteraturgeschichte in der Schule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Litteraturgeschichte „Euphorion" 1895, Heft 1. Bamberg, Buchner 1895. 28 S.

Th. Fr. Kretzschmar, Die Einheitlichkeit des Unterrichts im Schulorganismus. Mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Schulgesetzgebung dargestellt. Berlin, M. Driesner. 132 S. Pr. M. 2,50.

Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen. 5. Band. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von O. Frick und H. Gaudig. 4. Abteilung: H. v. Kleist Shakespeare. Sophokles. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann 1895. 1. Lieferung. 64 S. (Lieferung 66.) Preis der Lieferung M. 0,50.

Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 1. Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, Göschen 1895. 454 S.

Freytags Schulausgaben:

Karl Hachez, Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 2 Bändchen. 170 S. u. 168 S Preis des Bändchens M. 0,80.

Friedrich Bachmann, Uhlands Gedichte. 126 S. Pr. geb. M. 0,70.

Richard Eickhoff, Uhland, Ernst, Herzog v. Schwaben. 112 S. Pr. geb. M. 0,60.

O. H. Stoklaska, Schiller, Don Carlos. 228 S. Pr. geb. M. 0,90.

Edmund Aelschker, Schiller, Maria Stuart. Pr. geb. M. 0,80.

Martin Manlik, Lessing, Miß Sara Sampson. Pr. geb. M. 0,60.

Edmund Aelschker, Lessing, Minna von Barnhelm. Pr. geb. M. 0,70.

August Sauer, Goethe, Götz von Berlichingen. Pr. geb. M. 0,90.

Leipzig, Verlag von G. Freytag 1895.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar:

XXI. J. Dahmen, Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895. 174 S.

W. Strehl, Der deutsche Aufsatz für die Mittelstufe höherer Schulen. Berlin, G. Grote 1895. 136 S.

J. Wychgram, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. 5.—12. Lieferung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing 1895.

Friedrich Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. 3. Auflage. Lieferung 1—7. Karlsruhe, J. Langs Verlag 1895. Preis der Lieferung M. 1.

Heinrich Drees, Walther von der Vogelweide, König Philipps Herold. — Hans Sachs. Zwei Festspiele für höhere Lehranstalten. Programm des Fürstlich-Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode. 54 S.

Gotthold Klee, Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums in Bautzen. Ostern 1895. 31 S.

Heinrich Wichmann, Die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht der Prima. Programm des Gymnasiums zu Garz a. O. Ostern 1895. 25 S.

A Baur, Über die deutschen Vorträge in Prima. Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Büdingen. Ostern 1895. 11 S.

Karl Cleve, Nicolais feyner kleyner Almanach. Ein Beitrag zur Geschichte der Würdigung des Volksliedes. Programm des Hohenzollern-Gymnasiums zu Schwedt a. O. Ostern 1895. 48 S.

Robert Schneider, Johann Spangenbergs grammatischer Krieg. In deutscher Übersetzung. Berlin, Friedberg und Mode 1895. 25 S.

Karl Breul, A handy bibliographical guide to the study of the German Language and Litterature. Hachette and Company, London, 18 King William Street. 1895.

Victor Schliebitz, Johann Christian Günther. Ein Lebensbild zur zweihundertsten Wiederkehr von Günthers Geburtstage. Striegau, Ph. Tschörner 1895. 50 S.

Theodor Duimchen, Kupfer. Lustspiel in drei Akten. Leipzig, Robert Friese 1895. 127 S.

Johannes Rentsch, Lucianstudien. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des Königl. Gymnasiums zu Plauen i. V. Ostern 1895. 44 S.

Pohlmey und Hoffmann, Gymnasialbibliothek:

19. Heft: Paul Brandt, Von Athen zum Tempethal. Reiseerinnerungen aus Griechenland. Pr. M. 1,80.

20. Heft: Ernst Ziegeler, Aus Pompeji. Pr. M. 2.

21. Heft: Hanns Bohatta, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern.

Sammlung Göschen:

Karl Borinski, Deutsche Poetik. 144 S.

W. Golther, Der Nibelunge Nôt und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch. 192 S. Preis des Bändchens, geb. M. 0,80.

Th. Bischoff und Aug. Schmidt, Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens. Nürnberg, Leonhard Schrag 1894. XVI, 532 S.

Sigmund Bodnár, Über den Bankerott der Wissenschaften. Offener Brief an Ferdinand Brunetière. Aus dem Ungarischen. Budapest, Eggenberger 1895. 44 S. Pr. 60 Heller.

Joh. Schmaus, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums. Zweiter Teil. Bamberg, Buchner 1895. 129 S. Pr. M. 1,60, geb. M. 2.

Ernst Lehmann, Kleine Wortlehre auf anschaulicher Grundlage. Im Selbstverlage (Rüdersdorf bei Berlin) 1895. 16 S. Pr. M. 0,20.

Französische Übungs-Bibliothek: Nr. 7. Julius Sahr, Gutzkow, Zopf und Schwert. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische neu bearbeitet. Zweite Auflage. Dresden, L. Ehlermann. Boyveau u. Chevillet, Paris 1895. 152 S.

Martin Dexel, Zur Reform des Sprachunterrichts in den Volksschulen. München, R. Oldenbourg 1895. 40 S. Pr. M. 0,30.

Martin Luthers Großer Katechismus. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S. 206 S. Pr. geh. M. 1,20, geb. M. 1,60.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstr. 24 II.

Einige Bemerkungen zu der Novelle C. F. Meyers: Der Heilige.

Von R. Foß in Berlin.

Jedes Volk ſchreibt ſeinen eigenen Stil, aber nicht in allen Abſchnitten ſeiner Entwickelung denſelben. Und innerhalb des Rahmens der Mutterſprache hat wieder jeder Schriftſteller ſeine Beſonderheit. So bildete Wieland lange Satzgefüge und ſein Zeitgenoſſe Leſſing kurze. In unſeren Tagen liebt man es ſowohl in Frankreich und England als auch bei uns, Leſſings Fußtapfen zu folgen. Es wäre ſehr lehrreich, nachzuweiſen, aus welchen Gründen ſich dieſe Veränderung des Stils erklären läßt; aber wer möchte dazu imſtande ſein? Wir haben ſoeben erſt begonnen, für Deutſchland den Zuſammenhang zwiſchen der politiſchen und ſozialen Geſchichte und zwiſchen Litteratur und Kunſt darzuſtellen. Und wer möchte behaupten, daß dem verehrten Meiſter Lamprecht das ſchon vollkommen gelungen ſei? Er erzählt uns z. B., daß die Dome dort ſo und ſo gebaut wurden, aber für das „Warum" müſſen wir uns mit Andeutungen begnügen. Und nun erſt die Sprache! Was iſt da alles zu beachten: die körperliche Beſchaffenheit eines Volkes, die geographiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſe und dann die ſeeliſchen Anlagen. Ich meine, daß man die letzten, die tiefſten Gründe überhaupt nicht wird erforſchen können; es wird immer ein Reſt als unerforſchtes Rätſel zurückbleiben. Wer ſchreibt nun beſſeres Deutſch: Wieland oder Leſſing? Wir lieben die Art des Leſſingſchen Stils heute mehr als Wielands. Warum? Die Antwort lautet usus est tyrannus.

Alle die Regeln, welche Wuſtmann in ſeinem bekannten Buche in Bezug auf den fließenden Stil aufſtellt, billigen wir vollkommen. Sie ſtimmen mit der Schreibweiſe Leſſings vollſtändig überein. Namentlich warnt Wuſtmann vor Einſchachtelungen und zu langen Satzgefügen. So finden wir denn auch bei Leſſing ſehr ſelten Perioden, die aus mehr als drei Sätzen beſtehen. Man ſollte meinen, daß dadurch eine gewiſſe Einförmigkeit hervorgerufen werden müßte. Dem iſt aber nicht ſo, denn Leſſing verſteht es, dieſe drei Sätze ſehr mannigfaltig zu kombinieren. Ich gebe zu, daß eine Ciceronianiſche Rede nicht ſo regelmäßige Satzgefüge zeigt als eine Leſſingſche Schrift. Nehmen wir z. B. das 5. Buch der Verrinen. Da finden wir gleich im Anfang kurze Satzgefüge, dann gleich wieder ſehr lange, ſolche, die wir im Deutſchen als Schachtel-

Perioden entschieden verwerfen würden, und dann wieder so schön gebaute, daß wir sie unbedenklich nachahmen können. Und die Römer priesen ihn als einen unübertrefflichen Stilisten! Wir aber dürfen jetzt nicht mehr so schreiben. — Wir wünschen, daß so stilisiert werde, wie Moltke das thut, der von Jugend auf, wie seine gesammelten Schriften das beweisen, einen wundervollen Stil geschrieben hat.

Von neueren Schweizerischen Schriftstellern heben wir als nachahmungswerte Stilisten besonders zwei heraus: erstens Gottfried Keller und dann C. F. Meyer. Von allen Schriften des letztgenannten rühmt man aber besonders „den Heiligen" wegen seines Stils und dies ganz mit Recht.

Doch dies soll uns hier nicht weiter beschäftigen, auch wollen wir nicht das Verhältnis dieser Novelle zu anderen desselben Schriftstellers betrachten — da das Saitschik hinreichend gethan hat, sondern zunächst nur eine Episode eingehender besprechen.

Der Dichter schildert in jener Novelle unnachahmlich schön das tolle Blut der Normannen und stellt als ihren rechten Repräsentanten den ersten englischen König aus dem Hause Plantagenet, den Angiovinen Heinrich II. hin. Was für ein Geschlecht mußte aus der Ehe dieses gewaltigen Mannes mit der leidenschaftlichen Eleonore von Guyenne und Poitou entsprossen! Fast alle seine Nachkommen, die meisten Könige, auch noch die aus den Häusern Lancaster und York starben jung, nachdem sie den schäumenden Becher der Lust bis auf die Hefe gekostet und ihrem ungemessenen Ehrgeize hatten die Zügel schießen lassen. Diese leidenschaftlichen Männer waren aber auch den sanften Regungen der Liebe sehr zugänglich, nur waren sie bei ihrem heißen Blute selten Muster der Treue.

So weiß denn auch der Biograph Heinrichs II., der Lord Lyttelton, in seinem sechsbändigen Werke: History of the life of the King Henry the second. London 1769 mancherlei von den Leidenschaften des Königs zu berichten. Keines von seinen Liebesabenteuern ist nun berühmter und bekannter, als das mit der schönen Rosamunde Clifford. Davon erzählt Lord Lyttelton, daß man nicht viel Genaues darüber wisse. Er nimmt an, daß Heinrich schon als junger Mann vor seiner Verheiratung mit Eleonore von Guyenne und Poitou ein Verhältnis mit Rosamunde gehabt habe und daß dieser Verbindung ein Sohn entsprossen sei, der später Bischof von Lincoln und Erzbischof von York wurde. Nach mehreren Jahren, als der König schon verheiratet war, traf er wieder Rosamunde und wieder erwachte die alte Liebe Ein zweiter Sohn wurde ihm geboren, der unter dem Namen Wilhelm Langschwert earl of Salisbury bekannt ist.

So Lyttelton. — Andere nehmen an, daß Wilhelm der ältere Sohn und der Bischof der jüngere gewesen sei. Von dem weiteren Leben der Rosamunde weiß man nicht viel; sie soll ihre Tage in einem Kloster beschlossen haben und nach ihrem Tode von Heinrich II. durch ein herrliches Begräbnis geehrt worden sein. Lyttelton nimmt an, daß Eleonore der Rosamunde nicht hold gewesen, weiß aber von Verfolgungen nichts zu berichten. So viel steht fest, daß ihre beiden Söhne am Hofe mit den Königskindern erzogen wurden. Dieses Verhältnisses hat sich nun die Sage bemächtigt und eine englische Ballade hat darüber zuerst einen romantischen Schimmer verbreitet. Adisson benutzte diesen Stoff zu einer Oper, die im Jahre 1707 als erste englische Oper aufgeführt worden ist. Berichten wir darüber nach dem, was wir in der Bibl. univers des Romans. Paris 1776. 1. Vol. Oct. aufgezeichnet finden. Walter von Clisford besaß das Schloß Woodstock, welches $1\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Oxford in Herfordshire lag. Es ist uns aus dem Roman W. Scotts: Der Cavalier von Woodstock wohl bekannt. Sir Walter hatte zwei Söhne, mit denen der König häufig jagte. Da geschah es denn wohl, daß sie von ihrer Schwester sprachen und erwähnten, wie sie über alle Maßen schön sei und deswegen rosa mundi genannt werde. In dem Könige wurde der Wunsch rege, dies Weltwunder zu sehen. Als einst der Vater und die Brüder sich auf einem Kriegszuge in Schottland befanden, besuchte er das Schloß, sah Rosamunde und war sofort von ihr bezaubert. Die Geschichte erzählt dagegen, daß er zum zweiten Male mit ihr zusammentraf, als er von Frankreich nach England kam, um gegen die Schotten zu kämpfen.

Er baute in Woodstocks herrlichem Park ein schönes Schloß, dessen Trümmer noch am Anfange des 18. Jahrhunderts vorhanden waren. Sie verschwanden, als Königin Anna ihrem Günstlinge Marlborough den großartigen Palast Blenheim errichtete. Dann ließ Heinrich ein Labyrinth und in dessen Mitte einen Pavillon anlegen, dessen Eingang man ängstlich hütete. Nun weilte einst Heinrich mit seiner Königin in Woodstock und ließ sie dort, als er nach Schottland zog. Der eifersüchtigen Frau war der Pavillon schon lange verdächtig; nur konnte sie nicht hinein. Da wußte einer ihrer Edelknaben Hilfe zu schaffen. Er verführte die Frau des Wächters und brachte seine Gebieterin in den Zaubergarten. Und wie sie ihre schlimme Ahnung erfüllt sah und Rosamunde getroffen hatte, da verkündete sie ihr, daß sie sterben müsse; — sie könne aber wählen, ob sie durch den Dolch oder den Giftbecher vom Leben scheiden wolle. Rosamunde wählte das Letztere. So weit der zweite Akt von Adissons Oper. Der Dichter ist nun kein Dramatiker und darum endet das Stück sehr schwächlich. Rosamunde erwacht nämlich im dritten Akt, da sie nur

einen Schlaftrunk erhalten hat, sie entsagt aber dem Könige und geht in ein Kloster. In der Bibl. univers. steht eine hübsche Grabschrift, die da also lautet:

Ci-git dans un triste tombeau
L'incomparable Rosamonde;
Jamais objet ne fut plus beau:
Ce fut bien la rose du monde.
Victime du plus tendre amour
Et de la plus jalouse rage,
Cette belle fleur n'eut qu'un jour:
Hélas! ce fut un jour d'orage. —

Wieland kannte diese Arbeit Adissons, war jedoch mit ihr nicht zufrieden. Deshalb schrieb er im Jahre 1778 ein niedliches kleines Singspiel in drei Aufzügen, betitelt Rosamunde. Auch hier finden wir die schöne Geliebte Heinrichs II. in dem Labyrinth, zu dem sich Eleanor durch Verrat den Zutritt zu verschaffen weiß. Sie zwingt Rosamunde, den Giftbecher zu trinken, doch war sie von ihrem Diener verraten worden. Er hatte der unglücklichen Frau einen Schlaftrunk gereicht. Als nun Heinrich II. gerade aus Schottland zurückkehrte, fand er die Scheintote und verurteilte seine Gemahlin. Da erwachte Rosamunde und sollte nun statt der verstoßenen Königin die Frau Heinrichs II. werden. Aber in diesem Augenblicke erscheint Eleanor wie ein deus ex machina und erdolcht die Rosamunde.

Dann hat Körner diesen Stoff in seinem bekannten Trauerspiele bearbeitet. Er läßt den besten Sohn Heinrichs II., Richard Löwenherz, Nebenbuhler des Vaters werden und verleiht dadurch der Fabel des Stückes größere Mannigfaltigkeit. Auch in diesem Trauerspiel wird Rosamunde durch Eleanor vergiftet. Zuletzt fand die schöne Frau einen würdigen Sänger in Fontane. — Er berichtet über ihren Tod anders. Die Königin Eleanor verkündet der Nebenbuhlerin, daß Heinrich sie belogen, betrogen und vergessen habe. Da der König, auf Kriegszügen abwesend, sie lange hat auf seine Rückkehr harren lassen, da glaubt sie endlich, daß sie verraten sei und endet ihr Leben in den Fluten.

Nun hat zwar C. F. Meyer in seinem „Heiligen" nicht gerade diese Liebschaft des Königs behandelt, aber er ist doch offenbar durch die romantischen Erzählungen, die sie feiern, zu einer der schönsten Darstellungen in seinem Romane angeregt worden. Er webt aus einer gewöhnlichen fürstlichen Liebesgeschichte ein Gespinst, in dem eine Menge geistiger Fäden durcheinanderlaufen. Nicht an das wenig hervortretende Haus der Cliffords knüpft er seine Erzählung, nicht an Persönlichkeiten, die für uns Schattengestalten sind, sondern an einen hoch berühmten, sehr gefeierten Mann, an Thomas Becket.

Alle die, welche sich mit dem Leben dieses bedeutenden Mannes beschäftigt haben, sind darin einig, daß er eine höchst rätselhafte Persönlichkeit ist. Zwei Seelen lebten in seiner Brust; wie sie aber ineinander übergingen und auseinander hervorgingen, das vermögen wir nicht zu erklären. Durch und durch ist er ein Geheimnis. Schon seine Abstammung ist sagenumwoben. Sein Vater Gilbert war ein Londoner Bürger, doch weiß man nicht, ob sächsischen oder normannischen Stammes. Seine Mutter soll eine sarazenische Frau gewesen sein. Als sich sein Vater nämlich einmal im Oriente befand, wurde er gefangen, aber von einem sarazenischen Weibe befreit, die ihn liebgewonnen. Sie zog ihm nach und kam, obwohl sie nur zwei englische Worte kannte, nämlich London und Gilbert, doch glücklich in die Themsestadt. Da wanderte sie nun, von einem Schwarm Gassenbuben begleitet, Straße auf, Straße ab und rief immer den Namen Gilbert. Es lebten dort viele Bürger dieses Namens, aber sie fand glücklich den richtigen und wurde sein Weib. Mich hat diese rührende Scene immer an eine ähnliche in Nal und Damajanti erinnert, in der geschildert wird, wie Damajanti, das Fürstenkind, staubbedeckt, ihren Gemahl suchend in eine indische Stadt kommt, in der eine nahe Verwandte von ihr als Königin herrscht.

Aus jener Ehe entstammte Thomas, in dem sich die Naturen beider Eltern verbanden. Er trug in sich die Liebe zu den Arabern und liebte das Morgenland. Deshalb zog er nach Spanien und lernte die Weisheit der Araber kennen und schätzen. Das ist des Dichters Erfindung; wir wissen nur, daß er in Paris und Bologna studiert hat. Es war ihm das möglich gemacht, weil man ihm schon in seinen jungen Jahren eine Menge von Pfründen zugewendet hatte. Man hatte das gethan, weil er mit seiner Liebenswürdigkeit alle bezauberte. In Spanien hatte er eine sarazenische Prinzessin geehelicht, die ihm eine Tochter Grace schenkte. Als sein Weib gestorben, war er zurückgekehrt. Nun nahm er einen eigentümlichen religiösen Standpunkt ein. An die Heiligen wandte er sich nicht um ihre Fürbitte und den Priesterstand hielt er nicht für nötig als Vermittler zwischen Mensch und Gott. So konnte er dem Könige Heinrich II. ein getreuer Helfer dabei sein, als dieser den Übermut der Priester brechen wollte. Und obwohl er selbst ein Priester war, lebte er wie der feinste Ritter und war in allen Dingen ein Vorbild der normannischen Herren. Er war frei von allen Vorurteilen, aber tief religiös. In der Schilderung des Dichters erscheint er als eine rätselhafte, mit sich kämpfende, noch nicht zur Ruhe gelangte Seele. Es ist ja bekannt, daß gerade in Spanien, wo sich Muhamedanismus und Christentum trafen, der Adoptianismus Anhänger fand, wonach Christus nur der adoptierte Sohn Gottes gewesen sei. Denn das war den

Arabern sehr anstößig, daß der Sohn Gottes, Gott selbst, sollte am Kreuze gestorben sein. So läßt C. F. Meyer denn auch den Thomas gerade darüber zweifeln.

Wenn nun einerseits Becket auch der mannhafteste Ritter und der tapferste Kämpfer war, so war er doch anderseits eine so fein besaitete Persönlichkeit, daß ihn der Kampf und Streit anekelte. Tief fühlte er überall den Jammer der Menschheit. Darum wollte er stets dem mächtigsten Herrn dienen, denn dann konnte er am besten Unsitte niederwerfen und Grausamkeit mildern. So ideale Zwecke verfolgte er, daß auch die größte Beleidigung und der tiefste Seelenschmerz seine Treue nicht erschüttern konnte. Er blieb seinem Könige Heinrich II. unverbrüchlich treu, obgleich der ihm das bitterste Herzleid zugefügt hatte. Als einstmals — so läßt der Dichter den Leibdiener des Königs, namens Armbruster erzählen — eine Hofjagd veranstaltet war, da rannte der König so heiß und hastig einer Hindin nach, daß ihn sein Jagdgesinde im wilden Forst verlor. Nur Armbruster blieb bei ihm. Ein wildes Unwetter überraschte die beiden. Als es sich gelegt hatte, da suchten sie ein Obdach zu erreichen und gelangten endlich auf eine Waldwiese. Goldiges Abendrot übergoß die ganze Gegend und aus den Rosenwolken erhob sich ein Zauberschlößchen im feinsten maurischen Stil. Dort lebte unter treuer Obhut eines alten sächsischen Dieners des Kanzlers liebliche Tochter Grace, denn der Vater hatte sie aus Südfrankreich hierher gebracht, damit er sie vor ihrer Vermählung noch kurze Zeit um sich sehen könnte. — Der König drang in das Schlößchen und gewann die Liebe der eben erst erblühenden Jungfrau.

So haben wir also auch hier das Zauberschlößchen im einsamen Walde. Wie in den Rosamunde-Dichtungen spürt die Königin Eleanor den geheimen Wegen ihres Gemahles nach und entdeckt den Ort, wohin er sich so oft begab. Nun aber wird der Untergang der Geliebten des Königs ganz eigenartig begründet. Der Kanzler hat noch keine Ahnung davon, daß der König den Aufenthalt seiner Tochter gefunden hat. Er wird aber vor den Anschlägen der Eleanor gewarnt, ebenso wie der König. Beide treffen nun ihre Anstalten, um ihr Kleinod zu schützen. Der Kanzler besetzt das Schlößchen und befiehlt seinen Mannen, keinen hinein- und keinen herauszulassen. Der König aber beredet die Grace, zu fliehen.

Diese befolgt den Befehl. Wie sie von seinen Anhängern entführt wird, bemerken die Mannen des Kanzlers, daß jemand das Schloß verläßt. Der ihnen gewordenen Weisung folgend, schießen sie auf die Flüchtigen einen Pfeil ab, von dem unglücklicherweise Grace getroffen und getötet wird

Unzweifelhaft ist diese Auffassung und Darstellung der Rosamunda-Sage die schönste und tiefste von allen. Und sie wird noch eigentümlicher dadurch, daß der Dichter uns die Wirkung ahnen läßt, die der Tod der Grace auf den Vater ausgeübt hat. Wohl kämpfte er schwere innere Kämpfe durch, aber er vergab dem Könige und blieb ihm treu. Als ihn dieser zum Erzbischof von Canterbury machen wollte, da warnte er seinen Herrn, er möge ihn nicht in den Dienst eines Mächtigeren stellen. Der König verstand den Thomas nicht und zwang ihn beinahe dazu, daß er die Würde annähme. Und darnach ging in Becket jene merkwürdige Veränderung vor sich, die bis jetzt allen seinen Biographen ein Rätsel geblieben ist. Der feine Weltmann, der ritterliche Held wurde ein büßender Mönch; der Abgott der Normannen wurde fortan ein Abgott der geknechteten Sachsen. Auch der Dichter löst dies Rätsel nicht; er läßt uns nur ahnen, was in dem Innern des gequälten Mannes vorging. Was bewog ihn, so zu handeln, wie er es that? Hatte ihn die Herrlichkeit Christi gewonnen und wollte er in aller Demut und Einfachheit den Schwachen dienen oder sah er als sein Kismet an, daß er aus dem Staatsdienst in den Dienst der Kirche trat, die die mächtigste Institution in jener Zeit war? Wie gesagt, löst uns der Dichter dieses Rätsel nicht, aber er zeigt, wie wahr der Ausspruch ist: der Übel größtes aber ist die Schuld. Er zeigt uns ferner, wie beide, Heinrich II. und Thomas Becket, wahrhaft tragische Figuren sind, die nicht ohne ihre Schuld zu Grunde gingen.

Das „Wort“ Germania.

(Tacit. Germ. II fin.)

Von **Gustav Leue** in Gotha.

Keine Stelle in der Germania des Tacitus hat mehr von sich reden gemacht als der Schluß des 2. Kapitels. Kein Wunder: beziehen sich doch diese Sätze auf ein uns Deutsche besonders interessierendes Thema auf den Gesamtnamen, unter dem unsere Vorfahren ihren römischen Nachbarn bekannt waren, auf den Namen Germania. Man hoffte, in den Worten des Tacitus oder vielmehr seines Gewährsmannes (quidam affirmant) Aufklärung über die Bedeutung dieses Namens zu finden. Aber trotz aller ihnen zugewandten Mühe blieben sie dunkel und schienen nichts weiter zu sagen, als daß derselbe jüngeren Datums sei, daß ihn zuerst die Tungern geführt hätten und daß er von diesen aus auf alle Deutschen übergegangen sei: der Sinn des Namens blieb verborgen.

Die Stelle lautet:

quidam — ut in licentia vetustatis — plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos Gambrivios Suebos Vandilios, affirmant, eaque vera et antiqua nomina. ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum; quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ut (Hdſchr. b, ac BCc) nunc Tungri, tunc Germani vocati sint, ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Dreierlei iſt hieran unklar:

1. Was bedeutet inventum nomen? Ganz oberflächlich haben es einige mit „vorgefundener Name" überſetzt. Sie haben weder das ſynonyme recens noch den Gegenſatz verum et antiquum nomen berückſichtigt. Es iſt ohne Zweifel, nach dem Vorgange anderer, mit „erfundener Name" wiederzugeben. Hierin liegt *erſtens* der Sinn des Neuen, der ſprachlichen Neubildung; es war ein Name, den es früher in der Sprache gar nicht gab. Tacitus ſelber nennt es übrigens recens vocabulum; alſo nicht nur ein recens nomen, ſondern ſogar ein recens vocabulum war es, ein neues Wort; aber in welcher Sprache? in der lateiniſchen? Da gab es das Wort ſchon: germani „leibliche Brüder"; alſo wohl in der deutſchen oder keltiſchen? Woher wußte denn aber ſein Gewährsmann, daß Germani in einer dieſer beiden Sprachen ein neues Wort ſei? Verſtand derſelbe deutſch oder keltiſch ſo gründlich, um ein neues von einem alten Worte zu unterſcheiden? Schwerlich; oder hatte er von einem Deutſchen oder Kelten erfahren, daß Germani ein neues Wort ſei? Das iſt, wenn auch unwahrſcheinlich, doch immerhin möglich.

Zweitens liegt in dem inventum nomen der Sinn des Künſtlichen, Nichtnatürlichen. Und das wird durch den Gegenſatz verum nomen voll beſtätigt, ächter Name: unächter Name. Woher wußte denn aber des Tacitus Gewährsmann, daß es eine künſtliche Wortbildung ſei? Konnte er oder ſein barbariſcher Freund, der Kelte oder Deutſche, ein künſtlich gebildetes von einem ächten, natürlich gebildeten unterſcheiden? Gewiß nur dann, wenn dieſer Unterſchied recht handgreiflich war. An die *natürlichen* Wortbildungsarten: innere Wortänderung, Zuſammenſetzung und Ableitung werden wir demnach ſchwerlich zu denken haben. Vielmehr je *künſtlicher*, deſto beſſer.

2. primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocati sunt. Was heißt a victore? Einige: „von dem Sieger"; aber wie iſt es zu verſtehen, daß die rechtsrheiniſchen Deutſchen von den ſiegreichen Tungern, die ſelber Germani hießen, aus Furcht Germani genannt worden wären? Das gäbe nur dann einen Sinn,

wenn sie den Galliern hätten dadurch Furcht einflößen wollen, daß sie die ganze Volksmasse, die rechts vom Rhein geblieben war, als ihre Namensvettern und Landsleute bezeichneten. Aber dann wäre ob metum aktiv und so viel als ob metum incutiendum; das kann es nie heißen. Andere verstehen unter dem Sieger den Caesar: Caesars Soldaten hätten den Ariovist und seine Scharen ob metum als die ächten, die germani bezeichnet. Aber hier handelt es sich nicht um Caesar, sondern nur um die Tungri, die in Gallien siegreich eingedrungen waren. Andere übersetzen darum, mit Recht, a victore „nach dem Sieger": alle rechtsrheinischen Landsleute seien nach dem Sieger, den man kannte und fürchtete, benannt worden; und zwar primum: Alle seien zuerst nach dem Sieger, also Germani, benannt worden und dann seien sie auch a se ipsis invento nomine als — Germani benannt worden. Das ist ganz unverständlich, offenbar müßte entweder an erster oder an zweiter Stelle ein anderer Name stehen. Aber, erwidert man, dieser Gegensatz liegt gar nicht in den Worten, es darf ob metum nicht übersehen werden. Allerdings giebt das einen erträglichen Sinn: alle seien zuerst nach dem Sieger aus Furcht (also von den Galliern) und bald auch von ihnen selbst mit dem von ihnen selbst erfundenen Namen Germani benannt worden. Aber die gewählte Stellung des primum (nach omnes) vor a victore, nicht vor ob metum beweist, daß Tacitus mehr den andern Gegensatz hervorheben wollte: alle seien zuerst nach dem Sieger (also mit dem und dem Namen) aus Furcht und bald auch nach[1]) ihnen selbst mit dem (andern) erfundenen Namen Germani genannt worden.

Auch andere vor uns haben diesen durch die Wortstellung angedeuteten Gegensatz herausgefühlt und darum die Worte nunc Tungri, tunc Germani in tunc Tungri, nunc Germani umgeändert. Aber eine Änderung (nunc in tunc), die eine zweite (tunc in nunc) nach sich zieht, ist sehr bedenklich, ganz abgesehen davon, daß sie die künstliche Entstehung des Wortes Germani nicht erklärt.

3. Erwartet man bei der Lesart der Handschriften eine Mitteilung darüber, was der Name Germani, welchen man ob metum gegeben habe, bedeute, in welcher Beziehung er zu den Tungern stehe.

Wir lassen nur ein c fort, dessen fehlerhafte Entstehung wir überdies nachweisen können, und sofort sind alle drei Unklarheiten der Stelle beseitigt. Wir lesen: nunctungritungermani; also: nunc Tungri, Tungermani;[2]) die, welche jetzt Tungern heißen, hießen Tungermani.

Zum Beweise für die Richtigkeit unserer Änderung diene folgendes:

1) in Parallele mit a victore.

2) Der Singular zu Tungri ist bekanntlich Tunger, inschriftlich belegt.

1. Wir können nachweiſen, wie der Fehler entſtanden iſt: Der Schreiber hielt das tun ſeiner ohne Worttrennung geſchriebenen Vorlage für einen Schreibfehler (ſtatt tunc); in dieſer Meinung mußte ihn das vorangehende nunc beſtärken. Aber das tunc iſt nicht unbedingt nötig, da ja die Vergangenheit durch die Perfektformen expulerint und beſonders vocati sint hinlänglich bezeichnet wird.

2. Wie leicht ſich ein Schreiber gerade bei dieſem tun verſehen konnte, wird in ganz merkwürdiger Weiſe durch die vatikaniſche Handſchrift des Ammianus Marcellinus bewieſen. Dort hat der Abſchreiber ganz ohne Zweifel zweimal eben denſelben Fehler gemacht, den wir hier einem Schreiber der Germania nachſagen. Bei einem Worte, das auch mit Tungri zuſammenhängt, Tungricani, hat er zweimal tunc grecani geſchrieben, und zwar ſogar ohne, wie der Schreiber der Germania, durch ein entſprechendes nunc dazu verführt zu ſein.

3. Unſere Änderung ſtellt den von uns und anderen vermißten Gegenſatz im letzten Satze wieder her: „daß alle zuerſt nach dem Sieger alſo Tungermani, aus Furcht und bald auch nach ihnen ſelbſt mit dem erfundenen Namen Germani genannt worden ſeien“. Jenes Tungermani ergiebt auf die einfachſte Weiſe die bisher fehlende Beziehung zwiſchen den Tungern und dem Worte Germani.

4. Ferner verſteht man die künſtliche Entſtehung des Wortes Germani; es iſt nach der Anſicht des Römers aus Tungermani durch Verkürzung gebildet worden. Ein ſo entſtandenes Wort iſt allerdings kein verum, ſondern ein inventum nomen, thatſächlich ein recens vocabulum.

5. Endlich vermißt man nicht mehr eine Deutung des Wortes Germani, es iſt ein verſtümmelter Name und bedeutet gar nichts. Erſt die Römer legten einen Sinn hinein, nämlich den ihres Wortes germani, und ſo wurden „alle bald auch nach ſich ſelbſt (d. h. nach ihrer überraſchend hervortretenden Verwandtſchaft untereinander) mit dem ſo erfundenen Namen Germani d. h. „Geſchwiſter“ benannt“

Wir überſetzen die ganze Stelle folgendermaßen:

Andere bedienen ſich der Freiheit, welche ſo alte Zeiten gewähren, und verſichern, größer ſei der Gottesſöhne, größer der Volksnamen Zahl: Marſen, Gambrivier, Sueben, Vandilier, und das ſeien ächte und alte Namen. Das Wort Germanien dagegen ſei eine Neubildung und erſt vor kurzem dem Lande beigelegt: bekanntlich wären diejenigen, welche zuerſt den Rhein überſchritten und die Gallier verjagt hätten, die jetzigen Tungern, Tungermanen genannt worden; eines Einzelvolkes Name, nicht[1])

1) Ergänze: was natürlicher wäre, was zu erwarten wäre.

ein die Abstammung der Gesamtheit andeutender,[1]) wäre auf die Weise allmählich in Gebrauch gekommen, daß alle zuerst mit dem gefürchteten Namen des siegreichen Feindes, bald aber auch nach sich selbst mit dem daraus gebildeten Namen Germanen d. h. Geschwister genannt worden wären.

Unser Emendationsvorschlag entzieht allen bisher über den Namen aufgestellten Etymologien ihre Hauptstütze; er läßt des Tacitus Gewährsmann nichts weiter sagen, als daß der Name der Germanen aus dem Namen Tungermanen künstlich gebildet worden sei, und somit können sich auf diese Stelle weder diejenigen berufen, welche (J. Möser, J. Grimm, Wackernagel u. a.) das Wort Germanen aus dem Wortschatze der deutschen Sprache (als Spießgesellen, Wehrmänner, Kriegsleute ꝛc.), noch alle die, welche (Pott, H. Leo, J. Grimm, C. Zeuß, Mone u. a.) es mit Hilfe des keltischen Wörterbuches (als Ostleute, Schreier, Nachbarsleute ꝛc.) erklären wollten.

Ob aber die Mitteilung über den Ursprung des Wortes, welche Tacitus in seiner Quelle fand, auf geschichtlicher Grundlage beruht, ist äußerst zweifelhaft. Sie wird kaum mehr als der Einfall eines römischen Gelehrten gewesen sein, welcher die Thatsache, daß vier Stämme im Gebiete der Tungern Germani hießen, mit der den Römern gewiß geläufigen Ansicht, daß Germani ein lateinisches Wort sei, zusammenzubringen suchte. Zuerst hätten die vertriebenen Gallier aus Furcht ihre sämtlichen deutschen Nachbarn als Tungermanen bezeichnet. Daraus hätte sich später das Wort Germani gebildet. In diesem hätten die Römer ihr Wort germani erkannt, und so wären alle nach sich selber mit diesem erfundenen Worte als „Geschwister" benannt worden.

Auch Tacitus selber scheint der Sache nicht recht zu trauen: er enthält sich jedes Urteils und überläßt es (am Schlusse des folgenden Kapitels) seinen Lesern, über die Angaben seiner Quellen sich selber eine Meinung zu bilden. Ja, wenn wir uns die Thatsache gegenwärtig halten, daß dem Römer die Worte Germani und Germania = germani unzweifelhaft ganz ebenso klangen, wie uns Deutschen die Worte „Geschwister" und „Land der Geschwister", und ferner, daß Tacitus selber einige Zeilen nach der obigen Namenserklärung die überaus große körperliche Ähnlichkeit der Germanen untereinander zumal bei der gewaltigen Menschenmenge als etwas besonders Merkwürdiges, das auch andere vor ihm bemerkt hätten,[2]) hervorhebt, so mag ihm dieselbe Ansicht vorgeschwebt haben,

1) gens ohne Eigennamen weist in der Germania auf die Abstammung und das darauf beruhende Volkstum hin.

2) Er spricht von den Ansichten anderer: ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur. unde habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem.

der auch wir huldigen, Germani und Germania ſeien rein lateiniſche Worte. Als römiſche Soldaten und Händler mit den Germanen verſchiedener Gegenden in häufige Verbindung traten, etwa ſeit der erſten Hälfte des erſten vorchriſtlichen Jahrhunderts, mußte ihnen die überaus große körperliche Ähnlichkeit, welche alle dieſe Leute — ſie kannten ja auch die cimbriſchen und teutoniſchen Sklaven — als leibliche Brüder erſcheinen ließ, ganz beſonders in die Augen fallen und, da es an einem gemeinſamen Namen für alle fehlte, es ihnen nahe legen, ſie dementſprechend (nach dem beſonders hervortretenden Merkmale) zu benennen. Der Name erſcheint wirklich erſt ſeit jener Zeit.[1])

Die Gegner dieſer Anſicht, diejenigen, welche die keltiſche[2]) Herkunft des Namens verfechten, könnten ſich, nachdem wir ihnen ihre Hauptſtütze, die obige Tacitusſtelle, entzogen haben, noch an einer Nebenſtütze feſtzuhalten verſuchen. Wir werden auch dieſe[3]) beſeitigen. Sie berufen ſich auf die Thatſache, daß auch die Oretanen in Spanien (an der Sierra Morena) Germanen genannt worden wären; auch dieſe wohnten, ſagen ſie, in keltiſcher Nachbarſchaft und erhielten von ihren keltiſchen Nachbarn denſelben Namen, wie die Germanen am Rhein und an der Maas (die Tungern) von den ihrigen. Aber die Anhänger dieſer Anſicht ſehen nicht, daß ſie ſich dieſelbe nur mit Hilfe einer Vorausſetzung haben bilden können, die ſie ſelber ſchwerlich für gut halten werden. Sie müſſen ja annehmen, daß die Kelten in Nordfrankreich und Belgien (Cäſars Belgae) dasſelbe Wort (für „Nachbarn" oder „kleine Nachbarn" oder „Schreier" oder „Oſtleute") in ganz genau derſelben Form gehabt haben, wie die Südkelten (die Keltiberer) in Spanien, daß ſich alſo in dieſem Worte auch nicht die geringſte Spur eines dialektiſchen Unterſchiedes zwiſchen dieſen mehr als 150 Meilen voneinander entfernt wohnenden Kelten zeige, von denen jene mit Germanen, dieſe mit Iberern zuſammenwohnten. Daß die Belgen und die Südkelten dasſelbe Wort in völlig gleicher Form gebraucht hätten, wird wohl keiner unſerer Gegner zu behaupten wagen, auch wenn Cäſar nicht ſchon von den weniger weit voneinander entfernt wohnenden Stämmen Galliens ausdrücklich betonte, daß hi omnes lingua . . . inter se differunt. Aber ſelbſt zugegeben, daß jenes angenommene keltiſche Kompoſitum in der Sprache der Belgen zufällig eben ſo gelautet hätte, wie in der Sprache der

1) Pfeiffers Germania IX, 5.

2) Für deutſche Herkunft tritt kaum noch einer ein (manni in Marcomanni, Alamanni zeigt, wie die Römer unſer „Männer" wiedergaben).

3) Ihre dritte Stütze (mani ſei eine keltiſche Endung) will nichts gegen die Anſicht von der lateiniſchen Herkunft des Namens bedeuten; denn mani iſt ja auch lateiniſche Endung, cf. Romani!

Keltiberer: das Wort ging dann in die lateinische Sprache über, und hier müssen unsere Gegner zum zweiten Male etwas nicht sehr Wahrscheinliches annehmen: Diejenigen Römer, welche das Wort bei den Belgen hörten, müßten dies Wort in dieselbe lateinische Form gebracht haben, wie diejenigen ihrer Landsleute, welche es in Südspanien hörten.

Nein, die römische Schriftsprache, deren Vertreter als Kaufherrn, hohe Beamte und Offiziere sowohl in das Maas- und Rheingebiet, als auch nach Spanien kamen, bezeichnete unsere Vorfahren nach dem besonders auffälligen Merkmale der großen Ähnlichkeit als „Geschwister“[1]) und gab den Oretanen dasselbe Wort, aber als cognomen.[2])

Zu Goethes Fischer.

Von **J. P. Schmitz** in Montabaur.

Am 16. Januar 1778[3]) machte Christiane von Laßberg, sich von ihrem Geliebten, dem Schweden Wrangel, verlassen wähnend, ihrem Leben in der Ilm ein Ende. Dieser unerwartete Vorfall, der in Weimar peinliches Aufsehen erregte, erschütterte, wie aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs und einem Briefe an Frau von Stein vom 19. Januar hervorgeht, Goethe und versetzte ihn in eine gedrückte, traurige Stimmung. Denn, wenn er auch den Zerstreuungen und dem bunten Treiben der Hofgesellschaft sich nicht ganz entziehen konnte, so brachte er doch nach Angabe seines Tagebuchs vom 18. Januar einige Tage in stiller Trauer zu. Der Tod Christianens brannte ihm auf die Nägel und machte ihm zu schaffen, denn man fand, wie es hieß, in der Tasche des Fräuleins, das in den Fluten der Ilm freiwillig den Tod gesucht, Werthers Leiden. Mag diese Nachricht nun auf Wahrheit beruhen, oder erdichtet sein, so gab sie doch den giftigen Zungen der Residenzstadt willkommenen Anlaß, mißfällige Bemerkungen und böse Gerüchte in Umlauf zu setzen. Die außergewöhnlich schnelle Beförderung zu dem höchsten Vertrauensposten, die unerschütterliche, einflußreiche Stellung des jugendlichen Emporkömmlings hatte unter den vermeintlich Zurückgesetzten und in den Hinter-

---

1) Holtzmann (Germania IX, 1) denkt an die andere Bedeutung des Wortes germanus, „ächt“, Germani heiße ächte — Kelten (!). Schon Strabo war auf diese sonderbare Deutung verfallen.

2) Plinius III, 3, 4: Oretani, qui et Germani cognominantur. Oretani Germani, wohl im Gegensatze zu denjenigen Völkerschaften, welche den Oretanen gelegentlich (Ptol. u. Plin.) zugezählt wurden, „die eigentlichen, die ächten Oretanen“.

3) Die Jahreszahl 1788 im „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ von Karl Goedeke (1. Auflage), 2. Band, S. 757 ist ein in der zweiten Auflage berichtigter Druckfehler.

grund Geſchobenen ſcharfen Tadel, Mißbilligung und lautes Murren hervorgerufen. Vgl. a. a. O. S. 742, 743, 744, 746. Es bedurfte feſter Entſchloſſenheit, dieſen Sturm auszuhalten und bei dem häufigen Verdruß über die Anfechtungen aller derer, die ihm Amt und Stellung mißgönnten, ruhiges Blut zu bewahren. Waren doch kaum drei Jahre verfloſſen, ſeit er in der Vorrede zur zweiten Auflage von Werthers Leiden 1775 ſich gegen das Wertherfieber und die im Zuſammenhang damit ſtehenden vielen Selbſtmorde gewendet hatte.

Dieſe ſtörenden Diſſonanzen, dieſe unruhige Erregtheit des Augenblicks mit ihren grellen und beleidigenden Farben veranlaßten ihn wohl, die Nachwirkung des mächtigen Eindrucks in die helle, ruhige Ferne der Märchenwelt zu verſetzen, zugleich aber auch durch die Erklärung Eckermann gegenüber (P. Eckermann, Geſpräche mit Goethe. Bd. I, S. 79) die Gedanken von dem perſönlichen Anteil des Dichters abzulenken, die eigentliche Veranlaſſung der dichteriſchen Schöpfung zu verſchleiern, wenn nicht ganz zu verwiſchen.

Goethe, der von ſeiner aufgeweckten Mutter die Luſt zu fabulieren als Erbteil mitbekam, ließ ſich von Wieland um jene Zeit Märchen erzählen (Vergl. Gödeke a. a. O. S. 733) und ſtand mit dem Pagenhofmeiſter J. K. A. Muſäus in Verbindung. Letzterer war gerade um dieſe Zeit, angeregt durch die in Frankreich ſo beliebten Contes aux fées, mit einer Sammlung deutſcher Volksmärchen beſchäftigt, hat aber, wahrſcheinlich durch ſeine franzöſiſchen Vorbilder verleitet, den phantaſtiſch naiven Ton des deutſchen Märchens nicht getroffen und in dieſelben eine fremde, mit Recht getadelte, empfindſame Auffaſſung hineingetragen. Goethe hingegen iſt mit dem intuitiven Blick eines Dichters, dem Euterpe bei der Geburt das Siegel der Weihe aufgedrückt, in das innerſte Weſen der Märchen eingedrungen. Anknüpfend an die Volksanſchauung, daß Ertrinkende von den Waſſergeiſtern geraubt würden, hat er den Tod der Chriſtiane von Laßberg ebenſo glücklich in dichteriſche Gedanken gefaßt und ausgeführt, wie ihm einſt der Tod des jungen Jeruſalem Anlaß wurde, die Stimmung der damaligen Zeit zum erſchöpfenden Ausdruck zu bringen.

Um aber den Inhalt jener Perle unter den Goetheſchen Balladen vollkommen zu erfaſſen, iſt es notwendig, ſich vorher die Frage zu beantworten: Worauf beruht die poetiſche Gerechtigkeit des Raubes jugendlich ſchöner Männer durch die Nixen, wie er in der Sage des Hylas, in vielen deutſchen Volksmärchen, in dem Fiſcherliede aus Wilhelm Tell und in dem Goetheſchen Fiſcher dargeſtellt wird?

An der Hand der deutſchen Volksmärchen will ich verſuchen, dieſe Frage zu beantworten.

Lange bevor der Menſch erſchien, waltete heiliger Naturfriede auf der Erde. Elementargeiſter lebten ein ſtilles, freies, kindlich unbefangenes Naturleben. Sie waren die alleinigen Herren der ganzen ſichtbaren Welt. Ungeſchlachte Rieſen beherrſchen die Geſteinswelt, Berge, Felſen und Klippen, die im Grunde nur Teile ihres Rieſenkörpers ſind. So alt wie die Metalle ſind die klugen Zwerge. Elfen, Holden, Wald- und Moosweiblein beleben als zarte Genien der Pflanzenwelt Wald und Flur. An der Spitze der Waſſergeiſter ſteht Kühleborn; Nixen, Waſſerweiber, Meerminnen, Undinen und Meluſinen ſind in ſeinem Gefolge. Sie ſind gleich dem von ihnen beherrſchten Elemente, bald ſchreckliche und heimtückiſche Naturmächte, feindlich dem Menſchen gegenüberſtehende Geiſter, bald wohlthätige und liebkoſende Weſen, verlockend ſüß wie Lorelei, Beherrſcherinnen einer Welt voll Wonne, in denen die berauſchende Zaubermacht der Waſſerwelt gleichſam konzentriert iſt. Strahlend in dem verführeriſchen Reiz überirdiſcher Schönheit erregen ſie in jedem, der ſie einmal erblickt hat, eine tiefe, unnennbare Sehnſucht, die nur durch zärtliche Vereinigung mit ihnen geſtillt werden kann. In ungeſtörter Einſamkeit lebten ſie in den Fiſchparadieſen auf dem Boden der Gewäſſer dahin, des überreichen Naturſegens der Waſſerwelt ſich erfreuend. Alles, was dies Urelement hervorbringt, iſt ihr unbeſtrittenes Eigentum.

Als die Menſchenkinder erſchienen, wurde der allgemeine liebliche Friede des Naturlebens geſtört. Sie eigneten ſich Grund und Boden an, der von alters her den Rieſen eigentümlich gehörte, vertrieben die Berggeiſter durch ihre Nähe, ſodaß dieſe grollend in unnahbare Geſteinswüſten, in die öden Gerölhalden des Hochgebirges ſich zurückzogen. Die Menſchen machten ſich die Pflanzenwelt nutz- und dienſtbar und betrachteten die Fiſche als gute Beute.

Aber ein tiefes Rechtsgefühl beherrſcht die ganze Märchenwelt. Der Menſch hat ein Unrecht an den früheren Beſitzern begangen, daher üben jene Naturgeiſter nur ein ihnen zuſtehendes Recht aus, wenn ſie ſich für jene Willkür des frevelhaften Menſchengeſchlechtes in wiedervergeltender Weiſe zu rächen ſuchen.

Gewaltige Steinblöcke werden von Rieſen und Rieſinnen — in chriſtlicher Zeit von dem Teufel, der ſtellvertretend die Rieſen ablöſte — auf menſchliche Wohnungen, Kirchen und ganze Dörfer herabgeſchleudert; in grimmiger Weiſe zerſtören ſie durch Bergſtürze und Lawinen auf Jahre hin den ihnen überaus verhaßten Anbau der Erde, die ſie vertreibende Kultivierung des Bodens. Plötzlich verſchwinden in den Bergwerken die vorher noch ſo mächtig ſcheinenden Erzgänge — alles edle Geſtein und das rote Gold — für immer, und den nach dem verſchwundenen Bergſegen ängſtlich ſpähenden Knappen ſchallt höhniſches

Gelächter der Kobolde entgegen. In die reichen Marschländer brechen jählings verheerende Meeresfluten herein, alles unter ihren Wellen begrabend.

Da jedoch der Mensch durch seiner Hände Arbeit, durch Mühe und Kraftanstrengung bei Bebauung vorher unwirtlicher Gefilde zugleich die rohen Naturkräfte überwand, da er durch Schlagen von Brücken, Erbauung von Mühlen, Befahren der Gewässer die ungestümen Wassergeister gebändigt, so stand ihm das Nutzungsrecht des reichen Bodenertrags zu, erwuchs ihm ein Anrecht auf die Schätze der Tiefe, die Verwendung der stummen Wasserbewohner zu seinem leiblichen Unterhalt.

Soll er dagegen jenes Rechtes nicht verlustig gehen, so muß er in ängstlicher Besorgnis sich jeglichen Mißbrauchs des dargebotenen Naturssegens enthalten. Denn „das Recht, welches der Mensch mit seiner Kultur auf den Boden erworben hat, erlischt in dem Augenblick, in dem er des Segens unwürdig wird, und plötzlich verschwindet der neue Kulturzustand, und die alte steinige Naturwildheit der Riesenzeit kehrt zurück".

Allein zu Schutz und Erhaltung der dem Menschengeschlechte von seiten der Elementar-Geister überlassenen Freiheiten und Güter genügte nicht bloß die Unterlassung des Mißbrauchs der reichen Gaben, welche die Natur aus ihrem schöpferischen Schoße hervorbrachte, sondern sie forderten auch die positive Anerkennung ihres ursprünglichen Besitzes, ihrer Gerechtsame, durch Darbringung bestimmter Opfergaben an uralt heiligen Fest- und Feiertagen im Jahreslaufe, gewissermaßen als Entgelt für den den Menschenkindern abgetretenen Nießbrauch alles dessen, was jenen Reichen entsproß und entsprang, die seit unvordenklichen Zeiten ihnen erb und eigen waren.

Mitten in der Fülle der Erdfruchtbarkeit am Johannistage, um die Zeit der Sommersonnenwende, forderte das Wasser, Fluß oder See, ein Opfer, ursprünglich wohl Menschenopfer. Später sah man die zufällig Ertrunkenen als Opfer des Flusses an, so daß heute noch bei solchen Vorkommnissen in der Tagespresse der Ausdruck, der Fluß hat sein Opfer gefordert, gang und gäbe ist. Denn die in den Fluten Versinkenden werden den Wasserweibern zu eigen. Darum sehen die Ertrinkenden nach dem Volksaberglauben vor dem Untersinken die Nixen auf dem Wasser einen Reigen aufführen, der sie gleich einem unentrinnbaren Zauberkreise umschlingt und in die Tiefe zieht. Tief drunten aber auf dem Boden des Flußbettes, in den Grotten der Meerestiefe befinden sich die Wohnungen der Wassergeister und aller derer, die, in ihre Gewalt geraten, in das nasse Reich hinabgezogen wurden und von nun an mit ihnen zusammenleben müssen.

Alle jene Wesen, welche nach heidnischer Auffassung phantastische Verkörperungen der Tier-, Pflanzen- und anorganischen Welt sind und heute noch in den Volksmärchen fortleben; welche unter der Gestalt reizender Lichtelben sogar den Geist der Landschaft versinnlichen, das wunderbare Geheimnis, das in den Wipfeln des Waldes und den Wellen am Ufer rauscht; welche ehemals Flur und Feld, Wald und Au, Fluß und See bevölkerten und mit ihren Hütchen, bergenden Kappen, Schwanhemden, ihrer unsichtbar machenden Tarnhaut auf das verborgene Wirken der Naturkräfte hinweisen: alle diese Wesen sind älter und stärker, geschickter und klüger als die Menschen; sind sie doch so alt wie die Berge, Bäume und Gewässer selbst, und, wie die Riesen den Menschen an Körpergröße und furchtbarer Stärke überlegen sind, so übertreffen die Elben und klugen Zwerge das Menschengeschlecht an Geist und eigentümlicher Schöpferkraft in Hervorbringung schöner Kunstwerke.

Aber wenn auch die dieser Geisterwelt angehörigen Wesen sich vor den Menschen durch Schaffenskraft und Gestaltungsfähigkeit vorteilhaft auszeichnen und in Bezug hierauf in hohem Grade die Staubgeborenen überragen, so ist ihr Dasein doch kalt, arm und freudlos, weil ihnen die Seele fehlt, ihnen die reiche Welt des Empfindens verschlossen ist, ihnen die Grundlage zu einem fröhlich selbstbewußten Leben abgeht und gebricht. Als daher bei dem Erscheinen des Menschen die Genien der Elemente diese auffällige Verschiedenheit ihres beiderseitigen Wesens zum erstenmale wahrnahmen, regte sich mit dem Bewußtsein dieser schmerzlich empfundenen Unvollkommenheit der lebhafte Wunsch und das tiefgefühlte Verlangen, die große Lücke und Leere auszufüllen. Vermöge ihres Scharfsinns, ihrer einsichtsvollen Klugheit drängte sich ihnen die Erkenntnis auf, daß kein anderer Weg zur Erreichung des heißbegehrten Gutes offen stehe als innige Verbindung und Gemeinschaft mit den neuen Herren der Erde, daß bloß das engste Verhältnis fester Vereinigung mit diesen bevorzugteren Wesen ihnen den Mitbesitz einer Seele zu verschaffen im stande sei, daß einzig durch diese Annäherung ihnen die Zaubergerte zu teil werde, vor der die Pforte in eine ihnen bisher fremde und unbekannte Wunderwelt sanfter erhabener Gefühle, reinen Glückes sich aufthue, daß auf diese Weise allein ihr verständig kaltes Leben von der wohlthuenden Wärme schöner und edler Seelenregungen durchströmt werden könne.

Wenn daher auch beim ersten Erscheinen der Menschen Elben, Nixen und die übrigen Geister der Naturkräfte, fremd angemutet von den freventlich in ihr Reich eingedrungenen Ankömmlingen, sich stark abgestoßen fühlten, wenn sie aus banger Furcht vor den Gedanken blitzenden, seelentief leuchtenden Augen der neuen Erdbewohner weit ab von der menschlichen Welt in die lautleere Wildnis einsamer Klüfte und Fels-

spalten flüchteten, sich in die keusche Unnahbarkeit hoher Waldgebirge, wo am dunkelsten die Wälder nachten, verbargen, oder endlich in die auf dem Boden der Gewässer vor Sommersglut und Sonnenbrand geborgene Kühle gewaltiger Stalaktitendome hinabflohen: so erwachte doch allmählich die Neigung, sich mit den Menschen zu freundlichem Beisammensein zu verbinden, mit ihnen, da keiner des andern zu gemeinsamem Zwecke entbehren konnte, beide einander bedurften, in ein gesellig angenehmes Verhältnis zu treten. Aber das nur langsam zurückweichende Widerstreben, die naturgemäße Abwendung der vermöge ihres innersten Wesens in mancherlei Beziehungen gegensätzlichen Geschöpfe konnte nur durch leise sich anbahnende Übergänge gemildert werden.

Darum stehlen Zwerg- und Elfenmütter, so lange die schönen, wohlgestalteten Säuglinge noch nicht durch die Taufe ihrer Macht entrückt sind, den menschlichen Müttern ihre Lieblinge aus der Wiege und schieben an Stelle der geraubten Kinder ihre eigenen Neugeborenen, auffallend widrige, durch kretinartige Mißbildung verunstaltete Geschöpfe unter, die wegen der unförmlichen Größe des dicken Halses und Kopfes Kielkröpfe, Dummköpfe, wegen der Vertauschung Wechselbälge im Volksmunde heißen. Sie gaben sich nun der Täuschung hin, daß das Elbenkind, mit edler Menschenmilch gesäugt, ihr verkümmertes und untergehendes Geschlecht zu kräftigen und zu erhalten im stande sei, anderseits zogen sie das fremde, mit einer Seele begabte schöne Menschenkind mit großer Liebe auf, von dem beglückenden Wahne erfüllt, es sei das ihrige; welchen Gedanken bekanntlich Fouqué in seiner Undine überaus glücklich verwertet und durchgeführt hat.

Viel zahlreicher jedoch sind die Märchen, in welchen buhlerische Elben, liebende Waldweiblein und das Zukünftige in prophetischem Geist vorausſehende Schwanjungfrauen schöne Jünglinge und Männer, insonderheit Fischer, Hirten, Jäger und Ritter zum Eingehen zärtlicher Vereinigung verlocken, ihnen hohes Entzücken gewähren, aber auch für Verletzung der feierlich gelobten Treue mit Untergang und Verderben drohen und diese Drohung unerbittlich ausführen.

Lüften wir den nur leise vorgezogenen Schleier, um den unter der wunderbar phantastischen Form des Märchens nach Rätselart verborgenen geistigen Gehalt in reiner ungetrübter Klarheit zu erkennen. Die liebende Hinneigung der die materielle Welt personifizierenden Geister zu dem Menschen ist der über alle Hindernisse triumphierend hinwegschreitende, aufwärts gerichtete Zug der teils leb- teils vernunftlosen Naturkräfte und Wesen aus den finster kalten, schmerzdurchtönten Gründen des Erdendaseins nach den lichten Himmelshöhen geistiger Verklärung. Stufenweise fortschreitend vervollkommnen sich die totenstarren Stoffe der Gesteinswelt

zu den belebten und höher entwickelten Formen des Pflanzen- und Tierreiches, die weiter auf dem Wege der Ernährung von dem Wesen aufgenommen werden, in welchem sich die Pole der geistigen und materiellen Welt berühren. Dadurch aber teilnehmend an der Wesensgemeinschaft der vernunftbegabten Erdengeschöpfe gelangen sie zunächst zur Selbstanschauung der Natur, alsdann im Vereine mit dem Menschen streben sie immer höher hinan zu den lichtdurchströmten Himmelssphären, wo im Mittelpunkt des Universums die Geistersonne als Urgrund alleinigen Glücks in blendender Strahlenpracht thront und zu der sich jedes kreatürliche Sein mit centripetaler Kraft hingezogen fühlt. Hier im langersehnten, ewigen Genusse des Wahren, Schönen, Guten hat die gesamte Schöpfung ihr letztes Ziel, den Endpunkt all ihres Strebens erreicht. Ein Gedanke, dem Schlegel poetisch in den Versen Ausdruck verlieh:

Es geht ein allgemeines Weinen,
Soweit die stillen Sterne scheinen
Durch alle Adern der Natur;
Es seufzt und ringet nach Verklärung,
Entgegenharrend der Gewährung,
In Liebessehnsucht die Natur.

Es ist aber dieser unaufhaltsame Zug nach oben zugleich das tiefste Geheimnis aller echten Kunst, das nie zur Ruhe kommende Ringen nach dem Idealen, das dem Innern der Natur eingeborene, rastlos vorwärts eilende Streben nach Gottähnlichkeit, nach Vergeistigung und Verklärung der gesamten materiellen Welt.

Es erübrigt noch zu ergründen, worauf die von jenen Geistern des flüssigen Elements ausgeübte dämonische Zaubermacht beruht, vermöge welcher sie sterbliche Jünglinge, die im Glanze und der ganzen Vollkraft männlicher Schönheit strahlen, mit unwiderstehlich packender Gewalt an sich zu locken im stande sind, um sie zu fester unlöslicher Vereinigung und Lebensgemeinschaft zu zwingen.

Alle Verlockung, aller Sinnenreiz, welche von buhlerischen Wassernixen und Meerminnen ausgeht, hat seinen letzten Grund in der Nacktheit[1]) ihrer Leiber.

1) Wenn auch die Wurzel von Nixe noch nicht ausgemittelt werden konnte, so scheinen wir doch berechtigt, eine Verwandtschaft zwischen Nixe und nackt annehmen zu dürfen. Das schwedische nëck, näck und das dänische nök Wassergeist klingen bedeutsam an die altnordischen Ausdrücke nekkvidr (gotisch naqaþs, naqadei) nökkvedr oder nöktr nackt an. Das sanskritische nij, vorgerm. nig sich waschen, wozu sprachlich Nixe gehört, setzt die Nacktheit voraus. Denn daß nickhus Wassergeist im 11. und 12. Jahrhundert auch Krokodil und Flußpferd bedeutet (Gloss. Junianae in Nyerup. symbol ad liter. Teuton. antiquior. S. 270 und Gloss. trevirenses 4, 25. Pfeiffers German. IX, 20, 17) scheint durch den Einfluß der Kreuzzüge veranlaßt und wird bezüglich der Etymologie des Wortes ganz irrelevant

Es liegt in dem nackten Leibe badender Schwanjungfrauen eine diabolische Schönheit, die immer etwas Unheimliches hat, was den Bewunderer anfremdet und erschreckt, in ihm gleichsam eine bange Ahnung aufdämmern läßt, daß dieser geheimnisvolle, schier unwiderstehliche Reiz seine Seele ins Verderben stürzt. Alle Wonnen nämlich, womit jene listigen Sirenen die Menschen zu verführen trachten, sind aus der gemeinen Sinnenwelt geborgt, der schöne Schein beglückenden Seelengenusses ist nur hinzugelogen. Denn, da den schönen Meerweibern der beseligende Zauber der Unschuld abgeht, so erweist sich das vorgespiegelte Glück auf die Dauer leer und nichtig. Der keusche Sinn des Volkes, wie er sich in den Märchen wiederspiegelt, hat ein tiefes Gefühl für das Unnatürliche und Verkehrte der Buhlerei mit Unholdinnen, alle Verführung, die im Nackten liegt, kommt ihm dämonisch vor, darum verlangt er Verhüllung. Der Grundzug aller Märchen bleibt immer ein sittlicher.

Wer hat das Wörterverzeichnis in Adam Petris Nachdruck des neuen Testaments aufgestellt?

Von **Heinrich Menges** in Rufach (Oberelsaß).

Der im Jahre 1523 bei Adam Petri in Basel erschienene Nachdruck der lutherischen Übersetzung des neuen Testaments ist unter den vielen Nachdrucken der Schriften Luthers bekanntlich von besonderer Bedeutung, weil er hinter der Vorrede ein Verzeichnis von 200 Wörtern in alemannischer Übersetzung enthält. Darin sind für die alemannischen Leser die ihnen unbekannten Ausdrücke Luthers durch solche aus ihrer Mundart ersetzt, oder, wie es im Titel der Ausgabe heißt, „die außlendigen wörter auff unser teutsch angezeigt". Dieses kleine Wörterbuch, das von anderen Druckern in Straßburg (1524), Nürnberg (1526)

---

sein. Das Wesen der Götter und Halbgötter des Heidentums ging, wenn ihr Einfluß ein verderblicher war, nach christlicher Anschauung auf die Person des Teufels über, in dessen Gestalt das christliche Volk des Mittelalters alles Plumpe, Ungeheure, Maßlose, das aller Harmonie Feindliche zu vereinigen liebte. Es ist um so erklärlicher, daß durch orientalischen Einfluß die Wassergeister zu Teufelsfratzen wurden, weil schon bei Juden und Muhamedanern die phantastische Vorstellung einer submarinen Hölle vorhanden war. Vergl. Herder zur Theologie I, 199. VII, 220, 248. Nach Bochart (Hierozoicon II, 856) hat beim Leviathan, dem Fürsten jener Meerteufel, das Krokodil zum Vorbild gedient, woraus sich auch erklärt, daß selbst auf Kirchenbildern (Didron iconogr. S. 283) Teufel mit Krokodilsköpfen vorkommen.

und Augsburg (1531) mit entsprechenden Abänderungen nachgeahmt wurde, ist für die Sprachgeschichte in doppelter Hinsicht wichtig. Fürs erste zeigt es uns, welche Ausdrücke damals auf alemannischem Gebiete noch unbekannt waren, und wie sich Luthers mitteldeutscher Wortschatz seither in Oberdeutschland ausgebreitet hat; sodann läßt es uns einen Blick thun in die Basler Mundart aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf ihr beruht nämlich das Verzeichnis. Enthält es aber das reine Baslerische jener Zeit? Oder: Rührt es von einem geborenen Basler her? Wer hat es überhaupt aufgestellt?

Ein geborener Basler scheint der Verfasser nicht zu sein. So schreibt Adolf Socin in einer Abhandlung über das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart: „Als echter und gerechter (schweizerischer) Ausdruck gilt uns Zimmis — ze Imbiss. Merkwürdig, daß in einem Vokabular 1523 das synonyme Anbiß, welches Luther gebraucht, nicht mit diesem Imbiß, sondern durch das weiter abliegende Morgenessen übersetzt wird. Da nun genug Stellen beweisen, daß Imbiß im 16. Jahrhundert in der Schweiz, und nicht zum mindesten in Basel, gäng und gäbe war, dürfen wir die Frage aufweisen, ob der Verfasser jenes von der Sprachgeschichte so hochgehaltenen Glossars von 1523 wirklich ein geborener Basler, oder ob es nicht der aus Franken stammende Verleger Adam Petri selbst war."[1]) Noch aus einer anderen Bemerkung Socins scheint hervorzugehen, daß der Verfasser kein geborener Basler war: „Das Verzeichnis erschöpft übrigens den fremden Wortschatz durchaus nicht; die oft wenig treffenden Übersetzungen lehren, daß es auf eine ziemlich oberflächliche Durchsicht angefertigt ist."[2]) Auch Friedrich Kluge nennt das Basler Glossar „unzulänglich."[3]) Wenn aber ein geborener Basler Luthers Testament mit der Absicht durchgelesen hätte, die fremden Wörter zu übersetzen, so wären sie ihm auch alle ohne weiteres aufgefallen. Einem Nichtbasler jedoch konnte ein Übersehen leicht vorkommen.

Als Verfasser des Verzeichnisses wird daher gewöhnlich der Buchdrucker Adam Petri angesehen. Und da er aus Langenburg im Norden des württembergischen Jagstkreises stammte, wäre in dem Glossar ostfränkischer Einfluß zu vermuten.

---

1) Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 83. Band (1889), S. 332.

2) Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit, 1888, S. 238.

3) Friedrich Kluge: Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze, 1888, S. 69.

Es sei mir hier erlaubt, an der Verfasserschaft Petris zu zweifeln. Schon ein Wort aus der Einleitung des Verzeichnisses rechtfertigt diesen Zweifel: „Lieber Christlicher Leser, So ich gemerkt hab, das nicht yederman verston mag ettliche Wörter im yetzt gründtlichen verteutschten neuwen Testament, doch die selbigen wörtter nicht on schaden hetten mögen verwandelt werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch außlegen und ordenlich in ein klein Register wie du hie siheſt, fleißlich verordnet."[1]) Das Wort lassen gestattet den Schluß, daß Adam Petri das Verzeichnis nicht selber zusammengestellt, sondern jemand mit seiner Anlegung beauftragt habe.

Wer ist nun der Beauftragte? Ich will es gleich vorweg sagen, daß ich einen Oberelsässer dafür halte, und zwar den aus Rufach gebürtigen bekannten Humanisten Konrad Pellikan (1478 — 1556), der mit seinem ehrlichen deutschen Namen Konrad Kürsner hieß. Wenn ich in den folgenden Zeilen diese Ansicht zu begründen suche, so stütze ich mich ganz auf die Hauschronik Pellikans, die unlängst von Theodor Vulpinus in schöner deutscher Übersetzung herausgegeben wurde.[2]) Ihr entnehme ich die folgenden Angaben.

Pellikan ist 1519 zum Guardian des Franziskanerklosters in Basel gewählt und bestätigt worden. Über seinen Aufenthalt in dieser Stadt berichtet er unter anderm: „So kam ich denn zum Pfingstfeste nach Basel, wo damals dank der Bemühungen des Beatus Rhenanus, und zwar anfangs von Johann Froben, viele lutherische Schriften gedruckt wurden, z. B. die Resolutionen der Thesen, die Reden über die zehn Gebote, der Galaterbrief und zuletzt, in Abwesenheit Frobens, die Schrift von der Gewalt des Papstes. Aber hernach druckte Froben auf mehrfaches schriftliches Andringen des Erasmus von Rotterdam nichts Lutherisches mehr. Das kam nun Adam Petri trefflich zu statten, der in der Folge viele solcher Bücher mit großem Nutzen druckte, darunter auch die Werke Pommerans und Melanchthons, bis er sich zuletzt bei einer Ausgabe gründlich verrechnete. Ohne, ja gegen meinen Rat, hatte er nämlich auch 3000 Psalter mit Pommerans Auslegung gedruckt und erlitt daran schweren Schaden. Nach und nach (bis 1525) druckte er übrigens schier alle Schriftchen, die er aus Witten-

1) Frommann: Die deutschen Mundarten, VI 41, wo Rudolf von Raumer das Verzeichnis zum ersten Male zugänglich gemacht hat.

2) Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theodor Vulpinus. Straßburg, Heitz, 1892; 2 M. — In dieser Chronik zeichnet Pellikan in einfachen Zügen das Bild seines unruhigen Lebens auf dem Hintergrunde der großen geistigen Bewegung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie ist höchst lesenswert.

berg bekommen konnte, mit Anmerkungen aus meiner Feder" (Hauschr., 76).

Neben dieſe Worte iſt eine andere Bemerkung Pellikans zu ſtellen. Als er angeklagt wurde, er ſei Lutheraner und befördere den Druck und die Verbreitung lutheriſcher Schriften, ſchrieb er am 30. Juli 1523 einen langen Rechtfertigungsbrief an ſeinen Altersgenoſſen, den Pater Alexander Molitor, damaligen Guardian in Mainz und ſpäteren Provinzial ſeines Ordens. Darin kommt die folgende Stelle vor: „Seit dieſer Zeit (dem Kapiteltag zu Leonberg in Schwaben, nach Oſtern 1522) hatte ich, was Luthers Schriften betrifft, keinerlei Verkehr mehr mit Buchdruckern; dieſe aber hörten deshalb nicht auf, an ihren Gewinn zu denken. Nur den Druck des Neuen Teſtaments habe ich nach Kräften gefördert, und der hierauf verwendete Fleiß reut mich nicht; auch kann mir kein Chriſtenmenſch daraus einen Vorwurf machen, und überdies hätte das Werk durch mein Zurücktreten doch keinen Stillſtand erlitten" (Hauschr., 84 u. 85).

Hält man dieſe beiden Äußerungen zuſammen, ſo leuchtet ein, daß Pellikan mit dem Druck des neuen Teſtaments nichts anderes meint, als den im März 1523 bei Adam Petri erſchienenen Nachdruck, und nicht etwa den des Buchdruckers Thomas Wolf, der in Baſel ebenfalls Luthers Schriften nachdruckte. Welcher Art war nun die Förderung dieſes Nachdruckes, und worauf bezog ſich der hierauf verwendete Fleiß? In den oberdeutſchen Nachdrucken mitteldeutſcher Schriften, namentlich derjenigen Luthers, wurden in jener Zeit, abgeſehen von einigen grammatiſchen Abweichungen, hauptſächlich zweierlei Veränderungen vorgenommen, um die Druckſchrift der heimiſchen Mundart anzupaſſen: die einen bezogen ſich auf den Lautſtand, die andern auf den Wortſchatz. Über die vielen lautlichen Veränderungen iſt zu vergleichen: Karl von Bahder, Grundlage des neuhochdeutſchen Lautſyſtems, 1890, S. 15 flg. Die Änderungen im Wortſchatze beſtanden in der Erſetzung ungewohnter mitteldeutſcher Ausdrücke durch geläufige der entſprechenden Mundart. So iſt z. B. erſetzt in dem Züricher Nachdruck des neuen Teſtaments von 1524: Heuchler durch Glychsner, Schnur durch Sohnsfrau, flickt durch bützt (A. Socin, a. a. O., 227); in der von Eck beſorgten katholiſchen Ingolſtädter Bibel aus dem Jahre 1537 (der Luthers Überſetzung in der Emſerſchen Überarbeitung zu Grunde liegt) iſt wiedergegeben: Kloß durch Schollen, freien durch heiraten, klug durch weiſe, ſehr durch vaſt u. ſ. w. (F. Kluge, a. a. O., 79). Adam Petri hat aber in ſeinem Nachdrucke weder den Lautſtand noch den Wortſchatz verändert, ſondern Luthers Sprache im großen und ganzen gelaſſen, wie ſie war. Er huldigte dem Streben, „die Wirkungen der Druckwerke nicht durch den heimatlichen Dialekt einzu-

engen."[1]) Schon vor dem Erscheinen der Schriften Luthers suchte er in Süddeutschland und der Schweiz dem Gemeindeutschen Geltung zu verschaffen.[2]) Namentlich schloß er sich bezüglich der Diphthonge ei, au und eu dem neuen Vokalismus an. So hielt er es auch 1523 „nicht mehr dem Verständnis seiner Basler Leser hinderlich, daß er die gemeindeutschen Vokale unverändert gab."[3]) Auch den Wortschatz ließ Adam Petri aus Achtung vor Luthers Verdeutschung unverändert. Statt der einzelnen Ersetzung unbekannter Ausdrücke gab er das in Rede stehende Wörterverzeichnis. Wenn wir uns also fragen, auf welche Weise Konrad Pellikan Adam Petris Nachdruck des neuen Testaments gefördert habe, so ist darauf, da wir ihm doch nicht die Thätigkeit eines Setzers oder Korrektors zulegen können, nur die eine Antwort zu geben: Er hat dieses Wörterverzeichnis angelegt.

Diese Annahme gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit durch das persönliche Verhältnis Pellikans zu Petri und durch die Art seiner sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit. Pellikan war mit Petri und seiner Familie befreundet. Als er wegen seiner Geistesrichtung durch einen andern Guardian ersetzt worden war und von manchen seiner Klosterbrüder angefeindet wurde, fand er bei Adam Petri Schutz und Unterstützung. Er berichtet darüber aus dem Jahre 1524: „Der neue Guardian war mir damals noch gewogen; trotzdem zeigten sich mir einige Laienbrüder feindlich gesinnt, besonders der Koch und der Kellermeister samt ein paar andern. Gute Leute, zuvörderst Ad. Petri und seine Frau, fürchteten deshalb für mein Leben und Wohlergehen. Schier das ganze letzte Jahr meines Aufenthalts in Basel schickten sie mir täglich Speise und Trank. Ich aß also nicht mehr mit den übrigen Brüdern, die zudem auch bereits anfingen, Mangel zu leiden" (Hauschr., 93). Und als Pellikan aus dem Kloster austrat, um einem Rufe Zwinglis zu folgen und als Professor der hebräischen Sprache nach Zürich zu gehen, verbrachte er den letzten Tag und die letzte Nacht zu Basel im Hause Petris (Hauschr., 104).

Ähnliche Arbeiten wie das Wörterverzeichnis hat Pellikan auch sonst besorgt, vorher und nachher, in Basel häufig für Petri. Er möge uns das durch seine Hauschronik selbst bezeugen. „1520 sammelte und ordnete ich alle damals vorhandenen Schriftchen Luthers, und Adam Petri ließ sie in Einem Band erscheinen" (Hauschr., 77) . . . „In dem nämlichen Jahre (1521) wurde Luthers Psalter gedruckt; 22 Psalmen in

1) F. Kluge, a. a. O., 97.
2) Vgl. K. v. Bahder, a. a. O., 23; Frommanns deutsche Mundarten, VI, 40.
3) Karl Weinhold: Alemannische Grammatik, 1863, S. 55.

Folio erschienen unter meiner Mitwirkung bei Ad. Petri; ebenso bei Froben die Werke Tertullians auf Veranlassung des Beatus Rhenanus, der den einzelnen Büchern zweckmäßige Inhaltsangaben vorausschickte und mich bestimmte, das Verzeichnis für das Gesamtwerk anzulegen, wie ich es schon bei Cyprians Werken gethan hatte. Pommerans Auslegung der Psalmen wurde mir handschriftlich von Wittenberg gesandt mit der Bitte, die Arbeit durchzulesen; sie sollte in einer ersten Auflage von 1600 Stück in Basel gedruckt werden. Aber im nächsten Jahre schrieb Martin Butzer, in Nachahmung Pommerans, eine deutsche Psalmenauslegung, die A. Petri in einer doppelten Ausgabe unter meiner Mitwirkung drucken ließ. Auch schrieb ich zu allen Büchern, die bei ihm erschienen, Inhaltsverzeichnisse, wahrlich keine leichte Arbeit für mich, den Guardian, der gleichzeitig fast noch das ganze Krankenhaus an der Birs zu bauen hatte. Außerdem druckte Froben auf Betreiben des Beatus Rhenanus noch das Buch des Marsilius von Padua gegen das Papsttum. Es stammt aus der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, und ich schickte auch diesem Werk ein Inhaltsverzeichnis voraus, um es nützlicher und verkaufbarer zu machen" (Hauschr., 79).

Auch in Zürich war Pellikan auf diese Weise thätig für den dortigen Buchdrucker Froschauer. „Außerdem machte ich noch mehrere Inhaltsverzeichnisse zu Werken, die in Zürich gedruckt wurden, nämlich zu Billingers Epistelkommentar, zu Vadians biblischer Geographie und zu seiner Aphorismensammlung, die er mir gewidmet hat. Die Bibel Münsters verglich ich Wort für Wort mit der hebräischen, weil man ihn in Basel verhindert hatte, dies selbst fortzusetzen. Ebenso verglich ich Leo Judäs und Biblianders Bibel vor der Drucklegung Wort für Wort mit dem Grundtexte, damit nichts übersehen würde, und später noch einmal vor der zweiten Ausgabe. Auch die Paraphrasen des Erasmus von Rotterdam über das Neue Testament teilte ich ein nach den Kapitelabschnitten (so sind sie im Druck erschienen), fügte ein langes, genaues Inhaltsverzeichnis bei und sogar, damit die Auslegung des neuen Testaments nicht lückenhaft sei, noch eine deutsche Erklärung der Apokalypse. Desgleichen schrieb ich ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis zu Stobäus. Auch einen vierfachen Katalog der Züricher Bibliothek habe ich angelegt" (Hauschr., 128). . . . „Um jene Zeit (September 1544) habe ich auch das Verzeichnis der wichtigsten Stoffe zum 2. Bande der Werke Zwinglis angelegt" (Hauschr., 154). . . . „Sebastian Franks deutsche Sprichwörter habe ich in eine andere, bequemere Ordnung gebracht; Froschauer druckte sie" (Hauschr., 155).

Neben diesen Äußerungen Pellikans läßt sich noch ein anderer Weg denken, um seine Verfasserschaft zu erkennen: man kann das Ver-

zeichnis mit der Rufacher Mundart vergleichen, um ſo den Einfluß der letzteren feſtzuſtellen. Ich habe das gethan, bin aber zu keinem Ergebniſſe gekommen. Das iſt auch leicht erklärlich. Die heutige Mundart iſt von derjenigen Pellikans durch einen Zeitraum von 400 Jahren getrennt. Und während dieſer Zeit hat auch die lebendige Volksſprache beträchtliche Veränderungen erlitten, namentlich im Wortſchatze. Zudem hatte Pellikan von ſeinem 16. Jahre an wenig Berührung mehr mit der Mundart ſeiner Heimat. Im Jahre 1494 trat er in das Franziskanerkloſter ſeiner Vaterſtadt, und von ſeinem 21. Lebensjahre an machte er weite Reiſen und hielt ſich nur noch vorübergehend in Rufach auf (z. B. 1508—1511 als Lektor und 1517—1519 als Guardian des Kloſters). Überdies wird er ſich, wenn er wirklich der Verfaſſer des Verzeichniſſes iſt, mit Fleiß auf die Basler Mundart geſtützt haben. Der Rufacher Einfluß iſt ſicherlich nicht hoch anzuſchlagen. Nachzuweiſen iſt er jedenfalls nicht mehr. Das ſcheint mir aber auch nicht nötig zu ſein. Die mitgeteilten Stellen aus der Hauschronik enthalten zwar keinen Beweis, aber doch die große Wahrſcheinlichkeit, daß Konrad Pellikan aus Rufach das Verzeichnis im Auftrage Adam Petris zuſammengeſtellt hat.

Politiſche Thaten und Worte Jakob Grimms.

Von **Carl Franke** in Borna.

Wohl hatte Jakob Grimm in den traurigen Zeiten der Franzoſenherrſchaft ſeine Forſcherarbeit über das deutſche Altertum mit dem Gedanken begonnen, das geſunkene Vaterland dadurch aufrichten zu helfen, ein Mann von politiſcher Bedeutung wurde er erſt durch ſein treues Feſthalten an dem Eide, den er auf die hannoverſche Verfaſſung geſchworen hatte, und durch ſeine Vertreibung aus Göttingen infolge davon. In allen Gauen Deutſchlands wurden Stimmen laut, welche die mutige Männerthat der ſieben Göttinger Profeſſoren unumwunden billigten. Durch dieſe allgemeine Billigung wurde zweifelsohne erſt Jakob Grimm die politiſche Tragweite jener männlichen Handlung klar, reifte in ihm erſt die Überzeugung, daß er zu Deutſchlands Heil ein leuchtendes Beiſpiel gegeben hatte, das zur Nachahmung anfeuerte. So ſchreibt er 1840 an Lachmann: „Unſern Schritt habe ich noch keinen Augenblick bereut. Ich beſtehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unſerer Lage gethan haben würde? Die Handlung iſt mir zur Zeit des Ereigniſſes viel unbedeutender

vorgekommen, aber natürlich und recht; ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu sein: das ist das Fundament der wahren Politik." Dann fährt er aber bedeutsam fort: „Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand; es giebt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen, ohne alle Frucht, und nur in dem Laube grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demütiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird Denn die Zukunft unsers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit."

Auch auf die äußere Politik hatte er damals ein scharfes Auge. Als die Franzosen lüsternes Verlangen nach dem linken Rheinufer zeigten, schrieb er den 12. November 1840 an Gervinus: „Uns gebührte es nach dem Elsaß zu schreien, nicht ihnen nach dem Rheinufer."

Fest glaubte Jakob Grimm an Deutschlands Wiedergeburt und war sich auch darüber klar, von welchem Staate sie ausgehen werde. So äußerte er sich den 6. September 1841 gegen Gervinus: „Man muß an die Möglichkeit neuer Kraftentwicklung glauben, denn von Preußen aus soll und muß doch einmal Deutschland geholfen werden." —

Und den 20. April 1847: „Nur eine solche preußische Verfassung wird einmal gelungen heißen dürfen, welcher die Herzen in ganz Deutschland zufliegen; — — daß hier in Preußen Besseres keimt, sollten Sie nicht mißdeuten."

Bei dieser Wiedergeburt sollte aber nach Jakob Grimms Meinung das ganze Volk thätig sein; dies bezeugen seine am 6. September 1842 an Dahlmann gerichteten Worte: „Eine saubere Politik, die bloß unter den Händen unsrer sogenannten Staatsmänner, ohne Teilnahme der Wissenschaft und des Publikums gedeihen sollte." Und die Wissenschaft war beteiligt an Deutschlands Wiedergeburt. Das zeigte sich auf den beiden ersten Germanistenversammlungen, die unter Jakob Grimms Vorsitz die eine 1846 in Frankfurt a. M., die andere 1847 in Lübeck tagten. Wohl hatten diese Germanistenversammlungen keinen politischen Zweck im Auge; doch zu innig war die damalige Germanistik mit der geistigen Entwicklung Deutschlands verknüpft, zu warm schlug jenen deutschen Forschern das Herz für ihr deutsches Volk, als daß nicht manches herrliche Wort gesprochen worden wäre, das warme Vaterlandsliebe atmete und die Hoffnung auf eine mächtige Erstarkung des geeinten Deutschlands bekundete. Vor allem geschah das von Jakob Grimm. Seine tiefe Kenntnis von Deutschlands großer Vergangenheit ließ ihn dessen herr-

liche Zukunft ahnend ſchauen. „Wir, aus deren Schoß ſeit der Völkerwanderung zahlloſe Heldenſtämme nach dem Weſten entſandt wurden, auf deren Boden immer die Schlachten der Entſcheidung geſchlagen, die kühnſten Aufſchwünge des Geiſtes vorbereitet zu werden pflegen, ja wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwicklungen.“ So rief er zuverſichtlich in Frankfurt aus, und in Lübeck ſank er, nachdem ein Toaſt auf ihn gehalten worden war, ſeinem alten Freunde Dahlmann mit der Verſicherung in die Arme, er wünſche, daß man von ihm ſage, was er ſelbſt von ſich ſagen dürfe, daß er niemals im Leben etwas mehr geliebt, als ſein Vaterland.

Sein Bruder Wilhelm dagegen erſtattete in Frankfurt Bericht über ihr großes Nationalwerk „Das deutſche Wörterbuch“; dieſer Bericht wurde gleich den Vorträgen Jakobs in den Verhandlungen der Germaniſten mit abgedruckt.

Sicherlich haben jene Germaniſtenverſammlungen für die Einigung und Wiederaufrichtung Deutſchlands mindeſtens keine geringere Bedeutung als die deutſchen Sänger-, Turner- und Schützenfeſte gehabt, ketteten ſie doch den deutſch geſinnten geiſtigen Adel unſeres Vaterlandes feſter aneinander und lenkten auf ihn die Blicke des deutſchen Volkes. Und als im nächſten Jahre endlich das ſo heiß erſehnte deutſche Parlament in die Paulskirche zu Frankfurt a. M. zuſammengerufen wurde, da entſandte jenes eine nicht kleine Anzahl dieſer Männer in dasſelbe. Nimmt es wunder, daß unter den gewählten Abgeordneten auch der anerkannte Führer der Germaniſten, der mutige Verfechter der hannoverſchen Verfaſſung gegen Fürſtenwillkür war, obgleich er ausdrücklich erklärt hatte, daß er kein Politiker ſei? Der Wahlkreis Mühlheim a. d. Ruhr hatte die Ehre, von Jakob Grimm vertreten zu werden. Seinen großen Pflichteifer und ſeine unermüdliche Ausdauer bewährte er auch im Parlament. Von ſeinem Platze aus, der vorn im Mittelgang dicht an der Rednerbühne war, hörte er mit der größten Aufmerkſamkeit auch dem mittelmäßigſten Redner zu. Dagegen ergriff er ſelbſt nicht allzu häufig das Wort; vier größere Reden hat er gehalten, die im ſtenographiſchen Bericht über die Verhandlungen der deutſchen konſtituierenden National-Verſammlung abgedruckt ſind, nämlich: Über Geſchäftsordnung, Schleswig-Holſtein, die Grundrechte und den Adel in der deutſchen Litteratur. Wohl verſtand Jakob Grimm zu reden, doch die in öffentlichen Verſammlungen ſo wichtige Gabe des Überredens mangelte ihm. Wenn er aber ſprach, ſo zeigte ſich ſeine im beſten Sinne des Wortes konſervative Natur, welche ihn einen gemäßigteren Standpunkt als ſein Freund Uhland nehmen ließ, und ſein geſchichtlicher Sinn; die älteſten Stammverwandtſchaften der Germanen und die ſprach-

lichen Verhältnisse wollte er als maßgebend für die Politik betrachtet und in die deutschen Grundrechte möglichst viel von der Poesie des altdeutschen Rechtes aufgenommen wissen. Getreu seinem alten Grundsatze, kein Parteimann sein zu wollen, soll er an Fraktionsversammlungen nie teilgenommen haben. Wie klar er aber die allgemeine politische Lage überschaute, geht daraus hervor, daß er unerschütterlich an seiner Überzeugung festhielt, zu Deutschlands Führung sei Preußen berufen.

Auch in der Versammlung zu Gotha tagte er 1849 mit; und trotz des Scheiterns der deutschen Einheitspläne schrieb er den 3. September an E. v. Groote die prophetischen Worte: „Wenn alle Leute von der Notwendigkeit deutscher Einheit durchdrungen wären, so stände es längst gut um das geliebte Vaterland; aber sie wird nach den heftigen Geburtswehen, die wir erleben, doch noch ans Licht kommen und dann eine selige Zeit anbrechen."

Höchst interessant ist Jakob Grimms Briefwechsel mit dem dänischen Gelehrten Rafn aus jener Zeit. Diesem schreibt er am 15. Dezember 1848: „Was könnte ich gegen einen Mann haben, der sich mir stets freundlich erwies, dessen Vaterlandsliebe, wie aller Dänen, ich gerecht anerkenne? — Ich habe in der holsteinisch-schleswigischen Sache immer antidänisch gestimmt. — Siegt unsre Einheit, so wird auch die Halbinsel sich gestalten müssen, wie es naturgemäß ist. So wenig sich Dänemark und Schweden in Liefland und Pommern behaupten konnten, wird dänische Herrschaft über die Deutschen in Schleswig-Holstein noch lange dauern. In den großen und kleinen Inseln soll Skandinavien walten und blühen. Schließt es sich brüderlich an Deutschland und ziehen wir die Niederlande, vielleicht später die russischen Ostseeprovinzen in den Bund, so werden wir Slaven und Romanen trotzen." Noch deutlicher spricht er diesen pangermanischen Gedanken am 13. November 1849 aus: „Ich halte eine skandinavische und deutsche Einheit für das Endziel aller patriotischen Wünsche. — Das sind keine Träume, weil sie mich schon in der Gegenwart meines kurzen Lebens mit Mut und Hoffnung ausstatten und fähig machen, dahinaus zu wirken nach meinen Kräften, von woher die Vervollkommnung unsrer Zustände eintreten muß."

1843 hatte Jakob Grimm Italien und 1844 Dänemark und Schweden bereist Unter dem Titel „Italienische und skandinavische Eindrücke" ließ er einen Bericht über beide Reisen erscheinen. Darin tadelte er hinsichtlich Dänemarks scharf die gegen Schleswig-Holstein geübte Vergewaltigung, hinsichtlich Italiens bezeichnete er die Priesterherrschaft der Päpste als unnatürlich und beklagte aufrichtig das Schicksal des italienischen Volkes; doch verkündete er mit prophetischem Munde dessen Wiederaufrichtung und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland: „Das heutige

Italien fühlt ſich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, ſchuldloſer Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in ſich berge, die Macht, deren Flammen wir noch aufflackern ſehen, wird nicht ewig über ihm laſten, und wenn Friede und Heil des ganzen Weltteils auf Deutſchlands Stärke und Freiheit beruhen, ſo muß ſogar dieſe durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzuſehende, aber dennoch mögliche Wiederherſtellung „Italiens bedingt erſcheinen."

Das Scheitern aller ſtolzen Hoffnungen, die Jakob Grimm mit anderen deutſchen Männern auf das deutſche Parlament geſetzt hatte, die nach den trüben Tagen der Revolution hereinbrechende Reaktion verſtimmte ihn tief. So ſchreibt er 1858: „Wie oft muß einem das traurige Schickſal unſres Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern." — Aber auch im Schmerz verläßt ihn ſein heller Blick nicht; denn wenn er fortfährt: „Es iſt an gar keine Rettung zu denken, wenn ſie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird. Es kann nur durch rückſichtsloſe Gewalt geholfen werden," wer dächte da nicht an das Blut und Eiſen, das 1866 und 1870 das Deutſche Reich zuſammengekittet hat! Weil aber damals die deutſchen Regierungen zögerten, die Einigung Deutſchlands ſelbſt in die Hand zu nehmen, da neigte er ſich, der im innerſten Grunde ſeines Herzens echt konſervativ und monarchiſtiſch fühlte, der Demokratie zu. Nur ſo ſind die Worte zu verſtehen: „Je älter ich werde, deſto demokratiſcher geſinnt bin ich. Säße ich nochmals in einer Nationalverſammlung, ich würde viel mehr mit Uhland, Schoder ſtimmen, denn die Verfaſſung in das Geleiſe der beſtehenden Verhältniſſe zu zwängen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unſern vielen Errungenſchaften und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt, doch wie klein iſt unſer Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlandes im Hintergrund ſteht. In den Wiſſenſchaften iſt etwas Unvertilgbares, ſie werden nach jedem Stillſtand neu und deſto kräftiger ausſchlagen." — Die meiſten Menſchen werden im Alter konſervativer geſinnt, bei Jakob Grimm war in Politik und Religion gerade das Umgekehrte der Fall. — Es war dem größten der Germaniſten nicht vergönnt, auch nur den Beginn von Deutſchlands großer Zeit zu ſchauen; Moſes vergleichbar ſtarb er an der Schwelle derſelben im September 1863.

Wie E. M. Arndt um Städte werben läßt.

Von **Franz Branky** in Wien.

Reinhold Köhler[1]) und Ludwig Fränkel[2]) wandten dem anmutigen Bilde, das in Kriegsliedern und Kriegsgesängen die zu belagernde Stadt als Braut und den sie belagernden Feldherrn als Bräutigam oder Brautwerber und den ganzen Lärm und Tumult der Belagerung als Hochzeitsfest auffaßt, große Teilnahme und Aufmerksamkeit zu. Für diese zwei trefflichen Gaben sind die Freunde der deutschen Poesie und Dichtung den beiden Forschern zu großem Dank verbunden.

In der mit vielem Fleiße ausgeführten Arbeit Fränkels (a. a. O. S. 360) fällt die Bemerkung:

„Von den vier großen liedmeistern unter der dichterschaar der freiheitskriege fiel Th. Körner viel zu früh unter feindlichen kugeln, um schon die belagerung zu erobernder städte ins auge fassen zu können, während E. M. Arndt sich bald seiner knorrigen leidenschaft, bald seinem angeborenen hausbackenen und volksmäßig trivialen tone mit der neigung zu einer gewissen algemeinheit und sprichwortähnlichen redeweise überließ. Daher finden sich nur bei Schenkendorf und bei Rückert belege für das „um städte werben."

Dieses Urteil unseres geschätzten Mitarbeiters ist etwas gar zu streng und allzuhart. Der große Patriot der Freiheitskriege, der gute Vater seiner lieben Deutschen, der mannesmutige Freiheitssänger und Liedermeister von Rügen greift auch zu jenem poetischen Bilde, um seinem Ingrimm gegen die Welschen und seinem glühenden Franzosenhaß Luft zu machen. Arndt läßt in derselben Art und Weise, wie so viele Sänger und Dichter vor und neben ihm, um Städte werben. Ein volles und ganzes Bild in dieser Hinsicht giebt das Lied vom alten Gneisenau, dem mutigen Verteidiger der Festung Kolberg. An der Stirne trägt die Dichtung die jedem Deutschen so denkwürdige Jahreszahl 1813.

Die zweite, dritte, vierte und fünfte Strophe lauten also:

Bei Kolberg hat es flinken Tanz,
Juchheididei! Juchheididei!
Um Mau'r und Graben, um Wall und Schanz,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen also munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die so mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

1) Archiv für Litteraturgeschichte I, 228 — 251.
2) Zeitschrift für deutsche Philologie XX, 336 — 364.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheididei! Juchheididei!
Es iſt ein Held vom deutſchen Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von echten Treuen,
Des ſich die Deutſchen freuen,
Und Gneiſenau klingt ſein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Da tanzt der tapfre Gneiſenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er tanzt ſo friſch und freudig,
Er tanzt ſo ſcharf und ſchneidig
Franzoſen aus dem Atem
Auf Kolbergs grüner Au.

(Gedicht von E. M. Arndt. Neue verbeſſerte verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig Weidmannſche Buchhandlung, 1840, S. 199. Die im Jahre 1889 von der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin veröffentlichte Auswahl der Gedichte enthält S. 59 „Das Lied von Gneiſenau".)

Dieſes Gedicht, in dem die Stadt Kolberg direkt als Braut und Gneiſenau als Bräutigam zubenannt werden, muß, man mag wollen oder nicht — und ſei die Abneigung gegen Arndts Sprache noch ſo groß — doch dem Begriffe „um Städte werben" untergeordnet werden. Daß Arndt dieſes anmutige und liebliche Bild in ſeinem Bewußtſein hatte, zeigt ja noch mehr als eine Stelle ſeiner Dichtungen. Freilich iſt er nicht immer ſo breit, umſtändlich und deutlich wie bei der Dichtung, die er zu Ehren des hochgeſchätzten Patrioten Gneiſenau geſchrieben hat. Ab und zu erſcheint bei Arndt jenes poetiſche Bild etwas verblaßt, gekürzt; er begnügt ſich, eine bloße Andeutung zu geben, flicht einen Feſttanz ein, zieht einen Reigen oder einen Kehraus heran und läßt ſo das alte Gemälde mit all ſeinen Einzelheiten, wie man es von der Belagerung Magdeburgs her durch Karl V. im Jahre 1553 kennt (ſ. R. Köhler a. a. O.) mehr ahnen und leiſe nachempfinden. Deutlich zeigt das die Schilderung der Leipziger Schlacht im Liede „Der tapfere König von Preußen". (Auswahl der Ged. 112 flg.) Nur ein ſpezieller Tanz, der Franzoſenkehraus, gemahnt noch an die alte Hochzeit.

„Bei Leipzig ſie hielten den letzten Tanz,
Der Franzoſenkehraus, der ſollt' es ſein!
Drei Tage ward getanzt, ſie verſpielten's ganz,
Achtzigtauſend nur flohen lebendig zum Rhein,
Achtzigtauſend von dreihunderttauſend Mann,
Die übrigen todt und gefangen all."

In der letzten Strophe, wo dem Könige von Preußen und Feldmarſchall Blücher ein vivat! dargebracht wird, wiederholt Arndt nochmal:

„Sie ſäeten Kugeln wie Erbſen ins Feld
Und ſpielten zum Tanz mit Kanonenknall."

Einige leiſe Anklänge an das blutige Ballfeſt weiſt „Der rechte Spielmann (1814)" auf, der ſo luſtig geigen kann,

„daß alle Tänzer hinterdrein
Ihm freudig folgen Mann für Mann" —

und dem mit Kugeln und Kanonenknall aufgespielt wird, und

„Der vorderst rennt im Sturmeslauf,
Der vorderst tanzt den roten Ball."

Auswahl der Ged. 127 flg.

Kräftiger aber wettert und donnert der Fürst von Rügen im Lied der Feuermusikanten (Auswahl der Ged. S. 169):

„Auf Bombardier und Kanonier!
Laßt die Musik erklingen!
Die Tänzer sind schon alle hier
Und sehnen sich zu springen.
Auf! zieht den vollen Glockenstrang
Im Donner- und Kartaunenklang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen!" –

Zu diesem hehren Hochzeitsfest, das gefeiert werden soll, holt Arndt das halbe mittelalterliche Arsenal zum Singen und Klingen herbei:

„Kartaunen und Scharfmetzen
Und Basilisken, die im Flug
Auf Turm und Mauer sich setzen,
Und Narren, die mit Stock und Stein
Gleich wilden Buben um sich spei'n[1])
Anschnarcher, Heuler, Preller,
Gewalt'ge Feuerschneller."

„Der Vögel und Flieger habt ihr gnug,
Sie fliegen gar geschwinde,
Und überholen mit dem Zug
Der Flügel alle Winde:
Der Singerinnen feurig Heer
Und Falken und Sperber noch viel mehr,
Auch müssen Nachtigallen
Aus hellen Kehlen schallen."

„Die Vögel fliegen und singen gut,
Nun laßt auch zischen und sausen
Der wilden Feuerkatzen Wut,
Der Feuerschlangen Grausen,
Der Bomben und Granaten Schein
Das soll der Hochzeitsbitter sein,
Mit Orgeln und mit Glocken
Sollt ihr zum Tanze locken."

1) Die Auswahl der Arndtischen Gedichte zeigt hier eine Textverbesserung. Die verminderte und doch vermehrte Ausgabe vom Jahre 1840 hat hier den Reim: Stein — streun, was bei unserer heutigen Bühnensprache, die das eu immer tiefer und tiefer senkt, einen Reim nicht giebt. Die Auswahl reimt: Stein — spei'n; sie erschien auch im orthographischen Gewande unserer Tage.

Und wahrlich, dieſe Braut, um die im Lied der Feuermuſikanten geworben wird, verdient ſolch geräuſchvolles Feſt. Sie iſt in dieſer Dichtung nicht als eine Feſtung wie Magdeburg, Lille oder Belgrad gedacht. Edleren Urſprungs iſt ſie und höher geſchätzt als ein bloßes Stadt- und Feſtungsgebiet. Es iſt nicht ein Feldherr allein, der Verlangen nach ihrer Hand hat, ſondern alle Söhne der ſtolzen, ſiegesbewußten und aus ihrem Schlummer erwachten Germania ziehen aus, um das wertgeſchätzte Gut einzuholen, oder um mit den Worten Arndts zu reden:

„Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen.“

An die Spieler und Sänger der Hochzeitsmuſik wendet ſich der Dichter und fragt: ob ſie denn wüßten, wer jene ſind, die für ſie tanzen wollen und ſich im ſchnellen Wirbelwind des blutigen Reigens rollen? — Worauf die Antwort folgt:

„Das ſind die Herzen hochgemut,
Die ſparen weder Gut noch Blut,
Bis ſie im ſchönen Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze“. (Auswahl S. 169 flg.)

Wie jeder Künſtler von Gottes Gnaden in ſeinen Schöpfungen Mannigfaltigkeit zeigt und ihnen die verſchiedenſten Grund- und Farbentöne zu verleihen vermag, ſo verſteht es auch Arndt mit dem reizenden Kriegsbild „um Städte werben“. Er verallgemeinert das Bild; das Erſtrebte muß nicht immer eine Feſtung ſein; im Lied der Feuermuſikanten iſt es die vom Korſen mit Liſt und Gewalt geraubte Freiheit, und in der „Einladung zum Tanz“ (Gedichte, Auswahl, S. 107 flg.) wird die Ehre als Braut gedacht. Und wie ſchon im Tiergarten zu Pavia (R. v. Liliencron, hiſt. Volksl. III. 370, v. 167) die Schweizer einen Vortanz aufführen, ſo muß auch bei der auf das Jahr 1813 beſtellten Einladung zum Tanz der Braut ein ſolcher Ehrentanz geſtattet werden:

Nur her, ihr Franzoſen!
Hierher in das Feld!
Hier tanzet auf Roſen!
Muſik iſt beſtellt;
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weitem;
Verſucht, wer heute
Den Vortanz erhält.

Die Braut heißet Ehre,
Sie führet den Tanz
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;
Sie mahnet zur Rache
Für heil'ge Sache
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Die Franzoſen ſollen nach dieſer Dichtung die Braut einholen. Sie werden aufgefordert, dieſen Verſuch zu wagen. Alles iſt zu dieſem bräutlichen Feſt in beſter Ordnung. Die Braut erſcheint ſelbſt auf dem

Plan, und wie es sich für eine Braut ziemt, so ist ihr der Vortanz eingeräumt. Auch ein reizendes Bild.[1])

Als Thiers im Jahre 1841 die Welschen aufgerührt hatte (Auswahl, S. 192), ruft Arndt in seinem vierstrophigen Lied in kräftigstem Kehrreim:

Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

In dieser Dichtung, in der von den Franzosen die Rückgabe von Straßburg, Metz und Lothringen schon damals gefordert wird, schimmert das Bild, „um Städte werben", nur noch zwischen den Zeilen hindurch. Der blutige Tanz allein erinnert noch an das alte hehre Hochzeitsfest:

„Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen,
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen!"

Ein merkwürdiges Zusammentreffen will es, daß Arndt am 31. Mai 1859 in Stralsund bei der halbhundertjährigen Gedächtnisfeier von Schills Tode sagen konnte: Du tapfere Sundia, schon wieder listen die Welschen in weiter Welt herum, zu verkehren und zu fälschen das deutsche Evangelium der Treue — fünf Tage später wird die Schlacht bei Magenta geschlagen, zwanzig Tage darauf die von Solferino — was der Austria das herrliche Land der Lombarden kostete. In der vierten Strophe jenes Gelegenheitsgedichtes kommt Arndt wieder auf das Städte werben zurück. Da preist er die herrliche Feste Stralsund und singt:

Die ritterlichen Namen,
Die dich als Braut gewollt
Und um dich werben kamen,
Die Fahnen aufgerollt,
Wer mag sie heute nennen,
Die stolze Heldenzahl,
Die herrlich leuchtend brennen
In deinem Wappenstrahl.[2]) (Auswahl S. 215.)

E. M. Arndt kennt also auch das sinnige Bild um Städte werben und macht davon geradeso Gebrauch wie seine zwei feiner besaiteten Zeitgenossen, Rückert und Schenkendorf.

---

1) Der Würzburger Städtekrieg (Histr. Volksl. v. R. v. Liliencron Nr. 40 V. 699—700), der in das zu Ende gehende 14. Jahrhundert fällt, kennt auch das poetische Bild des Vortanzes:

der danzet vor in der stat
breite weg und smale pfad.

2) Als Erklärung zu dieser Strophe ist die Fußnote beigegeben: „Stralsund führt einen Strahl (Pfeil) im Wappen, gleichsam schon Geburtszeichen seiner kriegerischen Geschicke. Kriegsspiel in und um sie gespielt haben außer dem Wallenstein, Gustav Adolf, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, Karl der zwölfte und Leopold der Dessauer."

Bild und Gleichnis in Luthers Briefen.

Von Heinrich Rinn in Hamburg.

In dem Sendbrief vom Dolmetschen schreibt Luther: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und denselben aufs Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen." Nach dieser Regel, die er als Übersetzer der Bibel befolgt hat, richtet sich der Reformator auch in seinen eignen Büchern und Schriften und spricht darum, wie es das Volk gern thut, gar oft in Bildern und Gleichnissen. Die Beobachtungen, welche ich in dieser Beziehung in seinen deutschen Briefen gemacht habe, lege ich im Folgenden vor.

Wir beginnen mit den Gleichnissen, die aus der Natur genommen sind.

Bei der Empfehlung eines Predigers schreibt Luther[1]): „Solche Leut sind nicht wie die Kiesling auf der Straßen zu finden, und wenn sie weg sind, vergeblich nach ihrem gleichen getrachtet wird." Als er seinem Vater mitteilt, daß er das Kloster verlassen habe, sagt er u. a.[2]): „Mein Gelübde was nicht einer Schlehen werth." Den Kurfürsten von Mainz nennt er[3]) „das Kräutlin und Früchtlin zu Halle, das nu ausgeheuchelt und lange genug den Baum auf beyden Achseln getragen hat; wird nu seiner Nesselart sich fleißigen, das Frömichen" (Frömmling, Scheinheiliger; bei Dietz, Wörterbuch u. s. w. mehrfach belegt). Das Bistum Camin, über dessen Besetzung die Pommerschen Herzöge in Streit geraten waren, „hat leider nu viele Jahre wie ein verwuster Garten gestanden".[4]) Dem Grafen von Mansfeld hat Luther lange keine Bitte vorgetragen; jetzt will er es wieder thun, „daß die Straß der Fürbitt nicht zugar mit Graß verwächst".[5]) Oft beschwert er sich über die Drucker; einmal klagt er[6]): „Wie verdreußt michs, daß unser Drucker so schändlich verziehen mit den Exemplaren. Ich schicke solch Exemplare darumb hinein, daß sie bald sollten fertig werden, da machen sie mir ein Lagerobs draus." Die Papisten, welche immer von einem Concil sprachen und es doch nicht beriefen, höhnt er mit den Worten[7]): „Ich halt, sie sind wohl so klug, sonderlich ihr heiliger Geist, Mainz, sie werden das Concilium, wie die unreifen Gersten in der Kappen stecken lassen, ohn daß sie die Wort nicht lassen können." Den Kurfürsten Johann Friedrich bittet Luther,[8]) Caspar Creuziger nicht nach

1) De Wette, Dr. Martin Luthers Briefe u. s. w IV, 348. 2) II, 101. 3) IV, 503. 4) V, 662. 5) V, 287. 6) IV, 133. 7) V, 736. 8) V, 220.

Leipzig ziehen zu laſſen; da kann er nicht ſo großen Nutzen ſchaffen, wie in Wittenberg, „es kann wohl zu Leipzig ein geringer Hölzlin thun, denn eine ſolche Stange".

Wind und Wetter dienen Luther als Symbol für die Verfolgungen, welche ſtets über ihn und ſein Werk gekommen ſind. „Wenn Gottes Wort etwa iſt aufgegangen," ſo leſen wir,[1]) „und ſein Häuflein zuſammen geleſen, ſo iſt der Teufel des Lichts gewahr worden, und hat aus allen Winkeln dawider geblaſen, gewehet und geſtürmet mit ſtarken großen Winden, ſolch göttlich Licht auszulöſchen. Und ob man einem oder zween Winden hat geſteuret oder gewehret, ſo hat er imer für und für zum andern Loch herein geblaſen und geſtürmet wider das Licht ... Ich halt, daß ich allein ... mehr denn zwanzig Sturmwinde und Rotten, die der Teufel geblaſen hat, erlitten habe. Erſtlich war das Papſtthumb; ja ich acht, alle Welt ſollt ſchier wiſſen, mit wie vielen Sturmwinden, Bullen und Bücher der Teufel durch ſie wider mich getobet, wie gar jämmerlich ſie mich zuriſſen ... haben, ohn daß ich ſie zuweilen auch ein wenig angehaucht ... Und da ich mich für ſolchem Sprühen des Teufels ſchier ausgefürchtet hatte, bricht mir der Teufel ein ander Loch herein durch den Münzer und Aufruhr, damit er mir das Licht ſchier ausgewehet hätte. Als aber Chriſtus das Loch auch ſchier verſtopft, reißet er mir etliche Scheiben aus dem Fenſter durch Karlſtadt, brauſet und ſauſet, daß ich dacht, er wollte Licht, Wachs und Tacht mit einander wegführen. Aber Gott half auch hie ſeinem elenden Windlicht, und erhielts, daß nicht verloſch ..."

Bekanntlich war Luther ein Freund der Fabel; wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn er häufig Tiere heranzieht, um ſeine Rede anſchaulich zu machen.

An Leo X. ſchreibt er[2]) am 6. September 1520 u. a.: „Es ſollt wol dein und der Cardinalen Werk ſeyn, daß ihr dieſem Jamer (der Verderbnis in der Kirche) wehret, aber die Krankheit ſpott der Erzney, Pferd und Wagen geben nicht auf den Fuhrmann." Eck iſt unwillig über Luthers „ausgangene Buchle". „Das", leſen wir[3]), „ſollt er vorhin bedacht haben, da er nach dem Ruhm wie ein muthiges, geiles Roß himmerte." Immer wieder eifert der Reformator gegen die Verteidiger der kalten Aufzählung der Sünden in der Beichte; das thut er aber nicht, weil er nicht gern beichtete, eher trifft dies bei ſeinen Gegnern zu, die ebenſo tief, wie er, in der gemeinen Gebrechlichkeit ſtecken, „daß hie nit Noth wäre, daß ein Eſel den andern Sackträger nenne".[4]) Sehr häufig wird der Menſch, welcher zu ſeiner Arbeit kein Geſchick hat, verglichen

1) V, 154 flg. 2) I, 509. 3) I, 512. 4) II, 57.

mit dem Esel, der Harfe spielen will; einmal[1]) wendet Luther dies Bild an auf die Gesellen, die ihn „mit Lasterschriften antasten." Von dem Tier, das wir gern als unsern Hausfreund bezeichnen, heißt es[2]): „Es wird der Hund so oft über die Nasen geschlagen, er wird einmal schuchtern." „Wenn man dem Hunde zu will, so hat er das Leder gefressen."[3]) „Der Papst schlägt die Bitte des Kaisers, des Reichs und unser aller (um ein Concilium) muthwillig ab und weiset uns mit unsrer Bitte in den Hundswinkel." Nicht selten wird das Schwein herangezogen. Luther will dem Emser antworten und ihm seine „Lugen zueigen, daß der Sau der Bauch nit zu groß wurd."[4]) „Die Vernunft des Menschen pflegt in Gottes Wort zu grüblen und wuhlen wie die Sau in einem Rubenacker."[5]) „Wenn Gott grüßt, soll man danken; item wenn man das Ferkel beut, soll man den Sack herhalten."[6]) Als die Torgauer sich ungeziemend gegen ihre Pfarrer benahmen, schrieb Luther an Gabriel Zwilling[7]): „Ich muß komen und der Farchmutter auf der Kanzel die Borsten krauen." In dem Dankschreiben an einen Komponisten[8]) für einen mitgeteilten Gesang heißt es: „Wir singen so gut wir hie können über Tische und gebens darnach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, so ist's freilich eure Schuld nicht, sondern unsre Kunst, die noch sehr gering ist, wenn wirs schon zwey-dreimal übersingen." Hierzu vergleiche eine Stelle in der Schrift: Daß diese Worte Christi noch fest stehen; sie lautet: „Das wir, wie man von den sengern sagt, wenn sie feylen, nur ein ferkel gemacht" (Dietz a. a. O. unter „Ferkel").

Von den gefiederten Tieren begegnen uns die Gänse und Enten. „Bis daher," so lesen wir einmal[9]), „hat die Welt durch den Papst bethört, gläuben müssen, daß der Concilien Satzunge ebenso viel als Gottes, und mehr denn Gottes Wort gelte, welches doch itzt bey uns auch die Gänse und Enten nicht gläuben würden, wo sie etwas gläuben könnten." Dem gewaltigen und mutigen König der Tiere werden gegenüber gestellt[10]) die schüchternen Fledermäuse. „O des elenden, betrubten vorlassenen christlichen Glaubens, der solche schochtere Fledermäuse und lichthässige, feldfluchtige Beschirmer hat, die nur mit Schreien und Ruhmen im Sand hofiren, wo sie allein sind, und wo nur ein einiger widerpartiger Mensch herfur blicket, zu Winkel kriechen, wie die Mäuse . . ."

Auf Jagd und jagbare Tiere kommt Luther öfter zu sprechen. 1530 schrieben die Gegner der Protestanten einander zu[11]) „sie müßten mit

1) II, 62. 2) I, 445. 3) V, 623. 4) I, 547. 5) III, 357. 6) II, 679. 7) IV, 635. 8) IV, 586. 9) V, 418. 10) II, 62. 11) VI, 391.

dem Kaiser wie mit einem todten Falken baizen. Jtzt (1545) siehets eben also, als hätten sie den Kaiser für einen todten Falken aufgeworfen, weil sich der von Brunschwig (Heinz von Wolfenbüttel) in seinem Titel soll lassen vernehmen und schreiben: Kaiserlicher Majestät und des Nürnbergischen Bunds und der alten Religion oberster Hauptmann." Eine gelinde Strafe wird verglichen[1]) mit einem Fuchsschwanz in folgenden Sätzen: „Daß er (Heinz) nu gefangen und aus seinem Fürstenthumb gestoßen, soll er nicht deuten, „daß es sei die rechte Staupe, so er verdienet, sondern ein Fuchsschwänzlin, damit er säuberlich und gnädiglich vermahnet ist zur Buße, und soll also sagen: Lieber Gott, weil ichs wohl ärger verdient und du doch mit solchem kleinen gnädigen Reislein mich hast gestäupet, so will ich diese Strafe gern tragen und mich des Fürstenthums verzeihen." Die Buße eben dieses Heinz erklärt[2]) Luther für „falsche, fuchsische Buße." — Zu den vielen Gästen des Lutherhauses gehörte längere Zeit Elisabeth, die Gemahlin Joachims I. von Brandenburg, die als Anhängerin der Reformation vor dem Zorn ihres Gemahls nach Kursachsen geflohen war. Als sie nicht mehr in Luthers Familie bleiben wollte, schrieb dieser[3]): „Ich besorge, ich werde zuletzt den ahl bey dem schwantze nicht halten, so ringet und dringet er sich aus zu drehen." Von der Reue sagt der Reformator einmal[4]): „Der Rewel ist ein schwerer wurm ym hertzen." Dem Konsistorium in Wittenberg hält er vor[5]): „Man darf nicht Läuse in den Pelz setzen noch den Kindern erlauben oder sie lehren ungehorsam zu seyn, sie thun es ohnedas mehr, denn es Gott und uns lieb ist." Die Zwickauer lobt er,[6]) „daß sie von sich selbs solcher Sachen (der Errichtung einer Schule) sich so ernstlich annehmen, da in andern Städten solche gottlose Geizhalse regieren, die wollten, daß Christus mit Kirchen und Schulen wäre, da der Leviathan regiert." — Auf die Verteidigungswaffen der Tiere kommt er zu sprechen[7]) bei der Bitte an Johann Friedrich, er möge in Meißen eine zweite Visitation vornehmen lassen. Dort sind noch 500 Pfarrer, „die allzumal ungeexaminiret fest blieben und getrost die Hörner aufsetzen, weil sie so sind gelassen." Dem Fürsten Georg von Anhalt[8]) hat Albrecht von Mainz „wieder das Seil über die Hörner geworfen und ihn wieder an sich gebracht."

Am meisten benutzt Luther Menschen und menschliche Verhältnisse zur Veranschaulichung seiner Gedanken.

Wir ziehen zuerst das heran, was die einzelnen Stände angeht.

---

1) VI, 398. 2) VI, 386. 3) Burkhardt, Luthers Briefwechsel S. 292. 4) Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftl. Prediger-Verein II, 99. 5) De Wette a. a. O. V, 621. 6) V, 422. 7) V, 204. 8) VI, 167.

Gern hatte es Luther zu thun mit edlen Rittern. Es lag ihm also nahe, Rüstung und Waffen, Kampf und Sieg und Niederlage als Bild und Gleichnis zu verwerten.

Bei der Leipziger Disputation „blies sich Eck auf[1]) und vermaß sich der päpstlichen Gewalt, wilch er dazu gebrauchen wollt, daß er der ubirst Theologus in der Welt beruffen wurd. Ließ sich dünken, es sollt ihm nit wenig dazu furträglich sein, wo er Doctor Luther im Heerschild fuhret." Dem Fürsten von Anhalt verspricht[2]) Luther seinen Besuch, „er sterbe denn, oder liege darnieder, so erst er sich aus dem Kommet, Zaum, Sattel und Sporn der Drucker losreißen kann." Die Waffen seiner Gegner sind unbrauchbar geworden; der Kocher ist leer,[3]) das Schwert ist hulzen, der Harnisch ist Papier und Mohnblätter." An den Prediger Mohr in Born schreibt[4]) Luther in bezug auf die Annahme einer Stelle: „Was ihr nu hierinne thut, das thut auf euer Ebentheuer." In der Auslegung des 37. Psalms,[5]) den Wittenbergern zum Trost übersandt, heißt es: „Ein jeglicher läßt Gott fahren und unterstehet sich mit Rechten und Fechten zu schützen." Eben da[6]) lesen wir: „Sie (die Papisten) kunnen nit mehr denn Ketzer, Ketzer schreien. Wenn sie aber sollten auf den Plan tretten und solchs beweisen, so erwischen sie das Hasenpanier und halten sich zu der Mäuse Wagenburg." Auf die Leipziger Disputation beziehen sich die Worte:[7]) „Also hat mir D. Eck die ganz Ecclesiam Orientalem . . . zu Ketzer gemacht und verlästert, als die da wider jus divinum gehandelt haben, auf daß er mir sein Constantiense Concilium aufruckt, uns Wittenbergischen eine Schlappen zu geben, seinen Leipzigern zu gefallen." Luther selbst bleibt stets mutig und stark; er wäre gern zu den Böhmen gegangen, um deren Glauben kennen zu lernen, „aber diese Ehre", sagt er,[8]) „habe ich meinen Feinden, den Papisten, wider das göttliche Wort nicht thun wollen, daß sie sollten rühmen und schreien, sie hätten mich überwunden und wäre derhalben vom Fähnlein flüchtig geworden." Seit 1530 haben die Römischen „Bund über Bund gemacht[9]), damit sie uns zu Grund vertilgen möchten, wo Gott nit gewehret und allezeit die Schanz gebrochen hätte." Den Nürnberger Frieden, 1532, rät Luther unbedingt anzunehmen, „denn Gott wird,[10]) wo die Hauptstück mit Frieden fortgehen, geringe Mängel wohl heilen und versorgen. Sie (die Evangelischen) werden doch den Zweck nicht spalten,[11]) ist auch nicht noth, sondern gnug, daß

1) I, 511. 2) IV, 541. 3) II, 87. 4) IV, 357. 5) II, 68. 6) II, 79. 7) I, 312. 8) II, 226. 9) VI, 391. 10) IV, 383. 11) Zweck ist der hölzerne Nagel im Zentrum der Scheibe.

man nahe hinzu ſcheußt.“ In der Vorrede zu der Schrift über die Beichte ſchreibt er[1]) an Franz von Sickingen: „Das helle Licht deckt ihr (der Päpſte, Biſchöfe u. a.) trügliche vorführiſch Tadel mannigfaltig an allen Orten auf, daß ihn alle Decke zu korz und ſchmal wird; noch demuthigen ſie ſich nit . . . nehmen fur mit Gewalt das Liecht zu dämpfen und in ihrem Weſen zu bleiben, meinend, ſie ſitzen ſo feſt im Sattel, es muge ſie niemand ausheben.“ In einem Schreiben an Hartmuth von Kronenberg[2]) iſt die Rede von einem Gegner der Reformation, „der Waſſerblaſe N, die trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelio entſagt, hats auch im Sinn, er wöll Chriſtum freſſen, wie der Wolf ein Mucken, läßt ſich auch dunken, er hab ihm ſchon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporn gebiſſen.“

Den Adligen und Rittern gegenüber ſtehen die Bauern. Ihr Leben und Treiben dient Luther nicht als Mittel zum Vergleich, vielmehr wird dasſelbe durch Bilder und Gleichniſſe veranſchaulicht. Ihre Aufgeblaſenheit tadelt Luther mit den Worten[3]) des Sprichworts („wie man ſagt“): „Wenn man dem Bauren flehet, ſo wird ihm der Bauch groß? Von der Zeit hofft er in dieſer Beziehung Beſſerung. „Man muß fürwahr“, leſen wir,[4]) „die Bauren laſſen ein wenig verſaufen, und einen trunknen Menſchen ſoll ein Fuder Heu weichen. Es wird ſich ſelber ſchicken, denn wirs per legem nicht mugen treiben.“ Über die ſprichwörtliche Selbſtſucht der Bauern äußert ſich der Reformator mehrfach. Als ſie 1525 überall ſengten und brannten und doch behaupteten, „ſie wollten niemand nichts thun,“ erinnert er[5]) ſie an jenen Straßenräuber, der zu dem Fuhrmann ſprach: Ich will dir nichts thun, gieb mir aber, was du haſt, und fahre, wie ich will; wo nicht, ſo ſollt du ſterben.“ Den Herrn von Einſiedel, der mit ſeinen Bauern Streit hatte wegen der Frohnden, lobt er, daß er nicht unrecht handeln will. „Gleichwohl“, fährt er fort,[6]) „iſt die Welt böſe, und der Bauer hat ſehr diebiſche Nägel an den Fingern, und iſt nicht bäuriſch, ſondern doctoriſch gnung, das Seine zu ſuchen, wo man nicht fleißig drauf ſiehet, demſelben muß man ſcharf auf die Schanze ſehen.“

Den Kaufmann zieht Luther heran, wo er die Wohlthaten Chriſti ſchildert. „Es iſt ein guter Kaufmann“, leſen wir[7]) und gnädiger Händler, der uns Leben umb Tod, Gerechtigkeit umb Sünde verkäuft und dafür eine Krankheit oder zwo, eins Augenblicks lange, zur Zinſe aufleget, zum Zeugnis, das er wohlfeiler giebt und freundlicher borget, denn die Fugger und Händler auf Erden thun.“ Als

1) II, 14. 2) II, 164. 3) III, 75. 4) IV, 462. 5) II, 655. 6) V, 731. 7) IV, 564.

Graf Albrecht von Mansfeld mit seinem Bruder Gebhard „schändlich handelt,[1]) selbs Richter und Part ist, und ihm alles nehmen will," wird er ein „weiser Kaufmann" genannt, „der die Äpfel kauft und will den Baum und Garten mitnehmen." Oft tadelt Luther die Protestanten, daß sie ihren Pfarrern so wenig Freundlichkeit und Ehrerbietung beweisen. So verweist er[2]) es dem Rate von Arnstadt, daß sie ihre Pfarrer meistern wollen, folgendermaßen: „Euer keiner ist, der es leiden kann, daß ein Fremder ihm seinen Diener urlaubt oder verjage, deß er nicht entbehren künnt. Ja, es ist kein Hirtenbub so gering, der von einem fremden Herrn ein krumm Wort litte; allein Gottes Diener, der soll und muß jedermanns Höddel[3]) sein und alles von jedermann leiden."

Eine reiche Fundgrube für Bild und Gleichnis boten Luther ferner die Beschäftigungen der Menschen.

An das Spinnen werden wir erinnert in dem Briefe an den Kurfürsten Johannes, der Luther aufgefordert hatte, sich künftig der scharfen Schriften gegen Herzog Georg zu enthalten; da lesen wir[4]: „Nun ists wohl wahr, daß Herzog George merkliche Knoten[5]) und Klumpen bey mir am Rocken hat, aber auf daß sie sehen, daß ich auch Lust zum Frieden habe und meine böse Bücher nicht aus Fürwitz pflege zu schreiben, so will ich solchs alles fahren lassen . . ., sofern Herzog George auch hinfurt mich zufrieden lasse." Die Hausreinigung wird herangezogen in den Worten über Münzer[6]): „Es war bey ihm eitel Ruhmen des Geists und Verachtung der Sacrament, aber es hat sich gefunden im Auskehrich, was für ein Geist gewesen sei." Auf das Schneiderhandwerk weisen uns des Reformators Bemerkungen[7]) zu dem Buche des Pfarrers Dr. Jacob Strauß über den Zinskauf. Der Verfasser thue „zu wenig darinne, daß er das Interesse, welches der einzige Schmuck . . . dieses Kaufs ist, nicht genugsam handle, derhalben das Buch den Stich nicht halten würde, so es sollt von den Widersachern angefochten werden." Von den Kleidern, die aus des Schneiders Werkstatt hervorgehen, wird der graue Rock erwähnt in dem Briefe „an einen vom Adel." Da lesen wir[8]): „Es heißt, als ichs ansehe, man will den grauen Rock verdienen[9]) und Kunst beweisen, wie

1) V, 453. 2) V, 537. 3) Lumpen. 4) IV, 277. 5) Knoten am Flachs; im Wetzlarischen „Knotten" genannt. 6) IV, 352, cf. III, 508. 7) II, 425. 8) IV, 523. 9) Die Redensart besagt, daß man sich Gunst erwerben will bei den Höhergestellten. In diesem Sinne kenne ich die Redensart: „man will sich einen roten Rock verdienen", die im Wetzlarischen allgemein gebräuchlich ist. An die Stelle des roten ist der graue Rock, eigentlich das Mönchsgewand, getreten; vergl. Murners Schelmenzunft: weicht aus ir frumen erbren gesellen, die grouwen reck nit verdienen wellen! cf. Grimm, Wörterbuch.

alle vorigen Regiment nichts und faſt ſchädlich geweſen ſind.“ Gegen Agricolas Lehre vom Geſetz wendet ſich Luther in den Worten[1]): „Sie kehren den Schuh um und lehren uns das Geſetz nach dem Evangelio und den Zorn nach der Gnade.“ — Dem Fürſten Wolfgang von Anhalt empfiehlt er einen Bewerber um die Pfarre zu Koßwig mit den Worten[2]): Ob er wohl etwas geirret zu Münzers Zeit, ſo iſt er doch wohl gepanzerfeget, daß ich meine, er ſoll gnug gebüßet haben.“ Die Papiſten ſind für Luther ungelehrte Schreiber, „die viel beſſer Badeknechte wären, denn Kriegsleut.“[3]) Die Artikel des Glaubens müſſen rein und klar gepredigt werden, doch die Schwachen ſoll man, gleich den unreinen Kindern nicht wegwerfen; denn Kinder können wohl unrein ſein, aber das Bad muß rein ſein und bleiben und nicht durch zehn ausſätzige Artikel verunreiniget werden.“[4]) Die Gottloſen wollen den Gerechten nicht allein töten, „ſondern auch nach ihrem Muthwillen in ihm wuhlen und ſchudlen (wüten und endlich verſchlingen), doch niemand ſoll ſich ihres Läſterns entſetzen; es muß alſo ſeyn, daß ſie ihn ſelbs das Bad in der Hell wohl bereiten.“ „Die Schwarmgeiſter wollen die zu Freyberg gern in ein Bad bringen.“[5]) Luther verſieht ſich keines Briefes von Albrecht von Mainz, ſonſt ſollte dieſer „Bad und Lauge kriegen.“[6]) Über die ſtolzen Adligen „wird das Bad ausgehen.“[7]) Sehr häufig tadelt Luther die, welche nicht recht handeln, mit den Worten, ſie „fiſchen vor dem Garn“ oder „für dem Hamen.“ Wenn dies von einigen bezogen wird auf ein ſchlaues, gewinnſüchtiges Unternehmen, ſo giebt uns Luther ſelbſt eine andere Erklärung. „O, behüt Gott,“ ſo leſen wir,[8]) „für dem Gräuel: das hieße freylich recht für dem Hamen fiſchen und Gewalt für Recht gebraucht.“

Von den Beſchäftigungen höherer Art, die Luther als Künſte bezeichnet, erwähnt er nicht ſelten die Arzneikunſt. In dieſer kommt es beſonders auf Übung an; das wäre „kein Medicus, der ſtets allein in Schulen bleibet, er muß die Kunſt in Brauch bringen und anfahen, ſie zu praktizieren.“ Als guten Diagnoſtiker erweiſt ſich der Reformator, wenn er einem Adligen rät, ſeine Sache noch nicht vor den Fürſten zu bringen; denn „euer falſche Freunde (wie ich ſie nenne)[9]) ſind noch zu neu im Regiment, als mich dunkt, und haben noch zu viel uberiger Weisheit und Gerechtigkeit, wie die jungen Regenten alle haben. Der Schwär[10]) iſt noch nicht reif, und iſt noch zu hart und roth.“ An dem Kurfürſten von Mainz will er ſelbſt zum Arzt werden, er gedenkt[11]) ihm durch ſein Schreiben „die Naſen aufzuſpunden, die er ſo feſt

1) V, 154. 2) V, 154. 3) II, 88. 4) V, 368. 5) IV, 674. 6) IV, 677. 7) V, 417. 8) III, 321. 9) IV, 523. 10) V, 1 ſteht: das Schwer. 11) V, 35.

zugespundet hat, und nicht riechen will, wie er stinkt, auf daß ers riechen müsse." Aus Freunden der Reformation waren nicht wenige deren Gegner geworden. „Wenn man ihnen", so lesen wir,[1]) „schon keinen Sirup noch Purgation giebt, so müssen sie doch von sich selbs beyde unten und oben ihr Gift ausspeyen."

Unter den Künsten, die das Menschenherz erfreuen, preist Luther bekanntlich in erster Linie die Tonkunst. Auch gleichnisweise spricht er von ihr namentlich in einem Briefe an den Mainzer Erzbischof. Dieser hatte einen gewissen Antonius Schanz hinrichten lassen. Darauf beziehen sich folgende Worte[2]): „Ich schicke E. K. F. G. hiermit eingeschlossene neue Zeitung, daraus zu merken, daß Hans Schanzen Blut in deutschen Landen nicht so stille schweigt als in E. K. F. G. Kamer unter den Ohrenbläsern. Und hoffe E. K. F. G. Gewissen werde einen feinen Discant in solchen Tenor singen, und ohn E. K. F. G. Willen Amen dazu sagen." Auch das Pfeifen und Tanzen fehlt nicht. Von der Wartburg aus rät Luther den Seinen in Wittenberg[3]), seine und ihre Feinde „zur Schrift zu dringen. Das werden sie ungern thun, da werdet ihr sehen, daß sie stehen werden wie die Pfeifer, die den Tanz verderbet haben." Dem Kurfürsten Albrecht schreibt er[4]): „E. K. F. G. lasse die Füße zum Tanz wohl jucken, ich will der Pfeifer sein." Umgekehrt will er,[5]) „wenn sie zu pfeifen lüstet, tanzen und mit der Braut zu Mainz noch einen Reigen umbher springen, der soll gut sein zur Letzt." An die Zeit, wo Tanz und Scherz an der Tagesordnung ist, erinnert Luther mehrfach. Eck hat den Hergang der Leipziger Disputation verkehrt dargestellt, das steht einem frommen Mann, wie er es sein will, nicht wohl an. „Darumb[6]) muß er uns die Fastnachtslarven geben und sich sehen lassen, wer er ist, ob Gott will." Nach seinem Austritt aus dem Mönchtum erscheint sich der Reformator selbst als eine neue Kreatur[7]), nicht des Papstes, sondern Christi. „Denn es hat der Papst auch Creaturn und ist ein Schöpfer, aber eitel Tocken (Puppen) und Götzen, das ist seines Gleichen Larven und Potzmänner.[8])" An Fastnachtsscherze erinnern die Worte, daß viele Fürsten und Herren dem kaiserlichen Mandat „eine wilde Nasen stellen"[9]), und daß der Papst mit „seinem Prozession und Litanien den Königen gerne wollte eine Nase drehen und strörn Bart flechten."[10])

---

1) IV, 207. 2) IV, 676. 3) II, 87. 4) IV, 678. 5) V, 505. 6) I, 319. Luther will sagen, Eck hat sich anders dargestellt, als er in Wirklichkeit ist. Die Larve, die er angenommen hat, ziehen wir ihm ab, „er muß sie uns geben", so daß er in seiner ganzen Blöße vor uns steht. 7) II, 103. 8) In den Tischreden kommt vor „Butzenmann". 9) II, 368. 10) VI, 406.

Neben die Dinge, die das menschliche Leben verschönen, stellen wir die, welche es erhalten. Von Speisen erwähnt Luther mehrmals Bratwürste. So schreibt er[1]) an Joachim von Brandenburg in bezug auf einen Vertrag, den die Frau eines gewissen Wolf Hornung von ihrem Manne erzwungen hatte, der Kurfürst wisse sehr gut, „daß solcher Vertrag mit einer Bratworst versiegelt ist." Mit den Gesandten Heinrichs VIII. von England hatten die Wittenberger sich „müde und mit großen Unkosten" des sächsischen Kurfürsten „gedisputirt;[2]) doch es war alles mit einer Bratwurst versiegelt und stund alles bey des Königs Wohlgefallen." Den Kurfürsten Johannes versichert Luther seiner Fürbitte, damit er keinen Mangel weder hie noch dort habe, „obgleich[3]) E. K. F. G. ein wenig hat mussen Wermuth essen und in einen sauren Apfel beißen." Als es sich um die Wahl Ferdinands zum römischen König handelte, schreibt Luther[4]): „Ich merke an den Herrn von Bayern wohl, daß sie gern einbrocken wollten eine Suppen, die ein ander sollt auseſſen, und sie wollten zusehen und die Fahr von sich schieben." 1545 hoffte Heinz von Wolfenbüttel sich wieder in den Besitz seines Landes zu setzen. „Hie", so lesen wir darüber[5]), „wollten sie den Brei einmal anrichten, daran sie so viele Jahr so ängstlich gekocht hatten." Die Juristen, welche die Rechtssachen stets verschleppten, hat Luther ruhmen hören[6]), „sie wollten wohl dreymal Ostereyer essen uber dieser oder dieser Sachen." An die Christen zu Augsburg schreibt er[7]): „Sauer macht essen, spricht man; also macht auch Ungemach auf Erden, daß unser Herz desto fröhlicher, frischer und immer dürstiger wird nach diesem Schatz" (Evangelium).

Den Wittenberger Druckern waren „etliche Sextern (Bogen) der Postillen, so noch im Druck gelegen, heimlich entzogen und in Nurnberg mit Eile nachgedruckt worden." Luther tadelt dies, weil hierdurch seinen Landsleuten ein merklicher Schaden erwachsen war, mit den Worten[8]), es sei, „je eine unfreundliche Nachbarschaft, so nahe ein Bier dem andern zu Trotz und Schaden ausstecken." 1530 warnt er Philipp von Hessen vor den Sakramentierern, die ihr eigen Gewissen nicht stillen können mit den Gründen, welche sie für ihre Lehre vorbringen. Er glaubt sicher, „wäre das Bier wieder im Fasse, sie ließens itzt wohl anstehen"[9]), wie er, „an ihnen zu Marpurg nicht einmal gröblich gnug gemerket." Für jeden Menschen gilt das Wort des Petrus: Wachset in der Erkenntnis des Herrn. „So sehe ich", schließt Luther daran an,[10]) „noch keinen Doctor, kein Concilium, noch Väter, wenn ich

1) III, 544. 2) V, 217. 3) IV, 347. 4) IV, 371 flg. 5) VI, 394. 6) V, 716. 7) II, 443. 8) VI, 71. 9) IV, 25. 10) V, 152.

ihre Bücher gleich distilliren sollt und quintam essentiam draus machen, daß sie das crescite flugs im Anfang vollbracht hätten." Das Gasthaus wird erwähnt in einem Schreiben[1]) an Kurfürst Johann Friedrich und Herzog Moritz, die wegen der Stadt Wurzen in Zwist geraten waren. Wenn es die Fürsten um dieser Sache willen zum Kriege kommen ließen, so wurde das „bey vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauren sich schlugen im Kretzschmar[2]) um ein zubrochen Glas, oder zween Narren um ein Stück Brods."

Auf die Gründung des Hausstandes weist uns Luther hin in einer Testamentsformel, in der er die Testatin bekennen läßt[3]), daß sie „zu Wahrzeichen und Versicherung solcher Vergebung der Sünden . . . empfangen habe die zwei Siegel oder Gemahlschatz der Taufe und . . . das heilige Sacrament des Leibs und Bluts" Christi.

Auf das geistliche Leben des Christen beziehen sich die Worte an einen ungenannten Fürsten. Luther habe vernommen, daß derselbe „fast[4]) hoch bekümmert ist nicht aus einer Ursach allein, wie es denn pflegt zu gehen, daß kein Unglück allein ist und ich an mir selber wohl erfahre, wo der Teufel Ursachen findet, gern über den Zaun steiget, da er am niedersten ist, und wo es zuvor naß ist, mehr zugeußt, und aus einer Anfechtung als aus einem Funken gern ein Feuer oder eine Sündfluth macht." Im weiteren Verfolg haben wir noch eine Reihe der schönsten Bilder; so wird von unserm Leiden gesagt, es sei „kaum ein guter Wein und Malvasier zu rechnen", während Christi Leiden verglichen wird mit Essig und Galle. Gegen den Schluß heißt es: „Wenn wir hier alles verlieren, verlieren wir kaum einen Heller."

Weitere Belege für die in diesem Aufsatz zusammengestellten Bilder und Gleichnisse finden sich in den Tischreden; diese habe ich nicht berücksichtigt, weil sie zugänglicher, und somit bekannter sind als die Briefe.

Sprechzimmer.

1.

In dem Aufsatz Mackels zur Namenforschung (3. Heft des 8. Jahrgangs dieser Zeitschrift S. 189) ist die Behauptung aufgestellt: Bei den aus der Fremde eingeführten Namen haben die Oberdeutschen die germanische Betonungsweise durchgeführt. Um diesen Satz zu beweisen,

1) V, 458. 2) cf. Grimm, Wörterbuch. 3) VI, 139. 4) IV, 324.

werden Beobachtungen ins Feld geführt, die man hie und da machen kann, die aber nichts beweisen, weil sie allein stehen. Man mag ja zuweilen Géorg betonen hören, aber das Volk weiß davon nichts: es sagt Gorg in Oberfranken, Jörg, Görg in Mittel- und Unterfranken, Girgl in Bayern.

Wenn früher in einigen Gegenden Bayerns und Österreichs Vésuv ꝛc. betont wurde, so ist diese Unsitte längst der Einsicht gewichen, daß bei abgekürzten fremden Namen diejenige Silbe den Ton hat, die ihn bei der vollen Form hat, beruht ja auf diesem Fundamentalsatz die ganze französische Betonung.

Wenn der Verfasser behauptet, der Süddeutsche betone in Papa, Bureau ꝛc. die erste Silbe, so kann dies nur für die Rheinpfalz und das Elsaß zugestanden werden. In Franken, Schwaben und Bayern kennt man diese trochäische Betonung nicht. Übrigens haben die Kreise, die solche Fremdwörter gebrauchen, doch wohl auch das Bedürfnis, sie richtig zu gebrauchen und die fremde Betonung herüberzunehmen.

Aber auch der Satz läßt sich nicht halten, daß in Süddeutschland meist der erste Bestandteil der eingeführten fremden Namen allein festgehalten wird. Johann wird zu Hann und Kannes in Oberfranken, sonst Hannes, Hans, mit Deminutiv Hansl. Klaus, Klas gehört zu Nikolaus, Gobel, Göbel zu Jakob, Hiesl zu Matthias, Grete, Reta, Retel zu Margaret, Jette zu Henriette, Trine zu Katharina, Ricke zu Friederike, Veverl zu Genovefa ꝛc. So steht es auch mit Familiennamen.

Zu einem weiteren Aufsatz Mackels zur Namenkunde im 7. Heft des 8. Jahrganges gestatte ich mir die Bemerkung: Es giebt manche Gegenden, wo die alten germanischen Namen noch heute fortleben. Besonders häufig begegnen solche Namen im heutigen Unterfranken, das bekanntlich nach der Schlacht bei Zülpich von den Franken besetzt worden ist. In den Haßbergen und im Steigerwald findet man Familiennamen wie Amelung, Balling = Baltung, Luther und Lotter = Lothar, Günther, Ortloff, Arnold, Rorich, Luthardt, Eberwein, Eyrich ꝛc.; manche freilich in sehr verstümmelter Form z. B. Vollkommer = Volkmar, Langrötger = der lange Rüdiger; Rüger und Rieger = Rüdiger. Da scheint doch der angeblich von der Kirche ausgehende Druck nicht besonders stark gewesen zu sein.

Die leidige Gewohnheit, Personen nach ihrer Heimat zu bezeichnen, hat der früher weiter verbreiteten altdeutschen Namengebung vielfach geschadet. Wenn ein Bauernsohn in ein Nachbardorf oder in eine Nachbarstadt übersiedelte, hieß er in dem neuen Wohnort gewiß nach seiner alten Heimat, und der frühere Name war für alle Zeiten verloren. Wenn sich ein Handwerksmann in einer fremden Stadt eine Heimat

gründete, wurde er sicher nach seinem Vaterlande benannt. Diese Bayer, Frank, Schwab, Preuß und Sachs, dann Mühldorfer, Oberndorfer ꝛc. haben Gott weiß wie viel altgermanische Namen verdrängt. War ein Bursche auf der Wanderschaft oder als Krieger ins Ausland gekommen, so hieß er nach seiner Rückkehr Russe, Schweizer, Franzose ꝛc. Der Adel nannte sich ohnedies nur nach seinen Sitzen. Was haben ferner die Hausnamen von dem germanischen Namenbestand weggezehrt! Nimmt man dazu noch die Mode, die Neugeborenen nach dem Tagesheiligen zu benennen, so braucht man keinen direkten Einfluß der Kirche anzunehmen, um den Rückgang der germanischen Namengebung zu erklären.

Eine Beobachtung, die sich mir beim Studium der bayerischen Geschichte aufgedrängt hat, möge hier Platz finden: Gegen Ende des Mittelalters wurde es in Bayern gebräuchlich, die Adeligen, deren Besitzungen auf „bach" endigten, mit diesem Namen zu bezeichnen, doch so, daß statt „bacher" „beck" gesetzt wurde. Ein Herr von Wiesbach hieß kurz der Wisbeck. Der Herr von Stettbach, jetzt Stöppach, hieß der Stettbeck, der von Sittenbach oder Sindbach der Sittenbeck, der Graf von Tattenbach der Tattenbeck. Zwei ziemlich gleichzeitige Urkunden, die an dieselbe Adresse gerichtet sind, haben die beiden Formen. Kaiser Max I. verbietet in der einen Urkunde dem Pfleger von Hersbruck, Jörg von Hüttenbeck, der Gemahlin des Pfalzgrafen Ruprecht zu huldigen oder Gehorsam zu leisten. In einem anderen Schreiben sichern die Nürnberger Hauptleute Endres Tucher und Sebald Schürstab demselben Pfleger, hier Jörg Hüttenbach genannt, freies Geleite zu. Dieser Pfleger gehörte der heute noch blühenden Familie der Lochner von Hüttenbach an.

Diese Sitte blieb aber nicht auf die adeligen Herren beschränkt, wenn auch in den Urkunden und Geschichtsdarstellungen nur von diesen berichtet wird, da sie allein politischen Einfluß besaßen. Man bezeichnete auch Familien aus dem Bürgerstande so, wenn sie aus einem Orte herstammten, dessen Name mit Bach zusammengesetzt war. So Sulzbeck, Ramspeck (Ramsbach), Pramböck (Brambach), Rohrbeck, Katzbeck (Katzbach), Viehbeck (Viehbach), Heubeck, Erlbeck, Buchbeck, Mistelbeck, Hagenbeck, Meichelbeck, Sauerbeck, Trenbeck, Limpöck (Limbach), Arempöck. Vielleicht ist auch Esenbeck zu Eschenbach in dieser Weise zu ziehen. Den Übergang zu diesen Namensformen mag die Gewohnheit gemacht haben, die von Ortsnamen auf Bach abgeleiteten Personennamen mit Ablaut zu sprechen. So sagt man in Oberfranken statt Kulmbacher Kulmbächer, statt Kronacher Kronicher. Als dann das Bewußtsein vom Ursprung der Wörter allmählich schwand, erschienen Formen wie Reichenbecher, offenbar von Reichenbach, nicht etwa Abschwächung der imperativischen Form: Reich den Becher.

Die einfache Form Beck und Zusammensetzungen wie Thorbeck sind auf Bäcker zurückzuführen. Nunnenbeck ist der Bäcker, der das Brot für das Nonnenkloster lieferte, Geistbeck, der Bäcker, dessen Wohnung bei der H. Geistkirche oder am H. Geistspital lag.

Schweinfurt. **Fr. Spälter.**

2.

Ein Spottlied auf die Dänen aus dem Jahre 1657.

In dieser Zeitschrift ist häufig die Rede von Spottliedern auf die Franzosen gewesen. In dem Quartalbericht (LVII, 3) des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde teilt von Meyenn ein historisches Volkslied aus dem Jahre 1657 mit, das ich mit des Verfassers Zustimmung in dieser Zeitschrift einem größeren Kreise von Fachgenossen zugänglich machen will. Das Gedicht ist hier gedruckt nach einer gleichzeitigen Abschrift im Haupt-Archiv zu Schwerin.

Ein historisches Volkslied aus dem Jahre 1657.

Lobspruch des Denen vnd deszelben tappfere kriegesthaten in der Melodei: Alsz ich einmahl lust bekam.

1.
Was die Dehnen lobe vnd zier
Wil ich [zu] gefallen dir
Ein fein liedtlein singen:
Wie er ist qualificiret
Vnd was er für kriege füret,
Sol von ihm erklingen.

2.
Er wird z[w]ahr ein helt genant,
Sint dir aber nicht bekannt
Seine heldenthaten;
Er mag sein ein praffel helt
In der schantz vnd nicht im feld,
Da er viel kan prahlen.

3.
Ich kunte keine ruhe han,
Er botte mir die krige an,
Er wolte mit mir krigen;
Ich alsz ein hoch[h]erzter lew,
Muhtig, frech vnd ohne schew
That mich zu ihm fugen.

4.
Ich vorliesz das Pohlen ganz
Vnd so manche feste schanz,
That in Norden ziehen;
Aber seit ich kommen bin,
Ist der Dene lengst dahin
Durch das felt gefliehen.

5.
Weil kein feindt vorhanden wahr,
Durfft er frei vnd offenbar
Durch Holstein marchiren
Plag[e]t den armen paurszman,
Der sich zwar nicht weren kan,
That sein gudt spoliren.

6.
Ach wie manchem armen man
That er schlege hengen an,
Drob er so geschreiet:
Dehne, wie tractirest du mich,
Ach wehe, ach wehe, das klage ich,
Lasz mich doch befreyet.

7.
Ihnen auch das wol gefiehl,
Wen man sie must in dem kiel
„Monsieur" tituliren;
O, wie mechtig pralen sie,
Hetten spielleute spat und frue,
Thaten auch spendiren.

8.
Aber alsz er mich vernam,
Balt er seine zuflucht nam
In das lange Norden,
Funen must sie nemen auf,
In so schneller flucht vnd lauf
Vnd mehr andere orten.

9.

Ich meint', Andreasz solte stehen
Vndt mir unter augen gehen
Frisch alsz ein soldate,
Aber mit erschrockenen sin
Lieff er nach der Ecke hin
Vndt umb friede bahte.

10.

Auff, ihr denschen eseleut[e],
Die ihr allezeit furchtsamb seitt,
Wenn ihr sollet kriege führen,
Stehet im Felde wie ein hase,
Wenn er jaget in dem grase,
Höret die trumlen rühren.

11.

Alss da ihr von mir gehöret,
Wurdet ihr also bethöret,
Finget d[a]rauff an zu lauffen,
Wustet weder ausz noch ein,
Alsz wolt man die härelein
Ausz dem Kopfe rauffen.

12.

Hett (es) Friederichorth es nicht gethan,
Hettet ihr woll mussen stahn
Vndt euch tappfer wehren,
Dar ihr itzo ewer landt
Vndt wie es darumb bewandt
Muszet selbst vorzehren.

13.

Ey, dasz heist ein praffer heldt
Hinter dem ofen vndt nicht im feldt,
Pfuy, ihr hunde und cujohnen,
Dasz ihr lauffet alsz wehret ihr toll,
Ey, dasz euch der henker hohl'
Vndt euch selbsten lohne.

14.

Darumb seit ihr bis dato noch
Vnter unserm schwedischen joch,
Weil jh[r] meine(n) waffen
Furchtet, scheuet vndt euch stell(e)t,
Alsz wenn jhr auszen der welt
Nun wollt (n)immer schlaffen.

15.

Billig jeder menniglich
Kan nicht genugsam verwundern sich
Itz zu diesen zeiten,
Dasz der Dene in der thatt
So viel dausendt volcker hatt
Vndt wil doch nicht streiten.

16.

Zwahr, wie es darumb bewandt,
Ist ja jedermann bekandt,
Dasz sie nicht durfen fechten,
Den die da saszen im gericht
Die rahtgeber wolten nicht,
Dasz man solte fechten.

17.

Was macht nun der Herr Andreesz,
Dasz ich seiner nicht vohrgesz,
Er hatt ein hasenhertz,
Das ist jetzo seine ahrt;
Er hält es mit dem schwedischen part,
Gleubt mich ohne schertz.

18.

Was der ambtman Ahlefelt gethan
Flensburg, dasz weisz jedermann, —
Geldt fon sie zu treiben;
Aber itzo dancket er Gott,
Dasz er von der schwedischen rott'
Nur möge sicher bleiben.

19.

Weil es euch also gefelt,
So wirt der Dehne auch der welt
Spotten in die zehne,
Vndt so jemant eilet fortt,
Wirt man sagen zum sprichwordt:
Du laufst wie ein Dähne.

20.

Fama wirdt auch jederman
Ewer thaten zeigen an,
Euch zu hohn und spotte,
Ja, zum schimp von hausz zu hausz
Wirdt auch endlich lachen ausz
Vnser freundt, der Schotte(n).

21.

Du, Hochdeutscher, wirst es auch,
Wie's sonsten dein gebrauch,
In die Kroncke [1]) schreiben,
Daes moge auff kindes kindt
Vndt so lange Menschen sindt
Zum gedechtnusz bleiben.

1) Chronik.

22.

Drumb ihr Dähnen seit bereit
Nur zum lauffen ausz dem streit,
O, ihr armen krieger,
Bleibet zu hause vndt rühret grütz,
Last den Schweden das geschütz
Folgen als obsieger.

23.

Nun ihr schwedischen cavalier,
Die ihr ewig lob vndt zier
Werdet von kriege bringen,
Nehmet den Dehnen ihre pracht
Vndt lasset der carthaunen[1]) macht
Fri(e)sch vndt frolich klingen.

24.

Streitet, fechtet für und für,
Gebet den feindt auch kein quartier
Jaget den dänschen hasen
Vndt laszet zu frolichkeit,
Weil ihr tapffer[e] siger seitt,
Die trompetten blasen.

Das Gedicht verherrlicht den schwedischen Feldzug gegen die Dänen, den Karl X. Gustav führte. Als der Pfalzgraf von Zweibrücken nach Christinens Tode auf den schwedischen Thron kam, hatte er gegen den Thronbewerber Johann II. Kasimir von Polen (Wasa) zu kämpfen. Er besiegte die Polen mit brandenburgischer Hilfe 1656 bei Warschau und nötigte darauf die Dänen, die sich seinen Feinden angeschlossen hatten, 1658 zum Frieden von Roeskilde. Sie mußten Blekinge, Schonen und Halland an Schweden abtreten. v. Meyenn vermutet, daß unser Gedicht vor der Erstürmung der Festung Fridericia[2]) (Friederichorth, Str. 12), am 24. Oktober 1657, entstanden ist. Der Str. 18 erwähnte „ambtman Ahlefelt" ist 1623 geboren. Er war dänischer Großkanzler und Vice-Statthalter in Holstein. Der Sohn des hiererwähnten Friedrich († 1686) hieß Karl († 1722); er war dänischer Premierminister. Str. 20 ist unter dem Schotten nach v. Meyenn Olivier Cromwell zu verstehen. Str. 9 und Str. 17 wird der Name Andreaß (Andreeß) erwähnt. Es ist nach v. Meyenns Anmerkung Andreas Bilde (Bille), der Oberbefehlshaber der Dänen, gemeint, der bei der Erstürmung der Festung Friedericia verwundet in schwedische Gefangenschaft geriet.

Ähnlich klingen die der modernen Zeit angehörigen Dichtungen über das Schloß Glambeck auf Fehmarn, über die Siegeburg, über den Fehmarnschen Heldenmut u. a.

Das erste Gedicht beginnt:

Op Fehmarn bi den Deepen
Dar stünn für vele Jahr
Slat Glambeck, stark un mächti,
Nu steiht dat ne mihr dar;
Dach süht man nach de Spuren
An grote, dicke Muren. etc.

1) Karthaunen, Schlangen und Kammergeschütze waren die während des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich benutzten drei Arten von Geschützen.

2) Auch Fredriksodde.

Das Schloß wurde zu König Erichs Zeit erbaut. 1358 nahm Waldemar III. Glambeck ein und ließ es feſter machen. 1416 reſidierte als Hauptmann Ivar Bryske auf Glambeck. Am 13. Dezember dieſes Jahres nahmen die Holſten das Schloß ein, mußten es aber nach vier Jahren wieder an König Erich übergeben, um es nach ſieben Jahren wiederum in Beſitz zu nehmen. 1493 war auf dem Schloß Marquard von Ahlefeld Hauptmann.[1]) Um dieſe Zeit beſtätigte ihnen König Johann ihre Freiheit, die ihnen Herzog Adolf gegeben hatte. Bis 1632 ſaßen auf dem Schloß Fehmarnſche Amtmänner, dann verfiel es.

Die erſten Strophen des zweiten Gedichtes lauten folgendermaßen:

1.

Dar op den Barg bi Segeberg,
Dar stün en smukke Burg;
Fär vehle Jahr stün dar en Slat,
De stalte Siegeburg.

2.

De dütsche Kaiser Lothar het
Dat starke Slat dar buut
Un het wol menni Nacht in Fred
Nas op den Kalkbarg ruht.

3.

Dad is in elbenhunnerd gra
Un vier un därti wes,
As disse Kaiser sick entslöd,
Und buu dat starke Nest.

4.

Dad man do nach ken Kalk dar graw,
Kann jeder denken sick;
Do wir de Barg nach ne berührt
Von Escher un von Bick.

5.

Do wir dad noch en anner Tid,
Dor har mar menni Slat
In unser schönes Vaterland;
Nu ligd dor vehl in Schatt.

6.

Dar in den wendschen Gau Dargun,
Dad het: „dad köstli Land“;
Dar wür de Siegeburg opbuut,
Opbuut von Kaisers Hand.

u. s. w.

Die Siegeburg war die Reſidenz des edlen Schauenburg (Graf Adolph II. 1140). Auch der kühne Heinrich der Löwe (1180) wohnte einmal auf Siegeburg. Hier wurde Graf Adolph, Johannes II. Sohn, von Hartwig Reventlow ermordet. Die Blutflecken ſah man noch 300 Jahre an der Wand. Gerhard de Grote hat hier manchen Fürſten gefangen gehalten, z. B. Güntzel, den Grafen von Wittenburg und den Prinzen Otto von Dänemark. Im dreißigjährigen Kriege nahm Torſtenſon das Schloß ein und zerſtörte es. Jetzt ſteht auf dem Berge ſtatt des ſtolzen Schloſſes eine hölzerne Bank.

Ebenſo charakteriſtiſch iſt das Gedicht „Fehmarnſcher Heldenmod“, welches eine Epiſode aus der Fehmarnſchen Geſchichte enthält. Chriſtian IV. führte einen unglücklichen Krieg mit Schweden. Von Deutſchland aus fielen die Schweden in das Land ein. 1644, den 29. Juni, landeten die Schweden auf Fehmarn, das ganz von Truppen entblößt war. Die tapferen Fehmaraner widerſetzten ſich auf eigene Fauſt und wichen nicht,

1) Vgl. oben Friedrich und Karl Ahlefelt.

als bis ihre beiden Anführer, ihr Bannerträger und eine große Anzahl der Ihrigen getötet waren. Der Bannerträger der Fehmaraner war Teves Rauert aus Staberdorf und ihr Landvogt Jürgen Bünger.

Über andere historische Lieder werde ich ein ander Mal berichten.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

3.

Zu Heft IV, 259.

Joh. Aug. Ernesti, † 1781, einer der berühmten Rektoren von der Thomana, eröffnet (i. J. 1757) Prolusio II. de artis bene cogitandi et bene dicendi coniunctione (S. 174 der 2. Ausg. v. J. 1767) mit folgender Anekdote: „Ein Bauer, erzählt man, hielt auf dem Markte einen Raben feil. Da sah er, wie ein kleiner Vogel, ein Sänger, für viel Geld verkauft ward. Flugs forderte er für den seinigen einen weit höheren Preis. Als nun jemand über die hohe Forderung für einen Vogel, der durchaus nicht schön singen könne, seine Verwunderung äußerte, sagte der Bauer hochmütig: Desto besser denkt er."

Da Ernesti bei Entlehnungen aus alten Schriftstellern sorgfältig die Quellen angiebt, hier aber nichts bemerkt, verdankt er dieses Geschichtchen wohl der zeitgenössischen Fabeldichtung. Von ihm hat es Zumpt in seine „Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische" (4. Aufl., Berlin 1829, S. 403) genommen und aus diesen ist es, wie vieles, in andere Übungsbücher übergegangen.

Grimma. **A. Weinhold.**

4.

Das sehr verdienstliche Buch von Wustmann „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute", 2. Aufl. Leipzig, Grunow 1887 bringt S. 120 das Gedicht Langbeins von 1788, „Die Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel", ein Gedicht, dessen Spitze darin besteht, daß zwei verirrte Wanderer in weltfremdem Hause einkehren und zufällig vernehmen, daß ihr Wirt morgen „die Schwarzen" zu schlachten beabsichtigt, worauf Schmolke und Bakel sich in den Schweinekoben flüchten und am andern Morgen gewahr werden, ihr Wirt habe nicht seine beiden Gäste, sondern seine Schweine schlachten wollen. Das Gedicht von Langbein war mir unbekannt, dagegen kannte ich schon lange die Geschichte, erzählt aber von einem Franzosen, dem berühmten Gelehrten und Publizisten P. L. Courier, welcher dasselbe Abenteuer im Jahre 1807, und zwar gelegentlich seiner Wanderungen in Calabrien erlebt haben will. Ferner erzählt ganz dieselbe Geschichte, allerdings mit kleinen Änderungen, der bekannte Jugendschriftsteller Chr. v. Schmid in seinen Hundert kleinen lehrreichen

Erzählungen, Nr. 91. Courier kannte, deſſen dürfen wir ſicher ſein, Langbeins Gedicht nicht; ebenſowenig die Geſchichte von v. Schmid, deren Jahreszahl mir unbekannt iſt. Daß die Geſchichte in nahezu derſelben Weiſe bei einem norddeutſchen Dichter, einem ſüddeutſchen Jugendſchriftſteller und einem franzöſiſchen Offizier, in Deutſchland und Unteritalien berichtet wird, iſt gewiß ſehr auffällig. Sollte der Geſchichte in ihren verſchiedenen Geſtalten nicht ein alter, Deutſchen und Franzoſen gemeinſamer Volksſchwank zu Grunde liegen, und wer weiß denſelben aufzufinden?

Eiſenach. **W. Buchner.**

5.

Zu Gellerts Gedicht „Der Bauer und ſein Sohn".

Die Erzählung „Vom lügenhaften Jüngling", die Gellert Burkard Waldis entlehnt hat, findet ſich bekanntlich auch in älteren Bearbeitungen. So hat beiſpielsweiſe ſchon Hans Sachs nach Steinhöwels Äſop (1519) eine Geſchichte „Vom verlogenen Knechte" erzählt. Weniger bekannt dürfte ſein, daß auch nach Gellert noch derſelbe Gegenſtand dichteriſch bearbeitet worden iſt. In den „Liedern aus Weimar" von Hoffmann von Fallersleben leſe ich (3. Auflage, Hannover 1856, S. 66 und 67) folgendes Gedicht:

Der große Hund.

1. Ging ein Knabe neulich
Mit dem Großpapa;
Auf dem Weg erzählt' er
Alles, was er ſah.

2. Ja, bei Gott! ſo ſah ich —
Hör' genau mir zu! —
Einen Hund, der größer
War als eine Kuh

3. Und da ſprach der Alte:
„Ei, was ſaheſt du!
Einen Hund, der größer
War als eine Kuh?"

4. „Hör' denn! Eine Brücke
Liegt von hier nicht weit,
Und darüber müſſen
Wir in kurzer Zeit."

5. Wenn du haſt gelogen,
Stürzt die Brücke ein,
Und dann fällſt du wahrlich
In den Fluß hinein."

6. Als ſie näher kamen,
Ward der Knabe blaß,
Und er ſprach zum Alten:
Ei, wie war doch das?

7. Hab' ich recht geſehen
Oder ſah ich halb?
Nein, der Hund war etwas
Größer als ein Kalb.

8. Als der Knabe endlich
Vor der Brücke ſtund,
Sprach er: nein, der Hund war
Wie ein andrer Hund.

Remſcheid. **R. Eickhoff.**

6.

Unter der Überſchrift „zu Schillers Kampf mit dem Drachen" behauptet Herr Kugler, daß Schiller in ſeinem Tell die Parricida-Scene eingefügt habe, um die That Tells als eine That der Notwehr noch deutlicher darzuſtellen. Da das aber nicht nötig ſei, habe man die

Scene vielfach für überflüssig erklärt. Nach meiner Auffassung ist die Parricida-Scene nicht bloß überflüssig, sondern sie stört geradezu das Charakterbild des großen Helden Tell. Der Grund aber, weswegen der Kenner der Entstehungsgeschichte des Tell diese Scene ausgemerzt wissen möchte, liegt darin, daß Schiller, der auch nach Goethes Ausspruch nicht für vieles Motivieren war, diesen Auftritt auf fremden Einfluß hin einfügte. Siehe Eckermann, Gespräche mit Goethe (Gespräch vom 16. März 1831). Dort äußert Goethe: Es ist kaum begreiflich, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen, wie andere auch, und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.

Altona. **P. Blunk.**

7.

Zu Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben. V, 1 (1832).

Adalbert: Reiß mir die grauen Locken aus! Versuchs,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!

Nachfolgende Stelle macht es mir höchst wahrscheinlich, daß Qualm hier in der gewöhnlichen Bedeutung „Dampf" steht, Blutes Qualm als „der aus einer frischen Wunde sich rauchend ergießende Blutstrom" zu fassen ist. Vergl. Salornitanische Schule, die Gesundheit zu erhalten, in teutsche kurze Verse übersetzt von G. S(chuster) Francof. et Lipsiæ 1750 (siehe Hermann Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Neue Folge. Berlin, Julius Springer 1889 S. 277):

„Salbung und Bad sollst du pflegen, Verbinden, auch Trinken, Bewegen,
Alles dies mußt du nur suchen in treuem Gedächtnis zu halten.
Heiterkeit macht er Betrübten, besänftigt Erzürnte, die Lieb' er
Wahrt vor Verschieben im Kopf — solches der Aderlaß wirkt.
Mache die Wunde von mäßiger Größe, daß schnell und in Fülle
Dampf entquille dem Schnitt, freier entrinne das Blut."

Meine früheren Vermutungen in dieser Zeitschrift würden damit hinfällig.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Zu Schlössers Gotter.[1])

S. 166 wird bei einer Besprechung von Gotters Liedern nach mehreren andern anakreontischen Motiven zum Schluß genannt „die Mutter, die ihre Tochter vor der Liebe warnt". Der Verweis auf den

1) Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert von Rudolf Schlösser. (Theatergeschichtliche Forschungen X.) Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1895.

Jahrgang 1776 des Taschenbuchs für Dichter und Dichterfreunde und die Bemerkung: „Freie Bearbeitung einer Arie aus Marmontels Silvain" zeigen, daß Schlösser das bekannte Lied unsrer Großmütter „Selbst die glücklichste der Ehen, Tochter, hat ihr Ungemach" im Auge hat; darin warnt die Mutter aber nicht vor der Liebe, sondern vor einer liebelosen Ehe. (Und darauf erfährt der Leser S. 288 flg. als völlige Neuigkeit, daß Gotter den Marmontelschen Silvain im Anschluß an Weißes „Walder" als Operntext für Benda zurecht gemacht habe, und daß dieses Singspiel ziemlich verbreitet gewesen sein müsse, „denn die Arie 'Selbst die glücklichste der Ehen' wurde eins der populärsten Lieder in Deutschland" — ohne ein Wort der Beziehung zwischen den beiden Stellen!)

Als Gotter bald nach seiner Vollendung von Cronegks dramatischem Bruchstück „Olint und Sophronia" einmal den Brutus in Brawes „Brutus" gespielt hatte, widmete ihm Kästner ein Epigramm, worin der Schatten Cronegks Gotter u. a. fragt:

Und, mehr zu seyn, als Koch und Eckhof sind,
Weswegen wareſt du nicht mein und dein Olint?

Schlösser nennt das ein Urteil Kästners, „das Gotter als Schauspieler neben die ersten Meister stellt". Die Frage bedeutet aber doch wohl nur: Warum hast du nicht eine Rolle gespielt, der gegenüber du nicht bloß Darsteller, sondern Dichter und Schauspieler in einer Person warst?

Einmal schreibt Gotter begeistert an Raspe: „Haben Sie das erste Drama unserer Nation, haben Sie Klopfstocks Hermannsschlacht schon gesehen?" Schlösser bemerkt zu dem Dichternamen: „Dieser scherzhaften Form bedient sich Gotter gerne". Welch ein läppischer Scherz wäre das aber mitten in dieser Begeisterung! Die hochdeutsche Form soll dem Namen vielmehr das gewöhnliche, derbe nehmen, komisch ist er ja so wie so genug!

In einem Epilog fürs Theater klagt Gotter einmal darüber, daß der Schauspielerstand in Deutschland so verachtet sei, und rühmt dagegen England,

Wo man bey Königen der Ophils Grabmahl sieht.

Schlösser macht zu dem Worte Ophils ein verwundertes „So" und fragt: „Sollte vielleicht Oldfield gemeint sein?" Jeder Leser wird sich das nur so reimen können, daß man Gotter, der doch englisch verstand, die Schreibung Ophils für Oldfields zutrauen müsse, und daß Oldfield ein Schauspieler gewesen sei, der in der Westminsterabtei begraben liege. Die Sache ist etwas anders. „Ophils" kann nur „Ophelias" meinen; eine berühmte Darstellerin aber Shakespearischer Frauenrollen war Anne Oldfield (1683—1730), die wirklich im Westminster beigesetzt worden

ist und also in der That, wenn auch nicht mit dem Worte, von Gotter gemeint sein wird.

Nicht gerade ein Versehen, aber eine bei einem Litterarhistoriker immerhin auffällige Blindheit in Sachen der gelehrten Orthographie ist es, wenn Schlösser immer Klytemnästra schreibt. Die winzige Angelegenheit ist lehrreich genug, mit ein paar Worten darauf einzugehen: sie zeigt so gut wie größere Erscheinungen, wie lange die französische Kultur stark genug gewesen ist, selbst der Antike in Deutschland ihren Stempel aufzuprägen. Aus altem ae ist neufranzösisch é und umgekehrt aus altem langen geschlossenen e è geworden, also aus Klytaemnestra Clytémnèstre sogut wie aus Maecen Mécène. Diese Formen sind im vorigen Jahrhundert auch für Deutschland maßgebend gewesen, sei es nun, daß man die Unterschiede der französischen e nicht beachtete und, wie Goethe und Gotter, Clytemnestra schrieb, sei es, daß man die französischen Laute é und è auch im Deutschen durch e und ae auseinanderhielt: dieser sklavischern Abhängigkeit von dem französischen Lautbild verdanken die altfränkischen Formen Klytemnaestra und Mecaen ihr Dasein. Aber sie sind doch längst überwunden (schon Goethe hat in den venezianischen Epigrammen Mäzen geschrieben), und wir bedanken uns dafür, daß sie wieder aufleben sollen!

Leipzig. **Rudolf Wustmann.**

Herr Max Stöber, Oberlehrer an der Herzoglichen Antoinettenschule zu Dessau, hat vor kurzem „Regeln über die Satzzeichen, verbunden mit Aufgaben" (Cöthen, Dünnhaupt) herausgegeben. Der Verfasser bemerkt in einem Vorworte, das Buch verdanke seine Entstehung der Ansicht, „daß die deutschen Grammatiken, welche den Lernenden zugänglich sind, die Interpunktionszeichen nicht ausführlich genug behandeln". Er habe sich bemüht, „die Interpunktionsregeln in möglichst einfacher Form, aber in erschöpfender Weise darzulegen." Dies hat der Verfasser auch erreicht; es sind in der That alle möglichen Fälle bei der Behandlung der einzelnen Zeichen berücksichtigt worden. Bezüglich einiger Punkte aber ist der Berichterstatter anderer Ansicht als der Verfasser. Dieser fordert (S. 6, Anm. 2), daß vor „und", „oder", „sowohl — als auch", „weder — noch" im zusammengesetzten Satze dann ein Komma gesetzt werde, „wenn die durch jene Konjunktionen verbundenen Satzglieder einen größeren Umfang haben". Ferner soll vor „und", „oder" ein Komma stehen, wenn der mit diesen Konjunktionen beginnende zweite Teil des zusammengezogenen Satzes einen Gegensatz zu dem ersten Teile bildet. Der Verfasser weicht mit diesen Forderungen von anderen Grammatikern ab, welche in den angegebenen

Fällen kein Komma setzen. Im allgemeinen wird es dem Gefühle des einzelnen überlassen bleiben müssen, ob er hier ein Komma setzen will oder nicht. In dem Abschnitte, welcher das Komma in der Satzverbindung behandelt, heißt es: „Das Komma fehlt zwischen ganz kurzen Imperativsätzen, welche durch „und" oder „oder" verbunden sind, z. B. Bete und arbeite! Aber: Bleibe im Lande, und nähre dich redlich." Letzteres Beispiel ist jedoch nur ein zusammengezogener Satz und keine Satzverbindung; deswegen darf hier kein Komma stehen. Wenn der Verfasser dann behauptet, daß vor „und" („oder") ein Komma zu setzen sei, „wenn der damit beginnende Satz eine Bestimmung, z. B. Verneinung, enthält, die sich nur auf den zweiten Satz beziehen soll" (Beisp.: Iß, und trinke nicht.), so möchte ich auch diesem widersprechen; denn schon aus dem Inhalte des Satzes (beim Sprechen auch aus der Betonung) geht hervor, daß die Bestimmung (also z. B. die Verneinung) nur zu dem zweiten Verbum gehört. Bei Aufzählungen will der Verfasser das Semikolon setzen, um Gruppen gleichartiger Gegenstände voneinander zu trennen (Beisp.: Die Produkte Rußlands sind: Gold, Edelsteine, Eisen und Salz; Holz und Getreide; Renntiere u. s. w.). Ich meine, das Komma genüge hier, da schon äußerlich hinreichend erkennbar ist, welche Gegenstände zusammengehören.

Soviel habe ich betreffs der Regeln zu erwähnen; wünschenswert wäre es, wenn der Verfasser die Einteilung der Satzzeichen in Satzpausezeichen und Satztonzeichen angegeben hätte. Die Beispiele sind meist treffend gewählt, wenn auch die aus Lessings Laokoon entnommenen besser durch andere, dem Schüler leichter verständliche ersetzt worden wären. Mehrfach zeigt sich eine Ungleichheit der Schreibweise. Bald heißt es „behülflich", bald „Hilfe", ferner „gleichgültig" und „gleichgiltig", „gegeneinander" und „von einander", „Mannsfeld" und „Mansfeld", „gewalt'gen" und „freudgen", „flücht'gen" und „heilge". Die Anwendung des Apostrophs ist überhaupt sehr verschieden (Sonn, fahr, hab, brech — mög', säub'r, Kreis', verhüt'). „Auf's", „für's" schreibt man nicht mehr, wohl aber „kenn's" und „ging's" und nicht „kenns", „gings". An einer Stelle heißt es „mit einem Mal", an einer andern „zum letztenmal". Manchmal ist unrichtig zitiert (z. B. S. 28 Z. 26 v. o. Lessings Epigramm: Der Schmeichler). Außerdem finden sich einige Druckfehler (in geschlissener Flasche, fich (sich), er sank statt es (das Veilchen), ihr statt ihm (dem Röslein), Renntier statt Rentier) u. m. a. Sehen wir von diesen Mängeln ab, so gebührt dem Verfasser das Lob, eine fleißige und umfassende Arbeit geliefert zu haben, die gewiß mit Erfolg beim Unterrichte verwendet werden kann.

Dessau. **Rud. Fricke.**

Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. Braunschweig. Appelhans und Pfennigstorff 1893.

Nun ist das lang verheißene Buch von Eckart endlich erschienen, und der Volkforscher wird die umfassende Sammlung von niederdeutschen Sprichwörtern mit Freuden begrüßen. Was sich innerhalb des niederdeutschen Gebietes an dialektischen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten findet, ist hier mit großem Sammlerfleiß zusammengetragen. Das niederdeutsche Sprichwort hat seine Heimat in Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Friesland, den Hansestädten, Meklenburg, Schleswig-Holstein, Lauenburg, Pommern, Preußen, Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Lippe, Waldeck, Westfalen und in der Rheinprovinz. Daß noch einiges nachzutragen bleibt, ist bei der Fülle des zu verarbeitenden Materials selbstverständlich. Ich konnte besonders die aus Meklenburg beigebrachten Sprichwörter nachprüfen.

In einem Werke, das Proben aus verschiedenen Dialekten bringt, mußte die Rechtschreibung besondere Schwierigkeiten machen. Der Verfasser ist meist dem Mittelniederdeutschen Wörterbuch von Lübben und Walther, sowie den Wörterbüchern der niederdeutschen Mundart von Schambach, Kosegarten, Dauneil, Stürenburg, ten Doornkaat-Koolmann, Woeste, und Molema gefolgt. In Bezug auf die niederdeutsche Grammatik sind die einschlägigen Werke von Ritter, Wiggers, Marahrens und vor allen Dingen von Nerger und Lübben maßgebend gewesen. Eine einheitliche Rechtschreibung für alle niederdeutschen Mundarten aufzustellen, hat der Verfasser nicht versucht; dies ist auch wohl unmöglich, bis wir ein den ganzen Dialekt umfassendes Wörterbuch besitzen. Eine Vokalverdoppelung ist vermieden, dafür sind die langen Vokale mit einem ^ versehen, die natura kurzen durch ein äußeres Merkmal der Kürze nicht weiter bezeichnet. Die Verdoppelung der Konsonanten ist angewendet, um einen natura langen Vokal als kurz darzustellen. Dies letzte halte ich für sehr gewagt, man denke an Worte wie ock, Mecklenburg[1]) u. a. m. Ein und derselbe Gedanke ist mit Recht in mehreren Variationen im Sprichwort der verschiedenen Landschaften dargestellt, in der Auswahl hat der Verfasser praktischen Blick gezeigt. Ein Glossar wird mancher vermissen; die Gründe, die der Verfasser für die Weglassung desselben vorbringt, genügen mir nicht. Daß der Freund der Volkssprache an einzelnen Derbheiten keinen Anstoß nehmen darf, ist selbstverständlich. Daß dies doch viele, Gelehrte und Laien, thun, liegt daran, daß sie die Frische und Natürlichkeit des Volkslebens nicht mehr verstehen. Sie

1) Wie offiziell geschrieben wird.

sehen mit Verachtung auf das Volk herab, dem sie ja meistens selbst entstammen.

Im einzelnen könnte ich aus Meklenburg viele Sachen nachtragen. Vollständigkeit ist eben sehr schwer bei einem solchen Werke zu erreichen.

Bei dem Sprichwort S. 384: Erst de Nêg, dann de Wêg, das der Verfasser aus Lübeck beibringt und mit einem Fragezeichen versieht, fällt mir aus Meklenburg ein:

Irst ne Näs und denn ne Brill.
Un denn ne Wêg und denn wat in.

Oder das andere, das ich bei Eckart nicht finde:

Irst ne Parr (Pfarre)
Un denn ne Quarr (Kind).

Ich werde gelegentlich in der Monatsschrift „Am Urquell" eine Nachlese aus Meklenburg veröffentlichen. An dieser Stelle möchte ich Germanisten und Freunden der niederdeutschen Litteratur und Sprache das Buch angelegentlichst empfehlen.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Karl Narten, Rektor zu Sulingen. „Lies richtig!" Anleitung zum Richtigsprechen. Deutsche Grammatik für die Oberstufe der Volks- und Bürgerschule, die Fortbildungsschule, die Präparandenanstalt und die unteren Klassen (Sexta bis Quarta) der höheren Schulen. Hannover. Karl Meyer 1890. I. Teil 76 S. Preis 50 Pf. II. Teil 96 S. Preis 60 Pf.

Das in kurzen, doch klaren Worten geschriebene Buch ist im wesentlichen recht für den Unterricht in den auf dem Titelblatte angegebenen Klassen geeignet. Die Formlehre wird auf 16 Seiten dargestellt. Sie beginnt mit den Hauptwörtern. Nicht einverstanden bin ich mit folgender Regel S. 5,5: „Wenn mehrere Eigenschaftswörter allein vor einem Hauptworte stehen, so erhalten sie im Nominativ Singular und Plural die Endungen des bestimmten Artikels. In den übrigen Fällen ist dieses nur bei dem ersten Eigenschaftsworte der Fall, die anderen Eigenschaftswörter werden schwach dekliniert." Im Genitiv Singular des männlichen und sächlichen Geschlechts ist jetzt auch bei dem zuerst stehenden Eigenschaftsworte die schwache Form die häufigere; in den anderen Fällen steht aber auch das zweite und überhaupt jedes noch folgende Eigenschaftswort in der starken.

Unter die gemischte Konjugation wirft der Verfasser sehr Verschiedenartiges, so nicht bloß die Präterito-Präsentia, wie darf, dürfe,

durfte, gedurft, wofür ja diese Bezeichnung noch am besten paßt, sondern auch denke, dachte, gedacht und die schwachen Verben mit sog. Rückumlaut, wie sende, sandte, gesandt.

Die Satzlehre, welche vom Subjekt ausgeht, umfaßt 60 Seiten. Hier folgen jedesmal auf die Darstellung einer Regel Übungsstücke, in denen die einzuübenden Satzteile ohne Endung erscheinen, so nach Behandlung des Accusativobjektes S. 19, 2,1: „Wir singen in der Schule ein— schön— Gesang, ein schön— Lied". — Diese fehlenden Endungen sollen die Schüler nach der im Vorworte ausgesprochenen Ansicht beim Lesen ergänzen. Diese Methode dient entschieden zur Festigung des grammatischen Bewußtseins; nur wird je nach der Mundart der Schüler, der eine Lehrer diesen, der andere jenen Paragraphen kürzer oder eingehender behandeln müssen. — „Ich lasse den Arzt holen" (S. 30) — ist nicht, wie der Verfasser will, ein Beispiel für den Accusativ mit dem Infinitiv, sondern von lassen ist als Objekt holen abhängig und von diesem wieder den Arzt. Der Verfasser meint wohl Fälle wie: „Ich lasse dich gehen". Eine eigentümliche Verdeutschung von Apposition ist „Gleichstand". — Zu oberflächlich sind Satzverbindung und Satzgefüge behandelt. Bei beiden giebt der Verfasser die Bindewörter in alphabetischer Reihenfolge, ohne sie und die mit ihnen angeknüpften Sätze nach der Bedeutung zu gruppieren. Wenn einem 11jährigen Schüler begreiflich zu machen ist, daß es Umstandsbestimmungen des Ortes, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes giebt, so sieht ein 13jähriger auch ein, daß dementsprechende Nebensätze existieren. — Daß der Verfasser die Umstellung nach und durchaus verwirft, ist nicht zu verwundern, da er Pöschels Klarheit bringende Schrift noch nicht benutzen konnte.

Der 2. Teil bietet auf 84 Seiten 11 zusammenhängende Lesestücke gleichfalls mit weggelassenen Endungen. Es ist entschieden zu billigen, daß 5 davon Grimmsche Märchen sind. Angehängt ist diesem Teile noch ein 12 Seiten langes Verzeichnis der vorkommenden Verben, Adjektive und Präpositionen mit Angabe ihrer Rektion.

Borna, früher in Plauen i. V. **Carl Franke.**

Prof. Dr. Gotthold Klee, Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums in Bautzen. Ostern 1895. 31 S.

Knappe Darstellungen von Tiecks germanistischer Thätigkeit finden wir bereits in R. von Raumers Geschichte der germanischen Philologie S. 296—304 und 323 flg., in Pauls Grundriß der germanischen

Philologie I, S. 59 flg., in Hayms Schrift: Die romantiſche Schule S. 808—814, in Scherers Abhandlung über Jacob Grimm, S. 60—65, in Fr. Pfaffs Aufſatz: Romantik und germaniſche Philologie (Heidelberg 1886) u. an anderen Stellen. Klee hebt nun in ſeiner vorliegenden dankenswerten Arbeit einzelne Punkte, die bisher noch keine eingehende Behandlung gefunden haben, heraus und ſtellt dieſelben nach jeder Richtung hin klar. Er zeigt, wie Tieck zuerſt durch ſeinen Freund Wilhelm Heinrich Wackenroder auf das deutſche Altertum aufmerkſam gemacht wird und wie er, anfangs mit Widerſtreben, ſich den altdeutſchen Denkmälern nähert und zuletzt ſich ſo in ſie vertieft, daß er in der Beſchäftigung mit den altdeutſchen Stoffen ſeine höchſte Freude und Befriedigung findet. Tiecks Erneuung der Heymonskinder, der ſchönen Magelone, der Minnelieder, ſeine Vorrede zu dieſen, durch die Jacob Grimm, wie er ſelbſt in ſpäteren Jahren dem alten Romantiker bekannte, „zuerſt auf dieſe Welt von Dichtung aufmerkſam gemacht und ermuntert wurde, dieſem Gebiete ſeinen Fleiß zu widmen", die Überſetzung der erſt nach Tiecks Tode veröffentlichten Teile des Nibelungenliedes, des Frauendienſtes von Ulrich von Lichtenſtein, eine Sammlung einer Reihe deutſcher Dramen des 15.—17. Jahrhunderts, die er unter dem Titel „Deutſches Theater" 1817 herausgab, ſeine Abſchrift der vatikaniſch-pfälziſchen Rotherhandſchrift, ſeine Pläne und Vorarbeiten für die Herausgabe des „Deutſchen Heldenbuches", das aber nicht zu ſtande kam, werden von Klee aufs eingehendſte geſchildert und liebevoll gewürdigt. Der boshafte Hohn und die brutale Grobheit gelehrter Kritiker der damaligen Zeit, die Tiecks Beſtrebungen gar nicht zu verſtehen vermochten, werden ebenſo dargelegt wie der innige Anteil begeiſterter und wahrhaft gebildeter Männer. Beſonders belebt wird die Darſtellung durch den Abdruck verſchiedener bisher ungedruckter Briefe Tiecks an Wilhelm Schlegel, von der Hagen, den Verleger Mohr in Heidelberg, deren Handſchriften ſich auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden befinden.

Die ſchöne Arbeit Klees ſei allen Freunden unſerer Sprache und Litteratur aufs wärmſte empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

W. H. Riehl, Land und Leute. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger. 1895. 176 S.

Daß unſeren lebenden Dichtern und der Dichtung der Gegenwart eine ganz andere Berückſichtigung von der Schule zu teil werden muß, als es bisher geſchehen iſt, wenn von einer geſunden, wirklich nationalen

Erziehung die Rede sein soll, ist eine Forderung, die glücklicherweise in immer weitere Kreise Eingang findet. Ein außerordentlich glücklicher Gedanke war es daher, daß Theodor Matthias, einer der begabtesten und vorzüglichsten Kenner unserer Sprache und Litteratur, sich entschloß, einen unserer hervorragendsten Schriftsteller, Wilhelm Heinrich Riehl, durch eine Auswahl aus seinem verbreitetsten Werke, aus seiner Naturgeschichte des Volkes, der Schule bequem zugänglich zu machen. Den ersten Band dieses Werkes Land und Leute bietet uns hier Matthias dar. Die Auswahl ist vortrefflich, eine wertvolle Einleitung, die uns in Riehls Leben und Schaffen einführt, geht voraus, knappe, aber immer den Kern der Sache treffende Anmerkungen sind überall, wo es nötig erschien, beigefügt. Allerdings wünschte ich bei einer neuen Auflage Anmerkungen, die zu Bekanntes bringen, wie über die Titanen, Sardanapal, Mozart u. a., gestrichen, da doch das Bändchen nur in den obersten Klassen gelesen werden kann. Für die oberen Klassen müssen die Anmerkungen immer vor allem die Erhöhung des ästhetischen Genusses im Auge haben, selbst Philologisches muß hier entschieden zurücktreten. Wir begrüßen das Unternehmen, das mit diesem Bändchen so verheißungsvoll ins Leben tritt, mit lebhafter Freude und wünschen ihm reichen Erfolg. Ich habe das Bändchen bereits meinen Oberprimanern zur Privatlektüre empfohlen und habe mich an dem lebhaften Anteil erfreut, mit dem die Schüler sich der Lektüre dieses anziehenden Werkes hingaben.

Dresden. **Otto Lyon.**

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Markscheidekunst und im Knappschaftswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1895.

Das vom Zweigverein zu Freiberg unter Leitung des Herrn Prof. Dr. M. Rachel bearbeitete Heft ist als eine mit Besonnenheit, Sorgfalt und Sachkunde ausgeführte Arbeit zu rühmen. Viele Verdeutschungen sind sehr glücklich, z. B. Admissionsdampf = frischer Dampf, Kesseldampf; Amalgam: Quickmetall; amalgamieren = verquicken; Anemometer = Luftzugmesser, Windmesser (beim Bergbau: Wettermesser); Centrifugalventilator = Wetterrad, Wettertrommel, Flügelrad (= gebläse); Montanaktien = Bergwerksaktien u. s. w.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, 8. Band, Heft 3. Abhandlungen: Ludwig Chr. Stern, Die ossianischen Heldenlieder. III. — Marcus Landau, Die Dramen von Herodes und Mariamne. — Veit Valentin, Dichterisch und Poetisch. — Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Litteratur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Übersetzung der Divina Comedia (1767/69). I. — Vermischtes: A. Ludwig Stiefel, Zwei Schwänke des Hans Sachs und ihre Quellen. — A. Ludwig Stiefel, Über die Quelle der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners. — Besprechungen: Reinhold Bechstein (†), Die Quellen von Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orlens". Eine kritische Studie von Victor Zeidler. — Marcus Landau, Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. I. Die schöne Magelone, herausgegeben von Joh. Bolte. — Karl Landmann, Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen, von Karl Amersbach. — Jacques Parmentier, Le poème de Gudrun; ses origines, sa formation et son histoire par Albert Fécamp.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, Neue Folge, 2. Band, Heft 4. Henry Simonsfeld, Ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1494. — Richard Müller, Über die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges (Schluß). — J. Silbermann, Berlinisches Gesindewesen im 17. und 18. Jahrhundert. — Mitteilungen und Notizen: Volkskundliche Bestrebungen. — Historische Vereinsschriften. — Neue Bücher. — Neue Zeitschriftenaufsätze. — Besprechungen: R. von Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora (O. Schrader). — Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796, herausgegeben von A. Leitzmann (Georg Steinhausen). — Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten (Georg Steinhausen). — Pförtner Stammbuch (1543—1893) zur 350jährigen Stiftungsfeier der königl. Landesschule Pforta, herausgegeben von Max Hoffmann (E. Döhler). — Nachtrag zum vorigen Heft (John Meier).

Neu erschienene Bücher.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 7. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895. XII, 419 S. Pr. M. 3.

A. Frantz, Schul-Andachten. Drittes (Schluß-) Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 120 S. Pr. M. 1,60.

Edmund Weißenborn, Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß. 2. Bändchen: Odyssee. Mit Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 152 S. Pr. geb. M. 1,40.

E. Schmid und Fr. Speyer, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des Deutschen Lesebuches für höhere Töchterschulen von G. Wirth nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Erster Teil. Für Klasse VIII und VII (2. und 3. Schuljahr). Leipzig, B. G. Teubner 1895. XII, 319 S. Pr. geb. M. 2,40.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Die Sage vom Binger Mäuſeturm in ihren geſchichtlichen, litterarhiſtoriſchen und mythiſchen Beziehungen.

Von S. Feiſt in Bingen a. Rh.

Der 1. Teil der folgenden Unterſuchung iſt in dem Jahresberichte der Binger Realſchule zu Oſtern 1893 (Nr. 633) in verkürzter Form ſchon erſchienen. Er wird hier nochmals in erweiterter und ſtellenweiſe berichtigter Faſſung zugleich mit dem noch nicht veröffentlichten 2. und 3. Teile geboten. Da die Sage vom Binger Mäuſeturm in den meiſten deutſchen Leſebüchern anzutreffen iſt und daher im deutſchen Unterricht beſprochen wird, ſo dürfte ſich die nachſtehende Abhandlung der Beachtung der Lehrer des Deutſchen empfehlen. Die Nachweiſe ſind am Schluſſe zuſammengeſtellt, und im Text iſt mit fortlaufenden Zahlen auf ſie verwieſen.

I. Geſchichtlicher Teil.

Von den Sagen, die in deutſchen Landen erzählt werden, iſt wohl keine ſo volkstümlich wie die Sage vom Binger Mäuſeturm. Kaum iſt auch irgend eine Sage ſo oft Gegenſtand eingehender Unterſuchungen geweſen wie gerade dieſe weitverbreitete Erzählung von dem ſchauerlichen Ende des Erzbiſchofs Hatto von Mainz. Aber mag auch die gelehrte Forſchung mancherlei Licht auf den rätſelhaften Kern der Sage geworfen haben, ſo harren doch viele und weſentliche Punkte noch immer der Aufklärung, und das Dunkel, das den Urſprung der Sage umgiebt, iſt noch nicht gewichen. Schwankend iſt unter anderm, ob unter Erzbiſchof Hatto der Erſte (891—913) oder der Zweite (968—970) dieſes Namens gemeint iſt; unerklärt iſt ferner, weshalb ſich die Sage gerade an den ſogenannten Mäuſeturm bei Bingen heftete; und zu entſcheiden bleibt noch, ob die Sage am Rhein ſelbſt entſtanden oder dorthin gewandert ſei, da ſie, wie wir in einem ſpäteren Teile noch ſehen werden, in mannigfacher Geſtalt bei vielen deutſchen Stämmen und auch fremden Völkern umläuft.

Ehe wir aber dazu übergehen können, die Ergebniſſe der Forſchung darzuſtellen und zu betrachten, um ſie entweder anzunehmen oder zu verwerfen, und gegebenen Falles unhaltbare Anſichten durch neue zu erſetzen, müſſen wir uns vorerſt mit dem Inhalt der Sage und mit ihrer Überlieferung vertraut machen. Dabei iſt es nun nicht unſere Abſicht, die letztere bis in die Einzelheiten zu verfolgen — was auch weder

förderlich noch unterhaltend wäre —, ſondern die mitzuteilenden Proben ſollen uns nur inſoweit ein deutliches Bild von ihr entrollen, daß wir wohlausgerüſtet an die Kritik der geſchichtlichen Thatſachen und der örtlichen Beziehungen der Sage herantreten können.

Die Faſſung, in der die Sage heutzutage gewöhnlich in Leſebüchern, Rheinſagen und ähnlichen Werken anzutreffen iſt, geht zurück auf die folgende Erzählung, die ſich in den „Deutſchen Sagen" der Brüder Grimm, I, Nr. 242, findet:

Der binger Mäuſethurm.

Zu Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Thurm, von dem nachſtehende Sage umgeht. Im Jahre 974* ward große Theuerung in Deutſchland, daß die Menſchen aus Noth Katzen und Hunde aßen und doch viele Leute Hungers ſtarben. Da war ein Biſchof zu Mainz, der hieß Hatto der andere, ein Geizhals, dachte nur daran, ſeinen Schatz zu mehren und ſah zu, wie die armen Leute auf der Gaſſe niederfielen und bei Haufen zu den Brotbänken liefen und das Brot nahmen mit Gewalt. Aber kein Erbarmen kam in den Biſchof, ſondern er ſprach: „laſſet alle Armen und Dürftige ſammeln in einer Scheune vor der Stadt, ich will ſie ſpeiſen". Und wie ſie in die Scheune gegangen waren, ſchloß er die Thüre zu, ſteckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune ſammt den armen Leuten, Jung und Alt, Mann und Weib. Als nun die Menſchen unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Biſchof Hatto: „hört, hört, wie die Mäuſe pfeifen!" Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuſe Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen, und vermochte ſich mit aller ſeiner Gewalt nicht wider ſie behalten und bewahren. Da wußte er endlich keinen andern Rath, als er ließ einen Thurm bei Bingen mitten in den Rhein bauen, der noch heutigen Tags zu ſehen iſt, und meinte ſich darin zu friſten, aber die Mäuſe ſchwammen durch den Strom heran, erklommen den Thurm und fraßen den Biſchof lebendig auf.

Zur Zeit, da die volkstümliche deutſche Dichtung und Geſchichtsſchreibung wieder mehr in den Vordergrund tritt, gegen Ende des 15. und beſonders im 16. Jahrhundert, begegnen wir der Erzählung von Hattos Tod durch die Mäuſe ſehr häufig nicht bloß in gelehrten geſchichtlichen Werken, ſondern auch in Büchern, die für das Volk geſchrieben waren und eine weite Verbreitung fanden. Freilich iſt die damalige Zeit bereits ſo aufgeklärt, daß ſie die Glaubwürdigkeit der Sage ſchon

* Die Zeitbeſtimmung iſt falſch; Hatto II. ſtarb ſchon 970.

in lebhaften Zweifel zu ziehen wagt. So erzählt Sebastian Münster in seiner „Kosmographie" (Weltbeschreibung) vom Jahre 1550 die Geschichte folgendermaßen:[1])

„Es war ein Bischoff zu Mentz zu den Zeiten des grossen Keysers Otten / nämlich anno Christi 914.* Der hieß Hatto / under dem entstund ein gross Thewrung / und da er sahe daß die armen Leut grossen Hunger litten / versammlet er in ein Schewr viel armer Leut / und ließ sie darinn verbrennen: dann er sprach: es ist eben mit jenen als mit den Meusen die das Korn fressen / und niergend zu nütz sind. Aber Gott ließ es nicht ungerochen. Er gebote den Meusen daß sie mit Hauffen über jhn lieffen / jm Tag und Nacht keine ruhe ließen / wolten jhn also lebendig fressen. Da flohe er in diesen Thurm** / und verhofft er würd da sicher seyn vor den Meusen. Aber er mocht dem Urtheil Gottes nicht entrünnen / sondern die Meuß schwammen durch den Rhein zu jm. Da er das sahe / erkannt er das Urtheil Gottes / und starb also under den Meusen."

Vorsichtigerweise fügt aber der Schriftsteller noch hinzu:

„Wilt du es für ein Fabel haben / will ich nicht mit dir darumm zancken / ich hab diß Geschicht mehr dann in einem Buch gefunden."

Eine beigegebene kleine Zeichnung stellt die Mäuse dar, wie sie über den Rhein schwimmen und an einem von den Wellen umspülten runden Turm hinaufklettern.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts (1595) erzählt Georg Rollenhagen im „Froschmäuseler"[2]) die Sage in poetischer Form wie folgt:

Als Hatto Bischoff zu Mentz /
Das Korn samlet in sein Grentz /
Und arme Leut kamen gelauffen /
Umb ihr Geld ihm Korn abzukauffen /
Verspert er die in eine Schewr /
Und ließ sie verbrennen im Fewr /
Als aber die gefangene Mann /
Ihr jammer Geschrey fiengen an /
Lacht der Bischoff von hertzen Grund /
Sprach mit seinem Gottlosen Mund /
Wie schön können die Kornmeuß singen?
Kompt / kompt / ich wil euch mehr Korn bringen /
Von stund an sahe der Abendthewr /
Die Meuß lieffen zu ihm von Fewr /
So heuffig / das niemand kont wehren /
Sie wolten ihn lebend verzehren.

---

* Hier beachte man den doppelten Irrtum: Hatto der Erste starb schon 913, und Otto der Große kam erst 936 zur Regierung.

** Nämlich den (als in der Nähe Bingens liegend) erwähnten und abgebildeten Mäuseturm.

Darumb bawt er mitten im Rein/
Ein hohen Thurm von rothen Stein/
Den ewr viel haben geſehen/
Darauff der Meuſen zu entgehen/
Aber es war verlorne Sach/
Sie ſchwummen ihm mit hauffen nach/
Stign mutig den Thurm hinauff/
Fraſſen ihn ungebraten auf.

Von Intereſſe dürfte es dann ſein, neben dieſen beiden volkstümlichen Darſtellungen des 16. Jahrhunderts, der proſaiſchen des Sebaſtian Münſter und der poetiſchen des Georg Rollenhagen, auch eine gelehrte Faſſung aus derſelben Zeit etwa kennen zu lernen. Ich entnehme ſie aus der „Mainzer Geſchichte" des 1735 verſtorbenen Georg Chriſtian Joannis, der das Geſchichtswerk des 1604 geſtorbenen Profeſſors an der Mainzer Univerſität, Serarius, neu herausgab und fortſetzte.[3]) Der Bericht über den Tod Hattos II. war von dieſem aus einem von 1559 bis 1574 erſchienenen Werke, den ſogenannten Magdeburger Centurien, entlehnt worden.[4]) Hier folgt er in deutſcher Überſetzung:

„Mitten im Rheinſtrom, nahe bei Bingen, einer bei Tacitus* und Ammianus** häufig erwähnten Stadt, wird ein Turm gezeigt, der ſo allgemein „Mäuſeturm" genannt wird, daß kaum ein Schiff vorüberfährt, ohne daß die Sage davon den Reiſenden, die ſie noch nicht kennen, von den andern erzählt wird. Es befindet ſich auch nahe bei Mainz ein Hügel, der als Zeuge für die Veranlaſſung dienen kann, weshalb Hatto von den Mäuſen verzehrt worden iſt. Er heißt nämlich Hattenberg (heute „Hardenberg"?), weil die Anſicht beſteht, jener habe ſich auf dieſem Berge der Erholung und auch der Sparſamkeit halber ein Schloß erbaut, damit die Armen und Dürftigen (die wir nach Gottes Ratſchluß immer unter uns haben, beſonders in den Städten, und die er ſelbſt als hartherziger Mann verachtete) ihm nicht leicht nahen könnten, indem er mit ſeiner Wohnung auch ſeinen Anblick ihnen entrückte."

„Denn zu Zeiten einer Hungersnot ſoll er eine ſehr große Anzahl Almoſen heiſchender Bettler in eine geräumige Scheuer eingeſperrt haben, als ob er durch ſeine Freigebigkeit ſie ſpeiſen wollte, dann aber Feuer anzulegen und ſie zu verbrennen befohlen haben. Als ihr Wehgeſchrei aus den Flammen herausgehört wurde, ſagte der Biſchof, das ſeien die Mäuſe. Aber im dritten Jahre ſeines Kirchenamtes traf ihn die gött-

---

* Tacitus, der größte der römiſchen Geſchichtsſchreiber, lebte von 55—120 n. Chr. etwa. Seine Geſchichte der römiſchen Kaiſerzeit von Auguſtus Tod († 14 n. Chr.) an wurde von

** Ammianus Marcellinus (330—400 n. Chr. etwa) fortgeſetzt bis zum Jahre 378 n. Chr.

liche Rache. Denn ein Haufen Mäuse griff ihn an und setzte ihm so zu, daß er keinen Ort finden konnte, wo er vor ihren Bissen sicher gewesen wäre. Endlich ließ er einen Turm im Rheinstrom selbst erbauen, hoffend, daß er dort sicher sein werde. Aber jene Tiere schwammen wunderbarer Weise über den Rhein, erklommen den Turm und töteten den Bischof selbst durch ihre Bisse. Auch den Namen des Kirchenfürsten nagten sie infolge der göttlichen Rache ab, wo sie ihn an den Wänden oder auf den Tapeten geschrieben fanden."

Im Vorhergehenden haben wir die Sage in jüngerer Gestalt und verschiedenen älteren Fassungen kennen gelernt. Wir werden jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die ihr zu Grunde liegenden, angeblich geschichtlichen Thatsachen lenken und alsdann zur Betrachtung des Ortes übergehen, an den sich die Sage geheftet hat, den Mäuseturm im Rhein bei Bingen. Die nun folgende Untersuchung soll uns auch instand setzen, die Zeit der Entstehung der Hattosage zu begrenzen, da uns die Überlieferung hierüber keinen Aufschluß giebt, und wir darauf angewiesen sind, bei dem Mangel von Anhaltspunkten in der äußeren Geschichte der Sage, unsere Zuflucht zu inneren Kriterien zu nehmen, um das Aufkommen der Sage zeitlich zu bestimmen, soweit sich dies ermöglichen läßt.

Aus den mitgeteilten Berichten über Hattos Ende wollen wir zunächst zwei Umstände hervorheben, auf die wir näher eingehen müssen. Erstlich schwanken die Schriftsteller zwischen Hatto I. und Hatto II. als Sagenträger*, und ferner wird behauptet, daß der betreffende Hatto den Mäuseturm bei Bingen habe erbauen lassen.

Der älteste Chronist, der die Sage erwähnt, der Meißener Priester Sigfried († 1307), der am Ende des 13. Jahrhunderts sein Geschichtswerk schrieb, berichtet den Tod durch Mäusebisse von Hatto I. und zwar zum Jahre 923.[5]) Das ist nun freilich ein kleiner Irrtum, denn Hatto I. starb schon 913, aber deshalb dürfen wir mit einen Schriftsteller jener Zeit nicht zu streng ins Gericht gehen. Halten wir also daran fest, daß schon in früher Zeit die Sage Hatto I. jenes schreckliche Ende zuschrieb. Und in der That spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es ursprünglich Hatto I. gewesen sein mußte, dem der Tod durch die Mäuse angedichtet wurde, und nicht Hatto II. Denn dieser hat überhaupt nur zwei Jahre, von 968—970, auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen und die Geschichte weiß von ihm so gut wie nichts zu melden.[6]) Über einen solchen Mann wird die Erinnerung späterer Zeiten rasch hinweggegangen

---

* Überwiegend aber wird Hatto II. dafür angesehen, so auch in der Fassung bei Grimm und in der Erzählung, die oben zuletzt abgedruckt ist.

ſein, während Hatto des Erſten Thaten die Phantaſie des Volkes ſo gewaltig erregten, daß die deutſchen Stämme vom Meer bis zu den Alpen ſeine Thaten in Liedern beſangen, wie es uns höchſt glaubwürdige Chroniſten, Otto von Freiſingen und der Mönch Ekkehard erzählen.[7]) Kein deutſcher Kirchenfürſt des 10. Jahrhunderts wie auch der vorangegangenen und der nächſtfolgenden Zeit hat eine ähnliche Machtfülle in ſeiner Hand vereint und gleichen Einfluß auf das ſtaatliche und wohl auch auf das kirchliche Leben ausgeübt, wie der von König Arnulf im Jahre 891 zum Erzbiſchof von Mainz erhobene ehemalige Abt von Reichenau. Unter drei deutſchen Herrſchern, dem durch ſeine Mitwirkung zum Kaiſer gekrönten (896) Arnulf, ſeinem minderjährigen Sohne, Ludwig dem Kinde (900—911), und unter deſſen Nachfolger, Konrad I. von Franken, kämpfte er für die Rechte des Königs gegen aufrühreriſche Herzöge, bald im Weſten, bald im Oſten und bald im Norden des Reichs. Daß er dabei nicht immer den Weg des Rechts und der Ehrlichkeit innegehalten habe, iſt eine ſchon von gleichzeitigen und auch von ſpäteren Schriftſtellern aufgeſtellte Behauptung, welche die moderne Forſchung teils anerkannt, teils verworfen hat.[8]) Für unſere Zwecke iſt der Streit über Hattos Schuld oder Unſchuld gleichgiltig; es genügt uns zu wiſſen, daß „die Geſchichte vom Verrate Hattos noch nach Jahrhunderten von Bänkelſängern auf den Gaſſen geſungen wurde", wie Ernſt Dümmler (an dem in der hintenſtehenden Anmerkung 8 genannten Orte) ſagt. Zwei Männer waren es beſonders, die unter Hattos Gegnerſchaft zu leiden hatten. Der eine war Adalbert von Babenberg, der wegen Landfriedensbruch von einem Reichsheere in ſeiner Burg Theres am Main belagert und nach der Einnahme dieſer Burg im Jahre 906 enthauptet wurde. Die Schuld an der Gefangennahme des tapferen Fürſten ſchrieb die ſpäter allgemein herrſchende Anſicht dem Erzbiſchof Hatto von Mainz zu. Der andere Stammesfürſt, den Hatto zu vernichten trachtete, war Heinrich von Sachſen, der Gegner König Konrads I., der ſpätere König Heinrich I. Die Geſchichte der Fehde zwiſchen dem einflußreichen Kirchenfürſten und dem mächtigen Sachſenherzoge iſt überwuchert von Sagenbildungen mancherlei Art, die unter den Sachſen entſtanden,[9]) zugleich dem alten Stammesgegenſatz zwiſchen dieſen und den Franken erneuten Ausdruck verliehen.

Es war alſo Hatto in der Meinung des Volkes und infolgedeſſen auch nach der Anſicht der Chroniſten zum Verräter geſtempelt worden, und das Rechtsbewußtſein jener Zeiten mußte die dementſprechende Sühne, wenn ſie nicht thatſächlich ſtattfand, wenigſtens erdichten. So läßt ihn denn ein Teil der mittelalterlichen Geſchichtsſchreiber vom Blitz getroffen ſterben, ein anderer an Gewiſſensbiſſen und ein dritter endlich durch die Mäuſe zu Grunde gehen.[10]) Der Magiſter Engelhus z. B. läßt ihn in ſeinem

zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßten „Chronikon" des letzteren Todes sterben; dann aber wird er zur weiteren Strafe für seinen Verrat an Adalbert von Babenberg von Dämonen in den Ätna hinabgestürzt, während eine Stimme ruft:

Sic peccata lues, sicque ruendo rues; zu deutsch: So wirst du deine Sünden büßen und so im Sturze versinken!

Wir erhalten demnach aus dem eben Ausgeführten folgendes Ergebnis: Von Hatto II. wird freilich häufiger als von Hatto I. berichtet, daß ein göttliches Strafgericht den Tod durch Mäuse über ihn verhängt habe, ohne daß aber ein geschichtlicher Grund ersichtlich wäre, weshalb er die Strafe verdient hätte. Denn von der in der Sage selbst erwähnten Veranlassung, er habe während einer Hungersnot die Armen in eine Scheuer einsperren und verbrennen lassen, müssen wir schon um dessentwillen absehen, weil aus dem ganzen 10. Jahrhundert von keiner Hungersnot berichtet wird,[11]) und doch ließen sich sonst die Chronisten die Erwähnung eines von so verderblichen Folgen begleiteten Ereignisses nie entgehen. Von Hatto I. wird aber nicht bloß der Tod durch Mäusebisse erzählt, sondern es werden auch noch andere Arten eines unnatürlichen Todes von ihm berichtet, und zwar zur Strafe für seine mindestens allgemein geglaubten, wenn nicht wirklich begangenen Unthaten. Daher dürfen wir wohl mit gutem Fug annehmen, daß in der ursprünglichen Gestalt der Sage der Tod durch die Mäuse von Hatto I. und nicht von Hatto II. erzählt wurde.

Es erübrigt uns noch zu untersuchen, wie so es kam, daß dennoch die überwiegende Zahl der Geschichtsschreiber jenes entsetzliche Ende Hatto II. andichtete, und ob sich für dieses Vorgehen eine geschichtliche Grundlage finden läßt.

Die Familie, aus der Hatto II. stammte, war verhaßt, weil sie es gewagt hatte, an den Erzbischof Friedrich Hand anzulegen; er selbst war als hochmütig und habsüchtig verrufen. Diese Eigenschaft mag es vielleicht gewesen sein, die ihn veranlaßte, alle Mönche aus dem Kloster Disibodenberg (an der Nahe) zu vertreiben, ein Unrecht, das in den Augen kirchlicher Chronisten freilich sehr schwer wog.[12]) War es doch ein ähnliches Vergehen, nämlich die Beraubung des Klosters Ebersheim, das als Grund dafür angeführt wird, weshalb Bischof Alawich von Straßburg (999—1001) von den Mäusen gefressen worden sei, einer von den Männern, an den sich gleichwie an seinen Vorgänger Wilderolf (991—999) dieselbe Sage wie an Hatto geheftet hat. So mag denn ein mönchisch gesinnter Chronist auch diesem die Sühne in Gestalt des Todes durch die Mäuse angedichtet haben; das Volk selbst hatte ja keine Ursache, den Erzbischof als Übelthäter zu brandmarken, da die Ver-

anlassung zur Vertreibung der Mönche sich wahrscheinlich aus Streitigkeiten über das gegenseitige Verhältnis von Kloster und Oberhirt ergeben haben wird.

Wir hätten nunmehr über die Person des Sagenträgers das Erforschbare festgestellt und können jetzt dazu übergehen, den Ort, an dem die Sage lokalisiert ist, einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Wir erwähnten oben, daß von den älteren Geschichtsschreibern und der Sage überall berichtet wird, der Mäuseturm bei Bingen sei von Erzbischof Hatto erbaut worden, als er sich vor der göttlichen Strafe flüchten mußte. Damit wäre die Entstehungszeit dieses Bauwerks ins 10. Jahrhundert gerückt, in den Anfang desselben, wenn wir Hatto I., an das Ende, wenn wir Hatto II. (was weniger wahrscheinlich ist, wie oben ausgeführt) als Träger der Sage ansehen.

Zunächst sei hier die Beschreibung des Mäuseturms wiedergegeben, die wir in dem bekannten, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Werke des Geographen Merian finden, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts herauskam.[13]) Er sagt: „Ein Büchsenschuß unter der Stadt/ stehet auff einer kleinen Insul in dem Rhein, der beruffene Mäußthurn/ gleichsam als ein kleines Schloß, welcher auff einem Felsen, und auß grossen und wehrhafften Steinen, wider alle des Flusses Wellen und Güsse erbauet ist. Wann der Rhein klein wird so mercket man am Felsen, umb den Thurn, der heut zu Tag stehet, daß entweder Mauren, oder ein anders Gebäu dagewesen, und daß mit grosser Mühe desselben Grund gelegt worden; in deren grössern Steinen man etlichmal Zeichen von etlichen Creutzlein, oder gleichsam Speychen von Rädern,* und in dem Thurn selbsten, ein ausgehöletes Loch, in welches man heutiges Tags diejenige, so in dem benachbarten Zollhauß** sich vergreiffen, zu stecken, findet."

Hiernach zu schließen, scheint der Turm aus den Stürmen, die im dreißigjährigen Kriege auch über ihn ergingen, ziemlich gut davongekommen zu sein. Auf Merians Abbildung hat der Mäuseturm ein hohes, spitzes Dach mit vier kleineren, auf den Ecken ausspringenden Türmchen, nebst einem größeren fünften nach der Stromseite zu. Vor dem Turm befand sich eine kleine gemauerte Verschanzung. Diese Gestalt hat der Turm heute nicht mehr. In dem Raub- und Brandkriege von 1689 wurde er zugleich mit Bingen von den Franzosen ausgebrannt, und nur die Um-

* Offenbar das Wappen der Mainzer Erzbischöfe, ein Rad oder zwei Räder mit einem Kreuze dazwischen. Man vergl. über den sagenhaften Ursprung desselben das Gedicht „Willegis" von August Kopisch.

** Dieses Zollhaus befand sich unterhalb der Burg Ehrenfels auf dem rechten Rheinufer und war mit dieser durch Mauern verbunden.

fassungsmauern blieben stehen. So lag der Turm bis zur Mitte unseres Jahrhunderts da. Einer in den vierziger Jahren von dem Binger Kreisphysikus Dr. Keuscher verfaßten und in der Bibliothek der Binger Realschule aufbewahrten handschriftlichen Beschreibung des Mäuseturms entnehme ich folgende Mitteilung über den damaligen Zustand des Bauwerks: „Tausend Schritte oberhalb des Binger Lochs liegt kaum 150 Schritte vom linken Ufer im Rheine auf einem 70 Schritte langen und 20 Schritte breiten Quarzfelsen der „Mäußthurm". Hinter dem Felsen bildete sich in dem toten Wasser durch Steingerölle und Erde eine 180 Schritte lange, schmale Au, die nunmehr mit Weiden und Akazien bepflanzt ist. Der Turm ist 50 Pariser Fuß hoch und bestand, den Unterbau, welcher zum Kellergewölbe diente, mitgerechnet, aus vier Stockwerken. Zu dem ersten Stockwerk gelangte man außerhalb des Turmes auf der rechten Seite mittels einer hölzernen Treppe zu einer Art Altan, auf welche die eigentliche Thür sich öffnete. Dieser ganze Stock diente zur Küche, wovon man die Bruchstücke des Rauchfangs und Schlotes noch gewahrt, und war wahrscheinlich der gewöhnliche Aufenthaltsort der Wächter. Von hier gelangte man auf einer steinernen Wendeltreppe, die sich außerhalb des Turmes in einem, an der dem Strome entgegengesetzten Seite des Hauptturmes, angebauten Türmchen befand, in die beiden obern Stockwerke. Bis zum ersten Stock ist dieses Türmchen in seiner ganzen Masse ausgemauert und diente, indem es sich außerhalb nach dem Felsen hin mit einer breiten Basis ausdehnt, zur Strom- und Eisbreche. Zehn Schritte vor dem Turm findet man noch Mauerreste einer spitzwinkeligen Verschanzung ....."

„In dem kalten Winter 1845 gingen der Direktor der Binger Realschule [E. Sander] und der Verfasser dieses [Dr. Keuscher] am 23. Februar über das Eis nach dem Mäuseturm, um sich zu überzeugen, ob noch Spuren eines Wappens oder einer Steinschrift an dem Turm zu finden seien. Ihr Bemühen ward auch belohnt, indem sie auf der linken Turmseite am zweiten Stockwerke al fresco gemalte Überreste der Wappen von Kurmainz und derer von der Leyen fanden .... Diese rühren von der unter der Regierung des Kurfürsten Damian Hartard (1675—1678) vorgenommenen Reparatur her."

In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts erst wurde der Turm von der Königl. Preußischen Strombauverwaltung, unter deren Aufsicht er bis heute steht, ausgebessert. Seit diesem Umbau läuft der Turm in eine Plattform aus, an deren vier Ecken krenelierte Türmchen auf der krenelierten Umfassung stehen; nach der Stromseite zu steht ein höheres gleiches Türmchen mit einer Fahnenstange. Das Innere ist nicht weiter sehenswert. Vom Erdgeschoß führt eine Wendeltreppe zu

kleinen Räumen, deren oberster den Wahrschauern als Aufenthaltsort dient. Um den Signaldienst zu thun, treten sie auf die Plattform. Allerhand der Strombauverwaltung gehörige Gegenstände, wie Pläne, Maschinenmodelle und ähnliches mehr, füllen die kleinen Zimmer. Übrigens ist der Zutritt zu dem Mäuseturm nicht jedermann ohne weiteres gestattet, denn auf der Insel lagern große Vorräte von Dynamit, die zu den Sprengungsarbeiten im sog. Binger Loch, einer im Rheinbette weiter abwärts befindlichen Kette von Felsenriffen, Verwendung finden.

Zum ersten Male nun in der geschichtlichen Überlieferung treffen wir auf den Namen des Turmes in der Form: „Der Maußthurm" in den Annales Hirsaugienses des Abtes Trithemius, der 1516 starb.[14]) Doch die Entstehung des Turmes selbst reicht jedenfalls in eine weit ältere Zeit zurück. Manches spricht dafür, daß er im 13. Jahrhundert erbaut worden ist. Zunächst sollte nach einer verbreiteten Ansicht die vor dem Umbau vorhandene ältere Bauart es erweisen, daß er zu dieser Zeit errichtet worden ist, vielleicht gleichzeitig mit dem Schloß Ehrenfels unter Erzbischof Siegfried II.[15]) Er gehörte wohl zu dieser Sommerresidenz der Mainzer Erzbischöfe, was auch dadurch bestätigt zu werden scheint, daß sich in Merians Abbildung Befestigungen vom Ehrenfels herab an den Rhein ziehen, die offenbar den Zweck hatten, die Burg in steter, sicherer Verbindung mit dem Zollhaus, dem Rhein und dem darin befindlichen Turm zu halten. Dürfen wir also aus der Bauart des Turmes und des Schlosses auf die gleichzeitige Entstehung der beiden Bauwerke schließen, und weist jene durch ihre Eigenart auf die Technik des 13. Jahrhunderts hin, so wird das Vorhandensein der Burg Ehrenfels zu dieser Zeit durch eine Urkunde aus dem Jahre 1239 bewiesen, in der ein Johannes, Zollschreiber auf Ehrenfels, erwähnt wird.[16]) Eine wahrscheinlich ins Jahr 1222 zu setzende Urkunde, deren Echtheit oder richtige Überlieferung freilich erheblichen Zweifeln begegnet[17]), enthält einen Schiedsspruch zu Gunsten Siegfrieds II. gegen die Witwe des Erbauers der Burg, Philipp von Bonlanden, der sie im Auftrage jenes Erzbischofs erbaut haben soll.

Gegenüber dieser Ansicht nun, die die Erbauung des Mäuseturms gleichzeitig mit der von Schloß Ehrenfels ins 13. Jahrhundert fallen läßt, besteht die ältere Meinung,[18]) die den Erzbischof Willegis (975—1011) für den Erbauer des Turmes hält. Wenn auch eine auf diesen Kirchenfürsten bezügliche Inschrift, die sich früher am St. Stephansturme in Mainz befand und in ihrem Schlußverse gänzlich unverständlich ist, jetzt nicht mehr als Beweis angeführt wird,[19]) so läßt sich doch nicht leugnen, daß Erzbischof Willegis, der dem Erzstift die linksrheinische Strecke von der Selz bis zur Heimbach und das Rheingau erwarb, Grund genug

zur Anlegung dieses Turmes zur Sicherung des Verkehrs auf dem Rhein gehabt haben mag. Denn dafür, daß der Mäuseturm schon vor dem 13. Jahrhundert bestanden hat, scheint doch der Umstand zu sprechen, daß wir, wie oben erwähnt, die Sage vom Binger Mäuseturm am Ende des 13. Jahrhunderts schon völlig ausgebildet finden, und wir immerhin doch annehmen müssen, daß eine gewisse Spanne Zeit verstrichen war, ehe der neuerbaute Turm dem Volke so vertraut geworden war, daß sich eine Sage an ihn heften konnte, die eine solche Verbreitung und Beliebtheit genoß. Wenn auch die Bauart des älteren Turmes mit der des Schlosses Ehrenfels übereinstimmte und ins 13. Jahrhundert wiese, so steht der Annahme eines früheren Bestehens des Turmes doch nichts im Weg, denn er konnte wohl, als jene Burg errichtet wurde, selbst als eine Art Zubehör zu ihr betrachtet und demgemäß umgebaut worden sein. Damit wäre auch der Bericht des oben genannten Merian erklärt, der bei niedrigem Wasserstande Reste von Grundmauern eines älteren Gebäudes gesehen haben wollte.

Und somit kommen wir nunmehr, nachdem die Frage nach dem Alter des Turmes erörtert ist, zu der Frage nach seiner ursprünglichen Bestimmung.

Heute dient der Mäuseturm als Signalturm für den Schiffsverkehr auf dem Rhein, der an dieser Stelle, wegen des in der Nähe befindlichen sog. Binger Loches, gut überwacht und geregelt sein muß. Ob er aber auch schon in älterer Zeit diesem Zwecke gedient habe, wie Cornelius Will[20]) anzunehmen scheint, ist doch sehr zweifelhaft. Denn die Verhältnisse des Rheinprofils waren in früheren Jahrhunderten durchaus andere wie heutzutage. Wenn man auch jetzt noch zu Schiff den Rhein hinabfahrend etwa bei Rüdesheim den Eindruck empfängt, man habe einen abgeschlossenen See vor sich, so war dies ehemals in noch viel höherem Maße der Fall. Die Felsmassen des Binger Lochs stauten das Wasser oberhalb derart, daß ein weites seeartiges Becken entstand, das seinen Abfluß nur über die Felsen des Binger Lochs hatte und dort ein mehrere Meter betragendes Gefälle aufwies, fast einen Wasserfall. Sehr früh, vielleicht schon zur Zeit der Karolinger, war eine Fahrstraße für sehr kleine Schiffe auf der linken Seite gesprengt worden, doch die größeren Lastschiffe wurden bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in Lorch (unterhalb Aßmannshausen) gelichtet und die Waren über den Berg, den sog. Kammerforst, nach Rüdesheim gebracht. Nach und nach wurde auch auf der rechten Seite des Binger Lochs eine Fahrstraße gesprengt, doch blieb die Schiffahrt stets mit großen Gefahren verknüpft, bis in den drei Jahren von 1829—1832 umfassende Sprengungsarbeiten eine freie Fahrbahn schufen, zu der vor kurzem noch das sog. neue Fahr-

wasser links vom Binger Loch hinzukam. Jetzt ist man damit beschäftigt, die der Schiffahrt hinderlichen Felsmassen des Binger Lochs größten Teils zu beseitigen.

In früherer Zeit war also diese Stelle nur schwer passierbar, und daher wurde auch in dem Zollhaus unter Burg Ehrenfels eine Abgabe von den vorüberfahrenden Schiffen erhoben. Der Mäuseturm mag vielleicht dem Zwecke gedient haben, die Ankunft eines Schiffes der Zollerhebestelle zu signalisieren. Im Weigerungsfalle wird das Schiff hier mit leichter Mühe am Weiterfahren zu hindern gewesen sein. Das mag wohl gelegentlich vorgekommen sein, wenn wir uns auf ältere Berichte verlassen dürfen; denn der im 17. Jahrhundert in Mainz lebende Verfasser der Binger Chronik,[21]) Scholl, ein geborener Binger, der aus allerlei mittelalterlichen Historikern sein Werk zusammenschrieb (1613) und der trotz der Wertlosigkeit dieser Arbeit eine gewisse Beachtung beanspruchen darf, wo er seine persönliche Ansicht über Verhältnisse, die er selbst kennt, ausspricht, sagt über den Mäuseturm[22]): „Der Meusthurm aber ist den Rhein an diesem engen Orth zu beschlissen und zu verwaren gebauet, wie leichtlich ein verständiger, der die Sachen recht erweisen kann, vor sich sehet"; ferner an einer anderen Stelle[23]): „Er (Erzbischof Willegis) hatt auch gebauet den Meusthurm zu einer wacht, die durchfahrt des Rheinß damit in fall der noth zu sperren". Man war demnach im Anfang des 17. Jahrhunderts der Meinung, der Mäuseturm habe früher dazu gedient, die Rheinstrecke oberhalb Bingens gegebenenfalls abzusperren. Dieser Ansicht ist auch Serarius (in dem schon oben erwähnten Werke des Joannis, Rerum Moguntiacarum, vol. I., p. 445), der 1604 starb, und ebenso der gleichfalls schon genannte Abt Trithemius, der ein Jahrhundert früher lebte († 1516).[24]) Alle bezeichnen den Mäuseturm als eine Art Warte, wie sie sich im Mittelalter regelmäßig in der Umgebung fester Plätze zu finden pflegten; man denke z. B. an die heute noch sog. Erbenheimer Warte hinter Kastel (gegenüber Mainz) oder an die Friedberger Warte bei Frankfurt am Main ꝛc. Eine Nachricht in Dielhelms Rhein. Antiqarius, 1776 (vergl. hinten Anm. 57) sagt: „In gefährlichen Kriegsunruhen hält Kurmainz diesen Turm jederzeit mit etlicher Mannschaft und einigen Stücken besetzt." Freilich braucht man deshalb nicht gleich anzunehmen, der Mäuseturm sei ein mit Geschützen wohl bewaffneter Turm, sozusagen eine Art Zeughaus gewesen. Das ist z. B. die Ansicht Bodmanns, sowohl in den „Rheingauischen Altertümern", S. 148, Note c, als auch in einer Randbemerkung in seinem Handexemplar von Joannis, Rer. Mog. I., p. 439 (vergl. hinten Anm. 15 und 25). An dem letzteren Orte meint er: „Die Sage ist von Schiffern erfunden worden, weil sie die schweren Abgaben und Zölle, die dort

einst erhoben wurden, haßten, und gleichsam von Hand zu Hand überliefert worden, da sie nicht wußten, daß dieser Turm, wie später die Pfalz bei Kaub, mit Geschützen ꝛc. (was man ehemals Muserie nannte) versehen war."

Ich halte die Ansicht, daß der Mäuseturm eine Art Zeughaus gewesen sei, für zu weitgehend. Auch Bodmann hat sie wohl nur deshalb aufgestellt, um einen Rückhalt für seine Deutung des Namens „Mäuseturm" zu gewinnen. Denn da uns die älteren Quellen keine ausreichende Auskunft über die ursprüngliche Bestimmung des Mäuseturms geben, und wir darauf angewiesen sind, der Meinung verhältnismäßig junger Schriftsteller zu folgen, so ist man auf den Gedanken gekommen, einen Anhalt zur Feststellung der ursprünglichen Bestimmung des Mäuseturms in der etymologischen Deutung des Namens „Mäuseturm" = mûsturn in der Sprache des Mittelalters, zu suchen. Man setzt in diesem Falle voraus, daß der Name „Mäuseturm" seine Entstehung einer jüngeren Andeutung des ursprünglichen Namens an die an den Turm geknüpfte Sage verdanke. Bodmann nun hat den mûsturn in Verbindung mit dem Stamme mus gebracht, der in niederdeutschen Wörtern wie Muserie = Zeughaus, Musemeister = Aufseher des Zeughauses,[26]) ferner in dem Worte „Musegg", dem Namen der teilweise noch erhaltenen alten Stadtbefestigung von Luzern, vielleicht auch in nicht ganz durchsichtigen Benennungen, wie Moßhus (der Stede by Viltzbach) = Zeughaus in Mainz, Musturm in Lübeck, Musthor in Trier, Moßweg u. ä. vorliegt. Aber man sieht nicht ein, weshalb ein Turm, der in seinem Innern viel zu wenig Raum bot, um als Zeughaus dienen zu können, zu dem Namen „Geschützturm", wie wir ein mit obigen Wörtern in Verbindung zu bringendes mûsturn übersetzen müßten, kommen sollte. Setzen wir auch den Fall, der Mäuseturm sei, wie andere Türme, die zur Befestigung und Sicherung von Plätzen oder Durchfahrten dienten, mit etwas Geschütz versehen gewesen, so konnte dies doch nur in neuerer Zeit der Fall gewesen sein, wo der Turm seinen heutigen Namen schon hatte, wie wir oben zeigten. Denn man wird doch nicht annehmen, daß ein so unförmiges Geschütz, wie es das 15. Jahrhundert besaß, dessen Fortschaffung zu Lande schon mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden war, über den Rhein geschafft worden sei? Es hätte ja nicht einmal in dem kleinen Turme Platz gefunden. Und nehmen wir auch dies ganz Unwahrscheinliche an, so wäre doch immer noch unerklärlich, weshalb der Name „mûsturn", der dann hätte verständlich sein müssen, in „Mäuseturm" umgedeutet worden wäre. Am schwerwiegendsten aber ist der Einwand, der auch andern Deutungen schon entgegengestellt worden ist, daß wir nicht sicher sagen können, ob der Ausdruck mus = Geschütz

in dem mittelrheinfränkischen Sprachgebiete üblich war, und daß er daher für unseren Zweck zunächst außer Betracht zu bleiben hat. Freilich fällt dieser Einwand, entgegen der meist herrschenden Ansicht, bei der nunmehr zu besprechenden Erklärung des Namens „Mäuseturm" aus „Mautturm" weg. Diese naheliegende und auch ansprechende Deutung genießt weite Verbreitung, und nur wenige Stimmen erhoben Einspruch dagegen, weil das Wort „die Maut" = Zoll nur dem bayrischen Sprachgebiete angehöre. So behauptet wenigstens J. Grimm im „Deutschen Wörterbuch", Band VI, Seite 1835, fügt aber hinzu, daß das Wort in der beschränkten Bedeutung „Judenzoll" auch in die Kanzleisprache Kursachsens — auf der ja, wie bekannt, zum großen Teile unsere neuhochdeutsche Schriftsprache beruht — als Maskulinum „der Maut" übergegangen sei. Doch trifft diese enge Begrenzung nicht zu. Hier am Rhein ist, besonders in der Schifferſprache, Maut = Zoll und vermauten = verzollen noch jetzt ganz üblich und war es früher ausschließlich.[27]) Indessen finden wir nirgends einen Hinweis oder eine Erinnerung, daß der Mäuseturm eine Zollerhebestätte war. Wohl befanden sich solche in unmittelbarer Nähe an beiden Ufern, unter der Burg Ehrenfels das „Zollhaus" und linksrheinisch etwas stromabwärts der „Zollhof", der unter der Burg Rheinstein gelegen war.[28]) Außerdem würde hier derselbe Einwand, wie bei der zuerst erwähnten Deutung von „Mäuseturm" aus „mûsturn" zu erheben sein, daß nämlich ein „Mautturm", dessen Zweck und Benennung hätten bekannt sein müssen, wenn der Mäuseturm ein Zollturm gewesen wäre, kaum Veranlassung zu einer volksetymologischen Umgestaltung in „Mausturm" gegeben hätte; denn eine solche Umdeutung setzt stets voraus, daß die Bezeichnung nicht mehr klar verstanden und deshalb durch eine naheliegende Anähnlichung aufs neue verständlich gemacht wird.*

Eine weitere Ableitung des „mûsturnes" von „Mus" = gekochte Speise, Essen u. s. w., wonach zu schließen der Mäuseturm ehemals ein Proviantturm gewesen wäre, ist so unwahrscheinlich, daß wir sie füglich kurz übergehen dürfen.

Zuletzt ist noch die von Cornelius Will warm verteidigte, aber schon ältere Herleitung des musturnes von dem mittelhochdeutschen Zeitwort mûsen „Mäuse fangen, beschleichen, spähen", zu erwähnen. Wenn

---

* Man vergleiche z. B. das Wort „Sündflut" aus älterem „Sinflut" (wie Gelehrte jetzt wieder häufig schreiben und diese antiquarische Form auch dem allgemeinen Sprachgebrauch einverleiben möchten, ein Vorgang, der lebhaft an ähnliche Bestrebungen der Rhetoren der römischen Kaiserzeit erinnert) = große Flut, mit leicht ersichtlicher Anlehnung an den biblischen Bericht, wonach die Flut das Menschengeschlecht zur Strafe für seine Sünden vernichtete.

diese Erklärung auch gut zu der von ihm angenommenen und recht wohl möglichen Bestimmung des Mäuseturms als einer „Warte" paßt, so müßte doch, um diese Annahme wahrscheinlich zu machen, nachgewiesen werden, daß die Benennung „Mäuseturm" für einige von den überall vorhandenen Warten gebraucht worden wäre. Zum Beweise hiervon ist aber nur eine Stelle aus dem vor etwas mehr als hundert Jahren erschienenen deutschen Wörterbuch von Scherz-Oberlin angeführt, die folgendermaßen auf deutsch lautet: „Mäusthürme, mit diesem Namen waren einst zwei Warttürme bekannt, von denen der eine diesseits, der andere jenseits des Rheins in unserer Nachbarschaft (bei Straßburg) gelegen war". Die Verfasser selbst führen den Namen entweder auf Mäuse oder auf „Mus"-Geschütz zurück und verweisen zur Sache auf Silbermann, Lokal-Geschichte der Stadt Straßburg, 1775, Seite 232, wo sich folgende Nachricht findet: „Ingleichem sollen die zwey mit Gräben umgebene Wart- oder Wacht-Thürme auch von den Franzosen erbauet worden seyn, wovon der eine diesseits des Rheins rechter Hand der kleinen Rheinbrücke neben dem Einfluß des Rhein-Gießens stehet, der andere aber jenseit des Rheins nahe bey der Kintzig-Brücke gestanden, und erst vor ein paar Jahren abgebrochen worden, sie wurden insgemein die Mäus-Thürme genennet". Alt waren demnach diese beiden Thürme keineswegs, und da sich die Sage von dem Tod durch die Mäuse auch in Straßburg findet und zwar mit Beziehung auf die Bischöfe Wilderolf († 999) und dessen Nachfolger Alawich († 1001), so liegt die Vermutung sehr nahe, daß die Sage auf diese Türme bezogen wurde und ihnen zu dem erwähnten Namen verhalf.

Um nun das Ergebnis aus den vorstehend erwähnten Deutungsversuchen des Namens „Mäuseturm" zu ziehen, so glaube ich gezeigt zu haben, daß kein einziger ganz befriedigt. Aber wir haben meines Erachtens auch gar nicht nötig, irgend einen Deutungsversuch aufzustellen. Denn ein solcher setzt voraus, daß die Sage von dem Tode Hattos durch die Mäuse erst infolge eines schon vorhandenen, ähnlich klingenden Namens an den Turm geheftet wurde, und alsdann die Umdeutung des Namens verursachte, wie das freilich bei der sagenhaften Überlieferung nicht selten geschieht.[29]) Nichts hindert uns aber an der Annahme, daß die Hattosage deshalb auf den Mäuseturm bei Bingen bezogen wurde, weil dieser sich nahe bei der Residenz des Erzbischofs befand und seine unzugängliche Lage dem Zwecke gut entsprach, den die Sage für dessen Zufluchtsort verlangt. Wir werden im 2. Teil dieser Abhandlung noch sehen, daß in der verwandten polnischen Sage der König Popiel vor den Mäusen zuerst in einen hölzernen Turm auf einem Schiffe und dann auf einen hohen Turm (im Kruschwitzer Castrum oder

auf einer Inſel im Goploſee) flüchtet, während in den ähnlichen Märchen der transſilvaniſchen Zeltzigeuner in Siebenbürgen der König auf einen hohen Berg oder auf das Dach ſeines Hauſes, in einem Märchen der transſilvaniſchen Ungarn die böſe Stiefmutter ſich auf einen hohen Baum rettet. Der iſolierte Turm, das Dach des Hauſes, der hohe Berg oder der hohe Baum, alle ſollen eben nur eine Zufluchtſtätte vor den Verfolgungen der Mäuſe bieten, und zu dieſem Behufe ergriff die Sage jeweils das Nächſtliegende, das dieſen Zweck erfüllte, in der Hattoſage den einſamen Inſelturm im Rhein bei Bingen. Der Mäuſeturm mag alſo, ehe die Sage von Hattos Tod an ihn geheftet wurde, vielleicht einfach „der Turm" geheißen haben, wie wir es ja häufig finden, daß ein Gegenſtand nicht durch eine nähere Bezeichnung von ähnlichen unterſchieden wird, wenn eine Verwechslung nicht zu erwarten iſt. So wird man z. B. einen fürſtlichen Palaſt in einem Ort, wo er der einzige ſeiner Art iſt, kurzweg „das Schloß", „die Reſidenz" oder ähnlich benennen, und erſt, wenn eine Unterſcheidung nötig iſt, wird man vom „Reſidenzſchloß", „Palais", „neuen Palais" ꝛc. reden. So hat ja auch ein ähnlicher, wenn ſchon größerer Bau als der Mäuſeturm, die ſog. Pfalz bei Kaub, eine ganz allgemeine Benennung erhalten, die ihm geblieben iſt. Faſt überall auch, wo ſich bei einem Orte eine Burg findet, wird ſie von den Einwohnern ſchlechtweg als „die Burg" bezeichnet, ohne daß man es für nötig findet, ihren eigentlichen Namen hinzuzufügen, vorausgeſetzt, daß nicht ein Fremder einen Einheimiſchen darnach fragt.[57])

Damit wären wir am Schluſſe unſeres erſten Teiles angelangt! Faſſen wir alſo in kurzen Worten zuſammen, was ſich uns aus der beendigten Unterſuchung ergiebt. Wenn wir oben geſehen haben, daß uns die äußern Kriterien fehlen, um die Zeit der Entſtehung der Mäuſeturmſage zu beſtimmen, ſo ſind wir nunmehr doch in den Stand geſetzt, wenigſtens annähernd und vermutungsweiſe das Aufkommen und die örtliche Fixierung der Sage von Hattos Tode zeitlich zu begrenzen. Als Träger der Sage dürfen wir mit großer Wahrſcheinlichkeit Hatto I. anſehen; als terminus a quo (Anfangstermin) hätten wir alſo das Jahr 1000 etwa anzunehmen, wenn wir bedenken, daß immerhin eine beträchtliche Zeitſpanne verfloſſen ſein mußte, ehe ſich eine ſagenhafte Kunde von dem Tode eines Mannes bilden konnte, der eine ſo große Rolle im ſtaatlichen Getriebe Deutſchlands im Anfang des 10. Jahrhunderts ſpielte, und deſſen Leben wie Ende doch allen Zeitgenoſſen bekannt war. Ferner haben wir gehört, daß am Ende des 13. Jahrhunderts die Sage ſchon als weitverbreitet von den Schriftſtellern erwähnt wird, alſo doch geraume Zeit vorher ausgebildet worden ſein mußte. Es wäre demnach das Jahr 1200 etwa als terminus ad quem (Endtermin) anzuſetzen.

Nehmen wir daher den Zeitraum von 1000—1200 als Entstehungszeit der Mäuseturmsage an, so wird dieser Ansatz wohl keinem Einwand begegnen. Das würde auch gut zu der älteren Annahme stimmen, die die Erbauung des Mäuseturmes vor das 13. Jahrhundert und zwar in die Regierungszeit des Erzbischofs Willegis, also um das Jahr 1000 etwa, fallen läßt. Es wäre dieses dann ebenfalls ein terminus a quo, wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß die Sage schon völlig ausgebildet im Umlauf sein konnte, ehe sie an den Binger Mäuseturm geheftet wurde.

II. Litterarhistorischer Teil.

Wie am Mittelrhein im „goldenen" Mainz die Hattosage wurzelt, so finden wir am Oberrhein in „des Reiches Schlüssel", der „wunderschönen" Stadt Straßburg, eine entsprechende Sage vom Bischof Wilderolf (auch Winderold genannt)* oder von dessen Nachfolger Alawich** erzählt, und aus der Metropole des Niederrheins, dem „heiligen" Köln, wird uns von einem unbenannten Ritter zum Jahre 1012 gleichfalls berichtet, der Himmel habe über ihn zur Strafe für einen Kirchenraub den Tod durch Mäusebisse verhängt.[30]) Für eine spätere Zeit, um 1212, weiß die Sage den Tod durch die Mäuse sogar von einem Bischofe Kölns, Adolf mit Namen, zu vermelden.[31]) Dasselbe berichten Chronisten auch von einem Gegner Heinrichs IV., und gar nicht auffallend erscheint wohl, wenn die Sage später dann von Heinrich IV. selbst erzählt wird: hat der unglückliche Fürst doch den Becher des Hasses der Großen, der weltlichen wie der geistlichen, bis zur Neige gekostet.

Von Bischof Wilderolf von Straßburg erzählt Jakob Twinger von Königshofen in seiner um 1400 geschriebenen Chronik folgende Geschichte[32]):

Zů den ziten det[a] sant Attala zů sant Steffan zu Strosburg also grosse zeichen, das iedermann zů irme[b] grabe lief und gros opfer wart darbroht. darzu besattent[c] auch riche lüte ir hengeste, harneisch und und ander gůt an sant Steffanskirche, also men[d] vor[e] det[a] an unser frowen werg[f] zum munster, und sant Steffansmünster ging uf an eren und an reichtům, dos sü alle andern kirchen übertraf. nu stunt dozůmole unser frowen werg[f] und das münster zů Strosburg in eines bischoves gewalt, das ein bischof det und lies[g] mit allem güte das zům

* Von 991—999. Er starb eines schnellen Todes zu Benevent in Unteritalien, wohin er dem Kaiser Otto III. gefolgt war.

** Von 999—1001.

a. that. b. ihrem. c. vermachten. d. man. e. vorher. f. Werk- (Kirchen-) Fabrik. g. schaltete und waltete.

münſter gehorte. nu verdros diſen biſchof Wilderolf, das ime[h] abeging an opfer und an ſelgerete zů ſime münſter. dovon trůg er an mit etlichen ſinen dienern, das men[d] ſant Attaln lip[i] ſolte heimeliche ausdelben[k] und anderswo in den grunt verſenken, uf das men[d] nůt me[l] opfer und gůt gebe an ſant Steffanskirche. dis befant ein ewangelier zů ſant Steffan und verbarg ſant Attalen lip,[i] das in weder der biſchof noch ſine diener nůt kundent vinden. do nam der biſchof dem cloſter zů ſant Steffan vil gůtes und beging groſſe hochfart. donoch zehant[m] kam gottes roche über diſen biſchof, das můſe und ratten in biſſent und in nieman kunde gewern. alſo floch er in ein ſchif uf das waſſer: do ſwumment die můſe zů ime[h] und nůgent[n] ſin lebende fleiſch. do bihtete er und verjach,[o] das er dis an ſant Attalen heiltum wol hatte verſchuldet. und ſtarp noch gotz geburte tuſent jor.

Wie es bei Biſchof Wilderolf der Gewaltakt an den Reliquien der heiligen Attala in der St. Stephanskirche zu Straßburg iſt, der ihn in ſolch üble Nachrede bei den Chroniſten bringt, ſo hat ſein Nachfolger Alawich durch die Beraubung des Kloſters Ebersheim ihren Haß auf ſich geladen.[33]) Lebendig erhalten wurde die Sage von Wilderolfs Tod durch ein Gemälde, das ſich nach dem Berichte Schilters (in ſeinen Anmerkungen zu unſerer Quelle, Königshofens Chronik) ehemals im Straßburger Münſter befand. Es war darauf jener Biſchof zu ſehen, wie er zu Schiff über Waſſer fährt, umſchwommen von Mäuſen und überragt von dem Bilde der heiligen Gertrud.

In die Gegend von Köln führen uns die älteſten nachweisbaren Belege einer Mäuſeſage, in denen nur ganz unbeſtimmt von irgend einem Franken aus der Nähe dieſer Stadt die Rede iſt. Dieſe Berichte liegen vor in dem bis 1018 reichenden Chronikon des Thietmar von Merſeburg (Biſchof von 976—1019) und den bis zum Jahre 1025 reichenden Quedlinburger Annalen. In beiden wird die Sage ins Jahr 1012, alſo hundert Jahre nach Hattos Tod etwa, verlegt.[30]) Auf dieſe Faſſungen, deren Inhalt nicht weſentlich von dem gleich mitzuteilenden Bericht abweicht, werden wir noch zurückkommen müſſen.

In der Weltchronik des Albericus Trium fontium, die gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt worden iſt, wird auf Grund früherer Gewährsmänner eine ähnliche Sage von einem Gegner des Kaiſers Heinrichs IV. erzählt[34]):

„Mehrere ſeiner (Heinrichs) Feinde ſollen ihr Leben auf elende Weiſe beſchloſſen haben, wie jener, der bei einem Gaſtmahle mit ſtolz

---

h. ihm. i. Leib. k. ausgraben. l. nicht mehr. m. bald darnach. n. nagten. o. geſtand.

zurückgeworfenem Haupte Schlechtes von ihm redete und auf der Stelle von Mäusen so umzingelt wurde, daß er sich nirgendshin retten konnte. Und obgleich sie mehrfach zurückgedrängt wurden, so sühnten doch viele andere an deren Stelle das Vergehen und verfolgten jenen mit ihren Bissen und in schrecklicher Umzingelung. Deshalb ließ er sich von seinen Dienern über einen Pfeilschuß weit ins Meer hinausfahren, und als nun die nachfolgende Schar der Mäuse die Wände des Schiffes annagte, und das durch die Risse eindringende Wasser sicheren Schiffbruch in Aussicht stellte, ließ er das Fahrzeug zum Gestade zurückwenden, und während die Mäuse hinter dem Schiffe nachschwammen, wurde er elendiglich an dem Ufer ausgesetzt und bald vollständig zerrissen, und befriedigte so den entsetzlichen Hunger der Mäuse."

Denselben Quellen entnahm der im 16. Jahrhundert schreibende Sebastian Frank die Erzählung, die sich in seiner „Chronik Deutschlands"[35]) zum Jahre 1071 erwähnt findet:

Inn dissem jar (1071) ist ein mechtiger Herr/als er inn einer gastung zu Thisch saß/von den meusen überfallen wordenn/die haben jhn vor allen gästenn übersessen/bissen und fressen/biß er schier sein geist auffgab/andern gesten gar nichts gethan. Es mocht jm niemandt helffen/wolten auch todt nit vō jm lassen/er ward von seinen dienern den meusen zucket[a]/aber sie liessen sich drob erwürgen/und kamen ie mehr/da eylten sie dem meer mit jm zu unnd wolten über meer füren. Die meuß sassen auff jm/und schwammen zum theyl hinach/daß die im schiff nit sicher waren/sie wurffen den todten zernagten cörper in das meer/und zohen[b] jn im wasser hernach zur begrebnus.[c] Aber es halff nicht. Die meuß sassen auff jm/und schwammen hauffen weiß her nach/er müßt der meuß speiß/und sie sein grab werden/dann als sie nichts kondten vorn meusen schaffen/füren die diener wider zu landt/legtenn den cörper an das gestatt[d]/da ward er von haut und beyn gar vonn meusen gefressen und begraben/nach dem verliessen jn die meuß.

Nur kurz erwähnt sei, daß sich ähnliche Sagen auch von einem Bischof Gottfried von Osnabrück (vergl. Bodmann, Rheingauische Altertümer I, 149), sowie von einem Grafen von Rotenburg in Franken (vergl. Trithemius, Chron. Hirs. I, 140) im Umlauf befanden. Etwas eigenartiger dagegen ist die bayerische Sage vom „Mausfee", die mit unbedeutenden Abweichungen auch in der Schweiz (im Kanton Thurgau von einem Freiherrn von Güttlingen erzählt), in Österreich (vom „Mäuseschloß" bei Holzölster) und in Böhmen (? vom „Mäuseschloß" im Hirsch-

a. entrissen. b. zogen. c. Begräbnis. d. Gestade.

berger Teiche)* wiederkehrt.[36]) Die Sage vom Wörthsee in Bayern lautet folgendermaßen[37]):

„Zwischen Inning und Seefeld liegt der Wörthsee, auch „Mausee" genannt; letzteren Namen hört die Herrschaft sehr ungerne. War einst ein Graf von Seefeld, der in großer Hungersnot die armen Leute in einem Stadel zusammensperrte, daß sie jämmerlich schrien, da frug er lachend, ob man die Mäuse pfeifen höre; darauf kamen deren eine Unzahl zum Vorschein, die ihn überall hin verfolgten; zuletzt flüchtete er sich auf die Insel im Wörthsee, wo sie ihm zu tausenden nachfolgten und ihn, obwohl er das Bett in eisernen Ketten aufhängen ließ, auffraßen."

Wir werden durch die vorangehende Erzählung wieder ganz in den volkstümlichen Vorstellungskreis der Hattosage geführt, während die dazwischen erwähnten Sagen ihre künstliche Mache vielfach nicht verleugnen können. Sie alle aber haben, entgegen der Hattosage, das Eine gemeinsam, daß sie nur vereinzelt erwähnt werden, wenn sie sich auch über alle deutschen Stämme hin zerstreut finden. Anders ist das nun bei dem Sagenkreis, zu dem wir jetzt übergehen werden und mit dem wir das deutsche Sprachgebiet zum ersten Male überschreiten, ich meine die weitverbreitete Sage vom König Pompilius von Polen.[38])

Gleichwie die Hattosage sich in fast allen Geschichtswerken, die des Erzbischofs gedenken, und in vielen volkstümlichen Schriften findet, so wird bei der Darstellung der Geschichte Polens in gelehrten lateinischen Werken oder auch in deutsch geschriebenen Chroniken der sagenhafte König Pompilius oder Popil regelmäßig erwähnt und sein schreckliches Ende mit großer Umständlichkeit ausgemalt.

Der älteste Beleg für diese Sage wird dem zu Anfang des 12. Jahrhunderts schreibenden Chronisten Martinus Gallus entnommen, bei dem die Erzählung noch ziemlich dürftig gehalten ist.[39]) Im Laufe der Zeit wird sie durch mancherlei ausschmückende Nebenumstände vermehrt und sehr bald auch im Goplosee oder im sog. „Kruschwitzer Kastrum" lokalisiert. Von dem polnischen Geschichtsschreiber Kadlubek im Anfang des 13. Jahrhunderts bis zu dem am Ende des 15. Jahrhunderts lebenden Dlugosch (oder Johannes Longinus) nahm die Sage stetig an Umfang und Verbreitung zu. Sie fand ihren Weg auch in die deutsche Litteratur, und aus dieser wollen wir sie an denselben Quellen wie die Hattosage kennen lernen, nämlich aus Sebastian Münsters „Kosmographie" und Georg Rollenhagens „Froschmäuseler".

---

* Vergl. über die Echtheit dieser Sage F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 3, wo auch der andern oben genannten Sagen gedacht wird.

Jener erzählt uns[40]) in der Geschichte des Landes Polen folgendes: Pompilius, der 9. König oder Regent des Landts Polandt. Doch führtē seines Vatters Brüder/dieweil er jung war/das Regiment/und richteten alle Sachen auß/biß er zum verstendigen Alter kam/unnd ein Gemahel nam/die lag jhm in den Ohren/unnd bracht jn dahin mit jhren bösen Rhäten/daß er seines Vatters Brüdern allē vergebē ließ. Das wolt Gott in dieser Zeit ungerochen nicht lassen bleiben/sonder verhengt/daß er/sein Gemahel und Kinder wurden von den Meusen gefressen. Dañ da er auff ein zeit ein herrlich Mahl zugerichtet hett/unnd sich alles Lusts gebraucht/kamen die Meuß mit hauffen uber Tisch/fielen jhn unnd die seinen an/bissen sie mit unsinniger weiß/und mochten die Diener nicht gnug wehren/sonder die Meuß ubermanten sie. Man macht ein groß Fewr circkelweiß umb Pompilium/sein Hausfraw unnd Kinder/aber es halff alles nichts/die Meuß sprungē uber das Fewr hineyn/unnd bissen den Mörderischen König ohn underlaß. Da diß nicht helffen mocht/flohē sie zum andern Element/und liessen sich führen vom Erdtrich zum See/aber es halff alles nichts: Dann die Meuß trungen mit hauffen ins Wasser hineyn/durchnagten das Schiff im Wasser/deshalben die Schiffsleut sich besorgten des Schiffs undergang/und führten das Schiff an das Landt/da kamen noch mehr Meuß/und griffen Pompilium an/sampt den vordrigen Meusen/bissen jhn und sein Gemahel und Kinder. Da das seine Diener sahen/wichē sie von jhm/liessen jhn stecken under den Meusen. Und alß Pompilius mit den seinen flohe auff ein Thurn/kamē die Meuß eilends hinauff/frassen jhn/sein Haußfraw/uñ Kinder/und kam also ein grawsame Straff auff die grawsame That des Mords.

Gleich hinter der der Hattosage findet sich in Georg Rollenhagens „Froschmäuseler" auch unsere Sage in folgender Fassung:

Pompill dem andern dieses Namens
König in Poln/der seines Stammes/
All verwanten umbgebracht/
Tödten sie* auch mit jhrer macht.
Denn der gab für/er were schwach/
Foddert sein Blutsfreund ins Gemach/
Begert/das sie das Königreich/
Seinen beyden Söhnen zugleich/
Gönnen wolten gantz unverandert/
Wenn er durch den Tod von jhn wandert.
Als sie jhm das versprochen hatten/
Auch jhre rechte Hand drauff thaten/
Bot er ihnen einen Ehren Trunck/
Als den auch annam Alt und Jung

* sie, d. h. die Mäuse.

Lies er ſie ein wenig abweichen/
Ob ein ſchlafflein jhn wolt beſchleichen/
So bald ſie abr gehn von jhm/
Fallen ſie todt vom Gifft dahin/
Damit ſein Weib nach ſeinen Willen/
Den Ehrentrunk hat laſſen füllen/
Der König ſprach zu der geſchicht/
Die todten Meuß die beiſſen nicht.
Aber wie er in ſeinen Saal/
Darauff anſtelt ein Frewdenmahl/
Und trunckner weiß im Juchzn ſpricht/
Die todten Meuß die beiſſen nicht/
Kommen ein hauffen Meuß gerand/
Und beiſſen jhm an Füß und Hand/
Fahren jhm nach dem Angeſicht/
Das er ſich gar kan ſchützen nicht.
Er leſt ein Fewr umb jhn herdammen/
Sie lauffen durch kolen und flammen.
Er leſt ſich führen ins Meer/
Sie ſchwimmen nach mit groſſen Heer.
Er ſteigt auff den Thurm Krotzwitzka/
Sein Weib und Kind ſind er alda/
Die Meuß ſteigen mit hauffen nach/
Durch Fenſter / Thüren / und Gemach/
Freſſen ihn / ſein Weib / und zween Söhn/
Sein Reich / ſein Frewd / wird ſpot und hohn.

Wir erſehen aus den mitgeteilten Proben der Überlieferung* der Pompiliusſage, daß trotz einzelner Abweichungen und verſchiedenartiger Ausſchmückungen in nebenſächlichen Umſtänden die Hauptmomente feſtſtehen: Die hinterliſtige Ermordung der Verwandten (meiſtens auf Anſtiften der deutſchen Gattin); die Strafe in Geſtalt von verfolgenden Mäuſen; die Flucht auf einen hohen Turm; endlich die Vollſtreckung der Rache durch die nachfolgenden Mäuſe. Dieſe Hauptpunkte ſtimmen ferner völlig überein mit denen der Hattoſage, nur daß in dieſer anſtatt der Verwandten die hungernden Armen der Hinterliſt zum Opfer fallen. Und wir bemerken weiter gegenüber der Übereinſtimmung der beiden großen Sagenkreiſe, der Hattoſage und der Popielſage, ſowie des kleineren Sagenkreiſes vom Wörthſee oder Mausſee in dem Motive für die Verfolgung des Schuldigen durch die Mäuſe, nämlich der verräteriſchen Ermordung Unſchuldiger, daß in den nur gelegentlich von Chroniſten erzählten Fällen vom Tode durch Mäuſebiſſe, die wir zu Anfang dieſes Abſchnittes erwähnt haben, andere Urſachen an die Stelle des genannten Motivs getreten ſind, meiſtens ein Kirchenraub, Heiligenſchändung u. ä.

* Vergl. auch hinten Anm. 39.

Dadurch kennzeichnen sich diese Einzelfälle leicht als Erfindungen der Chronisten nach dem Muster der volkstümlichen Überlieferung, da ihnen der Tod durch die Mäuse, der ja grausig genug ist, als eine entsprechende Sühne für den ihnen ungeheuerlich dünkenden Frevel erschien. Denn daß die Verfolgungen der Mäuse nur als Folge eines Mordes ursprünglich auftreten, werden wir, wie in der Hatto- und Popielsage, auch in den noch zu erwähnenden Sagen finden, die alle, entgegen den Einzelberichten kirchlicher Schriftsteller, den Stempel und die Gewähr volkstümlicher Überlieferung tragen.

Doch ehe wir zu weiteren Sagen uns wenden können, nimmt eine naheliegende Frage unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, die nämlich nach dem gegenseitigen Verhältnis von Hattosage und Popielsage, oder mit anderen Worten, die Frage, ob die beiden Sagenkreise unabhängig voneinander entstanden sind, oder ob der eine auf Entlehnung aus dem anderen beruht und welchem von beiden wir in diesem Falle die Priorität zusprechen sollen. Wenn wir nun zunächst die geschichtliche Überlieferung ins Auge fassen, so ist die Popielsage zweihundert Jahre früher belegt als die Hattosage. Jene findet sich, wie schon erwähnt, in ihrer ältesten und zugleich einfachsten Fassung bei dem Historiker Martinus Gallus, dessen Chronik bis zum Jahre 1113 reicht; diese dagegen treffen wir zuerst bei dem Meißner Priester Sigfried, dessen wir oben S. 509 schon gedachten und der im Jahre 1307 starb. Doch dieser Umstand fällt nicht besonders schwer ins Gewicht, weil Popiel eine fabelhafte Gestalt ist, während Hatto eine historische Persönlichkeit ist, an die sich naturgemäß eine Sage so lange nicht leicht anheftet, als die wahre Geschichte derselben noch in der Erinnerung oder der Überlieferung der späteren Geschlechter verbleibt. Beheim-Schwarzbach, dessen gründliche Abhandlung über die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto wir schon mehrfach Gelegenheit hatten heranzuziehen, ist im Gegenteil der Ansicht, daß die Hattosage die ältere von beiden sei. Als Grund hierfür führt er den Umstand an, daß Popiels Gemahlin, die ihn nach allen späteren Quellen zu dem schrecklichen Verwandtenmorde treibt, in der Sage ausdrücklich als deutsche Prinzessin bezeichnet wird, was auf den deutschen Ursprung der Sage hindeute; ferner sei zu bedenken, daß die polnischen Klöster, die die Chronisten der polnischen Nation liefern, zum großen Teil mit deutschen Mönchen angefüllt waren; ja etliche Cisterzienserklöster gestatteten ausdrücklich nur, Leute aus Köln aufzunehmen. Diese Thatsache und weiter der Umstand, daß wir die älteste Fassung der Sage in den Berichten der Quedlinburger Annalen und Thietmars von Merseburg vor uns haben, denen der Name des Übelthäters überhaupt unbekannt ist (vergl. oben S. 522 und Anm. 30), und die zu Anfang des

11. Jahrhunderts wohl direkt aus der Volksüberlieferung niedergeſchrieben ſind und demnach ein volles Jahrhundert vor Martinus Gallus liegen, ſcheinen in der That die Anſicht von dem deutſchen Urſprung der Sage zu bekräftigen. Sollte es ſich ferner als glaubhaft erweiſen, daß es der Haß der Sachſen gegen die Franken geweſen iſt, der die Sage von dem Tod durch Mäuſe zuerſt irgend einem der als treulos und hinterliſtig bekannten Franken, alsdann einem ihrer typiſchen Vertreter, dem Erzbiſchof Hatto, der ja einem ſächſiſchen Fürſten ſchlimm genug mitgeſpielt hatte, angedichtet hat, ſo wäre es alsdann naheliegend, das Sachſenland als Mittelpunkt eines Sagenkreiſes anzuſehen, der ſich nach Weſten, Oſten und Süden, ja vielleicht auch nach Norden (denn in Dänemark und Wales begegnen ähnliche Sagen, deren Zugehörigkeit uns freilich unſicher erſcheint, vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 3 flg.), ausgebreitet, ſich am Rhein in der Hattoſage, in Polen in der Popielſage, in Bayern ꝛc. in der Sage vom Wörthſee und ähnlichen verdichtet habe, und deſſen ſich die kirchlichen Schriftſteller zuletzt bemächtigt hätten, um ihn ihren Zwecken dienſtbar zu machen. Doch ſparen wir die Entſcheidung über dieſe Frage vorläufig noch auf, bis wir einige Kenntnis von der weiteren Verbreitung der Sage vom Tode durch die Mäuſe gewonnen und uns eine Anſicht über den Urſprung der Sage überhaupt gebildet haben (vergl. den 3. Teil).

Wenn uns die Betrachtung der Sage vom König Popiel von Polen nach Oſten hin über Deutſchlands Marken hinausgeführt hat, ſo werden wir in der nun folgenden Erzählung unſere Blicke weſtwärts lenken, nach Frankreich hin, nach dem Boden der ſonnigen Provence. Jehan d'Outremeuse, der 1339 ſtarb, berichtet in ſeinem in der Brüſſeler Bibliothek befindlichen „Myreur des Histors" (Miroir des Histoires = Spiegel der Geſchichte) zum Jahre 1092 folgenden Vorfall[41]):

Item l'an milh et XCII en mois de may avoit a Marselle j. puissant homme et riche qui oit nom Leyto que li sorils avoient pris en teile haymme (haine) qu'il le gueriewent (guerroyaient) et mordoient mult fort, ne par nuit ne de jour ilh ne poioit (pouvait) avoir pais; si vint j. jour qu'ilh seoit (aus sedebat) a disneir (dîner) entre sa gens, vinrent plus de milh soris et qui le vont entour encloure (aus includere) et si en revient une si grande compagnie que ons ne le poroit nombreir et covient par forche que en la mere ses gens le menassent en naves, mai(n)s ilh ne li valoit riens, car les sorils qui suoient (suivaient) en le nave et qui le mordoient et corodoient (aus corrodebant), tout le trawirent (trouèrent), chis orent (eurent) pavour de noieir, si remennent a terre, si fut tantost dilacereis et mors et mangiez.

Zu deutsch: So war im Jahre 1092 im Monat Mai in Marseille ein mächtiger und reicher Mann, der Leyto hieß, gegen den die Mäuse einen solchen Haß gefaßt hatten, daß sie ihn angriffen und sehr heftig bissen; weder bei Tag noch bei Nacht konnte er Frieden haben. Und so saß er eines Tages beim Essen zwischen seinen Leuten, da kamen mehr denn tausend Mäuse und schließen ihn rings ein, und es kommt eine so große Menge dazu, daß man sie nicht zählen konnte, und notgedrungen mußten ihn seine Leute auf einem Schiffe ins Meer führen. Aber es nützte ihnen nichts, denn die Mäuse, welche auf das Schiff folgten und es bissen und zernagten, durchlöcherten es ganz, so daß sie zu ertrinken fürchteten, und ihn ans Land zurückführten, wo er bald zerrissen und getötet und aufgefressen wurde.

Die Übereinstimmung dieser Geschichte mit der oben S. 522 mitgeteilten Erzählung aus der wenig älteren Weltchronik des Albericus Trium Fontium, wie auch mit dem aus denselben Quellen entnommenen Berichte des Sebastian Franck (vergl. oben S. 525) und anderen ähnlichen Vorfällen, die alle ans Ende des 11. Jahrhunderts verlegt werden, fällt so sehr in die Augen, daß wir annehmen dürfen, der Name und der Ort in der französischen Fassung seien eine Erfindung des Erzählers, und das Ganze stelle nur einen Abklatsch dar von der in mittelalterlichen Geschichtswerken umlaufenden und schon genugsam erwähnten, wohl ältesten Fassung der Sage, in der, wie oben S. 522 gesagt, der Name des Übelthäters und der Ort der Missethat unbestimmt gelassen sind.

In einen größeren Sagenkreis origineller Art dagegen werden wir durch die von H. v. Wlislocki in der Germania, Band XXXII (Neue Reihe XX. Jahrgang), S. 432 flg. mitgeteilten Proben von verwandten Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner und der siebenbürgischen Rumänen eingeführt.[42]) Ich entnehme daraus zuerst das der Hattosage zunächststehende Zigeunermärchen, überschrieben

Der König und die Mäuse.

Fern von hier lebte vor vielen, vielen hundert Jahren ein großer König, vor dem sich seine eigenen Leute sehr fürchteten, denn er war jähzornig und grausam, und oft, wenn er sich langweilte und Unterhaltung haben wollte, so ließ er vor seinen Augen einige Menschen mitten durch den Leib durchsägen* und hatte seine größte Freude daran, wenn die Armen sich vor Schmerzen herumwälzten und endlich unter grausamen Qualen starben.

---

* Über diese sagenhafte Todesstrafe vergl. F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 296 flg.

Einmal ſaß der König vor der Thür ſeines Hauſes und dachte eben nach, wie er ſich die Zeit vertreiben ſolle. Da kam ein altes Mütterchen des Weges daher, und als ſie vor den König kam, verlangte ſie von ihm ein Almoſen. Doch dieſer ſagte: „Du kommſt mir eben recht! Du brauchſt alſo Brot? Nun, ich will dir gleich dazu Mehl mahlen laſſen!“ Und er rief ſeine beiden Knechte herbei und befahl ihnen, die Alte zu ergreifen und zu zerſägen. Die Alte ließ mit ſich alles ohne Widerſtreben geſchehen, und als die Knechte mit ihrer Arbeit fertig waren, erhob ſich ihr zerſägter Körper und verwandelte ſich in eine wunderſchöne Frau, die ſich in die Luft erhob und dem König zurief: „Wehe dir! Du wirſt noch eines elenden Todes ſterben!“ Darauf verſchwand die ſchöne Frau, welche eine gute Urme (Fee) war und den böſen König auf die Probe ſtellen wollte, ob er wohl eine alte Frau auch zerſägen ließe, oder vor dem Alter doch noch ein wenig Achtung beſäße.

Gar bald ſollte der böſe König ſein Leben enden. Es kam ein furchtbar heißer Sommer ins Land und die Frucht auf den Feldern, die Bäume in den Gärten, das Gras auf den Wieſen, alles verdorrte, und als der Winter kam, hatten die Leute nichts zu eſſen. Da gingen ſie hin zu ihrem König und verlangten Speiſe und Trank; doch dieſer drohte jeden zerſägen zu laſſen, der ihn noch um Brot anſprechen wolle. Während die armen Leute hungerten, lebte der König ganz luſtig ſeine Tage, denn er hatte ſich von einem andern König viele hundert Wagen voll Korn und Wein bringen laſſen, und hatte vollauf zu eſſen und zu trinken. Da kam wieder eine alte Frau zum König und ſagte: „Gieb mir ein Stückchen Brot, denn ſiebenmal iſt ſchon die Sonne untergegangen, ohne daß ich etwas gegeſſen habe!“ Der König erwiderte: „Gut, ich will dir aber vorerſt das Mehl mahlen laſſen!“ Und er rief ſeine Knechte herbei und ließ die Alte zerſägen. Da verwandelte ſich der zerſägte Körper der Alten wieder in die gute Urme, die ſich in die Luft erhob und unzähligemal auf die Erde herabſpie. Aus jedem Tröpflein ihres Speichels aber wurden tauſend und aber tauſend Mäuſe, die auf den König losſtürzten. Dieſer ſtieg auf das Dach ſeines Hauſes hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuſe nach und fraßen ſo lange an ſeinem Körper, bis ſie ſein letztes Härchen verzehrt hatten, worauf ſie verſchwanden. Und da kam ein fruchtbarer Sommer ins Land, und die Leute bekamen eine hundertmal reichere Ernte als je. Sie wählten ſich einen neuen, guten König, unter dem ſie fortan glücklich und zufrieden lebten. . . . . .

Dies iſt das eine der Zigeunermärchen, das in mancherlei Punkten ſehr lebhaft an die Hattoſage erinnert: in beiden Erzählungen iſt es ein

Fürst, der zur Zeit einer Hungersnot die um Almosen bettelnden Armen schnöde zurückweist und eines elenden Todes sterben läßt, obwohl er in seinen Speichern des Korns die Menge hat; als Trägerinnen der göttlichen Rache treten die Mäuse auf. An die parallele Sage von Popiel wiederum erinnert uns ein anderes Zigeunermärchen, das dieselbe Überschrift wie jenes trägt, nämlich

Der König und die Mäuse.

Vor vielen tausend Jahren lebte einmal ein König, der sehr stolz und übermütig war. Er wollte ewig leben und rief daher einmal den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel! und ich werde dir alles geben, was du willst." Und wahrlich, der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?" Der König versetzte: „Ich will lange, lange leben! Was soll ich dir dafür geben, wenn du es bewirkst, daß ich lange lebe?" Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen Sohn ab und gieb mir seinen Leichnam!" Der König versprach es zu thun und nach einigen Tagen ließ er seinen Sohn abschlachten. Als der Teufel kam und den Leichnam abholte, da fragte ihn der König: „Also, wie viele Jahre werde ich noch leben?" Der Teufel versetzte: „Zehn Jahre sollst du noch leben!" Darauf ging der Teufel fort und trug den abgeschlachteten Sohn des Königs mit sich.

Als die zehn Jahre um waren, rief der König abermals den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel!" Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?" Der König versetzte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich lange lebe?" Der Teufel erwiderte: „Schlachte deinen zweiten Sohn ab und gieb mir seinen Leichnam!" Der König versprach es zu thun und bald darauf ließ er seinen zweiten Sohn abschlachten, und als er den zweiten Leichnam dem Teufel gab, fragte er ihn: „Wie lange werde ich also noch leben?" Der Teufel antwortete: „Noch zehn Jahre sollst du leben!" Hierauf nahm er den Leichnam des zweiten Sohnes und ging fort.

Auch diese zehn Jahre vergingen, und da rief der König abermals den Teufel: „Komm und hilf mir, o Teufel!" Und der Teufel kam und fragte ihn: „Was willst du?" Der König sagte: „Was soll ich dir geben, wenn du bewirkst, daß ich noch lange lebe?" Der Teufel versetzte: „Du weißt es! Schlachte deinen dritten Sohn ab, und gieb mir seinen Leichnam!" Der König ließ also auch seinen dritten Sohn abschlachten und gab seinen Leichnam dem Teufel. Hierauf sagte dieser: „Nun sollst du abermals zehn Jahre leben!"

Als auch diese zehn Jahre um waren, da ließ der König seinen vierten Sohn abschlachten und nach abermals zehn Jahren seinen fünften.

Als er endlich auch seinen siebenten Sohn abschlachten ließ, da erzürnte Gott und strafte nicht nur den bösen König, sondern auch alle seine Leute, die es geduldet hatten, daß er seine Söhne ums Leben bringe. Ein ganzes Jahr lang schien keine Sonne, Schnee und Eis lag überall, so daß alle Kräuter, Gräser und Bäume erfroren. Da hatten die armen Leute nichts zu essen, denn kein Getreide wuchs auf dem Felde, die Tiere bekamen kein Gras zu essen und verendeten, auf den Bäumen wuchs kein Obst. Selbst die Mäuse kamen vom Felde herein und viele liefen in das goldne Haus des Königs und begannen seinen Leib zu essen. Der König floh vor ihnen aus einer Stube in die andere, aber überall hin liefen ihm die Mäuse nach und benagten seinen Körper. Da stieg der König auf einen hohen Berg hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und nagten so lange an seinem Körper, bis sie ihn ganz aufzehrten. Als kein Haar, kein Knochen mehr vom bösen König zu finden war, da schien die Sonne wieder und bald schmolz der Schnee, die Felder und Wälder wurden wieder grün, und bald hatten die Leute wieder Obst und Getreide, und die Tiere Gras und Kräuter. . . .

Wenn auch einige Züge dieser Sage auf christliche Vorstellungen und mittelalterlichen Volksglauben hinweisen, wie z. B. daß der Teufel langes Leben verleihen könne, daß Gott über die Hinschlachtung der Söhne erzürne und nicht nur den König, sondern auch seine Leute bestrafe, so ist doch der Kern der Sage altertümlich. So verlangt der Teufel nicht die Seelen, sondern die Leiber der Söhne und schleppt diese fort; Mißwuchs und Mäuseplage sind uralte Gemeinplätze sagenhafter Berichte; der Schluß der Sage endlich fällt wieder ganz in den Vorstellungskreis der früher erzählten Mäusesagen.

Höchst eigenartig und zu gleicher Zeit äußerst belehrend und wichtig für die (später zu erwähnende) Deutung der Mäusesagen überhaupt, ist die nun folgende Erzählung, die der rumänischen Volkssage entnommen ist. Der Titel ist der gleiche wie bei den eben mitgeteilten Märchen, er lautet ebenfalls

Der König und die Mäuse.

Es war einmal ein König, der war Witwer, und wenn man ihn fragte, warum er nicht heirate, da er ja noch jung und kräftig sei, pflegte er stets zu antworten: „Ein so schönes Weib, wie meine selige Frau gewesen, bekomme ich nicht mehr, und lieber bleibe ich ein Witwer mein ganzes Leben lang, als daß ich eine häßlichere zur Frau nehme!“ Und so blieb also der König Witwer. Als seine Frau starb, hinterließ sie ihm eine zehnjährige Tochter, die schon damals ein Wunder von Schönheit war. Nach einigen Jahren wuchs das Mädchen zu einer

wunderschönen Jungfrau heran, und wer sie sah, glaubte kaum, daß sie auch so ein Weib, wie jedes andere auf der Welt sei; jedermann hielt sie für einen Engel. Und ihr Vater, der König, entbrannte in Liebe zu ihr und verfolgte sie auf Schritt und Tritt; doch die Maid wich ihm aus, so lange sie es eben konnte, aber endlich gab sie dem sündhaften Drängen ihres Vaters nach und die Folge davon war, daß sie in gesegnete Umstände kam. Da war der König außer sich vor Kummer und Leid und wußte nun nicht, wie er die große Schande vor den Leuten verbergen solle.

Da traf es sich, daß den ganzen Sommer über kein Regen fiel, und das Getreide auf den Feldern, die Gräser auf den Wiesen und die Bäume in den Wäldern und Gärten verdorrten. Da waren die Leute außer sich vor Kummer und Angst und baten den König, er solle Regen machen. Aber der König betete vergeblich zu Gott, und als noch immer kein Regen fiel, da wurde das Volk wütend und wollte den König töten. Da sprach dieser also zum tobenden Volk: „Vor langer Zeit ist mir im Traum ein Engel erschienen und hat mir gesagt, daß es so lange nicht regnen werde, bis daß ich nicht meine eigene Tochter ins Wasser habe werfen lassen, damit sie darin ertrinke. Ich habe nun lange genug zu Gott gebetet, aber er hat mein Flehen nicht erhört! Ich will also euch zu Liebe meine eigne Tochter opfern, damit nur Regen auf eure Felder falle!“ So log der König. Er wollte seine Tochter irgendwie beiseite schaffen, ehe dieselbe niederkam. Und er ließ sie in einen Sack einnähen und vor dem Volke in einen tiefen Fluß werfen. Da begann es zu regnen,* und die Leute freuten sich sehr; aus dem Wasser aber stiegen viele tausend Mäuse hervor, die sich auf den König stürzten und an seinem Leib zu nagen begannen. Der König lief in sein Schloß und sperrte sich ein, aber die Mäuse zernagten die Wände und verfolgten ihn überall hin. Endlich dachte sich der König, vielleicht kämen sie ihm in die Kirche nicht nach und er ging also in die Kirche und stieg hinauf auf den Turm; aber auch dahin kamen ihm die Mäuse nach und verschwanden erst dann, als sie ihn mit Haut und Haaren verzehrt hatten. Die Leute sagten dann, die Mäuse hätte die im Wasser ertränkte Königstochter während ihres Todeskampfes geboren.

Hiermit wollen wir die Reihe der mit der Hattosage verwandten Sagen abschließen, nachdem wir im Vorstehenden die charakteristischsten

---

* Das siebenbürgische Landvolk glaubt bei anhaltendem Regen, daß jemand im Wasser ertrunken sei, und der Regen erst dann aufhöre, wenn der Leichnam des Ertrunkenen aufgefunden werde. (Anm. von H. v. Wlislocki.)

von ihnen mitgeteilt haben, so weit sie uns in direkter Beziehung zu jener Sage zu stehen schienen und zu unserer Kenntnis gelangt sind. Denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Sagenkreis sich noch ausgedehnter erweisen wird, wenn dahingehende Forschungen die im Schoße der Volksüberlieferung ruhenden Schätze der Sagenkunde einmal reichlicher gehoben haben werden. Bis jetzt aber vermochten wir, trotz eifrigen Suchens und vielfacher Erkundigung an maßgebenden Stellen, unser Material nicht weiter auszudehnen. Indes genügt uns das vorliegende vollkommen, um die Grundzüge der Sage festzustellen. Es ergeben sich als solche und fast allen mitgeteilten Sagen gemeinsame Hauptpunkte die folgenden: Ein vornehmer, aber hochmütiger, hartherziger und grausamer Herr (oft ein Landesherr, was aber durchaus nicht stets der Fall ist) erweist sich seinen Untergebenen gegenüber, die sich in irgend einer Notlage an ihn wenden oder die er zu sich heranlockt, als Verräter, indem er sie hinterlistiger Weise töten läßt. Zur Strafe für dies Verbrechen wird er von den Mäusen verfolgt, vor denen er sich auf das Wasser oder auf einen erhöhten Ort rettet. Doch die Mäuse überwinden das Hindernis und ruhen nicht eher, als bis sie an dem Übelthäter die Rache vollzogen haben. Er stirbt eines jämmerlichen Todes unter ihren Bissen.

Dies sind unseres Erachtens die Hauptzüge einer als Grundlage der sämtlichen Einzelsagen unseres Kreises zu rekonstruierenden Stammsage. Manche der mitgeteilten Proben weichen freilich in diesem oder jenem Punkte ab. Es sind dies besonders die von kirchlichen Chronisten erwähnten Fälle, wo statt des Mordes ein anderes Verbrechen (Kirchenraub z. B.) die Veranlassung zur Verfolgung durch die Mäuse giebt; doch diese haben, wie schon öfter gesagt, nur sekundären Wert, da ihre Tendenz zu offenkundig daliegt. Halten wir demnach an den Hauptpunkten fest, die den originellen und weitverbreitetsten Sagen gemeinsam sind, und versuchen wir auf diesen fußend eine Erklärung für die Entstehung der Sage zu geben. Hierüber soll sich der dritte Teil unserer Abhandlung erstrecken.

III. Die mythische Grundlage der Sage.

Der erste Teil unserer Abhandlung hat uns mit dem Inhalt und der Überlieferung der Hattosage und den geschichtlichen Thatsachen, die ihr zu Grunde liegen sollen, ferner mit den verschiedenen Annahmen, welche die Lokalisierung der Sage an den Binger Mäuseturm rechtfertigen sollten, bekannt gemacht; im zweiten Teile erfuhren wir, daß die Hatto-

sage nur ein Glied einer großen Kette von Sagen ist, die sich über alle deutschen Stämme, viele Nachbarländer und ganz fernstehende Völkerschaften erstreckt, und deren gemeinsame Grundzüge wir festzustellen versuchten; nunmehr ist es unsere Aufgabe, an eine Erklärung für die Entstehung der Sage heranzutreten.

Wir können drei Stufen in der Aufnahme unterscheiden, die die Sage bei den jeweiligen Hörern und Lesern gefunden hat: die kritiklose mittelalterliche Zeit nimmt die Sage gläubig hin, ohne sie auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen; die aufgeklärte Gelehrsamkeit der Renaissance und der folgenden Jahrhunderte zweifelt stark an ihrer Wahrheit, sucht wohl auch mit Gründen, die uns Modernen lächerlich dünken, ihre Erdichtung zu beweisen und die Unmöglichkeit darzuthun, daß solche Geschehnisse in Wirklichkeit sich begeben;[55]) doch erst der neuesten Zeit bleibt es vorbehalten, über den Zweifel hinauszugehen und nach den Gründen zu forschen, die die Entstehung der Sage veranlaßt haben könnten.

Die Entstehung der Sage kann nun von zwei Seiten aus erklärt werden. Die Erklärung kann von einem subjektiven Moment aus geschehen, d. h. die Ursache der Entstehung der Sage in der Persönlichkeit selbst suchen, die als Trägerin der Sage hingestellt wird; sie kann aber auch die objektive Seite berücksichtigen, d. h. die Erklärung kann als Veranlassung zur Sagenbildung äußere Verhältnisse (in unserem Falle z. B. eine Heimsuchung der Felder durch die übermäßige Vermehrung der Mäuse), Vorstellungen des Volksglaubens und ähnliches mehr ansehen.

Betrachten wir zunächst einen Erklärungsversuch subjektiver Art. Es ist eine bekannte Thatsache, daß als gelegentliche symptomatische Erscheinung von Geisteskrankheiten, wie delirium tremens, bei dem Kranken sich die Halluzination einstellt, er sähe allerhand kleine Tiere, Mäuse z. B., an sich vorbeihuschen. Da nun die in den Sagen genannten Übelthäter gerade keine sehr enthaltsamen Menschen sind, vielmehr ein üppiges Leben und wilde Gelage sehr lieben,* so liegt die Deutung recht nahe, die subjektiven Halluzinationen hätten, weiter verbreitet, Veranlassung zur Sagenbildung gegeben. Bestärkt wird diese Annahme noch durch einzelne dunkle Wendungen bei manchen Chronisten; so lassen die Quedlinburger Annalen (kurz nach 1000, unsere älteste Quelle!) ihren Anonymus unsichtbar von den Mäusen aufgezehrt werden; bei Georg

* Bei einigen wird ja, wie wir oben sahen, ausdrücklich betont, daß sie beim Mahle in übermütiger Stimmung, also wohl etwas angetrunken, von den Mäusen überfallen wurden.

Rollenhagen (ſ. oben S. 507) heißt es von Hatto, nachdem er die Armen hat verbrennen laſſen:

Von ſtund an ſahe (d)er Abendthewr/
Die Meuß lieffen zu ihm von Fewr.

Auch in dem Berichte Sebaſtian Franks (oben S. 523) beißen die Mäuſe den „mächtigen Herrn" bei einem Gaſtmahle tot, während ſie den andern Gäſten „gar nichts gethan" haben.

Nun iſt es ja leicht denkbar, daß die Halluzinationen eines Kranken, die in Verfolgungswahn ausarten können, gelegentlich leichtgläubigen Zeitgenoſſen Veranlaſſung geben mochten, die ſubjektiven Einbildungen den Fernerſtehenden als objektive Thatſachen mitzuteilen; doch es iſt ſchwer glaublich, daß ein ſo weitverbreiteter Sagenkreis wie der unſere, der ſo tiefe Wurzeln in der volkstümlichen Überlieferung der verſchiedenſten Völker gefaßt hat, einem an ſich ſo unbedeutenden Geſchehnis, wie es die Halluzinationen eines Geiſteskranken doch allen Nichtbetroffenen ſind, ſeine Entſtehung verdanken ſollte. Und wäre dem auch ſo, ſo könnte die Verbreitung und Beliebtheit der Sage von der göttlichen Rache durch die Mäuſe doch nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt, ein auf ſolche Art zufällig und irgendwo entſtandene Sage ſei auf den fruchtbaren Boden volkstümlicher Anſchauungen und Überlieferungen gefallen und hätte ſich infolgedeſſen zu unſerem weiterverzweigten Sagenkreis entfaltet. Einfacher aber iſt es, in unſerem Falle wenigſtens, von der ſubjektiven Erklärung, die bei der Entſtehung mancher Sagen gewiß nicht von der Hand zu weiſen iſt, abzuſehen und zu den Verſuchen überzugehen, die die Entſtehung der Sage auf eine objektive Urſache zurückführen.

Zunächſt iſt hier die von manchen neueren Forſchern geäußerte und beſonders von F. Liebrecht verteidigte Anſicht zu erwähnen, die Entſtehung der Sage ſei dadurch zu erklären, daß ſich infolge einer außerordentlichen Vermehrung der Feldmäuſe Mißwuchs oder eine gänzliche Vernichtung der Ernte eingeſtellt habe. Der König, der als oberſter Prieſter zugleich für die Ungunſt der Götter in alten Zeiten dem Volk gegenüber verantwortlich war, hätte das Volksunglück durch ſeinen ſündhaften Lebenswandel verſchuldet und ſei urſprünglich zur Strafe dafür getötet und zwar gehängt worden, eine Todesart, deren Spuren noch in der Sage enthalten ſeien, wenn der Übelthäter auf einen Baum, einen Turm oder ein Dach flüchtet. In der ſagenhaften Überlieferung ſei nun der Tod des Landesherrn ſo erklärt worden, daß er zur Sühne für das öffentliche Unglück von den Mäuſen aufgefreſſen worden ſei. So ſieht denn Liebrecht als urſprüngliche Grundlage der Sage folgende Faſſung an[48]): „Ein König oder ſonſtiger Landesherr ſei bei Gelegenheit einer

Landesplage, namentlich Hungersnot, von Mäusen (oder anderm Ungeziefer auf einem Baume) gefressen werden", und daraus ergebe sich ein uralter Brauch, „bei eintretendem öffentlichen Unglück die Götter durch Opferung der Landeshäupter vermittels Hängens derselben zu versöhnen."

Ich halte mit anderen diesen Erklärungsversuch nicht für gelungen. Denn eine (infolge Mäusefraßes entstandene) Mißernte spielt keine integrierende Rolle in unserem Sagenkreis, und wenn diese auch in alten Zeiten häufiger vorgekommen und für ein Volk von verderblichen Folgen begleitet gewesen sein mag, so weichen doch alle hierauf bezüglichen Berichte[44]) soweit von dem Inhalte und der Tendenz unserer Sage ab, daß wir sie füglich nicht mit ihr in Zusammenhang bringen dürfen. Außerdem bliebe bei dieser Erklärung das in allen volkstümlichen Sagen unserer Gruppe wiederkehrende Motiv der Ermordung Unschuldiger völlig unberücksichtigt. Endlich scheint mir die Entwicklungsreihe Turm — Baum — Galgen, die Liebrecht ansetzt, um zu seinem Opfertode des Königs durch Hängen zu gelangen, etwas gewagt. Aus allen in den Kreis der Hattosage gehörigen Erzählungen geht nur hervor, daß sich der Missethäter auf einen Turm flüchtet; von einem Baum ist nur in ganz fernstehenden Berichten, die wir nicht in direkte Verbindung mit der Hattosage bringen[45]), die Rede. Es ist übrigens nicht in allen in Betracht kommenden Sagen ein Landesherr, der von den Mäusen verzehrt wird, wenn ich auch auf diesen Punkt kein besonderes Gewicht legen will. Aus diesen Gründen, glaube ich, dürfen wir den vorstehenden Erklärungsversuch für verfehlt halten, und wir stimmen hierin mit einem der hervorragendsten Forscher der Kirchengeschichte, Döllinger, überein, der sich so über Liebrechts Erklärung äußert[46]): „Die Erklärung von Liebrecht scheint mir verfehlt. Einmal kam Opferung eines Menschen durch Hängen nie oder sehr selten vor; zweitens ist es gewöhnlich nicht ein Baum, sondern ein Turm auf einer Insel, an den sich die Sage knüpft; und endlich verlegt die Sage das Ereignis, wie bei Hatto, in eine zu späte, ganz christliche Zeit."

Ein anderer Gelehrter, J. V. Grohmann, dessen Buch „Apollo Smintheus* und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen", Prag 1862, hier zu erwähnen ist, hat ebenfalls Liebrechts Ansicht zurückgewiesen; freilich sind nicht alle seine Gegengründe stichhaltig. Er sagt[47]): „Es ist schon an und für sich unwahrscheinlich, daß bei so vielen sprachlich geschiedenen Völkern für die Opferung der Landeshäupter

---

* *Σμινθεύς* oder *Σμίνθιος* (ein Beiname des Apollo, Hom. Il. I, 39) wird entweder von *σμίνθος* „Feldmaus" oder von *Σμίνθη*, einer Stadt im Gebiet von Troja, abgeleitet.

dieſelbe Ausdrucksweiſe überall im Schwange geweſen ſei (das hatte Liebrecht übrigens nicht behauptet!) und daß dieſe Ausdrucksweiſe überall dieſelbe Sage entwickelt habe. Auch iſt es ja nicht immer ein Landesherr, der von den Mäuſen getötet wird; in den meiſten (?) Verſionen der Sage wird eben bloß ein Ritter, ein Kriegsmann oder geradezu ein rebelliſcher Vaſall von der Rache der Mäuſe betroffen. Ganz und gar unſtatthaft aber dünkt es mich, den Umſtand, daß der von den Mäuſen Verfolgte in der Höhe in einem Turm oder auf einem Baum Schutz ſucht, auf die Todesart des Hängens zu deuten. Wir werden uns daher jedenfalls nach einer andern Erklärung der Sage umſehen müſſen. Soviel iſt ſicher, daß alle den Sagen vom Mäuſeturm eine gemeinſame und zwar heidniſche Grundlage zukommt, da dieſelbe ſchon in ſo früher Zeit an ſo verſchiedenen Orten unter ſlaviſchen, deutſchen und nordiſchen Völkern lokaliſiert erſcheint. Allen Verſionen iſt überdies die Idee gemeinſam, daß die Mäuſe als Rächerinnen begangener Frevel auftreten ... Die Mäuſe vertreten in dieſen Sagen gleichſam die Stelle der Erynnien, was zu unſerer Auffaſſung von den Mäuſen ganz wohl paßt ..." Dieſe Auffaſſung wird aber durch eine frühere Stelle des Buches erklärt, wo Grohmann meint[48]): „Nach uralter ariſcher Vorſtellung war der Blitz oder Donnerkeil der leuchtende Zahn der Sturm- oder Wolkenweſen, die bald als Eber, bald als rieſige Mäuſe aufgefaßt wurden. Mit jedem Blitz fiel ein ſolcher Zahn oder auch eine ſolche Maus auf die Erde. Als ſich nun hierzu parallel die Vorſtellung entwickelte, daß mit dem Blitz zugleich auch der himmliſche Funken der Seele auf die Erde herabgebracht wurde: ſo vermengte ſich die Vorſtellung von der Gewittergeburt der Mäuſe mit dem Glauben an die Gewittergeburt der Seelen, welche bei der Geburt aus der Gemeinſchaft jener Elementargeiſter austreten und beim Tode in dieſelbe zurückkehrten. Die Mäuſe ſind alſo urſprünglich Blitze und Gewitterweſen und in weiterer Entwicklung Seelen und Elben."

Soweit läßt ſich ein annehmbarer Kern von Wahrſcheinlichkeit in Grohmanns Ausführungen finden; ſeine weiteren Folgerungen aber aus ſeinen vergleichenden mythologiſchen Aufſtellungen ſeien hier nur als Kurioſität nach Beheim-Schwarzbachs Zuſammenfaſſung[49]) erwähnt: „Der grauſame Herr, ob nun Hatto oder Popiel, iſt der indiſche Kuſchna, der Trockner, oder der Mißernte bringende Dämon Kuyava, der griechiſche Phaeton, alle des Sonnenrades gewaltig, mit welcher ſie die Erde verſengen, Dürre und Hungersnot hervorrufen, das Wachstum des Getreides und auch den Schatz des Regens zurückhalten. Nun kommen aus dem Feuer, das die Erde verſengt und das Getreide verbrennt, die Mäuſe

hervor, die Sturm- und Blitzeswesen, und fallen wütend den Dämon an. Die Führer der Angreifenden sind die Sturmgötter, Rudra, Apollo, Smintheus, der deutsche Woutan, seine Gemahlin Freya, alles Götter, die in frühesten Zeiten selbst oft als Mäuse (!) gedacht wurden. Alle diese Vorstellungen, die ursprünglich von himmlischen Mäusen (!!) gelten, sind später auch auf die irdischen übertragen, die auf Befehl der Götter Strafen an Menschen und deren Äckern vollzogen. Und da die Seelen der Menschen nach altmythologischen Vorstellungen die Körper als Mäuse verlassen, so entwickeln sich aus den Leichen von Ermordeten wiederum Mäuse, welche Rache üben" ...

„Als nun der grausame Kushna der Trockner oder der Mißernte bringende Dämon Kuyava, der griechische Phaeton von den Mäusen angegriffen wird, baut er sich rasch eine Burg, die Wolkenburg mitten im Wasser, dem himmlischen See. Aber die Mäuse verfolgen ihn auch hierhin, bringen in den Turm oder die Burg ein und vernichten ihren Feind. Um die Gewitterscenerie noch zu vervollständigen, versinkt dann nach dem Tode des Dämons die Burg in die Tiefe des Sees und nur bei klarem Wetter sind ihre Trümmer auf dem Grunde zu sehen" ...

Ich muß gestehen, daß mir der nötige Schwung der Phantasie abgeht, um dem Verfasser in die himmlischen Höhen seiner mythologischen Kombinationen zu folgen. Aber wenn wir aus dem oben gesperrt gedruckten Satz das überflüssige Wort „wiederum" streichen, so unterschreibe ich die darin ausgesprochene Annahme Wort für Wort, und ich hoffe, daß wir im folgenden mit ihr zu einer befriedigenden Erklärung der Mäuseturmsage gelangen werden, ohne uns in den luftigen Hypothesen Grohmanns zu verlieren. Wodurch diese hervorgerufen wurden, ist leicht ersichtlich. Grohmann schrieb seine Abhandlung zu einer Zeit, die unter dem mächtigen Eindruck der neuen Einblicke in das religiöse Leben der Indogermanen stand, die durch die Bekanntschaft mit den heiligen Büchern der alten Inder ermöglicht wurden. Bezeichnend dafür ist z. B. das bekannte Werk Adalbert Kuhns „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks", das als Programmbeilage des Köllnischen Realgymnasiums zu Berlin erstmalig im Jahre 1858 erschien. Darin findet sich[50]) eine Stelle, die uns den Schlüssel zu Grohmanns Hypothese liefert, wenn es heißt: „... Der Zahn des Ebers oder Schweins und der Ratte wurden also wegen ihrer Weiße und Schärfe dem Blitze verglichen. Das Wort für Ratte (âkhu) bezeichnet zugleich auch Maus und Maulwurf; der âkhu (= mûshaka „Maus" nach dem Kommentar) war dem Rudra heilig; dadurch, wie auch sonst vergleicht sich Rudra dem Apollo Smintheus ...".

Heute indes wissen wir, daß man die Erklärung volkstümlicher mythischer Anschauungen und Überlieferungen nicht in der höheren Mythologie, die von dem ausgebildeten Götterglauben hochkultivierter Kreise und Zeiten handelt, zu suchen hat, sondern in der niederen Mythologie, jener stillen und verborgenen Werkstatt der Volksphantasie, die den Wechsel der Religionen überdauert und noch heute, wie vor Tausenden von Jahren, die Natur mit heimlich wirkenden Kräften belebt und die Seelen Abgeschiedener als einflußreich auf die Überlebenden kennt und fürchtet. Die Seele aber stellte und stellt sich vielfach noch heute der Volksglaube als eine Maus vor, die den Körper beim Schlafe z. B. ungesehen verlassen und wieder in ihn zurückkehren kann. Die Veranlassung zu dieser Vorstellung ist wohl in dem geheimnisvollen Auftauchen und Verschwinden des kleinen Geschöpfes zu finden. Es ist bekannt, daß dieser Volksglaube keine geringe Rolle in den Hexenprozessen vergangener Jahrhunderte spielte. Ein niedersächsischer Pfarrer Männling eifert in seinen 1713 zu Frankfurt erschienenen „Kuriositäten" dagegen[51]): „Ist's nicht schreckliche Dummheit, daß man sich bereden läßt, die Seele des Menschen sei eine rote Maus?" — Als rote Maus aber stellte man sich die Seele vielfach wegen der roten Farbe des Blutes vor, das ja allgemein als Sitz des Lebens galt. Wer erinnert sich hier nicht der Stelle aus der Walpurgisnacht in Goethes Faust, I. Teil, wo Mephistopheles den Faust, der aus der Reihe der Tanzenden getreten ist, fragt:

„Was lässest du das schöne (Mädchen) fahren,
Das dir zum Tanz so lieblich sang?"

und Faust antwortet:

„Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde."

Wer gedenkt nicht ferner des Rattenfängers von Hameln, der durch seine lieblichen Töne Kinder und Erwachsene, wie vorher die Ratten, mit sich zu locken versteht, als ihm die Stadtväter auf den Rat des überschlauen Schreibers hin den ausbedungenen Lohn verweigern?

Aus den vielen Sagen nun, in denen die Seele als rote oder weiße Maus erscheint, wähle ich zur Veranschaulichung eine hessische Sage aus, die folgendermaßen lautet[52]):

Das weiße Mäuschen.

„Ein junger Mensch in Hirschhorn wurde allnächtlich vom Alb* heimgesucht. Seine Mutter konnte das zuletzt nicht mehr ansehen und

* Alb oder Alp ist ein nächtlicher Druckgeist, der den Menschen im Schlafe ängstigt und quält; der subjektive Ursprung dieses Volksglaubens ist leicht ersichtlich.

suchte Rat dagegen, den sie auch bald fand. Sie verabredete sich mit ihrem Sohn, er solle ihr ein Zeichen geben, wenn er des Albes Ankunft gewahre, breitete, als er abends im Bette lag, ein weißes Tuch über ihn und hielt sich in der Nähe. Es dauerte nicht lange, so schlüpfte der Alb durch das Schlüsselloch herein, der Sohn gab das Zeichen und war im selben Augenblick auch schon seiner unmächtig, fing an zu seufzen und zu wimmern. Da sprang die Mutter hinzu, schlug rasch die vier Zipfel des weißen Tuches zusammen und legte es in eine Schublade der Kommode; den Schlüssel ließ sie stecken. Zugleich atmet ihr Sohn tief auf, als ob eine zentnerschwere Last von seinem Körper genommen wäre; da ersahen sie, daß es ihnen geglückt war, den Alb zu fangen.

In derselben Stunde aber starb in Erbach plötzlich ein Mädchen, ohne daß man wußte, was für eine Krankheit es gehabt haben könnte. Es ward gekleidet und auf die Bahre gelegt und sollte begraben werden. Da traf es sich, daß der Bursch in Hirschhorn, der schon zwei Nächte vom Alb frei geblieben war, am dritten Tage zufällig den Schlüssel von der Schublade zog, worin das Tuch lag. Sogleich schlüpfte ein weißes Mäuschen aus dem Schlüsselloch und lief zur Thür hinaus. Zu derselben Stunde wollte man in Erbach den Sarg schließen, da fuhr ein weißes Mäuschen zur Thür herein und in den Mund der Toten, welche alsbald die Augen weit öffnete und nicht wenig erstaunt war, sich im Sarg zu finden."

Wir ersehen aus dieser Sage, was es mit dem Alb für eine Bewandtnis hat: Er ist nichts weiter, als die Seele des Mädchens (die als Repräsentantin des Mädchens selbst auftritt), die in Mausgestalt den Körper desselben verläßt und den jungen Burschen aufsucht. Die Maus, d. h. die Seele, wird gefangen, und so lange sie nicht in den Leib des Mädchens zurückkehrt, ist dieses wie tot. Dieser Volksglaube nun, der sich die Seele des Menschen in Gestalt einer Maus veranschaulichte, konnte von der christlichen Kirche natürlich ebensowenig wie die übrigen derartigen Vorstellungen des Volkes beseitigt werden, wurde aber wie zahllose andere heidnische Mythen in ein christliches Gewand gehüllt. So erscheint denn in frühmittelalterlicher Zeit die heilige Gertrud als Herrin der Seelen und ihr Attribut als solche ist die Maus.[53]) Nun wird uns auch verständlich, wie das einstens (nach Schilters Bericht) im Straßburger Münster befindliche Bild des (wie oben S. 522 erzählt) von den Mäusen getöteten Bischofs Wilderolf zu deuten ist. Der Bischof war darauf zu sehen, zu Schiff fahrend, umschwommen von Mäusen und überragt von dem Bilde der hl. Gertrud. Das Wasser aber ist nichts anderes als der Totenstrom, das oft genannte „Lebermeer", das in der Sage von Hatto zum Rheinstrom wird. Über dieses

Waſſer müſſen die Seelen der Abgeſchiedenen; ſie nehmen nach älterem Kirchenglauben ihre erſte Herberge bei der heil. Gertrud, um ſich alsdann in gute oder böſe Albe zu verwandeln; als ſolche erſcheinen ſie hierauf wieder als ſchädigende oder als beſcheerende Mäuſe.

Was nun in dem Bericht des chriſtlichen Chroniſten über Biſchof Wilderolfs Tod mit der alten Sagenfaſſung nicht ſtimmt, iſt die Motivierung jener ſchrecklichen Strafe durch den begangenen Kirchenraub. Hieraus erſehen wir, daß dieſe und ähnliche Sagen nicht volkstümlich, ſondern von den Schriftſtellern nach dem Muſter der volkstümlichen erfunden ſind; ſie haben ja auch nie die Verbreitung und Volkstümlichkeit der echten Sagen erlangt. Als ſolche können wir nur die Mäuſeſagen anſehen, worin der Tod der Übelthäter als Strafe für die Ermordung Unſchuldiger angeſehen wird, deren Seelen in Geſtalt von Mäuſen den Schuldigen verfolgen und die Rache an ihm vollziehen, indem ſie nach altheidniſchen Brauche Blut für Blut, Leben für Leben verlangen. Daß auch in der Überlieferung noch Spuren dieſer Anſchauung vorhanden ſein mußten, geht z. B. aus dem am Schluſſe dieſer Abhandlung wiedergegebenen Gedichte von Auguſt Kopiſch hervor, der (jedenfalls an der Hand ſeiner Quelle) noch immer um Mitternacht Hattos Geiſt, von glühenden Mäuſen verfolgt, den Turm umſchwirren läßt, in dem Hatto der Rache zum Opfer fiel, offenbar eine Erinnerung an die volkstümliche Vorſtellung, die Mäuſe ſeien die Seelen der Hingemordeten. Und dieſe Anſicht ſcheint mir nicht allein wohlbegründet, ſondern ſie hat auch die Stimmen vieler Forſcher für ſich; ſo ſieht Wilhelm Hertz in den Mäuſen gleichfalls wandernde Menſchenſeelen.[54]) Durch dieſe Erklärung rücken ferner unſere Sagen in den großen Kreis des altgermaniſchen Seelenglaubens, der unſeren Vorfahren mit faſt allen Völkern indogermaniſchen Stammes und vielen fernſtehenden Völkern gemeinſam war und der in mannigfacher Geſtalt noch heute in Überreſten fortlebt.[56])

Haben wir nun durch die voranſtehenden Ausführungen eine zwar nicht neue, aber doch hier zum erſten Male gründlich erörterte Deutung der Mäuſeturmſage vorgebracht und hoffentlich annehmbar erſcheinen laſſen, ſo wollen wir als Abſchluß dieſer Arbeit unſere Anſicht über das Auftauchen, die Verbreitung und die örtliche Fixierung der bekannteſten der einſchlägigen Sagen, der Sage vom Binger Mäuſeturm, von der wir in unſerer Unterſuchung ausgegangen ſind, in kurzen Worten klarlegen.

Wir haben geſehen, daß die älteſten Belege einer Mäuſeſage bei ſächſiſchen Chroniſten, den ſog. Quedlinburger Annalen, ſowie bei Thietmann von Merſeburg, alſo kurz nach 1000 n. Chr. Geb. zu finden ſind. Sie berichten als gleichzeitiges Ereignis und deshalb wohl aus der Volksſage ſchöpfend, daß ein Franke (der Name iſt unbekannt!) von Mäuſen aufgefreſſen

worden sei, die ihm sogar übers Wasser gefolgt seien. Von dem Motiv, das in diesen Quellen und den auf ihn beruhenden Berichten für diese Strafe Gottes angegeben wird, wie Kirchenraub, hochmütiges Gebaren u. ä. m., dürfen wir nach dem oben Ausgeführten hier absehen. Es war also im 10. Jahrhundert unter den Sachsen die Sage verbreitet, die erst wohl allgemein auf die verhaßten und als treulos geschilderten Franken, später auf den bekanntesten der fränkischen Großen bezogen wurde, jenen mächtigen Kirchenfürsten Hatto I., der sich ja des besonderen Hasses der Sachsen zu erfreuen hatte. Kann man es doch diesen nicht verdenken, wenn sie auf den Bruderstamm so schlecht zu sprechen waren; denn mehr des Leides hatte ihnen kein fremdes Volk zugefügt, als die Franken, seitdem sie unter dem Vorwande, den heidnischen Brüdern des Christentums Wohlthat zu teil werden zu lassen, ins Sachsenland eingedrungen waren, die Männer in den Schlachten mordend, die Ansiedlungen und Heiligtümer zerstörend. Man denke nur z. B. an das schreckliche Blutgericht, daß Karl mit dem Beinamen der Große im Jahre 782 zu Verden an der Aller über 4500 ihm ausgelieferte, wehrlose Sachsen halten ließ, die weiter kein Unrecht begangen hatten, als daß sie ihren heimischen Boden und ihre angestammten Götter gegen die fränkischen Eindringlinge verteidigt hatten. Wie nahe liegt uns daher nach dem Vorausgeschickten die Annahme, das wehrlose und geknechtete Sachsenvolk habe die Rache an dem Morde seiner Söhne, die es nicht selbst nehmen konnte, den Seelen der Hingemordeten in der sagenhaften Überlieferung anheimgegeben, gleichwie nach der blutigen Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden die Geister der Erschlagenen noch in den Lüften gekämpft haben sollen! Die Franken standen übrigens nicht nur bei den Sachsen, sondern auch bei den Franzosen, die selbst fränkisches Blut in den Adern hatten, in dem Verdacht der Treulosigkeit, und in den altfranzösischen Heldendichtungen, den chansons de geste, ist Doon (Dudo) de Mayence der feststehende Typus des Verräters.

Das Motiv der Ermordung Unschuldiger war nun bei dem fränkischen Bischof Hatto gegeben, und als Veranlassung zu der Greuelthat wurde die Not der Armen während eines Mißwuchses des Korns frei hinzuerfunden, offenbar mit dem Hintergedanken, das Gebaren des Erzbischofs, als wehrlosen Armen gegenüber geübt, möglichst scheußlich hinzustellen. Nachdem nun der Tod durch Mäusebisse einem Hatto angedichtet war, ist es nicht wunderbar, daß die Fabel sich auch auf den anderen Hatto übertrug, der bei den kirchlichen Schriftstellern in üblem Rufe stand; weiterhin wurde dieser Tod überhaupt als Sühne für alle möglichen Frevel, besonders aber für die Beraubung von Klöstern oder Kirchen, den Schuldigen nacherzählt. So wird denn die Fabel von dem

Tode Hattos infolge der Mäuſebiſſe an den Rhein gewandert ſein. Daß ſie daſelbſt entſtanden ſei, iſt kaum anzunehmen: erſtlich weiſen die älteſten Belege ſolcher Sagen nach ſächſiſchem Gebiet, wie eben erwähnt; ſodann hatte ja die rheiniſche Bevölkerung keinen erſichtlichen Grund weder Hatto I. noch Hatto II. in ſolche Nachrede zu bringen.

Was die bayeriſch-öſterreichiſche Sagengruppe vom „Mausſee“ oder „Wörthſee“ angeht, ſo iſt deren Abhängigkeit von den übrigen Mäuſeturmſagen nicht nachzuweiſen; nichts hindert uns alſo für dieſen Sagenkreis autochthonen Urſprung anzunehmen. Sicher iſt dieſer wohl für die Märchen der Zigeuner; denn auf litterariſchem Wege können dieſe Naturkinder doch nicht in den Beſitz ihrer Sagen gekommen ſein, und mündliche Überlieferung iſt durch die räumliche Entfernung ausgeſchloſſen. Nicht ſo bei der polniſchen Sage von Popiel; hier können die in den polniſchen Klöſtern vielfach verbreiteten deutſchen Mönche die Sage eingeführt haben, wie ſchon oben S. 527 flg. ausgeführt wurde.

Es bleibt uns noch übrig, auf die Gründe einzugehen, die die Lokaliſierung der Sage am Binger Mäuſeturm veranlaßt haben könnten. Möglicherweiſe wurde die Sage deshalb an dieſen Turm geheftet, weil der ſchon vorhandene Name musturn (über deſſen verſchiedene Deutungen wir im erſten Teil gehandelt haben) Veranlaſſung dazu gab, die Mäuſeſage (neuhochdeutſch „Maus“ lautete im mittelhochdeutſchen „mûs“) in Beziehung zu dem Turm zu ſetzen; wahrſcheinlicher aber deshalb, weil der mitten im Rhein, an auffallender Stelle, gegenüber der Burg Ehrenfels, der Sommerreſidenz der Mainzer Erzbiſchöfe, gelegene Turm eine willkommene und bequeme Gelegenheit zur Lokaliſierung der Sage bot, ebenſo wie der Turm im Goplosee für die entſprechende polniſche Sage.

So hat alſo unſere Sage, auf urindogermaniſchen mythiſchen Vorſtellungen beruhend, in Deutſchland zu einer Zeit, die es liebte, durch grauſige Effekte auf die Einbildungskraft des naiven Menſchen zu wirken, feſten Fuß gefaßt, und iſt die Jahrhunderte hindurch eine Lieblingsſage der Rheinlande geweſen, wie uns zahlreiche Berichte beſtätigen. Wir haben ſie zu Anfang dieſer Abhandlung aus älterer Zeit in proſaiſcher, poetiſcher und gelehrter Faſſung kennen gelernt, und ich kann keinen beſſeren Abſchluß finden, als damit, daß ich unſere Sage in einer aus neuerer Zeit ſtammenden und packenden poetiſchen Faſſung mitteile:

Der Mäuſeturm.

Von Auguſt Kopiſch.

Am Mäuſeturm um Mitternacht
Des Biſchofs Hatto Geiſt erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenſchein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein!

Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm!
Du schlossest den Turm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein,
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Nachweise.

1. Ich benutze die Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek, gedruckt zu Basel 1598, p. DCCXVII.

2. Benutzt ist die Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek, gedruckt zu Magdeburg 1618. Die Sage findet sich im Buch III, Teil I, Kapitel 13 (Fol. Ss IVb und folg.).

3. Joannis, Rerum Mogontiacarum, vol. I, p. p. 438 ff. (ed. Francofurti ad Moenum 1722). Georg Christian Joannis lebte von 1658—1735 und zwar von 1702 an in Zweibrücken. Er gab im Verein mit Val. Ferd. von Gudenus (geb. zu Mainz 1679, Jurist, † 1758 zu Wetzlar) das Geschichtswerk des 1604 verstorbenen Professors an der Mainzer Universität, Serarius, Rerum Moguntinensium libb. V neu heraus und setzte es bis zu seiner Zeit fort. Die ältere Ausgabe des Serarius wird in Anm. 55 citiert.

4. Berühmtes protestantisches Geschichtswerk der von Mathias Flacius (Illyricus) 1553 zu Magdeburg gegründeten Gesellschaft der Centuriatoren. Der lateinische Text des hieraus entlehnten Berichtes von Hattos II. Tod lautet folgendermaßen:

Monstratur in Rheno medio iuxta Bingam (quae apud Tacitum et Ammianum non incelebre oppidum est) turris, quae idcirco Germanice „Mäußthurm" vocatur, id est murium turris, seu myopyrgus, ut vix praetervehatur navicula, quin ignaris adhuc rei vectoribus ea illico ab aliis narretur. Est et prope Moguntiam tumulus, caussam, ob quam a muribus ille [Hatto II] devoratus, testificans. Vocatur enim Hattenberg, quia, ut habent M. S. minoris verba, opinio est, eum in eo monte tum recreationis, tum parcitatis gratia, construxisse sibi mansionem, ne pauperes et inopes, quos semper nobiscum, secundum Domini sententiam habemus, maxime in urbibus, quorum ipse, utpote homo durus, erat contemptor, eum facile accederent, a quibus sui praesentiam per habitationem elongabat. Nam famis tempore ingentem eleemosynas petentium mendicorum copiam in horreum quoddam amplum, quasi sua liberalitate eos alturus, conclusisse dicitur, ac igne subjecto eos concremari jussisse. Horum cum in ipsis

flammis ululatus audiretur, mures esse dixit Episcopus: sed tertio pontificatus sui anno, divina eum ultio oppressit. Murium enim turba, impetu in eum facto, tantis eum molestiis affecit, ut nusquam ei tutus ab ipsorum morsibus daretur locus. Turrim denique in ipso Rheni flumine exstruxit, ibi se liberum fore sperans. At bestiolae illae transnatando Rhenum (mirabile dictu) turrim conscenderunt, ipsumque Episcopum suis morsibus enecuerunt. Pontificis quoque nomen parietibus et chartis inscriptum divina ultione abraserunt.

5. Vergl. Beheim-Schwarzbach, die Mäuſeturmſage u. ſ. w. in der Feſtſchrift gewidmet der Haupt-Verſammlung des Geſamtvereins deutſcher Geſchichts- und Altertumsvereine, Poſen 1888, S. 84 und beſ. S. 107. Siffrid. Presbyt. Misnensis Epit. libr. II DCCCCXXIII Hatto Mogunt. devoratus est a muribus, nec se in castris nec insulis potuit ab iis defensare.

6. Vergl. Böhmer-Will, Regeſten der Mainzer Erzbiſchöfe, I, S. 114—116.

7. Vergl. Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 83 u. 105; ferner zum folgenden über Hatto I. beſonders Heidemann, Hatto I., Gymn.-Programm, Berlin 1865.

8. Vergl. Heidemann, Hatto I., S. 27 flg. und S. 34 flg. (dieſer zweifelnd); ferner Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 81 flg. (für Hattos Schuld). Gegen Hattos Schuld ſpricht ſich Dümmler in der Allg. deutſchen Biographie XI, S. 27 flg. aus. Er ſagt: Seine Gegnerſchaft gegen die Herzöge, die ſich der Volksgunſt im allgemeinen zu erfreuen hatten, bewirkte, daß die Nachwelt ihn ſich als einen liſtigen Fuchs, als einen Mann von ſehr zweifelhaftem ſittlichen Charakter vorſtellte.

9. Heidemann, a. a. O. S. 35 flg.

10. a. a. O. S. 83 und S. 106 flg.

11. Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 77 flg. Zwiſchen 873 und 1056 wird keine Hungersnot erwähnt.

12. Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 78 und 108.

13. Topographia Archiespiscopatuum Moguntinensis, Trevirensis et Coloniensis u. ſ. w., an Tag gegeben durch Matth. Merian, 1646 (Frankfurt am Main).

14. Corn. Will, der Mäuſeturm bei Bingen, in der Monatsſchrift für rheiniſch-weſtfäliſche Geſchichtsforſchung und Altertumskunde I, 1875, S. 208.

15. Nach einer eigenhändigen Bleiſtiftnotiz auf S. 443 des auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten Handexemplars Bodmanns von Joannis, Rer. Mog. I. Dieſem ſchließt ſich Will a. a. O. an.

16. Bodmann, Rheing. Altertümer, S. 748, Note b.

17. Sie iſt abgedruckt in Guden, Cod. dipl. II, 57 und wird von Will a. a. O. S. 210 ausführlich beſprochen.

18. Sie wird feſtgehalten von Weidenbach in dem Aufſatz: der Mäuſeturm in den „Rheingauiſchen Blättern", 1857, Nr. 14—20, dem der Rheiniſche Antiquarius II, 9, S. 392 flg. ſich faſt wörtlich anſchließt, und wie es ſcheint, auch von Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 110, Anm. 56.

19. Sie lautete: Pontem construxit apud Aschaffenburg, bene duxit ac pontem per Nahe; miles transit quoque verna, et bene necesse prope Bing Maeussen dedit esse. D. h. Er erbaute eine Brücke bei Aſchaffenburg und ebenſo eine über die Nahe — — — (der Reſt iſt nicht verſtändlich).

20. a. a. O. S. 212.

21. Annales Bingenses, herausgegeben von E. Sander, Mainz 1853.

22. a. a. O. S. 45.

23. a. a. O. S. 50.

24. Vergl. Will, a. a. O. S. 214.

25. Die Randbemerkung an dem genannten Orte lautet: Fabula (von Hattos Tod) à nautis in odium nauli et thelonei, gravis ibi olim persoluti, excogitata, et velut per manus tradita, cum nescirent, olim hanc turrim, aeque ut serius die Palz prope Cubam, armamentis, balistis etc. (quae Musaria olim dicta) ad coërcendas naves et nautas pro solvendo theloneo instructam fuisse.

26. Vergl. Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, III, S. 140. Beide Worte sind aus einer Braunschweiger Urkunde genommen. Das ebenda S. 141 erwähnte mus-iseren „eiserne Bekleidung der Armgelenke" gehört zu mhd. mûsenier (Lexer, Mhd. Handwb. I, 2258) und ist mit diesem zu mhd. mûs „Muskel" zu stellen. Vergl. auch museisen in der Limpurger Chronik § 47 ad a. 1350.

27. Vergl. mhd. mûte st. f. Zoll, Zollstätte, mûten (vermûten) einen Zoll erlegen (Lexer, Mhd. Handwb. I, 2259). Auf niederdeutschem Sprachgebiete ist das Wort nicht vorhanden. Neben mhd. mûte scheint übrigens eine Nebenform mûze mit regelrechter Verschiebung aus lat. mōta = vulgärlat. mūta vorhanden gewesen zu sein, worauf das mehrfach belegte frühneuhochdeutsche „die Mauß" (Weigand, II, 54; Grimm, D. Wb. VI, 1835 aus Dieffenbach 575e, ferner Scherz-Oberlin, Gloss. germ., p. 1014) schließen läßt.

28. Vergl. Rheinischer Antiquarius II, 9, S. 353 flg.

29. So ist z. B. die Sage von den Harlungen und ihrem Schatze, dem brîsinga mene, wegen des Anklanges von brîs-inga (-ing ist die Ableitungssilbe) an Brîs-ach im Brîs-gouwe (Breisach im Breisgau) daselbst lokalisiert worden und hat auf die Namengebung in der dortigen Gegend mannigfachen Einfluß ausgeübt. Vergl. Verf., Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI, S. 550.

30. Annales Quedlinburgenses ad. a. 1012, ed. Pertz, Monumenta Germ. Hist. Scriptorum, tomus III, p. 81: Eodem anno in Francia, vero non longe a Colonia, viro cuidam dira miserae mortis inducitur ultio, quod muribus invisibiliter incredibili modo corrosus, multis suorum curationibus frustratus ad extrema usque pervenit. Ausführlicher schon ist der hierauf fußende Thietmar von Merseburg, a. a. O., S. 830: Quidam vero miles, cum bona sancti Clementis vi tolleret, et inde rectum facere noluisset, in una dierum a muribus intra cubiculum impugnatur ineffabilibus. Qui primo fuste arrepto eos prohibere temptans, posteaque evaginato eos aggressus gladio, et sic nil proficiens arca quadam, ut ipse rogavit, includitur ac in medium fune suspenditur; et cum externis haec plaga sedaret, hicque liber solvi debuisset, ab aliis usque ad mortem corrosus invenitur. Tunc cunctis presentibus et postea venientibus manifestum sit, quod hunc ira Dei, vindex predicti facinoris consumpsit.

Aus späterer Zeit berichtet die Sage Albericus Trium Fontium, der von 1232—1252 etwa seine Weltchronik schrieb. (Sein Bericht stützt sich auf Guido de Bazochiis [† 1203] Cosmographia, die bis 1099 [Tod des Richard Löwenherz] reicht), vergl. Paul Scheffer-Boichorst, Mon. Germ. Hist. Script. XXIII, p. 800: ad a. 1083, Feruntur plures inimicorum eius (Heinrichs IV) vitam exitu miserabili conclusisse, sicut ille, qui dum resupinatis cervicibus in convivio (de ipso) male loqueretur, ita a muribus circumvallatus est, ut nusquam esset refugium. Et quamvis a pluribus repellerentur, multi tamen

vicariam referebant (v. replebant) noseam, illum solum dentibus, illum terribili quodam concentu persequerentur. Quapropter a famulis ultra iactum sagitte in pelagus provectus, cum iam murium multitudo subsequens navis tabulata corroderet, et naufragium indubitatum aqua per rimulas ingrediens minaretur, retorta a puppi ad littus, muribus iuxta carinam adnavigantibus, ille miser in aridam expositus, moxque totus dilaceratur, horrendam murium famem explevit.

31. Vergl. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde, A. Sagenkunde: der Mäuſeturm, S. 2 und Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 112, Anm. 69.

32. Herausgegeben in den „Chroniken der deutſchen Städte", Bd. VIII und IX. Unſere Stelle findet ſich Bd. VIII, S. 645.

33. Vergl. W. Hertz, Deutſche Sage im Elſaß, S. 105 flg.

34. Ausgabe von Scheffer-Boichorſt, Mon. Germ. Hist. Script. XXIII, p. 800, ad a. 1083. Dieſer Bericht fußt auf Guido de Bezochiis († 1203). Cosmographia und auf Wilhelm von Malmesbury (bis Mitte des 13. Jahrh.).

35. Sebastian Franck, Germaniae Chronicon, gedruckt 1538 (Augsburg), p. CXXXIX, b und p. CXL.

36. Vergl. z. B. F. Liebrecht, Zur Volkskunde, A. Sagenkunde: der Mäuſeturm, S. 3.

37. Mitgeteilt von H. Holland in Wolfs Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde, I, S. 452.

38. Zum Folgenden vergl. die ſchon öfter erwähnte Abhandlung von Beheim-Schwarzbach, die Mäuſeturmſage von Popiel und Hatto u. ſ. w.

39. Martini Galli Chronicon, lib. I: Narrant enim seniores antiqui, quod iste Popiel a regno expulsus tantam ab muribus persecutionem patiebatur, quod ab hoc a suis consequentibus in insulam transportatus et ab illis feris pessimis illuc transnatantibus in turre lignea tam diu sit defensus, donec prae foetore pestifero multitudinis interempta ab omnibus derelictus morte turpissima monstris corrodentibus expiravit . . . Sed istorum gesta, quorum memoriam oblivio vetustatis abolevit et quos error et idolatria defoedavit, memorare negligamus et ad ea recitanda, quae fidilis recordatio meminit, ista succincte nominando transeamus.

Die übrigen Berichte der oben erwähnten Schriftſteller finden ſich wie dieſer ebenfalls in der genannten Abhandlung Beheim-Schwarzbachs, S. 102—104 abgedruckt.

40. In der Anm. 1 genannten Ausgabe p. MCCXXXIV.

41. F. Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher für Literatur, 1862, S. 937 Anm. und Zur Volkskunde, S. 5.

42. Das an demſelben Orte mitgeteilte ſagenhafte Märchen der transſilvaniſchen Ungarn, betitelt: „Die böſe Stiefmutter" ſcheint mir doch nur in ſehr entfernten Beziehungen zum Hattoſagenkreis zu ſtehen. Mehrere ſehr wichtige und (wie wir im 3. Teil noch ſehen werden) unentbehrliche Motive fehlen darin, z. B. die Tötung Unſchuldiger. Eine Übereinſtimmung mit den früher erwähnten Sagen beſteht nur darin, daß die Miſſethäterin von den Mäuſen verzehrt wird, nachdem ſie vor ihnen auf einen hohen Baum geflüchtet iſt.

43. F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 10.

44. Ebenda, S. 14 flg. werden ſolche erwähnt.

45. Ebenda, S. 3 flg. in der aus Giraldus Cambrensis' († 1220) Itiner. Cambriae lib. XI, cap. 2 geſchöpften Erzählung aus Wales (vergl. auch S. 7 flg.) und in dem oben Anm. 42 zurückgewieſenen Märchen der transſilvaniſchen Ungarn.

46. Döllinger, die Papſtfabeln des Mittelalters, 2. Aufl., S. 44, Anm. 3.

47. J. V. Grohmann, Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuſe in der Mythologie der Indogermanen, Prag 1862, S. 79 flg.

48. Ebenda, S. 27 flg.

49. Beheim-Schwarzbach, a. a. O. S. 89.

50. Adalbert Kuhn, Mythologiſche Studien, herausgegeben von Ernſt Kuhn. I. Band: die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. 2. vermehrter Abdruck, 1886, S. 178.

51. Citiert in E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen ꝛc., 1870, S. 175.

52. Mitgeteilt in J. M. Wolf, Heſſiſche Sagen, Göttingen 1853, S. 60.

53. Vergl. E. L. Rochholz, Drei Gaugöttinnen, Walburg, Verena und Gertrud als deutſche Kirchenheilige. Leipzig 1870, S. 161 flg. und S. 172.

54. Wilhelm Hertz, Deutſche Sage im Elſaß, 1872, S. 104.

55. So z. B. Serarius, Rerum Moguntiacarum . . . libri V (dem ſchon oben in Anm. 3 genannten Buche), Moguntiae 1604 (Ausgabe der Mainzer Stadtbibliothek), Seite 696, in einem Kapitel, das die Überſchrift trägt: Totum hoc de Archiepiscopi Moguntini muribus, meram esse fabulam, quae persuadeant, ferner S. 707 ein ſolches über: Quae fabulae huius origo? Ausſchließlich beſchäftigt ſich mit der Frage nach der Echtheit der Hattoſage das Büchlein: Der falſch befundene Todt Hattonis II s. Bonosi, Biſchoffs zu Maynz/ Nehmlich/ daß er in dem ſogenannten Mäuſe-Thurme von den Mäuſen ſey gefreſſen worden/ herausgegeben von M. Gottlob Rothen/ P. L. C. und Rect. h. t. in der Stadt Havelberg. Stendal, 1707.

56. Vergl. das intereſſante Kapitel V: Der Seelenglaube der alten Germanen in E. Mogks „Mythologie" in Pauls Grundriß der germaniſchen Philologie, Band I, S. 998 flg.

57. Wenig Gewicht will ich auf eine recht unglaubwürdige Mitteilung legen, die ich in Johann Hermann Dielhelm, Rheiniſcher Antiquarius, Frankfurt und Leipzig 1776, finde. Dort heißt es S. 668 flg.: Der Mäuſeturm hieß früher die Hattenburg oder Huttenberg . . . Nur die gemeinen Leute, nicht die gelehrten nennen dieſen Turm Mäuſeturm . . . Das dabey geſtandene und nunmehr gänzlich zerſtörte Schloß (?) hieß vormals die Hattenburg.

Zur Namenforſchung.

Von **K. Haack** in Bützow.

Im 3. Heft dieſer Zeitſchrift wird von E. Mackel-Perleberg die eigentümliche Erſcheinung beſprochen, daß ſich aus einer Anzahl von Kalendernamen bibliſchen oder kirchlichen Urſprungs durch Verſtümmelung zwei Reihen deutſcher Familiennamen gebildet haben, je nachdem die erſte oder die zweite Hälfte der urſprünglichen Namen erhalten geblieben iſt.

Dabei wird der Behauptung verſchiedener Namenforſcher gedacht, daß die erſte Reihe der Doppelformen namentlich auf oberdeutſchem, die zweite auf niederdeutſchem Gebiet heimiſch ſei. Unter der Vorausſetzung der Richtigkeit dieſer Behauptung wird dann nach einer Erklärung für

dieſe Verſchiedenheit der oberdeutſchen und der niederdeutſchen Bildungen geſucht. Mit Recht weiſt Mackel darauf hin, daß die Oberdeutſchen die fremden Sprachen entlehnten Namen dem bei ihnen allgemein geltenden Betonungsgeſetz unterwarfen, wodurch der erſte Teil der Wörter den Ton bekam, und demgemäß bei der Verſtümmelung der urſprünglichen Namen der erſte Teil als Familienname erhalten blieb, während die Niederdeutſchen die lateiniſche Betonungsweiſe beibehielten, was ſpäter die Erhaltung des letzten Teiles der betr. Wörter bewirkte.

Mackel führt dann noch eine ganze Reihe von Fremdwörtern an, bei denen noch in heutiger Zeit die ober- und die niederdeutſche Sprechweiſe den Unterſchied der Betonung zeigen. Zum Schluß fragt er nach dem Grunde dieſer auffälligen Verſchiedenheit.

Ich glaube nun, weder die von ihm angezogene Behauptung Behaghels, daß die Norddeutſchen im allgemeinen mehr Gewicht auf richtiges Sprechen legten als die Süddeutſchen und ſo auch den fremden Accent genauer beizubehalten ſtrebten, noch auch die Vermutung Mackels, daß das nationale Sprachgefühl bei den Oberdeutſchen kräftiger geweſen ſei und noch ſei, treffen weder an ſich völlig zu, noch auch reichen ſie aus zur Erklärung jenes beregten Unterſchiedes.

Die Tendenz des Niederdeutſchen, den Ton mehr nach hinten zu legen, alſo bei Zuſammenſetzungen den zweiten Beſtandteil zu betonen, zeigt ſich nicht nur bei Fremdwörtern, ſondern auch ſonſt vielfach. Allgemein iſt z. B. in Mecklenburg und auch in anderen Gegenden Norddeutſchlands die Betonung Großhérzog, Bürgermeiſter. Der eingeborene Roſtocker ſpricht ſowohl plattdeutſch Petrikírch, Marienkírch, Kröpliner Dúr ꝛc., als auch hochdeutſch dementſprechend mit auffällig ſtarker Betonung des zweiten Beſtandteiles der Zuſammenſetzungen. Etwas Ähnliches iſt es mit der in Mecklenburg vielfach üblichen Betonung Rò̀ſtocker Zeítung. Man könnte hierbei einwenden, der zweite Teil würde betont zur Unterſcheidung dieſes Blattes von anderen in derſelben Stadt erſcheinenden Blättern, wie dem Roſtocker Anzeiger oder den Roſtocker Nachrichten; aber meines Erachtens iſt dieſe Unterſcheidung nicht der Grund für jene auffällige Betonung. Roſtocker Zeítung wurde ſchon betont, als es noch gar keine anderen Blätter in Roſtock gab. Ebenſo ſagt man in Bremen und den benachbarten Teilen Hannovers und Oldenburgs Wè̀ſer-Zeítung mit ganz ſtarker Betonung des zweiten Wortes, obgleich es kein anderes Blatt giebt, deſſen Titel auch mit Weſer- zuſammengeſetzt wäre. Umgekehrt glaube ich nicht, daß z. B. ein eingeborener Frankfurter Frà̀nkfurter Zeítung ſagt. Auch Betonungen wie Käſebútterbrot hört man in Norddeutſchland nicht ſelten. Hierher gehört endlich auch die Erſcheinung, daß in Wörtern wie Kellner, Diener

die Endſilbe, deren e in faſt ganz Deutſchland entweder gar nicht oder ganz kurz geſprochen wird, in einem Teile des niederdeutſchen Sprachgebietes, in Hannover und Oldenburg, noch den alten Tieſton erhalten hat, Köllnèr, Dienèr.

Die oberdeutſche und die niederdeutſche Mundart weichen alſo in der Betonung vielfach ſehr voneinander ab. Das Oberdeutſche betont überall den logiſch wichtigſten Teil des Wortes, die Stammſilbe des einfachen Wortes und die Stammſilbe des Beſtimmungswortes in Zuſammenſetzungen; das Niederdeutſche dagegen hat vielfach, wenn auch keineswegs als allgemein gültiges Geſetz, das Beſtreben, den Ton mehr nach hinten zu verlegen. Woher kommt dies nun? Ich meine, es iſt ein ſprachphyſiologiſcher Grund. Die Oberdeutſchen ſprechen ſozuſagen mehr im hinteren Teil des Mundes, die Niederdeutſchen mehr vorn im Munde, ſie öffnen den Mund weniger beim Sprechen als die Oberdeutſchen. Eine natürliche Folge davon ſcheint mir zu ſein, daß der Oberdeutſche den Ton möglichſt auf den Anfang legt, der Niederdeutſche dagegen häufig mehr nach hinten. Dieſer ſprachphyſiologiſche Unterſchied aber mag in den verſchiedenen geographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen Ober- und Niederdeutſchlands begründet ſein.

Es ſei mir zum Schluß noch geſtattet, denen, die ſich mit Namenforſchung beſchäftigen oder ſich dafür intereſſieren, einige Vermutungen über Ableitungen deutſcher Familiennamen von Kalendernamen zur Prüfung und Beurteilung vorzulegen.

Aloyſius — Leuſch, Lüſch, Lüß, Liß, Liſch.
Auguſtus — Guſt.
Blaſius — Bloß (Name eines ſüdd. Reichstagsabgeordneten).
Darius — Darjes.
Euſtachius — Staack, Staek (Heintze, Die deutſchen Familiennamen, Halle 1882 führt nur Stach als von Euſtachius abgeleitet an, Staack und Staek (Staeck) ſind wohl desſelben Urſprungs).
Jodocus — Jodl.
Stephanus — Fahning.

Bei dem Namen Paetſch könnte man vielleicht an Agapet denken; aber beſſer iſt er wohl von dem ſlaviſchen Ortsnamen Petſch (bei Bützow i. M. und Peetſch bei Mirow i. M.-Strelitz) abzuleiten. Bei manchen Namen iſt überhaupt eine doppelte Ableitung möglich. So z. B. wird in dem erwähnten vortrefflichen Buche von Heintze, das das vollſtändigſte und die ſonſtigen Namenforſchungen am beſten zuſammenfaſſende Werk auf dieſem Gebiete iſt, der Name Dahn von Danus — der Däne abgeleitet; ausgeſchloſſen iſt aber, nach meiner Meinung, auch nicht

die Ableitung von Daniel. Die Deminutivformen Dahnke, Denicke, Dänicke, Danicke, Dähnke scheinen mir namentlich nicht für eine Ableitung von Danus = der Däne zu sprechen. Doch sicheren Aufschluß über alle solche zweifelhafte Fälle können nur sorgfältige urkundliche Untersuchungen geben.

Sprechzimmer.

1.

Zu dem Aufsatz von E. Mackel: „Zur Namenforschung".

(Vergl. diese Zeitschrift, 8. Jahrgang, Heft 3, S. 186 flg.)

E. Mackel versuchte in dieser Zeitschrift eine Erklärung dafür zu bringen, daß die zu Familiennamen gewordenen biblischen und kirchlichen Personennamen hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs sich in zwei Hälften zu spalten pflegen, von denen jede als besonderer Name fortleben kann — z. B. aus Bartholomäus Barthel und Mewes —. Die dort gegebene Erklärung wäre annehmbar, wenn eben nur ursprünglich fremde Personennamen im Deutschen so behandelt würden. Nun ist es aber den echt deutschen Personennamen ebenso ergangen. Zum Beweise citiere ich aus F. Khulls „Deutschem Namenbüchlein" (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins IV) S. 26 folgende Stelle: So erscheint im fünften Jahrhundert ein Skire Hunulf auch kurzweg mit dem Namen „Wulf", ein Burgundofaro wird kurz „Faro", . . . der Frankenkönig Chlodwig heißt einmal kürzer Hludio, ein Theodorich kürzer Theodo 2c. 2c.

Auch hier haben wir also bei den Kosenamen gegenüber den Vollnamen die Erscheinung, daß die eine Hälfte des Wortes — bald ist es die erste, bald die zweite — verloren gegangen ist.

Da ist denn doch ohne Frage anzunehmen, daß die fremden Namen, die doch viel später in die Sprache ihren Einzug hielten, sich nach den einheimischen gerichtet haben und darum bald in ihrer vollen Form als Ganznamen — vergl. Bartholomäus neben Theodorich — bald gekürzt, d. h. als Kosenamen — vergl. neben Wulf und Glöde Thoms und Klaas — gebraucht worden sind.

Wie ist es nun gekommen, daß die Kosenamen — die echt deutschen sowohl, wie die ursprünglich fremden — bald den hinteren, bald den vorderen Teil des Vollnamens aufgegeben haben?

Da die deutschen Personennamen als Vollnamen fast ausnahmslos aus zwei Stämmen bestehen, so mußte, wenn auch nach deutschem Gesetz die erste Silbe den Hauptton trug, doch auch der zweite Bestandteil des

Worts einen ſtarken Nebenton tragen, gerade wie das bei zuſammengeſetzten Subſtantiven auch heute noch der Fall — vergl. z. B. den Perſonennamen Hártmàn mit dem heutigen Wort „Kriégsmànn" —.

Trat nun zu dem Perſonennamen, wie häufig, der Deutlichkeit wegen, noch eine nähere Beſtimmung hinzu z. B. in Hartman von Ouwe, Ludwig thër snëllo (cf. die Widmung Otfrids), dann lag der Hauptton naturgemäß auf dem Beſtimmungswort, — ſagen wir doch auch „Kàrl der Kühne" — und ſomit verlor dann die erſte Silbe des Perſonennamens den Hauptton, um ihn gegen einen ſtarken Nebenton zu vertauſchen. Hatten aber dann beide Stammſilben des Perſonennamens nur einen gleichen Ton und zwar einen Nebenton, dann war es natürlich, daß bei Verkürzung der Vollform zur Koſeform in dieſem Falle die zweite Hälfte, weil ſie näher dem betonten Worte ſtand, ſich erhielt, während, wenn keine nähere Beſtimmung hinzutrat und ſomit die erſte Silbe durch ihren Accent das Übergewicht hatte, der zweite Teil des Wortes verloren ging. Später erweiterten dann beide Arten von Koſeformen ihren Gebrauchskreis, und ſo brauchen wir denn heute z. B. ebenſo Arndt wie Nolte, Nickel wie Klaas.

Sollten wirklich im Niederdeutſchen die Fremdwörter vorwiegend nur mit den fremden Accenten betont worden ſein?

Aus „Schiller-Lübben mnd. Lexikon" bin ich im ſtande, folgende Beiſpiele anzuführen, die für das Gegenteil ſprechen: „Beke Koſename zu Beáta für Béatke; Béseke zu Basílius; déken aus decánus; Jan neben Hans Johánnes; Karsten zu Kristiánus; otte aus octáva; Margen = Marien; ôst, ôgest, ôwest aus mensis Augústus; próvest (prôst) aus propósitus; torse aus torticium; trése aus thresaúrus für thesaúrus; Velten aus Valentínus; remter aus refectórium; dormter aus dormitórium; St. Pertelen für St. Bartholomáeum.

Celle. **August Zimmermann.**

2.

Niederdeutſche Verſe auf alten Geſchützen.

Im Altertumsverein zu Roſtock hielt im Anfange dieſes Jahres C. Koppmann einen Vortrag über das Roſtocker Geſchützweſen. Das erſte Geſchütz wird um 1450 genannt, der erſte Geſchützgießer Balthaſar Wiegandt um 1488. Im Jahre 1680 nahm der Artilleriemeiſter Gottfried Luſt ein ſorgfältiges Inventar auf. Danach gab es damals 38 metallene und 54 eiſerne Geſchütze groben Kalibers, 5 Feuermörſer, 30 Schrotſtücke, 40 Doppelhaken, 61 Feldlafetten, 30 Schiffslafetten, 4 Mörſer- und 14 Schrotſtücklafetten und 1 Vorſteller. An Geſchoſſen

waren vorhanden: 16452 Kugeln, 12 Ketten- und 10 Stangenkugeln, 252 Kartätschen, 344 Vollgranaten, 552 gefüllte und 431 ungefüllte Handgranaten, 46 Feuerkugeln und 632 Stücke sonstigen Feuerwerks. An Pulver waren bedeutende Quantitäten vorhanden. Die Kugeln wogen zusammen etwa 95000 Pfund. Nach den Gattungen unterschied man während des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich drei Arten von Geschützen: Karthaunen, Schlangen und Kammer-Geschütze. Eine Art Mitrailleusen bildeten die sog. Orgelpfeifen. Viele von den alten Geschützen hatten niederdeutsche Inschriften. Auf einem aus dem Jahr 1523 stammenden stand folgender Vers:

Ein snell Vagel bün ick geheten,
Mang de fugende schall ick scheten,
Drumme my de Wandsnider laten geten.

In den Jahren 1558 und 1559 wurden die Stücke „Strauß" und „Fuchs" gegossen mit den Inschriften:

Een Strus bün ick geheten,
de von Rostock hebben mi laten geten
Eren Fienden to Wehr und to Stühr.
Den ick drang, den ward dat Lachen duer.

Der „Löwe" hatte zwei Inschriften, wovon die eine lautete:

Een Lew bün ick geheten,
Min Geschrei doht minen Fiend verdreten.
Mit Gottes Hülp schrie ick in't Feld,
drum brickt der Fiende Telt.

Eine andere Kanone hieß „Bruder Rüstig"

Broder Rustig bün ick geheten,
de Rostocker Herren leten my gheten.

Die „Nachtigall", ein aus dem Jahre 1583 stammendes Geschütz, hatte folgende hochdeutsche Inschrift:

Een Nachtigall bün ick genandt.
Gemeiner Fried bringt guten Stand.
Wer den aber wird verstöhren,
der muss mich dann singen hören
Und hoben des kein Verdriessen.
Die Bürger zu Rostock liessen mich giessen
durch Herrn Hojohanns.

1588 wurde der „kleine David" gegossen. Die Aufschrift lautete:

David heisse ich,
die Feinde schiesse ich,
Friede kommt vom Herrn,
Thut die Feinde wern.

Wismar i. M. O. Glöde.

3.

Zu Zeitschrift VIII, 272 flg.

In meiner Heimat (Nordhausen am Harz) sagt man, um die Kinder zum Aufstehen zu ermuntern:

„(Name des Kindes) steh auf, die Vöglein pfeifen schon.“ —
„Lass se pîpen, lass se pâpen,
„Ich habe noch nich ausgeschlâfen.“

Das entspricht der zweiten von Haase Zeitschrift VIII, 595 aus der Grafschaft Ruppin mitgeteilten Variante. Der Reim pāpen: ausgeschläfen zeigt, daß das Gedicht ursprünglich niederdeutsch war. Das Wort pāpen ist erhalten, da eine hochdeutsche Form nicht vorhanden ist. Es ist das somit wieder als ein Beweis dafür anzusehen, daß in früheren Zeiten in der Gegend von Nordhausen niederdeutsch gesprochen wurde, wie ja auch aus Kinderreimen und dergl. hervorgeht, z. B.:

ēne, tēne, Tintefass,
Geh in die Schule und lerne was.

Die schriftdeutschen Formen auf, pfeifen, ausgeschlafen in dem Scherzgespräche lauten im Dialekt uf, fifen, ûsjeschlâfen. Ich gebe es wieder, wie es mir aus meiner Kindheit erinnerlich ist.

Wolfenbüttel. **Moritz Goldschmidt.**

4.

Im Jahrgang 1893 S. 193 wurde zu der bekannten Stelle aus dem 1. Teile des Faust:

Verlassen hab ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die beßre Seele weckt.

eine ganz zutreffende Parallele gesucht. Die ebenda S. 573 gegebene Erklärung fußte dann zwar auf Goethischem Sprachgebrauche (vergl. mein Buch Sprachleben und Sprachschäden S. 277), aber eine Fügung ganz gleicher Art ist mir gleichwohl erst jüngst in einer auch oft überlesenen Stelle im 2. Teile des Faust aufgestoßen, im 2. Akte in dem 4. Absatze der Worte des Baccalaureus:

Aus den alten Bücherkrusten
Logen sie mir, was sie wußten;
Was sie wußten, selbst nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.

Übrigens ist die Fügung auch Goethes Prosa nicht fremd, in der Jugend so wenig als im Alter. In Wahrheit und Dichtung III in dem Gespräch zwischen dem Königsleutnant und dem Dolmetsch sagt jener:

In dieſen Zimmern platzte ... eine Feuerkugel ...; in dieſen Zimmern, deren vermaledeiten Peking-Tapeten ich geſchont, mich geniert habe, meine Landkarte nicht aufzunageln. Im VI. Buche gegen Ende ſteht: Er trank Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er ſich in die Wagen ſetzen ließ ..., ſie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaiſen ... zu vergüten wußte, übrigens aber niemanden beleidigte. Auch der Satz im Werther, 12. Auguſt (1771) iſt ſicher ebenſo gedacht, daß das auf den Relativſatz Folgende dieſen fortſpinnt und nicht den Satz mit bis aufnimmt: „ihre Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn. — Das Gemeinſame aller dieſer Fälle iſt, daß Gleichheit des Satzgegenſtandes Veranlaſſung wird, an einen relativiſchen Satzeingang auch Sätze anzureihen, zu denen die Relativform des erſten nicht paßt. Beſonders bezeichnend iſt das Beiſpiel aus Wahrheit und Dichtung III deshalb, weil die Fügung da einem Mann aus dem Volke in den Mund gelegt iſt, und zwar in dem bei einem ſolchen leicht eintretenden Zuſtande einer leiſen Erregung, in der man thatſächlich von ſolchen Lippen dieſe Fügungen oft hören kann. — Über die Grenzen, in denen ſolche Zuſammenziehung ausnahmsweiſe möglich iſt, vergl. ebenfalls mein Sprachleben S. 282 flg.

Zittau. **Th. Matthias.**

5.

Anfrage.

In dem Gedicht „Der Knabe im Moor“ von Anette von Droſte lautet der 2. Vers:

Feſt hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche ſauſet der Wind —
Was raſchelt drüben im Hage?
Das iſt der geſpenſtige Gräberknecht,
Der dem Meiſter die beſten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Der Satz: Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind kann der Interpunktion nach nur auf den geſpenſtigen Gräberknecht gehen; von den für das Verb brechen in den deutſchen Wörterbüchern angegebenen Bedeutungen paßt aber keine. Ich vermute, daß es hier „brüllen“ bedeutet, alſo das mhd. brëhen in der Bedeutung „lärmen, tönen“ iſt, wovon auch braht „der Lärm“ kommt. Weiß jemand über dies ſpätere

Vorkommen dieſes Wortes Auskunft zu geben? Er würde dadurch nicht nur mir, ſondern auch andern Lehrern dienen, die das Stück, das z. B. in der Neubearbeitung von Paldamus' Leſebuch 5. Teil (Tertia und Unterſekunda) S. 422 aufgenommen iſt, zu erklären haben.

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Die zweihundertſte Wiederkehr des Geburtstages Chriſtian Günthers wurde in Striegau, ſeiner Vaterſtadt, feſtlich begangen. Der Name unſeres berühmten Landsmannes war bis zum Ausbruche des Krieges 1870 von den Bewohnern Striegaus faſt ganz vergeſſen; nur wenige wußten etwas von ihm oder waren im Beſitze ſeiner Werke. Dem wiſſenſchaftlichen Vereine zu Striegau und beſonders deſſen Leiter zu Anfang der ſiebziger Jahre, dem bekannten verſtorbenen ſchleſiſchen Dialektdichter Dr. Robert Rößler, welcher eine Gedichtſammlung unter dem Namen „Aus der Güntherſtadt" erſcheinen ließ, gebührt das Verdienſt, das Andenken Günthers bei den Bewohnern Striegaus wieder wachgerufen zu haben. Die nächſte Folge war, daß die ſtädtiſchen Behörden auf die Anregung des genannten Vereines hin eine Straße nach Günther nannten. Auch erſchienen aus der Feder Dr. Rößlers mehrere Abhandlungen über Günther in der Striegauer Lokalpreſſe, ſowie eine umfangreiche Biographie von Dr. Gr. K. Wittig.

So war der Name Günthers auch in die breiteren Schichten der Bewohner Striegaus gedrungen, und es zeigte ſich bei den Feſtſitzungen, welche zur Feier der zweihundertſten Wiederkehr des Geburtstages Günthers von den verſchiedenen Vereinen veranſtaltet wurden, daß die Bewohner mit Stolz ihres berühmten Landsmannes gedachten. Beſonders feierlich geſtaltete ſich die Feſtſitzung des wiſſenſchaftlichen Vereins, wo Oberlehrer Dr. Schliebitz, der auch eine für weitere Kreiſe berechnete Feſtſchrift herausgegeben hat, ein Lebensbild des unglücklichen Dichters entrollte. Am Geburtstage (8. April) Günthers wurde auch eine Gedenktafel mit Bildnis am angeblichen Geburtshauſe des Dichters angebracht.

Am Schluß geſtatte ich mir noch die Anfrage, ob das Grab, reſp. ein Grabmal Günthers in Jena (ich glaube auf dem Johannisfriedhofe) noch erhalten iſt.

Liegnitz. **Broßmann.**

7.

S. 479 flg. werden die ſchwäbiſchen Familiennamen auf —lin wie Köſtlin ꝛc. von Fränkel fragend Patronymika genannt. Es ſind einfach Deminutiva, bei denen die Endung —lein noch in mittelhochdeutſcher

Weiſe —lin geſchrieben wird. Wohl für alle läßt ſich auch die einfache Form noch im Gebrauch nachweiſen: Koſt (Kaſt?), Schmid, Winter, Stahl, Staudt ꝛc. Der einſtige Ulmer Künſtler Syrlin iſt natürlich nichts anderes als ein kleiner Sauer, ſo gut wie derjenige, der ſich heute Seyerlen ſchreibt, wie der Fränkel ein kleiner Frank iſt, und als ſolcher vom Schwaben ſich ſchon durch die Deminutivbildung unterſcheidet. Mit vollem Recht hat ſich darum auch Böcklin der Dichterin Frida Schanz gegenüber für die richtige Ausſprache ſeines Namens ſo hübſch gewehrt.

Ulm. **E. Reſtle.**

8.

Eine niederdeutſche Urkunde aus dem Jahre 1492.

Die Küſterſtelle zu Zierzow bei Grabow in Mecklenburg war vom Jahre 1492 bis 1803 eine Erbküſterei. Im Jahre 1492 ſchenkte der Ritter Achim von Ditten auf Werle der Kirche zu Zierzow den Kathen, welchen er ſeinem Bedienten Claus Suhr gekauft hatte, mit der Beſtimmung, daß dieſer Claus Suhr des Küſteramtes warte, ſolches Amt in der Familie ſich forterbe und der jedesmalige Inhaber der Küſterei alljährlich 4 Pfund Wachs der Kirche darzubringen habe, wofür er aber in den Genuß alles Bauernrechtes, Waſſer, Weide und Holz trete. Die über dieſe Schenkung von den drei Brüdern Achim, Kuno und Hans von Ditten in Gemeinſchaft mit dem Vogt (Amtshauptmann) Kurt Deterth zu Grabow ausgeſtellte und in ein Meßbuch eingetragene Urkunde (Vergl. Meckl. Tagesblatt 1894 Nr. 23) teile ich hier als ein gutes Beiſpiel niederdeutſchen Urkundenſtils mit:

Withlick sy alle den jennen de dysse schrifft sehen, horen edder lesenn, dat ick Korth Deterth unsser gnedien Hern Vageth tho Grabow und ick Achim vonn Dittenn, Kone vnde Hans vonn Dittenn, hebbenn gegeven vnde geven yn dat Gadeshus tho Certzow, denn Kathenn dar nu up wahnet Clawes Suhr myth aller belegenheit, alse he em gesecht vnde vorkofft is, so dat ock schall nethenn alles Burrechtes, water, weide vnde Holth lieck sinen Naberen baven vnde nedden. Vor denn vorgenennten Kathenn schall he geven yn dat Gadeshus 4 punth wasses, vnde helpenn dem Prester tho dem Altar, vnde geven em dat Rockhven. Dith sus stede vnde vasthe tho holdenn do ick Korth Deterth Vnser g. h. Vaget, vnde Achim, Kone vnde Hans Dittenn hetenn schrevenn ynn dat Missbock, Darann vnde aver is gewesen Her Johann Pollemann, Hans Mews, Clawes Sur, de Schulte vann Brunow vnde geschach ynn der tidt done vnse gnedige Her losedenn tho Grabow vnde settedenn donn sulwess Hinrick Wineckenn to enem Schulten tho Certzow. Datum Anno 1492.

Die Stammtafel weist von 1492 bis zum 30jährigen Kriege die Namen Suhr als Inhaber der Küsterstelle ohne Angabe der Amtszeitdauer nach. 1652 erbaute Michel Suhr, der seinem im 30jährigen Kriege ermordeten Bruder im Amte folgte, die Scheune. Ihm folgte sein Bruder Thies Suhr, der am 20. Januar 1669 starb. Erbin der Küsterstelle wurde dann des letzteren Tochter Anna, deren Ehemann, Schneider Hans Gühleke aus Muchow, vom Pastor zum Küster erwählt und vom Superintendenten unter Auferlegung besonderer Verpflichtungen bestätigt wurde. Bis zum Jahre 1803 ist Zierzow eine Erbküsterei geblieben.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

9.

Zu den Kranichen des Ibykus.

Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund, Apoll.

In allen mir bekannten Drucken fehlt der zweite Beistrich. Dann hätten wir zwei Objekte, Gesang und Lied, oder Dichtkunst und Tonkunst. So wird die Stelle auch gewöhnlich erklärt. Nicht mit Recht, meine ich. Denn ohne darauf besonderes Gewicht zu legen, daß zu Ibykus' Zeit die beiden Künste, ihrem Ursprunge entsprechend, noch als eine galten, liegt es nach meinem Gefühle viel näher, „der Lieder süßen Mund" als vertiefenden, warm gemütlichen Zusatz zu fassen. Das scheint mir poetischer als die steife Trennung der beiden so eng zusammen gehörigen Begriffe. Die zweite Zeile ist mit größerem Nachdrucke zu sprechen, sie hebt die Wirkung des Gesanges auf die Zuhörer noch recht hervor.

Lübeck. **C. Schumann.**

10.

Zur Bürgschaft.

Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell.

Hier trennen die meisten Ausgaben „geschwätzig" und „schnell" durch ein Komma, so daß beide Wörter als gleichwertige Satzglieder erscheinen. Ich halte die obige Zeichensetzung für richtiger, wonach „geschwätzig schnell" einen Begriff bildet. Sonst hätte Schiller gewiß geschwätzig und schnell geschrieben und durch die zwei Senkungen die Malerei verstärkt. Er hat es nicht gethan. Die Schnelle an sich hervorzuheben, lag kein Grund vor. Das bloße Geräusch ist schon durch „murmelnd" bezeichnet. „Geschwätzig schnell" drückt höchst sinnlich-kräftig zugleich den Umstand aus, der zur Entdeckung der Quelle führt, und dessen Ursache, die Schnelle.

Langsame Wasser rauschen nicht. „Murmelnd" vervollständigt das Bild durch einen idyllischen Zug. Damon vernimmt zuerst einen silberhellen Ton, der erinnert ihn an das rieselnde Rauschen eines Gewässers, er lauscht, folgt dem Tone, findet wirklich eine plätschernde Quelle und hört sie, wie immer, gleichmäßig dahinmurmeln — ein friedliches Bild im Gegensatze zu seiner gewaltigen Erregung.

Lübeck. **C. Schumann.**

Oberländer, Siegm., Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatze. Versuch eines Leitfadens für den deutschen Aufsatzunterricht in der Unterrealschule. Abdruck aus dem Jahresbericht der Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1890/91. Selbstverlag. 92 S. gr. 8°.

Der Hauptteil und Hauptwert des Büchleins ist enthalten in 104 methodisch aufsteigenden Aufsätzchen und Entwürfen, die meist allgemein verwendbare, teilweise auch speziell österreichische oder lokale Stoffe in einer dem kindlichen Standpunkte angemessenen Form behandeln. Bei den 10 ersten geben detaillierte Fragen, bei den folgenden die „Andeutungen der Hauptpunkte" oder auch eine vollständige „Gliederung" dem Anfänger im Lehramt brauchbare Fingerzeige für die Erfüllung der allerdings in den untern Klassen berechtigten Forderung O.s: Die Aufgabe hat dem Schüler sofort in der Schule zu eigen zu werden (So!). Noch wertvoller sind bei der ersten Hälfte die vorbeugenden Hinweise auf die etwa zu befürchtenden Verstöße gegen Grammatik, Interpunktion und Rechtschreibung. Die systematischen orthographischen Übungen nehmen in O.s theoretischer Einleitung einen großen Raum, in seiner Wertschätzung wohl einen zu hohen Rang ein. Betreffs der Korrektur und „Rückgabe" der Aufsätze scheint O. Noetels (nicht Noettels) Abhandlung Z. f. d. G. 1874, 198 flg. zu seiner Richtschnur genommen zu haben, und das ist sehr zu billigen, namentlich wenn man die weiteren Ausführungen und Fortbildungen ihrer Grundgedanken durch Vigelius (Prg. Frankfurt a. O. G. 1881), Gloël (Wesel G. 1889) u. a. hinzunimmt.

Boppard. **Karl Menge.**

August Engelien, Sammlung von Musteraufsätzen für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen. 7. Aufl. Berlin 1891, Wilh. Schultze. 252 S. kl. 8°.

Der auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichts wohlbekannte Verfasser, Rektor einer Berliner Stadtschule, „bietet seinen Kollegen kein

methodisches Handbuch, keine Anleitung zur Behandlung der Aufsatzübungen, sondern nur den Stoff zu diesen, es ihnen ganz überlassend, was sie damit anfangen wollen: Fabeln, Tiergeschichten, Parabeln und Erzählungen, Märchen und Sagen, Anekdoten und Erzählungen aus der Geschichte, Beschreibungen, Schilderungen, Geschäftsaufsätze und (S. 227 bis 247) einfache Buchführung". Die Stücke und Stückchen gehören großenteils zum Bestand der Lesebücher, sind aber teilweise knapper als in diesen gehalten. Die meisten passen für die drei unteren Klassen, manche schwierigere auch wohl noch für die Tertien höherer Lehranstalten, das ganze Buch aber wohl am besten für gehobene Volks-, Fortbildungs- und eigentliche „Mittelschulen".

Boppard. **Karl Menge.**

Adolf Metz: Nochmals die „Geschichte in Sesenheim". Hamburg 1894.

Den eben genannten Titel führt die Abhandlung, welche dem Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Ostern vorigen Jahres beigegeben ist. Ihr Wert liegt darin, daß sie die Wahrheit von der Dichtung in Goethes bekannter Darstellung scheidet und uns einen Einblick in den Aufbau der letzteren gewährt.

Daß wir in des Dichters Erzählung einen Roman vor uns haben, ist zunächst daraus ersichtlich, daß ihr jede zeitliche Bestimmtheit fehlt; ferner daraus, daß die Sesenheimer Pfarrfamilie das getreue Abbild der Familie Primrose in dem „Vicar of Wakefield" bietet; endlich entspricht die Folge der drei Besuche den drei ersten Akten eines Dramas, die uns in allmählicher Steigerung bis zu dem Höhepunkt der Handlung führen. Er besteht in unserm Roman darin, daß die Natur über den Willen siegt, indem dieser durch die äußeren Verhältnisse betäubt wird. So „wird der Held in entschuldbarer Weise mit fortgerissen", er wird „unschuldig schuldig" (cf. „Ilmenau" Str. 14 a. E. mit der Lesart: Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt). Für die ganze Darstellung ist also der künstlerische Gesichtspunkt maßgebend gewesen; nur so erhoffte Goethe eine gute Wirkung auf den sinnigen Leser erreichen zu können.

Von dieser Dichtung scheidet der Verfasser unsrer Abhandlung die Wirklichkeit auf Grund des urkundlichen Materials, wie es in den bezüglichen Briefen und Gedichten vorliegt, sowie der Nachricht, die Eckermann (Gespr. II, 93) über die zwei verlorenen Briefe Goethes an Horn giebt, und einer mündlichen Überlieferung aus dem Munde einer Sesenheimerin (Lucius, Friederike Brion S. 176, not. 3). Wo er die Doku-

mente anders datiert und ordnet, als es bisher der Fall war, geschieht dies mit vorsichtiger Abwägung und unter Berücksichtigung aller einschläglichen realen Verhältnisse.

Danach ist die „Geschichte in Sesenheim" bis zu ihrem Höhepunkt thatsächlich so verlaufen. Im Juni 1770[1]) machte Goethe mit seinem Studien- und Tischgenossen Weyland die Lothringische Reise, die beide nach Saarbrücken führte. Hier war Weylands Schwester verheiratet mit dem Regierungsrat Schöll, dem Bruder der Frau Pfarrer Brion. In Schölls Hause gastlich aufgenommen, ist Goethe zum ersten Male auf die Sesenheimer Pfarrfamilie aufmerksam, und der Wunsch, sie zu besuchen, in ihm rege gemacht worden. Doch erst in den Herbstferien d. a. J. war es den Reisegenossen möglich, das Vorhaben auszuführen; bis dahin bereiteten sich beide auf Prüfungen vor, die ihnen am Ende des Sommers bevorstanden. Am 13. Oktober 1770 hat Goethe zum ersten Male Friederike Brion gesehen, am 14. (Sonntag) ist er mit Weyland nach Straßburg zurückgekehrt. Noch an demselben Abend schreibt er an eine Mademoiselle F. in Frankfurt, mit der er bisher in einem „zwischen Liebe und Freundschaft schwankenden Verhältnis gestanden hat", um ihr endgiltig nur die letzte anzutragen, um „Liebe mit Freundschaft einzusalzen". Am folgenden Tage wendet er sich zum ersten Male brieflich an die neue Geliebte in Sesenheim, und kündigt ihr seine baldige Wiederkunft an. Diesen Oktobertagen weist Metz das Gedicht: Ein grauer trüber Morgen ꝛc. zu. Die Nähe der Weinlese (Str. 3, 1), der Nebel, in dem die Welt verborgen liegt (Str. 1, 3 flg.), deuten auf den Oktober; für das Jahr 1770 spricht der Inhalt des Gedichtes, das wir „Sehnsucht nach der Geliebten" überschreiben können, und das in bezug auf die Sprache vielfach mit dem ersten Briefe übereinstimmt. Die zweite Strophe deutet auf einen Waldspaziergang, den die Freunde mit den Schwestern machten, bei dem man die Namen in die Rinde eines Baumes schnitt. Damit steht in Zusammenhang das Gedicht: Dem Himmel wachs entgegen ꝛc., Worte, die der Dichter während des Einschneidens oder danach sprach, und die sich dem Gedächtnis der Schwestern um so tiefer einprägten, „als sie das erste und unmittelbarste dichterische Zeugnis von Goethes Eintritt in das Leben des Sesenheimer Pfarrhauses sind".

Dem ersten Besuche folgte Ende Oktober oder Anfang November der zweite, bei dem „Herr Goethe" die weibliche Jugend von Sesenheim, welche mit dem „Welschkornbasten" in der Scheune des Pfarrhauses be-

1) cf. den Entwurf des Briefes, der am 27. Juni von Saarbrücken aus an eine Frankfurter Freundin geschrieben ist; die Jahreszahl fehlt; Loeper u. a. ergänzen 1770.

schäftigt war, „durch seine Späße und drolligen Einfälle so sehr lachen" machte, daß sie „fast nichts arbeiten konnten". Einen bestimmten Anhalt für einen ferneren Besuch, dem jedoch wahrscheinlich andre vorausgegangen sind, giebt uns das Gedicht: Ich komme bald, ihr goldnen Kinder ꝛc., das der Weihnachtszeit zuzuschreiben ist; man beachte „die Engelein", „wie die kleinen Kinder sein".

Längere Zeit vergeht, bevor die Liebenden sich wieder sehen. Goethe wurde in Straßburg zurückgehalten durch Herder, aber auch durch die Bedenken, ob er mit Friederike ein engeres Verhältnis eingehen dürfe. Schließlich traten alle Zweifel zurück; die Liebe siegte und eilends machte er sich auf den Weg nach Sesenheim. „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde"[1]), dieses Gedicht malt uns Goethes Seelenstimmung in herrlicher Weise. Daß es in den Frühling fällt, ersehen wir aus Str. 3, 5; ferner aus den Worten „Die Winde schwangen leise Flügel", zusammengehalten mit einer Stelle in dem Briefe des Dichters an die Gräfin Stolberg, wo er sagt, in der „streichenden Februarluft ahnde er schon den Frühling". Daß der Frühling 1771 in unserm Gedichte gemeint ist, geht aus der ganzen Sachlage hervor.

Preisen die eben angezogenen Verse das Glück, welches in der Liebe als dem „bloßen Zustande wechselseitiger Hingebung" liegt, so zeigen die Gedichte: Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle und Kleine Blumen, kleine Blätter den Wunsch Goethes an, dauernd mit der Geliebten verbunden zu sein in dem „Band der heiligen Ehe", sie setzen ihn als den Verlobten Friederikens voraus. Die Lieder Balde seh' ich Riekchen wieder und Wie herrlich leuchtet mir die Natur, in der ersten Maiwoche 1771 gedichtet, sprechen vollste Befriedigung und innigste Freude aus: Goethe hat das höchste irdische Glück gefunden.

Dem Höhepunkt folgt nur zu bald der Niedergang, die Zeugnisse dafür finden wir in den fünf Briefen Goethes an Salzmann, von denen der jetzt als V bezeichnete an die erste Stelle zu setzen ist. „In meiner Seele", heißt es da, „ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt: und dann Adieu!" Diese Worte faßt Metz als Abschiedsworte des zu Pfingsten nach Sesenheim reitenden Dichters. Bereits ist er inne geworden, daß aus dem Verhältnis zu Friederike eine dauernde Verbindung nicht hervorgehen könne. Und doch — äußerlich tritt er noch als der-

1) Auch die Hempelsche Ausgabe hat die ursprüngliche Fassung nicht; besonders ist zu beachten, daß Str. 4, Z. 5, 6 gelesen werden muß: Du gingst, ich stund und sah zur Erden, Und sah Dir nach ꝛc.

ſelbe auf wie vorher, äußerlich will und kann er in Seſenheim noch nicht anders angeſehen werden, denn als Friederikens Verlobter. Seine weiteren Briefe an Salzmann, III und IV, bezeugen uns, daß ihn das böſe Gewiſſen vom erſten Tage an zu keinem reinen Genuß der glücklichen Gegenwart gelangen läßt, daher auch der Zuſtand ſeines Herzens „ſonderbar" bleibt bis zuletzt, „wetterwendiſch wie die Windfahne bei veränderlichen Windſtößen zwiſchen Glück und Mißmut ſchwankend".

Welches iſt die Urſache dieſer veränderten Stimmung? Der Anblick der leidenden Geliebten, der ihn ſchon vorher in ſeinen Illuſionen unliebſam geſtört hat und ihn nun bei dem längeren Pfingſtbeſuche um ſo eindringlicher erkennen läßt, „daß auch hier die Welt ſo manch Geſchöpf in Erdefeſſeln hält"; er bemerkt die Schranken in Friederikens perſönlichem Weſen und die Enge in ihren äußeren Verhältniſſen, und findet, daß beide zu der „Weite und Geſchmeidigkeit ſeines Weſens" nicht paſſen; er ſieht ein, daß eine frühzeitige Verbindung mit der Geliebten es ihm unmöglich machen würde, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, der ganzen Menſchheit zu dienen. Zum Beweiſe für die Ernüchterung Goethes weiſt Metz hin auf das im Verhältnis zu den früher angeführten Liedern gar froſtige: Erwache, Friederike ꝛc.

Aus der Straßburger Zeit haben wir keine Äußerungen Goethes mehr über ſein Verhältnis zu Friederike. Der Beſuch, den nach „Dichtung und Wahrheit" Frau Brion mit ihren beiden Töchtern in Straßburg gemacht haben ſoll, kann in der Zeit, in die wir ihn ſetzen müßten, nicht ſtattgefunden haben; die Rückſicht auf die ländlichen Arbeiten verboten der Pfarrfrau, im Juli Haus und Hof zu verlaſſen. Der Beſuch iſt von Goethe erfunden und die Peripetie des Romans; die der Wirklichkeit haben wir oben kennen gelernt.

Schließlich fragen wir nach der Kataſtrophe. Goethe iſt am 6. Auguſt 1771 in Straßburg promoviert worden, bald darauf muß er die Stadt verlaſſen haben. Erſt von Frankfurt aus hat er endgiltigen Abſchied von Friederike genommen. Dies koſtete ihr für den Augenblick faſt das Leben; ihr ganzes Lebensglück war dahin. Für ihn ſelbſt begann zunächſt „die Epoche einer düſtern Reue"; zeitlebens hat er die einſt ſo innig Geliebte nicht vergeſſen können.

Aus der im vorſtehenden gegebenen Überſicht geht hervor, daß der Verfaſſer unſrer Abhandlung ſeine Aufgabe eigenartig und in der Hauptſache glücklich gelöſt hat. Vornehmlich gilt dies von der Ordnung der Briefe und Gedichte und deren Erklärung. Hierbei iſt beſonders dankenswert, daß der Sprachgebrauch Goethes berückſichtigt iſt, und ſo der Dichter aus ſich ſelbſt erläutert wird. Über einzelnes läßt ſich ſtreiten, namentlich über die Echtheit des Gedichtes: Nun ſitzt der Ritter an dem

Ort, das Metz nach dem dritten nachweisbaren Besuche des Dichters in Sesenheim, zu Weihnachten 1770, ansetzt.

Hamburg. **Heinrich Rinn.**

Die rüstig vorschreitende „Sammlung Göschen" ist abermals um zwei Bändchen (33. 36), beide genau von demselben Umfang (181 Seiten), bereichert worden:

Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500 von Dr. F. Kurze (33).

Auf den ersten Blick nicht eigentlich in das Gebiet der Ztschr. f. d. deutschen Unterr. fallend, überzeugt uns das Buch bei genauerer Durchsicht von dem geraden Gegenteil. Es bildet eine hoch willkommene Grundlage für den deutschen Unterricht, wie ihn der Herausgeber dieser Zeitschr. bei jeder Gelegenheit, so zuletzt wieder in der Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands, als nationale Aufgabe fordert. Und so stellt es sich denn auch unmittelbar als notwendige Ergänzung zu den beiden vorhergehenden Bändchen (31: Geschichte der deutschen Litteratur. 32: Deutsche Heldensage), mit denen es einen über die Bedürfnisse der Schule hinausgehenden deutschen Hausschatz ausmacht, der freilich erst durch eine immer nachhaltigere Vertiefung des deutschen Gedankens in unserm höheren Unterrichtswesen zu heben sein wird.

Was unser Buch vor manchen andern — am meisten vergleicht sich damit die deutsche Geschichte von David Müller — auszeichnet, das ist vor allem die eingehendere Darstellung der Rechts- und Sittengeschichte (Kulturgeschichte), die nach der überaus übersichtlichen Einteilung des Stoffes (4 Hauptabschnitte, die der Reihe nach in 4, 2, 2 und 3 Kapitel, zusammen in 49 Paragraphen zerfallen, denen Inhaltsangabe und Zeittafel in einer Tabelle vorausgehen) teils in einzelnen Paragraphen (6. 20. 38. 49) abgehandelt, teils in gleichfalls durch den Druck unterschiedenen Absätzen in die politische Geschichte verwoben sind. — Ein weiterer Vorzug besteht in der jedem Kapitel folgenden Angabe der Quellen, eine Zugabe, durch die das Büchlein zugleich einen Abriß der geschichtlichen Litteratur darstellt, wie wir ihn selbst in größeren Geschichtswerken vergebens suchen. Daß diese Quellenangaben in kleinstem Drucke vorliegen, wird nicht als Übelstand empfunden, da es sich hier nicht um andauerndes Lesen, sondern nur um gelegentliches Nachschlagen handeln kann. Jedenfalls ist die Ausstattung im ganzen durchaus wohlthuend, und die Hervorhebung einzelner Sätze durch gesperrten Druck (vgl. S. 123 den Satz: Ihr Schwerpunkt lag jetzt im sizilischen Reiche) ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wenn wir schließlich noch auf einzelne Vorzüge in der Darstellung der politischen Geschichte aufmerksam machen dürfen, so weisen wir z. B.

auf § 25 hin, in dem das Schauspiel von Canossa in ganz anderm als dem gewohnten Lichte erscheint („So war nicht Gregor, sondern Heinrich der Sieger von Canossa"). — Die große Sorgfalt in der Korrektur, die wir nicht als letzten Vorzug erwähnen möchten, wird durch Wendungen wie S. 142 „der erste Anfang des später zu großer Blüte gelangten Städtebundes" oder S. 161 „mit dem zum Christentum übergetretenen Großfürsten" nicht wesentlich beeinträchtigt. Immerhin dürfte hier bei einer zweiten Auflage bessernd nachgeholfen werden.

Der Cid von J. G. Herder, herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Naumann (36).

Der Berichterstatter gesteht auch hier (vgl. Ergänzungsband 3, S. 126), daß er lieber ein deutsches Heldenepos an der Stelle des Cid als Schullektüre sähe. So lange dies aber nicht für die Schule vorhanden ist, erkennt er bereitwilligst das Verdienst der vorliegenden Bearbeitung an. — Die Einleitung (S. 3—19) giebt ein vergleichendes Bild von Herders Cid und dem Cid der Geschichte, verfolgt die Entwickelung der Sage und Dichtung in Spanien, Frankreich und Deutschland und bereitet den Leser durch die nötigen Winke über die Kunstform der Dichtung, über Vers und Sprache und über die vorliegende Ausgabe zum aufmerksamen Genusse derselben vor. Die Anmerkungen verraten eingehende Sachkenntnis und sind besonders durch die fortlaufende Zusammenfassung der Romanzenreihen (1—4. Der jugendliche Held rächt die seinem Vater zugefügte Schmach u. s. w.) wertvoll geworden. — Eine vollständige Übereinstimmung in der Schreibweise ist gewiß bei den einzelnen Ausgaben der „Sammlung Göschen" nicht zu erwarten. Wenn aber in Bd. 33 eine Autorität in historischen Dingen „Vassallen" schreibt, dann sollte doch, denke ich, der neben den Herausgebern stehende gemeinsame Korrektor darüber wachen, daß nicht in Bd. 36 die Schreibung Vasallen zu stehen kommt (S. 104. Anm.). Im übrigen ist auch hier die Ausstattung nur zu loben.

Darmstadt. **Karl Landmann.**

Kutschkes ausgewählte Gedichte. Mit dem Porträt des Verfassers. Ein patriotisches Liederbuch für alte und junge Krieger. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, S. Schottländer. 1895. 213 S. Preis 1 Mark.

Es kann nicht unsre Absicht sein, in diesen Blättern den allgemeinen litterarischen Wert der vorliegenden Gedichtsammlung eingehend zu untersuchen. Für den Fall aber, daß Kutschkes Gegner, die übrigens längst zu einem sehr kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sind, dies besorgen wollen — und sie werden es thun; sie werden das gröbste Geschütz

auffahren, und das Feuern wird ihnen eine Luſt ſein — möchten wir denſelben im voraus empfehlen, ohne Voreingenommenheit die Gedichte von Piſtorius „Des wahrhaftigen Kutſchke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutſchen Reichskriege vom alten Sechsundzwanziger. Leipzig. Alex. Edelmann 1871" zum Vergleiche bei der Kritik der obengenannten Sammlung von Gotthelf Hoffmann heranzuziehen und dann die Frage ernſtlich zu erwägen, welchem von beiden Männern wirkliche poetiſche Veranlagung zuzuſprechen iſt. Auch eine nur oberflächliche Lektüre muß jeden überzeugen: Hoffmann ſteht unter einem ſtarken inneren Drange, poetiſch zu geſtalten, Piſtorius dagegen wollte d. h. ohne inneren Drang — dieſes Eindruckes kann man ſich nicht erwehren — auch noch eine Anzahl Gedichte verfaſſen, um durch dieſelben zu zeigen, daß er „der wahrhaftige Kutſchke" ſei. Die Formloſigkeit der Verſe iſt bei ihm, der Prediger war, unentſchuldbar; was an Hoffmanns Gedichten in Bezug auf die Form zu tadeln iſt, erklärt ſich nicht zum geringſten Teile aus jenem Drange, der ſich bei ihm, man möchte mit Jean Paul ſagen, bis zur Bruthitze ſteigert und der Durchbildung der poetiſchen Form hinderlich iſt. Auf der anderen Seite erklärt aber jene ſtürmiſche Sangesluſt auch den Erfolg, den Kutſchke in ſeinen Kreiſen ſich erworben hat. Er hat ſein Publikum gefunden: Zwiſchen Oder und Rhein kein patriotiſches Feſt alter und junger Soldaten, keine Gedenkfeier der Kriegervereine, bei welchen Kutſchke nicht die Hauptrolle ſpielt, wenn er, wie ehemals, als wandernder Rhapſode ſeine von Vaterlandsliebe durchglühten Dichtungen zum Vortrag bringt! Über dieſen Erfolg hat er alle Urſache ſich zu freuen, und an ihm will und mag er ſich genügen laſſen. Tauſende von ſogenannten „Kunſtdichtern" werden den wackern, liederfrohen Soldatenſänger um den Lorbeer beneiden, von dem ihnen ſelbſt kein Blättchen zufällt, während Kutſchke der volle Kranz von der durch ſeine Gedichte und Vorträge begeiſterten Menge um die Schläfe gewunden wird. — Nachdem wir in dem Artikel „Die Kriegspoeſie von 1870 und 1871 und das Kutſchkelied" (Heft II 1895) auf Grund von unanfechtbaren Zeugniſſen den Nachweis erbracht, auf welche Weiſe der bekannte Sang entſtanden iſt, und gezeigt haben, daß der Autor des in jener Studie mitgeteilten Liedes Gotthelf Hoffmann iſt, ſteht nunmehr, nach Einblick in die vorliegende Sammlung, dieſe Thatſache auch aus einem anderen Grunde feſt. Wenn wir nämlich die Frage aufwerfen: Was hat der Genannte ſonſt geſchaffen, ſo daß wir ihm den Kutſchkeſang zutrauen dürfen? ſo müſſen wir antworten: Hoffmann hat eine große Anzahl Gedichte geſchrieben, die an poetiſchem Wert das Lied übertreffen, das durch die Zeitverhältniſſe allerdings das volkstümlichſte geworden iſt. Wollten wir denſelben Maßſtab an die

Sammlung von Pistorius anlegen, so würden wir gerade zu dem entgegengesetzten Ergebnis gelangen. — In allen drei Teilen der Hoffmannschen Sammlung (Schwertblumen, Lorbeerblätter, Rosen der Zeit) finden sich Stücke, die recht wohl bei patriotischen Anlässen von Schülern zum Vortrag gelangen können. Willkommen aber wird die Gabe vor allen Dingen den Vaterlandsfreunden sein, und wer dies Buch nicht unter die Klassiker stellen will, der wird ihm doch gern einen Platz anweisen dort, wo er die schönsten Erinnerungen an die große Zeit bewahrt. Dem empfindungsvollen, begeisterten, humorvollen Soldatensänger, welchem ein treues deutsches Herz, das sich im Kampfe glänzend bewährt hat, in der Brust schlägt, wollen wir gern zur Anerkennung und Aufmunterung die Worte aus Uhlands Gedicht „Freie Kunst" zurufen:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

Julius Weiske, Der Sachsenspiegel (Landrecht) nach der ältesten Leipziger Handschrift. Neu bearbeitet von Prof. Dr. R. Hildebrand. 7. unveränderte Auflage. Leipzig. O. R. Reisland. 1895. XV, 202 S. Preis Mark 3.

Es war Rudolf Hildebrand nicht beschieden, die neueste Auflage des Sachsenspiegels selbst zu bearbeiten. Wenige Stunden nach seinem Tode traf in seinem Hause die Mitteilung des Verlegers ein, daß sich eine neue Auflage des Sachsenspiegels nötig mache. Georg Berlit, einer der begabtesten und getreuesten Schüler des Heimgegangenen, hat nun die Herausgabe der neuen Auflage besorgt, den Druck des Ganzen hat in sorgfältiger Weise Herr Dr. Ad. Goldbeck überwacht. Da in dem Handexemplar Rudolf Hildebrands sich nichts verzeichnet fand, was eine Änderung am Text oder am Glossar der vorigen Auflage bedingt hätte, so hat Berlit das ganze Werk unverändert gelassen. Hildebrands begeisterte Hingabe an das alte Rechtsleben unseres Volkes und die eigenartige, tiefe und poesievolle deutsche Rechtssprache kommen in diesem Buche zu lebendigem Ausdruck. Die Behandlung des Textes zeigt durch-

aus die peinliche Genauigkeit, die Hildebrand bei allen seinen Arbeiten eigentümlich war. Das knappe Glossar wird für alle Zeiten als ein meisterliches Beispiel gelten, wie der wahre Gelehrte auch im Kleinen strenge Wissenschaftlichkeit mit lebendiger Anschaulichkeit und wohlthuender Frische verbinden kann. Bereits in unserer Biographie Hildebrands im ersten Hefte dieses Jahrganges unserer Zeitschrift haben wir Hildebrands Bearbeitung des Sachsenspiegels eingehend gewürdigt, und wir können hier darauf verweisen. Ein wahrer Zauber strömt aus diesem Buche aus und fesselt jeden in eigenartiger Weise, der sich eingehend mit diesem herrlichen altdeutschen Sprachdenkmal beschäftigt. Deutsches Empfinden und Denken erfährt aus diesem Werke reiche Förderung und Belebung. Möchte daher Hildebrands Sachsenspiegel immer weitere Verbreitung finden und namentlich auch von den Lehrern des Deutschen gelesen und studiert werden. Dem Herausgeber der vorliegenden Auflage gebührt besonderer Dank für die pietätvolle Art, mit der er sich seiner Aufgabe entledigt hat.

Dresden. **Otto Lyon.**

Carl Müller-Fraureuth, Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus. (Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken, herausgegeben von John Meier. III. Bändchen.) Straßburg, Karl J. Trübner 1895. XXXIV, 159 S.

Bei den lebhaften Erörterungen über grammatische und stilistische Fragen, die seit der Begründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Fluß gekommen sind, vermißt man fast überall das Eingehen auf die Anschauungen und Festsetzungen älterer Grammatiker; und es ist nach dieser Seite hin eine gewisse Unsicherheit darüber, was in unserer Sprache dem lebendigen Strome des Gebrauchs entsprungen und was etwa durch Festsetzungen älterer, einflußreicher Grammatiker hineingetragen worden ist, mit Bedauern zu bemerken. Diese Unsicherheit entspringt aber hauptsächlich daraus, daß die älteren deutschen Grammatiken meistens nur noch in ganz vereinzelten Drucken vorhanden und in den Bibliotheken vergraben sind, sodaß diese Werke im allgemeinen schwer zu erreichen sind. Eine Geschichte der deutschen Grammatik wird uns gerade über streitige Punkte manche schätzenswerte Aufklärung bringen; aber diese wird erst dann zu schreiben möglich sein, wenn die ältern Grammatiken durch sorgfältige Neudrucke und Einzeldarstellungen leichter zugänglich und zugleich dem allgemeinen Anteil näher gerückt sein werden, als es jetzt der Fall ist. Lebhaften Dank und weitgehenden Anteil verdient daher das Unternehmen John Meiers, ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken zu veröffentlichen. In dieser vortrefflichen Sammlung sind bereits folgende Bände erschienen: 1. Das Büchlein gleichstimmender

Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius, herausgegeben von John Meier (XXXXVI, 44 S. 1895. Preis 2 Mark); 2. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling (LXXVI, 179 S. 1894. Preis 6 Mark). Diesen dankenswerten Arbeiten schließt sich Müllers vorliegende Ausgabe in trefflicher Weise an. Bereits in der „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands" (S. 140 ff.) hat Karl Müller über Laurentius Albertus eine eingehende Untersuchung angestellt und dort namentlich das Verhältnis des Albertus zu Ölinger behandelt. Dort vermutete Müller, daß Laurentius Albertus und Albert Ölinger eine Person seien, daß also weder Albertus den Ölinger bestohlen, wie Raumer und Socin annehmen, noch Ölinger den Albertus ausgeschrieben habe, wie Reifferscheid (Allgem. deutsche Biographie unter dem Namen Osterfrank 24, 509) glaubt. In der Einleitung zu der vorliegenden Ausgabe untersucht nun Müller die Frage nach den Vorbildern und Quellen, aus denen jedes der beiden Werke geflossen ist. Für den größten Teil seines Werkes benutzte Albertus Melanchthons lateinische Grammatik in der von Joachim Camerarius vermehrten Ausgabe, ging aber doch in vielen Punkten über dieses Werk hinaus und gab in seiner Arbeit vielerlei Eigenes. Eine Anlehnung an Donat ist weniger zu bemerken als eine solche an Priscian, aus dem Camerarius hauptsächlich seine Ergänzungen zu Melanchthon genommen hat und aus dem auch andere Grammatiker jener Zeit geschöpft haben, welche Albertus gleichfalls gekannt hat. Das Original, das hier im Neudruck dargeboten wird, zeigt eine ganze Reihe von Druckfehlern, die der Herausgeber in seinem Neudruck berichtigt hat. Die Grammatik des Albertus selbst ist ein interessantes Werk, das uns einen hübschen Einblick in die grammatischen Anschauungen jener Zeit gewährt. Wir empfehlen Müllers sorgfältige und wertvolle Arbeit allseitiger Beachtung und wünschen, daß namentlich auch die Schulbibliotheken sich dieses für die Geschichte des Unterrichts und der Sprache gleich wichtige Werk nicht entgehen lassen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701, herausgegeben von August Sauer. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer. Neue Folge Nr. 1. Stuttgart, Göschen 1894.

Seit dem Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in unserem Jahrhundert ist Christian Thomasius wieder in den Mittelpunkt lebendigen

Anteils getreten. In zahlreichen Schriften ist seiner mit hohen Ehren gedacht worden. Richard Hodermann hat in seiner Schrift: Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts (Jenenser Dissertation, Friedrichroda 1891) die Verdienste dieses Mannes besonders wieder hervorgehoben, und ebenso haben Schrader in seiner Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle (Berlin 1894), B. A. Wagner in seinem Werke Christian Thomasius (1872), W. Giesebrecht in seiner Schrift: Der Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwickelung (1870), Jak. Minor in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1, 1, Karl Borinski in seinem Buche: Balthasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland (Halle 1894), F. Frensdorff in seiner Schrift: Halle und Göttingen (Göttingen 1894) den Vorkämpfer für deutsche Sprache und Kultur eingehend gewürdigt. Insbesondere wurde das Andenken des Thomasius durch die Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg wieder erneuert, und die Festschrift, die Prof. Dr. Opel im Auftrage der historischen Kommission der Provinz Sachsen zu dieser Jubelfeier herausgab, führt den Titel: Christian Thomas, Kleine deutsche Schriften mit einer Einleitung versehen und herausgegeben; sie ist also gleichfalls dem Andenken dieses hervorragenden deutschen Gelehrten gewidmet.

Mit Recht stellte daher August Sauer, als er die Fortsetzung der von B. Seuffert begründeten deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts übernahm, an den Anfang der Neuen Folge die vorliegende kleine Schrift des Thomasius. Es ist das berühmte erste deutsche Universitätsprogramm, das Thomasius am 24. oder 31. Oktober (alten Stiles) 1687 an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlug: „Christian Thomas eröffnet der studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln / vernünfftig / klug und artig zu leben". Zwar haben schon vor Thomasius Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache stattgefunden: In Rostock las schon 1501 Tilemann Heverlingh sein Colleg über Juvenal in deutscher Sprache, auch Luther unterbrach seine lateinischen Vorlesungen in Wittenberg häufig durch ganze Stellen in deutscher Sprache, der bekannte Theophrastus Paracelsus gebrauchte seit dem 5. Mai 1527 in seinen Collegien gleichfalls wiederholt die deutsche Sprache, ungefähr gleichzeitig mit Thomasius begann Buddeus in Jena Universitäts-Vorlesungen in deutscher Sprache (vgl. Döllinger, Akademische Vorträge 2, 15), aber alle diese Männer kündigten ihre Vorlesungen noch in lateinischer Sprache an, auch fanden sie keine Nachfolge. Erst Thomasius brach wirklich mit dem alten Brauche und lud zum ersten

Male zu seinen Vorlesungen durch eine deutsche Ankündigung, ein deutsches Programm ein. Und sein Vorgehen trug den Sieg über das entgegenstehende Herkommen davon und fand bald zahlreiche Nachfolge. Mit Recht behauptet daher die vorliegende Schrift des Thomasius auch heute noch ihren hohen Rang in der Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Diese Ankündigung gewährt uns einen fesselnden Einblick in die Kulturgeschichte und die Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Da der Preis des Bändchens nur fünfzig Pfennige beträgt, so ist die Anschaffung der Schrift auch Schülern möglich. Es ist von größtem Werte, daß solche Litteraturdenkmäler, die in gewissem Sinne ein unmittelbares Anschauen der älteren Zeit gewähren, den Schülern in die Hände gegeben werden, da kaum durch irgend etwas anderes der historische Sinn in so kräftiger Weise belebt werden kann als durch solche Denkmäler. Selbst wenn man derartige Schriften der Privatlektüre zuweisen muß, empfiehlt es sich doch, die ursprüngliche Gestalt, wie sie in diesen Neudrucken geboten wird, dem Schüler in die Hände zu geben.

Wir empfehlen das ganze Unternehmen Sauers aufs wärmste und wünschen, daß namentlich die Lehrer des Deutschen ihm ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Für die wissenschaftliche Ausgestaltung des deutschen Unterrichts, die uns doch vor allem am Herzen liegen muß, um dem Deutschen nicht nur als nationalem und praktischem Bildungsmittel, sondern auch als wissenschaftlichem Fach seinen hohen Rang zu erhalten, wird die Einführung dieser Litteraturdenkmäler in die Schule einen hohen Gewinn bedeuten. Da die ersten 50 Bändchen jetzt von der Verlagshandlung zu dem Gesamtpreise von 45 Mark angeboten werden (statt des Ladenpreises von 84 Mark 90 Pf.) und von der Neuen Folge an jedes Bändchen überhaupt nur fünfzig Pfennige kostet, so bietet sich jetzt die beste Gelegenheit dar, diese Neudrucke im Unterricht in umfassender Weise zu verwerten. Sauer hat es verstanden, treffliche Mitarbeiter zu gewinnen: Max Osborn, Ludwig Fränkel, Georg Witkowski, August Fresenius, A. Koester, Ludwig Hirzel, Jul. Sahr, Jakob Minor und andere bedeutende Litteraturkenner bereiten weitere Neudrucke vor, die demnächst erscheinen werden. Möchte der wissenschaftliche Sinn unseres höheren Lehrerstandes sich auch hier in der alten glänzenden Weise bewähren, indem er dieses höchst wichtige und dankenswerte Unternehmen thatkräftig unterstützt.

Dresden. **Otto Lyon.**

Karl Heinemann. Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Erster Halbband. Leipzig 1895. E. A. Seemann. (Das Werk erscheint in 4 Halbbänden zu je 3 Mark.) 208 S.

Das vorliegende Werk, zu dem Heinemann sich durch langjährige Beschäftigung mit dem Dichter, durch Reisen von Berlin bis Syrakus, von Sesenheim bis Oberschlesien, durch Studien an den wichtigsten Goethestätten selbst, in Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Wetzlar, Weimar, Rom, Neapel, Palermo vorbereitet hat, bietet eine neue Darstellung Goethes und seiner Werke, in der das schriftliche und bildliche Material, das bisher durch die Goethestudien aufgespeichert worden ist, zu gründlicher und sachgemäßer Verarbeitung gekommen ist. Da das Werk Heinemanns vornehmlich auch dem deutschen Unterrichte dienen will, so war dem Verfasser vom Königl. sächsischen Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts ein Urlaub von einem Jahre für die Vorbereitung und Ausarbeitung dieses Werkes bewilligt worden. Es gereicht dem sächsischen Kultusministerium zu hoher Ehre, daß es auf diese Weise die wissenschaftliche Lehrerarbeit, die selbständige und eingehende Beschäftigung mit einem den Unterricht fördernden Zweige der Wissenschaft als notwendig, wichtig und heilsam öffentlich anerkannt hat, und alle Freunde einer gesunden und kräftigen Entwickelung unseres Schulwesens werden diese Förderung wissenschaftlicher Lehrerthätigkeit durch die oberste Behörde mit dem lebhaftesten und aufrichtigsten Danke begrüßen.

Schon der vorliegende erste Halbband des Werkes zeigt, daß Heinemann seine Aufgabe in vortrefflicher Weise angefaßt und zu lösen begonnen hat. Das Eigenartige des Werkes liegt in der Verschmelzung der gewandt und fesselnd geschriebenen Biographie mit einer systematisch eingefügten Folge wertvoller Abbildungen. Besonders die äußere Erscheinung Goethes wird in dem Werke, das allein ungefähr 30 Goethebildnisse enthalten soll, berücksichtigt. Von allen Personen, zu denen Goethe in näherer Beziehung gestanden hat, finden sich historisch treue Bildnisse; auch die Orte, in denen Goethe kürzere oder längere Zeit gelebt hat, werden durch mannigfache Abbildungen und größere Pläne zur Anschauung gebracht, sogar Zeichnungen und Kupferstiche Goethes sind mit aufgenommen. Man sieht, daß die Sammlungen Zarnckes, des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., des Goethe-Nationalmuseums, der Leipziger Stadtbibliothek u. a. mit hingebender Sorgfalt benutzt worden sind. Gerade durch diese Bildwerke wird Heinemanns Buch für den deutschen Unterricht sich außerordentlich belebend und fördernd erweisen.

Aber auch die Darstellung selbst verdient warme Anerkennung. Der natürliche und gesunde Stil Heinemanns, die auf dem sicheren

Boden der Thatsachen und unmittelbar auf den Quellen ruhende Schilderung dieses einzigen Dichterlebens, die Wärme, die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die feinen philologischen und ästhetischen Beobachtungen machen das Buch zu einem überaus anziehenden, sodaß wir nur wünschen können, daß kein Lehrer des Deutschen dieses Werk für den litteraturgeschichtlichen Unterricht und die Erklärung Goethischer Dichtungen ungenutzt lasse. Die Jugend Goethes, die Entwickelung seines Geistes, seine Studienzeit in Leipzig und Straßburg, sein Verhältnis zu Gretchen, Käthchen Schönkopf, Friederike, Charlotte Buff (von allen diesen Mädchen sind treffliche Bilder beigebracht), der Aufenthalt Goethes in Wetzlar und als Advokat in Frankfurt werden in vorzüglich ausgeführten Schilderungen gezeichnet. Man fühlt deutlich, daß das Bild Goethes lange in des Verfassers Seele gelebt hat, so warm und ursprünglich tritt es uns hier entgegen. Ein Prachtstück ist namentlich die Schilderung des Einflusses, den Herder in Straßburg auf Goethe gewann, die Umwandlung, die hier Goethes Geist erfährt, wird mit solcher Klarheit dargelegt, daß man sofort erkennt: das ist unmittelbar aus dem Unterricht selbst hervorgegangen, so hat es der Verfasser seinen Primanern vorgetragen, ehe er es hier niederschrieb. Zu solcher Klarheit und Anschaulichkeit ringt sich eben nur der Lehrer durch, da diesen die Unterrichtspraxis nötigt, einen Gegenstand immer aufs neue zu durchdenken, auf den mannigfaltigen Stufen immer wieder ganz anders zu behandeln, von den verschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten und von den verschiedensten Seiten anzufassen. Gerade hierdurch aber erweist sich Heinemanns Arbeit als besonders fördernd für den Unterricht. Wir sehen den folgenden Bänden mit Spannung entgegen und werden nach Erscheinen des ganzen Werkes eingehender darauf zurückkommen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Ernst Richard Freytag, Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Dresden, Glöß 1892. 175 S.

Wir haben es hier mit einer wertvollen Sammlung solcher Lieder und Dichtungen zu thun, welche die Waffenthaten sächsischer Krieger feiern. Auf Ersuchen des Herausgebers wurden vom Königl. sächsischen Kriegsministerium die Kommandobehörden veranlaßt, ihm die zum Gebrauche für sächsische Soldaten bestimmten Liederbücher und Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen. Auch in der Königlichen Bibliothek und der Prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek zu Dresden fanden sich mancherlei Schätze, die sich hier verwerten ließen, und außerdem konnten mannigfache handschriftliche Aufzeichnungen aus den verschiedensten Kreisen von dem Herausgeber benutzt werden. Die Sammlung ist mit großem Fleiße

und wissenschaftlicher Sorgfalt hergestellt, sie ist ein wichtiger und höchst schätzenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte des sächsischen Volkes. Sind auch die Lieder häufig von geringem Werte, so finden sich doch auch wahre Perlen echter Poesie darunter, z. B. Der sterbende Soldat, S. 132. Das Lied „Napoleon, du Schustergeselle" aus dem Jahre 1813 findet sich hier, nach einer Aufzeichnung des Wachtmeisters Reiner aus den 30er Jahren, unter der Überschrift: „Wir Sachsen, wir stehn wie die Mauern". Besonders fesselnd ist der Teil der Sammlung, der die Lieder aus den Jahren 1866 und 1870 enthält, in welchen namentlich Kronprinz Albert gefeiert wird. Für eine neue Auflage dürfte es sich empfehlen, die Varianten zu den verschiedenen Texten mit anzugeben. So ist in dem Liede: „Sachsen, das sind lust'ge Brüder" die vom Herausgeber angeführte zweite Strophe:

„Spiegelblank sind unsre Waffen,
Schwarz das Lederzeug,
Wenn wir bei dem Mädchen weilen,
Sind wir königreich."

sicher eine spätere Änderung in usum Delphini. Denn heute noch singen die Soldaten hier in Dresden:

Spiegelblank sind unsre Waffen,
Schwarz das Lederzeug,
Können wir beim Mädchen schlafen,
Sind wir Kön'gen gleich.

Die vierte Strophe lautet ursprünglich:

Siegreich woll'n wir Preußen schlagen,
Sterben als ein Held.

Erst 1870 wurde sie umgewandelt in:

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
u. s. w.

Aus der ursprünglichen Fassung wird auch die von Freytag angeführte fünfte Strophe erst verständlich:

Unsre Arme sind von Eisen,
Unser Herz von Stahl:
Kommt, wir wollen's Preußen zeigen,
Was wir Sachsen sind.

Diese Strophe war ursprünglich feindselig gemeint, jetzt wird sie auf die Waffenbrüderschaft gedeutet infolge der Umwandlung in Frankreich in der 4. Strophe. Übrigens sind hier die Worte Stahl in der 2. und sind in der 4. Zeile wohl spätere Verbesserungen eines Offiziers oder Unteroffiziers für das ursprüngliche: „Unser Herz von Stein" und „Was wir Sachsen sein". Die Form: „Siegreich woll'n wir Frank-

reich schlagen" hat sich jetzt glücklicherweise vollkommen eingebürgert, so daß wohl kaum noch ein aktiver Soldat die ursprüngliche Form kennt.

Wir empfehlen die überaus anziehende und sorgfältige Arbeit Freytags vielseitiger Beachtung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 5. Mai: Otto Bremer, Deutsche Phonetik, besprochen von E. Hoffmann-Krayer. (Als wissenschaftlich selbständige Arbeit ist Bremers Phonetik jedenfalls eine höchst beachtenswerte Leistung. Ob sie aber der Hauptaufgabe einer praktischen Phonetik, in dem Ungeübten das Bewegungs- und akustische Feingefühl zu wecken, gelöst hat, wagen wir zu bezweifeln.) — G. Holz, Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, besprochen von W. Golther. — Albert Leitzmann, Georg Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts, besprochen von Franz Munker. — Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt, besprochen von H. Siebeck. (Die vorliegende Darstellung steht namentlich im ausgesprochensten Gegensatze zu einer Schätzung, wie sie besonders F. Th. Vischer hinsichtlich des zweiten Teiles geltend machte. An Stelle der tiefen und breiten Schatten, die von dorther auf das Werk fielen, walten hier bis ins einzelnste die hellen Strahlen entschiedenster Anerkennung. Und der leuchtende Charakter der ganzen Erörterung wird in der That in vieler Beziehung auch zur einleuchtenden Rechtfertigung der Dichtung. Das bewirkt die liebevolle Eindringlichkeit, womit Valentin die Komposition sowohl in ihren großen Zügen wie auch in der Verflechtung der einzelnen Fäden klar zu legen sucht; dazu der Umstand, daß in der Art der Erörterung nirgends ein kritikloser Enthusiasmus das Wort führt, sondern überall der ästhetische und künstlerische Verstand, der sich nach Form und Inhalt an den Faden einer klarbewußten Methode zu binden weiß.) — Fritz Jonas, Schillers Briefe, besprochen von H. Lambel. (Herausgeber und Verlagshandlung verdienen unsern Dank für die mühevolle Arbeit.) — Ludwig Fränkel, Shakespeare und das Tagelied, besprochen von H. Giske.

— Nr. 6. Juni: Karl Heine, Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778, besprochen von Albert Leitzmann. — Franz Kern, Torquato Tasso, besprochen von Albert Leitzmann. (Das bei weitem gelungenste der dankenswerten Arbeit Kerns ist die Einzelinterpretation, die als ein Muster ihrer Gattung bezeichnet werden kann.) — Karl Schüddekopf, Briefe von und an Johann Nikolaus Götz, besprochen von Franz Muncker. — W. Fabricius, Johann Georg Schochs Comoedia vom Studentenleben, besprochen von Ludwig Fränkel. (Wilhelm Fabricius' chronologisch aufgebautes Werk: Auswahl litterarischer Denkmäler des deutschen Studententums begrüßen wir gern mit einem ermunternden Glückauf. Freilich dürfen wir uns von vornherein nicht verhehlen, daß der Herausgeber, da von Haus aus Naturwissenschafter, fast nur Erläuterungsmaterial aus zweiter Hand bieten kann, und seinen Ausgaben sonach im wesentlichen der Wert des Neudruckes zukommt.)

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Der Charakter Egmonts in Goethes gleichnamigem Drama.

Von **A. Vogeler** in Hildesheim.

Der geſchichtliche Hintergrund, auf dem Goethes Egmont ſich abſpielt, iſt die Zeit der Bedrückung der Niederländer durch die Religionstyrannei Philipps von Spanien. Das Drama beginnt mit einer Volksſcene, welche uns einen Einblick in die Unzufriedenheit des Volkes mit der ſpaniſchen Herrſchaft geſtattet, und es ſchließt mit der bildlichen Darſtellung der endlich errungenen Freiheit. Danach würde man annehmen können, daß der Freiheitskampf der Niederländer etwa wie im Tell der der Schweizer den Inhalt des Dramas ausmacht. Darauf ſcheinen auch die Volksſcenen in den beiden erſten Akten hinzudeuten; die Stimmung des Volkes iſt im zweiten Akte weit erregter als vorher, man kann ſehr wohl einen nahen Ausbruch erwarten, allein dieſer Faden iſt nicht weiter geſponnen; Alba kommt und das kriegeriſche Feuer iſt gelöſcht, ein jeder denkt furchtſam nur an ſich und ſucht ängſtlich alles zu vermeiden, was ihm Unannehmlichkeiten verurſachen könnte. Von der ganzen behäbigen Geſellſchaft, die uns beim Schützenfeſt und auf der Straße begegnet, macht keiner den Eindruck, als ſei er überhaupt fähig, ſich für die Freiheit ſeines Vaterlandes ſo zu erwärmen, daß er das Schwert gegen die Spanier ziehen wollte; ohne den Optimismus Egmonts, ohne die bildliche Darſtellung von der zukünftigen Freiheit des Volkes würde ſchwerlich ein Leſer oder ein Zuſchauer auf den Gedanken kommen, daß man eine ſolche Zukunft überhaupt zu erwarten hat. Da ſind die Schweizer im Tell ganz andere Leute, ſie fühlen die Schmach und Schande, in der ſie leben, und ſind auch bereit, für Abſchüttelung des Joches Leben und Güter zu opfern; dazu wird von den Leuten im Egmont keiner fähig ſein. So treffend und wahr die Menſchen hier gezeichnet ſind, ſo plaſtiſch ſie heraustreten, wie etwa auf niederländiſchen Gemälden, die dem Dichter offenbar vorgeſchwebt haben, ſo wenig ſind ſie geeignet, dem Zwecke des Dichters zu dienen, dieſe guten Leute thun niemandem etwas zuleide. Aber auch ſonſt geſchieht in dem ganzen Stücke nichts, was auch nur auf einen Befreiungskrieg hindeutete, das Volk iſt feige, die Bilderſtürmereien haben keine Bedeutung, vom Adel iſt keine Rede, Oranien flieht oder thut gar nichts, der einzige Mann der That, an den wir glauben, Egmont, geht zum Tode auf dem Schaffott. Nirgends auch nur ein Verſuch der Auflehnung gegen die Tyrannei, nirgends auch nur das dumpfe Grollen eines heraufziehenden Gewitters; die Spanier ſind und

bleiben die Herren im Lande, und wir sind am Ende des fünften Aktes in dieser Beziehung keinen Schritt weiter gekommen, als wir am Anfang waren. Der politische Teil des Dramas enthält zwar wundervolle Scenen, aber keinerlei dramatische Entwickelung, nirgends ist ein Fortschritt vorhanden; ein Wechsel der Handlung, ein historisches Aufeinanderfolgen der Dinge hat mit dem Drama nichts gemein. — Neben diesem politischen Teile läuft das Liebesdrama her, das ohne jede Folgen für das erste ist; es ist mehr eine Episode, mehr ein Anhängsel als ein notwendiger Bestandteil des anderen Dramas, und doch scheint der Dichter darauf den größten Wert gelegt zu haben, denn das ganze Stück gipfelt in einer Liebesscene zwischen Egmont und Clärchen. Ist denn nun aber diese Liebesgeschichte dramatisch? Daß ein einfaches Mädchen sich einem hochstehenden, vornehmen Manne hingiebt und dann, als dieser aus politischen Gründen, an denen sie ganz unbeteiligt ist, verhaftet und zum Tode verurteilt wird, sich selbst den Tod giebt, ist das dramatisch? Wenn Clärchen an dem Versuche, ihren Geliebten zu retten, zu Grunde ginge, dann läge die Sache ganz anders, so aber hat sie zwar den Wunsch, Egmont zu befreien, aber sie kann diesem Wunsche durch die That nicht Ausdruck geben, denn den vergeblichen Versuch, die Bürger aufzurütteln, kann man doch kaum eine That nennen, er ist ganz harmlos und hat gar keinen Erfolg. Wir hegen das innigste Mitleid mit dem lieben Wesen, aber Aktion zeigt sich in ihren Schicksalen nicht. Wenn wir somit zu dem Schluß kommen, daß das Stück weder nach seiner geschichtlichen Seite als Drama aufzufassen ist, noch in dem Schicksale der Liebenden etwas Tragisches liegt, worin liegt dann der Grund, das Stück noch als ein Trauerspiel zu bezeichnen? Sollte man es nicht füglich mehr dialogisierte Geschichte oder Novelle nennen? Einen Fingerzeig dafür, was der Dichter gewollt hat, giebt uns einmal die Überschrift, sodann auch der Umstand, daß die beiden getrennten Teile des Dramas nur durch die Person Egmonts zu einander in Beziehung stehen. Diesen Charakter zu zeichnen, das allein ist der Zweck des Dichters gewesen; in diesem Charakter also müssen alle die Eigenschaften liegen, welche ihn zu einem tragischen machen. Tragisch nennen wir im allgemeinen das Schicksal eines Helden, der gegen überlegene Mächte ankämpft und in diesem Kampfe an eigener Schuld zu Grunde geht. Allein damit ist der Begriff des Tragischen keineswegs erschöpft. Wir sehen im Leben auch ohne solche Schuld Helden zu Grunde gehen, und eine moderne Richtung in der Poesie leugnet die Notwendigkeit derselben auch im Drama, da das Drama ein Abbild des Lebens sei. Und ich glaube, daß Goethe, der Realist, hier im Egmont ganz auf der Seite dieser Anschauungen steht, ohne damit doch die höchsten Ziele des Dramas,

Mitleid und Furcht zu erregen, auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Die einzige Schuld, die man dem Egmont vorgeworfen hat, ist sein Leichtsinn, seine totale Verkennung der thatsächlichen Gefahr, in der er sich befindet. Schiller, der in seiner Beurteilung dieses Charakters ganz unter dem Eindruck seiner eigenen historischen Studien steht und das Verständnis für den poetischen Charakter dadurch völlig verloren hat, bricht ohne weiteres den Stab über Egmont, und in seiner Weise hat er vollkommen recht. Eine Person, die sich aus lauter Leichtsinn und Beschränktheit mutwillig in eine Todesgefahr begiebt, mag getrost scheitern — sie hat in keiner Weise Anspruch auf unsere Teilnahme. Aber ist denn Egmont wirklich leichtsinnig und nur leichtsinnig, giebt es denn keine andere Erklärung dieses Charakters? Ich glaube doch.

Egmont entstammt dem höchsten Adel eines freien Landes, das zwar in der Person des Königs von Spanien einen Herrn hat, aber durch die weitesten Privilegien, durch eine freie Vergangenheit gegen alle Tyrannei geschützt sein sollte. Er ist Herr der ausgedehntesten Besitzungen und so über alle tägliche Sorge erhaben. Er hat seinen Mut und seine Fähigkeit in siegreichen Schlachten bewiesen, er ist der Liebling des Volkes, und wo seine hohe Gestalt erscheint, zieht er die liebevollste Aufmerksamkeit auf sich; er ist Ritter des goldenen Vließes und damit gegen alle Willkürlichkeiten geschützt. Gesund und schön, reich und durch Stellung ausgezeichnet, hoch geehrt, ohne Nebenbuhler, frei und sicher und dabei umgeben von dem Glorienscheine, den kriegerische Erfolge stets um das Haupt des Siegers verbreiten, getragen von der Liebe eines Volkes, das die fremde Herrschaft haßt und seinen Liebling als seinen Herrn sich ersehnt — so steht Egmont da. Ein ehrgeiziger Kopf würde gestützt auf alle diese Vorzüge die Herrschaft an sich zu reißen versuchen, ein beschränkter Kopf würde hochmütig sich über alle anderen erheben, ein frommer Mann vielleicht demütig werden, nur ein freier Mann, eine harmonische Natur wird diese Überfülle von Glück ertragen können, und ein solcher Mann, eine solche Natur ist Egmont. Kann es etwas Hinreißenderes geben als ein solches Wesen? Und gerade weil er so ist und nicht anders, wird er ein Opfer der Bosheit und des Neides, nicht die Klugheit siegt über die Beschränktheit; die Gemeinheit, die brutale Gewalt trägt den schändlichen Sieg davon über die Geradheit, die vornehme, vorurteilslose Ehrlichkeit. Freilich ist dieser Sieg nur äußerlich, Egmont bleibt doch der Sieger, man kann ihm das Leben rauben, aber nicht seine Seele, frei wie durchs Leben geht er auch zum Tode. Darin allein scheint mir der Dichter seine Aufgabe gesehen zu haben, eine auf Freiheit gegründete, in sich durch und durch harmonische Natur zu zeichnen, die ganz unabhängig von äußeren Einflüssen stets sie selbst bleibt und

nur so und nicht anders leben kann. — Frei ist Egmont nach allen Seiten hin unbeschadet seiner Treue zum König, nirgends verleugnet er seine Natur, immer derselbe, mag er mit dem gemeinen Volke an seinen Vergnügungen teilnehmen, mag er mit seinen Standesgenossen tafeln, mag er mit Margaretha zu Rate sitzen oder selbst seinem tückischen Feinde Alba gegenüberstehen; immer geht er einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte, immer trägt er das Haupt hoch; für die Freiheit hat er gelebt und gefochten, für die Freiheit geht er in den Tod. Niemand kann von sich sagen, daß er Einfluß auf ihn hat, er beherrscht alle, niemand ihn. Nichts ist ihm unleidlicher, als die Versuche, seine Freiheit einzuschränken, selbst die guten Absichten seines väterlichen Freundes Oliva sind ihm lästig, weil er eine Einschränkung seiner Freiheit nicht ertragen kann, weil er leben muß, wie seine Natur es verlangt, weil er fühlt, daß die schöne Harmonie seiner Seele gestört würde, wenn er anders wollte, weil er zum Lügner an sich selbst werden würde. Denn eben der Wahrheit entspringt seine Freiheit; wahr ist er durch und durch, das ist der Zug, welcher sein ganzes Wesen adelt, ihn weit hinaushebt über Leichtsinn und Frivolität. Freund und Feind müssen ihm zugeben, daß er stets nach seinem Gewissen handelt, daß keine falsche Ader in ihm ist, und eben weil er selbst wahr ist, so glaubt er auch an die Wahrheit anderer. Ist das eine Schwäche, so ist sie verzeihlich, denn sie entspringt aus einer edlen Gesinnung; übrigens vermutet außer dem mißtrauischen, weitblickenden Oranien niemand in dem Stück einen Ausgang, wie ihn Alba schließlich der Situation giebt, und es ist kein Zeichen von Kurzsichtigkeit, sondern vielmehr von Selbstlosigkeit, wenn Egmont den Gefahren, die ihm Oranien vorhält, die bösen Folgen entgegenstellt, die ein Eingehen auf Oraniens Pläne für das ganze Volk hat. — Unbedingt ist Egmonts Glaube an den König, er hält ihn keiner Niederträchtigkeit für fähig, er mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm spricht, selbst an der Schwelle des Todes, den ihm die Perfidie des Königs bereitet, spricht er die Überzeugung aus, daß dem Könige mit seiner Befreiung ein Gefallen erwiesen würde. Für ihn sind die Verträge zwischen Spanien und den Niederlanden bindend, nie überschreitet er seine Privilegien, nie reizt er das Volk auf, nie begeht er eine ungesetzliche Handlung, wenn er auch im Übermute der Weinlaune allerlei Scherze veranlaßt hat, welche nicht gerade dazu dienen, das Ansehen der Regierung zu stärken; er hat deshalb auch keinen Grund, sein Betragen zu ändern, als Alba erscheint. Dieselbe ehrliche, wahre Gesinnung setzt er aber auch bei allen anderen — mit einziger Ausnahme Albas —, voraus, unerschütterlich ist sein Vertrauen in die Rechte, die er als Ritter des goldenen Vließes genießt. Diese Geradheit, diese gute Meinung, die er von den Menschen

hegt, dieſer Adel der Geſinnung laſſen ihn überall ſagen, was er denkt. Weil er unabhängig in ſeinem Herzen iſt und ein reines Gewiſſen hat, verachtet er die Verſtellung, ſelbſt in jener entſcheidenden letzten Unterredung mit Alba, wo er ſich über die Geſinnungen ſeiner Feinde keinem Zweifel mehr hingeben kann, vermeidet er Verſtellung und begegnet allen Wendungen des Spaniers mit einem herrlichen, republikaniſchen Freimut. — Neben dieſen ausgezeichneten Charaktereigenſchaften beſitzt Egmont eine unverwüſtliche Lebensfreudigkeit, er iſt, wenn ich den Ausdruck eines neueren Schriftſtellers auf ihn anwenden darf, ein wahrer König des Lebens, geſchaffen, den Augenblick zu genießen, die Sorge zu verachten. Die Fröhlichkeit, das freie Leben blicken ihm aus den Augen, die Sorge um die Zukunft kennt er nicht, und als Oranien ſeine Sorglichkeit in ihn überträgt, da eilt er, dieſen fremden Tropfen aus ſeinem Blute wieder zu entfernen, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, denn anders kann er nicht ſein. Wohin die Sonnenpferde der Zeit von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht mit ſeines Schickſals leichtem Wagen durchgehen, er kann es nicht wiſſen, aber mutig faßt er die Zügel und ſucht den Wagen vor dem Sturze zu behüten, bis ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ein verfehlter Tritt ihn in die Tiefe ſtürzt, wo er dann das Schickſal vieler anderen teilt. Und zu dieſem Lebensgenuſſe bringt er alles mit, was dazu gehört: Reichtum und Freigebigkeit, eine unverwüſtliche Geſundheit, eine unendliche Freude an der Welt, der Sonne, der Natur, der eigenen Kraft, ein Bedürfnis nach Geſelligkeit, eine Fähigkeit der Anregung, ſchnelle Auffaſſung, Humor und witzige, treffende Rede. Er lebt gern und mit Luſt und freut ſich eines jeden Tages, bald tummelt er ſein kriegeriſches Roß, bald feiert er mit dem Adel und dem Volke, bald ſitzt er im ernſten Rate, wo ſeine leichte Faſſungsgabe ohne Schwierigkeit das Richtige trifft, hier wie in der Verwaltung ſeiner Provinz ſind ſeine Urteile ſo einfach und menſchlich, ſo ganz ſeiner Natur entſprechend, daß man auch hier zur Bewunderung hingeriſſen wird. Lange Sitzungen im Rate widerſprechen ſeinem Weſen, nichts iſt ihm verhaßter als die engen Mauern eines Hauſes, und wie die Enge des Grabes erſcheint ihm ſein Gefängnis; Freiheit, Licht und Bewegung ſind die Bedingungen ſeines Daſeins. Solche Naturen pflegen zu ſiegen, wo ſie ſich zeigen, niemand kann ſich dem Zauber entziehen, den ſie um ſich verbreiten. Und ſo geht es auch Egmont, alles liegt ihm zu Füßen, das Volk betet ihn an, Mütter halten ihre Kinder empor, wenn er ſich zeigt, die Soldaten hängen an ihm, der ſie von Sieg zu Sieg geführt hat; dem kühlen Oranien, der ſo nüchtern über ſeinen eignen hohen Wert im Gegenſatze zu dem Wohle des Volkes zu ſprechen weiß, brechen die Thränen hervor bei dem Gedanken an ein mögliches Unglück, das dem bewunderten Freunde

zuſtoßen könnte; Ferdinand, ſeines Todesfeindes Sohn, vergießt die heftigſten Thränen über das Schickſal des ſchwärmeriſch verehrten, als Lebensideal ihm vorſchwebenden Helden und flucht ſeinem leiblichen Vater, der ihn gezwungen hat, die Schlingen zu legen, in die ſich der Freund verwickeln muß, und iſt nicht auch der tiefe Haß Albas, der hier einer unfaßbaren Größe gegenüberſteht, ein voller Sieg Egmonts?

Und dieſer Held nun noch verklärt durch die Liebe des ſüßeſten Geſchöpfes, was je die Phantaſie eines Dichters erſonnen, — kann es etwas Anziehenderes geben? Welchen Inhalt verleiht er dem unbekannten Leben ſeiner Cläre, die an ſeiner Seite nicht mit einer Königin tauſcht! Hat er hier eine Blume gebrochen, ſo hat er ſie doch auch durch ſeine liebevolle Pflege zur herrlichſten Blüte gebracht; ſie nimmt teil an dem weiten Glück des einzig geliebten Mannes, freiwillig hat ſie ſich ihm hingegeben, frei genießt er das Glück, das ihre Liebe ihm ſchenkt. Sie iſt ſo ganz Natur, ſo ganz ohne fremde Zuthaten, daß auch er ſich bei ihr ſtets wiederfindet, in ihrer Nähe zerſtreuen ſich die Wolken auf ſeiner Stirn, die ſinnenden Runzeln verſchwinden, hier wird er wieder ruhig, offen, glücklich, wie ſeine Natur es verlangt. Wie armſelig erſcheint hier neben ihm die Figur des Stubenmenſchen Brakenburg; der reflektiert und reflektiert und kommt bei allem Überlegen nicht zum Handeln und Genuſſe; Egmont handelt und genießt und freut ſich dankbar der Liebe, die ſich ihm entgegenbringt. — So vervollſtändigt dies Verhältnis zu Clärchen erſt das Bild unſeres Helden, es iſt völlig aus einem Guſſe. Geſund und ſchön, frei und wahr, heiter und lebensluſtig — dabei thatkräftig und zugreifend, ſo iſt Egmont im Leben, ſo bleibt er, als es zum Sterben geht. Auch im Tode verleugnet ſich ſeine Natur nicht, an der Schwelle des Grabes findet er noch den ſtärkenden Schlaf, und ungebrochen an Leib und Seele wie ein „Triumphator" ſchreitet er zum Blutgerüſte; Alba kann ihn vernichten, denn er hat die Macht; ſeine königliche Freiheit kann er ihm nicht rauben; beſiegt bleibt Egmont doch der Sieger. Das tiefſte Mitgefühl haben wir mit ſeinem Schickſal, wir zittern für ihn, wir beweinen ihn und erheben uns doch gleichzeitig mit ihm zu der Gewißheit empor, daß Adel der Seele und Freiheit, die höchſten menſchlichen Eigenſchaften, ihren Träger unbeſiegbar machen. — So zuſammengeflickt in mancher Beziehung das ganze Trauerſpiel erſcheinen mag, der Charakter des Egmont iſt völlig einheitlich, und wie mir ſcheinen will, iſt auch er wieder nur ein Stück von Goethe ſelbſt; gab es nicht auch für den Dichter eine Zeit, wo er wie ein König durchs Leben ſchritt, wo er ſich nicht gewundert haben würde, wenn man ihm eine Krone aufs Haupt geſetzt hätte?

Der Teufelsglaube in Meklenburg.

Von **Otto Glöde** in Doberan.

I.

Man hat von dem Mittelalter oft gesagt, es wäre eine dunkle Nacht, in der die Leidenschaften ihr Wesen trieben, die das helle Tageslicht scheuen, und hat dabei mit Recht an den düstern Teufels- und Hexenglauben gedacht, der die Gemüter der Menschen in dumpfer Furcht erhielt. Wir können aber auch wiederum sagen, daß diese Nacht mond- und sternenhell war, die goldenen Sterne stiegen am Himmel auf und ab, das sind die vielen schönen Perlen der Dichtung, die auch unser heimatliches Niederdeutschland hervorgebracht hat. In unserem Meklenburger Lande ist das schönste niederdeutsche Osterspiel entstanden, in dem Stilleben an der Redentinerbucht, ein Drama voll echt niederdeutschen Lebens. Noch sind die Akten über die Entstehung und den Verfasser dieses Spieles nicht ganz geschlossen; daß sein Werk ein hell leuchtender Stern am mittelalterlichen Himmel ist, das wird jeder zugestehen. Ein Kapitel aus der dunklen Nacht des Mittelalters aber ist jener finstere Aberglaube, der manchem unschuldigen Menschen das Leben gekostet hat, und leider haben auch die Meklenburger ihr großes Kontingent zu jenen unbewußten Mordthaten gestellt. Das ganze katholische Mittelalter ist weniger von jenem erhebenden Gottvertrauen beseelt, wie es die Bibel lehrt, sondern vielmehr von der furchtbaren Angst vor dem Teufel und seinen Kreaturen. Das ist der ewige Vorwurf, der der mittelalterlichen Kirche gemacht werden muß, daß sie statt aufzuklären, vielmehr das Volk dumm hielt, daß sie statt der Liebe zu Gott die Furcht vor dem Bösen einem Volke predigte, das mit allen Fibern des Herzens seinen Gott suchte. Daher schreibt sich jener unselige Teufels- und Hexenglaube, der noch bis auf den heutigen Tag nicht verschwunden ist, sondern in mancherlei Gestalt trotz unserer Aufklärung immer wieder zum Vorschein kommt. Für den Volksforscher ist es natürlich interessant, den Überresten dieses Aberglaubens nachzuspüren; es finden sich oft heidnische Elemente darin. An den Stellen und in den Tempeln, wo noch vor kurzem die heidnischen Priester den Göttern geopfert hatten, ertönte nun frommer Lobgesang zum Lobe und Preise des dreieinigen Christengottes. Das Volk, das mit dem Munde der neuen milden Lehre zujubelte, blieb aber noch lange im Herzen den heidnischen Göttern treu. Der alte starrsinnige, die Gerechtigkeit liebende Germane konnte die sittliche Richtigkeit der Lehre nicht einsehen, daß er seinen Feind lieben solle, der der Blutrache ver-

fallen war. Was war nun natürlicher, als daß die christlichen Priester auf die heidnischen Götter eifersüchtig wurden und sie dem Volke als Antichristen, als Teufel, Satan, Lucifer und Beelzebub verhaßt zu machen suchten? Das zeigt sich schon in der äußeren Darstellung. Der Mensch ist das Ebenbild Gottes, folglich stellte man den Teufel als das Gegenteil vom Menschen dar, also schwarz und häßlich. Das ist nicht bloß bei den Niederdeutschen so, sondern bei allen Völkern der Welt. Der Philosoph Plato sagt einmal, daß wenn die Ochsen und Kühe sich Götter machten, diese wie Ochsen und Kühe aussehen würden. Die bösen Geister haben immer die den Göttern entgegengesetzte Physiognomie. Ich will einmal ein Beispiel aus des Franzosen Montesquieu Werken anführen, der berichtet, daß der Teufel bei einzelnen Negerstämmen blendend weiß wie Schnee aussieht. Recht bezeichnend ist eine Sage deutschen Ursprungs, die gerade ersonnen zu sein scheint, um den alten Gott Donar recht in den Augen des Volkes herabzuwürdigen. Man brachte ihn mit der verachtungswürdigsten Persönlichkeit des Neuen Testamentes, mit Judas, dem Verräter unseres Herrn, zusammen, der auch rote Haare gehabt haben soll Rotes Haar aber ist das Zeichen eines schlechten Charakters. (Vergl.: Rooden Baert, duivels aerd; rood haer en een elsenstomp wassen zelden op een goeden grond; ellernholt un rodes Haar sünd up gauden Borren rar.) Die Umwandlung Wodans zum wilden Jäger (nd.: Wod, Waur) ist allbekannt. Bei uns ist der Teufel schwarz, häßlich behaart, hat einen Pferdefuß, auch einen Krähen- und Hühnerfuß, Bocksbeine, Ochsenhörner auf dem Kopfe, einen Affenschwanz, einen Ziegenbart, Katzen- oder Eulenaugen, kräht wie ein Hahn, hüpft wie ein Hase und trägt einen dreieckigen roten Hut mit einer Hahnenfeder. Man sieht, es sind die Eigenschaften vieler Tiere vertreten. Die Füße werden meistens durch einen langen roten Mantel verdeckt. Von Gestalt ist er meistens lang, dabei mager, gelb im Gesicht. Sein Atem ist heiß, und seine Augen glühen wie Kohlen, sehen scheel und haben keine Wimpern. Wenn er fährt, so fährt er mit 4 Rappen. Das Volk hatte natürlich furchtbare Angst vor dem schwarzen Gesellen; dabei aber entwickelte sich frühzeitig aus der großen Furcht eine Art Galgenhumor, da man den Teufel nun einmal für dumm hielt. Der Teufel ist dumm, dabei prahlerisch und hochtrabend. Er ist überaus neugierig und geht in die plumpsten Fallen. Es ist äußerst leicht ihn zu überlisten, zumal wenn Gott die Seele des armen Sünders noch im letzten Augenblick retten will. Er ist von einer wahrhaft komischen Ungeschicklichkeit, wenn er irgend etwas anfertigen oder nachmachen will. Kluge Leute mit gutem Verstande und dem Herzen auf dem rechten Fleck sind ihm stets überlegen. So ist es auch heute noch, je weiter die Aufklärung und

wahre Gottesfurcht ins Volk bringen, desto mehr verschwindet der Teufels- und Aberglaube. Um nun die Tollheit voll zu machen, brachte man den Teufel auf die Bühne, ins Hanswurst-, Kasperle und Polinchinelle-Theater. Die Fachgenossen kennen ja das mittelalterliche Wander-Theater. Die Handlung spielt an 3 resp. 4 Stellen zu gleicher Zeit. Die Handlung in der Hölle ist die interessanteste. Wenn man aber erst über einen gefürchteten Herrn lacht, dann ist es mit der Furcht nicht mehr weit her. Es bleibt dann nur noch ein bloßes Graueln übrig. Aber der Teufel war selbst durch die vielen Prügel ein bißchen vorsichtiger geworden, und deshalb fing er an, sich herauszuputzen, sich der menschlichen Gestalt anzupassen. Die Kultur beleckte sogar den Teufel. Den Männern trat er in der Gestalt einer hübschen Frau, den Frauen als galanter Kavalier, als schmucker Jägersmann in grünem Rock entgegen. Von der Zeit an hatte er wieder etwas mehr Glück. Aber den Teufelsgeruch wurde er doch nicht los, und so kann man es der jüngeren Damenwelt nicht verdenken, wenn sie in den meisten Fällen ihre menschlichen Mitbrüder dem Teufel vorzog. Daher versuchte er seine Verführungskünste bei älteren Frauen, deren Äußeres schon gegen sie sprach, wie das Volk sie nannte, den Hexen. Das ist keine Übertreibung, sondern in alle diese Geschichten spielt stets eine gewisse Sinnlichkeit hinein. Die Scheu vor dem Teufel war aber, wie vor allem Übernatürlichen, doch so groß, daß man seinen Namen nicht auszusprechen wagte und ihn deshalb zu verdrehen begann. Wie man die Namen Gottes und Jesu in Potz, Herjes und Herjemine aus diesem Grunde verwandelte, so wurde aus Teufel Deuwel, Dexel, Teixel, Deutsching, Dütsching, Drauß, Deiwel (nd.: den Drauss ok, dat di de Dross hal). Dadurch suchte man sich vor seiner Rache zu sichern. Doch er kam oft ungerufen. Zahlreich sind die Erzählungen über seine Verführungskünste, wie sie in unserem Volke umgehen. Besonders bekannt ist wegen solcher Geschichten im niederdeutschen Sprachgebiet gerade Meklenburg und der angrenzende Teil von Pommern.

Auch besonders große Bösewichter werden in ihrer äußeren Erscheinung ähnlich wie der Teufel dargestellt. So trägt der Graf Schwarzenberg ein schwarzes eisernes Drahthemd und einen schwarzen Helm, auf dessen Spitze eine lebende, schwarze Eidechse den Kamm bildet, mit ihren Krallen fest angeklammert. Der lange Schwanz schlackert über dem Nacken zwischen die Schultern hin. Mager und abgezehrt scheint das Antlitz des langen Mannes; die Augen sehen scheel und sind ohne Wimpern; sein Atem glüht von Feuer.

Auch die Gestalt von Tieren nimmt der Teufel häufig an; so erscheint er als schwarzer Hund mit glühenden Augen, als schwarzer Ziegenbock ꝛc. Die Sammlungen in den meklenburgischen Jahrbüchern,

bei Bartsch in den Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Meklenburg sind sehr reichhaltig. Wasserlöcher, Steine, Sandgegenden, überhaupt alles Schlechte, wird dem Teufel in die Schuhe geschoben.[1])

Teufelskuhlen (nd.: Düwelskul) giebt es in Meklenburg allein drei. Die erste befindet sich in der Nähe von Dassow im Nordwesten des Landes. Dort lag vor Zeiten ein Haus, in dem es auch während des Gottesdienstes oft sehr lustig zuging. Ein einäugiger Fiedler mußte den Gästen zum Tanze aufspielen. Als man eines Sonntags wieder während der Kirchzeit tanzte, erhob sich ein Gewitter. Plötzlich ertönte ein gewaltiger Donnerschlag, der Fiedler hörte auf zu spielen, die Tänzer kehrten sich aber nicht daran. Beim zweiten Donnerschlag lief der Fiedler aus dem Hause, beim dritten versank das ganze Haus mit allen Anwesenden in die Tiefe. Noch heute ist eine Vertiefung im Erdboden sichtbar, die Düwelskule genannt wird. Eine ganz ähnliche Geschichte geht noch heute im Volksmunde über den Kirchhof in Boizenburg a. d. Elbe um. Die Boizenburger störten die Ruhe der Toten durch Tanz und Musik auf dem Kirchhofe. Da erschien plötzlich der Teufel als Fiedler, setzte sich auf eine umgefallene Tanne und spielte so lange, bis alle Tänzer erschöpft zu Boden fielen. Darauf versanken alle mit einem Donnerschlag in die Erde. Eine Bezeichnung erinnert hier nicht mehr an den Teufel. Die zweite „Düwelskul" liegt auf dem großen Walle in Rostock zwischen dem Stein- und Kröpelinerthor. Der alte Wall hat hier drei Absätze, und der oberste umschließt ein außerordentlich tiefes, abschüssiges Wasserloch von der Form eines D, das allgemein unter dem Namen „Düwelskul" bekannt ist. Es soll ein verwünschtes Schloß in die Erde versunken und dann das Wasserloch entstanden sein. Den Namen wird die Grube von ihrer düstern, schaurigen Umgebung erhalten haben, auch kommen dort häufig Selbstmorde und Unglücksfälle vor. Das ganze Schloß soll noch heute in der Tiefe stehen, doch so, daß die Turmspitzen nicht über das Wasser hervorragen. Wenn dort zuweilen einmal gefischt wurde, so zerrissen den Fischern regelmäßig die Netze an den Türmen des Schlosses, wie das Volk glaubt. Um die Mittagsstunde des Johannis- oder nach anderen des Neujahrstages zeigt sich auf der Oberfläche des dunklen Wassers eine silberne Schüssel mit einem silbernen Löffel. Während einer Belagerung Rostocks durch die Preußen sollen die besten Kanonen, darunter die berühmte „lang' Greet", in das unergründliche Wasser geworfen

1) Ein großer Teil der einschlägigen Litteratur findet sich in Pauls Grundriß II II S. 280—282: Niederdeutschland, Bibliographie der Quellen der Sitte und des Brauchs. — Ib. II I S. 801—807: Niederdeutschland, Sagen und Märchensammlungen. Meklenburg und Pommern sind zahlreich vertreten. Spezielle sonst nicht angeführte Quellen erwähne ich bei Gelegenheit.

sein. Jedenfalls schließen sich stets Unglück und Elend an den Namen dieser Grube an.

Die dritte Düwelskul liegt bei Schwaan in der Mühlenthorvorstadt. Vor einem halben Jahrhundert war die Stelle eine tiefe, sumpfige morastige Gegend, jetzt ist dort festes Weideland. Mitten in diesem Sumpf lag ein kleines Wasserloch ohne jegliches Gesträuch an den Ufern. Das Loch hieß Düwelskul, und das Volk glaubte, daß dort der Eingang zur Hölle sei. Eine schwarze Kutsche, von vier rabenschwarzen Pferden gezogen, sieht man des Abends in voller Fahrt auf der Schwaan-Rostocker Landstraße fahren und in dem Sumpf verschwinden. Der Freund eines alten Handwerksmeisters, der von Rostock zu Fuß nach Schwaan ging, traf unterwegs eine schwarze Kutsche, die mit vier schwarzen Pferden bespannt war. Er bat den Kutscher, der auf dem Bock ganz eingemummt saß, ihn mitzunehmen. Der Kutscher nahm ihn unter der Bedingung mit, daß er vom Wagen springen sollte, sobald der Kutscher „Runter" riefe. Nun geht es im Galopp auf der Landstraße vorwärts; dem Mann wird die Sache immer unheimlicher, da der Kutscher die Pferde immer stärker antreibt, aber auf alle Fragen keine Rede und Antwort steht. Als sie dicht vor Schwaan sind, schreit der Kutscher plötzlich „Runter". Mit großer Anstrengung gelingt es dem Schwaaner vom Wagen zu kommen. Er sieht noch, wie der Wagen auf den Sumpf zurollt und in der Düwelskul verschwindet. Ähnlich sind die Sagen, die sich auf die Teufelsseen bei Teutendorf, Helmsdorf, Güstrow und bei Schwiessel beziehen. Beim Dorfe Teutendorf in der Nähe von Tessin liegt ein See, Teufelssee genannt, in den eine große Stadt versunken sein soll. Am Johannistag mittags 12 Uhr hört man noch die Glocken läuten, und manchmal liegen auf den Büschen um den See Hemden und Handtücher, denn als die Stadt unterging, haben viele Leute gerade große Wäsche gehabt. Genau so lautet die Sage über den Teufelssee (auch nd. Düwelssee) im Helmsdorfer Moor bei Tessin, nur daß man in ihm die Glocken der untergegangenen Stadt jeden Mittag läuten hört. Wie der Teufel zu diesen Seen in Beziehung tritt, geht aus der Sage über den Teufelssee bei Güstrow hervor (vergl. Niederhöffer 2, 97 flg.). Bei Güstrow an der nach Teterow und Krakow führenden Chaussee liegt ein kleines, von hohem Nadelholze umgebenes Wasser, der sogenannte Teufelssee. Dort soll früher festes Land gewesen sein und darauf ein kleines Kirchlein gestanden haben. Einmal sollen Mönche in der Sakristei dieser kleinen Kirche arg gehaust, geschwelgt und gezecht haben und das Haus des Herrn auf die roheste und gemeinste Weise entweiht und verunreinigt haben. Da sandte Gott den Teufel, um die pflichtvergessenen Priester zu holen und mit ihnen

in die Hölle zu fahren. Als dies geschehen war, that sich die Erde auf, und das Kirchlein versank; an seiner Stelle aber entstand der Teufelssee. Bei stillem Wetter aber, wenn in Gottes Natur alles ruhig ist und sich kein Lüftchen regt, dann soll man noch an gewissen Tagen tief unten im See die Glocken der versunkenen kleinen Kirche läuten hören. Ein anderer Teufelssee liegt bei Schwiessel in einem Gehölze. Dort sollen einst Mägde aus Groß-Butzin mit Pferden geeggt haben, als sich plötzlich ein großer kohlschwarzer Hengst bei ihnen einfindet. Eine beherzte Dirne spannt ihr altes schlechtes Pferd von der Egge ab und legt dem fremden Hengst die Sielen auf, was er sich auch ruhig gefallen läßt. Dann fängt sie an, auf und nieder zu eggen, der Hengst geht ganz geduldig. Als sie dann aber quer über die Längsfurchen zieht, so daß die Eggfurchen sich kreuzen, wird der Hengst plötzlich scheu, reißt sich los und fährt wie wütend mitsamt Sielengeschirr und Egge in den See, wo er spurlos verschwindet. Am Johannistage, in der Mittagsstunde, soll die Egge noch jetzt in diesem See „baben up 't Water fleeten". Nach einer andern Variation eggte ein Bauer aus Klein-Butzin am stillen Freitag auf seinem Acker, als er einen schwarzen Hengst bemerkt, den er an Stelle eines seiner Pferde vor die Egge spannt. Als er anfängt, querüber zu eggen, reißt sich der Hengst los, geht durch und läuft auf den See zu. Pferd und Bauer sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Auch bei Sülze giebt es einen Teufelssee. Im Galgenberg bei Sülz ist eine verwünschte Prinzessin, die in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 Uhr aus dem Berge kommt und einen Kessel aus dem nahe gelegenen Teufelssee holt.

Teufelssteine giebt es in Meklenburg bei Strelitz und Gadebusch. In dem ersteren sieht man deutlich einen Händeabdruck. Der Teufel soll diesen Stein einstmals in die Hand genommen haben, um den Grünower Kirchturm damit einzuwerfen, weil die Grünower Leute ihn durch ihre Frömmigkeit sehr geärgert hatten. Als der Teufel zum Wurfe ausholte, fiel ihm der Stein aus der Hand, an die Stelle, wo er noch heute liegt. Ebenso liegt auf der Grenze zwischen Güstow und Gadebusch ein großer Stein, in dem die Spur eines Pferdefußes ist. Von dem Stein wird folgende Sage erzählt. Einst waren die Güstower und Gadebuscher miteinander wegen der Grenze in Streit geraten, und der Abend war bereits angebrochen, ohne daß der Streit endete. Da kam plötzlich der Teufel dazwischen, einen großen Stein auf dem Rücken. Er trat mitten zwischen die Streitenden, warf den Stein nieder und trat ihn mit den Worten in die Erde: „Hier soll die Grenze sein". Darauf verschwand er. Seit dieser Zeit ist noch nie wieder Streit über die Grenze gewesen, und man sieht den Teufel noch oft nachts, wie er nachsieht, ob der

Stein nicht verschoben ist. Ein großer Stein, die Teufelsklaue genannt, liegt auf der Dargelützer Feldmark. Er zeigt auf der Oberfläche die Spur einer Hand.

Haben wir im vorigen gesehen, daß der Teufel mit Steinen nach den Kirchen zu werfen versucht, so sieht man seine Werke sogar an und in den Kirchen. Vor dem Fenster meines früheren Arbeitszimmers ragt der viereckige Turm der schönen Marienkirche, der Hauptkirche Wismars, so friedlich in die Luft, daß man nicht an Teufel und Teufelswerk denkt. Das Gitter um den Taufstein dieser Kirche, Teufelsgitter genannt, ist von so kunstreicher Eisenarbeit, daß es fast aussieht, als sei es aus lauter ineinander geflochtenen Stricken zusammengesetzt. Die Sage berichtet, daß der Meister, der es anfertigte, sich dem Teufel verschrieben und dieser das Gitter für ihn gemacht habe. Eine andere Überlieferung nennt sogar bestimmt das Jahr 1344. Ein Schlossergeselle zu Wismar, der seines Meisters einzige Tochter liebte, aber von dem Meister zurückgewiesen wurde, da er nicht hundert Goldgulden zum Mahlschatz bringen konnte, traf einen feinen Herrn, dem er auf Befragen den Grund seiner Betrübnis erzählte. Der Herr versprach ihm zu helfen; er werde am andern Morgen kommen und ein Gitter um den Taufstein bestellen, das aus einem Stücke geflochten sein müsse. Da keiner die Arbeit übernehmen würde, so solle er sich dazu melden. Wenn er das Gitter dann in der Zeit vom Hahnenschrei bis nachts ein Uhr vollende, dann bekomme er hundert Goldgulden, wenn nicht, so gehöre er ihm. Der Geselle wußte wohl, daß er mit dem Teufel zu thun hatte; aber er ging den Vertrag ein, den er mit seinem Blute unterzeichnen mußte. Er hatte auch die Arbeit bis auf einen Stift vollendet, der noch einzunieten war, als die Glocke Eins ansagte. Als die Glocke Eins schlug, rief er die Mutter Gottes an. Da ertönte ein furchtbares Geheul, und der Geselle fiel besinnungslos zu Boden. Als er erwachte, lag sein Kontrakt und die hundert Goldgulden neben ihm. Er beichtete alles und erhielt nicht nur Verzeihung, sondern auch von seinem Meister die Hand seiner Tochter. Das eine Loch ist bis auf den heutigen Tag ohne Niet geblieben (vergl. Niederhöffer 2, 27 flg. u. 3, 148 flg.). Eine andere Sage berichtet von einer Teufelskette in Wesenberg. An der Kirchthür zu Wesenberg befand sich ein eigentümlich geschmiedetes Endchen Kette, das weder Anfang noch Ende zu haben schien. Die Bürger von Wesenberg sollen einst einen Schmied beauftragt haben, eine Kette anzufertigen, die an der Kirchthür befestigt werden sollte. Als der Schmied die fertige Kette brachte, war man nicht zufrieden damit, sondern trug ihm auf, eine bessere anzufertigen. Als auch diese keinen Beifall fand, rief der erzürnte Schmied aus: „So mag de Düwel jug 'ne Ked'

maken". Am andern Morgen hing denn auch wirklich ein Endchen Kette an der Thür, von der man sagte, daß der Teufel sie gemacht habe. Es wird weiter erzählt, daß ein Mädchen von Wesenberg nach Neu-Strelitz gegangen sei; das habe den Wesenbergern erzählt, ihr sei unterwegs der Engel Gabriel erschienen und habe ihr gesagt, sie sei dazu bestimmt, die Kette zu entfernen. Nachdem sie zweimal versucht hatte, sie zu zerreißen, gelang es ihr beim dritten Male. Die Kette wurde in die Schleuse bei Wesenberg geworfen (vergl. Niederhöffer 1, 27 flg.). Eine Teufelsbrücke befindet sich im Gahlenbeker See in der Nähe von Friedland. Es ist eine wahrscheinlich künstliche Landzunge, die sich bis etwa in die Mitte des Sees erstreckt. Sie heißt Teufelsbrücke und soll der Rest einer vom Teufel erbauten, aber unvollendet gelassenen Brücke sein. Ein Schäfer mußte seine Herde immer um den ganzen See herumtreiben, um zur Weide zu gelangen. Er hatte sich schon lange darüber geärgert und wünschte sich einst unter Fluchen, daß eine Brücke über den See ginge. Kaum hatte er den Wunsch geäußert, als sich ein Mann zu ihm gesellte, der ihm in einer Nacht, bis der Hahn dreimal gekräht hatte, eine Brücke herzustellen versprach. Dafür mußte ihm der Schäfer seine Seele verschreiben. Als der Schäfer abends nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, was ihm passiert wäre. Die sagte gar nichts, sondern ging um Mitternacht in den Hühnerstall und weckte den Hahn. Der meinte, es sei schon Morgen, und krähte dreimal. Das hörte der Teufel, der mit seiner Arbeit noch nicht fertig war, und fuhr zornig durch die Luft von dannen, ohne die Brücke zu vollenden. Nach der zweiten Fassung bei Bartsch sagt der Teufel beim ersten Hahnenschrei:

„De Hahn kreiht witt,
Dat is mi gor nich mit";

beim zweiten:

„De Hahn kreiht rot,
Dat kümmt mi an min Bloot";

beim dritten:

„De Hahn kreiht swart,
Dat kümmt mi an min Hart".

Nach einer dritten Variation (bei Niederhöffer 3, 29 flg.) kommt der Schäfer selbst auf den Gedanken, in den Stall zu gehen, den Hahn zu wecken und ihm Futter vorzustreuen, worauf der Hahn dreimal kräht. Beim ersten Mal sagt der Teufel:

„Dat is de Witt,
Dat is so vel as wenn de Hund schitt'";

beim zweiten Mal:

„Dat is de Rod,
Dat geit mi dörch't Bloot";

beim dritten Mal:

„Dat is de Swart,
Dat geit mi dörch't Hart".

Man hat später versucht, die unvollendete Brücke fertig zu machen. Aber was des Tages gearbeitet war, wurde des Nachts immer wieder zerstört (vergl. auch Temme, Sagen aus Pommern). Die gleiche Sage wird auch vom Duckwitzer See bei Tessin erzählt. Auch eine Teufelsmühle giebt es in Meklenburg bei Neubrandenburg. Frau Dr. Niederhöffer (bei Niederhöffer 4, 113 flg.) berichtet darüber (vergl. Bartsch, a. a. O. I. S. 218/219): Unweit Neubrandenburgs lagen vor Alters in nicht weiter Entfernung von einander in einem großen finstern Laubwalde zwei Wassermühlen. Die eine derselben hieß die „Teufelsmühle", weil der leibhaftige Teufel darin wohnte. Dieser hatte mit dem Besitzer der andern Mühle einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letzterer ihm an jedem ersten Monatstage eine Seele abliefern mußte. Der Müller erfüllte seinen Kontrakt pünktlich. Bald war er aber in den allerärgsten Verruf geraten, denn alle seine Gesellen waren regelmäßig nach kurzer Zeit immer wieder spurlos verschwunden. Eines Tages kam ein Müllergeselle aus dem Schwabenlande zu ihm gewandert, der um jeden Preis Arbeit suchte, weil er keinen Heller mehr im Beutel hatte und ganz abgerissen war. Der Müller nahm ihn auch sofort und machte ihn damit bekannt, daß er weiter nichts zu thun habe, als am Ersten jeden Monats ein Fuder Sägespäne nach der Teufelsmühle zu fahren. Der Geselle willigte gern darein, diese leichte Arbeit zu übernehmen, und fuhr am andern Tage, der gerade der erste des Monats war, mit seiner Ladung zur Teufelsmühle hinab. Als er dort anlangte, trat ein Herr im weiten Mantel vor das Haus und befahl ihm, die Sägespäne in eine tiefe Grube zu werfen, die auf dem Hofe sichtbar war. In diese Grube hatte der Böse früher stets die Gesellen unversehens gestürzt, wenn sie sich ihr arglos zum Abladen genähert hatten. Der Müllergeselle, der schon vieles von der Mühle und ihrem Bewohner gehört hatte, weigerte sich, die Fuhre abzuladen, weil er dazu nicht gedungen; wohl oder übel mußte sich jetzt der Teufel selbst an die Arbeit machen. Kaum bückte er sich jedoch über den tiefen Abgrund, um einen Arm voll Sägespäne hinunterzuwerfen, als der schlaue Schwabe ihn fix beim Schopfe faßte und köpflings hinabstürzte. Kaum war dies aber geschehen, so stieg aus der Grube ein gräulicher Schwefeldampf empor und mit donnerndem Geprassel stürzten die Mühle und alle Gebäude des Gehöftes zusammen. Von den Trümmern des Teufelssitzes blieb nichts

übrig. Eine Rauchſäule erhob ſich und ſenkte ſich dann in die Grube, in die der Teufel geſtürzt war. Der mutige Müllergeſelle aber zog leichten Herzens mit ſeinem Geſpann von dannen.

Bei Criwitz giebt es einen Teufelsbach und eine Teufelsburg. Der letzte Beſitzer der Burg Gömptow bei Criwitz war einer der verwegenſten Raubritter, der mit dem Teufel im Bunde ſtand, weshalb ſeine Burg zuletzt auch die Teufelsburg hieß. Als ihn der Teufel holte, warf er den Leib in den vorbeifließenden Bach, der ſeitdem der Teufelsbach heißt. Noch immer ſoll es dort ſpuken und nicht richtig ſein.

Wie hier der Name des Teufels mit einzelnen Örtlichkeiten oder Gegenſtänden verknüpft wird, ſo ſpielt der Böſe auch eine bedeutende Rolle im Pflanzen- und Tierreich. Obenan ſteht der Teufelsabbiß (Düwelsbitt, Düwelsanbet, Scabiosa succisa). Darüber berichtet K. Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgiſchen Volkes I, 18. Walbaum: Düfels Abbitt, Düfels sien Nahbest (?). Holl.: Duivelsbeet, dän.: Diävels bid, engl.: Devil's bit. Sonſt heißt die Pflanze auch Peterskrût, Stênblôm. Hortus San. c. 312: „Morsus diaboli Duuelsbete. De meistere der arstedye spreken dath dyt krut wortelen hebbe de synt vnder stump, gelik effte se affeghebeten sint. De mester Oribasius sprikt dat de duuel se grote walt mit dysser wortele bedreff dat id Marien der moder godes entuarmede. vnde beneem dem duuel de walt dat he dar na nicht mer mede scaffen mochte. vnde van groter grymmicheit de he hadde dat em de walt benamen was beit he de wortele vnder aff. also wasset se noch huten des dages. Dysser wortelen krafft is groet vnde dat krut vnde de wortel synt gelick van eyner nature. Dysse wortele ghestot vnde ghelecht vp eyn entfenget lithmate löschet dat tohant. We dyt krut by sick drecht effte de wortele dem kan de duuel neenen schaden doen ock mach em neene touerye schaden. Dysse wortel scal me vpgrauen in dem herueste vnde de waret twe jare vnuersert in erer nature.“ Grimm ſagt in der Mythologie (1163), daß der Teufel die Wurzel abbiß, weil er den Menſchen ihre Heilkraft nicht gönnte. Gräbt man ſie Mitternacht vor Johannis, ſo ſind die Wurzeln noch nicht abgebiſſen und verjagen den Teufel. Unter den Tiſch geworfen, bewirkt ſie, daß die Gäſte ſich ſchlagen und zanken. In der Arzneikunde wandte man dieſe Wurzel früher gegen Kolik, Waſſerſucht und als blutreinigendes Mittel an. Nach Petrus Hispanus ſoll Gott dem heiligen Bonifacius dies Kraut als ein Mittel gegen die Halsbräune geoffenbaret haben. (Vergl. Tabernaemont. I, 466, Rocken Phil. III, 1. VI, 96. Panzer II, 205. Zingerle in der Z. f. Myth. IV, 42. Oberleitner 180 und

August Wildenhahn „Alte Historien aus dem Kräuterbuche des deutsch. Volks“ im deutsch. Volkskal. v. G. Nieritz 1852, S. 62. Montanus 144.) Der Teufelsabbiß mit der blauen Blume kommt vorzüglich auf Waldwiesen in Meklenburg vor. Der Saft ist ein in ganz Meklenburg gebräuchliches natürliches Mittel gegen Warzen. Als Mittel gegen Hexen findet sich in Meklenburg folgendes Rezept:

Für 2 Schilling Teufelsabbisswurzel,
für ½ Sch. Witten Urand,
für 2 Sch. Allermannsharnischwurzel,
für ½ Sch. Teufelsdreck,
für ½ Dreiling schwarzen Kümmel zu räuchern,

und auch drei Messerspitzen voll einzunehmen.

An einigen Stellen versteht man unter Düwelsanbet auch Euphorbia, besonders Peplus (Wolfsmilch, Schwulstkrût, Bullenmelk, Wulfsmelk, Bullkruud, Melkboomke, Bullmelk, Wulweskrût). Der ätzende Saft wird vom Volke gegen Warzen und Leichdörner, ja sogar gegen Zahnschmerzen und „Sünnenplacken“ (Sommersprossen) angewendet.

Mit der Bärenklaue verwandt ist das stinkende Steckenkraut (Ferula scorodosma) in Persien, dessen eingedickter Wurzelsaft für Apotheker den stinkenden, aber heilkräftigen Stink-Asant (Teufelsdreck) liefert. Düwelsdreck (Ferula asa foetida), holl.: Duivelsdrek, dän.: Dyvelsdrack, schw.: Dyfelsträck. Hort. San. c. 37: „Duuelsdreck. We beuallen were mit der suke Epilencia ghenömet (dat ys de vallende suke) effte Apoplexia (dath ys de slach) de neme duuelsdreck eyn scrupel (dath is so vele als XI gerstenkorne weghen) vnde ein quentyn sempkorne vnde puluer dyt tho samende. vnde nutthe dar van twye in der weken nuchteren mit lauendelwater. We dyt also bruket der darff sick der vpghenömeden Krankheyden dessuluen maentes nicht besorgen. Dyt schal scheen in deme ersten quartyre des maentes. We in der dornsen den luden eyne bouerie wil doen. de lege duuelssdreck in de kachelen. wen de warm vert so kumpt de quadeste roke. dat in der dornsen nemant bliuen kan. Men dyt schaltu nicht vaken doen wente deme houede groten schaden dar van kumpt. Duuelssdr. in deme munde gheholden macket vele spekelen dar yn. Pillen gemaket van duuelsdr. vnde de des auendes ghenuttet (mit deme syrop ghemaket van violen) benemen dat hyment Asma ghenömet. unde rumet de borst u. maket bouen uth werpen wath quades in der maghen vnde in der borst ys. Man sieht also, daß man den Teufel durch Beelzebub austreibt. Teufelsdreck ist beim meklenburgischen Landvolk eins der Hauptmittel, um das Vieh gegen Behexung zu sichern. Den Ort, wo die schwefelhaltigen Quellen von Neundorf lagen, nannte der

Schaumburger vormals „Uppen Düwelsdreck“ wegen ihrer übelriechenden schlammigen Umgebung (vergl. Lyncker in der Zeitschr. für hess. Geschichte u. Vaterlandsk. VII, 205).

Im vorstehenden habe ich diejenigen Fälle behandelt, wo der Teufelsglaube bis auf den heutigen Tag seine deutliche Spur dadurch hinterlassen hat, daß der Böse zur Namengebung dienen mußte. Zahlreich sind nun die im Volke umgehenden Redensarten und Erzählungen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Abends geht er als schwarzer Hund mit feurigen Augen um. Wer mit Licht in den Spiegel sieht, dem guckt der Teufel über die Schultern. Wer am Abend im Freien flötet, ruft den Teufel. Wenn'n in'n Düstern fleutt, so fleutt de Düwel mit. Bei Regen und Sonnenschein zugleich stattet der Teufel seine Tochter aus. Der Teufel hat ein großes Register, in dem die Namen aller Menschen stehen. Darin liest er, wenn schlecht Wetter ist und sonst aus langer Weile, und jedesmal, wenn er den Namen eines Menschen ausspricht, muß der Betreffende prusten (niesen). Deshalb wünscht man ihm Glück. Flüche wie „Dat di de Drohss hahle“ und andere kommen schon Selecta jurid. Rostock. V, 48 vor: „Dat di de Drohss hahle, dicunt plebeji patrii, male cupientes“.

Die Kinder, welche zur Konfirmation an den Altar gehen, dürfen sich nicht umsehen: sie sehen sonst den Teufel. Jemandem, der Bullerjan (Baldrian, Valeriana officinalis) bei sich trägt, droht der ihm begegnende Teufel:

„Seg ik nich den Bullerjan,
Ik wull mit di hen Naetplücken gaen,
Dat di de Ogen in'n Nacken süll'n stan“.

Manche Leute glauben, daß der Teufel sich in dem „Küselwind“ (Wirbelwind) befinde. Wenn nu ein Küselwind is, denn möt man dörch den Handquarre an de Hemdsmaug (den Queder vorne beim Handgelenk an dem Hemdsärmel) kiken, denn kann man den Düwel seihn. Einige sagen auch beim Küselwind „Gnädig Herr Düwel“ und werfen ihm, um ihn zu besänftigen, etwas von ihren Kleidungsstücken hin, z. B. eine Mütze. Andere rufen auch „leeve Herr Düwel“. Spinnt oder haspelt einer am Sonnabend Abend oder am Sonntag, dann steht der Teufel hinter ihm. Joachimus Schröder, Prediger tho Rostock (1563) berichtet (bei Wiechmann, Meklenburgs altniedersächsische Literatur 2, 49): Etlyke, alse de Sondages edder Sonnenkinder, und ungebaren gesneden Kinder, de hebben sonderlick Gelücke vor allen andern Minschen; de könnent balde (wo se seggen) im Angesichte affsehen, efft de Minsche beseten sy mit dem Düvel, de können umme erer sonderlyken Gebordt edder Dögede, dem besetenen helpen, und den

Düvel van em affdryven, dar to geven se dem besetenen etlyke Krüder, Gedrenke und Ethent, alse vyff krallen, und wat des sonst mehr ys, dat de beseten moth up ethen, unde miszbruken ok dar aver des Namen Godes.

In der Mitternachtsstunde der Johannisnacht verwandelt sich alles Wasser in Wein, will aber jemand davon schöpfen, so erscheint der Teufel und spricht:

Dat Water is Win,
Un du büst min.

Einmal ist jemand des Nachts aufgestanden, um zu trinken, und hat gesagt: „Das Wasser ist Wein, nu will ich auch tüchtig trinken". Da stand der Teufel hinter ihm und sagte den oben angeführten Spruch.

Zahlreich sind nun die im Volke umgehenden Sagen, in denen der Teufel eine Rolle spielt. Jede von ihnen kennzeichnet einen von seinen oben erwähnten Charakterzügen, seine Dummheit, Feigheit, Neugier und Ungeschicklichkeit. Überall versucht er die Menschen zu verführen und Unheil zu stiften. Bei den schlechten hat er Glück, die guten weisen ihn zurück. Gottes Wort, ein Gesangbuchvers, das Zeichen des heiligen Kreuzes vertreiben ihn. Auch äußere Mittel giebt es, ihn fern zu halten.

Es ist interessant zu sehen, wie der Teufel als Rächer der Sünde an schlechten Menschen das Strafgericht ausübt. Guten Menschen kann er nichts anhaben. Das Vertrauen zu Gott rettet den Menschen immer noch wieder aus seiner Gewalt, wenn ihm die geängstigte Seele auch schon ganz verfallen zu sein scheint. Mörder und Diebe, Ehebrecher und Falschspieler, Leute, die die Kirchen und Feiertage schänden, Gotteslästerer und übermütige Prahler verfallen seinem Zorn. Er dreht ihnen das Genick um, holt die Seele durch die dicksten Mauern hindurch, Blutflecken, die nicht zu entfernen sind, bezeichnen die Stellen, wo er seine Opfer würgt.

Merkwürdig ist es, daß der Teufel auch hie und da den Menschen gute Dienste leistet, daß er armen Leuten auf Kosten der reicheren oder geizigen zu Geld und Gut verhilft.

Am meisten spekulieren, wie gesagt, die Menschen auf die Dummheit des Teufels. Bei Bartsch (a. a. O. I S. 97) findet sich die Geschichte vom dummen Teufel zu Eldena. Die Küstersfrau zu Eldena war eines Abends mit Buttern beschäftigt. Die kleine Tochter ihrer Nachbarin stand dabei und fragte sie, warum sie nicht die drei Knebel über das Butterfaß hänge, wie ihre Mutter stets thäte. Die Frau verstand nicht recht, was das Kind meinte; da sie aber neugierig war, so beredete sie die Kleine, die Knebel zu holen, und hängte sie über das Butterfaß. Kaum hatte sie den Butterstab ein Dutzendmal auf- und

niedergehen laſſen, als er ihr ſo ſchwer wurde, daß ſie ihn nicht mehr handhaben konnte. Als ſie den Deckel aufhob, war das Faß voll der ſchönſten Butter. Als ſie noch über dieſen Butterreichtum ſtaunte, ſah plötzlich ein Mann zur Thür herein. Das war der Teufel, der beim Buttern geholfen hatte und nun ſeinen Lohn haben wollte. Da trat zum Glück für die Frau gerade ihr Mann ein, der den Fremden an ſeinem Pferdefuß erkannte. Er ergriff die Knebel und ſchleuderte ſie dem Teufel mit ſolcher Gewalt ins Geſicht, daß er rücklings zu Boden fiel. Als er ſich wieder aufgerafft hatte, wollte er wenigſtens die Butter als ſein Eigentum mitnehmen. „Nein", ſprach der Küſter, „die Knebel ſind euer, aber die Milch war mein. Wir wollen teilen." „Gut", ſagte der Teufel. Da teilte der Küſter, aber er nahm ſich die größte Hälfte, denn der Teufel hatte in die Teilung gewilligt, aber nicht gleiche Teile ausbedungen.

Noch beſſer tritt die Einfältigkeit und Prahlerei des Teufels in der folgenden Geſchichte hervor, wo er mähen will (Bartſch, a. a. O. II S. 483/484). „Eis kem de Düwel bi'n Burn als dei bi't Klewermeihn wir He snackt ok klauk aewert Meihn und sed tau den Burn wat sei nich eis tau Strid' meihn wullen. De Bur was aewer ok nich daesig, he wüsst glik wen he vör sik hebben ded un sed „Ik hevv man diss ein Seiss hir, kumm aewerst morgen wedder, denn will ik uns noch ein besorgen." De Bur let sik swinn' von'n Klempner ne blekern Seiss maken, dei orig blinkert, und slög dei in'n Bom, för sik sulfst aewest halt hei sik sonn'n recht ollen verrusteten Degen uten Dack und sleit sik denn' in. Als de Düwel nu den annern Dag ankem, wis't de Bur em de beiden Seissen un fröcht „Na, nu säuk di ein' ut, wecker du hebben wist." De Düwel langt fix na de blank Seiss und sed „Ik nem de ein', du kannst mit de anner meihn, de blank dei sall wol sniden." Nu güng dat Meihn jo los. De Bur füng in de Midd' von dat Stück an un meiht ümmer rund herüm, de Düwel achter an. Al sei ne lütt Tid meiht hadden, rep de Düwel „Holt still, Vadder, willen eis striken". „Ne", rep de Bur, „dat is nich mit afmakt, dor is ok kein Tid tau". De Düwel blew ümmer wider trügg', tauletzt kemen sei vör'n ollen Widenbusch. De Bur putzt sin Hälft fein weg, dat't ne Lust wir. As de Düwel nu ankem, halt hei ok recht dull ut, kreg aewer nicks af. Dunn smet hei de Seiss hen und lep weg un hett ok in sinem Leben nich wedder meihn wullt.

Mit Hülfe Gottes wird der Teufel in der folgenden Geſchichte angeführt, die von H. Langfeldt und K. Nerger bei Bartſch (a. a. O. I S. 521/522) berichtet wird. Dor wir mal ens en Mann, dei wir in

grote Not un rep den Bösen, dat dei em helpen süll. De Bös dei kem un bröcht em vel, vel Geld. Dorför müst de Mann em sin Sel verschriben: — dei süll den Düwel gehüren, doch denn irst, wenn de Böm all kal stünnen. De Mann kreg dat Geld un lewt herrlich un in Freuden dat Jor hentau. As aewer de Sommer to Enn' güng, un he dat irste Lowblatt fallen seg, dunn kreg he't mit de Angst un sin Sünn' würr em led. Un he güng to karken und fel vör unsen Herrgott uppe knei un bed, he süll em sin Sünn' vergeben un sin arme Sel redden. Dunn erbarmt sik uns leiw Herrgott aewer den armen Sünner un sed to em „Ik wil din Sel dem Düwel uten Hals riten! Wenn ok de annern Böm all er Low afsmiten, an twei sal't sitten bliben". Un de Herrgott makt ut ne Eik un ne Böök ne anner Ort, dat se dat Low nich smeten in Harwststorm un Winterküll un fast helen, bet all de annern Böom wedder gröön würren.

As nu to Harwsttiden de Düwel kem un woll denn' Mann sin Sel halen, dunn so sed dei „Noch sünd nich alle Böm kal. Kum mit to Holt; ik will di weck wisen, dei er Low noch fastsitt!" un wist' em Steineik und Steinböök. De Düwel füng wol an, de Böm to schüdden un as Stormwind mank to susen, aewerst dat Low set fast un all sin Toben un Marachen hülp em to nicks. Dunn fort' he af un rep „To'n Frühjor kam ik wedder, denn büst du seker min!" De Mann aewer sed „Ik verlat mi up unsen Herrgott sin Wurt!"

Un as de Düwel to Frühjorstiden wedder kem, dunn set man noch wat Low an Steineick un Steinböök, un de Düwel sed „Tööf man noch'n por Dag', denn büst du seker min". De Mann aewersten sed wedder „Ik verlat mi up minen Herrgott sin Wurt!" un as he sik ümkek, dunn sach he all ne Bark un ne Wid gröön schemern; dei wist he den Bösen.

Un en por Dag' wider, dunn wir allens gröön, un dunn kemen ok an Steineik und Steinböök de jungen Blattknuppen ruter un stödden dat olle dröge Low af; — un uns Herrgott hadd de arme Sel reddt, dat de Bös er nicks mir anhebben künn. Steineik un Steinböök let uns Herrgott aewer bestan, dat se Jor för Jor er Low fasthollen in Harwststorm un Winterküll, bet allens wedder in Gröönen un Bleuhn steit.

Die Neugierde und Dummheit des Teufels wird in der folgenden Geschichte bestraft. (Mussäus in den „Meklenburg. Jahrbüchern" 5, 95. Bartsch a. a. O. I S. 511 u. 512.) Einstmals nach einer großen Schlacht kam ein tapferer Kriegsmann mit Ober- und Untergewehr in die Hölle. „Ach Herre Je", fragte der Teufel, „was hast du da in deiner Hand?" „Das ist meine Pfeife", erwiderte der Krieger. „Oh,

daraus möchte ich wohl mal ſchmauchen", ſprach jener; „gieb ſie mir mal her!" „Da haſt du ſie", ſagte der Soldat und ſtieß ihm das Bajonnet durch das breite Kuhmaul. „Pfui, die Spitze iſt gar zu ſcharf", verſetzte der Teufel; „doch gieb mir auch ein wenig Feuer". „Das ſollſt du haben", antwortete der tapfere Krieger und zog den Hahn auf und ſchoß das Gewehr ab. Pfeifend flog die Kugel durch den hohlen Schädel. „Herre Je", ſprach der Teufel und ſpukte aus; „das iſt ſcharfer Tabak; der zieht einem recht zu Kopf! Setze dich nieder beim Ofen." Der Soldat that's. Der Ofen war glühend; der Soldat aber nahm noch einige Scheiter Holz und warf ſie hinein. „Was machſt du du da?" fragte der Teufel. „Herr," erwiderte jener, „hier iſt es ſo kalt; ich heize ein". „Nicht doch, nicht doch!" rief der Teufel; „was ſoll daraus werden? Mir iſt's ſchon zu heiß. Hinaus, Schlingel, hinaus! Dich kann ich nicht in meiner Behauſung brauchen!" Und damit ſtieß er ihn zur eiſernen Thür aus der Hölle hinaus.

Sehr bezeichnend für die Dummheit und Ungeſchicklichkeit des Teufels iſt die Erzählung, wie er ſein Schöpfertalent bethätigt. Er behauptete nämlich einſt in einem Streite mit einem Engel, er ſei eben ſo mächtig als Gott. Dies beſtritt der Engel und wies darauf hin, daß Gott die Welt und den Menſchen geſchaffen hätte. Der Teufel antwortete: „Einen Menſchen kann ich eben ſo gut machen als Gott." Er ging auch dran, brachte aber nur den Affen zu ſtande. Daher man zu einem albernen Menſchen wohl zu ſagen pflegt „Di hett de Düwel wol makt as'n Apen". (Bartſch a. a. O. I S. 518/519.)

Von der Ungeſchicklichkeit des Teufels zeugt auch die Sage, die ſich an zwei Berge in der Nähe von Boitzenburg knüpft. Die Stadt wurde einſt von Feinden belagert, und die Not in ihr war aufs höchſte geſtiegen. Da machte der Befehlshaber einen Bund mit dem Teufel, wonach dieſer die Elbe zuſchütten ſolle. Der Teufel füllte ſeine Schürze mit Erde, um ſie in den Fluß zu entleeren. Da riß ihm das Schürzenband, und die herausgefallene Erde bildete jene zwei Berge. (Bartſch, a. a. O. Bd. I S. 91.)

Die Lüſternheit bringt den dummen Teufel oft ſo weit, daß er ſich einfangen läßt. Wenn man von Dreilützow nach Wittenburg geht, ſo mußte man früher bei einem Gebüſche vorbei, das hart an der Landſtraße lag. Hier trieb der Teufel von alters her ſein Weſen. Jeder, der vorüber ging, ohne ein Vaterunſer gebetet zu haben, wurde vom Böſen angehaucht, daß er eine dicke Backe oder Ohrenſauſen bekam. Zogen Pferde oder Kühe vorüber, ſo trieb er mit ihnen ſeinen dämoniſchen Schabernack, indem er ſie lahm und hinkend machte, den Kühen auch wohl die Milch nahm.

Nun wohnte in Dreilützow ein Bauer, der ganz besonders viel von dem Bösen zu leiden hatte, da sein Vieh oft bei dem Gebüsch vorüber mußte. Dieser beschloß, den Teufel mit List zu fangen. Er grub mit seinen Leuten in der Nähe des Busches eine tiefe Grube, und da er gehört, daß der Teufel besonders lüstern nach Eierspeisen sei, so mußte seine Frau einen tüchtigen Stapel fetter Pfannkuchen backen. Als die Grube fertig war, schickte er seine Leute nach einer nahen Wiese, wo sie sich verbergen mußten. Er sagte ihnen aber: „Sobald ich rufe, kommt eilend her mit tüchtigen Prügeln". Nun nahm er einen großen Sechsscheffelsack, legte die Pfannkuchen hinein und spannte ihn weit auf. Es währte auch nicht lange, da kam der Teufel aus dem Gebüsch und fuhr in den Sack hinein. Der Bauer band den Sack zu, auf seinen Ruf kamen seine Leute mit tüchtigen Prügeln herbei und nun ging's an ein Dreschen, daß der Teufel drinnen im Sack sich wie ein Wurm krümmte und wand. Endlich legte er sich aufs Bitten und versprach goldene Berge, ja noch mehr; aber unser Bauer ließ sich nicht bethören, er wußte, daß der Teufel nimmer hält, was er verspricht. Er wurde mit dem Sack in die Grube geworfen, und eine Schaufel Erde nach der andern fiel auf den Sack, bis sie ganz ausgefüllt war. Da lag nun der Teufel im Sack, über sich wohl acht Fuß Erde. Wie lange er darunter gelegen, wird nicht erzählt; aber die Gegend um Dreilützow hat er ferner gemieden. Nach Mitteilungen anderer war es ein Hopfensack, dessen offenes Ende mit Schnürlöchern und einem Bindfaden zum Zuziehen versehen wird. Dieser Ort heißt noch heute der Teufelswinkel. (Ganz ähnlich ist die Sage bei Bartsch a. a. O. Bd. I S. 109.)

Einem wirklich gottesfürchtigen Menschen, der sich keine Sünde vorzuwerfen hat, gelingt es schließlich immer, den Teufel zu bannen, wie die folgende Geschichte beweist.

In dat ein Dörp in de Gegend von Ribnitz is mal eins 'n Möller west, dei hett dat verstan, den Düwel ran tau lesen. Einmal, as hei nu wedder den Düwel ran lest hett, lop'n em de Ogen aewer, un hei kann nu den Düwel nich wedder weg krigen. Dunn lat'n se drei Preisters kamen, dei em wedder wegbring'n saelen. As dei irst Preister kümmt, seggt dei Düwel „Du büst mal eins dörch'n Heck gan un hest dat ap'n laten. Dunn is'n Swin dor dörch na'n Acker rup gan un hett dor grot'n Schad'n dörch dat Wäulen dan". Disse Preister kann nu den Düwel nix. Dunn kümmt de tweite. Tau denn' seggt dei Düwel „An din'n Mantel is up'n Himmelfortsvörmiddag neiht. Dat de Snider dor aewer up dissen Dag an neiht hett, dor büst du schuld an, denn du hest em bi de Arbeit so drewen". So kann denn ok disse Preister den Düwel nich wedder weg krig'n. Nu

kümmt denn de drüdd' Preister. Tau denn' seggt de Düwel „As du noch 'n lütt'n Jung wirst, hest du'n Bäcker 'n Semmel wegnamen". Dunn antwurt de Preister „Da ich ein Kind war, da that ich wie ein Kind". „Ja", seggt de Düwel, „du hest likerst noch 'ne Sünn dan; du hest mal eins 'n Stein, de up dinen Acker leg'n hett, na dinen Nawer sinen Acker rup smet'n". „Ja", antwurt de Preister, „ik heww aewer ok glik wedder runner halt, denn ick seg in, dat dat nich recht wir". Hirmit hett dei Preister denn den Düwel fast, un de Düwel möt wik'n. Dunn fröcht hei den Preister, ob hei nich in dat stinken Aas foren künn, wat achtern Tun liggt. De Preister antwort „Nein, Satan, du sollst in einen harten Stein fahren". As dei Düwel nu weg is, gan se hen un seihn tau, wat achter den Tun is. Dunn liggt dor'n Mann achter, dei is dun.

Wir haben in der voraufgehenden Darſtellung geſehen, eine wie große Rolle der Teufel im Glauben unſeres Volkes ſpielt, wie viele von der Natur vernachläſſigte Orte ſeinen Namen tragen. In ſeinem Beſtreben, dem Himmel auf jede mögliche Weiſe Seelen abſpenſtig zu machen, hindern ihn meiſtens ſeine eigene Dummheit, Ungeſchicklichkeit, Neugierde oder ein frohes Gottvertrauen der bedrängten Menſchen. Im zweiten Teil will ich zeigen, wie der Teufel im meklenburgiſchen Volksglauben als Rächer der Gottloſigkeit, als Verfolger von Schatzgräbern, Schwarzkünſtlern, Falſchſpielern, Ehebrechern, Sonntagsſchändern, ungetreuen Beamten und Dienern, harten Herren u. a. auftritt. In wenigen Sagen wird er auch zum Wohlthäter armer Leute.

Hans Sachſens Ehrenſprüchlein.

Auch ein Gedenkblatt.

Von **Arthur Kopp** in Berlin.

„Hans Sachſe war ein Schuh-Macher und Poet dazu." Dies Sprüchlein iſt ſo übel nicht; es beſagt kurz und bündig in den denkbar wenigſten Worten alles Nötige, erſchöpft alſo ſeinen Gegenſtand vollkommen und hat noch dazu den Ruhm, den Namen des wackern Meiſterſängers, wenn auch mit etwas zweifelhaftem, ein wenig ins Lächerliche fallenden Beigeſchmack, beſſer durch die Zeiten getragen und ſicherer in alle Herzen gepflanzt zu haben, als ſeine eigenen durch ihre Maſſenhaftigkeit abſchreckenden Gedichte und die umfangreichſten Schriften über ihn es vermocht hätten. Selbſt die leidenſchaftlichſten Verehrer des Hans Sachs haben alſo durchaus keinen Grund, dem ſcheinbar albernen

Gereimsel, das übrigens oft gar nicht in herabwürdigender Absicht, sondern scherzhaft und launig ohne Nebengedanken angewandt wird, sich feindlich gegenüberzustellen.

Viele Leute kennen aber unsern großen Hans Sachs nur aus diesem Gereimsel. Das genügt nun freilich nicht im Geringsten und ist eine Schande — nicht für Hans Sachs, wohl aber für diejenigen, welche diesen edlen Volksdichter, den größten aller Zeiten und Völker, so wenig kennen. Gelegentlich der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages haben Gelehrte und Ungelehrte gewetteifert, das Andenken des alten Meistersängers zu ehren, das letzte Viertel des Jahres 1894 stand in Deutschland an manchen Orten recht unter dem Zeichen des Hans Sachs, überall tönte dabei das Sprüchlein „Hans Sachse war ein Schuh-Macher und Poet dazu".

Dieser Reimspruch ist zufällig das Erste, was dem Schreiber dieser Zeilen als etwa achtjährigem Knaben aus der Geschichte der deutschen „National-Litteratur" unter besonderen Umständen ans Ohr schlug und sich fest seinem Gedächtnis einprägte. Das kam so. In einem kleinen Städtchen Masurens gingen wir damals, Knaben und Mädchen verschiedenen Alters, in die Sonderschule einer Lehrerin. In den meisten Fächern wurden alle zusammen unterrichtet, aber für einige „höhere" Wissenschaften, wozu „Litteratur" gehörte, wurden wir Jüngeren noch nicht würdig befunden, und nur einige „reifere" Mädchen, die mir als jungfräuliche Knospen von 14—16 Jahren in der Erinnerung haften, nahmen an diesem Unterrichtsgegenstande teil. Das Wort „Litteratur" übte auf uns alle einen ganz besonderen Zauber aus, und alles, was damit zusammenhing, erschien uns im Lichte einer höheren Weihe. Lange blieb ich gleich den andern von dem Paradiese ausgeschlossen, und das steigerte meine Sehnsucht. Endlich aber einmal war es mir doch vergönnt, einer Litteraturstunde beiwohnen zu können; ich weiß nicht mehr, ob ich dableiben durfte zur Belohnung für gute, oder ob ich dableiben mußte zur Strafe für schlechte Leistungen; kurz und gut, ich war anwesend und hörte zu. Es war von allem Möglichen die Rede, wovon ich nichts verstand und nichts behielt und auch von Hans Sachs, über welchen ich auch nichts behielt — außer dem schönen Sprüchlein, das dabei nicht unangeführt bleiben durfte: „Hans Sachse war ein Schuh-Macher und Poet dazu".

Abgesehen von einigen Gedichten und einigen Erinnerungen aus einem Leitfaden der Litteraturgeschichte bildete seitdem bis in reifere Jahre hinein dieses Gereimsel, das wie ein halbverlorener, lockender Ton aus glücklicher Jugendzeit in meinem Gedächtnis nachklang, die Grundlage meiner Kenntnisse über Hans Sachs. Zu diesem Gereimsel

nun, deſſen Urſprung ſich längſt im Dunkel verloren hat, bin ich in der Lage, eine Spur früheren Vorkommens nachzuweiſen, worauf ich bei Gelegenheit anderer Forſchungen geriet.

In fliegenden Liederdrucken fürs Volk findet ſich folgendes heutzutage wohl als verſchollen zu betrachtendes Gedicht:

1. Das iſt der ſchöne Leichenzug,
als man Jakob zu Grabe trug;
dort ſeht ihr Flor und Tücher wehn,
und vorn den Jungen mit dem Kreuze gehn.
Schöne Spielewerk! Schöne Rarität!
o bella Kathrine! ſcharmante Margreth!
o ſchöne Spielewerk! o ſchöne Rarität!

2. Den großen Cubachs Foliant
mit goldnem Schnitt in ſchwarzem Band,
mit dem ſichs kläglich zugetragen,
daß Hans hat ſeine Gret' erſchlagen.
Schöne Spielewerk ꝛc.

. . . . . .

10. Hans Sachſe, ah! ein großer Schuh-
Macher und auch Poet dazu,
kömmt ſchön allhier heran ſpaziert,
mit Pech und Dinte brav beſchmiert.
Schöne Spielewerk ꝛc

. . . . . .

18. Habt Dank für eure Audienz,
und was ihr gebt zum Recompenz.
Und wer ſagt, daß ich ihn betrogen,
der hat es wie ein Schelm gelogen.
Schöne Spielewerk ꝛc.

19. Nun ſchließ' ich meinen Kaſten zu
und geh nach Haus in guter Ruh.
Und wer ſagt, daß ich ihn betrogen,
der hat's in ſeine Guſch' gelogen.
Schöne Spielewerk ꝛc.

So findet ſich das Gedicht im weſentlichen übereinſtimmend in folgenden drei Drucken, die wohl ſämtlich aus der Solbrigſchen Buchdruckerei ſtammen, wenn auch nur der erſte eine ausdrückliche Angabe darüber aufzuweiſen hat.

Vier Lieder. Das Erſte: An dem ſchönſten Frühlingsmorgen. Das Zweyte: Als in dem verfloßnen Jahr Leipziger Oſtermeſſe war. Das Dritte: Das iſt der ſchöne Leichenzug, als man Jakob zu Grabe trug. Das Vierte: Ein Mädchen ſah ich jüngſt im Traum, hört nur, was da geſchehen. Leipzig, in der Solbrigſchen Buchdruckerey. 32. (Yd 7912. 82.)

Vier ſchöne Lieder. Das Erſte: Als in dem verfloßnen Jahr ... Das Zweyte: Das iſt der ſchöne Leichenzug ... (32) (Yd 7901. III.).

Vier ſchöne neue Lieder, Das Erſte: Als in dem verfloßnen Jahr ... Das Zweyte: Das iſt der ſchöne Leichenzug ... (32) (Yd 7901. IV.).

In einem andern Druck hat das Gedicht nur 18 Strophen: Fünf ganz neue Geſänge Mel. Dem Teufel verſchreib' ich mich nicht. 1. Es lebe auf Erden der Mann ... 4. Das iſt der ſchöne Leichenzug ... Zu bekommen bey dem Buchdrucker Littfas in Berlin [112]. Hier fehlt die 15. gar zu derbwitzige Strophe der Solbrigſchen Drucke, welche beginnt: Dort hält des Nachbars Jungemagd mit ihren Flöhen eine Jagd ... (Yd 7904. III.).

Einen Anhaltspunkt für die Beſtimmung der Entſtehungszeit bietet die achte Strophe, welche lautet:

Herr Elliot, ein braver Mann,
der feur'ge Kugeln ſpeyen kann.
Der Spanier und Franzoſen Hauf
wohl ſperret Maul und Naſe auf.
Schöne Spielewerk ꝛc.

Dieſe Strophe kann ſich nur auf George Auguſtus Elliot beziehen, den berühmten Verteidiger von Gibraltar, der 1782 den Angriff eines großen franzöſiſch-ſpaniſchen Heeres zurückſchlug und in Anerkennung ſeines Heldenmutes zum Lord Heathfield ernannt wurde. Dieſer ſelbe Elliot war damals eine höchſt volkstümliche Figur auch unter deutſchen Kannegießern; in den Abenteuern des wahrheitliebenden Freiherrn von Münchhauſen, der bei der berühmten Belagerung ſelbſtverſtändlich dabei ſein mußte und als Waffengefährte des tapferen Engländers die Hauptarbeit verrichtete, ſpielt Elliot eine bedeutende Rolle und wird gründlichen Litteraturkennern daher bereits vertraut ſein. Die achte Strophe unſeres Liedes würde demnach 1782 oder 1783 verfaßt ſein: vielleicht zugleich mit dem ganzen Liede in allen ſeinen Strophen, alſo auch vielleicht zuſammen mit der Strophe über Hans Sachs. Das würde gut dazu paſſen, daß damals eine erhöhte Teilnahme für Hans Sachs namentlich vom Weimarer Kreiſe her ſich zu regen begann, daß einige Jahre vorher in Erinnerung an den zweihundertjährigen Todestag, im Jahre 1776, Goethe das Gedicht „Hans Sachſens poetiſche Sendung" veröffentlicht hatte, und auch andere Größen des Weimarer Kreiſes, ſo Wieland und Bertuch, die Aufmerkſamkeit weiterer Bildungsſchichten auf den ehrwürdigen Meiſterſänger gelenkt hatten. Einer derjenigen, welche damals das Andenken des Meiſterſängers neu zu beleben beitrugen, war auch der ewig preiswerte Verfaſſer der unſterblichen Jobſiade. Kortum in ſeiner ſchalkhaften, ehrbaren Weiſe beruft ſich auf Hans Sachs als ſein Vorbild und ſtellt ihn in launigem Ernſte mit Virgil zuſammen:

Jobſiade I im 1. Kap. Str. 7

„Von meinem Ältervater Hans Sachſen
Iſt mir die Kunſt zu reimen angewachſen,
Drum lieb' ich ſo ſehr die Poeſie
Und erzähl alles in Reimen hie."

I 37 Str. 15 „Virgil und Hans Sachs mein Ältervater".

II 1 Str. 11

„Ich bin dergeſtalt, auf vielfältiges Bitten,
Zur Ausgabe eines zweiten Theiles geſchritten,
Und behalte drin die gewohnte Reimerei
Nach Hans Sachſens ſchöner Manier bei."

Aber das Lied von den „ſchöne Spielewerk, ſchöne Rarität" könnte auch älteren Urſprunges ſein als die Belagerung von Gibraltar, es könnte im Laufe der Zeit unter Berückſichtigung merkwürdiger Tagesereigniſſe je nach Bedürfnis alte Strophen ausgeſchieden und neue aufgenommen haben; dann könnte der eiſenfreſſeriſche, feuerſpeiende Elliot ſehr wohl erſt ſpäter in den Rahmen eines bereits gangbaren Gedichtes eingefügt ſein und dort den „mit Pech und Dinte brav beſchmierten Hans Sachs, Schuh-Macher und Poet dazu" bereits als erbeingeſeſſene Guckkaſtenfigur oder als eiſernen Beſtand jenes landläufigen Raritäten-Kabinetts vorgefunden haben. Dafür ſcheint eine vielleicht noch in das ſiebzehnte Jahrhundert zurückreichende Stelle zu ſprechen, worin der Kehrreim des Liedes als allgemein bekannt vorausgeſetzt wird. Dieſe Stelle findet ſich in der von Menantes (Hunold) veranſtalteten Ausgabe des in ſeiner Anlage auf Neumeiſter zurückzuführenden und lange vor ſeiner Veröffentlichung verfaßten Werkes „Die Allerneueſte Art, Zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen" . . . 1717, S. 266. Dort heißt es: „Nun kommen erſt ſchöne ſchöne Spielwerck, ſchöne Raritäten, bella Margarita! ich meine die Bilder-Reime, welche kaum werth ſind, daß man ihrer gedencket." Sollte damit nicht auf ein zu jener Zeit übliches Bänkelſängerlied mit dem ſpaßigen Kehrreim hingewieſen ſein?[1])

1) Picanders Ernſt-Schertzhaffte und Satyriſche Gedichte, 3. Teil 1732, S. 284—88 enthalten als Hochzeitsgedicht ein „Quodlibet", welches mit „Schön Spielwerck! ſchöne Raritäten!" beginnt und ſchließt, ſowie auch innerhalb des Gedichts einmal dieſe Worte anwendet. — In Jean Chretien Toucement (pſeud. f Joh. Chrn. Trömer) des Deutſch Francos Schrifften . . . 1736 ſtellt ſich als Hauptfüllſtück des davor befindlichen Titelbildes ein zweiteiliger Schrank (oder Kurioſitäten-Kabinett) dar, deſſen offenſtehender unterer Teil als Inhaltsangabe bei ſeinen einzelnen Fächern die Worte enthält „Memoires — Avantures — Histoires — Curiosa — Raritaeten — Poesies — Voyages — Belles Lettres", deſſen oberer Teil als Aufſchrift ſeiner auch im Bilde beweglichen Thürflügel „Schöne Rarität, ſchöne Spielewerk" zeigt. — Grimms Wörterbuch führt außer Picander (d. i. Chrn. Frdr. Henrici) auch noch Rabener Sat. IV 223 „mit ihren ſchönen Spielwerken und bunten Raritäten" an.

Aber wie Hunold in seiner Poetik gern muntere Wendungen gebraucht, so hätte er wohl auch das Reimlein vom „Hans Sachse Schuh-Macher" gelegentlich anzuführen sich nicht entgehen lassen, falls er es überhaupt gekannt hätte. An der Stelle z. B., wo er über das Zerreißen der Worte durch den Reim spricht (S. 18. 19), wäre dazu ganz prächtige Gelegenheit gewesen. Den alten Meistersänger selbst muß er wohl mehr als nur dem Namen nach gekannt haben. S. 5 a. a. O. hat er für denselben sogar ein Wort der Anerkennung, wenn er sagt: „Hans Sachse der alte ehrliche Nürnbergische Schuster hat nicht selten eine solche Emphasin in seinen Reimen, welche uns verwundernd machen kann." Sonst hat ebenderselbe Hunold über den wackern Meistersänger nicht so gerecht geurteilt, vielmehr hat er bei anderer Gelegenheit Hans Sachsens Namen herabgewürdigt und gemißbraucht.

Um jene Zeit war das Ansehen des Hans Sachs überhaupt am tiefsten gesunken, die gelehrten Dichter der damaligen Zeit wandten seinen Namen fast immer nur verächtlich an, wo sie das Urbild und gewissermaßen den Schutzgeist beschränkter Reimzünftler vorführen wollten. Wenn der sonst einsichtsvolle Wernicke, um sich an seinem nichtsnutzigen Gegner Postel zu rächen, diesen in der albernen Schmähschrift „Ein Heldengedicht, Hans Sachs" von dem Nürnberger Meistersänger zum Nachfolger „in der Dummheit Reich" ernannt werden läßt, so glaubte der eben erwähnte Hunold seinen Freund Postel und sich zur Vergeltung auf das empfindlichste zu rächen, wenn er in dem armseligen Stück „Der thörichte Pritzschmeister" Wernicke selbst von Hans Sachs zu seinem Nachfolger gekrönt werden läßt mit dem Spruche:

Ich segne dich, sei dumm,
Im Lästern sei nicht stumm,
Was gleich ist, mache krumm
Und frage nichts darum.

In der That höchst witzig, höchst geistreich, sehr würdig eines feingebildeten Schöngeistes! Doch vermißt man vielleicht ein Pröbchen von Wernicke, der in dieser Art höherer Kunst ja mit gutem Beispiel voranzugehen den traurigen Mut gehabt hatte. Hier ist ein solches:

Was Irrdisch ist, vergeht; Was Menschlich ist, nimmt ab;
Und ein Monarch fällt selbst, wenn's Schicksal winkt, in's Grab.
Diß wurd' Hans Sachs gewahr, der Deutschland lang beherrschet,
Und nach der Füße Maas gearbeit, und geverschet;
Der in der Dummheit Reich, sonst Lobesan genannt,
Durch Reim' ohn' allen Streit erhielt die Oberhand.

Und noch ein anderes und letztes Pröbchen aus Wernickes Heldengedicht soll allen denjenigen, die sich mit Hans Sachs „Liebhaber Teutscher Poeterey" nennen, nicht vorenthalten bleiben:

Oft, wenn ich lang genug gebrauchet Ahl und Feder,
Und manch unschuldig Wort gerecket wie das Leder;
Wenn ich, mit Tint' und Pech besudelt, Vers' erdacht,
Und wie den Schuh zu kurz, den Fuß zu lang gemacht,
So mußt' ein Dudelsack mir meinen Unmuht stillen,
Und mein alduldend Ohr mit seinem Schnarren füllen.

Wie hoch erhaben dünkten sich diese Geisteshelden über dem schlichten Meistersänger, und wie sehr werden sie von ihm in den Schatten gestellt! Hans Sachs hat solche schlechten Verse und solche gehässigen, kindischen Zänkereien sich nicht zu Schulden kommen lassen; dazu stand er dichterisch und sittlich zu hoch, dazu war er zu versöhnlich, zu maßvoll, zu feinsinnig, zu gebildet. Übrigens gab es auch bereits um jene Zeit, sowohl vorher wie nachher vorurteilslose Geister genug, die dem großartigen Volksdichter und Volksbildner gerecht wurden. Hofmannswaldau, Gottsched u. a. m. haben die Bedeutung des Hans Sachs anerkannt. Besonders kennzeichnend ist es, daß gerade der deutsch-volklich gesinnte Thomasius von Hans Sachs so eingenommen war, daß er ihn zum Schauder aller damaligen teilweise französelnden, teilweise römelnden Gelehrten mit Homer zu vergleichen wagte. „Ja", so spricht der wackere Thomasius, „ich bin versichert, daß, wer Hans Sachs und Homerum ohne Vorurteil lesen wird, wird mehr Artigkeit und judicium in Hans Sachs als im Homero antreffen." Und zum Beweise dessen, daß auch unter den Mannen der Dichterzunft nicht alle in den Ton Wernickes und Hunolds einstimmen mochten, kann ein sonst nirgend beachtetes Reimsprüchlein dienen, welches in C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen, 2. T. 1732, Seite 256 zu finden ist und also lautet:

Hans Sachse.

Horn.

Du warst ein Reimen-Schmid, jedoch vom bessern Geist',
Als mancher, der dazu gekrön'ter Dichter heisst.
Du hattest nur die Hand mit Harz und Pech beflecket,
Da diesem Harz und Pech auch im Gehirne stecket.

Das deutsche Volk darf stolz sein auf seinen Hans Sachs, er gehört zu seinen besten Söhnen. Das Jahr 1894 durfte nicht vorbeigehen ohne zahlreiche Ehrenveranstaltungen für Hans Sachs, dessen Geburtstag seit November 1894 bereits über vier Jahrhunderte hinter der Gegenwart zurückliegt, dessen Name jedoch an volkstümlicher Kraft und Bedeutung bisher nichts verloren hat, ja, erst jetzt so recht nach Verdienst gewürdigt zu werden und in Aufnahme zu kommen scheint. Die Anteilnahme der weitesten Volksschichten, die sich diesen Mann um alles nicht sollten entreißen lassen, wird vielleicht immer ein frommer Wunsch bleiben, da

unser Volk, von seinen Gebildeten preisgegeben und verlassen, in blinden Haß gegen sein eignes Volkstum verrannt ist. Beispiele wie Hans Sachs wären sonst ganz danach angethan, die klaffenden Gegensätze zu versöhnen. Ein schlichter, unverkünstelter Sinn vermag von ihm in sozialer und nationaler Beziehung so viel zu lernen, wie von wenigen unserer höchstgepriesenen Dichter.

Von seinen Verächtern, die sich herausnahmen, ihn zur Spottgeburt herabzuwürdigen, sind längst keine lebendigen Wirkungen mehr zu spüren. Dieselben sind bei den breiten Volksschichten wohlverdienter Vergessenheit anheimgefallen, und keine Macht der Erde kann sie derselben entreißen. Wer ist Wernicke? wer ist Postel? wer ist Hunold? Was sind sie unserm Volke geworden? Nichts und aber nichts. Und wer war Hans Sachs?

Hans Sachse war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1894—1895.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

In dem Augenblick, wo in allen deutschen Gauen die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Sieges von Sedan gefeiert werden soll, können wir es uns nicht versagen, auch von dieser Stelle aus einzustimmen in den allgemeinen Jubelruf: „Heil dir, du Tag des Lichts, der Nord und Süd geeinigt hat in treuer Waffengenossenschaft, Heil dir, ruhmreicher Tag Alldeutschlands!“ Heute mehr als in der Stunde des großen Ereignisses selbst dürfen wir der Freude uns ganz hingeben. Damals standen wir noch geblendet von dem großen Erfolg unsrer Waffen, und in das tiefe Gefühl des Dankes gegen Gott mischte sich, wenigstens bei dem rückschauenden Alter, bei dem noch Leipzig und Waterloo in heller Erinnerung stand, die bange Frage: Wird's auch Bestand haben, was wir errungen? Werden nicht äußere und innere Feinde, vielleicht mit vereinten Kräften, arbeiten, die Grundlage des schönen Werkes zu zertrümmern? Wird nicht auf die Zeit der mächtigen Erhebung des Volksgeistes wiederum die der tiefen Erschlaffung folgen? Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen, zwar kein großer Zeitraum, aber immerhin ein Zeitraum von Bedeutung im bewegten politischen Leben eines Volkes; sicherlich ist derselbe groß genug, daß wir uns der Kräfte bewußt werden konnten, die jenen Sieg uns errungen haben, und daß wir erkennen konnten: nur durch diese Kräfte werden wir auch in der Zukunft uns unsre Sieghaftigkeit zu erhalten vermögen. Wir wissen, daß der

Mangel an Wahrheitssinn unserm Feinde verderblich gewesen ist, weil dieser Fehler zur Sorglosigkeit und Selbsttäuschung ihn verführt hat; wir wissen, daß der deutsche Idealismus es gewesen ist, der unsre Fahnen vorangetragen und unsern Waffen den Sieg gegeben hat, und daß unser Volk, solange es ein Volk von Denkern und Dichtern sein wird, nicht des Wahrheitssinnes und durch ihn nicht der Sieghaftigkeit entbehren wird. Mag es auch zuweilen den Anschein haben, als ob feindliche Mächte an dieser Wurzel deutschen Lebens mit Erfolg zerstörend arbeiten — dieser Zug unsres Volksgeistes tritt immer wieder unverwüstlich in hundert Erscheinungen zu Tage, insbesondere in der Pflege deutscher Wissenschaft und Kunst. Das Erfreulichste aber bei dieser Wahrnehmung und zugleich die Bürgschaft für erfolgreichen Fortgang dieser nationalen Arbeit ist der Umstand, daß Deutschlands Fürsten, seitdem die Nation von der Tantalusqual eines ewigen Ringens nach politischer Selbständigkeit erlöst ist, ihren ganzen Einfluß nunmehr aufwenden können, deutsches Geistesleben in dieser Richtung ausbauen zu helfen. Und dankbar blicken diejenigen auf alle Kundgebungen des Thrones, welche in fester monarchischer Gesinnung stehen, weil sie der Überzeugung sind, daß unsre Denker und Dichter, Luther, Lessing, Kant, Goethe, Schiller, die Bollwerke geschaffen haben gegen die unfruchtbaren Lehren einer wild anstürmenden Demokratie! Wer die Schillerfeier von 1859 noch in lebendiger Erinnerung hat, wird wissen, welches bedeutende Blatt sie in der deutschen Kulturgeschichte ist, und daß die Begeisterung, die sie hervortrieb, die Morgenröte des neuen Deutschen Reiches geworden ist! Zehn Jahre noch trennen uns von dem Zeitpunkte, wo vor hundert Jahren der hinweggenommen wurde aus seines Volkes Mitte, von dem Goethe sang:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Möge einst die Totenfeier Schillers in dem Jahre der fünfunddreißigsten Wiederkehr des Tages von Sedan in unserm Volke ungeschwächt jene ideale Gesinnung vorfinden, die die kräftigste Schutzwehr ist gegen die Gefahren der materiellen Interessenjagd! Mit ehrfurchtsvollem Danke wollen wir unsrer Freude auch von unsrer Heimat und von dieser Stelle aus Ausdruck geben über die hochherzige Kundgebung Sr. Majestät des Königs von Württemberg, aus der mit eindringlichen Worten die Erkenntnis spricht, wie notwendig es ist, daß immer weitere Kreise sich um Schiller als den Träger des deutschen Idealismus scharen und mit geistiger That und materieller Hilfe an der Verkörperung der Ideale arbeiten, die jener geschaffen, nach denen der Mensch hungert und dürstet, und die wie ein warmer Strom des Lebens die Volksseele zu durch-

bringen vermögen. Unsern diesjährigen „Anzeigen" stellen wir daher voran das an Schillers Todestag (9. Mai) von Sr. Majestät dem König von Württemberg an den Schiller-Verein in Marbach gerichtete Schreiben, worin er die Ausdehnung des Marbacher Schiller-Vereins zu einem Schwäbischen Schillerverein und die Errichtung eines Schiller-Museums in Marbach anregt und sich als erstes Mitglied des neuen Vereins anmeldet.

Das an den Stadtschultheiß Haffner in Marbach gerichtete Schreiben des Königs lautet nach dem „Schwäb. Merk." wie folgt:

„Wie seit Jahren von allen Veranstaltungen, mit welchen der Schiller-Verein in Marbach und die Stadt Marbach bei der Wiederkehr des Jahrestages der Geburt und des Todes unseres Friedrich Schiller das Andenken des Dichters zu feiern pflegen, so haben Sie Mir auch von der Feier Mitteilung gemacht, durch die Marbach den bevorstehenden Todestag Schillers, zugleich das 60jährige Jubiläum des Marbacher Schiller-Vereins zu begehen sich anschickt. Es hat Mir stets zu besonderer Genugthuung und Freude gereicht, zu beobachten, wie die Geburtsstadt Schillers mit unermüdlichem Eifer und ernster Begeisterung das Andenken des großen vaterländischen Dichters zu pflegen bestrebt ist. Auch davon habe Ich aus Ihrem Berichte, wie persönlich durch wiederholte Besuche des Schiller-Hauses Mich überzeugt, wie von Jahr zu Jahr die Sammlungen des letzteren sich vermehrt und durch Umfang und Inhalt schon heute eine große Bedeutung für die Schiller-Forschung und die Kenntnis der Lebensverhältnisse des Dichters gewonnen haben. Durch diese Bereicherungen sind nun aber auch die Räumlichkeiten und Einrichtungen des Schiller-Hauses für die würdige und sichere Unterbringung der schon jetzt vorhandenen Sammlungen unzureichend geworden und Sie beschäftigen sich daher mit dem Gedanken, Mittel und Wege zu finden, um diesem Mangel abzuhelfen und, noch über den nächsten dringenden Zweck hinaus, die Unterbringung eines Schiller-Archivs und -Museums in einem selbständigen Baue zu ermöglichen. Dieser Gedanke hat Meine volle Sympathie, aber Ich verkenne nicht, daß seine Ausführung durch den Marbacher Schiller-Verein nicht erzielt werden kann. Wie sehr auch die seitherigen Leistungen des Vereins und der Einwohner der Stadt Marbach anzuerkennen sind, zur baulichen Herstellung eines Archivs und Museums, wie zur Entwicklung der Sammlungen können die Mittel, welche der Verein in

seinem Kreise aufzubringen vermag, nicht hinreichen. Nun erachte Ich es aber für eine Pflicht und Aufgabe des ganzen Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Friedrich Schillers zu sein, das Werk, welches seine Geburtsstadt begonnen hat, in einer der Bedeutung Schillers entsprechenden Weise weiterzuführen und zu vollenden. Ich habe Mich daher entschlossen, hierfür Meine Mitwirkung eintreten zu lassen, und in der Überzeugung, in solcher Weise den Wünschen und Zielen Ihres Vereins und der Stadt Marbach entgegenzukommen, fordere Ich Sie hiermit auf, das Erforderliche einzuleiten, daß der Marbacher Schiller-Verein umgebildet werde zu einem Schwäbischen Schiller-Verein, dessen wesentliche Aufgaben im vorstehenden angegeben sind, der aber überhaupt alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen soll, was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag. Ich darf die Hoffnung hegen, daß eine solche Erweiterung und Neugestaltung des Vereins und die Errichtung eines Schiller-Museums und -Archivs in Marbach in allen Kreisen des schwäbischen Volkes, ja im ganzen deutschen Vaterlande freudige und werkthätige Teilnahme finden, und daß dem Werke auch die bereitwillige Unterstützung der Litteraturfreunde und -Forscher nicht fehlen wird, und sehe nun Ihren Vorschlägen über die Einzelheiten der Umbildung des Vereins und seiner Organe, die nötige Änderung der Statuten ꝛc. in der bezeichneten Richtung entgegen, indem Ich Mir vorbehalte, Ihnen diejenigen Persönlichkeiten zu bezeichnen, von denen Ich wünsche, daß sie sich an der Beratung und Mitarbeit bei der Ihnen nunmehr gestellten Aufgabe beteiligen. Ich wünsche mit der Einzeichnung Meines Namens die Mitgliederliste des „Schwäbischen Schiller-Vereins" zu eröffnen und behalte Mir vor, Ihnen wegen Meiner Beteiligung Meine weitere Entschließung kund zu geben. Es dürfte gerade in der jetzigen Zeit für das deutsche Volk von großer Bedeutung sein, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Werte des idealen Besitzes unsrer Nation zu kräftigen und zu beleben. In solchem Sinne zu wirken, soll auch die Aufgabe des Schwäbischen Schiller-Vereins sein! Am 9. Mai 1905, von dem uns nur noch ein Jahrzehnt trennt, werden wir die hundert-

jährige Wiederkehr des Tages begehen, an dem Friedrich Schiller von dieser Erde geschieden ist. Möge die Feier das Schiller-Museum und -Archiv in Marbach, zu dessen Ausführung Ich jetzt die Anregung geben wollte, vollendet und würdig des Dichters vorfinden zu seiner Ehre und zur Ehre seiner schwäbischen Heimat!"

Wir wollen ferner auch von dieser Stelle der Freude Ausdruck geben, daß die große Schiller-Bibliothek, die im Auftrage einer schwäbischen Dame von Dr. Fritz Jonas in Berlin, früher Lehrer der ersten Gemahlin des Königs von Württemberg, erworben und als Stiftung des Königs für das Schiller-Archiv in Marbach bestimmt wurde, dem deutschen Vaterlande und gerade der engeren Heimat des Dichters erhalten bleibt. Diese Bibliothek ist in der That von großer wissenschaftlicher Bedeutung. Schon die Zahl der 250 Nummern des Verzeichnisses, von denen viele mehrere Bände umschließen, läßt auf die Reichhaltigkeit dieser Schiller-Bibliothek schließen, ihr Hauptwert aber liegt darin, daß sie nahezu vollständig die Originaldrucke der Schriften Schillers umfaßt, so daß hier fast vollzählig die Drucke gesammelt sind, die Paul Trömel in seinem Buch verzeichnet hat (Schiller-Bibliothek, Verzeichnis der Drucke, die die Grundlage der Schillerschen Werke bilden, aus dem Nachlaß von Paul Trömel, Leipzig 1865). Man trifft in der Sammlung auch eine ganze Reihe der seltensten Drucke, unter denen hier nur einige hervorgehoben seien: ein vollständiges Exemplar des „Schwäbischen Magazins von gelehrten Sachen", in denen Schillers erste Dichtungen erschienen, ferner mehrere der ersten überaus seltenen Ausgaben der Räuber, darunter das Exemplar mit einem später abgeänderten Bogen, der in seiner ursprünglichen Fassung eben nur durch dieses einzige Exemplar bekannt ist, sodann die Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins, die nur in etwa drei oder vier Exemplaren erhalten zu sein scheint, Schillers Dissertation: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", die beiden ersten Ausgaben der Anthologie von 1782 und 1798, ein Exemplar der akademischen Antrittsrede in Jena mit der eigenhändigen Widmung: „Seinem verehrungswürdigen Freund und Lehrer H. Leibmedikus D. Consbruck der Verfasser", ein Abdruck der Ankündigung der Horen mit handschriftlichen Ergänzungen und der Adresse: an F. H. Jacobi ꝛc.

Schiller, Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter viele noch nicht veröffentlichte interessante

Portraits und Autographen. 16 Lieferungen zu 60 Pf. (1.—12. Lieferung 1894—95 erschienen.) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing.

Man ist berechtigt, an eine neue Schillerbiographie einen strengen Maßstab anzulegen: „Das Bessere ist der Feind des Guten" — so sollte es immer sein, aber manchmal wird auch das Gute erstickt durch das ringsum aufschießende Unkraut. Indes nicht bloß über das Unbedeutende, Wertlose muß sich eine Arbeit erheben, die Schiller zum Gegenstand hat, sondern weit über die Mittelmäßigkeit, die noch viel häufiger als das Unkraut sich als Feind des Guten erweist. Dies der Wertmesser im allgemeinen; denn im besonderen wird man, um gerecht urteilen zu können, erwägen müssen, welchem Bedürfnis der Verfasser mit seiner Leistung entgegenkommen wollte. Wychgram darf mit Genugthuung auf sein Werk blicken, da dasselbe in jener doppelten Hinsicht die Probe besteht. Schon allein die Methode W.s, nach dem Vorgange der Erklärer Goethescher Dichtungen mehr, als dies bisher geschehen, nach aufhellenden Thatsachen aus dem Leben Schillers zu forschen, erhebt seine Biographie über die Werke von ähnlichem Umfange. Aber er ist doch in diesem Bestreben auch vorsichtig genug, da er sich wohl bewußt ist, daß Schillers Dichtungen weit weniger als die Goethes „Bruchstücke einer großen Konfession" sind, während z. B. Kuno Fischer, der diese Methode zuerst in geistvoller Weise auf die Jugendschöpfungen Schillers angewendet hat, von gesuchten Deutungen nicht ganz frei zu sprechen ist. Die Schillergemeinde empfängt also schon um dieses Vorzugs willen eine neue, vortreffliche Gabe. Noch mehr in die Augen springt der Wert der letzteren, wenn man W.s besonderen Zweck in Betracht zieht; er wollte Schillers Leben dem Volke erzählen und doch auch nach Form und Inhalt für die Gebildeten aller Stände ein Hausbuch schaffen. Volkstümlich schreiben und strenge Wissenschaft dabei bewahren ist keine leichte Sache. Mit der bloßen Ausscheidung dessen, was nur für den Fachmann, den Litterarhistoriker Wert hat, ist dies ebenso wenig gethan, als dadurch, daß der trockne Ton der Abhandlung verlassen wird und an dessen Stelle eine (leicht aufdringliche) Subjektivität gesetzt wird. Im ersteren Falle würden wir ein Fleisch und Blut entbehrendes Gebilde, im zweiten — die Gefahr lag wenigstens nahe — eine von der eignen Reflexion des Verfassers allzusehr durchsetzte unkritische Darstellung erhalten haben. An beiden Klippen ist W. glücklich vorbeigekommen. Er ist knapp und von vortrefflicher Kürze, wo die Behandlung es zuläßt; aber so oft Ereignisse und besonders Personen es verlangen — mit welcher Behaglichkeit schöpft er aus den reichen Quellen! Nirgends begegnen wir toten Namen, sondern lebendiger, auf die folgenden Begeben-

heiten gut vorbereitender Charakteristik, und wo er den Faden der Erzählung unterbrechen mußte, weiß er ihn rasch wieder aufzunehmen durch Rückblicke, die sich durch stilvolle Abrundung auszeichnen. Den fesselnden Ton erreicht er nicht durch äußere Mittel, sondern durch die ihn beseelende innere Wärme, die besonders wohlthuend wirkt, wo er über die Freundschafts- und Liebesverhältnisse des Dichters spricht, und der wir in diesem Grade nur in Portigs gedankentiefer Arbeit über denselben Gegenstand begegnen. Die Kapitel 11 (Don Carlos) und 13 (Charlotte von Lengefeld) gehören auch in dieser Beziehung zu den besten Darstellungen, die wir überhaupt über diese Sache besitzen. Der Verfasser ist ferner über seiner Arbeit nie ein anderer geworden; nirgends erlahmt das Interesse, durchweg erfrischt die ebenmäßige, in edler Sprache gehaltene Erzählung. Besonders zu rühmen ist, daß nicht mehr die Spuren der mühevollen gelehrten Thätigkeit zu bemerken sind, die doch, ehe an eine Niederschrift gedacht werden konnte, vorangehen mußten. Die gesunde, von jeder Einseitigkeit freie Auffassung von Schillers Persönlichkeit bewahrt W. vor schiefen Urteilen; denn auch die Bewunderung, die er dem Historiker Schiller (S. 255) zollt, teilen wir vollkommen, obgleich wir diejenige Geschichtsschreibung, welche von einer psychologischen, poetischen Betrachtung der Geschehnisse absieht, nicht als die Auffassung der Kärrner betrachtet sehen möchten. Es ist bekannt, auf welchen Abweg die Geschichtswissenschaft hätte geraten müssen, wenn sie sich nur auf der von Schiller eingeschlagenen Bahn hätte bewegen wollen. — Schließlich dürfen wir nicht den illustrativen Teil, für den insbesondere die Verlagshandlung die reichsten Opfer gebracht hat, unerwähnt lassen. Allein in den bisher erschienenen Lieferungen finden sich gegen 200 „Lichtdrucke, authentische Beilagen und Textabbildungen, darunter viele noch nicht veröffentlichte interessante Portraits und Autographen." Hierdurch allein lohnt sich die Anschaffung des Werkes. Alles in allem: Wychgrams Schillerbiographie ist ein köstliches Geschenk an das deutsche Volk und sicher von bleibendem Werte auch für die folgenden Geschlechter. Möge sie dazu beitragen, daß die berechtigte Klage verstummt, die wir S. 302 lesen und die ein schönes Zeugnis ist von der idealen Gesinnung des Verfassers: „Es war eine begeisterungsfähige Zeit, das Ende des vorigen Jahrhunderts, und es wird uns, die wir unter ganz anderer geistiger Richtung leben, schwer, diese Begeisterungsfreudigkeit richtig aufzufassen. Uns Heutigen ist leicht jede Schwärmerei zuwider; wir glauben fast der warmen Gefühle, die eine gütige Ordnung in der Brust des Deutschen doch stets noch wach hält, uns vor anderen schämen zu müssen, und fast nie erblicken wir den natürlichen Ausbruch dieser Gefühle in Gebärde, Wort und Schrift" ꝛc.

Rudolf von Gottschall, Eine Dichterliebe. Erzählung. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. 1894. 208 S.

Von einem Dichter von Gottes Gnaden wie Rudolf von Gottschall, dem universellsten Schriftsteller der nachklassischen Zeit, dem genialsten Fortbildner der deutschen Dichtung im Schillerschen Geiste, nimmt man jede litterarische Gabe mit besonderer Freude entgegen, weil man weiß, der Dichter ist echt national in seinem Schaffen, ein Herold erhabener Gedanken und einer idealen Kunstrichtung. Immer kleiner und einsamer wird der Kreis jener Poeten, die unbekümmert um den wechselnden Geschmack des Tages in künstlerischer Abklärung zu schreiben vermögen, die mit hohem, aufwärtsstrebendem Geiste die Kulturarbeit des deutschen Volkes durch Erzeugnisse klassischen Gepräges fördern helfen und hiermit den Weg weisen, auf welchem die deutsche Poesie den Kampf mit Erfolg gegen die undeutsche naturalistische Richtung führen und wieder hinauf wachsen kann zu der Größe des goldenen Zeitalters unsrer Litteratur.

Das vorliegende Werk „Dichterliebe" ist ein Kabinettstück der Erzählungskunst des gefeierten Dichters. Es behandelt das Verhältnis Schillers zu Henriette v. Arnim und spielt von Dezember 1786 bis zum Frühling des folgenden Jahres. „Don Carlos", das Schmerzenskind des Dichters, harrt noch immer der Vollendung; die Scene zwischen dem Marquis und der Königin ist das letzte, was geschrieben wurde. Der Ort der Handlung ist der Segedinsche Garten im Fischerdorf Blasewitz, das an den Bergen emporkletternde Loschwitz mit seinen Winzerhäuschen und Weinbergvillen, darunter die Körnersche Besitzung, ferner Dresden, von dem Schiller seufzend urteilt: „Ein schönes Stück Erde, aber die Stadt ist eine Wüste der Geister und die Dresdner ein seichtes, zusammengeschrumpftes unleidliches Volk; der Hof ist bigott, der Adel steif, das kurfürstliche Theater leitet ein Italiener." Hier in Dresden führt uns die Erzählung in den Salon der Frau von Arnim in der Schloßstraße und in den der Frau Sophie Albrecht, in Schillers Heim am Kohlenmarkte, in die Wohnung Körners; auch nehmen wir teil an einem Maskenball, auf dem die Gustel von Blasewitz im Hofkostüm von Versailles erscheint und der Dichter zuerst Henriette von Arnim in der Maske einer Zigeunerin kennen lernt, und endlich auch an einer Aufführung von „Kabale und Liebe" im kurfürstlichen Theater, welche Scene den vorzüglich herausgearbeiteten Höhepunkt der spannenden Handlung bildet. Am Schlusse befinden wir uns in Tharandt, wohin Körner den Freund gebracht hat, damit dieser freundliche Ort ein Tibur für Schillers Seele und Muse werde. Mit großer Porträttreue sind alle handelnden Personen gezeichnet. Wer erkennt nicht sofort in dem einsamen Wandrer auf der Straße nach Blasewitz, der Gardistenmaß

besitzt, einen mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einen weit übergeschlagenen Kragen trägt, den ehemaligen Regimentsmedikus, jetzigen Rat Schiller! Trefflich ist die Charakteristik der Körnerschen Familie, in der wachsende Verstimmung über des Dichters Entfremdung infolge der unglücklichen Neigung herrscht; allen voran die Gestalt Körners, dieses Vorbildes warmer, echter Freundschaft, Minna und Dora, die beiden Kupferstecherstöchter aus Leipzig, die erstere das liebende Weib Körners, die letztere die Braut Hubers; auch des Hauses redlicher Hüter fehlt nicht, Gottlieb, Körners Faktotum. Ferner lernen wir kennen: Frau Segedin, Witwe des Thorwächters vom großen Park, und ihre Tochter, das ländlich-städtische Zwittergeschöpf, Justine Segedin, Braut des Advokaten Renner, den zudringlichen Juden und Hofbanquier Eibschütz, dessen schwerer Geldbeutel ein Adelsdiplom ersetzen muß, Frau Sophie Albrecht, Schauspielerin im Rollenfach der Heldinnen, aber mehr für empfindsame Liebhaberinnen geeignet, wie sie durch Darstellung der Luise Millerin glänzend beweist; an ihren Whist- und L'hombretischen finden wir den Lustspieldichter Jünger aus Leipzig, einen grillenhaften, schwermütigen, jungen Menschen, und den drolligen Berliner Poeten Burmann, den Verfasser von Oden auf einen Kanarienvogel, einen Pudel u. s. w. Das meiste Interesse erweckt die Familie v. Arnim; zunächst Frau v. Arnim, Erzieherin der Prinzessinnen in feiner Lebensart; sie braucht einen reichen Schwiegersohn und begünstigt um deswillen die Liebe des armen Dichters, denn ein Mädchen, das von einem Genie verehrt wird, steigt im Preise, und endlich ihre beiden Töchter, Friedericke, die jüngste, das Aschenbrödel im Hause, eine echte Spottdrossel, schlagfertigen Geistes, und die ältere, die gefeierte Schönheit, Henriette, die zwar für des Dichters Werke Partei nimmt und hierdurch mehr gesunden Menschenverstand verrät als ihre ganze Umgebung, doch nichts besitzt, was sie dem Idealismus Schillers ebenbürtig macht. — Von dem Gange der im anmutigsten stilistischen Gewande gehaltenen Handlung wollen wir nichts verraten, damit wir den Genuß nicht schmälern, der allen Lesern dieser trefflichen Erzählung bevorsteht.

Schillerstudien von Gustav Kettner. Beilage zum Jahresbericht der Königlichen Landesschule Pforta. 1894. 53 S.

Wie alle Arbeiten Kettners, so trägt auch die vorliegende das Kennzeichen vertieften Studiums. Ausgerüstet mit reichem litterarhistorischem Wissen und gründlicher ästhetischer Bildung, ohne welche heute niemand weder Neues noch Anziehendes über unsere Klassiker zu schreiben vermag, geht er an die Prüfung schwieriger Fragen; immer weiß er bei deren Beantwortung für seinen Gegenstand zu interessieren und ihm neue Seiten

der Betrachtung abzugewinnen. — Die diesjährigen Schillerstudien bestehen aus folgenden Nummern: 1. Die Verzeichnisse der Dramen und dramatischen Pläne, 2. „Die Polizey", 3. Zur „Prinzessin v. Zelle", und zum „Don Carlos", 4. „Die Verschwörung gegen Venedig", 5. Zu den Maltheſern, 6. Die Komposition von „Kabale und Liebe", 7. „Zur Braut von Messina". Wir geben Einiges aus der 6. Studie, die besondere Beachtung bei der Erläuterung von „Kabale und Liebe" in der Schule verdient. Nachdem gezeigt worden ist, daß Schiller im Aufbau der Handlung nach lückenlosem Zusammenhang strebt, mit strenger Folgerichtigkeit jedes Motiv zu entwickeln und jede Scene unmittelbar an die vorhergehende anzuschließen sucht, zeigt er, daß sich die Handlung des Dramas nicht, wie Düntzer und Bellermann (letzterer in seinem Aufsatz: „Zur Zeitberechnung in Schillers Dramen") wollen, auf drei, sondern auf zwei Tage verteilt, wie folgt: Es spielen:

> Akt I und II vom Morgen bis zum Mittag des 1. Tages,
> Akt III vom Nachmittag bis zum Abend, daran schließt sich
> Akt IV und V vom Vormittag bis zum Abend des auf Akt III
> folgenden Tages.

Fällt nun Akt IV noch auf den ersten Tag oder ist für ihn ein besonderer Tag anzunehmen?

Wenn die erste Annahme schon an sich am nächsten zu liegen scheint, so hat Schiller zunächst auch äußerlich alles gethan, um die Vorstellung eines ununterbrochenen Zusammenhanges mit Akt II zu erwecken. Es ist doch schwerlich ohne Absicht geschehen, wenn die Tageszeiten in beiden Akten sich glatt aneinander fügen! — Und wenn Schiller dann in der 2. Hälfte des III. Aktes Luisen den Sekretär mit den Worten empfangen läßt: „Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da", so hat dieses „nicht mehr" doch nur dann einen Sinn, wenn es noch an demselben Tage gesprochen wird, an dem der Präsident in ihr Haus eingedrungen war. Am Abend des folgenden Tages gesprochen, wäre die Äußerung ganz beziehungslos, ja sinnlos. — Schwerer noch als diese äußeren Gründe fallen die inneren ins Gewicht. Auf das deutlichste zeigt sich hier, in welchem geschlossenen Zusammenhang das Drama gedacht ist. Gerade dadurch erhält auch diese an sich so unbedeutend erscheinende Streitfrage eine relative Wichtigkeit, daß sie uns auf das schärfste erkennen läßt, wie das ununterbrochene Fortschreiten der Handlung nicht die geringste äußere Stockung verträgt. Hatte der II. Akt damit geschlossen, daß der Präsident, durch Ferdinands Drohung erschreckt, von seinem Vorgehen gegen die Familie des Geigers plötzlich abstand, so finden wir ihn zu Anfang des III. Aktes im Gespräch mit Wurm, sich sammelnd und besinnend. Die ersten Worte: „Der

Streich war verwünscht" klingt wie der unmittelbare Reflex des eben Erlebten. Kann hier eine Pause von 24 Stunden angenommen werden? Zunächst, was hätte sie überhaupt für einen Sinn? Warum sollte der Dichter hier plötzlich die sonst so sorgfältig gewahrte Kontinuität ganz mutwillig unterbrochen haben? Wir hätten hier eine wirkliche Lücke im Drama, die durch nichts ausgefüllt würde. Und wie seltsam, ja unbegreiflich verschöben sich durch diese ganz unbegründete Pause alle Konsequenzen der vorhergehenden Handlung? Spieler und Gegenspieler schienen in ihrer Rolle plötzlich zu stocken, obwohl doch alles unaufhaltsam der Entscheidung zudrängt. Der Präsident hat die Verlobung Ferdinands mit Lady Milford am Morgen des ersten Tages durch den Hofmarschall überall herumsagen lassen, er selbst spricht es auf das entschiedenste aus, daß „sein ganzer Einfluß in Gefahr ist, wenn die Partie zurückgeht": liegt es da in seinem Charakter begründet, daß er nach der Weigerung seines Sohnes einen vollen Tag verstreichen läßt, ehe er sich mit seinem Vertrauten auf einen Gegenplan auch nur besinnt? Ferner: die Lady entließ am Vormittag des ersten Tages Ferdinand mit der Drohung: „Meine Ehre kann nicht mehr weichen, unsere Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes, alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gespannt .... Ich laß alle Minen springen!" Aber auch sie würde dann ruhig bis zum dritten Tage warten, ehe sie das Geringste unternähme. Und auch Ferdinand, der doch nach den Scenen mit der Lady und seinem Vater voraussehen mußte, daß die von ihm auf das Äußerste gereizten Gegner kein Mittel unversucht lassen würden, dächte dann erst am Abend des nächsten Tages daran, Luisen zur Flucht zu bereden. — Gegen die zwingende Gewalt dieser Gründe, die den unmittelbaren Zusammenhang der Handlung des II. und III. Aktes fordern, vermag nach Kettners Ausführungen auch die eine Stelle nicht abzuschwächen, auf welche Bellermann seine Berechnung des Dramas aufbaut: die Zeitangabe in dem Briefe, den der Sekretär Luisen im III., 6 diktiert: „Wir haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt .... Morgen hat der Major den Dienst, passen Sie ab, wenn er von mir geht." K. hält es für methodisch falsch, so äußerlich einer solchen ganz vereinzelten Angabe zu folgen, anstatt von der Bestimmung des äußeren und inneren Zusammenhanges auszugehen. Er erklärt das „gestern" des fingierten Briefes so, daß das Schreiben damit von dem Tage aus datiert werden soll, an dem ihn der Hofmarschall auf der Parade verlieren sollte. Der Inhalt des Briefes fordert diese Vordatierung: Wenn durch Kalb zu einem Rendezvous auf „morgen" eingeladen wird, so dürfte diese Einladung nicht auf denselben Tag sich beziehen, an dem Ferdinand der Brief in die Hände gespielt werden sollte; denn die

Gefahr, daß er dann sogleich der Sache auf den Grund gehen und den ihm gespielten Betrug entdecken würde, lag sehr nahe. Daß der Dichter diese Einladung nicht gut auf „übermorgen" ansetzen lassen konnte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Eine Fülle von anregenden Gedanken und neuen Gesichtspunkten enthalten auch die Abschnitte 3—5 dieser Studie, in welchen gezeigt wird, daß trotz der strengen zeitlichen Verknüpfung des Dramas die Einheit im höheren Sinne fehlt; denn dasselbe zerfällt eigentlich in zwei Handlungen, und die Einführung der Lady Milford, so fest auch vom Dichter die ihr gewidmeten Scenen mit der Handlung verklammert zu sein scheinen, wirkt störend auf die Einheit im künstlerischen Sinne. Erklärt wird dieser Mangel zum Teil aus der Entstehungsgeschichte von Kabale und Liebe, die zwei scharf geschiedene Phasen aufweist. In raschem, auch durch die gewaltsamsten äußeren und inneren Hemmnisse kaum unterbrochenem Flusse gelangt die erste Bearbeitung zur Vollendung; man gewinnt die Vorstellung eines mit organischer Notwendigkeit sich vollziehenden Schaffensprozesses. In schroffem Gegensatz dazu wird die Neubearbeitung widerwillig, eilfertig und doch mit schleppender Langsamkeit vorgenommen; das Schaffen macht den Eindruck des Mühsamen und Künstlichen. Die äußeren Störungen, über die der Dichter klagt, erklären dies nicht: was wollten die Zerstreuungen des Bauerbacher Sommers gegenüber den Lebenskrisen des Winters bedeuten! Offenbar wurzelten die Schwierigkeiten darin, daß er an einem in sich fertigen und vollendeten Drama mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Mannheimer Theaters und die Wünsche und Neigungen seines Intendanten noch nachträglich weitergehende Abänderungen vornehmen wollte, denen doch die ursprüngliche Komposition widerstrebte. Die dürftigen Andeutungen des Briefes verraten uns, daß es sich bei der Umarbeitung wesentlich um die Rolle der Lady Milford handelte.

Schillers Wallenstein als tragischer Charakter. Von Dr. Franz Riedel. Programm der K. K. Staats-Realschule in Laibach. 64 S.

In der Einleitung entwirft Riedel ein Bild von Wallenstein nach Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges". Die Idee eines Dramas mit einem nach der Geschichte charakterisierten Helden wäre folgende geworden: „Ein überaus ehrgeiziger und rachsüchtiger Feldherr sucht das Heer zum Abfalle von seinem Kriegsherrn zu verleiten, um diesen aus seinem Reiche zu vertreiben und sich selbst mit Hilfe der Feinde eine Königskrone auf das Haupt zu setzen, wird aber von der Mehrzahl seiner Offiziere und Soldaten verlassen und getötet!" Bei der eigent-

lichen Ausführung seines Gegenstandes, der in sieben Abschnitte geteilt ist, verrät Riedel eingehendes Studium der Tragödie, der Wallensteinlitteratur und solcher Schriften, die sich mit der Technik des Dramas beschäftigen, namentlich weiß er die Genesis des Heldencharakters vortrefflich vorzuführen. Einige Partien werden dem Lehrer des Deutschen bei der Erläuterung des Stückes besonders willkommen sein. Wir möchten aus eben diesem Grunde der Anmerkung S. 61 an dieser Stelle einen Platz gewähren.

„Otto Ludwig hat eine interessante Skizze eines Wallensteindramas nach moderner Anlage gezeichnet, welche hier in den Hauptzügen angeführt sei. Dieser hätte alle politischen Akteurs des dreißigjährigen Krieges auf der Bühne erscheinen lassen: Wallenstein, den Kaiser, Gustav Adolf und Max von Bayern. Weit vor Schiller hätte er mit Wallensteins Erhebung zum Herzog und Oberbefehlshaber begonnen. Ehrgeiz zeichnet den neuen Machthaber aus, und hoffnungsvoll sieht er der Zukunft entgegen, bestrebt, des Kaisers wirksamster und wichtigster Trabant zu sein. Er erscheint als ein großartiger Parvenü, der sich selbst den Kurhut auf den Kopf setzen und alle anderen unter seinen eigenen bringen möchte. Das Hofleben zu Wien hätte sich abgespielt, das zu München, der Regensburger Fürstentag, die Krise für Wallensteins Charakter. Die Fürsten klagen, und der Kaiser läßt ihn fallen. Mit großartig verhaltenem Stolze ergiebt sich Wallenstein. In der Zurückgezogenheit zu Gitschin brütet er seine Pläne aus. Er wird ein finster grollender Grübler, den sein Astronom Seni durch seine Prophezeiungen noch mehr erregt, und Rachsucht bewegt mächtig seine Seele. Er hat Gewißheit, daß der Kaiser ihn wieder brauchen werde; das aber steht bei ihm fest, nur sich selbst zu thun, was er von nun an thun würde. War er bisher Dienstmann und Mitarbeiter des Kaisers, so wird er nun ein rücksichtsloser Egoist. Mit unerhörten Vollmachten wird er plötzlich (in der Mitte des Dramas) wieder in die Höhe gehoben, während die innerliche Unhaltbarkeit seines Verhältnisses klar zutage liegt. Das ganze Treiben des Krieges und in Wallensteins Lager sollte dargestellt werden. Soldaten wollte Otto Ludwig vielfach auf der Bühne erscheinen lassen, den Helden nicht nur durch ihre Reden charakterisieren, sondern ihn selbst in seinem scharlachroten Mantel unter seinen Soldaten vorbeiziehen lassen. Geliebt wird er, aber nur wie ein Tierbändiger von seinen Bestien. Max von Bayern hätte den katholischen Süden, Gustav Adolf den protestantischen Norden repräsentiert. An Wallensteins Seite hätte seine weichherzige Gemahlin gestanden, welche die ehrgeizige Laufbahn ihres Gemahles nicht versteht, ihr gegenüber aber als übermütig beleidigte Intriguantin die Gemahlin des Max von Bayern.

Shakespearesche Kontraste sollten auch sonst vielfach benutzt werden. Vor der Schlacht bei Lützen zeigt Gustav Adolf die Begeisterung eines Helden, der sich erst durch ein frommes Gebet zu Gott erhebt, während Wallenstein in frecher Stimmung und fieberhafter Aufregung seine Schlachtfront abreitet. Im Gegensatz zu dessen frecher, übermütiger Soldateska steht Gustav Adolfs in Manneszucht gehaltenes Heer. Gustav Adolf fällt, aber als Sieger geht Wallenstein bergab. Seine Grausamkeit schafft ihm Feinde und Verräter. Langsam fällt er, aber sicher, während sein Stolz bis zum Äußersten steigt, so daß er sich sogar mit den Seinen gegen den Kaiser verbindet. Sein Tod sollte auf der Bühne erfolgen. Fest geht er seinen Mördern entgegen und schüchtert sie ein, daß Buttler selbst ihm den Dolch in die Brust stoßen muß. Ein Totengericht zwischen Max und dem Kaiser hätte die Tragödie geschlossen. — Diese Analyse steht im vollsten Gegensatz zur Schillerschen Komposition. Otto Ludwig hätte ein einheitliches Charakterbild durch das ganze Stück gezeigt. Das Gegenspiel wären nicht vollständig kleinliche Werkzeuge gewesen, und der Held, als Shakespearescher Held, hätte sich durchwegs sein Schicksal, sogar in unbedeutenden Ereignissen, geschaffen. Im Schillerschen Drama sind das Gegenspiel Begebenheiten, die allerdings durch des Helden Zuthun entstanden sind, welche ihn aber im Drama bereits ohne viel eigenes Thun mehr bergab stoßen. Die Anlage des Ludwigschen Dramas würde allerdings zerrissen gewesen sein, denn der Schauplatz wäre Wien, Regensburg, Gitschin, Lützen und Eger gewesen."

Untersuchungen über Schillers „Wallenstein" von Friedrich Frädrich. Programm des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin 1895. 20 S.

Die Abhandlung wendet sich gegen einzelne Ausführungen in den Erläuterungsschriften: 1) Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von Frick. 1. Abteilung Lessing und Goethe. 2. Abteilung Schiller. Leipzig und Gera 1889—94. 2) Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Ludwig Bellermann. 2 Teile. Berlin 1888 und 1890. Gegenüber Fricks Forderung in der „Vorfrage betreffend die ganze Trilogie" S. 191. Anm. 3: „Die wesentlichsten Thatsachen aus der Geschichte dieses Krieges und im besonderen Wallensteins, soweit ihre Kenntnis im Drama vorausgesetzt wird, werden nach Schillers Darstellung (in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges) unter Benutzung des im Geschichtsunterricht gebrauchten historischen Hilfsbuches in Erinnerung gebracht werden müssen", behauptet der Verfasser: Der Dichter darf auch historische Thatsachen, wenn sie für das Verständnis seiner Dichtung wesentlich sind, nicht als bekannt voraussetzen,

sondern muß dann soviel mitteilen, wie er für nötig hält. Und die Voraussetzungen aus der Dichtung selbst herauszulesen, das ist die Aufgabe und Pflicht des Lesers. Zu solchem Lesen sollen auch die Schüler angehalten werden. Ferner billigt es Frädrich nicht, wenn die historischen Voraussetzungen aus den Geschichtsbüchern geholt werden, weil der Dichter in erster Linie den Bedürfnissen und Forderungen seiner Kunst folgt und um deswillen sich gestattet, die Voraussetzungen für sein Werk mehr oder weniger abweichend von der historischen Überlieferung zu gestalten. Entweder dürfte man ihm also diese Freiheit, die allerdings nicht geradezu einer Geschichtsfälschung gleichkommen darf, nicht gestatten — dann würde man besonders die historischen Dramen von Goethe und Schiller nicht gelten lassen können — oder man muß des Dichters Werk nehmen, wie es ist, es also aus sich selbst zu verstehen suchen. Denn vorherige genaue Bekanntschaft mit der geschichtlichen Überlieferung könnte leicht Schaden bringen, indem sie des Dichters Absicht, wenn auch nicht im ganzen, so doch im einzelnen nicht erkennen, sondern vielmehr verkennen ließen. Ebenfalls die Grundfrage, wie die Dramen zu behandeln sind, berührt endlich der vom Verfasser aufgestellte dritte Punkt, den er gegenüber Fricks stetiger Rücksicht auf die Geschichte geltend macht. Wenn nämlich letzterer a. o. O. S. 221 sagt: „Man wird die Abneigung des Schülers, die er unwillkürlich gegen Octavio Piccolomini faßt, auf den geschichtlichen Octavio Piccolomini als einen durchaus zweideutigen Charakter ableiten können, damit es ihm um so leichter werde, den Octavio des Dramas gerechter zu würdigen, als er nach seinen vorwiegend stoffartigen Interessen zu thun pflegt .... Umgekehrt werden die edlen Züge in dem geschichtlichen Bilde Questenbergs die minder günstige Charakterzeichnung der Dichtung berichtigen müssen", so erklärt Frädrich: „Nun ich sollte doch meinen, die Schüler hätten in erster Linie die Charaktere wie die Handlung des Dramas aus diesem selbst und allein zu verstehen. Und wenn sie das nicht ohne weiteres vermögen, so hat man durch Zusammenstellung der betreffenden Thatsachen des Dramas ihre Auffassung zu berichtigen, aber nicht den dramatischen Charakter mit dem historischen zu verquicken oder durch ihn gewissermaßen zu korrigieren. Die geschichtlichen Thatsachen können hier wohl doch nicht erklären helfen, sie können höchstens verhindern, daß der Charakter der betreffenden Person für rein historisch gehalten wird." — Alle diese von Frädrich gegen Frick erhobenen Einwände verdienen volle Zustimmung; sie enthalten eigentlich so selbstverständliche Forderungen bezüglich der Betrachtung von Kunstwerken, daß jeder Widerspruch gegen dieselben die elementarsten Grundbegriffe vom Wesen der Kunst verletzt und man nicht recht begreift, wie Erklärer von Dramen auf solche Ab-

wege geraten können. Frädrich hätte vielleicht noch hervorheben können, daß allerdings bei der Erläuterung manchmal ein Vergleich der Dichtung und ihrer Quelle, also auch der historischen, notwendig ist, damit der Schüler erkennt, daß, um mich eines Lessingschen Ausdrucks zu bedienen, die Absicht der Tragödie philosophischer ist als die der Geschichte. Im Kunstwerk überhaupt, in der Tragödie in erster Linie, ist der besondere Fall immer zugleich ein allgemeiner; deswegen und weil der dramatische Dichter uns in die Genesis der Leidenschaften versetzt, gewinnt z. B. der Wallenstein der Dichtung unsere Sympathie, während der historische Wallenstein dieser Wirkung der Tragödie entbehrt und gar nicht fähig ist. — Schließlich sei noch bemerkt, daß auch die gegen Bellermanns Ausführungen erhobenen Bedenken, die nur einzelne Punkte des Schillerschen Doppeldramas berühren, von guter Beobachtung Zeugnis ablegen.

Schillers Demetrius-Fragment und seine Fortsetzungen (Schluß). Von Dr. A. Stein, Oberlehrer an der Ober-Realschule, Gewerbeschule zu Mühlhausen (Elsaß). Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Ober-Realschule, Gewerbeschule 1894. 26 S.

Der Schluß der Arbeit Steins führt folgende Gedanken aus: Das Jahrhundert geht zur Neige, an dessen Schwelle der große Dichter sein Meisterwerk schrieb, und doch hat, trotz aller Bemühungen der Epigonen, derjenige seiner Helden, dessen Bild noch den letzten Fieberphantasien des sterbenden Dichters vorschwebte — doch hat Schillers Demetrius die deutsche Bühne noch nicht betreten. Soll das letztere Ziel erreicht werden, so hat sich der Fortsetzer eingehend mit dem Schillerschen Plan vertraut zu machen. Hierzu gehört ein fleißiges Studium des gesamten Nachlasses; das dürftige, dem Fragment gewöhnlich angefügte und jedenfalls von Körner herrührende Excerpt genügt keineswegs. Dasselbe ist einer im Nachlaß vorgefundenen Skizze von Schillers Hand entnommen, in welcher Schiller den Gang der Handlung sorgfältig verzeichnet und kommentiert hat, und welche bei Goedeke allein 57 große Druckseiten einnimmt. Ein Vergleich lehrt, daß der Körnersche Prosa-Entwurf nur magere Bröcklein von der reichen Fülle dieser Aufzeichnungen bietet. Er ist sonst nirgends im Nachlaß wieder zu finden. Daß alle bisherigen Fortsetzer sich hauptsächlich auf diesen Auszug gestützt haben, hat verschuldet, daß keiner den Intentionen Schillers im Aufbau der Handlung, wie in der Handlung, wie in der Gestaltung der Charaktere vollkommen gerecht geworden ist, und daß mancher zu den wunderlichsten Kombinationen und Varianten gelangte. Steins Untersuchung legt daher auch in erster Linie den Schillerschen Plan als Maßstab an die vorhandenen Demetrius-

dramen an und prüft dann die Berechtigung und den Wert etwaiger Varianten. Eine Hauptstelle des Dramas bildet die Enthüllungsscene im III. Akt, wo Demetrius seine wahre Abstammung erfährt. Obgleich die Scene von Schiller klar vorgezeichnet ist, hat sie doch bei den Fortsetzern eine sehr verschiedene Auffassung gefunden. Mit dieser stürzt aber die Gestaltung der ganzen Tragödie zusammen. Marfa ist unzweideutig eine hohe Instanz in der Legitimitätsfrage. Alle, Freunde und Feinde, Russen und Polen, erwarten von ihr die Entscheidung. Diese Entscheidung auf die Andreiscene allein verlegen, wie geschehen, hieße die Marfascene eines großen Teils ihrer dramatischen Wucht berauben. Eine zweite Kontroverse ist über den Höhenpunkt des Dramas entstanden. Derselbe wird nicht gebildet durch die Huldigungsscene in Tula, sondern fällt zusammen mit dem Einzug in der Residenz, denn aller Glanz der Darstellung ist von Schiller über diese Scene gebreitet worden. Jedoch hat Demetrius ähnlich wie die Jungfrau von Orleans eigentlich zwei Höhepunkte, einen für die psychologische (innere) Handlung; für diese liegt der Gipfel in der Huldigungsscene zu Tula. Demetrius verliert auf der Höhe seiner Siegeszuversicht plötzlich den Glauben an sich selbst; und einen für die politische (äußere) Handlung: Einzug im Kreml. — Stein verrät, wie diese Ausführungen beweisen, eine genaue Bekanntschaft mit der Technik des Dramas und die Gabe, sich in den dramatischen Aufbau eines Kunstwerkes hineinzudenken und zu vertiefen. Das Schlußkapitel, die Fortsetzungen (v. F. v. Maltitz, S. Kühne, O. F. Gruppe, H. Laube, H. v. Zimmermann, O. Sievers, O. Weimar) bringt neben Bekanntem doch auch eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte in der Beurteilung dieser Stücke.

Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. Von Professor A. Popek. Programm des Kais. Königl. Staats-Gymnasiums zu Linz. 1893. 37 S. 1894. Fortsetzung 26 S.

Das offizielle Rußland sieht in dem Czaren Demetrius, der nach einer kräftigen Regierung von elf Monaten infolge einer Verschwörung 1606 gestürzt und ermordet wurde, nur einen Betrüger, während die Forschung bis heute nicht aufgehellt hat, ob er in der That ein solcher gewesen ist. Als Betrüger erscheint Demetrius auch in dem von Popek erwähnten Drama der Russen, zuerst in Sumarokoffs „Falschem Demetrius", sodann in Puschkins „Boris Gudunow"; ebenso lehnen sich Homjakows im „Pseudodemetrius", Ostrowskij im „Falschen Demetrius" und Tolstoi in „Czar Boris" an die russische Geschichtsschreibung an, die wie das offizielle Rußland nur einen falschen Demetrius kennt.

Im Gegensatze hierzu kennt man in Spanien nur einen echten Demetrius. Durch Jesuiten mag der Stoff hier bekannt geworden sein. Geschichtlich sicher ist, daß Demetrius mit dem päpstlichen Legaten Rangoni in Verbindung stand, daß er sich selbst brieflich an Rom wandte, daß er durch Jesuiten zur katholischen Kirche zurückgeführt wurde, daß zwei Jesuiten ihn nach Rußland begleiteten, und daß er die Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen in Aussicht stellte. Und die Geschichte des Demetrius mußte um so größeres Interesse erregen, da ja hier in dem mit Spanien vereinigten Portugal die falschen Sebastiane eine ähnliche Rolle spielten, wie in Rußland der falsche Demetrius, und gerade die Geschichte des vierten falschen Sebastian hat eine große Ähnlichkeit mit der des ersten falschen Demetrius. In welcher Weise nun von Lope de Veja dieser Stoff in dem 1617 gedruckten Drama „El gran duque de Moscovia y emperador persequido" verwendet worden ist, hat Popek des Näheren ausgeführt: Der Dichter hat versucht, dem Ganzen ein russisches Gepräge zu geben; aber es sieht doch mehr spanisch aus, daher der spanische Diener, der spanische Ehebegriff, die spanische Etiquette, die katholische Religion. Manches ist recht unbegründet; der Ernst der Handlung ist durch heitere Scenen unterbrochen, der Lustigmacher darf natürlich nicht fehlen: erst ist es Feodor, dann übernimmt der spanische Diener diese Rolle. Auch Boris ist mehr ein gemütlicher Tyrann. Aber abgesehen von den dichterischen Zusätzen und den Anspielungen auf spanische Verhältnisse (Stierkämpfe, die falschen Sebastiane, Hinweis auf Don Carlos) hat Lope de Veja die geschichtlichen Verhältnisse genau gezeichnet. Einige Stellen haben eine auffallende Ähnlichkeit mit Schillers Werk, aber es läßt sich nicht nachweisen, daß Schiller Lope gekannt hat. Zwar wissen wir, daß seit dem 17. Jahrhundert spanische Dramen ins Deutsche übersetzt wurden, und daß gerade die Werke Lopes auf die Entwicklung des deutschen Dramas einwirkten, aber wir finden nirgends Andeutungen, daß der Demetrius des Spaniers Schiller Anregungen gegeben hätte. Ebenso wenig scheint er von den Demetriusdramen gewußt zu haben, die der Dictionaire de théatres de Paris 1756 anführt. Das eine ist von Aubry de Carrieres und wurde 1689 im Théatre français gespielt, ein zweites ist von dem Italiener Boccabadati, dessen Werk wieder ein Franzose als Tragikomödie: „Arlequin Demetrius" bearbeitete. Auch giebt keine Andeutung zu erkennen, daß Schiller Kotzebues Rührstück „Demetrii Iwanowitsch" gekannt hat, bekanntlich das erste deutsche Demetriusdrama, das im Jahre 1781 in Petersburg aufgeführt wurde. — Teil I. S. 11—37 behandelt Popek das Fragment Schillers, die Stücke von Maltitz, Kühne, Teil II. S. 3—26 die Bearbeitungen von Gruppe, Laube, Sievers, Zimmermann, Grimm.

Eine kritische Beleuchtung der übrigen Demetriuslitteratur in einer zweiten Fortsetzung ist vorbehalten.

Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. Zum Schulgebrauch von Emil Große. Beilage zum XX. Jahresbericht über das Königl. Wilhelmsgymnasium zu Königsberg i. Pr. Ostern 1895. 21 S.

Mit der neuerdings vielfach erhobenen Forderung, Schillers ästhetische Schriften als Schullektüre zu verwenden, können wir uns nicht recht einverstanden erklären. Man überlasse das Studium derselben ruhig den Universitätsjahren, und wer alsdann nicht hierzu Gelegenheit hat oder nimmt, wird trotzdem, wenn er nur sonst seinen Schiller gut kennt, Anspruch erheben dürfen, als ein gebildeter Mensch zu gelten. Jedenfalls möchten wir bezweifeln, daß jene philosophischen Aufsätze Schillers, die Imelmann in dem 36. Bändchen von Velhagen und Klassings Sammlung deutscher Schulausgaben vereinigt hat, „einigermaßen zum Denken aufgelegten Primanern", wie er meint, ohne allzugroßen Aufwand von Zeit und Anstrengung zu ausreichendem Verständnis gebracht werden können. Weder Imelmanns Anmerkungen noch die von Große in der obengenannten Schrift zu denselben gegebenen Zusätze sind im stande, die Schwierigkeit, die eine solche Lektüre bietet, aufzuheben, d. h. die abstrakte, auf Kantischen Voraussetzungen ruhende Gedankenwelt Schillers dem Lernenden in konkrete Anschauungen umzusetzen. Will man Primanern vor ihrem Abgang von der Schule auch einen Einblick in diese Art des Schaffens des Dichters gewähren, so empfiehlt sich Einführung in dessen Gedankenlyrik. Zum Verständnis der letzteren hat Große, wie wir in unseren früheren Anzeigen hervorzuheben Gelegenheit hatten, so wertvolle Beiträge geliefert, daß wir den Wunsch hegen, auf diesem nutzbringenden Gebiete auch fernerhin dem feinsinnigen Ausleger zu begegnen.

Schiller und die Bibel. Von Johannes Schlurick. Programm des Königl. Gymnasiums in Leipzig 1895. 33 S.

Daß die Blüte unsrer Litteratur im 18. Jahrhundert in der Hauptsache eine Frucht des Protestantismus ist, der, wenn auch zeitweilig die geistige Freiheit abhanden gekommen zu sein scheint, doch immer von neuem das schlummernde Leben wiedererweckt hat, das lehrt ein unbefangenes Studium der Geschichte mit unabweisbarer Gewißheit. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß seit der Reformation fast alle großen Denker und Dichter Protestanten gewesen sind, weil eben nur innerhalb eines idealen Protestantismus diejenige Freiheit des Glaubens

und Denkens vorhanden ist, in der nationale Dichtung und deutsche Wissenschaft ihre Wurzel haben müssen. Auf dieses innere Verhältnis unsrer Klassiker, besonders Schillers, zum Geiste des Protestantismus, aus dem heraus Luthers Bibelübersetzung geschaffen worden ist, geht der Verfasser, wie man vielleicht nach der Überschrift zu seiner Abhandlung erwarten könnte, nicht ein, er hat sich vielmehr die Aufgabe gestellt, „auf die in Schillers Werken vielfach verstreuten biblischen Anklänge aufmerksam zu machen, die ihr Dasein mehr dem äußeren sprachlichen Einfluß der lutherischen Bibelübersetzung auf Schillers Stil verdanken". Die Arbeit Schlurichs ist aber in dieser Richtung ein schätzenswerter Beitrag zur Sprache Schillers, die ja immer noch einer eingehenden monographischen Behandlung entbehrt. Daß bei Schiller nicht von einer leichtfertigen Plünderung des biblischen Schatzes, selbst da nicht, wo bewußte Entlehnung vorliegt, die Rede sein kann, daß vielmehr auch diese letztere nur als eine Frucht anzusehen ist von dem aufgegangenen Samenkorn des Wortes Gottes, das im Elternhause in die empfängliche Kindesseele gesenkt worden ist, unterläßt der Verfasser nicht, gebührend hervorzuheben. Von großer Belesenheit und eingehendstem Studium besonders der poetischen Werke Schillers, denen Schlurich bei der Beschränkung des Raumes fast ausschließlich seine Beispiele entlehnen muß, legt die treffliche Arbeit durchweg das beredteste Zeugnis ab.

Schiller in seinen Briefen. I. Teil. Von Oberlehrer Otto Niedergesäß. Programm der städtischen Realschule zu Gotha 1895. 26 S.

Der Versuch, den Schülern die ideale Gestalt Schillers, des Dichters und des Menschen, nachdem ihnen dieselbe bereits aus seinen besten Kunstwerken entgegengetreten ist, auch durch Auszüge aus seinen Briefen näher zu bringen, kann als wohlgelungen bezeichnet werden. Der Verfasser folgt Jonas' kritischer Gesamtausgabe und bietet in vorliegendem ersten Teile die Heimats- und Wanderjahre bis zu den letzten Tagen von Schillers Aufenthalt in Dresden, also Brief 1—200. Die einzelnen Stellen der Auswahl weiß Niedergesäß durch passende Erläuterungen zu verbinden, sodaß der jugendliche Leser niemals im Zweifel sein kann, wo und wann eine Epoche oder Richtung in der Entwicklungsgeschichte von Schillers Geistesleben ihren Abschluß erreicht hat und eine neue beginnt.

Goethe und Schiller im persönlichen Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitungen und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit, Gymnasial-

oberlehrer. Pr. 3 M. 250 S. Stuttgart 1895. Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Die Schillerlitteratur steht gegenwärtig unter dem Zeichen des „Briefwechsels". Die Briefe von Heinrich Voß sind zwar längst litterarisch verwertet, aber meist nur in Bruchstücken bekannt geworden. Welche Bedeutung dieselben für die Kenntnis der rein menschlichen Seite der beiden Dioskuren haben, sagt Georg Berlit treffend mit folgenden Worten: „Im schlichten Hausrock, wie sie sich ihm (Heinrich Voß) zeigten, so treten Goethe und Schiller in diesen unmittelbaren Ergüssen eines überquellenden Jünglingsherzens vor uns. Aber selbst in dieser wie gegenwärtigen Nähe, in der wir die hehren Gestalten vor uns schauen, verblaßt der echte Glanz, mit dem die Verehrung ihr Bild umwebt, nicht zu eitlem Scheine, vielmehr wächst unsre Bewunderung, wenn wir sehen, wie diese Einzigen, wennschon auch sie dem sterblichen Teile ihren Zoll entrichtet haben, in der „gemeinen" Wirklichkeit der Hoheit ihres Genius nicht untreu werden." — Der Sammlung hat der Herausgeber S. 1—40 eine ausführliche, anmutig geschriebene und darum sehr anziehende Lebensbeschreibung von Heinrich Voß vorausgeschickt, aus der man so recht die Wahrheit des Ausspruchs von Jean Paul erkennt, daß in diesem Sohne des berühmten Homerübersetzers und Dichters der „Luise" die Johanneskraft der Liebe allmächtig geglüht habe. Dann folgen S. 43—174 die Briefe, deren Adressaten uns durch biographische Mitteilungen näher bekannt werden: 1—6 an Boie, 7—8 an Niemeyer, 9—25 an Griesbachs, 26—30 an Sulzer, 31 an Iden, 32 an Jean Paul. — Die am Schlusse von Georg Berlit gegebenen Erläuterungen (S. 175—250) enthalten eine Fülle anregenden und wertvollen Stoffes und beweisen, mit welcher Hingebung und eindringenden Gelehrsamkeit sich der Herausgeber mit seinem Gegenstande beschäftigt hat. Das Werk ist gewidmet Frl. Hedwig Hildebrand, der Tochter Rudolf Hildebrands, dem G. Berlit die erste Bekanntschaft mit dem Voßschen Büchlein zu verdanken hat.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke (13—16); Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke (13—18), im Erscheinen begriffen, à 1 Mark 50 Pf. Stuttgart 1894—95. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Von der vortrefflichen neuen Cottaausgabe, die sich längst die herzliche Zustimmung der Bücherfreunde erworben hat, liegen nunmehr Schillers Werke abgeschlossen vor. Was in diesem Blatte schon öfters betont wurde, kann nur wiederholt werden: die klare, sinnvolle Korrekt-

heit des Textes, die schöne, lesbare Schrift, die geschmackvolle Ausstattung erfreuen Seele und Sinn des Lesers, rechtfertigen die rasche Verbreitung und sichern dieser Ausgabe auf dem Büchermarkt dauernd den ehrenvollsten Platz.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas, 41.—46. Lieferung (Schluß des IV. Bandes), 47.—58. Lieferung (V. Band) à 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1894, 1895.

Bekanntlich beabsichtigte Schiller eine Geschichte seines Geistes zu schreiben; er erbat sich auch dazu von seinem Vater die sich in der Heimat etwa noch vorfindenden Materialien. Sein früher Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes. In dem vorliegenden großen Unternehmen des ausgezeichneten Gelehrten Fritz Jonas und der deutschen Verlagsanstalt, die, fern von jeder rein buchhändlerischen Spekulation, mit nicht geringen Opfern bemüht ist, das nationale Werk zu fördern und gediegen auszustatten, haben wir eine so eingehende Entwicklungsgeschichte von Schillers äußerem und innerem Leben, daß wir den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit bei der Lektüre dieser Briefe deutlich spüren und nicht allzusehr es zu beklagen brauchen, daß der Dichter nicht wenigstens zu einem Entwurf seines Lebensganges gekommen ist. Alle nur erreichbaren Briefe werden in dieser auf 8 Bände berechneten Sammlung, der sich an Schönheit und Größe in der ganzen deutschen Litteratur nur der Briefwechsel Luthers vergleichen läßt, zum Abdruck gelangen. Wir wollen nicht unterlassen, wiederholt nicht nur alle gebildeten Kreise auf dieses monumentale Werk hinzuweisen, sondern auch denjenigen insbesondere das Studium dieser Briefe dringend empfehlen, die ihre schriftstellerische Thätigkeit gern Darstellungen aus dem inneren Leben des mit dem Fühlen und Denken unsres Volkes so innig verbundenen Dichters zuzuwenden gedenken. Eine eingehende Würdigung werden wir nach Abschluß der kritischen Gesamtausgabe geben.

Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Für die studierende Jugend Österreichs geschildert von Prof. Emil Soffé. Progr. der deutschen Staats-Ober-Realschule in Brünn. 18 S.

Die Arbeit gewährt eine nahezu vollständige, für eine vergleichende Betrachtung der Schillerschen Ballade „Der Graf von Habsburg" mit den Dichtungen seiner Vorgänger und Nachfolger aber nicht uninteressante

Zusammenstellung der poetischen Werke, die den Begründer des österreichischen Kaiserstaates zum Gegenstand haben. Schon im 13. Jahrhundert, noch zu Lebzeiten des Fürsten, finden wir seinen Namen durch die Dichtkunst verherrlicht. So besingen ihn Meister Poppe, Konrad Schenke von Landegg, Konrad von Würzburg, Friedrich von Sonnenburg, Meister Rumeland, Herr Steinmar, Meister Stolle, der Meistersänger Unverzagt, Heinrich von Meißen, Frauenlob. In seiner Reimchronik entrollt Ottokar ein glänzendes, farbenprächtiges Bild. Rudolfs herrliche Persönlichkeit allseitig in der Dichtung widerzuspiegeln, war jedoch erst der neueren Zeit vorbehalten. Heinrich von Collin entwarf ein großes Epos über Rudolfs Leben und Wirken, der frühe Tod hinderte den Dichter an der Ausführung, doch ist uns ein Bruchstück der Dichtung erhalten; Matthäus von Collin folgte mit einigen schönen Balladen dem Beispiel des Bruders. Von den Dichtern des schwäbischen Kreises wählten ihn zwei zum Helden; Justinus Kerner benutzte die schöne, sinnige Volkssage, welche den greisen Kaiser den Grabesritt nach Speier machen läßt, während Gustav Schwab zumeist schalkhafte Töne anschlägt und Rudolf im Verkehre mit dem Volke zeigt. Ladislaus Pyrker stellte in einem groß angelegten Epos den Kampf Rudolfs mit Ottokar dar, Franz Grillparzer brachte die gewaltigen, ritterlichen Gestalten der beiden Gegner auf die Bühne, Ludwig August Frankl verherrlichte Rudolf in mehreren Gedichten seines „Habsburgliedes"; Eduard Bauernfeld läßt in seiner Ballade: „Rudolf von Habsburg" den jungen Grafen der Sage nach dem Vater ins heilige Land folgen, zeigt aber auch die Heimkehr Rudolfs, seine Werbung um Anna (Gräfin von Hohenberg), seine Vermählung und Erhebung zum deutschen König. Auf die Hilfe, die Rudolf der Stadt Zürich gegen Ulrich von Regensburg gewährte, bezieht sich das Gedicht: „Wie Rudolf von Habsburg der Züricher Hauptmann wird", von J. J. Reithardt. Eine Episode dieses langwierigen Kampfes, die Einnahme des Schlosses Utliberg durch den Grafen, fand u. a Behandlung durch Stoklaska. Noch eine ganze Reihe von Dichtern, die von Rudolf dem Herrscher und Menschen erzählen: „Rudolf von Habsburg und Iban Günz" von G. Görres; „Kaiser Rudolfs Scepter" von Ewald; „Habsburger Scepter" von Nell; „Rudolf von Habsburgs Erwählung" von L. Grote; „Die Marchfeld-Schlacht" von Johann Langer; „Der Schwan im Kloster" von Josef Kollmann; „Rudolf ehrt die Tapferkeit des Feindes" von Ludwig Bowitsch; „Herbert von Füllenstein" von R.....r; „Rudolf an Ottokars Leiche" von Canaval; „Rudolf von Habsburg und die Bäckin von Mainz" von P. E. Walther; „Rudolf und der Freihart" von Karl Förster; „Wie Graf Rudolf von Habsburg den Sänger ehrt" von Köffinger; „Der Dom zu Speier" von Schenkendorf.

Da der Gegenstand wohl einmal eingehendere Behandlung verdient, als dies für diesen Zweck thunlich war, so fügen wir Soffés Übersicht noch folgende Ergänzungen bei, die uns gerade einfielen, ohne behaupten zu wollen, damit den Kreis dieser Dichtungen, deren Chorführerin Schillers Ballade ist, erschöpfend bezeichnet zu haben: „Graf Rudolf und der Abt von St. Gallen" von Rodnagel; „Kaiser Rudolf" von W. Wackernagel; „Graf Rudolf und der Gerber" von R. Hagenbach; „Die Kaisereichen" von Isidor Proschko; „Rudolf von Habsburg und der Graf Scharfenstein" von A. Bube; „Kaiser Rudolf und der Graf von Falkenstein" von F. Dahn; „Kaiser Rudolf" von Otte.

Zur Poetik der Ballade. Von Dr. Ludwig Chevalier, Direktor des K. K. Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt. 3 Programm-Abhandlungen, I. Teil 1891, 61 S., II. Teil 1892, 56 S., III. Teil 1894, 39 S.

In den vorliegenden drei Teilen der Abhandlung „Zur Poetik der Ballade" wird erstens ein Überblick der Entwicklung der neueren Ballade gegeben, werden zweitens die vorhandenen Einteilungen und Begriffsbestimmungen auf ihre Giltigkeit geprüft und wird drittens der Versuch vorbereitet, wie sich Gedichte dieser episch-lyrischen Dichtungsart dem Inhalte nach unterscheiden lassen. Für die Lösung dieser Aufgaben hat sich der Verfasser selbst die beste Richtschnur mit den Worten gegeben:

Die wahre Poetik wird nicht erdacht,
Sie hat sich stets von selber gemacht,
Aus echter Poeten Stoff und Wesen
Brauchst du sie nur fein herauszulesen.

Und diesem Wahlspruch ist der gründliche Gelehrte in seiner umfangreichen interessanten Arbeit treu geblieben. Wie vorzüglich ist die Methode seiner Untersuchung! Nirgends begegnet man einem Operieren mit leeren Begriffen, deutlich erkennt man eine durch eingehende Kenntnis der Balladen- und Romanzenlitteratur gewonnene ästhetische Anschauung. Aber auch nur wer wie Chevalier über den reichen historischen Apparat so vollkommen verfügte, vermochte zu einer so vorurteilslosen Prüfung gewisser Schulbegriffe und zur klärenden Auseinandersetzung mit dem vielumworbenen Gegenstande hindurchzudringen. Es wäre bedauerlich, wenn das gelehrte, tief angelegte Werk, das seinen Abschluß noch nicht erreicht hat, in Programmen verschwinden und nicht auf anderem Wege noch Verbreitung finden würde. Wenn dieser letztere Fall eintreten sollte, so wäre dann gewiß auch der Raum zu gewinnen für eine breitere Ausführung der Balladendichtung der klassischen Zeit, für welche

dieser Rahmen zu klein war. — Es ist hier nicht der Ort, aus dem reichen Inhalte einen Auszug zu bieten, wir müssen uns begnügen, einige auf Schiller bezügliche Sätze anzuführen: Der hohe sittliche Ernst der Schillerschen Ballade, das rednerische und edle Pathos, der kunstvolle dramatische Aufbau, die kräftig durchleuchtende Grundidee, die mit echt dichterischer Intuition gefundene glückliche Wahl des Stoffes schien die Schillersche Richtung der Ballade, die das volkstümliche Element nicht aufnahm, in den Vordergrund zu tragen; es war dies ein Rückschlag, aber ein solcher, der nur wieder die volle Kraft des echten Dichtergenies zeigte, das, wo es neue Pfade geht, auch hier mustergiltig wird. Es war Gefahr vorhanden, daß diese Richtung der Ballade siegreich durchdringe, wo ein großer Dichter so herrliche Bilder hingestellt, wenn nicht die Nachwirkung Goethes und die emporkommende romantische Richtung sich wieder der volkstümlichen Weise zugewendet hätte. Aus diesen, aufeinander Einfluß nehmenden, sich bei einem und demselben Dichter kreuzenden Elementen ist die moderne Ballade hervorgegangen, die die alten echten Elemente aufgehoben, bewahrt und kunstmäßig geläutert hat. Durch Goethe und Schiller waren große und herrliche Muster der alten und neuen Ballade aufgestellt, dort an die Volksdichtung anknüpfend, hier Kunstdichtungen von edlem Gehalt und ergreifender Macht des Ausdrucks. Der Einfluß der Schillerschen Balladendichtung war ein mächtiger. Er verdrängte längere Zeit die Goethesche Art der Balladendichtung, die gewiß den Grundcharakter der Ballade reiner wiedergab. Es war dies durch den Charakter der Schillerschen Dichtung leicht erklärlich. Die edle, reine Form, das mächtige Pathos der Rede, der künstlerische Aufbau, das deklamatorische Element wirkten auf lange Zeit fort. Auch war diese Art leichter nachzuahmen, als die Goethesche. Das Formschöne war leichter zu fassen und fand durch die ganze Bildung der Zeitgenossen begründet einen offenen Weg zu den Geistern. Der sittliche Ernst in diesen Dichtungen bewegte leichter die Gemüter der Leser, als die reine Schönheit der Goetheschen Dichtung. Die Nachahmer der großen Dichter konnten den Ton der Ballade nicht immer auf dieser Höhe halten, weil bei aller kunstvollen Behandlung die Dichterpersönlichkeit von der Bedeutung eines Goethe und Schiller fehlte. Es war wohl endgiltig der burleske Ton der Gleimschen Weise überwunden, die Ballade hatte die Mischung des Komischen und Gräßlichen verlassen und einen ernsten, würdevollen Ton angenommen; aber die romantische Schule erst fand wieder den rechten Klang, den Goethe angeschlagen, die anheimelnde Schönheit der alten Volkspoesie mit einer in die Seele dringenden Kraft wurde wieder lebendig; leider blieben viele Schlacken bei dem edlen Metalle.

Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch. Von Dr. Wilhelm König. Preis 40 Pf. Leipzig, Verlag von Gustav Uhl.

Nur bescheideneren Ansprüchen wird eine Erläuterungsschrift, die in keiner Weise auf die poetischen Schönheiten und die Ökonomie des Stückes Rücksicht nimmt, zu genügen vermögen. Oder teilt der Verfasser den Standpunkt jenes Philologen, von dem H. v. Treitschke in den Preuß. Jahrb. 51, 2. S. 185 erzählt, er habe in der Schule seine Kritik über den Dichter mit der geringschätzigen Bemerkung geschlossen: „Das Ästhetische versteht sich ja ganz von selbst".

Getreue Nachbildung der eigenhändigen Unterschriften Schillers, seiner Frau und Kinder. Preis 50 Pf. Dresden A. Müller (Fröbelhaus).

Die 6 in Lichtdruck ausgeführten Unterschriften stammen von Fr. Schiller 1783, von Goethe 1808 und von den Kindern 1830.

Illustrierte Klassiker-Bibliothek. Volks-Ausgaben des Verlags der Litteraturwerke „Minerva". Berlin W., Corneliusstraße 5. Neue Ausgabe in Heften à 50 Pf.

Ihrem Zweck, den breiten Massen des deutschen Volkes die Erwerbung einer illustrierten Klassiker-Bibliothek, umfassend die Lieblingsdichter aller Nationen, für einen überaus billigen Preis zu ermöglichen, ist die Verlagsanstalt gerecht worden. Die vorzügliche typographische und künstlerische Ausstattung haben dem Unternehmen schnell einen großen Kreis von Litterarfreunden erworben. Aufnahme in diese Sammlung findet nur auserlesenes, inhaltlich und formell gediegenes Lesematerial (keine Auszüge!), was würdig ist, in Herz und Gemüt des ganzen Volkes aufgenommen zu werden, und was zur Stärkung seiner sittlichen Kraft dient. Aller 14 Tage erscheint ein Heft von 64 Seiten, Lexikon-Format in klarem Druck, auf schönem starkem Papier, in gefälligem Umschlag broschiert. Von diesem äußeren und inneren Vorzug legen auch Schillers Werke beredtes Zeugnis ab. Erschienen sind bisher: 1. Schillers Gedichte. Mit 11 Ton- und 35 Textbildern. 166 S. 1 M. 50 Pf. 2. Die Jungfrau von Orleans. Mit 10 Illustrationen. 60 S. 50 Pf. 3. Wilhelm Tell. Mit 12 Illustrationen. 54 S. 50 Pf. Die Anschaffung dieser reichhaltigen Sammlung sei Schülerbibliotheken bestens empfohlen.

Aufgaben aus deutschen Dramen. Zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Direktor, und Dr. W. Schröder, Professor. Erstes Bändchen: Aufgaben aus „Wilhelm Tell", zusammengestellt von

Dr. Heinze. 89 S. Preis 80 Pf. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1894.

Das erste Heft enthält 81 Entwürfe, die der Verfasser als die besten ausgewählt hat aus den Büchern und Schriften und deutschen Aufsätzen, in denen sie bisher verstreut waren. Dieser wohlgeordneten Sammlung ist noch ein Abdruck von Aufgaben zur Auswahl nach Frankes Schulausgaben des Tell beigegeben.

Schulausgaben:

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Schiller, Maria Stuart, herausgegeb. von Edmund Aelschker; Schiller, Braut von Messina, herausgegeb. von Carl Tumlicz, à 80 Pf. Leipzig, Verlag von G. Freytag.

Graefers Schulausgaben klassischer Werke. Preis pr. Heft 25 Kr. = 50 Pf. Wien. — Schiller, Wilhelm Tell. Mit Einl. u. Anm. von Dr. Franz Brosch. Schiller, Wallenstein, I. Teil: Wallensteins Lager; Die Piccolomini; II. Teil: Wallensteins Tod. Mit Einl. u. Anm. von Dr. Friedrich Bernd. — Schiller, Kabale und Liebe. Mit Einl. u. Anm. von K. A. Schmidt. — Schiller, Fragment des Demetrius. Mit Einl. u. Anm. von Dr. Adolf Lichtenheld. — Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einl. u. Anm. von Josef Egger u. Dr. C. Rieger.

Aus Zeitschriften:

1. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M. N. F. 10. Bd. Heft 2. V. Valentin, Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans". Heft 3/4. Fr. Rehorn, W. v. Humboldts Aufsätze über den Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers.
2. Daheim, 30. Jahrg. Nr. 27: J. Wychgram, Christophine Schiller.
3. Deutsche Rundschau: R. Freih v. Liliencron, Der Wallenstein der Schillerschen Tragödie im Lichte der neuesten Geschichtsforschung. — 21. Jahrg. 2. Heft: B. Suphan, Zum 10. November, „Schillers Totenfeyer", ein dramatischer Entwurf Goethes.
4. Dresdner Anzeiger 1894, Nr. 202: Theodor Dstl., Zu Schillers Aufenthalt in Loschwitz 1785.
5. Euphorion, I, 1: Herm. Baumgart, Schillers „Jungfrau von Orleans". — Ein Brief Schillers. Mitgeteilt von Ludw. Hirzel. — II., 1: E. Schmidt, Schwäbisches: 1. Schubart, 2. Franziska von Hohenheim, 3. Schiller, 4. Uhland.

6. Die Familie, Bd. 3, Heft 1: Albert Richter, Anna Hölzel, ein Frauenbild aus dem Schillerkreiſe.
7. Forſchungen zur deutſchen Philologie. Feſtgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894. Leipzig 1894: Guſtav Roethe, Die dramatiſchen Quellen des Schillerſchen Tell.
8. Internationale Litteraturberichte, C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Nr. 27, 1894: Schiller in Amerika (Bibliographie) von K. Knortz.
9. Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnaſien und Realſchulen, herausgegeb. von Dr. Fries u. Meier, 43. Heft, 1895. S. 20 flg.: Schillers Alpenjäger. Schulmäßige Erklärung. Von Kurt Fulda.
10. Lyons Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht. 8. Jahrg.: Über den befriedigenden Schluß einer Tragödie, mit beſonderer Berückſichtigung von Stücken von Leſſing, Schiller, Goethe und Shakeſpeare. 441 flg. — Schillers Wallenſtein und die hiſtoriſche Forſchung, von Guſtav Heide, 497 flg. — Zu Schiller, von R. Peterſen, 545 flg. — Zu Schillers Ausſprache des Deutſchen, von R., 547 flg. — Zu Schillers Kampf mit dem Drachen, von Kugler, 704 flg. — 9. Jahrg.: Zu Schillers Wilhelm Tell und Braut von Meſſina, von Th. Matthias, 217 flg.
11. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1894, 4., 516. Heft: Berth. Hoenig, G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältniſſe zu dem lateiniſchen pervigilium Veneris.
12. Vom Fels zum Meer, 1893/94, Heft 6: Fr. Harder, Don Carlos in hiſtoriſcher Beleuchtung.
13. Zeitſchrift für deutſche Sprache, 8. Jahrg., 2. Heft: Zum 4. Bande des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe. — 9. Jahrg., 1. Heft: Schillers Mutter.
14. Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte, N. F., 7. Bd., 2./3. Heft: Ein Brief von Fr. Schillers und Th. Körners Vater. Mitgeteilt von Ernſt Müller und Gottlieb Krauſe.

Sprechzimmer.

Zwei Dichtergeſtändniſſe.

Daß „Pegaſus im Joche“ nicht leichter einherſchreitet, wenn ihm das Joch vor der Schulbank aufgelegt wurde, das iſt ſchon manchem Kollegen aus eigner Erfahrung klar geworden. Zwei Dichtergeſtändniſſe aus dem letzten Quinquennium ſprechen dieſe Erfahrung als freimütige

Berichte aus. Das eine findet sich in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ von Robert Hamerling, wo der Verfasser (S. 319 flg.) von der im Jahre 1866 auf sein Nachsuchen erfolgten Pensionierung am Gymnasium in Triest erzählt, über die ihm ein Dekret ausgestellt wurde, das seine „Verdienste um die Anstalt“ anerkennt, deren „besondere Zierde“ er durch eine Reihe von Jahren gewesen sei. „Aber“, so fährt der Dichter fort, „dieses ehrenvolle Zeugnis war nicht ganz verdient. Das Vertrauen, welches darin lag, daß man mich immer in den höchsten Klassen des Gymnasiums beschäftigte, glaube ich, was den Erfolg des Unterrichts betrifft, nicht getäuscht zu haben. Aber mir fehlte die wichtige pädagogische Gabe, die Disziplin, besser gesagt die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrecht zu erhalten. Am persönlichen Respekt zwar ließen es meine Schüler niemals fehlen; sie gaben mir sogar Beweise ihrer Zuneigung. Aber sie fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unzähmbaren Jugendmutwillen, der Schwatzhaftigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft ratlos und schutzlos gegenüber. Ein Umstand, der neben dem schlechten Befinden, mit welchem ich zu kämpfen hatte, nicht wenig dazu beitrug, die Ausübung der lehramtlichen Thätigkeit für mich zu einer qualvollen und aufreibenden zu machen.“

Neben diesem Bekenntnisse, das, für den Eingeweihten erkennbar, eine unendliche Zahl banger Leidensstunden hinter sich birgt, steht das eines andern Dichters, der allerdings nach seiner ersten, unfreiwilligen Entlassung aus dem Schulamte sich wiederholt und schließlich dauernd dem akademischen Lehrstuhl zuwandte, mit der Schuljugend in engerem Sinne aber auf ähnlichem Fuße gestanden zu haben gesteht wie sein Kollege in Triest. Otto Roquette („Siebzig Jahre“. Vgl. Ztschr. f. d. d. Unter., Heft 4) hatte, ohne sich eigentlich für das Lehramt vorbereitet zu haben, eine Stelle am Blochmannschen Gymnasium zu Dresden angenommen; und wir glauben dem liebenswürdigen Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“ recht gerne, wenn er (Bd. II, S. 42) erzählt, daß ihm „jedes Talent für den Schul-Ärger“ abging, daß ihn sein Direktor (Bezzenberger) darob beneidete, und daß er in einem guten Verhältnisse zu den Schülern stand. Ebenso gut aber wissen wir auch, was es zu bedeuten hat, wenn er bald darauf (S. 44) fortfährt: „Daß mir auf diesem Gebiete manches gelang, lag vielleicht mit darin, daß ich nur Lehrer gehabt, die sich nicht um mich gekümmert, Lehrer, die mich eher verkannt, mißliebig betrachtet und häufig übel behandelt hatten (Näheres darüber im ersten Band, besonders im 6. Kapitel der Autobiographie). Aber trotz dieses Gelingens will ich nicht behaupten, daß ich ein musterhafter, oder auch nur ein regelrechter Gymnasiallehrer

gewesen, wie ich auch niemals ein richtiger Schulmann hätte werden können. Denn mir fehlte das Interesse, vor allem der Respekt vor jeder systematischen Pädagogik. Mir erschien das allgemeine Regelbuch dieses Gebietes immer höchst wunderlich und aller Menschenkenntnis zuwiderlaufend. Die Erfahrung sagte mir, daß die Pädagogik bei jedem Individuum von vorn anzufangen habe."

Das ist ein freimütiges Geständnis, und es liegt gewiß auch ein Körnchen Wahrheit in dem, was darin auffallen muß. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß wir dem Direktor Bezzenberger nicht allzu sehr grollen werden, wenn er im dritten Jahre einer auf diese Anschauung begründeten Amtsthätigkeit dem um Verlängerung eines schon längere Zeit dauernden Urlaubs nachsuchenden Dichter die Antwort erteilte, daß er sich dadurch genötigt sehe, ihm einen Nachfolger zu geben. Und wenn wir auch nicht den geringsten Zweifel in die Richtigkeit und Genauigkeit der S. 154 und weiterhin erzählten Erlebnisse in der amtlichen Laufbahn des durchaus und überall den Eindruck der Wahrhaftigkeit erweckenden Autobiographen setzen, so giebt doch gewiß auch dieses Leben einen neuen Beleg für die Wahrheit des alten Spruches: Non omnia possumus omnes.

Darmstadt. **Karl Landmann.**

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Vietor, Professor in Marburg. Marburg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1893. 26 S. 8°. Preis 50 Pfennige.

Ein recht zeitgemäßes, hochwillkommenes Büchlein. Man hält jetzt mehr als sonst aufs Sprechen, auf die lebendige Sprache im Gegensatz zum Tinten- oder papiernen Deutsch. Das legt von selbst die Frage nach dem Wesen der mustergiltigen deutschen Laute nahe.

S. 11—14 seines Vortrags giebt Vietor eine recht übersichtliche kurze Zusammenstellung derselben. Die Lautzeichen sind hier teilweise andere als in Vietors Die Aussprache des Schriftdeutschen[1]). Leipzig, 1890. O. R. Reisland. Die neuen sind die der englischen Phonetikerschule, die auch von der Association phonétique des Professeurs de langues vivantes angenommen sind. Dem geschlossenen i (S. 13) möchten wir hier nicht wesentlich gleiche Zungenstellung wie dem geschlossenen ü zuschreiben, vielmehr wie dem geschlossenen e. (Vergl. Sievers' Phonetik § 27 in Pauls Grundriß.) In stehlen geschlossenes e zu sprechen (S. 13) will uns Sachsen nicht recht einleuchten; daß „sich bei allen Vokalen (i, u, ü, ö, o,

1) Sehr belobt von O. Brenner in Bayerns Mundarten 1. Bd. 1. Heft S. 159 flg. Jetzt in 3. Auflage erschienen. Leipzig, Reisland 1895.

geschlossenes e) außer offenem e die geschlossene Nüance auf den kurzen, die offene auf den langen betonten Vokal beschränkt" (S. 14), ist nur ein Versehen. Das deutsche ei in freien ist wohl nicht bloß a + i, sondern auch a + e (S. 14).

Lebhaft tritt Vietor für einheitliche deutsche Laute ein und zwar für die ernste Bühnensprache, die in den stimmhaften b, d, g norddeutsche Färbung hat. Die Verwirklichung dieses Wunsches stößt aber so lange auf starke Hindernisse, als es an geeigneten Lehrern fehlt und diesen an einem sichern Weg, den Schülern die stimmhaften b, d, g beizubringen. Selbst wer ein stimmhaftes s, v, g hervorbringt, hat noch weit bis zum stimmhaften b, d. Am besten spreche man zu dem Zwecke äb mit möglichst langem a, setze dann mit dem Ton ein, der den unmittelbaren Übergang zum b bildet (Blählaut) und behalte die Stimme bei, während die Lippen behufs des b sich schließen. Auch wer aba singt läßt das b tönen. Im Kapitel der Streitfragen sieht es Vietor als ausgemacht an, daß die Unterscheidung von kurzem e und kurzem ä in der Aussprache dem guten Bühnengebrauch fremd ist (S. 15). Aber spricht der nicht richtig, der in läßt, Fässer sich eines offeneren Lautes bedient als in Bett, Nest? „In Süd- und Mitteldeutschland", heißt es S. 20, „wo meist, auch die deutsche Mundart Nasalvokale kennt, wird der französische Wert derselben der Qualität nach beibehalten, jedoch durchgehends gelängt; so in Bassin, Verdun, Ballon, Rouen." Aber man findet auch in Mitteldeutschland die Nasalvokale nicht mundgerecht, man ersetzt sie auch hier wie in Norddeutschland durch die Lautfolgen eng, öng, ong, ang.

Alle diese Kleinigkeiten thun dem Wert des Büchleins nicht den mindesten Abbruch, dessen hohe Brauchbarkeit dem nicht genug empfohlen werden kann, der sich rasch über die mustergiltigen neuhochdeutschen Laute unterrichten will.

Wir sagen dem bekannten Verfasser, dessen Phonetik in 3. Auflage erschienen und der darüber ist, „die Aussprache des Schriftdeutschen" durch eine Darstellung der deutschen Umgangssprache zu ergänzen, den besten Dank.

Plauen i. V. **H. Schuller.**

Dr. S. M. Prem: Am 100. Geburtstage Grillparzers. Bielitz 1891. 17 S.

Als Schulrede ist vorliegende Abhandlung entstanden; keineswegs aber zeichnet der Verfasser, wie es in derartigen Reden so häufig der Fall ist, ausschließlich die Lichtseiten seines Helden. Wohl rühmt er sehr vieles an den Tragödien Grillparzers, so die Einheitlichkeit und Klarheit wie auch den harmonisierenden Stil der „Sapho", die Charakteristik der

Personen, die Exposition und den dramatischen Aufbau von „König Ottokars Glück und Ende“, die keusche Zartheit und die klassische Schönheit von „Des Meeres und der Liebe Wellen“, und nennt „Weh dem, der lügt“ eines der besten deutschen Lustspiele; doch erklärt er „Die Ahnfrau“ für ein verfehltes Werk und „Ein treuer Diener seines Herrn“ für das schwächste Stück des Dichters, auch tadelt er die Länge von „Blanca von Castilien“. Wohl preist er die Liebe Grillparzers zu Kaiser und Reich, Volk und Vaterland sowie seine zärtliche Gesinnung gegen seine Mutter und sein dankbares Herz; doch verschweigt er auch seine Verschlossenheit, seine Hypochondrie und seinen Eigensinn nicht, ja erblickt gerade in ihnen den „Schlüssel zum Verständnis der Schattenseiten seiner poetischen Werke“. Wenn nun trotzdem in der Zeichnung des Dichters und Menschen mehr Licht als Schatten erscheint, so entspricht das meiner Überzeugung nach der Wirklichkeit. Vollständig pflichte ich dem Verfasser bei, daß Grillparzer nach Goethe und Schiller mit Heinrich v. Kleist der bedeutendste deutsche Dramatiker und der größte österreichische Dichter in der neuhochdeutschen Zeit ist. Zur Einführung in seine dramatischen Schöpfungen, die leider noch so wenig be- und geachtet worden, daß in manchen Schullitteraturgeschichten nicht einmal sein Name steht, ist dieses Schriftchen recht wohl geeignet. Grillparzers lyrischer und epischer Dichtungen ist darin nur flüchtig gedacht.

Borna. **Carl Franke.**

Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 1: F. Holthausen, Zum Heliand. — R. M. Werner, Zwei Bruchstücke aus der Christherre-Weltchronik. — A. Schmidt, Mitteilungen aus deutschen Handschriften der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. — R. Sprenger, Zu Reinke de Vos. — F. W. E. Roth, Mitteilungen aus mhd. Handschriften. — A. Leitzmann, Das chronologische Verhältnis von Strickers Daniel und Karl. — O. Erdmann, Zur Textkritik von Hartmanns Gregorius I. — J. Stosch, Beiträge zur Erklärung Wolframs. — H. Düntzer, Der Ausgang von Goethes Tasso. — R. Sprenger, Zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. — J. Bolte, Zu Johann Nasser. — E. Wolff, Rudolf Hildebrand, Nekrolog. — Th. Siebs, Zur altsächsischen Bibeldichtung. — R. Meyer, Zur alliterierenden Doppelkonsonanz im Heliand.

Zeitschrift für deutsches Altertum 39, 3: Wrede, Die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge. — Ries, Zur as. Genesis. — R. M. Meyer, Bligger von Steinach. — Schulze, Die negativ excipierenden Sätze. — Schönbach, Zu Walther von der Vogelweide. — Seemüller, Zum Gedicht von der Böhmenschlacht. — Schröder, Kulmer Bruchstück der Christherre-Chronik.

Alemannia 23, 1: Schapbach und seine Bewohner. Von J. J. Hoffmann (mit Tafel). 1. Ortsname. 2. Flurnamen. 3. Familien- und Taufnamen. 4. Haus-

bau. 5. Hausmarken. 6. Volkstracht. 9. b. Kinderreime. 9. f. Ortsneckereien. 11. Sagen. 12. Sitten und Bräuche. — Schwaben und Alemannen von Ludwig Wilser. — Zur Tannhäusersage von Karl Amersbach. a) Zur Etymologie von Venusberg. b) Zu dem „Thanauses" des Aventin. c) Über die Heimat des Minnesängers Tannhäuser. — Die Künstlerinschrift zu Engen von Fridrich Pfaff. — Alte Sprüche. — Anzeigen und Nachrichten: Heinrich Stickelberger, Parallelstellen bei Schiller, besprochen von Richard Weißenfels. Rudolf Kleinpaul, Das Mittelalter, besprochen von Eduard Heyck. Otto Henne am Rhyn, Geschichte des Rittertums, besprochen von Eduard Heyck. Robert Kien, Älles onterenand, besprochen von August Holder. Ludwig Egler, Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollernschen Lande, besprochen von August Holder. Sebastian Sailer, sämtl. Schriften in schwäbischem Dialekte, 4. Aufl. von Haßler, besprochen von August Holder.

Euphorion, Ergänzungsheft zum 2. Bande: Mitteilungen aus der Litteratur des 19. Jahrhunderts. (Preis 4 Mark.) Inhalt: Charles Wolfe. Von Jacob Schipper in Wien. — Über Kleists „Käthchen von Heilbronn". Von Spiridion Wukadinović in Graz. — Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven. Von Alfred Christlieb Kalischer in Berlin. Beilage: Über Clemens Brentanos Beiträge zu Carl Bernards Dramaturgischem Beobachter (An Reinhold Steig in Berlin). Von August Sauer. — Zu Theodor Körners Leben und Dichten. Von Reinhold Steig. 1. Tod und Schwertlied. 2. Theodor Körner und die Liedertafel in Berlin. 3. Das Sonett an Henriette Hendel-Schütz. — Grabbes und Grillparzers „Hannibal". Von Anton Reichl in Brüx. — Studien zu Eduard Mörikes Gedichten. Von Rudolf Krauß in Stuttgart. 1. Zeit der Entstehung. 2. Art der Entstehung. 3. Verschiedene Fassungen. 4. Idylle vom Bodensee. Beilage: Ein ungedrucktes Jugendgedicht Mörikes. — Unbekanntes und Ungedrucktes von Ferdinand Freiligrath. Mitgeteilt von Wilhelm Buchner in Eisenach. — Der Apotheker von Chamouny oder der kleine Romanzero von Gottfried Keller. In älterer Fassung mitgeteilt von Jakob Baechtold in Zürich. — Miscellen. Friedrich Ast an Creuzer. Ein Sprachdenkmal aus den Befreiungskriegen. Mitgeteilt von Emil Fromm in Aachen.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, 7 u. 8: Oskar Streicher, Zum Gedächtnisse Gustav Freytags. — Theodor Matthias, Joh. Gottlieb Fichte, ein Streiter im Geiste unseres Vereins. — Wilhelm Idel, Die Verdeutschung der Fremdwörter in unseren Jugend- und Volksschriften. — Saalfeld, Von der Ausmerzung der Fremdwörter im Leben und in der Schule. — Friedrich Wappenhans, Zwei neue Preisaufgaben für Verdeutschungen. — Friedrich Wappenhans, Unser Wahlspruch in dichterischer Fassung. — H. Muthesius, Die Wahlspruchtafel des deutschen Sprachvereins. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 6. Jahrg. 8. u. 9. Heft: L. Spiro, Die Pflichten gegen die Muttersprache. — 10. Heft: Holzmüller, Über neuere pädagogische Werke.

Die Aula. Wochenblatt für die akademische Welt. Herausgegeben von Dr. Ewald Boucke in München, Verlag von R. W. Vobach in München. I., 1: Moritz Carriere, Die Einheit des Geistes. — J. Kohler, Das römische und das deutsche Recht. — E. Hardy, Buddhismus und Christentum. — W. Ostwald, Chemische Betrachtungen. — Konrad Lange, Die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik.

Neu erschienene Bücher.

Kuno Fischer, Shakespeare und die Bacon-Mythen. Festvortrag. Heidelberg, Carl Winter 1895. 282 S. Preis 1 Mark 60 Pf.

Franz Herold, Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen. Max Geißlers Verlag. Wachwitz-Dresden. VII, 343 S.

Körners Zrinyi, Schulausgabe von Dr. J. Dahmen. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895.

W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe mit Anmerkungen, herausgeg. von Dr. Theodor Matthias. Stuttgart, Cotta 1895. 216 S. Preis 1 Mark 20 Pf.

Julius Keyzlar, Die Prinzipien der Übersetzungskunst. Übersetzungsproben. Programme des k. k. Staats-Real- und Obergymnasiums zu Ungarisch-Hradisch 1894 und 1895.

Margarete Lenk, Ein Kleeblatt. Eine Erzählung für die reifere Jugend. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. 147 S. Preis geb. 1 Mark 50 Pf.

Karl Foltz, Hilfsbuch für den Sprachunterricht. Nach einem vom Herbart-Verein für Rheinland und Westfalen beifällig aufgenommenen Entwurf für die Hand der Schüler bearbeitet. Bonn, P. Hansteins Verlag. 43 S. Preis 3 Mark.

A. Schullerus, Die Vorgeschichte des siebenbürgisch-deutschen Wörterbuchs. Programm des theologisch-pädagogischen Seminars der ev. Landeskirche A. B. in Hermannstadt. 44 S.

Lessings Hamburgische Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus von Friedrich Schröter und Richard Thiele. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895. 535 S. Preis 4 Mark.

Wilhelm Jensen, Runic Rocks, translated by Marianne E. Suckling. London, Elliot Stock, 62, Paternoster Row, E. C. 1895. XV, 269 S.

Konrad Fischer, Volks- und Kunstepen der ersten klassischen Blütezeit. Für den Unterricht an Gymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen und Seminaren in Prosa erzählt. Trier, Heinrich Stephanus 1895. 147 S. Preis 1 Mark.

Rudolph Meringer, Professor für vergleichende Sprachforschung an der Universität Wien, Karl Mayer, Professor für Psychiatrie und Nervenpathologie an der Universität Innsbruck, Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart, Göschen 1895. 204 S. Preis 4 Mark 50 Pf.

Georg Heydner, Die theoretischen Grundlagen des Lesebuches. Sonder-Abdruck aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung Nr. 11 u. 12, Jahrgang 1895. Leipzig, Julius Klinkhardt. 31 S.

Julius Bräuninger, Übungs- und Prüfungs-Aufgaben zur deutschen Sprachlehre. München, R. Oldenbourg. 60 S.

Ferdinand Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Mit erläuternden Abbildungen im Text. Erste Abteilung: Griechische Geschichte. 2. Auflage. 104 S. — Zweite Abteilung: Römische Geschichte. 2. Auflage. 132 S. Dresden, L. Ehlermann 1895.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

Der deutsche Wald in Religions- und Rechtsanschauung alter Zeit.[1])

Von A. Freybe in Parchim.

Der deutsche Wald war einst der Schrecken der Römer, als sie in Germanien ihre Eroberungen machten. Ungeheure Waldungen erstreckten sich durch die meisten Teile des Landes, sodaß an mancher Stelle das Eichhörnchen sieben Meilen über die Bäume lief, wie dies noch die volksmäßige Bezeichnung für einen großen unabsehbaren Wald ist. Zwischen den Wäldern auf dem Gefilde siedelten sich Leute an. Abgesondert und in verschiedener Richtung, sagt Tacitus in seiner Germania c. 16, siedelt sich jeder an, wo ihm ein Bach, ein Feld, ein Hain (nemus) zusagt. Der Wald galt unseren heidnischen Urvätern in gewissem Sinne als heilige Stätte, denn, wie derselbe Geschichtsschreiber c. 9 sagt, „die Götter in Wände zu bannen dünkt ihnen gegen die Würde der Himmlischen; sie weihen ihnen Haine und Wälder (lucos ac nemora consecrant), und rufen jenes geheimnisvolle Wesen, das nur ihr anbetender Geist schaut, mit Götternamen an. Daß unser Wort Wald mehr mit dem griechischen ἄλσος (Hain) als mit dem deutschen wild zusammenhängt, ist auch nach dieser Seite von Bedeutung. Das gotische alhs bedeutet Tempel und war den Goten ein altheiliges Wort, welches in der Form Alcis schon bei Tacitus erscheint, der c. 43 von dem Stamme der Nahanarvalen sagt, daß bei ihnen ein altheiliger Hain gezeigt werde (antiquae religionis lucus); in ihm walte ein Priester in Frauentracht in langem weißen Kleid; die Götter sollen nach römischer Vorstellung Kastor und Pollux sein; dieses ist die Bedeutung des heiligen Waldes, sein Name Alcis. Auf das Heldenbrüderpaar aber, welches hier ohne Bildsäule, in heiligem Haine verehrt wurde, kann der Name nicht wohl bezogen werden; die Stätte der Gottheit selbst hieß alx.

Auch unter den bekehrten Sachsen hielt sich das Wort lange lebendig, wie denn der Dichter des Heliand alah gerade wie Ulfilas gebraucht. Es ist ihm die Bezeichnung für Tempel; mitunter wird statt alah der Ausdruck godes hûs (115, 8; 130, 18) oder hêlaga hûs (3, 19) gewählt.

---

1) Auf Grund der Rechtsaltertümer und Weistümer, herausg. v. J. Grimm.

Der Tempel ist also zugleich Wald, wie auch das ahd. wih (nemus) und das ahd. haruc einerseits den Begriff von Tempel, anderseits den von Wald in sich schließt. Um so bedeutungsvoller sind die Zeugnisse des Tacitus für den Waldkultus der Deutschen, wie wenn er z. B. von den Semnonen c. 39 sagt: „Zu bestimmter Zeit versammeln sich alle blutsverwandten Völker durch Abgeordnete in einem Wald (silva), den ihre Ahnen eingeweiht, den alte Furcht geheiligt hat u. s. w. Noch ein anderes Zeichen von Ehrfurcht genießt dieser Hain: Niemand tritt anders ein als gefesselt, wie ein Unterthan, der die Macht des Gottes anerkennt." Ebenso berichtet Tacitus c. 40 von einem heiligen Hain (castum nemus) auf einer Insel im Ocean, in welchem ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen sei, und in den Annalen (2, 12) von einem heiligen Walde des Herkules jenseits der Weser.[1])

Mit alledem soll nicht behauptet werden, daß diese Waldverehrung alle Vorstellungen, die sich die Germanen von der Gottheit und ihrem Aufenthalt machten, erschöpfe; es war nur die hauptsächlichste. Einzelne Götter mögen auf Berggipfeln, in Felsen, Flüssen verehrt sein, aber der feierliche allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Walde, wie denn auch die lange nachher eingetretene Vollendung deutscher Kirchenbaukunst gerade die aufstrebenden Bäume des Waldes und seine grünen Hallen sich zum Vorbild nahm. Tacitus aber hätte kein Auge gehabt für die germanischen Zustände, wenn ihm eine solche wesentliche Eigenheit und Eigenart derselben entgangen wäre. Götter wohnen in diesen Wäldern und Hainen, aber ihre Bilder nach Menschengestalt sind dort nicht aufgestellt und keine Tempelwände sind aufgeführt. Aber heiliges Geräte, Altäre stehen in dem Walde, Tierhäupter[2]) (ferarum imagines) hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten, Opfer gebracht.

Durch den Ausdruck Forst (forestum) aber wurde später die Gegend in der Mark bezeichnet, wo sich das Gericht sammelte; mittellat. romanisch foresta, franz. forêt. Fraglich ist, ob das Wort „Forst" dem Romanischen entstamme. Die Ansichten darüber sind geteilt; die einen knüpfen das romanische forestum an das lat. foris = außerhalb, andre, wie z. B. Kluge in seinem etymolog. Wörterbuch, ziehen ahd. forst zu ahd. foraha = Föhre; dann wäre Forst eigentlich Föhrenwald. Weigand in seinem deutschen Wörterbuche erklärt Forst, den bewirtschafteten Wald, als Hegewald, aus früh mittellat. (7. Jahrhundert) forestis (später der forestus, die foresta) entstanden, welches einen dem Wildbann unterworfenen,

1) Vergl. auch Tac. Ann. 4,73. Hist. 4,22; 1,61; 4,14.

2) Tac. hist. 4,22: inde depromptae, silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire proelium mos est.

nicht eingezäunten Wald, Bannwald bedeute, und leitet dieses mittellat. und altroman. Wort eben von dem lat. Adverb. foris, foras = außerhalb ab. Es bedeutete dann „was außerhalb liegt, ausgenommen ist, nicht betreten werden darf." Aus dem mittellat. foresta ist dann forestarius gebildet = der des Waldes wartet, Förster, Forstwart. Der Forstmeister[1]) bedeutet den über einen Forst gesetzten Beamten und erst später den über eine Anzahl Förster mit ihren Forsten gesetzten höheren Forstbeamten.

Die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Benennung heiliger Wälder und Bannwälder wird mit J. Grimm auf das Heidentum zurückzuführen sein; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche. Noch weniger läßt sich der Name aus den königlichen Bannwäldern des Mittelalters erklären, da vielmehr umgekehrt die Bannwälder selbst aus den heidnischen Hainen hervorgegangen scheinen, sodaß dann das Recht des Königs an die Stelle des Kultus trat, der den heiligen Wald der Benutzung und Gemeinschaft des Volkes entzog. In solchen heiligen Wäldern pflegten auch Asyle für Missethäter zu sein.

„Der heilige Wald" erscheint in manchen Benennungen, so im Münsterschen dat hillige holt, Heiligenloh im Hoyaschen (Pertz 2, 362). Holz bezeichnet den dichtstehenden Baumwuchs, wie alt- und angelsächsisch, englisch und altfriesisch das holt = Wald, altnordisch das holt die kleine Waldstrecke und unser Holzweg noch den zum Walde führenden Weg, Holztaube die Waldtaube bedeutet. Das gotische hulta bildet sich nach Kluge aus vorgermanischem kldo (vergl. altbulg. klada = Balken, Holz), griech. κλάδ-ος (Zweig). Loh[2]) (pl. lohe) aber ist das mhd. gekürzte lô mit h in Erinnerung an den ehemaligen Auslaut ch, wie in den Ortsnamen Hohenlohe (d. i. zum hohen Lohe = hohem Walde) mhd. Hôhenlôch (bei Rudolf v. Ems), der und das lôch, ahd. lôh, angels. leáh, engl. ley, der Lautverschiebung gemäß stimmend mit lat. lucus = Hain, Wald, während lo (historisch unrichtig loh) die Sumpfwiese, die nasse, feuchte Bodenstelle bedeutet.

Neben hilligem bolt und Heiligenloh erscheint öfters, zumal in elsässischen Urkunden Heiligenforst, Heiligvorst, Heiligeforst, ebenso silva sacra und sacrum nemus. Auch der Name des bekannten Dreieich (Drieichahi) scheint aus dem heidnischen Kultus dreier Eichen erklärbar; es war daselbst noch lange königlicher Bannforst, dessen Weistum eines der altertümlichsten ist. In einem Gedichte aus dem Anfang des

1) Schon mhd. forstmeister in Hadamar v. Laber 30.

2) Vergl. Schmeller II, 460. Weigand s. v.

13. Jahrhunderts (Reinh. Fuchs 302) erblickt der Wolf eine Geiß auf einem Baum und ruft aus:

> ich sihe ein obez hangen, ez habe hâr ode borste,
> in einem heiligen vorste. Ze Düringen noch ze Sahsen
> enkunde nicht gewahsen bezzer obez ûf rise.

Der Wolf meint hier wohl Opfertiere, oder Erstlinge der Jagd, die im heiligen Wald an den Bäumen aufgehängt sind.

Auch in andern Gedichten des Mittelalters wirkt noch die Heiligkeit der alten Wälder nach. Im Alexanderliede (5193) heißt der Wald, in welchem die Helden Ruhe und Erquickung finden, der edele walt frône; frône aber bezeichnet das, was zumal dem göttlichen Herrn gehört,[1]) und es geschieht öfters einer fordauernden, unvertilgbaren Scheu Erwähnung und des Glaubens, daß auf Bäumen geisterhafte Wesen wohnen. So heißt es einmal (Aw. 3, 161) von einem hohlen Baum: dâ sint heiligen inne, die hoerent aller liute bet. Auch in christlichen Legenden waltet noch die heidnische Idee von Götterbildern auf Bäumen; so tief wurzelte unter dem Volke der Baumkultus. In Tirol z. B. wuchs ein Gnadenbild in einem Baume des Waldes auf[2]) und wunderbare Jungfrauen sitzen in hohlen Bäumen oder auf Bäumen im Walde, wie im Märchen vom Marienkind.

Noch unverkennbarer waltet, durch längeres Heidentum geschützt, jener Waldkultus im Norden.

Das große von Dietmar (S. 42) beschriebene Opfer zu Lethra (Lêdera) wurde auf der Insel gehalten, die von ihren noch heute prächtigen Buchenwäldern den Namen Sölundr (lundr: Hain, Wald) führte und der schönste Hain in ganz Skandinavien war. Ebenso feierten die Schweden ihr Opferfest in einem Hain bei Upsala. Nach Adam von Bremen wurden die Körper der geopferten Tiere in einem Hain aufgehängt, der nahe beim Tempel war; dieser Hain, sagt er, ist den Völkern so heilig, daß einzelne Bäume desselben infolge des Todes oder des Blutes der Opfer als göttlich gehalten werden.[3])

Nach der älteren Edda sitzt in Glasislundr, dem Hain, auf Baumästen ein Vogel und fordert Opfer, einen Tempel und goldgehörnte Kühe. Einen blôtlundr (Opferhain) bei Sträla, namens Böku, nennt eine altnordische Sage (Fornm. sög. 11, 382).

---

1) Vergl. das Frone-Kreuz, Fronleichnam u. dergl.

2) Vergl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 348 und Märchen Nr. 3.

3) corpora suspenduntur in lucum, qui proximus est templo; is enim lucus tam sacer est gentibus, ut singulae arbores ejus ex morte vel tabo immolatorum divinae credantur.

Ebenso hatten die Slaven ihre heiligen Haine, wie Helmold (1,1) berichtet. Brzetislav verbrannte im J. 1093 die heidnischen Haine der Böhmen, welche sie hai und hag nannten. Bei den Altpreußen war Romowe der heiligste Ort des Landes und ein Sitz der Götter; auf einer heiligen Eiche, mit Tüchern verhängt, standen da ihre Bilder. Keines Ungeweihten Fuß durfte den Wald betreten, kein Baum darin gefällt, kein Zweig versehrt, kein Tier erlegt werden. Solcher heiligen Haine gab es in Preußen und Litthauen viele. Den Ehsten heißt sallo, den Finnen salo heiliger Wald.

Die Sitte aber, Häupter der Opfertiere an Bäumen aufzuhängen, ist bekannt und bis heute geübt in dem Brauch, Raubvögel an das Thor der Burg oder Scheune zu nageln. Nach Witekind errichteten die opfernden Sachsen einen Adler über dem Thor,[1]) wie nach der älteren Edda (Grimnis mâl. 10) in Odhins Wohnung ein Wolf vor der Thür hängt und darüber ein Adler. — War nun der älteste Gottesdienst unserer Vorfahren an heilige Wälder und Bäume geknüpft, so ist anderseits nicht zu bezweifeln, daß schon in früher Zeit für einzelne Götter Tempel erbaut wurden. Wird doch auch das im J. 14 von den Römern zerstörte Heiligtum der Tanfana kein bloßer Hain, sondern auch ein in ihm aufgeführtes Gebäude gewesen sei, bei dessen Vernichtung Tacitus sich sonst schwerlich der Worte „dem Bodengleichmachen" (solo aequare) bedient haben würde. Im 5., 6., 7. und 8. Jahrh. kommen templa, fana bei Burgunden, Franken, Langobarden, Alemanen, Angelsachsen und Friesen vor. Unter fanum (wovon fanatisch gebildet ist) scheint man ein Gebäude von geringerem, unter templum eins von größerem Umfang verstanden zu haben. Die Hütte, welche wir uns in der ältesten Zeit unter fanum vorzustellen haben, mag aus Holz und Zweigen um den heiligen Baum aufgeführt worden sein. Für gebaute Tempel gab es früher verschiedenen Ausdruck wie althochd., angels., alts., altnord. hof, althochd. halla (templum), althochd. sal, altnord. salr, angels. sele, alts. seli, althochd. pëtahûs und chirihha, angels. cyrice. Mittelhochdeutsche Dichter brauchen bëtehûs gern von heidnischen Tempeln. Das Wort Kirche wird zwar etymologisch gewöhnlich auf das griechische *Κυριακὴ οἰκία* zurückgeführt, indessen hat Prof. Sepps Ansicht[2]) viel Wahrscheinlichkeit, nach welcher es auf das keltische chirk = Stein, Fels zurückzuführen ist. Es wären also die Kirchen so genannt nach der steinernen Opferstätte, dem späteren Altar. Gleich gewissen christlich-germa-

1) Ad orientalem portam ponunt aquilam, aramque victoriae construentes.

2) Vortrag in der Münchener anthropol. Gesellschaft am 27. Januar 1888. Vgl. Luthardts Kirchenzeitung 1888 Nr. 12 S. 287.

nischen Bräuchen, meint Sepp, weise auch das christlich-germanische Gotteshaus auf die altheidnischen Zeiten hin, in denen Steine, auch eratische Blöcke als Opferstätten und als Mittelpunkte gottesdienstlicher Versammlungen dienten. Der Name sei ja auch nicht durch griechische, sondern durch angelsächsische Missionare nach Deutschland gekommen und sei spezifisch keltisch-germanisch (engl. church, nordisch kirk), wogegen die Romanen den Begriff in griechischer Weise bezeichneten, franz. église, ital. chiesa von ἐκκλησία. — Auch uns will es scheinen, als habe man gerade nach dem steinernen Altar die Bethäuser Kirchen (von chirk = Stein, Fels) genannt. Wie dem aber auch sein mag: in Hainen und Wäldern war des ältesten germanischen Gottesdienstes Sitz; da wurden auch nachher die ersten Tempel und Kirchen gebaut,[1]) da lagen auch die Mahlstätten des Volkes, für welches Religion und Recht noch untrennbar war.

Die Stätte, wo Gottesdienst gehalten und Opfer dargebracht wurden, erschien in der ältesten Zeit, in welcher ja Priester zugleich Richter waren, auch als die für Volksversammlung und Gericht geeignete, wie z. B. dicht in der Nähe der heiligen Eiche, welche Bonifatius in dem Walde zu Geismar fällte, von jeher der Hauptsitz des Volkes und auch im Mittelalter seine vornehmste Gerichts- oder Mahlstätte war.[2]) Es ist das heutige Maden, wo von der ältesten Zeit bis ins 17. Jahrh. das niederhessische Volk sich versammelte und wo noch Landgraf Moritz seine Landtage abhielt. Der Name Maden (Mathanon im Brev. S. Lulli Madanun im J. 1045) ist der Dativ Plur. vom neutr. madan, got. mathan, wovon das got. mathls, ahd. madal (Versammlung, concio) abgeleitet ist: got. mathan, ahd. madan bedeutet ἀγορεύειν, Versammlung abhalten, in ihr sprechen; ze madanon ist die Stätte der abgehaltenen Versammlungen.[3])

Das alte deutsche Gericht wurde (im Gegensatz zu dem Athenischen, wo die meisten Gerichtshöfe mit Ausnahme derjenigen, in welchen über Mord gerichtet wurde, bedeckt waren) nie anders als im Freien gehalten unter offenem Himmel, und die Ansicht des Heidentums verlangte zur Gerichtshandlung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und

1) In vielen Fällen ist ausdrücklich bemerkt, daß an der Stelle des heidnischen Hains oder Baumes oder Tempels eine christliche Kirche errichtet wurde. Vgl. z. B. Sulp. Severus: Nam ubi fana destruxerat, Martinus statim ibi aut ecclesias aut monasteria construebat. Dietm. v. Merseb. 7, 52: (a. 1015 von Bischof Reinbern) Fana idolorum destruens incendit, et mare daemonibus cultum inmissis quatuor lapidibus . . . novam domino plantationem eduxit.

2) Vgl. Tac. ann. 1, 56: Mattium, id genti caput.

3) Vgl. Vilmar, Hessisches Idiot. 258.

Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, aber die alten Gerichtsstätten ließ er ungestört. Wir können daher noch bis in die spätere Zeit eine Vielheit an Plätzen aufzählen, welche Sitte und Herkommen für die Haltung der Gerichte beibehielt, doch bleibt es dunkel, warum hier im Wald, oder auf dem Berg, dort unter dem Baum, hier auf der Straße, dort an dem Wasser Recht gesprochen wurde.

Daß auch im Wald Gericht gehalten wurde, erhellt nicht nur aus Tac. Germ. c. 9 und 39, sondern z. B. auch aus dem vor 913 geschriebenen Leben des h. Libuin († 776), wo als eine solche Gerichts- und Kultusstätte im Wald das bekannte Marklo genannt wird.[1])

Pflegte man doch auch, wie wir schon oben sahen, im Mittelalter durch den Ausdruck Forst (forestum) die Gegend in der Mark zu bezeichnen, wo sich das Gericht sammelte; Gerichte in foresto, oder in silva, quae dicitur forst, oder „auf der breiten Forst" erscheinen öfters in Urkunden. Häufig sind es Eichen, unter denen Gericht gehalten wird, wie denn die dem Donar geweihte Eiche besonderes Ansehen genoß. Dreieichen und Siebeneichen (keine Acht- und Neuneichen und nur selten Fünf- und Viereichen) erscheinen als Gerichtsstätten. Noch häufiger freilich sind es Linden, seltener Tannen und andere Bäume, unter denen man tagte. Die Gerichtsverhandlung und Besprechung der Leute hieß Mahl, ahd. mâl oder mahal (curia), mâlôn (in jus vocare), woher noch unser „vermählen", denn die Ehen mußten rechtskräftig an der Mahlstadt geschlossen werden; mâhlstatt, gerichtsmalh ist der locus judicii. — So heißt das Dorf Kirchdietmold bei Kassel in Urkunden Dietmelle. Ähnlich ist der Name der Stadt Detmold entstellt. Das verstärkende diot-, diet- (= Volk) zeigt an, daß sich an diesen Orten vor Alters große Volksgerichte befanden. Der Kreis, in dem sich die Menge versammelte, hieß bring, Ring. So traten sich Verlobende in den Ring und wurden „gemählt"; das Volk stand rund herum und diese Herumstehenden hießen „der Umstand." Auch hieß die ganze gerichtliche Zusammenkunft ding, altnordisch thing, in den fränkischen Gesetzen das placitum. Dieses ist nicht nur der gefaßte Beschluß, sondern auch die Versammlung des Volkes und der Richter.

Eine große Bedeutung im Recht aber erhielt der Wald dadurch, daß er älteste Grenze war. So nähert sich nicht nur der Ausdruck Mark dem Begriffe Wald, sondern Mark steht auch geradezu für Wald. Ja das altnordische mörk (gen. markar) verlor seine ursprüngliche Be-

1) In media Saxonia secus flumen Wiseram et locum Marklo nuncupatum exercebant generale concilium. Placitum in ea, sylva etc.

deutung ganz und bedeutet nur Wald und Hain. Aber auch in Deutschland geschah dasselbe hier und da, wie man noch heute (z. B. in Lemgo) „in die Mark" = in den Wald gehen sagt. Unser Wort Mark (Grenze) lautet gotisch marka, ahd. marcha (Grenze, Grenzgebiet), altsächsisch marca (Landgebiet), engl. march, altfranz. marche, welches selbst germanischen Ursprungs ist, urverwandt mit lat. margo Rand.

Wo die Grenze endete und wendete, mußte sie bezeichnet und für die Fortdauer gesichert werden. Im alten Grenzrecht wurde die Scheide zwischen Völkern selten durch Flüsse, gewöhnlich durch Waldung oder Gebirge bestimmt. Gaue oder kleinere Bezirke wurden mitunter durch Flüsse und Bäche, häufiger durch Wälder geschieden; Privatgrundstücke mußten, wo nicht Wasser, Wald oder ein Landweg zu Hülfe kam, durch Zäune, Hügel, Gräben, Furchen, Pfähle, Steine begrenzt werden. Die auserlesenen Felsen, Steine, Bäume erhielten eingehauene oder eingeschnittene Zeichen, auf ahd. mahal, hlâh, marcha genannt.

In Grenzbäume wurden Kreuze eingehauen und Nägel eingeschlagen. Die Incision hieß ahd. lah (genauer hlâh). Man wählte Eichen, Buchen, Tannen. Lahbaum, auch wohl Lachbaum, Lachbuche, Lachbirke, Mahlbaum, Scheidelbaum hieß der Grenzbaum mit dem Zeichen, in Niederdeutschland snâtbôm,[1]) von snêt = Spalt, Schnitt; davon snât Grenze, Grenzzeichen. Vgl. Gr. Weistümer 3, 285: Wenn einer einen Schnatbaum abhaut, wie hoch soll der gestraft werden? Man soll dem Thäter den Kopf auf dem Stamme wieder abhauen. Auch snêtbôm erscheint in Calenb. Urkunden, so III, 459, vom J. 1467: So is gefraget na der snede der sulften holtmarkede, ist ingebracht vnd gefunden, dat de markede gahe an . . . vth der Gehle . . . aver den Varenkamp, dar steit ein holtekebom, dat is de snetbohm, vnd geit dan aver dat heitbleck offte Boltenhaw, dar ligt ein snetstein. So ist also der snât- oder snêtbôm der Grenzbaum, in den ein Zeichen, ein snât-kruce geschnitten wurde. Solche Bezeichnung der Grenze geschah in feierlicher Weise, zumal wenn sie für ganze Örter, Marken und Gaue eintrat, in Gegenwart des Volkes und beiderseitiger Nachbarn. Kinder wurden zugezogen und unversehens in die Ohren gepfetzt, oder erhielten Ohrfeigen und Maulschellen, damit ihnen zeitlebens die Erinnerung des Vorganges eingeprägt bleibe. Auch wurde die Grenze, die Mark von ganzen Gemeinden umgangen; das hieß der sog. underganc, umbeganc, die marke undergehen, die landscheidung gehen, wobei dann die Scheide gezogen wurde. An manchen Orten erfolgte dieser Umgang sogar jährlich. So wird uns

1) Vgl. snâtpâl Grenzpfahl und snât-snêtbôm im mnd. Wb. IV, 269, 272.

von Treisa in Hessen[1]) berichtet, daß am St. Georgstage, den 23. April ein Teil der Grenzen der Stadtgemarkung vom Burgemeister, zwei Vorstehern, den jüngsten Bürgern, Schulknaben, Feldhütern und Hirten jährlich begangen wurde.

Solche Steine und Bäume waren heilig und unverletzlich. Von den Lah- und Snatbäumen durfte nicht Laub, nicht Zweig gehauen werden. Auf wissentliche Ausgrabung von Rein, Stein, Markung stand grausame Strafe. Man sollte einen solchen Missethäter bis an den Hals in die Erde graben und ihm dann mit dem Pflug den Hals abackern, wenn auch von der wirklichen Vollziehung solcher Strafe in Deutschland kein geschichtliches Beispiel nachzuweisen ist.

In unserem Altertum nun gehörte zur Mark ursprünglich nur der Wald, der selbst Mark, d. h. Grenze war, sowie Flüsse und Bäche durch den Wald, Viehtriften und ungebaute Wiesen im Wald und um ihn hergelegen, Wild, Gevögel und Bienen. Nicht in der Mark begriffen sind aber wohin Pflug und Sense geht, Ackerland, Gärten, Obstbäume, der an den Wohnungen liegende Wiesengrund und die Häuser selbst. In den Urkunden erscheint Mark, marca entweder als Grenze im engeren Sinne, d. h. als Grenze verteilter Grundstücke, oder als Grenze in jenem weiteren Sinne. Die wesentliche Grundlage jeder solchen Mark ist ein Wald. Die meisten großen Waldungen Deutschlands, die hernach von den Fürsten als Regal behandelt wurden, waren früher gemeines Markgut. Ohne Zweifel aber gab es auch in frühester Zeit schon verteiltes Waldeigentum, zumal in den Händen der Edlen und vieler Freien, wie zahllose Urkunden bezeugen, in welchen Wälder veräußert werden; zumeist aber sucht man den gemeinen Wald ungeteilt (silvam communem als silvam indivisam) zu erhalten. So heißt es noch im Jahre 1461 in einem Altenhaslauer Weistum: „Auch weiset man im Gerichte niemand keinen eigenen Wald, ja im Jahre 1570 wird daselbst sogar bestimmt, daß wenn jemand auf seinem eigenen Grund und Boden einen Wald anbaute, so soll solches Gut zur gemeinen Mark gezogen und gehalten werden, sobald die Bäume darauf so groß wären, daß zwei Ochsen sich darin verbergen könnten.

Die Gesamteigentümer der Mark heißen Märker, Zumärker im Gegensatz zu den fremden Ausmärkern, Mitmärker, Markgenossen, westf. markenote. Fremde, die ohne in der Mark ansässig zu sein, Ackerland in ihr erworben hatten, durften, um es zu bestellen, nicht mit dem Pflug in die Mark fahren, sondern mußten in ihr schleifen und das Vieh der Schleife nachtreiben. So stolz waren diese Märker.

1) Kulenkamp Treisa S. 140.

Oft pflegte ein Edler, dessen Burg zunächst der Mark lag, zum Vorsitzer in der Mark und im Markgericht gewählt zu werden. Auf der Burg ruhte das Recht und ging mit deren Besitz später in die Hand fern gelegener Edler oder Fürsten über. Er hieß Herr oder Vogt der Mark, oberster Märker, oberster Markrichter, in Westfalen auch holtgreve. In den westfälischen Marken blieb die Gewalt mehr bei den gemeinen Märkern, während man eine Wetterauische nicht leicht ohne Herrn und Vogt aus dem Adelstand finden wird.

Unter den Märkern selbst genossen nicht alle gleiche Befugnis. Erforderte doch die Aufsicht und das Gericht jeder Mark gewisse Ämter, die nur einer Auswahl der Markgenossen zufielen und mit Vorzügen begleitet waren. Daher Markmeister, Holzmeister, Förster, Holzweiser, auch bloß Weiser, Schützen, Markschöffen. Ein Holz- oder Waldweiser ist schon in einem Liede Meister Alexanders zu erkennen:

sêt, dô liefe wir ertbern suochen
von der tannen ze der buochen
über stoc unt über stein,
der wîle, daz diu sunne schein,
do rief ein waltwîser
durch diu rîser:
woldan kinder unde gêt hein!

So finden wir in Westfalen zwischen dem holtrichter und den eigentlichen markenoten sogenannte erfêxen[1]) (Erbäxte), denen ein erbliches Recht Holz zu fällen gebührt; sie hatten zum Zeichen ihrer Würde Holzäxte in ihren Häusern hängen, wie in Schweden noch jetzt auf allen großen Gütern zum Zeichen ihrer Berechtigung, Holz im Wald zu fällen. Jeder Teilhaber der Mark mußte in der Gaumark, in welcher die Waldung lag, Privateigentum besitzen, ein angesessener Mann sein, eigen Feuer und Rauch in der Gemeinde haben.

Die Holzmark selbst, der Wald war Gesamteigentum; er gehörte zur communitas, zur Almende, zum fundus communis. So wird altnordisch almenîngr gebraucht für allra manna mörk, in schwedischen Gesetzen allmänning für pascua aut silvae communes, oder almennîngs mörk für silva publica. In Schwaben und in der Schweiz heißt allmende, allmeinde ebenfalls compascuum und via publica. In einem Weistum von Wetter a. 1239 findet sich „communio, quae vulgariter almeinde dicitur." Die Form almein, almeinde führt auf die Herleitung von gemein, so daß es Gemeintrift, Gemeinweide bedeutet, wozu auch das niedersächs. meente[2]) und dietmars. meenmark stimmt. Die

1) Vgl. das nordische bolöx, ein großes, besonders geformtes Waldbeil.

2) Vgl. mênscheit, Gemeinschaft; mên-schar, Gemeindehütung; mên-schop, Gemeinschaft im mnd. Wb.

ganze Schöpfung hat Gott dem Dienste des Menschen bestimmt und es hat demgemäß die Anschauung, daß alles, was die Natur an Gütern bietet, Gemeingut sei, eine natürliche Begründung. Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Almende weist mannigfache Anhaltspunkte dafür nach, daß diese Naturanschauung auch den deutschen Urstämmen nicht fremd geblieben war; sehr bald aber haben sich allerdings die Sonderinteressen überwiegende Geltung verschafft. Nur Gegenstände, die überall ohne die vermittelnde Thätigkeit des Menschen in ungezählter Menge sich darbieten, als insbesondere Holz und Unkraut, sehen wir auch in späterer Zeit noch als Gemeingut gelten, wie das Rechtssprichwort sagt: „Holz und Unkraut wächst für alle Menschen." Heutzutage aber enthält dasselbe keine Wahrheit mehr. Dem allgemeinen Nutz und Frommen mag nur noch das fließende Wasser vorbehalten sein, welches seiner Natur nach im steten Wandel begriffen, der Herrschaft des Privateigentums fremd, von jeher zur Almende gerechnet wurde, wie dies hinsichtlich des Mühlbachs das Sprichwort andeutet: „Wenn der Müller aus der Mühle auf die Brücke des Mühlbachs tritt, so steht er auf der Almende, denn Wasser ist „Mark", also auch die Brück". Eine Umfriedung und Abgrenzung bedurfte die Almende kaum, hier bildete vielmehr die älteste und natürlichste Grenze der Wald. Die wenigen, gegen fremde Markgenossen nötigen Grenzzeichen wurden in Eichen gehauen und es bedurfte so keiner Unterbrechung der Waldung.

Den wichtigsten Bestandteil des gemeinen Eigentums, der Almende, bildete ursprünglich der unverteilte Grund und Boden. Was der Einzelne zu seinem und seiner Familie Bedürfnis landwirtschaftlich pflegte, bildete sein Sondereigentum, alles Übrige, Wald und Weide, galt als Mark, Almende. So lange nun der Wald der Almende in unverändertem Zustande verblieb, diente sein Erträgnis den Markgenossen in ungemessener Weise; wurde aber der Wald abgetrieben, so ging die kahle Fläche keineswegs wie die Baumstämme in das Sondereigentum des ehemaligen nutzungsberechtigten Märker über, sondern sie behielt ihre frühere Almendeneigenschaft bei, was die nordischen Rechte durch den Rechtssatz zu verstehen geben: „An der Almend hat der König, d. i. die Gemeinde als solche, den Boden, der Bauer den Wald, d. i. das Holz." In Bezug auf ungeschmälerten Fortbestand der Almende aber galt der Grundsatz: „Almendegut kann nicht verjähren." Das konnte umsoweniger geschehen, als nach altdeutscher Sitte Eigentum an Grund und Boden vor versammelter Volksgemeinde übertragen werden mußte.

Was Feld, was Mark (Almende) sein soll, entscheidet in den deutschen Rechtsbüchern in sinnbildlicher Weise der — Ochs als geborener Landbebauer und Schiedsrichter ohne Sonderinteressen. So lange zwei

Ochsen mit dem Pflugjoch das Gestrüpp niederzudrücken vermögen, ist der Grund noch Acker; biegt er sich aber nicht mehr, oder ist er so dick und stark herangewachsen, daß zwei Ochsen in dem neuen Walde sich aus dem Gesichte verlieren, so gehört der Boden forthin wieder der Almende.

Im übrigen aber gilt jeder Stamm für einen Baum, der, wie die Weistümer sagen, drei grüne Blätter hat, oder auf dem der Sperber einen Spatzen fressen kann; auch bleibt er es so lange, bis ein Reh ihn mit den Füßen, nachdem er morsch geworden, spalten kann. Wo eine bestimmte Anzahl von Jahren verlangt ist, heißt es: Was in 10 Jahren nicht gedüngt ist, Busch und Berg, das soll gemeine Weide sein. Der Reim aber:

Reicht der Busch dem Reiter an die Sporen,
So hat der Bauer sein Recht verloren,

ist jüngeren Ursprungs und weist schon auf das mittelalterliche Bestreben hin, ein Obereigentum des Landesherrn an allen in seinem Gebiete liegenden Waldungen zu begründen.

Für augenblickliche Not durfte nun zwar Pflug- und Wagenholz in jedem Walde straflos gefällt werden, sonst aber war die Nutzung für die Markgenossen allein bestimmt; und im Interesse der Waldkultur mußten sogar die Märker um die ihnen rechtlich zustehende Nutzung nachsuchen. Welcher Märker bauen will d. h. Bauholz bedarf, soll „Laub bitten", die Genehmigung erholen; hiermit steht in Verbindung die in Westfalen übliche Vorschrift, daß Markgenossen, die einen alten Baum gefällt hatten, einen jungen hiefür pflanzen und ins dritte Laub liefern d. h. drei Jahre lang hegen und pflegen mußten.

Und wie demzufolge die Märker nicht völlig frei in der Almende schalten und walten konnten, so waren hinwieder die Ausmärker, die keinen Teil an der Almende hatten, aus Gründen der Billigkeit doch von der Nutzung des Almendeguts nicht völlig ausgeschlossen; denn, wie Freidank sagt:

Dem reichen Wald es wenig schadet,
Wenn sich ein Mann mit Holz beladet.

Unter die Waldnutzungen, welche armen, „unwerigen" („unbehosten") Leuten zugestanden wurden, zählte bei großem Holzreichtum je nach Ortsgewohnheit auch das Recht auf die Windbrüche, auf grünes Laub zur Fütterung, auf dürres zur Streu u. dgl., wie das Rechtssprichwort sagt: „Wo der Baum fällt, da klaubt jedermann Holz!" Doch erstreckte sich solche Gunstbezeigung regelmäßig nur auf weiches Holz, und auch dieses durfte nur am hellen Tage gesammelt, ruhig aufgeladen und weggefahren werden.

Für größeren Windfall, wie wir solchen noch kürzlich erlebten, galten im Gegensatz zu Sprokwaare und Endholz besondere Rechte.

Dem Förster gehören von Amtswegen Gipfel, Windfall und „was die Rinde läßt", Dürres und Grünes, er soll es auswirken mit der Hand; „was Sturmwetter oder Windwerf ist, das gehört an das Gotteshaus" (Altenmünsterer Vogtrecht); Bäume, die nicht gut sind zu zimmern, oder dürre Bäume, oder Windwerfen, die der Förster nicht auswirken will mit der Hand, dieselben Bäume sollen die Bürger in der Mark hacken zu Brennholz, wenn sie dessen bedürfen (Altenmünsterer Vogtrecht). Item wenn ein Windwehung oder groß Gefäll im Wald geschähe, soll jeder Markmeister einen Wagen mit Holz holen, das andere der Mark zu gute kommen. (Bellersheimer Markgeding.)

Der Windfall im Wald steht an manchen Orten dem Pfarrer zu, der dafür dem Schulz und Schöffen auf Martini den Tisch decken und Rockenbrot auflegen und den Pferden Rauhfutter geben muß. (Wezlar.)

Anderswo wird die Frage: Wem die Windbrüchte in der Mark zufallen? so beantwortet: Was mit der Wurzel umgewehet ist, gehört dem Holzgraven, was aber oben abgeschlagen, den Mahlleuten.

Wie im gesamten deutschen Recht, so waltet auch im Waldrecht im ganzen eine bedeutungsvolle Freigebigkeit und zarte Rücksichtnahme.

So darf jeder Markgenoß für seine Kindbetterin Urholz und liegendes Holz holen. Wer zu Nestenbach Vater eines Knaben ward, dem wurden zwei Wagen Holz gefahren, nur einer, wenn das Weib eine Tochter gebar (Murer Öffnung bei Joh. Müller 1, 440). Ebenso in der Feldheimer Dorföffnung: Wenn einem eine Tochter geboren wird, mag er im Wald ein Fuder Holz holen, wenn ihm aber ein Sohn geboren wird, zwei. Im Büdinger Waldrecht heißt es: Ein jeglich geforstet Mann, der ein Kindbette hat, ist sein Kind eine Tochter, so mag er seinen Wagen voll Burnholzes von Urholz verkaufen auf den Samstag; ist es ein Sohn, so mag er es thun auf den Dinstag und auf den Samstag von liegendem Holz. Bezeichnend ist auch die Gewährung von sog. Brautholz. So wird im Holzgericht zu Goddelsheim im Waldeckschen a. 1585 bestimmt: Daß einem jeden Eingesessenen, was junge ehrliche Braut und Bräutigam sind, zur Hochzeit ein Fuder Buchenholz durch den Holzknecht soll an gelegenem Orte angewiesen werden und zwar mit Buschwerk abzuführen. Ebenso wurde Weihnachtsholz gewährt, z. B. in der Öffnung von Andelfingen (Gr. W. I, 101) mit dem Zusatz: wie auch da her Sitt und Ge-

wohnheit gewesen. Im Dorf Künnheim am Rhein unterhalb Neubreisach sollte ein jeder zu Weihnachten ein Fuder Holz hauen, der einen Wagen hat; hätte aber einer keinen Wagen, der soll in das Holz gehen, wenn die Sonne aufgeht und soll hauen, so viel er tragen kann, bis die Sonne untergeht.

Die Burgunder gestatteten jedermann, auch den Fremden, Weichholz oder Duftware für sein Bedürfnis in dem Wald eines Andern zu hauen, nicht aber Hartholz oder Blumware. Dürren Abfall und Afterschlag, eine Saumlast Leseholz bewilligen Urkunden und Weistümer dem Ausmärker, einige sogar hartes Holz; er mußte es nur offen am lichten Tage hauen, ruhig aufladen und abfahren; gehauen liegendes Holz durfte nicht ungestraft weggebracht werden. Denn der galt für keinen Dieb, der bei Tag in der Mark Holz hieb und lud, denn das Hauen und Laden ruft und führt Leute herbei. Das Thun, welches heimlich oder gar bei „Nacht und Nebel" oder bei schlafender Zeit geschieht, fand der Gesinnung und Sitte unsers Volks entsprechend eine viel strengere Ahndung als das Thun, das die „wachende Sonne" beschien. Offene Gewaltthat aber erschien immer weniger strafbar als heimliche, wie denn noch Leibniz ganz im Geiste des deutschen Rechtes den Grundsatz aufstellte: Omne honestum publice, omne turpe damnosum (Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae § 76). Auf Rügen galt der Satz: Mit der Axt stiehlt man nicht. In Wetterauischen und Fränkischen Weistümern lautet der Spruch: Wenn einer haut, so ruft er, und wenn einer ladet, so wartet er. In einem Fischbacher Weistum heißt es: Wird einer im Wald über Holzhauen betroffen, so soll er beiden Herrn, dem Pfalzgrafen und Abt von Gernbach 5 Schill. 2 Pf. Strafe bezahlen, doch wenn er während dem Hauen ruft, während dem Laden peitscht und dann unentdeckt von der Stelle fährt, soll ihm die Buße erlassen sein. Auf der Stelle selbst konnte er noch gepfändet werden, nicht wenn er angefahren kam. Gehauen Holz zu nehmen galt als Dieberei, und ebenso war es unerlaubt, Hufholz zu nehmen, d. h. das Holz, welches einem auf seinem Erb, auf seiner eigenen Hufe gewachsen ist. Wer es nahm, dem durfte man nachfolgen bis in eines anderen Hof.

Allein jene Freigebigkeit zeigt sich in so ausgedehnter Weise nicht in allen Marken, namentlich nicht in den westfälischen, welche Nachfolge, Pfändung und Strafe wie bei Privatwäldern verordneten. Die schwerste Strafe aber trifft überall den bei nächtlicher Weile Hauenden; er wird wie ein Dieb behandelt, während für augenblickliche Notdurft auch in jedem fremden Wald Pflug- und Wagenholz straflos gefällt

werden darf, ebenso wie ein Fuhrmann, der über den Weg gefahren kommt, drei Garben vom fremden Feld futtern und was das Vieh übrig läßt, im Wege liegen lassen darf, während er um Strafe und Schadenersatz angehalten wird, wenn er die Garben auf sein Fuhrwerk würfe (Bochumer Landr. § 47), oder wie der Reisende sich drei Äpfel vom Baum brechen, drei Trauben in die Hand schneiden, den Handschuh voll Nüsse pflücken, ja auch fischen, ein Feuer machen und die Fische an Ort und Stelle sieden und essen darf. So ist's ihm auch vergönnt, Holz zu hauen und sein Geschirr damit auszubessern. So bestimmt ein Lorscher Weistum: Wenn ein Mann in dem Walde zwischen Lorsch und Bürstadt mit seinem Geschirr fährt, so mag er um sich sehen, sieht er dann einen Stamm, damit er seinem Geschirr zu hülf kommen mag, den mag er abhauen und sein Geschirr damit machen und das Altholz wieder auf den Stamm legen; wofern er aber auch dieß wieder mitnimmt, soll er drei Wormser Pfennige auf den Stamm legen. Ein Erbacher Weistum bestimmt: Wäre einem not zu seinem Wagen eine Achse oder ein Pflugholz, das mag er hauen und binden auf seinen Wagen; bände er es aber darunter und fände ihn ein Förster, so wäre er pfandbar. Und nach dem Wendhager Bauernrecht darf einer Pflugweiden hauen in andrer Feldmark, aber er soll die alten Pflugweiden an die Stätte hängen, wo er die Ruten hauet, damit man siehet, wozu sie gebraucht sind. Die älteste Verordnung, nach welcher der Reisende Feuer anmachen, sein Pferd füttern und Holz abhauen darf, findet sich in der lex Visig. VIII. 2, 3; 4, 27. Was sonst den Holzverbrauch in der Mark betrifft, so hatte jeder volle Markgenosse freies Holz für Brand und Bau. Erbäxte, Förster, Markmeister, Holzgrafen, Vögte und ihre Beamten haben noch höhere Ansprüche. Aber kein Holz durfte aus der Mark geführt und verkauft werden. Das Bauholz sollte man nach der Bestimmung einzelner Weistümer binnen einem Monat niederhauen, binnen einem Monat ausfahren, binnen einem Monat aufschlagen, binnen einer Jahresfrist decken. Hatte der Märker das gehauene Bauholz binnen der bestimmten Frist nicht verbaut, so durfte es wenigstens nicht unberührt im Walde liegen bleiben, aber er durfte es umwenden und dann wieder ohne Gefahr liegen lassen.

Dagegen mußte das Brennholz und was zu andern Zwecken gefällt war, sofort aus dem Walde geschafft werden. Ein Büdinger Weistum z. B. bestimmt, was einer an Brennholz des Tages gefällt hat, das soll er des Abends heraustragen. Feuerholz im Gemeinwald war sonst jedermann zu hauen befugt. Vorrechte genossen Holzgreven, Förster, Äbte u. A. So sollen z. B. nach einem Gümmerwalder Holz-

recht dem Holzgreven, wenn keine Mast ist, gebühren zwen Bäume, einer bei Laube, einer bei Reise; zu Mastzeiten gebührt ihm nur ein Baum, doch soll er ihn aussuchen. Nach einem Crotzenburger Weistum soll der Schultheiß schuldig sein, den Schöffen zu führen 2 Wagen Holzes, von denen soll einer grün, der andere winddürr sein. Ist der oberste Märkermeister in der Mark gesessen, so soll man ihm geben einen trockenen Wagen voll Holz und zwar Urholz (Altenstädter W.).

Ähnliche Freigebigkeit übte das Waldrecht gegenüber den Handwerkern in der Mark. So durften sie aus Holz und Rinden Geräte verfertigen, Lohe für das Leder bereiten, oder sich des Holzes zum Brennen irdener Töpfe bedienen. Für die Töpfer oder Euler[1]) bestimmt ein Rodheimer Weistum: Item sollen die Euler eulen mit keinem grünen Holze, sondern mit dürrem, windbläsigem Holze, und ein Altenstatter Weistum: Die Euler in der Mark mögen eines jeglichen Jahres dreizehnmal (d. i. alle vier Wochen) ihre Töpfe eulen und nicht mehr und sollen eulen mit liegendem Urholz, und können sie die dann nit verkaufen in der Mark, so mögen sie die auf ihr Geschirr, Wagen oder Karren laden und sollen fahren gen Helmelshausen und sollen da rufen: ein Dreiling umb ein Helbling! —

Edelster Baum der Mark sind Eiche[2]) und Buche, weil sie das beste Holz, dem Vieh die reichste Mast gaben. Sie heißen Hartholz, alle übrigen Weichholz. Eichen von 80, 90, 100 Jahren nannte man wohl Oberbäume, von 30—50 Jahren angehend, noch jüngere Vorständer und so stufenweise herunter Sommerlatten und Laßreiser. Auf Rügen[3]) nannte man als hartholt: eken, eschen, böken, als wekholt: berken, hageboken, widen. In den westfälischen Marken wird für Hartholz Blumware, für Weichholz Dustware gesagt; ware oder were bedeutet Grundbesitz, dust = Staub, hier auf das kleine Unterholz, Strauchwerk, Span und Kehricht bezogen, während blume hier auf die eßbare Frucht, Eicheln und Eckern hinweist. In den schwedischen Gesetzen heißt unfruchtbares Holz (was nicht Eiche und Buche ist) gallvid und dödvid, d. h. taubes und herbes Holz, undirvid kleines

1) Aul, ahd. ûla = Topf, aus dem gleichbedeutenden lat. olla, welches mit den Römern in Westdeutschland eindrang. Euler, Eulner ist der Töpfer, Häfner, mittelb. ûlner.

2) Ein eigentümlicher Rechtsvorbehalt waltete in Lübeck und in den Städten, die wie z. B. Parchim Lübisches Recht hatten. Nach diesem Recht gehörte jeder Eichbaum der Stadt; an den Eichbäumen hatten die einzelnen Colonen, auf deren Gütern die Eiche doch stand, kein Recht. Sie war als Obereigentum der Stadt vorbehalten.

3) Normann, wendisch rugianischer Landbrauch. Stralsund und Rostock, 1774. (4.)

Buſchwerk und Reiſig, womit das mhd. Urholz ſtimmt: de arboribus, quae fructiferae non sunt, quae in vulgari urholz appellantur (Fichard 2, 90, a. 1193). Eine alam. Urkunde vom Jahre 905 nennt sterilia et jacentia ligna. — Holz, das der Wind gefällt und gebrochen hat, heißt: Gefäll, Windfall, Windbläſe, Windſchläge, Windbrüchte, Windbraken, winddürres, windbläſiges Holz; es heißt auch bloß Wetterſchlag, Sturmwetter. Wenn es mehr kleine, abgeſchlagene dürre Äſte ſind oder Späne, die beim Hauen der Stämme liegen bleiben: Afterſchläge, Afterzagel, Zagelholz, Abholz, Endholz, Sprokware, Gipfel und Wipfel, Stecken.

Was nun die Weidetrift im Walde anlangt,[1]) ſo findet ſich in der Schweiz, in Baiern und anderen Gegenden Oberdeutſchlands bis nach Heſſen die alte Benennung blueme, blumbesuch, oder trib und blumsuch für Grasweide zu der Jahreszeit, wo der Wald voll Gras und Blumen ſteht, im Gegenſatz zu der Maſtungsweide im Herbſt (wobei man aber nicht an die weſtfäliſche blumware denken darf, welche eher die Maſtweide unter Eichen und Buchen bezeichnen würde). Die alamanniſche Almende gilt vorzugsweiſe von Weideplätzen im oder am Wald. Weſentlich gehört noch zum Begriff gemeiner Wald- oder Markweide, daß Sichel und Senſe nicht darauf dürfen, ſie ſollen bloß vom Vieh abgeäßt werden. Auch zu heuen iſt verboten. Auch der Schafhirt durfte ſich mit ſeinen Schafen und Ziegen dem Walde nur bis auf beſtimmte Ferne nähern, wie z. B. das Dreieicher Weistum beſtimmt: Auch ſoll ein gemeiner Hirte nit ferner (weiter) mit ſeinen Schafen und Ziegen in den Wald fahren, als er mit ſeinem Stab werfen mag.

Die Hauptſorgfalt der Märker aber war darauf gerichtet, wenn es Eckern[2]) gab, wie viel Schweine jeder Genoſſe in die Maſt treiben durfte. Auch hier waren die Beamten, Obermärker und Vögte mit einer größeren Zahl begünſtigt. Ausmärker durften gegen Vergütung an die Mark ihre Schweine in die Maſt geben. Wer zur Zeit der Eicheln Schweine in ſeinem Wald antraf, durfte zuerſt den Hirten pfänden, das zweitemal ein Schwein töten, das drittemal ſie decimieren. Wie vom Privatwald galt dasſelbe von der Mark, ehe die Waldmaſt eröffnet war.

Außer den Eicheln, Eckern (Bücheln) werden Holzäpfel, Schlehen, Hainbutten und Haſelnüſſe zur Mark gerechnet. Die ſchwediſchen Geſetze erlauben dem Fremden, welchen ſein Weg durch den Wald führt, Nüſſe in den Hut bis ans Hutband oder in den Handſchuh bis an den

1) Vgl. das griech. νομή, nahe verwandt dem lat. nemus, die Weidetrift im Walde.

2) Eckern, got. akran (= Frucht), Frucht an Eichen und Buchen.

Däumling zu pflücken. Daß man Erdbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren und Himbeeren, sowie Waldmeister und Pilze suchen durfte, versteht sich von selbst und würde hier gar nicht bemerkt sein, wenn es jetzt mit solchem allgemeinen jus naturae nicht überall da vorbei wäre, wo selbst das Recht der Kinder auf Suchen im Walde nicht mehr respektiert wird. Von der reichen Tafel des alten Rechts ist im heutigen sog. Recht nach R. v. Iherings Ausdruck nur eine arme Bettelsuppe geblieben. Alle Plätze an der Tafel des freien Volkes sind vom Eigentum besetzt; die Prosa des Eigentums — des Vielfraßes Eigentum — hat alles zerstört:

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Beute zeigt sich meinem Blick,
Selbst bei Beeren, Pilzen, Wilde
Ruft das Recht: Die Hand zurück! [1])

So sehr aber einerseits Freigebigkeit, Humanität und zarte Rücksichtnahme wie z. B. beim Holz für Witwen, Waisen, Wöchnerinnen, beim Braut- und Weihnachtsholz ꝛc. wie im deutschen Recht überhaupt, so auch im Waldrecht waltet, so steht anderseits neben solcher milden Freigebigkeit eine scheinbar unerhörte Strenge, ja Volksferocität in den Strafen der Markfrevel. So soll man dem Waldbrenner und Baumschäler die Hand auf dem Stumpfe abschlagen. Wo man einen „Eschenbrenner" (Äscherer, cinerarius) trifft, der im Begriff ist den Wald zu brennen, der soll dreimal gebunden in ein Feuer geworfen oder in des Feuers Nähe gesetzt werden, bis ihm die Sohlen von den Füßen fallen; oder sie werden dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet. Auch weist man, wer die Mark freventlich ansteckt und verbrennt, denselben „soll man in eine rauhe Kuh- oder Ochsenhaut thun und ihn drei Schritt vor das Feuer, da es am allerheftigsten brennt, legen, bis das Feuer über ihn brennt und das soll man zum zweiten- und drittenmal thun und wenn dies geschehen und er bleibt lebendig oder nicht, so hat er gebüßet" (Altenhasl. Weistum). Auch weist man, wer einen stehenden Baum schälet, den soll man aufgraben an seinem Nabel und ihn mit einem Hufnagel mit dem Darme an die Stelle anheften, da er hat angehoben zu schälen und ihn, so lang als er dasjenige bedeckt, was er geschälet, um den Baum treiben und sollte er keinen Darm mehr haben. (Altenhasl.) Item, es soll Niemand Bäume in der Mark schälen; wer das thäte, dem soll man seinen Nabel aus dem Bauch schneiden und ihn mit demselben an den Baum nageln und denselben Baumschäler um den Baum führen, so lange bis ihm sein Gedärm alle

1) R. v. Ihering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. Leipzig 1884. S. 134. 136.

aus dem Bauch um den Baum gewunden seien. (Ober-Urseber W.) Die Eichelberger Markordnung sagt: Wo der begriffen wird, der einen stehenden Baum schälet, dem wäre Gnad nützer denn Recht und wenn man dem soll Recht thun, soll man ihm seinen Nabel am Bauch aufschneiden und einen Darm daraus thun, denselbigen nageln an den Stamm und mit der Person herum gehen, so lang er einen Darm in seinem Leibe hat.

Ebenso soll man diejenigen, welche Bäume oder Steine entfernen, die Grenzzeichen waren, aufs grausamste bestrafen. Durfte doch an solchen Bäumen nicht einmal Laub oder Zweig gehauen werden. Auf Fällen und Ausackern derselben setzen die Weistümer folgende Strafe: Man soll den Frevler eingraben in das Loch, wo der Baum oder Stein gestanden, bis an seinen Gürtel, oder bis an den Kopf und ihm den Hals mit dem Pflug abfahren.

Alle diese grausamen Strafen sind gedacht nach dem Gesetze der Retribution, bezw. Talion. Indessen gehört das Halsabpflügen der Grenzfrevler, wie das Ausdärmen der Baumschäler zu jenen Strafen der Rechtssage, die niemals vollstreckt wurden. Diese grausamen Strafen malen nur aus, was geschehen würde, wenn das Recht in ganzer Strenge erginge, also: Die Konsequenz des rechtlichen Gedankens der Talion.

Wer einen Baum abschält, dem wird dafür der Darm herausgeschält und um den Baum geschlungen, damit so dem Baum die Rinde ersetzt werde, bis sie wieder wächst.[1]) Oder wer einen Baum köpft, der wird wiederum geköpft und sein Kopf zum Ersatz auf den Baum gesetzt, bis diesem ein neuer Kopf wächst. Ebenso ist's mit der Strafe des Waldbrenners. Der umwickelte, in das Feuer geworfene oder ans Feuer gesetzte Frevler gleicht dem wehrlosen Baum, der zudem nach dem ganzen germanischen Baum- und Waldkultus fast als Person erfaßt wurde.

Eben weil solche grausame Strafen nur die Konsequenz des rechtlichen Gedankens bezeichnen sollen, so ist in manchen Fällen, in denen eine solche Strafe genannt ist, sogleich die Lösungssumme beigesetzt, in andern aber ist ausgesprochen, daß „Gnade bei Recht stehe." Immer aber soll der Verbrecher für das Verbrechen eintreten, oder, wie es heißt, „in desselben Fußstapfen treten." Das alte Talions- und Retributionsprinzip ließ in praxi immer noch Strafe an Ehre und Gut an die Stelle der Talion treten.

Was nun den geselligen Verband betrifft, in welchem die Markgenossen untereinander standen, so war derselbe schon darum ein sehr

1) bet he wedder waszet. Gr. Wb. IV. 666.

kräftiger, inniger und belebter, weil er auf so wesentliche Bedürfnisse wie Holznutzung und Viehzucht gegründet war. Erst nach Ausbreitung landesherrlicher Rechte wurde er immer schwächer. Eins der wesentlichsten Elemente dieser Markgenossenschaft war das Markgericht.

Da wo einst im germanischen Walde Gottesdienst gehalten und Opfer dargebracht wurden, war später Gericht und Volksversammlung, wie z. B. schon in der Nähe jener h. Eiche, welche Bonifatius in dem Walde bei Geismar fällte, der Hauptsitz des Volks und noch im Mittelalter seine vornehmste Gerichts- oder Mahlstätte war. Es ist, wie oben gezeigt wurde, das heutige Maden in Hessen, das vormalige Mattium.

Wurde doch das Gericht in unserer Vorzeit nie anders als im Freien gehalten; unter offenem Himmel, im Wald, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Höhe, neben einer Quelle wurde im eigentlichen Sinne des Wortes „getagt"; nur bei Tage durften Gerichte gehalten werden; sobald die Sonne zu sinken begann, wurden „die Bänke gestürzt", die Gerichtsverhandlung geschlossen. Binnen beschlossenen Wänden und unter Dach, sagt der Spiegel deutscher Leute, soll Niemand Urteil finden. Auch verlangte die Ansicht des Heidentums, wie wir oben sahen, zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Waren doch auch Priester zugleich Richter und vor allem Religion und Recht unauflöslich verbunden. Jene heidnischen Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört. Daß es nun neben den bekannten „Stuhllindengerichten" auch solche gab, die im Walde selbst gehalten wurden (Haingerichte, Hagesprachen, Berggerichte) erhellt nicht nur aus Tacitus (Germ. c. 9, 39), sondern auch, wie schon oben gezeigt wurde, aus dem Leben des h. Libuin, wo als eine solche Gerichts- und Kultusstätte im Walde Marklo genannt wird: in media Saxonia secus flumen Wiseram et locum Marklo nuncupatum exercebant generale concilium. Placitum in eadem sylva etc. (Vgl. o. S. 4.) Später hielt man diese feierlichen „Dingtage" fest und verwendete sie zur Wahl oder Bestätigung der Vögte und Amtleute, Verlesung der Weistümer, Anbringung und Erledigung der Rügen, sowie zur Einnahme der Bußen. Sie dienten so zugleich zur kräftigen Belebung des geselligen Markverbands und wurden gewöhnlich mit fröhlicher Zeche und Gelag beendigt. Übrigens wurde auf diesen Markgerichten selbst ernstlich getagt und auch manche schwere Strafe verhängt. Welcher Märker seine Pflicht versäumte, sei es, daß er ohne ehafte Not sich dem Gerichtsgebot nicht stellte, oder nicht lieferte, was ihm zu liefern oblag, der wurde aus der Gemeinschaft gestoßen, das hieß „aus der Mark verwiesen, gesagt, verschalten."

Verbrecher und Schmäher wurden nicht geduldet: „Der Verbrecher soll der Mark nicht genießen, bis er sich wieder eingedungen. Und wo ein Märker die Mark schmähte mit Worten oder mit Werken, der soll der Märker Gnad erst wieder erwerben".

Härteste Strafe wider einen ungehorsamen Märker war, daß ihm sein „Brunnen gefüllt" und sein Backofen eingeschlagen wurde.[1]) So noch in der Linger Bauersprache a. 1562. — Wenn einer nicht thäte, was sich eignet und gebührt, wie soll er wieder zum Gehorsam gebracht werden? Antwort: Dem soll man einen Graben vor dem Thore aufwerfen, das Thor zupfahlen, den Eimer über den Brunnen weghauen, den Backofen zumachen und kein Feuer leihen, Kuh- und Schweinehirten verbieten und in solche Not bringen, daß er thun muß, was recht und gemäß ist (Wendhager Bauernrecht). Indessen war auch manche Strafe dieser Art nur im Rechtsglauben vorhanden, mehr gedroht als vollführt.

Wurde nun aber der oberste Vogt und Markrichter lässig befunden, so erklärten die Märker „die Mark stehe offen" und „alle Buße ab" so lange, bis man ein Märkerding (Markgericht) hätte und die Mark mit Gebot bestellte ohne Gefährd. (Dieburger Weistum.)

Was die Grenze der Mark, des Waldes betrifft, so war sie inwendig ungeschieden, ungezäunt, ein wahres latifundium und hatte nur einfache und natürliche Scheiden nach außen nötig. Der Grenzbezeichnung durch Baumeinschnitte und Mahlsteine nach Ausmessung mit Rute, Stange, Seil ging eine ältere freiere Bestimmung voraus, die sogen. Hammerteilung, die sich auf den Hammerwurf gründet. Der Hammer war ja das Attribut des Gottes Donar oder Thôr, des Gottes des Eigentums und alles geordneten ländlichen Lebens, der eben durch Hammerwurf das Eigentum begrenzen und feststellen hilft, wie sein Hammer auch die Ehe weiht. Wenn einem Einzelnen von den Markgenossen ein Strich Landes zugestanden wird, so geschieht das auf folgende Art. Jener nimmt den Hammer aus dem Wagen und wirft ihn durch das linke Bein, so weit er werfen kann. So weit er wirft, so viel wird ihm abgetreten. Das heißt der Hammerwurf, der sowohl bei Ländereien als Holzungen stattfand. Das Stück Land, das nun an die Gemeinheit anstößt, heißt Ortland. Wo in den Markweistümern davon die Rede ist, wie weit sich der Boden und das Gebiet der Mark in die übrige Feldflur hineinstrecke, oder wie viel von der Mark an den ein-

---

1) aqua et ignis interdici solet damnatis ... videlicet, quia hae duae humanam vitam maxime continent. Vgl. O. Müller, Dorier 2, 223. Der Ehrlose darf bei Niemand Feuer anzünden, seines Herdes Flamme erlischt.

zelnen Privatmann abgetreten werden soll, da wirft der Vogt und Markherr aus der Mark in den Strom, oder ins Feld, oder der Fischer der Mark wirft in das Feld, der urbar machende Bauer in die Mark, der Hirte in den Wald, der Imker in die Mark. Es ist diese Hammerteilung ein Denkmal des ältesten deutschen Rechts.

Wo aber die Waldung sich wendet und Baugüter und Wiesen anfangen, d. h. wo Mark und Privateigentum aneinandergrenzen, da braucht sich die Mark nicht zu verzäunen, sondern dieses. Es gilt hier der Rechtssatz: „Eigentum soll dem Allmen Fried geben."

Wurde aber ein Teil des Waldes für den landwirtschaftlichen Zweck gereutet, d. h. ausgerottet, was meist durch Niederbrennen der Stämme geschah, so hieß diese Strecke Gereute, Neureute, Neubruch und wurde diese „terra novalis", dies gereutete Waldstück sofort der Kirche zehntpflichtig; ihr war der sog. „Rottzehnten" zu zahlen. Es verlor also dies Waldstück seine alte Freiheit. Dieses Reuten und Rotten bedrohte den Verband, die Gewohnheiten und Rechte, wohl auch die Freiheiten der Markgenossen. Nichts war natürlicher, als daß sie ihm entgegenstrebten, wo und so lang sie sich stark genug dazu fühlten. So bezeugen viele Weistümer, daß die Verwandlung der Mark in Kultur auf alle Weise gehindert und selbst Hube oder urbarer Grund, wenn er eine Zeit lang unbestellt, verlassen, herrenlos, „treisch und bewildert" blieb, wiederum Mark wurde.

Immer aber blieb nach der Volksanschauung der Wald wie Wasser und Weide Gemeingut, und schon im Bauernkriege stand als Beschwerde oben an, daß die Fürsten Wald und Wasser genommen hätten. Seinen Unmut darüber äußerte schon Freidank:

Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Feld, Stein, Wasser und Wald;
Dazu nehmen sie Tiere, wild und zahm,
Und machten's so mit der Luft auch gern allsamm.

Teils aus finanziellen Rücksichten, teils aus Interesse für eine gedeihliche Wald- und Forstkultur hat sich nach und nach auch ein Forstregale entwickelt. Die Forsten sollen nicht abgeschwendet, sondern ihre Erträgnisse durch eine verständige Pflege des Nachwuchses auch der Nachwelt gesichert bleiben. Das Holz soll „pfleglich gehalten werden", damit die sprichwörtliche Befürchtung nicht wahr werde: „Es wird der Welt noch fehlen an Holz und Münz und guten Freunden". Aber eine vernünftige Waldkultur faßten ja auch schon die ältesten Weistümer ins Auge, wie u. a. schon jene gegen den Forstfrevel angedrohten barbarischen Strafen zeigen.

Aus der Oberaufsicht des Staates über die gesamte Wald- und Forstkultur ist die Wald- und Forsthoheit und im weiteren Verlaufe

auch ein Forstregale hervorgegangen, welches mit einem weiteren Regale, dem der Jagd in enger Verbindung steht.

Eine überaus große Anzahl von Bestimmungen hierüber findet sich in den Rechten vor, obwohl eine wirkliche Anerkennung des Jagdregales in der Rechtsanschauung des deutschen Volkes sich nie dauernd und allgemein hat begründen lassen. Das Volk wollte vielmehr das edle Weidwerk jedem freien Manne in unbeschränkter Weise gewahrt wissen und huldigte deshalb dem Grundsatze: „Es soll jedes Wild sein in dessen Recht, in dessen Gewalt es ist", oder: „Wer die Vögel fängt, dessen sind sie, und wer hintennach kommt hat nichts davon." Und in der That galt sowohl während der ältesten Verfassung Deutschlands, als auch noch unter der fränkischen Regierung die Jagd für die tägliche Kriegsschule aller freien Männer. Ungeachtet dieser der Entwickelung des Jagdregales keineswegs günstigen Verhältnisse hat sich dasselbe dennoch immermehr Geltung verschafft, sodaß zuletzt nur noch die Jagd auf Vögel und Bienen außerhalb des Wildbanns lag. „Tauben, Krähen, Elstern, Pfauen und anderes Federspiel, das wird gemein, sobald es aus den gewirkten Geweren entkommt", d. h. außer Haus und Hof auf freiem Feld kann es jeder durch Besitzergreifung zu seinem Eigentum machen. So bestimmte noch das Recht des deutschen Weichbildes. Nach demselben ist auch „die Taube gemein; wer sie schützt und nährt, mag sie nehmen mit Recht".

Selbstverständlich ist auch dem Wildbann entzogen alles in einem Tiergarten eingeschlossene Wild; denn dies gehört, wie man sagt, so wenig zur Jagd als der Vogel im Bauer.

Und während einerseits das Fangen des Wildes lediglich mit Hunden, mit Rüden zu eigenem Bedarf als schwacher Überrest der Jagdfreiheit in einigen Gegenden noch erlaubt war, so ward dafür anderwärts auch noch der bisher jedem freigelassene Vogelfang als Bestandteil des Wildes erklärt, und nur der mit dem Wildbanne Belehnte, gewöhnlich nur der Adel, durfte einen Vogelherd anlegen und Vogelfang üben.

Weil aber regelmäßig nur der Adel mit dem Wildbanne beglückt wurde, so hat der Volkswitz aus Ärger darüber in einem komischen und absichtlich zweideutigen Spruch sich Luft gemacht: „Wo Edelleute sind, da sind auch Hasen."

Dabei verblieben nur kümmerliche Reste alter Jagdfreiheit. So heißt es in einem Urbacher Weistum: „Ob ein Schäfer mit einem Rüden zu seinen Schafen gienge und er ungefähr einen Hasen griffe und trägt den offenbarlich auf seinem Halse, kocht ihn nit mit Kohl oder Kraut,

sondern thät ihm sein Recht, pfistert[1]) und brät den und lädt den Schultheißen oder Herrendiener dazu, soll auch unverbrochen han, aber er soll nit darnach gehen, nachstellen, den nit schießen, noch verkaufen." Ähnlich sagt ein Weistum von Obernaule: „Item, kann auch ein Burger oder Burgerskind einen Hasen gefahen mit einem Hunde, oder kann ein Schwein gefahen, das soll ihm kein Herre wehren, sofern daß er den Schweinskopf meinem Herrn von Ziegenhain schicket." Die Beschränkungen waren an verschiedenen Orten sehr verschieden, aber mit der Zeit stiegen sie immer, besonders seitdem man die Notwendigkeit der Regalien aus abstrakten Begriffen einer Oberaufsicht im Staate anfing zu beweisen.

Der Ausdehnung des Wildbanns auf alles nur einigermaßen jagdbare Getier gegenüber hielt man — aber nur durch die Not gezwungen — daran fest, daß die gemeinschädlichen Tiere wie Füchse, Wölfe, Bären nicht im Wildbanne stehen. Ihnen war kein Friede gesetzt und darum waren sie für Jedermann jagdbar. Das war also zuletzt die einzig freie Bürsch der deutschen Männer. Wegen Überhandnahme dieser dem übrigen Wildstande so schädlichen Raubtiere waren zur Karolingischen Zeit sogar eigene Wolfsjäger aufgestellt.

Dagegen gehörte der Marder, obwohl ein bösartiges Raubtier, wohl wegen seines kostbaren Pelzes, sodann Falken, Ottern, Biber in den Wildbann. Dies Getier gehörte zur sog. niedern Jagd, teils wegen der Unbedeutendheit des Jagdgewinns, teils wohl auch wegen der Unsicherheit, ob Ottern und Biber überhaupt noch zum jagdbaren Wilde und nicht vielmehr in das Bereich der Fischerei gehörten.

Wildschwein und Eichhorn aber sind Gäste, darum hat jedermann Recht daran, außer auf fremdem Boden. In Bezug auf die genannten Tiere galten die Rechtssprichwörter: „Allen Tieren ist Friede gesetzt außer Wölfen und Bären. — Ottern und Biber haben keine Hege. — An einem Fuchs bricht man keinen Wildbann. — Ein Marder gehört in den rechten Wildbann. — Falke ist der Landesfürsten Waidwerk. — Wildschwein und Eichhorn sind Gäste. — Die Eule trägt ihr Recht auf dem Buckel."

Wer mit dem Wildbann belehnt war, durfte auch hegen, d. h. das Wild auf jagdmäßige Weise pflegen. Einerseits, um den Austritt des Wildes in fremde Jagdbezirke zu verhüten, anderseits um die Grenznachbarn vor Wildschaden zu wahren, stand dem Jagdberechtigten die Befugnis zu, den Wildpark einzuhegen. „Wer darf jagen, der darf auch hagen", lautete der Rechtsspruch.

---

1) Der Pfister aus lat. pistor: Bäcker.

Wenn nun auch den Herren in Deutschland nicht allenthalben gelungen ist, die ganze Jagd als Regal zu behandeln und so sich anzueignen, so wurde dies doch in Ansehung des Hochwildes, d. i. der Hirsche, erzielt. Weil aber die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit dem Landesherrn, nicht auch dem Patrimonialgerichtsherrn zukam, und zugleich die hohe Jagd regelmäßig ein ausschließliches Recht des Landesherrn blieb, so gab dies Anlaß zu dem Spruch: „Wohin der Hirsch mit dem Fange, dahin gehört der Dieb mit dem Strange." Jagdregal und peinliche Gerichtsbarkeit erscheinen oft miteinander verbunden.

Die Eingriffe in fremdes Jagdrecht zogen von jeher Ahndung nach sich, doch wagte man bei unverkennbarer Vorliebe des freien Mannes für die Jagd und angesichts des im Volke noch immer lebendigen Bewußtseins eines allgemeinen Jagdrechts nie peinlich gegen den Wildfrevel einzuschreiten. So heißt es auch im Sachsenspiegel: „Gott gab ja dem Menschen Gewalt über Fisch und Vögel und über alle wilden Tiere und deshalb soll um Wild Niemand seinen Leib verwirken."

Wohl wurden in einzelnen Gegenden am Schlusse des Mittelalters barbarische Strafgesetze gegen den Wild- und Jagdfrevel eingeführt — wie man auch hier und da auf den Gräbern der Wilddiebe Hirschgeweihe zur Bezeichnung ihres Frevels aufhängte —, sie sind aber später beseitigt und an ihre Stelle dem Rechtsgefühl entsprechendere Strafen getreten.

Zu Christian Thomasius.

Von **Adolf Müller** in Chemnitz.

Die Universität Halle beging im vorigen Sommer die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. Mit Stolz konnte sie auf diese zwei Jahrhunderte zurückblicken und eine stattliche Reihe berühmter Männer aufweisen, die an ihr gelehrt haben oder auf ihr herangebildet worden sind. Gleich bei ihrer Eröffnung 1694 stoßen wir auf zwei Namen, die zum Ruhm der neuen Hochschule wesentlich beigetragen haben: Christian Thomasius und August Hermann Francke. Insbesondere hat Thomasius den Hauptanstoß zur Gründung der Universität Halle gegeben, und mit Recht war daher seinem Andenken die Festschrift gewidmet, welche die historische Kommission der Provinz Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg im Verlag von Otto Hendel veröffentlicht hat. Sie führt den Titel: Christian Thomas. Kleine deutsche Schriften, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von Prof. Dr. Opel.

Bekanntlich war Thomasius, wie er gewöhnlich mit latinisierter Form genannt wird, während er selbst sich wenigstens in seinen früheren Schriften Thomas nennt, ein Leipziger Kind, geboren am 1. Januar 1655. Sein Vater war ein hervorragender Professor der philosophischen Fakultät und Rektor der Thomasschule zu Leipzig. Der Sohn wuchs also unter Verhältnissen auf, die seinen Eifer und Ehrgeiz frühzeitig auf die Wissenschaften hinlenkten. Schon im 17. Lebensjahre wurde ihm der Grad eines Magisters der Philosophie erteilt, doch war sein Fachstudium Jurisprudenz. Eine Zeitlang war er in Leipzig Advokat, indes wendete er sich bald der Universität zu und hielt hier 10 Jahre lang, 1680—1690, mit immer steigendem Erfolge Vorlesungen. Seine eigenartige Persönlichkeit hat dem Anschein nach bis zum Todesjahre seines Vaters (1684) keinen Anstoß an der Universität gegeben. Allein sein selbständiger Sinn, der sich im vertrauteren Umgange mit der Jugend einen besonders jugendfrischen Zug bewahrte und sich gegen die verzopfte Gelehrsamkeit seiner Zeit aufbäumte, mußte ihn bald zu einem Bruche mit der bisher auf den Universitäten herrschenden Richtung treiben.

Diesen Bruch vollzog Thomasius vor allem dadurch, daß er für das Wintersemester 1687—1688 am schwarzen Brette der Universität Leipzig eine deutsche Vorlesung ankündigte und dieses Vorhaben durch ein besonderes, gleichfalls deutsch geschriebenes Programm rechtfertigte. Dieses Programm war betitelt: „Christian Thomas eröffnet der studirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours: Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium, über des Gratians Grund-Reguln, vernünftig, klug und artig zu leben." —

Diese deutsche Vorlesung war die erste ihrer Art, welche an der Universität Leipzig gehalten wurde; ihr Thema lag weit ab von dem Inhalte der Vorlesungen, die von Juristen damals gehalten wurden und noch jetzt gehalten werden. Mit offenbarer Absicht veröffentlichte Thomasius die deutsche Ankündigung seiner Vorlesung und das deutsche dazu vorbereitende Programm gerade am Reformationstage, am 31. Oktober 1687 (alten Stils), und in der That, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so ist durch diesen Anschlag und dieses Programm auf dem Gebiete des Universitätswesens ein ähnlicher Umschwung eingeleitet worden, wie seiner Zeit durch Luthers Thesen auf dem kirchlichen Gebiete. Christian Thomasius bleibt der Ruhm, die deutsche Sprache statt der üblichen lateinischen auf das Universitätskatheder eingeführt und damit einen neuen Aufschwung der deutschen Prosa herbeigeführt zu haben.

Der große Zulauf, deſſen ſich Thomaſius von ſeiten der Studenten erfreute, erweckte natürlich den damals beſonders ſtarken Brotneid ſeiner akademiſchen Kollegen; auch ſahen ſeine Gegner, daß ſie es mit einem Manne zu thun hatten, der neue, ihnen gänzlich unbekannte Bahnen einſchlug und keine Gelegenheit verſäumte, die ſelbſtbewußten Träger der alten theologiſch-juriſtiſchen Gelehrſamkeit mit Humor und Satire zu überſchütten.

Wir übergehen die bitteren Streitigkeiten, die Thomaſius mit mehreren ſeiner Kollegen auszufechten hatte, und die ſchließlich dahin führten, daß er ſich 1690 nach Berlin begab, den Schutz des brandenburgiſchen Kurfürſten Friedrichs III. (des ſpäteren erſten Königs von Preußen, Friedrichs I.) nachſuchte und ihn um die Erlaubnis bat, in Halle, wo eben eine Ritterakademie errichtet wurde, ſich niederzulaſſen und Vorleſungen zu halten. Der Kurfürſt gewährte ſeine Bitte, erhob ihn zum kurfürſtlichen Rat und wies ihm einen jährlichen Gehalt von 500 Thalern an. So wurde Thomaſius der erſte beſoldete Lehrer der Univerſität Halle, die als ſolche erſt 4 Jahre ſpäter, 1694, feierlich eröffnet wurde.

Seine halliſchen Zuhörer bedachte Thomaſius im Jahre 1693 mit einem Programm „Vom elenden Zuſtand der Studenten", deſſen voller Titel folgendermaßen lautet: Chriſtian Thomas entbietet der ſtudirenden Jugend in Halle ſeinen Gruß und Dienſte und eröffnet ihnen in einer öffentlichen Lektion ſein Vorhaben, wie er künftig ſeine Lehr-Art einzurichten, auch über die Kirchen-Hiſtorie, die Morale, die Historiam Juris Romano-Germanici, die Institutiones Justiniani und den Proceß publice zu leſen geſonnen ſey.

Das Thema, das Thomaſius in dieſem Programm behandelt „Vom elenden Zuſtand der Studenten", iſt nicht etwa ſo zu verſtehen, als ob von der bedrängten äußeren Lage der Studenten die Rede wäre, ſondern er verſtand darunter die ſittlichen Schäden, an denen die ſtudierende Jugend litt. Er rügte dieſe mit einem männlichen Freimut, den man nur bewundern kann. Thomaſius teilt in dieſer Schrift, in der er die Studenten ganz väterlich „Meine werteſten Brüder und Freunde!" anredet, wie die Menſchen überhaupt, in drei Klaſſen: 1. Beſtien, 2. Menſchen, 3. Chriſten. „Gleichwie nun ein dreyfacher Stand unter den Menſchen iſt, alſo ſind auch dreyerlei Wege, darauf die Menſchen wandeln, der Weg der Beſtialität oder der verderbten Natur, der Weg der geſunden Vernunft oder der Menſchheit, und endlich der Weg des Chriſtentums oder der Gnade. Derowegen werde ich nicht unrecht thun, wenn ich auch euch nach dieſem dreyfachen Wege betrachte. Die meiſten unter euch lauffen auf dem Wege der Beſtialität;

sehr wenig haben sich umgekehret und getreten den Pfad der gesunden Vernunft; die allerwenigsten aber gehen den Weg des Christentums."

Thomasius teilt dann die Klasse der „Bestien" wieder in drei Arten: 1. Die Wollüstigen, 2. die Ehrgeizigen, 3. die Geldgeizigen.

Von den Wollüstigen — dieses Wort im weiteren Verstand eines Genußmenschen gefaßt — giebt Thomasius folgende Schilderung:

„Ein wollüstiger Studente schläffet des Morgens gerne lange und verdirbet die beste Zeit, die er zu seinem Studiren verwenden sollte, mit Faullentzen, oder doch zum wenigsten mit liederlichen und unzüchtigen Gedanken; seine Verrichtung des Tages über ist entweder Spielen oder Saufen und Fressen oder H—r—n und sich derjenigen Dinge befleißigen und hauptsächlich darauf legen, die zu solchem Zweck dienen: als auf das Karten- und Würfelspiel, auf die Druck-Tafel, auf das Ballhaus, auf das Besuchen der Wein- und Bierkeller, der Toback-Stuben, der Chocoladen- und Coffee-Häuser, der Comödien, der Leinen-Tänzer, der Klopffechter, auf die Musik, auf das Taschenspiel. An das Studiren wird am allerwenigsten gedacht, außer daß, wenn es hoch kommt, er dann und wann ein Historien-Buch oder wohl einen Roman in die Hand nimmt und daraus nur dasjenige herausklaubet, was zur Verstärkung seiner Thorheit thut. Des Abends spielt, sauft oder h-r-t er bis in die sinkende Nacht; denn er weiß, daß er des Morgens lange genung zu schlafen hat; schreiet durch die Gassen, singet garstige Sau- oder Sauflieder, oder läßet sich wohl gar nach Hause blasen oder fiedeln, auch nach Gelegenheit wohl dazu leuchten, und da gehet er nun und bringet bald der Jungfer, bald der Magd, bald einer noch gemeineren liederlichen Vettel Ständchen."

Und in diesem derben Tone geht es noch zwei Seiten weiter, so daß man wohl sagen kann: Dem wollüstigen Studenten ist nichts geschenkt.

Dann kommt der „ehrgeizige" Student an die Reihe, worunter Thomasius das versteht, was wir heutzutage einen Streber nennen. Auch dieser wird sehr ergötzlich geschildert. Zuletzt wird der „geldgeizige" Student vorgenommen, dessen „ganzes Absehen ist, wie er mit seinem Studium Geld verdienen möge."

„Sehet" — so schließt Thomasius diesen Abschnitt seiner Schrift — „das ist die Beschreibung der dreyerlei Arten von Bestialität, denen ihr in eurem Stande unterworfen zu sein pflegt, und bin ich gewiß versichert, daß wenig unter euch sein werden, die nicht ihr Bildnis hierinnen antreffen sollten." —

Hieran knüpft er dann passende Ermahnungen, wie die Studenten diesen dreifachen Stand der Bestialität — „status bestialitatis" —

vermeiden, oder wenn sie in einen oder den anderen verfallen seien, ihm entrinnen können.

Mit solcher Offenheit sagte Thomasius seinen Zuhörern die Wahrheit. Ehre darum diesem deutschen Professor, dem wahren Vater der Universität Halle, dessen Verdienste auch zu seinen Lebzeiten gebührend anerkannt wurden! Er hatte noch die Genugthuung, daß man ihm in Leipzig eine Zurückberufung in seine Professur zugedacht hatte. Allein er lehnte ab. In Anerkennung seines Entschlusses, Preußen, wo er sich völlig heimisch gemacht hatte, nicht wieder zu verlassen, erhob ihn der König Friedrich I. 1709 zum Geheimen Rat und erklärte ausdrücklich, daß er „so einen berühmten und geschickten Mann nicht gern aus seinen Diensten entrate, sondern zum Lustre und Renommée, auch weiterem Aufnehmen seiner Universität zu Halle beibehalten sehen möchte."

In diesem Zusammenhange ist die Vermutung nicht unbegründet, daß das Bildungsideal, welches Thomasius von einer Fürstenerziehung aufgestellt hatte, für die Jugenderziehung der einflußreichsten preußischen Könige des 18. Jahrhunderts maßgebend geworden ist: für die Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.

„Der Vater der Aufklärung," sagt Prof. Opel, „ist zugleich der Begründer jener eigentümlichen norddeutschen Lebensauffassung, die in Lessing und Friedrich dem Großen zwei noch selbstbewußtere und energischere Träger erhielt. Mit dem Auftreten des Thomas beginnt diese neue norddeutsche Gemütsrichtung, vor welcher zuletzt, nachdem sie sich durch die schöne Litteratur des 18. Jahrhunderts bereichert hatte, die scholastisch-lateinischen Schulwissenschaften auch in Österreich und Bayern weichen mußten." —

Wie Luther durch seine Bibelübersetzung, seine volkstümlichen Schriften, seine Kirchenlieder und durch die deutsche Predigt unserer Muttersprache auf kirchlichem Gebiete zum Siege verholfen hat, so wird es das unbestrittene Verdienst von Thomasius bleiben, auch für die Wissenschaft und den höheren Unterricht der deutschen Sprache zunächst die Gleichberechtigung mit der lateinischen errungen zu haben.

Zu Hans Sachs.

II.

Leben und Wirken des Hans Sachs.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

„In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität, Ruhe und Günstigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte." Herder 1793.

Der folgende Aufsatz versucht, eine bescheidene Skizze von Hans Sachsens Leben und Wirken zu geben. Dieser Überblick ist der zweite Teil zu dem im September 1892 (VI. Jahrgang dieser Ztschr. S. 589—616) erschienenen ersten, der den Titel führt: Zu Hans Sachs. Einleitung. I. Die Textfrage; Verhältnis zwischen Handschrift und Druck; Ausgaben.

Auch der hier gebotene zweite Teil hat, wie jener, einen praktischen Zweck. Er möchte für den Lehrer des Deutschen, auch an höheren Lehranstalten, alles das mit Quellenangaben zusammenstellen, was nötig ist, um eine lebendige Vorstellung von Hans Sachsens vielseitigem Schaffen und Wirken, sowie von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Wer es im Unterrichte mit Hans Sachs ernst nimmt — und es wird hohe Zeit, daß dies allgemein geschieht — der wird weder die üblichen Litteraturgeschichten und populären Darstellungen, noch auch die vorhandenen wissenschaftlichen Aufsätze und Werke über ihn so recht behaglich und für seinen Zweck bequem finden. Jene bieten zu wenig und halten sich zu sehr an der Oberfläche; diese gehen ja in die Tiefe, aber sie sind entweder zu umfänglich, oder sie setzen schon zu viel als bekannt voraus, oder sie widmen sich nur einer Seite seiner Thätigkeit, und dieser zu eingehend, oder endlich sie lassen bibliographische Angaben und handliche Belege aus den Werken des Dichters vermissen: alles Dinge, die dem, der auf diesem Gebiete nicht Fachmann ist, sehr wichtig sind, die er sich aber nur unter großen, oft zu großen Opfern an Zeit selbst zusammenstellen kann.

Diese Handhaben — wenn ich so sagen darf — zum Hans Sachs-Verständnis soll der folgende Aufsatz geben. Dabei bleibt jedem Lehrer oder Litteraturfreund noch mehr als genug Gelegenheit zu eigener in das Wesen des Dichters eindringender Thätigkeit. Denn ein Mann, wie Hans Sachs, ist so leicht nicht zu erschöpfen.

Aus den erwähnten Gründen kann dieser Aufsatz überall nur andeuten, nur eine Skizze sein; er will weder ein künstlerisch abgerundetes

Bild, noch auch wissenschaftlich Neues bieten und rechnet daher auf die freundliche Nachsicht derer, die den Gegenstand schon aus eigenen Studien kennen und hier etwa neue Aufschlüsse erwarten. Doch wird hie und da versucht, anzudeuten, in welcher Richtung sich vielleicht weitere Gesichtspunkte zur Beurteilung des Hans Sachs gewinnen lassen. Die Hauptsache scheint mir, daß wir Hans Sachsens Wirken und Persönlichkeit, als Dichter wie als Journalist, ja nicht zu einseitig litterarisch, oder lediglich von heutigen Begriffen aus auffassen: so werden wir dem Kern seiner tüchtigen und vielseitigen Natur schwerlich nahe genug kommen.

Auch bei der Arbeit an diesem Teile hatte ich mich unausgesetzt selbstloser und liebenswürdiger Förderung durch Herrn Prof. Dr. Edmund Goetze zu erfreuen, der mir jede gewünschte Auskunft, jedes Buch u. s. w. bereitwilligst gab und manche schwierige Frage des weiten Gebietes eingehend mit mir erörterte. Dem Danke dafür möchte ich auch hier den herzlichsten Ausdruck geben.

1. Einleitung: Bedeutung des Hans Sachs-Jubiläums.

Es war ein erhebendes Schauspiel, als Deutschland am 5. November 1894 seinen Hans Sachs feierte. Der Ausdruck seinen ist hier wirklich einmal am Platze. Denn mit seltener Einmütigkeit wurde damals im Festesjubel des vor 400 Jahren geborenen Volksdichters und Volksmannes gedacht. Es beteiligten sich an dieser Feier nicht nur alle die Kreise, die von Amtswegen mit der deutschen Litteratur oder mit öffentlichen Feierlichkeiten zu thun haben: Universitäten, Gelehrte, Lehrer, Schriftsteller, die Schar der Zeitschriften und Zeitungen, die Unzahl litterarischer und ähnlicher Vereine. Nein, auch nach oben, in die regierenden Kreise griff die Feier hinein. Die Regierung Bayerns war amtlich bei dem Hans Sachs-Fest in Nürnberg vertreten; in Weimar wurde die amtliche Feier bis zur Rückkehr des kunstsinnigen Fürstenpaares verschoben, um in dessen Gegenwart am 11. November abgehalten zu werden[1]); in München wie in Weimar wurden von den Hof- und Staatsbibliotheken wertvolle Hans Sachs-Ausstellungen veranstaltet[2]);

1) Siehe Bernhard Suphan, Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart u. s. w. Weimar 1895. 8°. 68 S. S. 7.

2) Über die Hans Sachs-Ausstellung in Weimar berichtet Carl Ruland: Weimarer Zeitung, Sonntag, den 25. November 1894 (wieder abgedruckt in dem obengenannten Schriftchen Suphans S. 59—68). Die Ausstellung der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, „der Königin aller deutschen Bibliotheken" (Könnecke), war ungleich reichhaltiger und wertvoller, vergl. den Katalog: „Hans Sachs-Ausstellung der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek u. s. w. München,

kaum ein Hoftheater in ganz Deutschland ließ es sich entgehen, dem Hans Sachs einen besonders feierlichen Abend zu widmen. Mit ihnen wetteiferten städtische Behörden und Stadt-Theater überall, wo nur deutsch gesprochen wird. — Vor allem aber griff die Feier auch nach *unten*, in die breite Masse des Volkes, den Bürger-, Handwerker- und Arbeiterstand[1]) hinein: ein Geschick, das einem deutschen Dichter noch selten beschieden ward.

Natürlich stand in den Feierlichkeiten, die ein amtliches und zugleich volksmäßiges Gepräge zeigten, Hans Sachsens Vaterstadt Nürnberg obenan.[2])

Man kann sagen, es herrschte in allen Kreisen der deutschen Bevölkerung ein rühmlicher Wetteifer, es einander in der Verherrlichung des Dichter-Handwerkers zuvorzuthun; das alles aber aus keinem anderen Grunde, als aus Freude an dieser gesunden, männlichen Persönlichkeit,

---

Bruckmann, 1894. 8°. 16 S. Da dieses Verzeichnis für jeden Freund des Dichters eine wahre Fundgrube ist und dauernde Beachtung verdient, so sei hier angeführt, daß es folgende Abteilungen enthält: I. Hans Sachsens Leben und zwar „Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert", „Hans Sachsens Poetische Autobiographie, Valete u. s. w.", „Geburtsjahr, Schule, Lehrzeit", „Wanderschaft, Hans Sachs in München", „Rückkehr nach Nürnberg, Häusliches Leben", „Widersacher, Wachsender Ruhm", „Alter und Tod", „Porträts des Hans Sachs" — zusammen 52 Nummern. II. Die Dichtungen des Hans Sachs: 1. Hans Sachs als Meistersänger, 2. Der Volksdichter, 3. Alte und neue Gesamtausgaben von Hans Sachsens Werken — zusammen 141 Nummern. III. Die Bibliothek des Hans Sachs. IV. Hans Sachs im Andenken der Nachwelt, enthält Zeugnisse über den Dichter aus den Jahren 1643—1894. Diese letzte Abteilung umfaßt 74 Nummern.

1) Als Belege für den Handwerker- und Arbeiterstand mögen, statt vieler, zwei genügen: die Festnummer des Sorgenfrei, Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung; Gratisbeilage für F. A. Günthers Deutsche Gerber-Zeitung, Deutsche Schuhmacher-Zeitung, Bäcker- und Konditor-Zeitung, Deutsche Tischler-Zeitung, Allgemeine Handschuhmacher-Zeitung, Jahrgang XX, Nr. 44. 4°. Berlin, den 5. November 1894; fast der gesamte mit Bildern reizend ausgestattete Text (8 Seiten) ist dem Hans Sachs gewidmet. Dann sei noch genannt die sozialdemokratische Festschrift: Hans Sachs. Ein Erinnerungsblatt für das arbeitende Volk u. s. w. von Manfred Wittich, Nürnberg 1894. 8°. 57 S. Das Heft ist gewandt geschrieben und geschickt zusammengestellt; aber es versteht sich wohl von selbst, daß das Bild des frommen und biederen Bürgers hier, durch die sozialdemokratische Brille gesehen, verzerrt und verdreht erscheint. Es ist eine grobe Fälschung der Geschichte, Hans Sachs zum Sozialdemokraten stempeln zu wollen; der Nürnberger Meister war nun einmal kein Sozialdemokrat, sondern in allen wichtigen Punkten: Religion, Vaterland, Obrigkeit, das gerade Gegenteil davon.

2) Den Verlauf der herrlichen Nürnberger Feier schildert eingehend und frisch Theodor Hampe in dieser Zeitschrift 1895 S. 81 — 92. Zu dieser Feier hatte der Rat auch ein künstlerisch ausgestattetes Programm herstellen lassen: „Reihenfolge der Festlichkeiten zur 400 jährigen Geburtstagsfeier unseres Nürnberger Dichters am 4. und 5. November 1894". 8°. 8 S.

die ihre Zauberkraft aufs neue bewährte, und es verstand, Millionen von Menschen des verschiedensten Standes und Bildungsgrades zu fesseln, zu unterhalten, zu erfreuen, ja zu wohlthuendem und innerlich befreiendem Lachen hinzureißen. Die Hans Sachs-Feier hat das gesamte deutsche Volk in einer Stimmungseinheit gezeigt, wie nur nationale Festtage sie erwecken. Übrigens müssen fast ebenso zahlreich, ebenso wirkungsvoll, wie die theatralischen, nach den Berichten von Zeitungen und Zeugen auch die Liebhaberaufführungen gewesen sein, die oft mit einfachsten Mitteln arbeiteten. Bei ihnen wurden zum Teil selbst die weiblichen Rollen der Hans Sachsstücke von Männern gegeben, ohne daß dies ihrer Wirkung Eintrag that. Gedenken wir ferner der Summe von Dichterkraft, die bisher zur Verherrlichung des Hans Sachs aufgewendet wurde, bedenken wir, wie vielfach der schlichte Bürger im November 1894 der heutigen Welt in der künstlerischen Verklärung Goethes, Richard Wagners, Martin Greifs, Hermann Linggs, Gustav Burchards, in den Festspielen Rudolf Genées[1]) und anderer vorgeführt wurde, so müssen wir gestehen, daß Hans Sachs noch nicht tot ist, sondern daß sein Geist und seine Werke auch heute noch fortwirken. Endlich sei noch der schier zahllosen Vorlesungen, Vorträge, Reden und An-

---

1) Goethe, Erklärung eines alten Holzschnittes, darstellend Hans Sachsens poetische Sendung 1776 und „Schlußverse zu Hans Sachsens poetischer Sendung" bei Anlaß der Berliner Aufführung von Deinhardsteins „Hans Sachs" 1828 (beide nach der Handschrift neu abgedruckt in Bernhard Suphans Hans Sachs in Weimar u. s. w. Weimar 1894. 8°. 44 S.).

Martin Greif, Hans Sachs, dramatisches Gedicht, Augsburg 1866. 16°. 128 S.; „Zu Hans Sachsens Ehrentag" den 24. Juni 1874 (in Hans Sachsens Schwankmanier, Gedichte 1881 S. 262 ff.) und Hans Sachs, Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen, Leipzig 1894. 8°. 86 S. Hermann Lingg dichtete für das Hans Sachs-Jubiläum einen verbindenden Text, in den Schwänke und Fastnachtsspiele des Hans Sachs eingelegt waren, so daß das Ganze, für die Münchner Hofbühne bestimmt, ein zusammenhängendes, abgerundetes und höchst poetisches Bild ergab. Gustav Burchard, Hans Sachs, ein dramatisches Spiel in einem Aufzuge (Hans Sachs-Dramen, Berlin 1894. 8°).

Rudolf Genée, Hans Sachs, ein Festspiel zur Feier seines 400. Geburtstages u. s. w. Berlin 1894. 8°. 48 S. und Hans Sachs, ein Nürnberger Fest-Schauspiel u. s. w. Nürnberg 1894. 8°. 80 S.

Bei dieser Aufzählung ist sowohl von den älteren dichterischen Verherrlichungen z. B. von Sander, Deinhardtstein, als auch von den Kompositionen Albert Lortzings, Richard Wagners (Komische Opern), Oskar Wermanns (Hymnus für das Hans Sachs-Jubiläum), und Anderen, sowie von Bildern und Gemälden (Kaulbach, Spangenberg u. s. w.), Novellen und poet. Erzählungen abgesehen. Vergl. hierüber Zu Hans Sachs I Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI S. 590 flg.

sprachen gedacht, durch die er in Vereinen und Gesellschaften jeder Art geehrt wurde; auch an ihnen sind Leute aller Berufs- und Bildungskreise beteiligt gewesen. Ja, die Hans Sachs-Feier ging auch weit über Deutschlands Grenze hinaus: überall, wo die deutsche Zunge klingt, wurde des wackeren Nürnbergers gedacht; auch in fremdländischen Zungen und Zeitungen erklang sein Lob und ward sein Fest beschrieben. Was wollen, im Vergleich zu dieser gewaltigen Huldigung, die wenigen Stimmen sagen, die sich, sei es gegen den Mann selbst, die eine und andere Seite seines Wirkens, oder gegen eine so allgemeine Feier zu seinem Andenken erhoben?

Höher indes, als die allgemeine Feier, ist ihre Wirkung anzuschlagen. Durch diese Feier hat Hans Sachs vollends aufgehört, ein Toter in der Litteraturgeschichte zu sein; sicher ist er wenigstens für alle die ein lebendiger Mensch geworden, die die Feier mit erlebt haben. Und das ist ein hoher Gewinn! Jene unzähligen Menschen, die zusammenströmten, um Hans Sachs selbst oder über ihn zu hören, sie gingen zumeist reich belohnt, ja erquickt wieder heim. Denn der, den sie fanden, war, wo er nur selbst genügend zu Worte kam, ein Charakter, ein frischer und ganzer Mensch, ein Mann mit Fleisch und Blut, und so warm quellendem Leben, daß jeder noch heute, 320 Jahre nach seinem Tode, den kraftvollen Pulsschlag jenes Lebens zu empfinden vermeinte. Besonders die Fastnachtspiele übten diese Wirkung. Wem es vergönnt war, deren mehrere gut aufgeführt zu sehen, der mußte staunen, wie packend und unmittelbar sie noch heute wirkten, welche Zugkraft ihnen innewohnte. In einer ganzen Reihe von Städten sind Stücke von Hans Sachs, sei es von einer, sei es von mehreren Bühnen, bisweilen außerdem noch von Liebhabern aufgeführt worden. Berichte aus Berlin, Bremen, Breslau, Frankfurt, Hamburg, Karlsruhe, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Weimar, Wien und anderen Städten sprechen fast ausnahmslos von einem schönen Erfolge. Auf diese Weise sind — abgesehen von zahlreichen Schwänken — doch mindestens ein Dutzend seiner dramatischen Stücke, meist Fastnachtspiele, wieder lebendig geworden, mehrere von ihnen, wie Frau Wahrheit, Der fahrende Schüler, Der Krämerskorb, Das heiße Eisen, Die Tragödie von der Lisabetha sind in 3—10 Städten aufgeführt worden und, wenn man von Nürnberg, Dresden u. a. weiter schließen darf, an demselben Orte wiederholt. Dieser dramatische Erfolg des Hans Sachs ist wohl das Auffälligste an der Feier. Er übertraf die kühnsten Hoffnungen der Freunde des Dichters. Wiederholt begegnet man in Berichten und Urteilen über diese Aufführungen dem dringenden Wunsch und der Hoffnung, es möchten diese und andere Stücke des Hans Sachs dem Spielplan

dauernd erhalten bleiben;[1]) man stellt Betrachtungen an über Hans Sachs' Bedeutung für die Gegenwart, ja selbst darüber, was die heutigen „Lustspiel"dichter von dem alten schlichten Meister lernen können.[2]) Welche Auferstehung des biederen Nürnbergers fast 320 Jahre nach seinem Tode!

Angesichts dieser seltenen Feier und dieses frischsprudelnden Lebens taucht die Frage auf: Wie war es nur möglich, daß dieser Mann dem Herzen seines Volkes so lange entfremdet bleiben und daß er Jahrhunderte hindurch als Urbild hölzerner, geistloser Reimschmiede gelten konnte? Diese Frage hängt innig mit der Entwickelung deutscher Litteratur, deutschen Geistes zusammen. Jene 200 Jahre, etwa von 1576—1776 schließen in vieler Hinsicht die trübste Zeit deutschen Geisteslebens in sich, die Zeit, wo der Urquell des deutschen Lebens: Volksgeist und Volkskunst, woraus auch Hans Sachs schöpfte, verschüttet und unter dem Wust fremden Wesens begraben war. Mit der Verwüstung deutschen Landes im 30jährigen Kriege ging ja leider Hand in Hand die schon im 16. Jahrh. vorbereitete Verwüstung des deutschen Geschmackes; es folgte die Zeit „charakterloser Minderjährigkeit", die Herrschaft des Ausländischen und Fremden, das wie ein Gift tief in den deutschen Volkskörper eindrang. Da führte deutsches Wesen nur ein kaum merkliches, heimliches und elendes Dasein. Damals kam ja die Ansicht auf, die noch zu Lessings Zeit herrschte, die Lessing aber mit kühnem Mute für alle Zeiten gebrandmarkt hat, indem er sie in dem deutschesten Lustspiel, das wir haben, dem erbärmlichen Windbeutel Riccaut in den Mund legt: „O, was ist die deutsch Sprak für ein plump Sprak, für ein arm Sprak!" (Minna von Barnhelm IV, 2.) Nur wenige erlesene Geister stimmten in der Zeit von 1576—1776 nicht in diesen Ruf ein. In solchen Zeiten konnte Hans Sachs nichts gelten!

Und in welchen Zeiten galt er etwas? Es waren die Zeiten frischen nationalen Aufstrebens, wo der deutsche Volksgeist sich regte,

---

1) Diesen Wunsch äußert z. B. ein Wiener Kritiker und Dr. Leonhard Lier in seinen Rezensionen der in Dresden aufgeführten Hans Sachs-Stücke im „Dresdner Anzeiger". Freilich meinte gerade Lier vor der Aufführung (in Paul Kühns Deutscher Dramaturgie 1. Jahrg., 2. Heft, Nov. 1894): Die Zeit werde den Stimmen recht geben, die die Frage stellen: Was diese Werke einer kindlichen Kunst auf unserer modernen Bühne für Daseinsrecht behaupten wollen? Auch er scheint also von dem Erfolg überrascht gewesen zu sein.

2) In dem gehaltvollen Aufsatz: Hans Sachs, ein Nachwort (Kunstwart von Ferdinand Avenarius, 8. Jahrg., 4. Heft, Nov. 1894, Sp. 49—52) stellt Leonhard Lier sehr ernste und beherzigenswerte Betrachtungen über diese Frage an. Man sieht, wie Hans Sachs gewinnt, auch wenn er von dieser Seite betrachtet wird.

wo er, seiner Kraft bewußt, froh und zugleich trotzig sich emporrang, es waren Höhepunkte deutschen Denkens und Fühlens.

Eine solche Zeit war — trotz vieler Schattenseiten! — die jungfrische Zeit der Reformation; eine solche war es, als 1776, genau 200 Jahre nach des Sängers Tode, der junge Goethe als Haupt der Genies sein trutziges Lied von Hans Sachsens poetischer Sendung ertönen ließ, um einer abgelebten, morschen Kunstanschauung, die selbst durch Klopstocks und Lessings Auftreten noch nicht beseitigt war, den letzten fröhlichen Todesstoß zu versetzen.[1]) — Und dürfen wir auch auf die heutige Zeit schließen, daß sie eine Zeit frischen Aufstrebens sei?

Unsere Zeit ähnelt in vieler Hinsicht dem Zeitalter der Reformation. Unzweifelhaft ringt auch in diesen Tagen altes Abgelebtes mächtig mit neuen Keimen; unzweifelhaft hat auch unsere Zeit ihre höchst bedenklichen Schattenseiten. Und dennoch! Haben nicht auch wir 1870 eine Wiedergeburt erlebt und seitdem einen Aufschwung des nationalen Lebens zu verzeichnen? Verdanken wir nicht diese Wiedergeburt vor allem einem Manne, wie jene Zeit; einem Manne, um den sich alles andere gruppiert: dem Fürsten Bismarck? Fühlen und wissen wir nicht klarer und bestimmter, was deutsch ist? Haben wir nicht manches Fremde und Ein-

1) Goethe und Hans Sachs, das ist schon für manche Untersuchung, für manche Betrachtung ein würdiger Gegenstand gewesen, ein Gegenstand aber, mit dem wir auch nicht so bald völlig ins reine kommen werden. Wohl ist das Wirken des Hans Sachs auf Goethe, der Einfluß seiner Dichtungen, seiner Sprache und Metrik, seines Wortschatzes, auch seiner besonderen Art, die Gegenstände zu behandeln, bereits mehrfach gründlich behandelt worden; ob wir aber in diesem Punkte von den Äußerlichkeiten je ganz ins Innere gelangen können, ist mir sehr zweifelhaft. Ja, wenn man über Gegenstände, über die er sich nicht geäußert hat, noch heute in Goethes Seele lesen könnte! Aber Eckermann und die anderen Gespräche Goethes versagen hier, so auch die Briefe und offenbar auch die Tagebücher; nur Dichtung und Wahrheit giebt uns einen Wink. Im Übrigen müssen die Dichtungen selbst reden. Was Hans Sachs und seine gesunde Persönlichkeit für den Dichter des Faust im tiefsten Grunde der Seele bedeutete: ob er ihm nicht gar ein Retter aus schweren menschlichen oder dichterischen Zweifeln und Kämpfen war — das entzieht sich noch unserer genauen Kenntnis; wir können es nur ahnen. Aber sicher war Hans Sachsens poetische Sendung vom Jahre 1776 nicht nur eine kraus Laune des übermütigen Stürmers und Drängers. Wir stutzen schon, wenn wir sehen, wie Goethe 1788 in Italien, an einem bedeutsamen Punkte seines Lebens, dieses Gedicht und Miedings Tod an den Schluß seiner Gedichtsammlung gestellt wünscht, mit der Absicht, es solle seine „Personalien" vertreten. Man denke: Das thut Goethe in Italien, wo man leider und fälschlicherweise nur zu sehr gewohnt ist, sich ihn als Griechen zu denken! Aber auch der fast 80jährige Goethe kehrt am Ende seiner Laufbahn zu seiner Jugendliebe zurück und widmet Hans Sachs 1828 noch einmal Verse voll der milden Wärme des Alters. Und wieder vier Jahre später schreibt er im Beginne des 18. Buches von Dichtung

engende, nach außen wie nach innen, bekämpft und abgestoßen, um dem Vaterländischen mehr Luft und Licht zum Leben, zur Entfaltung zu gewähren? Ich denke doch, man kann mit Ja antworten. Die seit Jahren immer entschiedener auf das Deutschtum gerichtete Bewegung des Schulwesens, die Entwickelung unseres ganzen nationalen Lebens auf das Volkstümliche zu, die neuen Ansätze in der Kunst, das Aufkommen und Blühen des deutschen Sprachvereins, das Durchdringen Hildebrandischer Gedanken und manches andere deutet darauf hin, daß bei uns das Heimische nicht mehr verachtet wird, sondern daß wir unsere deutsche Natur mehr und mehr zu festigen und zu läutern streben. Wieviel bedeutet das Hans Sachs-Jubiläum in diesem Zusammenhange! Jener allgemeine und herzliche Festjubel ist eine Bestätigung, daß wir im ganzen und großen auf gesunden, vaterländischen Bahnen wandeln; schreiten wir getrost und furchtlos auf diesem Wege weiter, der dunklen Zukunft entgegen!

Außer dieser allgemeinen, nationalen Bedeutung hat die Hans Sachs-Feier aber noch einen besonderen, hohen Wert für den, der sich ernster mit unserem Dichter beschäftigen will: sie hat das Hans Sachs-Studium einen tüchtigen Schritt vorwärts gebracht. Und wer wollte verkennen oder leugnen, daß dieser Fortschritt in der Wissenschaft auch

---

und Wahrheit jene bekannten, wohlerwogenen und vielsagenden Worte über Hans Sachs nieder. Das giebt doch sehr zu denken. Aber es führen auch geheime Fäden geraden Weges von Hans Sachs zum Faust — vielleicht ihrer mehr, als wir jetzt wissen. Man hat z. B. nicht mit Unrecht daran erinnert, daß das Vorspiel zum Faust sehr Hans-Sachsisch ist, ferner, daß Frau Margarete Schwertlein der Hans-Sachsischen Bäuerin im fahrenden Schüler verzweifelt ähnlich sieht. Und die Gestalt Valentins? Ferner hat K. J. Schröer darauf hingewiesen, daß Goethe zu zwei Scenen im zweiten Teile des Faust, der Beschwörungsscene der Helena und dem Auftreten Mephistos am Kaiserhofe, durch zwei Gedichte des alten Hans Sachs vom 12. Oktober 1563 und 18. Februar 1568 (Goed.-Tittm. II, Nr. 46 und 50) angeregt wurde. Fast sieht es aus, als hätten Faust und Hans Sachs in trauter Gemeinschaft Goethen durchs Leben geleitet. Wie wächst der alte Nürnberger durch diese Freundschaft des Dichterkönigs! Am eingehendsten behandeln die innere Verwandtschaft zwischen Goethe und Hans Sachs meines Wissens: Edmund Goetze, Goethe und Hans Sachs, Festrede zur Vorfeier von Goethes Geburtstag am 26. August 1894 zu Frankfurt a. M. gehalten. (Berichte des Freien dtsch. Hochstifts 1895, S. 6*–21*) und Bernhard Suphan: Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart. Festrede zur Hans-Sachsfeier in Weimar den 11. Nov. 1894 (Weimar 1895. 8°. S. 27–57). Goetze untersucht im übrigen den sprachlichen Einfluß des Hans Sachs auf Goethe, ebenso Georg Wahl, Hans Sachs und Goethe, Programm. Koblenz 1892. 4°. 24 S. Suphans köstlicher Vortrag bietet überaus feinsinnige Beiträge zu einer inneren Biographie Hans Sachsens. Vgl. noch Dr. Friedrich Bauer, Hans Sachs' Gesprech Die neun gab Muse oder Kunstgöttin betreffend, und Goethes Hans Sachsens poetische Sendung (Chronik des Wiener Goethe-Vereins IX., Nr. 1, den 23. Nov. 1894, S. 2–6).

der Schätzung des Dichters in weiteren Kreisen zu gute kommen muß? Wir sind dem Bild des wirklichen und guten Hans Sachs wesentlich näher gerückt. Mit der Zeit wird wohl auch aus den Litteraturgeschichten für Schulen, aus volkstümlichen Werken und aus dem großen Publikum jenes durch alte Vorurteile getrübte Bild, fast möchte ich sagen Zerrbild des Dichters verschwinden, welches sich bisher so vielfach breit gemacht hat, und dessen wesentlichster Zug beinahe die Verse waren:

Hans Sachs war ein Schuh=
Macher und Poet dazu.

Die große Welt wußte in der That vielfach nichts Besseres von ihm. Das wird hoffentlich auch anders werden.

Wir sind nun von dem Hans Sachs=Jubiläum weit genug entfernt, um die wissenschaftliche Ausbeute, die es uns gebracht hat, einigermaßen zu überblicken. Das freilich muß gleich an die Spitze gestellt werden: Noch fehlt uns das große wirklich erschöpfende Gesamtbild von des Dichters Leben und Wirken. Dieses Denkmal hat uns auch das Jubiläum nicht gebracht; aber manch weiterer brauchbarer und wertvoller Stein zu diesem schwierigen Bauwerk, das einst noch zu errichten ist, wurde doch herbeigetragen.

Vor allem kann jetzt jedermann Hans Sachsens Werke in reiner und unverstümmelter Gestalt lesen, sich auch leichter in ihrer Überfülle zurechtfinden und so zu einem eigenen Urteil über ihn gelangen. Als wertvollste Gaben zum Feste auf diesem Gebiete sind zu nennen Prof. Edmund Goetzes XXII. Band der großen Tübinger Ausgabe, der leider, nach den Satzungen des Stuttgarter Litt. Vereins erst jetzt, 1895, ausgegeben werden konnte, obwohl er bereits April 1894 fertig gedruckt vorlag. Er enthält Werke des Hans Sachs, die bisher überhaupt noch nicht gedruckt, ferner solche, welche in die Nürnberger Folioausgabe von 1558—1576 nicht aufgenommen wurden; diese Werke umfassen die Zeit von 1523—1552; der XXIII. Band wird diese Veröffentlichungen fortsetzen und abschließen. Für größere Kreise bedeutet noch mehr der, Anfang Oktober 1894 ausgegebene 2. Band Sämtlicher Fabeln und Schwänke des Hans Sachs, womit Goetze dieses wichtige Werk zum Abschluß gebracht hat. Die Sammlung, in zwei handlichen und leicht erschwinglichen Bänden bei Niemeyer in Halle erschienen (Bd. I 1893), enthält insgesamt 387 Gedichte des Hans Sachs, die ihn als unübertroffenen Meister auf dem Gebiete des Schwankes zeigen. Außer dem bereits Erwähnten verdanken wir Edmund Goetze noch folgende Festgaben aus seinem schier unerschöpflichen Schatzhause:

Die Handschriften des Hans Sachs (in der Festschrift: Hans Sachs=Forschungen, herausgegeben von A. L. Stiefel, November 1894,

S. 193—208); Hans Sachsens Gemerk-Büchlein (in der Festschrift der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte von Max Koch, 1894, S. 42—51). In diesem Aufsatz verwertet Goetze zum ersten Mal seine neue bedeutsame Entdeckung aus Weimar; endlich die köstliche Festrede bei der von der Stadt Nürnberg im Rathaussaale veranstalteten Feier (erschienen Nürnberg 1894, Raw. 23 S.); sie enthält die beste und treffendste Schilderung, die bisher von Hans Sachsens Wirken gegeben wurde.

Es würde zu weit führen, die einzelnen zum Hans Sachs-Jubiläum erschienenen Arbeiten anderer Forscher hier alle zu nennen oder ihren Inhalt auch nur kurz anzudeuten.[1]) Daher mag einiges Wenige genügen. Neben der Festschrift A. L. Stiefels (Nürnberg, J. Ph. Raw. gr. 8°. 1894, VI, 472 S.), ist von Wichtigkeit die Festschrift zur Hans Sachs-Feier gewidmet vom Herausgeber (Max Koch) und Verleger (Emil Felber) der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Berlin, gr. 8°. 1894. 77 S. Sie enthält außer der oben genannten Arbeit von Goetze folgende Beiträge:

Karl Drescher, Hans Sachs und Boccaccio I.; Reinhold Bechstein †, Hans Sachs-Litteratur im letzten Lustrum (unvollendet); Johannes Bolte, Märchen und Schwankstoffe im deutschen Meisterliede; Karl von Reinhardstöttner, zu Joh. Paulis „Schimpf und Ernst".

Weniger umfangreich, aber auch dankenswert und hochwillkommen sind die beiden in Weimar bei Böhlau erschienenen Schriften:

Hans Sachs in Weimar, Gedruckte Urkunden zum 400. Geburtstag des Dichters, 1894, kl. 8°. 44 S., und Hans Sachs, Humanitätszeit und Gegenwart, Vortrag zur Hans Sachs-Feier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen von Bernhard Suphan, 1895, kl. 8°. 68 S. Das erste Heft stellt die auf Hans Sachs bezüglichen Dichtungen, Aufsätze und Briefstellen Goethes, Wielands, Bertuchs, Lessings und Herders nach den Urschriften zusammen und erläutert sie. So erhalten wir ein Bild der vergeblichen Bemühungen jener Männer, Hans Sachs um 1780 in der deutschen Litteratur einzubürgern. Zu diesem Büchlein hat Suphan sich mit seinen jungen Mitarbeitern und Freunden an dem Archiv zusammengethan. Die zweite Schrift enthält neben dem Festvortrag Suphans (vgl. über ihn Anm. 1 zu S. 676) vor allem noch C. Rulands Beschreibung der Hans Sachs-Ausstellung zu Weimar (vgl. S. 671 und Anm. 2 ebenda).

---

1) Der Verfasser hofft dies nächstens in Max Kochs Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte zu thun. Über A. L. Stiefels wissenschaftliche und Ernst Mummenhoffs ausgezeichnete volkstümliche Festschrift: Hans Sachs, Nürnberg, Korn, kl. 8°. 141 S. (Preis 50 Pf.), hat bereits Dr. Theodor Hampe in dieser Zeitschrift (1895, S. 81, 82) kurz berichtet.

Es versteht sich von selbst, daß diese und andere im einzelnen Falle genannte Schriften nach Kräften für die folgende Skizze von Hans Sachsens Leben und Wirken benutzt worden sind, ebenso die schon im I. Teil genannten Quellen (IV. Jahrgang S. 593flg.)

Alle genannten Werke und Arbeiten, neben vielen hier nicht genannten[1]) und dem Heer der Zeitschriften- und Zeitungsartikel — unter denen mancher durch Wucht oder Tiefe der Charakteristik oder durch Einzelforschungen hervorragt — sie eröffnen einen tröstlichen Ausblick: Die Hans Sachs-Forschung hat eine schöne Zukunft! Glaube niemand, daß wir an ihrem Ende stehen! Wir sind wohl ein tüchtiges Stück hineingekommen, aber noch weit von ihrem Ende! Schöne Aufgaben harren der Lösung. Denn noch lange wird es dauern, bis alle Seiten von Hans Sachsens Riesenschaffen genügend erhellt, alle seine Werke hinreichend durchgearbeitet, die Beziehungen zum älteren, zum zeitgenössischen und späteren Geistesleben und seiner Litteratur festgestellt sind, bis sein Fortwirken und Fortleben im Laufe der Zeiten bis auf unsere Tage befriedigend aufgeklärt ist.

---

1) Daß Rudolf Genées großes Buch hier nicht genannt wird, mag niemanden wundern. Sein Werk: „Hans Sachs und seine Zeit, ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation, mit 166, in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterliedern", Leipzig, J. J. Weber 1894 (zu Weihnachten 1893 erschienen), gr. 8°. XVI. 524 S. Preis geb. 12 M. kann leider weder zu den wissenschaftlichen, noch zu den im besten Sinne populären Gaben zum Hans Sachs-Jubiläum gerechnet werden. Gerne würde man es der letzteren Gruppe zuzählen, wenn es dazu nicht zu umfangreich wäre und wenn es vor allem in seinem Ton und Auftreten mit Fußnoten, bibliographischen Notizen, Handschriften und anderen Beigaben sich nicht als wissenschaftliches Werk gebärdete. Genée will die große wissenschaftliche Hans Sachs-Biographie geben; er kann es aber nicht; und so ist ein Zwitterding entstanden: nicht Fleisch, nicht Fisch. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß Genée so wenig Selbstkritik hat und anspruchsvoll nach der Palme des großen Hans Sachs-Forschers greift, daß er sich nicht mit den Verdiensten begnügt, die er als volkstümlicher Kämpfer für Hans Sachs wirklich erworben hat. Diese Verdienste wollen wir ihm gewiß nicht absprechen, sondern im Gegenteil sie allzeit dankbar anerkennen. Auch als Finder und Entdecker mancher wertvollen Hans Sachs-Einzelheit ist Genée rühmend zu nennen; aber es ist zu beklagen, daß er sich an eine Aufgabe wagt, der er in keiner Weise gewachsen ist, und daß er durch sein anspruchsvolles Wesen eine scharfe, aber gerechte Kritik herausfordert. Daß sein Buch dennoch vielen Leuten, bez. Kreisen eine oder vielleicht die einzige Quelle des Hans Sachs-Wissens sein wird, ist klar, und ist auch nicht zu beklagen. Schon der reiche Bilderschmuck, dessen Berechtigung freilich an vielen Stellen sehr fraglich ist, wird viele Leute anregen und gewiß manchem Käufer eine eingehende Beschäftigung mit Hans Sachsens Leben und Wirken ersetzen: es giebt auch solche Menschen! Rührend ist jedenfalls der Fleiß und Eifer, mit dem Genée nun schon seit vielen Jahren sich dem Hans Sachs widmet.

Diese Lehre muß wohl jeder, dem es um die Sache selbst zu thun ist und der tiefer blickt, aus dem Festesjubel mit nach Hause nehmen, und es ist für manchen „Hans Sachs-Forscher" heilsam, sich ihrer im stillen Kämmerlein recht lebhaft bewußt zu werden.

2. Nürnberg; Leben und Persönlichkeit des Dichters.

Hans Sachs stammte aus Nürnberg: auf einem günstigeren Boden hätte er nicht erwachsen können. Seit Jahrhunderten war Nürnberg eine mächtige und blühende Reichsstadt[1]). Durch seine Lage war es in hohem Maße begünstigt und zu einer wichtigen Rolle im Deutschen Reiche ausersehen, lag es doch an dem Kreuzungspunkte der zwei berühmten, mittelalterlichen Handelsstraßen Deutschlands, der süd-nördlichen, welche Venedig, den Vertreter des Südens und Orients, mit den Hansestädten verband, und der west-östlichen, die den Verkehr zwischen Rhein und Donau vermittelte und seit undenklichen Zeiten ein wichtiger Landweg für den Handel zwischen Abend- und Morgenland war. Nürnberg bildete recht eigentlich, wie Regiomontan sagte, den Mittelpunkt Europas. Früh hatte sich daher hier der Handel besonders lebhaft entwickelt, und es ist kein Wunder, wenn ihm bald alles das folgte, was durch Fleiß, Regsamkeit, Unternehmungslust verbunden mit Biedersinn und Rechtlichkeit errungen werden kann: Behäbigkeit, Wohlstand, Reichtum und in seinem Gefolge Macht. Gewerbfleiß, Handwerk und Erfindungsgeist blühten bald bei dem betriebsamen Völkchen empor, Technik, Wissenschaft und Kunst gesellten sich zu ihnen. Kurz, Nürnberg wurde ein Mittelpunkt des gewerblichen und geistigen Lebens in Deutschland, vor allem aber eine Heimat des gesunden deutschen Bürgertums. Allmählich bildete sich hier ein großes, wohleingerichtetes und selbstbewußtes Gemeinwesen, eine Art Staat aus. Dieser Staat bestand

---

1) Für die nachfolgende Schilderung Nürnbergs sind hauptsächlich benutzt: Karl Lucae, Zur Erinnerung an Hans Sachs (Preuß. Jahrbücher 1886; neu abgedruckt in Lucaes Gesammelten Vorträgen: Aus deutscher Sprache und Litteraturgeschichte, herausgeg. von Max Koch, Marburg, 1889. 8°. S. 111 – 141); Charles Schweitzer, Étude sur la Vie et les Œuvres de Hans Sachs, Paris et Nancy 1887 (erschien 1889). 8°. S. 40—57; vor allem aber Hans Sachsens eigene Schilderungen: Ein lobspruch der stadt Nürnberg, vom 20. Februar 1530, 384 Verse, (Keller-Goetze IV, 189; Goedeke-Tittmann 2. Aufl. 1885 II, 34) und das Vorwort zum IV. Foliobande (von 1578) Der eingang diss vierdten buchs, vom 12. December 1563, 402 Verse, (K.-G. XV, 17), wo besonders die Pestzeit des Jahres 1562 vorgeführt ist. — Trefflich und allgemein verständlich schildert Ernst Mummenhoff: Altnürnberg bis 1350 im 22. Bande der Bayer. Bibl., mit Zeichnungen von Lorenz und Wilhelm Ritter, Bamberg 1890. 8°. 107 S. Mark 1,40.

aus Kaufleuten, Gelehrten, Handwerkern und den Landleuten der umliegenden Gegend; beherrscht wurde er von alters her von den Patriziern, d. h. den ratsfähigen Geschlechtern, den reichen Familien des Kaufherrenstandes, die sich seit Menschengedenken durch Handel ernährt hatten. Um 1500, als Hans Sachs ein Knabe war, gab es etwa vierzig solcher Geschlechter in Nürnberg, darunter z. B. die Tucher, Imhof, Holzschuher, Hirschvogel, Löffelholz und andere. „Ein wohlweiser, fürsichtiger Rat", aus ihrer Mitte gewählt, führte mit starker Hand das Regiment, aber „gütig ohn alle Tyrannei", wie Hans Sachs so hübsch bemerkt; durch 8 Vertreter der Handwerkerzünfte, die er zu sich berief, ließ er das Volk und seine so wichtigen Interessen bei sich vertreten. Zu jener Zeit hatte Nürnberg etwa 25 000 feste Einwohner, die anderen waren Fremde, die sich nur vorübergehend in der Stadt aufhielten. Dennoch stand es in der Reihe der deutschen Städte obenan. Die Kaiser begünstigten es sichtlich. Seit 1356 mußte, laut Bestimmung der Goldenen Bulle, jeder erste Reichstag unter einem neuen Regenten in Nürnberg abgehalten werden; seit 1424 schon barg Nürnberg die Reichskleinodien, die alljährlich am zweiten Freitag nach Ostern dem Volke öffentlich gezeigt wurden. Wie stolz mußte das Herz des Nürnbergers schlagen! Die Kaiser wußten wohl, warum sie dies thaten, warum sie Nürnberg mit Privilegien und Rechten ausstatteten, warum sie dort ihre kaiserliche Burg errichtet hatten und so gern dort Hof hielten: Nürnberg hatte allzeit treu zu ihnen gestanden; es hatte sich stets durch seine Friedensliebe und Vorsicht, und durch seine musterhafte Ordnung und Tüchtigkeit, und im Kriege durch Zuverlässigkeit und starke Hülfe ausgezeichnet. Trefflich hatten aber auch die Nürnberger verstanden, die Vorteile, die ihnen durch ihre Lage und durch die Freundschaft der Kaiser geboten wurde, auszunützen. So hatten sie denn erreicht, daß sie um ihren Wohlstand von manchem Fürsten beneidet werden konnten, und sie mochten, wie Aeneas Sylvius sagte, mit keinem Könige von Schottland tauschen. Nürnberg war eben damals nicht nur die Hochburg eines trefflichen, aufgeklärten, fleißigen und reichen Bürgerstandes, sondern zugleich Weltstadt im vollen Wortsinne: sein Einfluß und seine Waren gingen in die fernsten Länder; ebenso traf aus den fernsten Ländern dort alles zusammen; und wir verstehen das Sprichwort „Nürnberger Hand geht durch alle Land."

Noch hatte Nürnbergs Bedeutung durch die Entdeckung von Amerika nicht gelitten; im ganzen 16. Jahrhundert bewahrt es seine führende Rolle. Mit gerechtem Stolze konnte der Nürnberger von der hohen, weitragenden Burg seine Blicke über sein Land schweifen lassen, denn soweit sein Blick reichte, sah er nur Nürnberger Gebiet: im Norden, nach Osten und Westen blühende Gefilde, fruchtbare Felder und mächtige

Wälder; nach Süden, den Berg hinab, dehnte sich die Stadt, wohl verwahrt und geschützt durch den tiefen Stadtgraben und die starke doppelte Ringmauer mit ihren 183 Türmchen und Basteien. Sechs mächtige, damals noch viereckige Türme deuteten den Ort an, wo gewaltige Thore den Verkehr nach allen Seiten vermittelten. Durch sie liefen die Landstraßen strahlenförmig nach allen Richtungen. Ein unendliches Meer von Häusern, Dächern, Giebeln, Zinnen, Chörlein u. s. w. breitete sich innerhalb dieses Ringes aus, es wurde durch 528 gepflasterte Straßen und 10 Märkte durchschnitten und gliederte sich in 8 einzelne Viertel mit 132 Hauptmannschaften. Das Ganze teilte der Pegnitzfluß in zwei Teile. Aber 11 feste, aus großen Quadersteinen erbaute Brücken leiteten den stark wogenden Verkehr herüber und hinüber. Auch das Wasser des Pegnitzflusses, der gerade in der Stadt eine Insel bildet, wurde fleißig ausgenutzt: 68 Mühlräder, die es trieb, standen im Dienste des Nürnberger Gewerbfleißes. Aus diesem Häusermeere erhoben sich bald mächtig, bald zierlich, die Türme und Hochbauten von 15 Kirchen und Kapellen, 12 Klöstern oder Stiftungen und 18 öffentlichen Gebäuden. Auf den 10 verschiedenen Märkten der Stadt herrschte reges Leben: Feilbieten und Kaufen von Lebensmitteln und Sachen aller Art; die alljährlich abgehaltenen großen Märkte aber führten Waren und Menschen aus aller Herren Länder hier zusammen. Bei einer solchen Einwohnerzahl und so regem Fremdenzuspruch mußte dem Rat die Sicherheit und Gesundheit der Stadt sehr am Herzen liegen. Das Feuerlöschwesen war denn auch trefflich eingerichtet; 116 Schöpf- und 12 Röhrbrunnen sorgten in allen Stadtteilen für ausreichendes Wasser, und so gelang es wirklich den Nürnbergern, größere Brände zu verhüten, sodaß ihre Stadt uns noch heute als köstliches Kleinod mittelalterlicher Bauart erhalten ist. Die Brunnen waren auch für den Gesundheitszustand der Stadt von größter Bedeutung. Über ihn wachte der Rat mit ganz besonderer Sorgfalt. Dreizehn öffentliche Badstuben mochten wohl zu gesunden Zeiten dem Bedürfnis der Nürnberger genügen. Durch eine strenge Reinlichkeits- und Nahrungsmittelpolizei suchte der Rat schlimmen Krankheiten vorzubeugen; waren sie aber einmal ausgebrochen, so sorgte er durch weise Vorschriften dafür, daß sie räumlich möglichst beschränkt und die Kranken vernünftig behandelt wurden. In schweren Zeiten der Pest, wie 1494 und 1562, ließ er wohl besondere Anordnungen drucken und unter die Bürger verteilen. Dennoch raffte die Krankheit an einem Tage oft mehr als 100 Menschen hinweg, so daß viele, Reiche und Arme, mit den Ihren flohen, um dem Sterben zu entgehen. Die Stadt verödete zusehends. Da befiehlt der Rat in ganz bestimmten Vorschriften für die einzelnen Berufszweige und Hand-

werker die größte Reinlichkeit, er läßt desinfizieren, er gebietet den Kranken und Genesenden, den Verkehr mit Gesunden zu meiden; draußen vor der Stadt läßt er für die Pestkranken ein Lazarett bauen, sorgt für Krankenwärter und -Träger und Totengräber, regelt das Hinausschaffen und Isolieren der Kranken, verbietet Gesunden, Kranke zu besuchen und sich bei Beerdigungen zu versammeln, verbietet den Verkauf von Kleidern der Kranken und Toten u. s. w. Kurz, in dieser Notzeit wie in anderen sorgt er in umsichtigster Weise für das Wohl seiner Unterthanen.

Bei all dem trefflichen Regiment des Rates dürfen wir indes nie vergessen, daß wir in jener Zeit vielfach noch den Spuren mittelalterlicher Roheit begegnen. Von der Sicherheit des Lebens und Eigentums, von der Reinheit der Sitten, dem Anstande und dem ganzen damaligen Leben dürfen wir uns kein nach den heutigen sentimentalen Begriffen entworfenes Bild machen; ein solches Bild würde ganz unwahr sein. Die Gegensätze des Guten und Schlechten, des Rohen und Zarten, des Gemeinen und Hohen liegen auch in dem kraftstrotzenden, lebensvollen 16. Jahrhundert — von dem Hutten sagte, es sei eine Lust in ihm zu leben! — dicht und unvermittelt nebeneinander. Prangerstehen, Prügelstrafen, Abschneiden der Ohren und andere grausame Strafen, ja die Folter, waren damals an der Tagesordnung und galten den Zeitgenossen als etwas Selbstverständliches. Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn wir lesen, daß im Jahre 1501 sechs Menschen auf den Straßen von Nürnberg erstochen, zwei reiche Kaufherren nachts in ihren Betten ermordet und 14 Übelthäter meist auf grausame Weise hingerichtet, nämlich geviertteilt, aufs Rad geflochten, gehenkt, lebendig begraben oder verbrannt wurden.

Aber wo auch immer der Nürnberger Rat zu so entsetzlichen Strafen greift: allenthalben wird ihm strenge Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Herrn und Knecht, gegen hoch und niedrig nachgerühmt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß er auch gegen seine eigenen Mitglieder, wo sie von der Bahn des Rechtes abweichen, mit gleicher Strenge und Rücksichtslosigkeit einschreitet. Sehr mit Recht nennt Hans Sachs als die vier Genien, die der Stadt schützend zur Seite stehen, Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Stärke. Daher herrschte auch gegenseitiges Vertrauen, und die Beziehungen zwischen Rat und Volk, Herrschern und Beherrschten waren ausgezeichnet. Die Mehrzahl der letzteren bildeten die Handwerker, ohne daß es an Übergängen und Kreuzungen zwischen beiden Ständen gefehlt hätte. Alle erdenkliche Art von Arbeit ward in Nürnberg betrieben. Neben dem eigentlichen Handwerk (im heutigen Sinne) und seinen damals zahllosen Abschattungen stand die Menge „sinnreicher Werkleute", die sich mit Drucken, Malen, Bildhauen, Schmelzen,

Gießen, Zimmern, Bauen u. ſ. w. beſchäftigten — alſo unſere Künſtler, bez. Kunſthandwerker, Baumeiſter, Techniker u. ſ. w.

Sie alle ſtanden an Tüchtigkeit den Werkleuten keiner anderen Stadt nach. Endlich fehlte es auch nicht an edler Kurzweil: Fechten, Singen, Saitenſpiel u. ſ. w.

Höchſt charakteriſtiſch iſt, daß weder von Hans Sachs, noch andern zeitgenöſſiſchen Zeugen ein ſtrenger Unterſchied zwiſchen dem gemacht wird, das bei uns — zum Schaden aller! — leider ſo ſtreng geſchieden war, und meiſt noch iſt: Handwerk, Kunſthandwerk und Kunſt[1]). Sie waren weder in ihrem Weſen und ihrer Arbeit, noch geſellſchaftlich, in dem Maße wie heute, geſchieden. Auch zwiſchen Patriziern und Volk gab es keine unüberbrückbare Kluft. Wohl waren beide Stände geſellſchaftlich getrennt, doch ſtellt man ſich dieſe Scheidung gemeiniglich zu ſcharf vor; denn zwiſchen ihnen ſtanden, vielfach vermittelnd, einmal Gelehrte und Geiſtliche, dann die heutigen Künſtler, die aber damals ihrem ganzen Lebensgang, ihrer Ausbildung, ich möchte ſagen, ihrer beruflichen Verfaſſung nach zu dem Handwerkerſtande gehörten und ſich deſſen nicht ſchämten. Kunſt, Kunſthandwerk und Handwerk gingen damals noch Hand in Hand: daher vermochten ſie auch jene herrlichen Werke zu ſchaffen, die wir heute ſo bewundern, ein Sebaldusgrab, ein Sakramentshäuslein, eine holzgeſchnitzte betende Maria, ein Schmuckkäſtchen wie das Jamnitzers im Dresdner Grünen Gewölbe — Werke, über denen der Hauch einer Perſönlichkeit liegt, weil ein Geiſt und eine Hand das Werk erſann, entwarf und auch techniſch auszuführen wußte. Und warum nicht? War doch die Kunſt vielfach vom Handwerk ausgegangen und

1) Dies zeigt ſich z. B. unzweifelhaft, wenn man dasjenige Werk betrachtet, das Hans Sachs 1568 in Verbindung mit dem geſchätzten Maler und Kupferſtecher Joſt Amman ſchuf, das der bekannte Frankfurter Verleger Sigmund Feyerabend herausgab und das dem „Ehrgeachten, weitberümpten vnd Kunſtraichen Wentzel Gommitzer (Jamnitzer), Goldſchmidt vnd Bürgern zu Nürnberg“ gewidmet iſt: „Eygentliche Beſchreibung Aller Stände auff Erden, Hoher vnd Nidriger, Geiſtlicher vnd Weltlicher, aller Künſten, Handwercken vnd Händeln“ u. ſ. w. Es enthält in Holzſchnitt 114 Bilder ſämtlicher Stände und Handwerker, zu deren jedem Hans Sachs 8 oft ſehr geſchickte Verſe geſchrieben hat, worin er womöglich Urſprung, Erfindung und Gebrauch des betreffenden Standes oder Handwerks ſchildert. Auch hat Hans Sachs dem Ganzen einen Beſchluß von 28 Zeilen mit ſeiner beliebten Moral und ſeinen frommen Wünſchen beigegeben. Das ganze Buch gewährt einen köſtlichen Einblick in jene Zeit und iſt eine kulturgeſchichtliche Quelle erſten Ranges. Es iſt durch einen neuen guten Abdruck in Georg Hirths Liebhaber-Bibliothek alter Illuſtratoren in Falſimile-Reproduktionen, München, VII. Bändchen, 8°., 1884, wieder zugänglich geworden. Hans Sachſens Verſe, nach der Handſchrift erhalten, jetzt auch bei Goetze (K-G. XXIII, 271—303).

konnte sie, der Erzguß, die Holzschnitzerei, der Kupferstich und Holzschnitt, die Architektur und die Bildnerei, des Handwerks gar nicht entraten. Dazu kam noch, daß Gelehrte und Geistliche wie Künstler oft aus den Kreisen des Handwerks stammten. Man erinnere sich, daß Peter Vischer von den Zeitgenossen meist nur Rotschmied oder Gelbgießer genannt wird, daß man sich ihn schwerlich anders als mit dem Schurzfell vorstellen kann, und daß er mit seinen Söhnen, wie biedere Werkleute, jahrelang am Sebaldusgrab goß, feilte, ciselierte, hämmerte u. s. w. Man erinnere sich, daß Dürer der Sohn eines eingewanderten Goldschmiedes war, daß er dem Meister Wohlgemut mehrere Jahre in der Lehre diente, hernach, wie Hans Sachs und andere Handwerker, auf die Wanderschaft ging, als Wanderbursch einen Teil von Deutschland und Italien durchstreifte, dann in Nürnberg sich als Meister niederließ und sich eine Meisterin nahm — oder vielmehr eine bekam, nachdem die beiderseitigen Väter sich über das „Geschäft" geeinigt hatten. Und derselbe Dürer war der Freund des Pirkheimer und anderer Patrizier; ja, die vornehmsten Herren, selbst Kaiser Maximilian, hatten viel und gerne persönlich mit ihm zu thun — und derselbe Dürer zog mit seinen Holzschnitten und Kupferstichen oder Bildertafeln nach Venedig und den Niederlanden und hielt sie feil, ähnlich wie bei uns Handwerker ihre Sachen auf Messen und Märkten. So hoch wie Dürer stiegen nun freilich damals wenige, z. B. Lukas Cranach, der sogar (in Wittenberg) Bürgermeister wurde; aber in bescheidenem Maße gilt das von Dürer Gesagte von vielen andern Künstlern: auch sie waren halb Handwerker. Alles dies zeigt uns überhaupt die damaligen Verhältnisse in einem wesentlich anderen Lichte, als wir sie uns meist vorstellen. Daß Hans Sachs nicht mit Männern wie Pirkheimer verkehrte, wissen wir; ihre Naturen paßten nicht zusammen. Wir gehen aber zu weit, wenn wir meinen, der Geist sei in Nürnberg und anderswo damals so engherzig gewesen, daß ein gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem Handwerker und den „höheren Ständen" überhaupt undenkbar gewesen wäre — noch falscher wäre es freilich, uns den Handwerker und Arbeiter jener Zeit etwa als identisch mit dem Arbeiter oder kleinen Handwerker von heute vorzustellen und in Hans Sachs etwa einen „Arbeiterführer" zu erblicken[1]): viel richtiger müßten wir ihn den Patriziern zuzählen.

So herrschte denn in Nürnberg in jeder Beziehung das regste, frischeste Leben, Wirken und Schaffen, und es ist nicht zu viel behauptet, daß Nürnberg damals fast in jedem Gebiete des wirtschaftlichen,

1) Das thut natürlich die sozialdemokratische Festschrift zum Hans Sachs-Jubiläum „für das arbeitende Volk" und fälscht so die Geschichte.

politischen, geistigen und Kunstlebens eine führende Rolle hatte. Durch den Zuzug des Buchdruckers Anton Koberger nach Nürnberg, durch das Aufblühen zahlreicher anderer Buchdruckereien wurde Nürnberg schnell ein Mittelpunkt des deutschen Buchhandels[1]); seine Miniaturmaler, unter ihnen vor allem die Familie Glockendon, seine Glasmaler, wie die Familie Hirschvogel genossen in ganz Deutschland Ruhm. Die ältere Nürnberger Malerei bis auf Wolgemuth ist erst durch neuere Forschungen in ihrer vollen Bedeutung anerkannt worden[2]), von Malern, Holz- und Formenschneidern, Kupferstechern und Radierern genügt es Namen wie Dürer, Sebald und Bartel Beham, Georg Pencz, Jost Amman, Virgil Solis als Beispiele zu nennen, um zu zeigen, daß keine andere Stadt sich mit Nürnberg messen konnte. Diesen Künstlern schließen sich die zum Teil schon genannten an: Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß und der Goldschmied Wenzel Jamnitzer: sie alle waren Zeitgenossen des Hans Sachs. Wilibald Pirkheimer und Eoban Hesse, Christian von Scheurl, Lazarus Spengler, der Ratsschreiber, die Prediger Andreas Osiander und Wenzel Link vertraten den Humanismus und die Reformation in Nürnberg; Martin Behaim, der berühmte Geograph und Reisende die Wissenschaft; Melchior Pfinzing, der für den Kaiser Maximilian den Theuerdank bearbeitete, führt uns zur Litteratur herüber. Auch hier hatte sich Nürnberg zur Führerschaft emporgeschwungen. Durch Hans Rosenplüt ward die Aufmerksamkeit wieder auf diese Stadt gelenkt; da erklang manch frommes und zartes Lied, aber auch manch derber Weingruß und -Segen, manch übermütiges Zechlied. Zusammen mit dem Barbier Hans Folz, der aus Worms zuzog, begründete Rosenplüt die Nürnberger Meistersingerschule, die durch Hans Sachs so großen Ruhm ernten sollte; endlich wurde Nürnberg auch durch das zwar unflätige, aber doch der Entwickelung fähige Fastnachtspiel die Heimat eines vielversprechenden, echt deutschen Volksdramas.

Kein Wunder also, wenn alle großen Zeitgenossen sich im Lobe Nürnbergs zu überbieten suchen, wenn Melanchthon es 1526 bei der Weihe des durch die Reformation begründeten Gymnasiums „ein deutsches Florenz" nennt, und wenn Luther, was noch schwerer wiegt, 1531 an seinen Freund Lazarus Spengler schreibt, Nürnberg leuchte in ganz

1) Von Koberger (1472—1540) haben wir mehr als 30 verschiedene Bibel-Ausgaben; neben Koberger gab es aber in Nürnberg noch 12 andre Buchdruckereien zu Hans Sachsens Zeit. (Schweitzer S. 52.)

2) Von Henry Thode in seinem Buche: Die Malerschule in Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert in ihrer Entwickelung bis auf Dürer. Frankfurt a. M. 1891. 8°.

Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, wenn Nürnberg eine Sache in Gang bringe, so folgten bald alle anderen Städte der Bewegung, oder wenn der gewaltige Reformator es gar als „das Auge und Ohr Germaniens bezeichnet, das Dinge sieht und hört, die vielleicht niemals zu anderen gelangen“[1]).

In dieser Stadt nun wuchs Hans Sachs auf. Sein Vater, Jörg Sachs, ein Schneidermeister, stammte nicht aus Nürnberg; er war, genau wie der Dürers, hier eingewandert, woher, wissen wir bei Jörg Sachs nicht; der Name weist ja ins Sächsische. Er hatte sich mit Christina, der Witwe des Hans Prunner, wahrscheinlich auch eines Schneidermeisters, vermählt, die ihm einen Sohn erster Ehe und ein Anwesen in der Brunnengasse mitbrachte. Hier wurde Hans Sachs am 5. November 1494 geboren, demnach war er fast auf den Tag 11 Jahre jünger als Luther[2]). Jörg Sachs lebte in günstigen Vermögensverhältnissen

---

1) Luther an Spengler, Widmung seiner Schrift „daß man die Kinder zur Schule halten soll“, vgl. Schweitzer S. 51; das zweite: Luther an Eoban Hesse, etwa Mai 1528; Goetze, H. Sachs (19. Band der Bayr. Bibliothek 1890. 8°. 76 S. 1 Mark 40 Pf.) S. 67.

2) Quellen für die Schilderung von Hans Sachs Leben: Die oben (S. 688, Anm. 1 und 681, Anm. 1) genannten Schriften von Edmund Goetze, Karl Lucae, Charles Schweitzer. Die beste, am genauesten authentische Darstellung ist die von Goetze. Ferner ist zu nennen die treffliche Einleitung Goedekes zu dem von ihm herausgegebenen Bande Hans Sachsischer Meisterlieder. 1. Aufl. 1870. 2. Aufl. 1883. S. V—XLV. (Goedeke-Tittmann, Dichtungen v. Hans Sachs. III Bände. Leipzig, Brockhaus. 8°. 1870/71.)

Hauptquellen für sein Leben aber sind seine eigenen Dichtungen und Schriften: Fast alle Einzelheiten seines Lebens verdanken wir den Angaben des Hans Sachs selbst. Dieser Umstand ist noch lange nicht allgemein genug gewürdigt. Dennoch ist es nicht leicht, aus der Unzahl von H. Sachs' Werken aller derer habhaft zu werden, die entweder geradezu absichtlich autobiographisch sind oder durch gelegentliche Äußerungen für die Geschichte seines Lebens und Dichtens wichtig sind. Auch entstehen hier mannigfache Schwierigkeiten: Dichtung und Wahrheit sind auch bei Hans Sachs nicht immer leicht zu trennen! Einmal liebt es der Dichter, viele Ereignisse und Geschichten so vorzutragen, als ob er sie erlebt hätte; aus solchen Gedichten hat man schließen wollen, er sei Weidmann des Kaisers Maximilian, oder unter Karl V. in Italien Soldat und Kämpfer gegen die Franzosen gewesen, oder er habe Lübeck und andere Städte, auf die er Lobsprüche gedichtet hat, gesehen u. s. w. Zweitens sind auch in seinen absichtlich autobiographischen Gedichten Angaben zu finden, die sich untereinander widersprechen oder die mit den sonst bekannten Thatsachen sich nicht vereinigen lassen. Wo und ob hier Gedächtnisfehler, Schreibfehler, falsche Nachrichten von anderer Seite oder dichterische Freiheiten vorliegen, wäre nur durch eine ebenso nötige wie verdienstliche Einzeluntersuchung zu entscheiden, die leider

und ließ dem Sohne, seinem einzigen Kinde, das der schweren Pest von 1494 ebenso entging wie 1503 dem „heißen Fieber", eine sorgfältige Erziehung zu teil werden. Er sandte ihn 1501—1509 auf eine der vier Lateinschulen, vermutlich auf die zu St. Aegidien, der ein

---

noch nicht vorliegt. Vor allen Dingen wäre eine Zusammenstellung aller Werke des H. Sachs von Wert, die Ausbeute für seine äußere und innere Biographie geben könnten. Auch diese ist meines Wissens noch nicht vorhanden; es möge daher hier das, was mir von solchen Werken bekannt geworden ist, zusammengestellt sein. Vollständigkeit kann mein Verzeichnis natürlich nicht beanspruchen, es beschränkt sich auf das bisher Gedruckte und leicht Erreichbare; einige Spruchgedichte, die, ohne vielleicht geradezu autobiographisch gemeint zu sein, von den Hans Sachsforschern ziemlich allgemein so aufgefaßt werden, wie das bittersüß ehelich Leben, der Liebe Zank, der Jungbrunn u. s. w. sind mit aufgenommen.

1516: Der rock, Meistergesang in des Muscatblüts langem ton, 80 Verse; bezieht sich auf München (Goed.-T. I, 15);
1528, 24. Juni: Prosavorrede zum 2. M. G.-Buch (Keller-Goetze XXII, 137);
1536, 25. Aug.: Ein gesprech, die 9 gab Muse oder Kunstgöttin betreffend, 258 Verse, s. Dichterberufung in Wels darstellend (K-G. VII, 202);
1541, 6. Nov.: Das piter sues elich leben, 166 Verse (Goetze, Sämtl. Fab. u. Schwänke I, S. 219);
1543, 13. April: Prosavorrede zum 4. Spruchbuch (K-G. XXII, 183);
1544, 19. Juni: Der Buler kerker, 200 Verse (K-G. III, 389);
1544, 1. Sept. (Tag seiner silbernen Hochzeit): Der liebe zank, 100 Verse (K-G. IV, 322);
1548, 9. Mai: Gesprech fraw Ehr mit eynem jüngling, die wollust betreffend, Handschr. 372, Druck 369 Verse (K-G. III, 418);
1548, 31. Dez.: Der junckprunen, 62 Verse (Goetze, Sämtl. Fab. u. Schwänke I, S. 321). Am selben Tage, fast gleichlautend, als Meistergesang, 60 Verse (Goedeke-Tittmann I, S. 268); Nochmals als Schwank am 5. Nov. 1557 (Geburtstag!), 78 Verse (K-G. IV, 441; G-T. II, S. 95);
1549, 30. März: Prosavorrede des Hans Sachs zu seines Freundes Niclas Praun Werken, die H. S. abschrieb und sammelte, wichtig! (Victor Michels in Stiefels Festschrift 1894, S. 1; K-G. XXIII, 3);
1554, 31. Dez.: Zal und sum meiner gedicht auf dise zeit, ein Meistergesang in der hohen Tagweis Hans Sachsens, 81 Verse (G-T. I, S. 320);
1555, 5. Nov. (Geburtstag!): Der peschluss oder valete in dis 9 spruch-p., 50 Verse (K-G. XXIII, 84);
1556, 30. Sept.: Die suma all meiner gedicht, 100 Verse (K-G. XXIII, 107);
1557, 5. Okt.: Der peschlues in dis 11 puech, 100 Verse (K-G. XXIII, 133);
1557, 5. Nov. (63. Geburtstag): Klaggesprech uber das schwer alter. (Die Handschrift hat 57, der Foliodruck 58), 300 Verse (K-G. VII, 211);
1558, 16. Febr.: Vorred oder eingang in diss Buch das ander theil meiner gedicht (II. Folioband, erschien 1560), 236 Verse (K-G. VI, 20);
1560, 9. Jan.: Beschluss inn diss ander Buch der Geticht, Gespräch mit Frau Ratio (II. Folio-Druckband, 1560), 144 Verse (K-G. IX, 542; G-T. II, S. 182);
1560, 9. Febr.: Prosavorrede zum II. Foliodruckbande (K-G. VI, 8);

Professor der Poetik Johann Fridell vorstand. Hier wurde, wie dies damals üblich war, das sogenannte Trivium und Quadrivium: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Rhetorik, Dialektik, Astronomie und Musik gelernt, d. h. es wurden den Knaben die Anfangsgründe des Lernens, die Zeremonien und Gesänge beim Gottesdienste, später auch Latein und Griechisch beigebracht. Jörg Sachs that damit, was viele

---

1560, 19. Juni: Der wunderliche traum von meiner abgeschiedenen lieben gemahel, Künigundt Sächsin, 200 Verse, sehr wichtig (K=G. XI, 462; G=T. II, S. 187);

1560, 5. Juli: Der trawrig traumb, 234 Verse (K=G. XXIII, 174);

1562, 4. Sept.: Das künstlich frawen-lob, 100 Verse, Verherrlichung seiner zweiten Frau Barbara Harscher, 1 Jahr nach der Hochzeit, sehr wichtig. (K=G. XX, 518);

1563, 26. Febr.: Die werck gottes sind alle gut — Wer sie im geist erkennen thut, 154 Verse. Dieses Gedicht ist ebenso wichtig, wie seine Erklärung schwer. (K=G. XV, 550; G=T. II, S. 253);

1563, 14. Juli: Der nam Johann Sachso darin anzeigt die zal seiner gedicht, 12 Verse (Schweitzer, S. 453; K=G. XXIII, 245);

1563, 19. Nov.: Der beschluss in das vierdt buch meiner gedicht, 100 Verse (K=G. XVII, 524 und XXIII, 250);

1563, 12. Dez.: Der eingang diss vierdten buchs, 402 Verse, Vorrede zum IV. erst 1578 erschienenen Folio=Druckbande, wichtig für das Pestjahr 1562 (K=G. XV, 17);

1567, 1. Jan.: Beschluss inn disen fünffte und letzte buch. Summa all meiner gedicht von 1514 jar an biss ins 1567 jar, 254 Verse. Dies ist das sogenannte Valete, mit dem Hans Sachs am Schluß des (erst 1579 gedruckten) V. Foliobandes Abschied vom Leser nahm. Es ist die Hauptquelle für sein Leben und erschien bereits 1576 in Einzeldrucken (K=G. XXI, 337; G=T. II, S. 240); hiermit hängt innig zusammen:

1568, 28. Aug.: Ein gesprech, darin der dichter dem gefürsten abt zv Allerspach sein valete und leczen spruch dediciret, 56 Verse. In einem 1576, bald nach Hans Sachs' Tode erschienenen Einzeldruck in Folio mit dem Bildnis des Dichters von Andreas Herneysen, gestochen von Jost Amman, hat das Gedicht 60 Verse und den Titel: Hans Sachsen spruch, damit er dem Maler sein Valete dediciret. Dies letztere Gedicht ist abgedruckt bei Ranisch, Historisch kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens u. s. w. Altenburg 1765. 8. S. 272 flg. und K=G. XXXIII, 320 Vgl. darüber die verschiedenen Auffassungen bei Ranisch, a. a. O.; Goed.=T. (2. Aufl. hg. v. Goetze) II, S. 240 flg., Schweitzer S. 37. Im XXIII. Bande der großen Ausgabe S. 318 hat Goetze das Gedicht nach der Handschrift des Dichters wiedergegeben und diese ganze Angelegenheit klargestellt.

1568, 3. Juli: Meines Adam gedenckdaffel, auf Geburt (11. Nov. 1560) und Tod (2. Juli 1568) eines Stief= oder Enkellindes, 28 Verse (Schweitzer S. 452; K=G. XXIII, S. 309).

seines Standes thaten; der Knabe war nicht etwa für den Gelehrtenstand bestimmt, wie man schon daraus erkennen kann, daß er, 15 Jahre alt, die Schule verließ, um zu einem Schuhmacher in die Lehre zu kommen. Hans Sachs nennt sich später in seiner bescheidenen Weise einen „ungelehrten mann, der weder latein noch griechisch kan". Die Frage über sein Latein ist noch nicht zum Abschluß gebracht, wahrscheinlich aber ist, daß er eine ganz hübsche Kenntnis des Lateins noch bis ins spätere Alter behalten hat. Schon als Hans Sachs auf der Lehre war, ließ er sich von dem Leinweber Lienhard Nunnenbeck, einem Meistersänger, in die Anfangsgründe der „holtseligen Kunst" einweihen. Jedenfalls fand dieser Gefallen an der hübschen Stimme und Begabung des Knaben, und der Jüngling folgte darin gewiß nicht nur der Überlieferung, die viele junge Handwerker diesem edleren Zeitvertreib zuführte, sondern sicherlich auch einem gewissen inneren Drange und seinem bis ins höchste Alter rege gebliebenen schier unersättlichen Trieb, zu lernen. Diesem Triebe konnte ja zunächst Nürnberg genügen. Denn welche Fülle von Anregungen bot dieser „herrliche Rosengarten" — in Handwerk und Meistersang, in Festen und Feierlichkeiten von höchstem Glanze und größter politischer Wichtigkeit, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Verkehr! Wir müssen aus allem, was H. Sachs in seinen Werken äußert, annehmen, daß er schon früh für solche Dinge ein offenes Auge hatte, und daß er gut vorbereitet auf die Wanderschaft ging. Im Jahre 1512 trat er als „Knecht", d. h. als Geselle, seine 5jährige Wanderschaft an. Diese Zeit wurde für ihn von größter Bedeutung; eine wahre Schule des Lebens wurde sie, aus der er das Beste, dessen ein Dichter und Charakter bedarf, mitbrachte: vielfache Welt- und Menschenkenntnis.

Zunächst wandte sich der Wanderbursch nach Süden und Südosten. Von Regensburg aus folgte er der Donau bis Passau, ging dann an der Salzach hinauf bis Salzburg, wo er, wenn wir seine Äußerung wörtlich auffassen dürfen[1]), die Kunst der Druckerei erlernen, also Buchdrucker werden wollte. Daß er Tirol und Innsbruck besucht hat, ist neuerdings wieder wahrscheinlich gemacht worden; Beweise hatte man dafür bisher nicht, man mußte also daran zweifeln.[2]) Sicher nachzuweisen ist dann wieder sein Aufenthalt in München und Landshut, von wo er nach Würzburg, Frankfurt und an den Rhein zieht. Ihn wandert er bis Köln hinab, besucht noch das seitwärts gelegene Aachen und

1) Lobspruch der Stadt Salzburg, 9. April 1549 (K.-G. XII, S. 485) Vers 37 f.

2) Durch die mir nicht bekannt gewordenen Funde des H. Dr. E. Knoll im Schwazer Gerichtsgebäude soll der Aufenthalt in Tirol erwiesen sein.

kehrt, anscheinend auf dem Umwege durch Thüringen und Sachsen, über Erfurt und Leipzig heim.[1])

Auf diesen langen Fahrten lernte nun Hans Sachs all jene Gestalten kennen, die wir in seinen Dichtungen so lebensvoll geschildert wiederfinden: die Bauern, die er bei ihrer harten Arbeit, in ihrem Aberglauben, ihrer Dummheit und zugleich Verschmitztheit, sowie bei ihren derben Belustigungen beobachtete, die Handwerksgesellen, mit denen er wanderte, die oft das sauer erworbene Geld in Spiel und Unmäßigkeit verpraßten. Ihrer manchen, vielleicht von Haus aus wackern Burschen sah er als Opfer seines Leichtsinns zu Grunde gehen. Wie oft mag der Jüngling im Wirtshause mit Knechten und Fuhrleuten auf der Bierbank gesessen haben, genötigt „mit den Wölfen zu heulen", wie viele übermütige Schwänke und Streiche von Wunderdoktoren und Quacksalbern, von fahrenden Schülern und Studenten mitangehört und miterlebt haben. Berufsbettler und Bettelmönche wurden seine Reise- und Wandergefährten; mit ihnen teilte er wohl oft seinen letzten Groschen und schlug sich fechtend mit ihnen durch; er wurde Zeuge ihres Elends, ihrer Roheit, ihrer Listen und Betrügereien. Landsknechte, Ablaßhändler und Wander-Prediger, diese gefürchtetsten aller Landfahrer, traf er allenthalben und lernte ihre Pfiffe und Kniffe — „schwinden Liste, Pratiken und Finanzereien" wie er sagt — kennen. Er wußte wohl aus Erfahrung, wie gefürchtet die „gartenden", spielenden, fluchenden Landsknechte waren und weshalb die Bauern sie nicht gern beherbergten. Weite Kreise des Volkes fand der Jüngling in Unwissenheit und Aberglauben versunken, sah sie in Zwang und Drang der Armut, des Elends, in Geistes- und Gewissensnot dahinleben. Nicht minder aber lernte er auch das Leben und Treiben der Städte kennen. Auf Messen und Märkten, in Singschulen und Werkstätten, bei der Arbeit und beim Tanz unter der Linde, in Haus und Kirche beobachtete er die Menschen mit seinem „Auge, treu und klar", wie Goethe sagt. Bei den wilden und unflätigen Scherzen der Fastnacht, beim Bierturnier der vollen Brüder that er tiefe Blicke in die Roheit und Gemeinheit, deren die Menschennatur fähig ist; aber er sah auch viel Schönes. Er hatte auch

1) Ein Aufenthalt in Hamburg und Lübeck ist, trotz der Lobsprüche, die Hans Sachs auf diese Städte gedichtet hat, nicht zu erweisen. Ebenso bei Wien, Lüneburg, die er nicht minder durch Lobsprüche verherrlichte, wie die Städte, die er gesehen hat, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg. Solche Lobsprüche dichtete Hans Sachs oft auf Bitte oder Bestellung für einen Einzeldruck mit Holzschnitt und benutzte dazu geographische Handbücher. Vgl. die Bemerkung Goetzes: K-G. XXII, 479, ferner K-G. XXIII, 264 und Karl Trautmann: Hans Sachsens bisher verschollener Lobspruch der Stadt München, Jahrbuch für Münchner Gesch. IV. Jahrgang. 1891. Bamberg, S. 429.

dafür ein Auge und bewahrte es treu im Herzen: staunend stand er vor manchem herrlichen Kunstwerk und manchem Bau, andächtig vor manchem Wunder Gottes in der freien Natur. Er lauschte dem Gesange der Vöglein und dem Rauschen der Wipfel, er betrachtete liebevoll die blumige Wiese, er folgte sinnend dem Bächlein und gab sich träumend dem Waldeszauber hin.

Indessen hatte auch ihm die Natur warmes Blut und empfängliche Sinne gegeben; auch er geriet in mancherlei Versuchung und in die Gefahren, die einen Jüngling im offenen Meer des Lebens bedrohen. Mehrere der oben genannten Selbstbekenntnisse und andere Gedichte lassen deutlich durchblicken, daß er nicht sofort und kampflos in die festen Bahnen des Guten einlenkte und daß er auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht ohne Anfechtung weiter wandeln durfte. Gar manches Mädchenauge mag den frischen Knaben liebend und lockend angeblickt haben; ist doch sein erstes Gedicht ein „Buhlscheidlied", d. h. ein Scheidegruß an die Geliebte.[1]) Er bekennt selbst, daß er in München 1514 ein Jahr lang in schweren Liebesbanden lag. Er liebte ein Mädchen und ward wieder geliebt; aber sie war die Braut eines andern. So geriet er in einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht und war der Verzweiflung nahe. Sogar seine geliebte Poesie ruhte fast ganz; Ehre und alle Tugenden, sagt er, seien von ihm gewichen. Ein ernst mahnender Brief seines Vaters, der ihn heimrief, riß ihn endlich aus den Banden dieser verhängnisvollen Leidenschaft. Die Krisis muß in der That lang und schwer gewesen sein, denn noch in den 40er Jahren, als er es unternahm, diese Vorgänge dichterisch zu gestalten, leuchtet die Glut jener Leidenschaft durch seine Schilderung durch und im Jahre 1560, als er nach dem Tode seiner geliebten Kunigunde zurückdenkend erwog, daß sie einst ihm Retterin war und ihm nach jener unerlaubten Minne die Freuden der wahren, der ehelichen Liebe brachte, da wird dem alternden Mann noch einmal warm ums Herz.[2]) — Aber nirgends litt der Jüngling ernstlich Schaden; ehe es

1) Dies Buhlscheidlied, vom 1. Sept 1513 datiert, steht G.-T. I, S. 3.

2) Auf die hier angedeutete Weise versuche ich die unten genannten Dichtungen in einen Zusammenhang zu bringen, der uns übrigens noch bei der Betrachtung von Hans Sachsens dichterischen Anfängen nützen wird. Ob ich mit dieser Vermutung recht habe, mögen einsichtige Leser beurteilen. Meine Auffassung wird, zum Teil wenigstens, durch die Schweitzers (vgl. S. 20 seines Buches) bestärkt, obwohl ich von der seinigen noch wesentlich abweiche. Auch Goedeke ist geneigt, viele Gedichte von H. Sachs ähnlich für die Biographie zu verwenden. Sind diese Dichtungen nicht nur als freie dichterische Erfindungen anzusehen, so bilden sie für Hans Sachs' Inneres eine Generalbeichte im Goethischen Sinne, durch die er, sich selbst läuternd, die Sache für sich abschloß.

zu spät war, fand er immer wieder den Rückweg und erhielt sich schließlich so Leib und Seele rein.

Holde Gaben hatte er von zu Hause und von Natur aus mit auf den Weg bekommen; sie waren sein Talisman, sie behüteten und beschützten ihn, wo sein Fuß straucheln wollte. So vor allem zwei Mittel, die nie versagten: „Bete und arbeite!" Beides hatte er mit voller Seele thun und üben lernen im Elternhaus und in der Vaterstadt; beides schützte ihn vor den bösen Geistern des Müßiggangs. Aber noch andere freundliche Genien begleiteten den munteren Gesellen, ein allzeit frischer und heiterer Sinn, gesunder Mutterwitz, unversiegbarer Humor. Sie halfen ihm über manche Klippe und manche verzweifelte Lage hinweg, die auch ihm sicher nicht erspart blieb.[1]) Und endlich noch eines ward ihm, ein köstliches Geschenk: Der Drang zu dichten. Lienhard Nunnenbeck hatte offenbar in der Seele des heranwachsenden Knaben die geheime Stelle richtig getroffen, aus der der Born der Poesie ein langes und reich gesegnetes Dichterleben hindurch fließen sollte; das sehen wir an der innigen Liebe, an der Lebhaftigkeit, mit der auch der alternde Mann noch seines einstigen Lehrers gedenkt.[2]) Hans Sachs, der mit dieser Neigung zur Dichtkunst hinauszog, wird sich auf seiner Wanderschaft über seinen Dichterberuf klar. Ja, diese Erkenntnis erscheint ihm wie eine Rettung aus der Not und den Gefahren des Lebens: Das schöne Schillersche Wort „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang" hat, vom hochidealen Standpunkt Schillers auf den schlicht menschlichen Hans Sachsens übertragen, seine volle Geltung. Im Jahre 1513 — so erzählt er als gereifter Mann 1536 — erscheinen ihm in Wels an der Traun die neun Musen, weihen ihn zum Dichter und beschenken ihn mit ihren Gaben. Was er ihnen gelobte, die edle Dichtergabe nur zum Preise des Guten, im Dienst Gottes und des Menschenrechts zu verwenden, er

---

Die Dichtungen sind: 1544, 19. Juni: Der Buler kerker (K.-G. III, 389); derselbe Vorwurf, kürzer behandelt, 1560, 5. Juli: Der trawrig traumb (K.-G. XXIII, 174); die ganze Angelegenheit berichtend, aber erweitert und philosophisch abwägend und abschließend 1548, 9. Mai: Gesprech fraw Ehr mit eynem jüngling, die wollust betreffend (K.-G. III, 418). Andere Gedichte aus jener Zeit schlagen einen ähnlichen Ton an und enthalten ähnliche Gedanken.

1) So half ihm sein guter Humor aus der Not, als er im kalten Winter ohne Geld nach München kam und seinen Rock verpfänden mußte. Vgl. seinen Meistergesang Der rock 1516 (G.-T. I, 15).

2) Im wunderlichen traum, vom 19. Juni 1560 sagt er: gerade wie ihm jetzt öfters seine verstorbene Gemahlin im Traum erscheine, so sei ihm auch einst Lienhard Nunnenbeck nachts im Traume erschienen und habe ihn auf das Leben im Jenseits verwiesen, Vers 171 ff. (G.-T. II, 191.)

hat es treulich gehalten; wer über den Dichter und Menschen Hans Sachs anders urteilt, der kennt ihn schlecht! So behielt er denn auch auf seiner Wanderschaft die Poesie, und zwar vor allem den Meistergesang vor Augen und im Herzen, so lange das Gleichgewicht seiner Seele nicht gestört war; die „holtselige Kunst" erschien ihm stets als der vornehmste Teil seines Dichterberufes. In den Städten, wo es Singschulen gab, besuchte er sie eifrig, half Schule verwalten oder halten, verzeichnete getreulich die Orte, wo er seine eigenen Weisen erfand und dichtete in München sein erstes „par" oder Meisterlied. Aber außer Meisterliedern entstanden auf der Wanderschaft noch andere Lieder, wie jenes Scheidelied, und Spruchdichtungen; zu gleicher Zeit vertiefte er sich eifrig in die Lektüre von Büchern, z. B. Boccaccios Novellenbuch, das ihm eine reiche Quelle dichterischer Eingebung werden sollte. Studium und Dichtung ward sein Zeitvertreib; und während andere junge Burschen Zeit, Geld und Gesundheit beim Trinken und Spiel im Wirtshaus vergeudeten, saß er im stillen Kämmerlein, lesend und dichtend, oder hing im Waldesschatten seinen Träumen nach.

Als Hans Sachs Ende 1516 (22 Jahre alt) von der Wanderschaft heimkam, war er als Handwerker, als Mensch und als Dichter gefestigt und gereift; der Ernst des Lebens, durch das er sich 5 Jahre lang ehrlich durchgeschlagen, hatte ihn zu einer Persönlichkeit gemacht, die trotz ihrer Jugendlichkeit alle Grundzüge jenes Wesens wiedererkennen läßt, das uns den Mann und Greis noch heute lieb und wert macht. Er brachte, so urteilt Lucae,[1]) „eine Fülle von Erfahrungen und Anschauungen mit, die ihm in dieser Mannigfaltigkeit auch seine Vaterstadt nicht hätte geben können. Er hatte das deutsche Leben und Wesen an seiner Quelle kennen gelernt. Er war mit dem Volke in den verschiedensten Schichten .... selbst in den höheren Ständen nicht ohne inneren Gewinn in Berührung gekommen." Und ein anderer ausgezeichneter Kenner des Dichters, Waldemar Kawerau,[2]) sagt an diesem Wendepunkte von Hans Sachs' Leben: „Er hatte einen ehrlichen Widerwillen gegen alles Rohe und Gemeine. Er war eine gefestigte sittliche Natur geworden, ohne alle Prüderie, durch und durch ehrlich und wahrhaft, dabei ausgerüstet mit einer ziemlichen Dosis Mutterwitz und einem unzerstörbaren Optimismus: ein gemütvoller und ein wackerer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte."

---

1) A. a. O. S. 121.

2) Hans Sachs und die Reformation (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 26), Halle 1889. 8°. 100 S. Seite 12. Das Büchlein gehört zu dem Besten, was über Hans Sachs geschrieben wurde; es ist leider vergriffen.

Nun machte Hans Sachs in Nürnberg sein Meisterstück und begründete seine bürgerliche Stellung. Drei Jahre indessen dauerte es noch, ehe er die 17jährige Kunigunde Creutzerin als seine Hausfrau und Meisterin heimführte. Konnte nach der Liebe in München nicht gleich wieder das Bild einer anderen in seinem Herzen Platz finden, so scheint doch auch, daß Kunigunde seinen Werbungen eine Zeitlang Sprödigkeit entgegensetzte. Es wäre seltsam, wenn der am 1. September 1544, dem Tage der silbernen Hochzeit, gedichtete anmutige Spruch Der liebe zanck nur ganz zufällig schilderte, wie ein junges Mädchen einst plötzlich Hans Sachsens Liebesbezeigungen zurückweist, wie ihm in seinem Kummer Frau Venus erscheint und ihn tröstet: das solle er nicht so ernst nehmen, weibliche Zucht und Scham gebiete den Mägdlein, so zu handeln; sie liebe ihn aber trotzdem und werde noch die Seine werden. Und mit feiner Beobachtung des weiblichen Herzens führt er aus, wie sie bei der nächsten Zusammenkunft sich ob ihrer Herbigkeit entschuldigt und wie der endgültige Friede mit Kuß und Umarmung besiegelt wird. So hätte doch schon Goethe recht gehabt mit seiner allerliebsten Schilderung des holden Kindes, das, ohne es recht zu wissen und sich zu gestehen, den jungen Meister liebt![1]) Es würde diese echt mädchenhafte Scheu ganz zu dem Bilde passen, das wir uns sonst von dem Wesen Kunigundes machen müssen. Sie muß Temperament und Charakter und ein gut Teil weiblichen Stolzes gehabt haben. Sie ward seine herzlich liebende und geliebte Genossin und treffliche Hausfrau; sie half ihm jenes „bitter-süß ehelich Leben" bereiten, dessen Einzelheiten er so schalkhaft ausplaudert. Sie war die einzige Tochter ihrer bereits verstorbenen Eltern, die am Berg in Wendelstein, südlich von Nürnberg, gewohnt hatten. Die jungen Eheleute waren beide nicht unbemittelt. Die Hochzeit fand am St. Aegidientage (1. Sept.) 1519 statt und wurde über eine Woche lang gefeiert. Als Heiratsgut erhielt Hans Sachs das von seiner Mutter herstammende Häuschen in der jetzigen Brunnengasse[2]), in dem das junge Paar zunächst wohnte. Noch 1557 ist dies Haus in seinem Besitz. Fleißige Handarbeit mehrte das Erbe und schützte ihn und seine Familie vor jeglicher Not. Hans Sachs hat

---

1) Hans Sachsens poetische Sendung, Vers 145 ff. Es giebt zu diesen Versen ein wunderhübsches Bild: Rosenzeit, von Ludwig Richter in seinem Werke „Fürs Haus" in der Abteilung Sommer, Nr. 2.

2) Die Abtretungsurkunde stammt vom 20. September 1519. Die Gasse hieß damals Kotgasse, ein Wort, mit dem nichts ausgedrückt sein soll, als daß sie dickdarmartig lang und gewunden war. Kotsack, Kotgasse = Dickdarm kommt z. B. vor: Goetze, S. Fab. u. Schwänke II, S. 432, 81; S. 433, 120. (Die 9 verpotten speis, 28. Mai 1563).

sein Handwerk, das er liebte und wiederholt zum Gegenstand seiner Gedichte machte, bis in sein hohes Alter ausgeübt.[1]) Er brachte es durch Unverdrossenheit und durch die Tüchtigkeit seiner Hausfrau zu behaglichem Wohlstand: Außer dem oben genannten Anwesen erwarb er im Jahre 1522 (beim weißen Turm) und 1526 unter den Hutern, in der jetzigen Kaiserstraße, je ein Haus, und ehe er das 1522 erworbene wieder verkaufte (1545), bezahlte er 1542 ein viertes Haus (in der Spitalgasse) sofort bar mit 610 Gulden. Dieses Haus, sein und seiner Kunigunde unverpfändetes und frei lauteres Eigentum, bewohnte er bis zu seinem Tode.[2])

Seit seiner Verheiratung verfließt Hans Sachsens äußeres Leben ruhig und gleichmäßig in Nürnberg. Nur einigemale finden wir ihn, meist in Berufsgeschäften, in Städten der näheren oder weiteren Umgebung, in Landshut, in Frankfurt zur Messe u. s. w. Um so reicher und wechselvoller gestaltet sich sein inneres Leben. Neben seiner „hantarbeit schwer" entwickelte er eine geradezu erstaunliche geistige und schriftstellerische Thätigkeit. Seinen Bienenfleiß und seine Fruchtbarkeit vermögen wir kaum zu fassen. Keine öffentliche Angelegenheit entgeht seinem Auge, seiner Anteilnahme; für die verschiedensten Interessen ist er thätig. Wie die Reformation und was damit zusammenhängt, ihn vor allem packt, ihn jahrelang fesselt und ihn, so lange er lebt, nicht wieder losläßt, werden wir noch näher zu betrachten haben, ebenso die anderen Seiten seines schriftstellerischen Wirkens und seine Thätigkeit für die Singschule. Bei alledem findet er noch Zeit, seine über 6000 verschiedenen Werke fein säuberlich in 34 große Foliobände einzutragen,[3]) sorgsam zu registrieren und sich von Zeit zu Zeit über Zahl, Namen

---

1) Direkte Beweise giebt es dafür z. B. in den autobiographischen Gedichten von 1556, 1557, wo er seine schwere Handarbeit ausdrücklich nennt. Wenn Goedeke mit Recht den Spruch Der schuster mit' dem lederzancken vom 25. Nov. 1563 (Goetze, S. Fab. u. Schwänke II, S. 557) als eine Zurechtweisung deutet, die Hans Sachs seiner jungen zweiten Frau geben will, so müssen wir annehmen, daß er auch damals noch, im 70. Lebensjahre, sein Handwerk betrieb; die gröbere Arbeit wird er natürlich seinen Leuten überlassen haben. Sein Handwerk hat er z. B. noch in folgendem Meistergesang und einigen Schwänken behandelt: 1516: Der rock. In des Muscatblüts langem ton (G.-T. I, 15); 1541, 30. März: Die ellent klagent rosshawt (Goetze, S. Fab. u. Schwänke I, S. 207), einem liebenswürdigen Gedicht; 1550, 12. Februar: Der schuster mit seim knecht zw Ulm, und der Erweiterung dieses Schwankes vom 10. März 1563 (Ebenda I, S. 342, II, S. 378).

2) Vgl. Ernst Mummenhoffs Volkstümliche Biographie Hans Sachs, Zum 400jährigem Geburtsjubiläum des Dichters. Nürnberg 1894, S. 130.

3) Über Entstehung und Geschichte dieser Bände vgl. Edmund Goetze in Stiefels Festschrift, S. 193—208.

und Gattung seiner einzelnen Dichtungen gewissenhaft Rechenschaft abzulegen. Er schreibt eine Menge dieser eigenen Dichtungen noch ein-, zwei- oder mehrmals ab, macht Abschriften von Gedichten und Werken befreundeter Dichter, verfaßt Lobsprüche, Grabschriften und viele andere Sachen auf Bitte oder Bestellung! Bewunderungswürdig bleibt vor allem sein unersättlicher Lern- und Bildungstrieb. Wenn wir seine Werke, die er stets genau datiert, in der zeitlichen Folge aneinander reihen, so können wir aus ihnen genau die Ausdehnung und das Fortschreiten seiner Lektüre verfolgen, da er auch alles, was er liest, sofort in Dichtung umsetzt; denn er schafft mit unerhörter Leichtigkeit. Und da ist es denn höchst anziehend zu sehen, wie ein neues Buch ihn oft ganz und gar beschäftigt, ja eine Zeitlang andere Interessen in den Hintergrund drängt, bis dieser Eindruck einem neuen weicht.[1]) Von Boccaccios 100 Novellen war schon die Rede; bald fesseln ihn Boccaccios Bücher von den berühmten Frauen und dem Glückswechsel, dann gerät er ins klassische Altertum hinein: Livius, Valerius Maximus treten an ihn heran, vor allem Plutarch, der ihn wie wenige anregt und ermuntert; es folgen die griechischen und römischen Geschichtsschreiber, dann kommt er auf die neueren Chronisten, auf Reisebeschreibungen, auf die Volksbücher und Volkslitteratur, sowie auf die romantischen Sagen des Mittelalters. Sie werden abgelöst von den alten Epikern und Märchenerzählern Homer, Ovid, Apulejus und anderen. Eine neue Welt thut sich ihm auf, als er in Eppendorffs Bearbeitung die nordische Chronik des Albertus Krantz[2]) und so die alten germanischen und nordischen Recken- und Heldengestalten kennen lernt. Diese Riesengestalten sind ihm zunächst zu fremdartig, zu gewaltig; er ringt mit ihnen, aber er fühlt sich doch immer wieder zu ihnen hingezogen; es ist, als ob ihn die Stammesverwandtschaft instinktiv zu ihnen treibt, und lange Zeit halten ihn diese Studien wie in einem Banne gefangen. Trotz alledem bleibt das vornehmste und wichtigste Buch, aus dem er seine dichterischen Vorwürfe entnimmt, immer die Heilige Schrift, die Bibel; nie hat ein anderes Werk sie aus dieser Rolle zu verdrängen vermocht.

Welcher Gesichtskreis für einen Handwerker! Fürwahr, das war nur möglich in der goldenen Blütezeit des deutschen Bürgerstandes und auf dessen Höhepunkte bei Hans Sachs! Neben diese unendlich vielseitige geistige Persönlichkeit tritt nun bescheiden der Mensch und Mann,

1) Die nun folgenden Angaben nach Karl Goedekes Einleitung. A. a. O.

2) Viermal: 1546—47, 1555—56, 1558 und 1563 beschäftigte sich Hans Sachs mit der nordischen Chronik, vgl. die Untersuchung Wolfgang Golthers Hans Sachs und der Chronist Albert Krantz (A. L. Stiefels Festschrift, S. 263 bis 277).

der Hausvater und Freund Hans Sachs. Auch ohne jene autobiographischen Gedichte, die uns den freundlichen Menschen, den liebevollen Gatten, den sinnigen Hausvater bei mancherlei Anlässen zeigen, können wir doch an diesen Eigenschaften nicht zweifeln; zu deutlich treten sie auch in seinen anderen Dichtungen hervor. Aber es ist doch gut, daß wir jene direkten Beweise haben! Wie er durch eine zarte, bisweilen mit schalkhaftem Sinn ausgewählte Anspielung den Geburts- oder Hochzeitstag dichterisch zu verherrlichen weiß, wie ihm dies Gelegenheiten sind, mit innigem Danke zu Gott des genossenen Glückes zu gedenken, das zeigen jene Gedichte Erst als eine 25jährige Ehe ihn mit seiner Kunigunde verbindet, tritt er schonend mit der Erinnerung an seine Jugend-Thorheiten hervor, und sie werden ihm ein Anlaß, den Segen des Ehebundes nur um so eindringlicher zu predigen. Im Schoße seiner Familie, in seinem Privat- und Berufsleben ward ihm natürlich auch, wie anderen Sterblichen, Trübsal, Kampf und Enttäuschung, ebenso wie Freude, inneres Glück und Seelenfrieden in reichem Maße zu teil. Er mußte den Becher des Lebens bis auf die Hefe leeren. Seine Frau schenkte ihm sieben Kinder — aber sie starben alle vor ihm. Doch hatte der alternde Meister die Freude, daß ihn drei oder vier Enkelkinder von seiner ältesten Tochter Margarete, die mit einem Messerschmied Pregel vermählt war, überlebten. Sie wurden im großelterlichen Hause erzogen und ein freundlicher Zufall gewährt uns um diese Zeit einen Einblick in sein Heimwesen. Mit seiner betagten Kunigunde lebt er — etwa Ende 1559 oder Anfang 1560 — still in seinem Häuschen auf der Spitalgasse, sinnend und dichtend. Aber es will ihm nicht so recht gelingen, denn die Enkelkinder machen den alten Leuten durch ihr ausbündiges, tolles Wesen den Kopf warm. Der Meister beklagt sich offenbar im Gespräche mit seinem Freund, dem Maler Jobst Spörl, darüber, und was thut dieser? Ebenso sinnig und neckisch als der Dichter, wirft er für ihn mit gewandten Federstrichen zwei spielende Buben aufs Papier. Rasch ist auch die Widmung darunter gesetzt:

Hans Sachs, hier hast der Kindlein Zwey,
Die machen dier gar kein Geschrey —
Das Du magst fürbas Dichten.[1])

So wird das kleine Blatt dem Freunde überreicht. Wie mag Hans Sachs über den hübschen Einfall gelacht haben! Einem noch

1) Das reizende Blatt ist im Besitz der Kgl. Bibliothek zu Bamberg und wurde mit Erlaubnis des Bibliothekars Dr. Friedrich Leitschuh erstmalig veröffentlicht in Edmund Goetzes Nürnberger Festrede, 1894, S. 22.

glücklicheren Zufall verdanken wir neuerdings genauere Nachricht über die Freundschaft und den Umgang mit einem andern Nürnberger. Niclas Praun[1]) war ein Kaufherr aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie. Zwar gehörte er nicht zu den Geschlechtern Nürnbergs, d. h. zur vornehmen Geld- oder Gelehrtenaristokratie, die die Stadt regierte, aber er stand doch seiner Familie und seinem Bildungsgrade nach wesentlich über den Handwerkerkreisen, denen Hans Sachs entstammte. Praun scheint von Haus aus eine gelehrtere Bildung als sein Freund genossen zu haben. Das Podagra fesselte ihn jahrelang ans Haus, aber sein Verkehr mit Hans Sachs und anderen Freunden war darum nicht minder lebhaft und innig; er hat wohl von spätestens 1540 bis zu Prauns Tode ununterbrochen bestanden. Hans Sachs zog ihn besonders an und flößte ihm Hochachtung ein. Als Praun tot war, sammelte Hans Sachs 1549 dessen Werke, schrieb sie ab, versah sie mit einer Vorrede und schenkte diese Handschrift den Brüdern des Verstorbenen, Hans und Stefan, zum Andenken. Wie sein Freund und viele andere Zeitgenossen, so fühlte sich auch Niclas Praun durch die Ereignisse zum Dichten und Schreiben angeregt; er that es mit Talent und im Sinne und in der Auffassung des Hans Sachs, d. h. volkstümlich. In einem seiner Prosadialoge: Ein Spotlicher dialogus oder gesprech, der ieczigen welt lawff, gaistlichen vnd weltlichen stand petreffent, mit ganz Ainfeltigen worten nach geprauch Des gemainen mans vnd wirt genent der podagrisch traum (1541) läßt der Kranke sich selbst und seine Freunde Ellofius und Hans Sachs auftreten, letzteren unter dem Namen Xasius. Dieser Dialog führt uns in das frischeste Mannesalter unseres Helden, der damals 45—46 Jahr alt war, also wenige Jahre vor dem bekannten ausgezeichneten Holzschnitt Brosamers (1545), auf dem Hans Sachs weit eher das Aussehen eines wohlhäbigen Patriziers als das eines Handwerkers hat. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, beide Bildnisse, das geschriebene und das gezeichnete, zu vergleichen. Aus beiden spricht der nämliche klare Geist, dasselbe heitere, goldige Gemüt, das gleiche schlichte, milde, menschenfreundliche Wesen. In den Augen von Brosamers Holzschnitt sitzt der Schalk. Praun

1) Die Einzelheiten über Niclas Praun verdanken wir Victor Michels, der über die Handschrift des Niclas Praun Nachricht gab und sie teilweise veröffentlichte in seinem Aufsatz: Hans Sachs und Niclas Praun in A. L. Stiefels Festschrift: Hans Sachs-Forschungen 1894, S. 1—32. Dieser Fund ist von großer Bedeutung; hat Michels erst den ganzen Podagrischen Traum und die andern Werke Prauns veröffentlicht, so wird das noch manches neue Licht auf Hans Sachs' Werke werfen. Einen verbesserten Abdruck der Vorrede des H. Sachs giebt Goetze (K-G. XXIII, 3).

und Brosamer zeigen sich in den von ihnen entworfenen Bildnissen als geübte und scharfe Beobachter. Mit wenigen Strichen wird bei Praun Hans Sachsens äußere Erscheinung als die des dichtenden Handwerkers skizziert: Abseits vom großen Haufen, der sich um die heilige Armut schart, aber abseits auch vom blinden Reichtum, den die Künstler fliehen, steht er, unschlüssig, ob er ihnen folgen soll „ein erber man ... het ... auf ein rot piret vnd war mit einem leder vmbguertet, vnd in der rechten hant het er ein kostlich puech homero, den poeten.“[1])

Wie können wir uns freuen, daß uns Prauns Zeugnis und Bild erhalten ist!

Die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts brachten dem alternden Dichter viel Schweres. Nach über 40jähriger glücklicher Ehe verlor er im März 1560 seine wackere Hausfrau und Genossin Kunigunde. Die Zeit ihrer Krankheit, die dem Tode vorherging, und die nachfolgenden Wochen raubten ihm alle Fassung und wie damals, als die Reformation ihn bis ins tiefste Innere erschütterte, so verstummt seine Dichtung auch jetzt fast ganz. Die Ergriffenheit will erst innerlich überwunden und verarbeitet sein, der Schmerz erst als etwas Objektives in eine gewisse Form treten, ehe er sich in dichterische Formen und Worte fassen läßt. Diese Worte aber findet auch Hans Sachs dann; er entwirft in dem Wunderlichen Traum in rührenden Zügen ein Bild ihres Wesens. Was sie ihm gewesen, und sie war ihm viel, sehr viel, das spricht er in diesem schönen Gedichte aus, in dem er wieder zu der ihm so liebgewordenen Form einer Traumerscheinung greift. Wem die Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts und insbesondere Hans Sachsens geläufig ist, so daß er wirklich bis in alle Feinheiten der Sprache nachzuempfinden vermag, was der Dichter hineingelegt hat, der wird dem Urteile des erfahrenen und besonnenen Goedeke beipflichten, daß es eines der mildesten und gefühltesten Gedichte des 16. Jahrhunderts ist;[2]) mit einem in jener älteren Zeit ungeübten Sprachgefühle, mit einem nur an Goethe und der neueren Lyrik geschulten Ohre wird man ihm freilich nie Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hans Sachs fühlte sich tief vereinsamt. Seine Lage war schwer: da er alle seine Kinder verloren hatte, und ihm seine Frau genommen war, entbehrte er jeder ordnenden, waltenden Hand in seinem Hause, in welchem überdies noch vier Enkelkinder der Pflege und Erziehung bedurften, und in dem das Hauswesen, die Werkstatt mit den

---

1) Michels a. a. O. S. 12.

2) Goedekes Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung 2. Band, 2. Aufl. Dresden 1886, § 155, Nr. 462, S. 434; vgl. Goetze, Hans Sachs, S. 57.

Gesellen und Lehrbuben ohne Meisterin unmöglich gedeihen konnte. Wer sich alles dies und den etwa 66 jährigen Mann vorstellt, wird verstehen, daß Hans Sachs diesen Zustand nicht lange ertragen konnte, sondern sich 1½ Jahr nach dem Tode seiner Kunigunde zu einem neuen Ehebunde mit der im Vergleich zu ihm noch jugendlichen Barbara Harscherin entschloß. Man hielt Barbara Harscherin bisher für ein 17 jähriges junges Mädchen, und so hat sie auch Burchard in seinem hübschen dramatischen Festspiel dargestellt. Neuere Forschungen[1]) beweisen, daß diese Vorstellung ganz falsch ist, denn sie war die Witwe eines Kandelgießers (Zinngießers) und brachte dem Hans Sachs sechs Stiefkinder mit ins Haus. Es ist verwunderlich, wie die Sage von ihrem 17 Jahren hat entstehen können, denn in dem Lobgedicht, das Hans Sachs etwa ein Jahr nach der Hochzeit, am 4. September 1562 auf sie dichtete, Das künstlich frawen-lob, und in dem er ihre körperlichen Reize ebenso wie ihren Fleiß und die Vorzüge ihres Charakters und Gemütes eingehend schildert, preist er auch ihre Erziehungskünste mit den Worten:

Auch werden mütterlich unterwisen
Ire kinder auff zucht und ehr
Und aller christenlicher lehr.[2])

Daß diese Worte: ire kinder nicht auf seine vier Enkelkinder gehen können, ist eigentlich selbstverständlich: es müssen also ihre Kinder, mithin muß sie eine Witwe gewesen sein. In dem Kandelgießerspruch vom Juli 1560,[3]) in dem Hans Sachs die Handwerkstafel der Zinngießer beschreibt, nennt er unter den Meistern des Handwerks auch einen Albrecht Harscher; dieser hat die besungene Tafel für die Innung gegossen. War dies vielleicht Barbaras Mann? und war vielleicht Hans Sachs mit den Harschers befreundet? Dann wäre Barbara kurz nach Hans Sachs verwitwet geworden, und ein Jahr darauf hätten sich die beiden Witleute geheiratet. Hoffentlich giebt das angekündigte Buch hierüber bald Auskunft. Jedenfalls fand Hans Sachs in der zweiten Frau, was er suchte: eine energische und tüchtige Hausfrau, eine liebende, ihn pflegende Gattin. Es schien fast, als werde Hans Sachs an ihrer Seite noch einmal jung, als hätte er jetzt den so viel gesuchten

1) Noch im November 1894 wurde im Buchhandel die Studie von Dr. Alfred Bauch, Barbara Harscherin, Hans Sachs' zweite Frau, Nürnberg 1894, 8°, ca. 2 Mark, als demnächst erscheinend angekündigt, ist aber meines Wissens bis jetzt (Ende Juli 1895) noch nicht erschienen. Durch Zeitungsberichte ist mir nur die oben berichtete Thatsache aus dem Buche bekannt geworden.

2) K.-G. XX. S. 520, Vers 17 ff.

3) Die hantwercks-daffel der kandel-giesser (K.-G. XXIII, 171, Vers 17).

Jungbrunnen gefunden, denn jenes Lobgedicht auf sie möchte man eher einem feurigen Jüngling, als einem etwa 70 jährigen Manne zutrauen. Daß Barbara ihrem Gemahl auch Verständnis für sein Dichterschaffen entgegenbrachte, sehen wir aus einem kleinen Vorfall, der auch wieder Hans Sachsens sinnige und liebenswürdige Aufmerksamkeit als Gatten beweist. Er schenkte seiner Frau den ersten Folioband seiner gedruckten Gedichte (und zwar die 2. Auflage vom Jahre 1560) mit folgender eigenhändigen Widmung: „ich Hans Sachs schenck das erste puech meiner gedicht meiner lieben ewirtin Barbara, das sie das von meinet wegen pehalt und daran les ir lew lang, anno salutis im 1567 jar“.[1])

Nach diesem frohen Aufschwung des Lebensmutes kamen schwere und ernste Zeiten, die entsetzlichen Zeiten der Pest, die besonders in den Herbstmonaten 1562 gräßlich in Nürnberg wütete und auch Sinn und Blick Hans Sachsens wieder vom Weltlichen mehr und mehr ablenkte auf den inneren Menschen und zu Gott. Damals machte er einen neuen schweren inneren Kampf durch, aber sein inniger und herzlicher Glaube an Gottes Gnade gab ihm auch diesmal Heiterkeit und Seelenfrieden zurück. 1568 mußte der alte Mann seinen lieben Adam, entweder ein Enkel- oder ein Stiefkind, einen etwa 8 jährigen Knaben begraben; er widmete ihm einige Verse auf einer Gedenktafel.

Um diese Zeit hatte Hans Sachs mit dem Leben im ganzen schon abgeschlossen, wenigstens als Dichter betrachtet er seine Lebensarbeit als gethan: vom 1. Januar 1567 stammt jenes große Gedicht, in dem er auf sein ganzes Leben zurückblickt und ausführlich und zusammenfassend darüber berichtet. Zum letzten Male zieht er hier die Summe seiner dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit und nimmt Abschied von den Musen und dem Leser; daher nennt er das Gedicht sein Valete. Er durfte jetzt wohl der Welt und Dichtung Lebewohl sagen, denn er war über 72 Jahre alt.

Über das herannahende Alter und seine Beschwerden klagt der Dichter ja freilich schon lange. Bereits vor 1550 giebt er solchen Klagen, beziehentlich dem Wunsche Ausdruck, sich zu einem Dreißigjährigen verjüngen zu können. Damals stand Hans Sachs in der Vollkraft seiner Männlichkeit, und jene Klagen sind daher zunächst als ein Scherz, als

---

1) Den Band mit dieser Inschrift kannte schon der wackere Salomon Ranisch, vgl. seine Historischkritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens u. s. w. Altenburg 1765. S. 160. Dann war er verschollen und wurde in der Bibliothek zu Donaueschingen wieder aufgefunden von Goetze (vgl. K.-G. XX, 521). Ein Faksimile dieser Widmung giebt Gustav Könnecke in seinem trefflichen Bilderatlas zur Gesch. der dtsch. Nationall. gr. Folio. 2. Auflage. Marburg 1895. S. 146.

eine Neckerei anzusehen. Denn gerade dem Hans Sachs war ja von einer gütigen Natur bis in sein hohes Alter eine, ich möchte sagen, Goethische Jugendfrische an Herz und Gemüt und nicht minder körperliche Rüstigkeit beschieden. Gewiß sind diese Äußerungen 10 Jahre später, um 1557, schon ernster zu nehmen. In diesen Jahren treten sie auch auffallend häufig auf, vor allem die Klage, daß Kraft und Schärfe seiner Sinne, daß das Gedächtnis abnehme, daß der goldene Quell seiner Poesie versiege und er hinfort nicht mehr dichten wolle.[1]) Aber auch in diesen Jahren können solche trübe Stimmungen nur vorübergehend gewesen sein; denn aus den Jahren 1557 bis mit 1559 stammen, abgesehen von anderen Dichtungen, allein etwa 90 Schwänke, darunter eine Reihe seiner frischesten und muntersten. Von der schweren Erkrankung seiner ersten Frau, Frühjahr 1560 bis Mitte 1561, tritt, wie schon bemerkt, eine fast vollständige Unterbrechung in Hans Sachsens Dichten ein; dann aber beginnt eine neue und ganz außergewöhnliche dichterische Fruchtbarkeit: die jüngere Gemahlin hatte, wie angedeutet, auch ihn verjüngt. Zwar bleibt seine Stimmung im ganzen eine religiöse oder wenigstens ernste, denn in die Jahre 1562 und 1563 fällt die dichterische Bearbeitung des Psalters, des Jesus Sirach, des Predigers und der Weisheit Salomonis, sowie anderer alt- und neutestamentlicher Bücher, dennoch kehrt Hans Sachs daneben noch einmal zur Schwankdichtung zurück, und es entsteht eine stattliche Reihe jener zum großen Teil schalkhaften und übermütigen Fabeln und Erzählungen, die den frischesten Erzeugnissen früherer Jahre nicht nachstehen. In der Zeit von 1564 bis mit 1566 ist die Dichterkraft schon wesentlich matter;[2]) dann aber fühlte Hans Sachs die Quellen seiner Dichtung wirklich versiegen.

---

1) Vgl. die auf S. 689, Anmerkung 1 angeführten autobiographischen Gedichte vom 31. Dez. 1548 und 5. Nov. 1557, ferner die vom 30. Sept. 1556 und 5. Okt. 1557. In diesen beiden heißt es fast mit wörtlicher Übereinstimmung:

Ich will fort nit vil dichten mer:
Die guelden quell ist vast verloffen.

Ähnlich ist der Wortlaut in dem großen Klaggesprech uber das schwere alter, vom 5. Nov. 1557, in dem er übrigens auch die Vorzüge des Alters hübsch auseinanderzusetzen und sich mit ihnen zu trösten weiß.

2) Im Jahre 1562 entstehen, abgesehen von den Meisterliedern, etwa 150 meist religiöse Dichtungen; 1563 ungefähr die gleiche Zahl religiöser, ernster und philosophischer Sprüche; die Schwank- und Fabeldichtung zeigt von Mitte 1561 bis Ende 1562 gegen 40, im Jahre 1563 über 60 Stück; dann bricht sie jäh ab; von 1564—1573 zählen wir nur 18 Schwänke; in den Jahren 1570, 1571 und 1572 hat Hans Sachs nicht einen Schwank gedichtet. Andere Dichtungen 1564: gegen 30 geistliche und 2 dramatische Dichtungen; 1565 etwa 50 und 1566 gegen 70 biblische Dichtungen.

Während sonst, in seiner Blütezeit, an einem Tage manchmal zwei bis drei Gedichte entstanden, muß er jetzt auf eine günstige Stimmung warten, die ihn zum Dichten anregt. Er bedarf einer besonderen Sammlung, wohingegen ihm früher die Verse gleichsam von selbst von den Lippen oder aus der Feder flossen. Doch fehlt es auch in diesen Jahren nicht an schönen Stunden, wo ihm die Musen hold sind, wie ehedem, wenn diese Lichtblicke sich auch seltener und seltener einstellen.[1]) Der letzte Schwank, den wir von Hans Sachs haben, rührt vom 10. Februar 1573 her (Nr. 383 in Goetzes Ausgabe der Schwänke) und die Niederschrift mit ihren Versehen und Undeutlichkeiten zeigt, daß die Hand des 79jährigen Dichters recht unsicher geworden ist.

In die siebziger Jahre, aber erst etwa nach 1573,[2]) müssen wir demnach jene bekannte Schilderung verweisen, die Hans Sachsens getreuer Jünger und Freund, der Meistersänger Adam Puschman, von dem alten Meister entwirft in seinem großen Elogium, in dem er 1576 das Andenken des eben Verschiedenen ehrt und sein Leben wie seine Persönlichkeit beschreibt:[3])

Zuletzt bey Im abnamen
Kraft, Ghör vnd sinnreich Gmüt,
Vnd wenn Leut zu Ihm kamen,
Sass er am Tisch in Güt
Sam kindisch, tett stillschweigen,
Wen Man jhn fragen war,
Vnd allzeit vor ihm hette
Bücher, sonderlich die
Bibel ansehen tette,
Auch wer vor ihm stunt hie.

1) So entstand am 18. Februar 1568 die geschicht Keyser Maximiliani löblicher gedechtnuss mit dem Alchamisten (K.-G. XVI, 422); vgl. über dies Gedicht Anm. 1 zu S. 676. Über den mutmaßlichen Anlaß zu diesem Gedichte des H. Sachs vgl. K.-G. XVI, S. 422. — Am 8. Dez. 1567, so berichtet Puschmann, soll Hans Sachs auch sein letztes Meisterlied und zwar in der kurzen Amselweise seines Schülers Puschmann gedichtet haben. — Die 940 Verse über alle Stände und Handwerker zu Jost Ammans Bildern sind die deutsche Bearbeitung eines 1564 erschienen lateinischen Werkes. Sie entstanden, wie sich jetzt (K.-G. XXIII, 303) herausgestellt hat, schon 1565, und nicht 1568. Danach ist zu verbessern: S. 685, Anm. 1.

2) Daß wir den wirklichen Verfall von Hans Sachsens Geisteskräften nicht vor 1573, wo er sein 79. Jahr vollendete, ansetzen dürfen, beweisen auch drei kleine Sprüche aus dem Jahre 1571 und vom 30. Okt. und 18. Nov. 1572, deren Hertel (Jahresbericht des Gymnasiums zu Zwickau 1853/54, S. 36) gedenkt und deren zwei erste er abdruckt. Der zweite ist Ein zuecht spruech meiner lieb hausfrawen Barbara Sachsin:

Mensch, hab gedult in dem Elent!
Wenn dir got auf erden sent
Durch sein vätterlich guetig hent
Die Bues, vnd dich von Sünden went:
So nemst ein christlich, selig ent.

3) Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis .... In dreyen vntterschiedlichen Liedern vnd Tönen, gleichen einem Meisterlichen

Weiterhin schildert er den Dichter mit seinem großen, taubenweißen Barte, wie er vor der aufgeschlagenen Bibel sitzt, darin liest, und wenn jemand eintritt, aufschaut, um schweigend und leise das Haupt zum Gruße zu neigen.

Gern verweilen wir bei diesem und einem anderen, ebenfalls von liebevoller Hand entworfenen Bilde des milden, ehrwürdigen Greises. Dieses andere Bild, kurz vor Hans Sachsens Tode vollendet, stammt von dem Maler Endres Herneysen und ist durch den Kupferstich Jost Ammans bekannt und viel verbreitet.[1]) Herneysen war ein langjähriger Freund des Dichters. Als er 1567 oder 1568 bei dem gefürsteten Abte von Allersbach, östlich von Landshut, mit der Bemalung des Chors beschäftigt war, kam das Gespräch auf Hans Sachs. Der Abt fragte, ob der Nürnberger Dichter denn noch lebe; er habe gehört, er sei gestorben, wisse aber darüber nichts Genaues. Herneysen verspricht, dem Abt Beweise zu bringen, daß er noch lebt. Er sucht seinen Freund, der damals gerade sein Valete vollendet hatte, in Nürnberg auf und bittet ihn um eine Abschrift davon. Hans Sachs giebt sie ihm und fügt 56 (bez. 60) den ganzen Sachverhalt erzählende Verse, die er sofort dichtet, hinzu. Beides bringt Herneysen dem Abt; nun kann dieser nicht mehr zweifeln. Zum Dank, so berichtet der Maler

---

Hordt .... Getichtet durch Adam Puschmann zu Görlitz. Ad honorem Io. Sach. Preceptoris sui. Anno 1576. Im Monat Juny. Abgedruckt bei Ranisch a. a. O. S. 317—331, und, nach der Handschrift bei Edmund Goetze, Adam Puschman, Monographie, Neues Lausitzisches Magazin 1877, 53, 59—157. Goedeke (Goed.-T. I. S. 43) möchte Puschmans Schilderung überhaupt keinen Glauben beimessen.

1) Über Jost Amman in Verbindung mit Hans Sachs siehe S. 685 Anm. 1. — Die Geschichte des Bildes von Herneysen erzähle ich hier nach Goedeke-Tittmann II (2. Aufl. hrsg. von Goetze S. 241). Vgl. K.-G. XXIII, 321. Ohne Widersprüche geht es auch bei dieser Auffassung nicht ab. Schweitzer (S. 37) hat diese Geschichte anders aufgefaßt; eine dritte, wieder abweichende Ansicht vertritt O. von Heinemann in seinem Aufsatze „Hans Sachs und sein Kätzchen" (Grenzboten 54. Jahrgang, Nr. 4 vom 24. Januar 1895, S. 168—174). Heinemanns Auffassung und seine Ansicht, daß das Wolfenbütteler Gemälde das Original zu Ammans Stich sei, ist sicher falsch, denn das Wolfenbütteler Gemälde ist ein Genrebild; hier handelt es sich aber um ein einfaches Porträt. Vgl. auch Suphan Hans Sachs S. 61. Jenes Original zu Ammans Stich ist wirklich noch erhalten. Über diese ganze Frage ist demnächst eine Studie von Edmund Goetze zu erwarten. — Hier sei noch bemerkt, daß Amman das Bild Herneysens zweimal gestochen hat: beide Stiche gehören jetzt zu den Kostbarkeiten der Kupferstichsammlungen und Bibliotheken. Der erste Stich erschien noch zu Lebzeiten des Dichters in zwei Abdrucksgattungen, die etwas von einander abweichen; der 2. Stich wurde nach Hans Sachsens Tode gemacht; auch er zeigt kleine Änderungen (vgl. Andresen, der deutsche Peintre-Graveur. Leipzig 1864. I. Bd. Nr. 11

selbst in seiner gereimten Danksagung an den Dichter, malt er den Freund — und dieses Bild ist das 1576 in Ammans Stich verbreitete schöne Bildnis des Hans Sachs.[1]) Der große Stich zeigt von vorn einen prächtigen, etwas vorgeneigten Greisenkopf, der von strähnenartig herabhängendem Haar und langem, wallenden Barte umrahmt ist. Das Auge und die tiefgefurchten Züge haben einen milden aber durchaus nicht geistlosen Ausdruck. Das ganze Bild, das Hans Sachs selbst als wohlgetroffen bezeichnet haben soll, hat ganz und gar nichts Kindisches, sondern etwas sehr Ehrwürdiges.

Wir wissen nicht, daß Hans Sachs lange vor seinem Tode krank war. Hat Herneysen ihn wirklich erst gemalt, als er 81 Jahr 2 Monate alt war, das heißt Neujahr 1576, so können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Dichter dem Alter und keiner Krankheit erlegen ist. Er starb am 19. Januar 1576 abends und wurde zwei Tage darauf auf dem Johannisfriedhof, zu dem die herrlichen Stationen Adam Kraffts schon seit Hans Sachsens Jugendzeit hinausführten, bestattet. Dort ruht er mit Dürer und so manchem großen Nürnberger seiner und späterer Zeit. Seine Grabstätte kennen wir nicht.

Doch schon damals war man sich bewußt, daß mit Hans Sachs der erste deutsche Dichter jener Zeit aus dem Leben geschieden war.[2])

---

und 12). Ammans Stich, ein stattliches, großes Blatt, war mit verschiedenen Unterschriften und jedenfalls in Nachstichen außerordentlich verbreitet und hat dem auch sehr bekannten Stich von L. Kilian 1617 als Vorlage gedient. Außer dem schönen großen Holzschnitt Brosamers (vgl. S. 700 dieses Aufs.) und dem Stich Ammans nach Herneysen, giebt es noch einen gleichzeitigen kleinen Holzschnitt von Barthel Jenichen, der Hans Sachs im Jahre 1563 darstellt, wo aber der Dichter offenbar weniger gut getroffen ist. — Alle 3 Bildnisse geben, getreu nach den Originalen, wieder: Gustav Könnecke, a. a. O. S. 146 (das von Brosamer auf einem besonderen Blatte!), Goetze und Rummenhoff; in Holzschnitt: Genée in seinem großen Hans Sachsbuche von 1894. Hier ist auch Kilians Stich reproduziert. Kilians Bildnis siehe ferner bei Ranisch a. a. O., das Brosamers bei Schweitzer und anderen, sowie in mustergültiger Weise in Woldemar von Seidlitz's großem Historischen Porträtwerk (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, seit 1893: 2. Aufl.). Über dieses Porträtwerk vergleiche meinen Aufsatz „Das Bild im deutschen Unterricht". (Zeitschr. für den deutschen Unterricht VII [1893] S. 651—669.)

1) Sowohl Hans Sachsens Gedicht als auch des Malers gereimte Danksagung ist gedruckt bei Ranisch a. a. O., S. 272—275 und jetzt bei Keller-Goetze XXIII, S. 318 ff. Über die Abweichungen vgl. Anm. 2 zur S. 688 dieses Aufs.

2) Vgl. die Beweise dafür in Rummenhoffs Hans Sachs-Büchlein, S. 134.

(Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Deutſche Rechtſchreibung vor 300 Jahren.

Im Jahre 1596 veröffentlichte der Rektor der höheren Schule zu Mühlhauſen (Thür.), Johann Becherer, ſeine Synopsis grammaticae tam Germanicae quam Latinae et Graecae in usum juventatis scholasticae conscripta. Das Werk iſt für die Geſchichte des Unterrichts wichtig durch dieſe Vereinigung der drei Sprachen, deren grammatiſche Regeln „ubique eadem servata Methodo iisdem terminis“ hier aufeinander folgen, um den Schülern das Lernen zu erleichtern. Es entſpricht das den Anſchauungen unſerer Zeit, ſchreiben doch die „Lehrpläne“ für deutſche Grammatik vor: „Terminologie durchaus in Übereinſtimmung mit dem lateiniſchen Unterricht.“

Bezeichnend iſt es, daß die deutſche Sprache dabei am kürzeſten behandelt iſt; ſie begnügt ſich mit 34 Seiten, während die lateiniſche 190, die griechiſche 50 Seiten erhält. Die Regeln werden in lateiniſcher Sprache gegeben, und die deutſchen Beiſpiele heben ſich zwiſchen ihnen wunderlich genug ab. Becherer erklärt, er habe die Zuſammenſtellung gemacht „ut ostenderem nostram quoque linguam suis iisque paucissimis constare regulis“, eine rühmenswerte Erkenntnis gegenüber der gänzlichen Verrottung der Mutterſprache bei vielen ſeiner Zeitgenoſſen. Indem ich die Aufmerkſamkeit der Fachgelehrten auf dieſe wohl ziemlich unbekannt gebliebene deutſche Grammatik lenke, die ſelbſt Becherers ſpäterer Nachfolger im Amte, Girbert, in ſeiner deutſchen Grammatik vom Jahre 1653 nicht gekannt zu haben ſcheint, bringe ich aus einem Exemplare, das ſich auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha fand, die Regeln über die Rechtſchreibung zum Abdruck:

De Orthographia Germanica.

Regula I.

c in pure germanicis dictionibus non est in usu nisi ante h et t ut ich mercke. Nam quod scribitur Creutz a cruce est.

II.

ff in fine dictionis item ante t & post p ut auff, offt, opffer sed tamen Hoff et Schaf scribitur.

III.

h soli c et t ex consonantibus postponitur ut ich thu.

IV.

j & v in sequentibus sunt consonantes ja, jach, jagen, jammer, jar, jener, joch, jung, jücken, jauchtzen, Vater, Vetter, viel, Vieh, vier, Vogel, Vol, Volck,

& in praepositionibus ver, vor, von. Alias ubique vocales sunt ut: Jr jrret jetzt vnter vns, non jr irret ietzt vnter vns.

i antem & u non sunt initiales nisi in dictionibus ich, ist & in quando est praepositio. In fine antem vocali subjunctae scribuntur y & uw ut frey, heuw non frei, heu.

V.

k et z initio etiam post compositionem & augmentum sed ck et tz in medio et fine ut zu kalt non tzu ckalt, wircken non wirken.

VI.

ſ initio et medio, s in fine, ſſ in medio, ß in medio et fine.

VII.

ß finale purum in monosyllabis geminatur ut laß auß non las aus. Excipe es das und was pronomina.

VIII.

w consonans est non vocalis, Ergo non constituit diphthongum.

IX.

Initium periodi et plerumque Substantiva, item Adjectiva ex propriis nata majusculis litteris scribuntur ut Gott, Rom, Römiſch.

X.

Derivata et Composita retinent primitivorum et simplicium scriptionem ut ich fand non ich fandt vel fant, derivatur enim a Participio funden; ſchreyen non ſchreien, a geſchrey non geſchrei.

XI.

Sunt et figurae in germanica lingua: du weißt pro du weiſſeſt, Syncope; Ich redet pro redete, Apocope; ins pro in das, contractio.

XII.

Porro usus distinguit inter das pronomen et daß Conjunctionem; den, wen, jn, jm pronomina et denn, wenn, in, im indeclinabilia; nach Praepositio, noch Adverbium et Coniunctio; ſeen seminare, ſehen videre, ein unus, eyn in compositione ut eyngehen; ſein suus, ſeyn esse; ſind sunt, ſint der Zeit ab eo tempore; meer mare, mehr plus; viel multi, ich fiel cadebam; weiden salix, weyden pascere; ligen jacere, liegen mentiri etc.

Am merkwürdigſten iſt unter dieſen Regeln die Vorſchrift über den Gebrauch großer Anfangsbuchſtaben in Nr. IX, die Schmolling, der in der Zeitſchrift für Gymnaſialweſen 1893 pag. 533 die geſchichtliche Entwicklung dieſer Regel verfolgte, unbekannt war.

Der Vollſtändigkeit wegen fügen wir die dort erwähnte Vorſchrift unſeres Rektors Girbert bei:

„Die Deutſche Grammatica oder Sprachkunſt", Mülhauſen in Düringen anno 1653. Tab. IV, 7:

„Mit Verſal und großen Buchſtaben werden geſchrieben alle 1) Substantiva: Als: Mann, Weib, Stadt, Dorff. 2) Emphatica, uñ die einen Nachtruck haben

als: Er helt es mit den Seinigen, und nicht mit den Meinigen. 3) Wörter so auff einen Punckt folgen oder einen Anfang machen. 4) Titul, Würden und die von den Propriis herkommen: Als: Allerhöchster, Allmächtiger, Ehrnvester, Großgünstiger, Wolweiser, GOtt, Göttlich.

Mühlhausen (Thür.). **R. Jordan.**

2.

Degen.

Über den Gebrauch von Degen = Kriegsmann finden sich die Belege bei Kluge[5]. Vereinzelt im ndd. Reynke de Vos 1498, V. 4483, im Theuerdank 1517 und bei Logau 1654. Im Anschluß an Logau lebt es, ebenso wie bieder, durch Lessing neu auf.

Einen interessanten auch bei Grimm nicht verzeichneten Beleg finde ich bei Johannes Freinsheim aus Ulm 1639, also 15 Jahre vor Logau, in seinem Epos: Teutscher Tugendspiegel oder Gesang von dem Stammen und Thaten dess Alten und Newen Teutschen Hercules. An den Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren Herren Bernharden Hertzogen zu Sachsen Gülch Cleve und Berg etc. Gedruckt zu Strasburg Im Jar MDCXXXIX. Bald nach dem Eingang schreibt er:

Laßt uns der Alten Brauch, und guten Beispiels pflegen,
Die Griechen, deren noch mit Ehren wird gedacht,
Die haben vor der Zeit es eben so gemacht:
Auch unsers Landes Ruhm, die Alte Teutsche Degen.
Sie hatten ihre freud an schimmerenden lantzen,
An einem guten wehr', an einem schnellen pferdt,
Und waren dazumal die waffen also werth,
Das sie dieselben auch gebrauchten in dem dantzen.

Dazu macht nun der Verfasser, der ein größerer Gelehrter als Dichter war, am Rande die Anmerkung:

Teutsche Degen

Ist ein uraltes teutsches Wort, dessen sich auch vor 800 Jahren Otfrid gebrauchet, an König Ludwig

Thegan sin in warn,
In manigeru zalu.

Das heißet nicht seine Diener (wie es insgemeine wird außgeleget) sondern, seine Helden. Eben wie die גבורים das ist, starcke oder Helden Davids. 1. Sam 23.

Ulm. **E. Nestle.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 7. Juli: Adolf Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen zum Gebrauch bei akademischen Vor-

lesungen, besprochen von G. Ehrismann. — Erwin Händtke, Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urkunden des Straßburger Urkundenbuches, besprochen von Adolf Socin. — Friedrich Panzer, Lohengrinstudien, besprochen von W. Golther. — Nicolaus Herman, Die Sonntagsevangelia, herausgeg. von Rudolf Wolkan, besprochen von Albert Leitzmann. — Eugen Ehrmann, Die bardische Lyrik im 18. Jahrhundert, besprochen von Albert Leitzmann. — Joh. W. Bruinier, Faust vor Goethe, besprochen von Albert Leitzmann. (Das Engelsche Volksschauspiel „Doctor Johann Faust" wird in überzeugender Weise als Fälschung erwiesen.)

—— Nr. 8. August: Edward Schröder, Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, besprochen von John Meier. (Die Ausgabe ist eine solide und feste Grundlage für die weitere Beschäftigung mit den Fragen, die sich an diese Dichtung knüpfen. Gehaltreiche Einleitung.) — J. Schreiber, Die Vagantenstrophe der mittellateinischen Dichtung und das Verhältnis derselben zu mittelhochdeutschen Strophenformen, besprochen von A. Wallenskold (Schreiber versucht die Priorität der lateinischen Lieder zu verfechten, was er durch seine Arbeit jedoch keineswegs bewiesen hat; doch ist seine Arbeit schätzenswert dadurch, daß sie in anschaulicher Weise den Einfluß der lateinischen Vagantenpoesie Frankreichs auf die lateinischen Lieder der Carmina Burana darlegt.) — Georg Schläger, Studien über das Tagelied, besprochen von E. Stengel.

Goethe-Jahrbuch Bd. 16: B. Suphan, Goethe und das Jubelfest der Reformation 1817; Goethe an einen unbekannten deutschen Patrioten; Aus schwerer Zeit; Eine Charakteristik; Goethe an Schiller, Oktober 1794; Goethes ungedruckte Übersetzung der Chöre von Racines Athalie. — O. Harnack, Zwei Briefe von Goethe und einer von Caroline von Humboldt. — R. Steiner, Goethes Beziehungen zur Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin 1828. — A. Genthe, Acht Briefe Hegels an Goethe. — O. Francke, Goethebriefe in Sachen Böttigers. — H. Funck, Zehn Briefe von Susanna Katharina von Klettenberg an J. K. Lavater. — G. Thudichum, Goethe und unsere Zeit. — Th. Schiemann, Aus V. Hehns Vorlesungen über Faust. — V. Valentin, Homunculus und Helena. — O. Pniower, Die Abfassung der Scene „Vor dem Thor" im Faust. — Al. Tille, Zwei Zeilen Faust. — H. Morsch, Zur Deutung der Epimenidesfigur. — R. Steig, Ergo bibamus. — J. Herzfelder, Zu der zahmen Xenie „Bürgerpflicht". — L. Fränkel, Zu „Alles in der Welt läßt sich ertragen" u. s. w. — R. M. Meyer, Zur inneren Form. — Derselbe, Das Blenden der Erscheinung. — M. Jastrowitz, Historische Notiz über Aphasie. — P. v. Petrovics, Ein Beitrag zur Familiengeschichte des Geschlechts Goethe. — L. Fränkel, Zu Goethes Studentenerlebnissen. — Derselbe, Neues über Goethes Beziehungen zu Basedow und Lavater. — Derselbe, Ludwig Tieck in Weimar 1793. — A. Schlossar, Goethe und Graf Ant. Prokesch-Osten. — H. Sieveking, Goethe und Schopenhauer. — V. Valentin, Zu Goethe und Winckelmann. — G. A. Müller, Zu Goethes Sesenheimer Idylle. — H. Funck, Eine Reliquie der Frau von Branconi. — Th. Distel, Zum Privileg der Ausgabe l. H. — Derselbe, Zu einem Goethebildnis. — L. Fränkel, Eine Selbstbiographie G. v. Loepers. — C. Fasola, Goethes Werke in italienischer Übersetzung. — E. Schmidt, O. Devrient — L. Fränkel, Karl Köstlin. — Derselbe, Rud. Hildebrand. — L. Bellermann, Franz Kern. — G. Wit-

kowsky, Wilhelm Arndt. — T. A. Stephens, Hermann Hager. — Bibliographie. — Fr. Spielhagen, Die epische Poesie und Goethe. Festvortrag.

Euphorion II, 3: G. Witkowski, Aristoteles und Shakespeare in Lessings Hamburgischer Dramaturgie. — R. M. Meyer, Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus. — A. Kopp, Bibliographisch-kritische Studien über Joh. Christian Günther: 3. Einige Strophen Günthers; Anhang: Eine Strophe Günthers und ein ihm untergeschobenes Gedicht. — E. Horner, Das Aufkommen des englischen Geschmackes in Wien und Ayrenhoffs Trauerspiel Kleopatra und Antonius. — K. Schüddekopf, Schubart und Gleim. — R. Hassencamp, Briefe von Joh. Heinr. Jung-Stilling an Sophie von La Roche. — R. Schlößer, Studien zu Goethes Elpenor. — Joh. Niejahr, Goethes Gedicht „Das Tagebuch". — A. Sauer, Johann Bernhard Schrag und Jean Paul. Kleine Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels und zur Charakteristik Jean Pauls. — Miscellen: A. v. Weilen, Aus dem Nachleben des Peter Squenz und des Faustspiels. — O. v. Heinemann, Lessingiana. — H. Funck, Lavater über Leuchsenring. — A. Leitzmann, Authentische Xeniendeutungen. — Th. Distel, Aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts. — Recensionen. Bibliographie.

Gymnasium Nr. 11: Matthias, Deutsche Schülervorträge im Anschluß an Goethische und Schillersche Gedichte.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten III, 6: Nestle, Goethes Götz und die Fremdwörter. — 7: K. Erbe, Betrachtungen über die zu Städtenamen gehörigen Ableitungen auf -er und -isch. — 9 u. 10: Schauffler, Sprichwörtliche Redensarten aus dem Mhd.

Die Grenzboten Nr. 27: A. Bartels, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig.

Neu erschienene Bücher.

Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Zweiter Halbband. Leipzig, E. A. Seemann 1895. 480 S. (Das Werk erscheint in vier Halbbänden zu je 3 Mark.)

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. Erste Abteilung. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1895. 128 S.

Rainer von Reinöhl, Studien zu Wildenbruchs Harold. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums in der Stadt Baden. 1895.

Hermann Berlin, Führer durch die deutsche Sprache zur Entwickelung des Sprachgefühls bis zum richtigen Sprechen, Schreiben und Zeichensetzen. Breslau, Max Woywod 1895. 5 Hefte.

Bernhard Kuttner, Homers Ilias übersetzt von Johann Heinrich Voß. Für Schule und Haus bearbeitet. Frankfurt a. M. Sauerländers Verlag 1896. XIV, 216 S. Preis geb. 1 Mark 50 Pf.

Armin Seidl, Goethes Religion. 2. Aufl. Leipzig, Bacmeisters Verlag. (4. Heft der Sammlung: Das Wort! Gott und Mensch in freier Forschung.) 72 S. Preis 60 Pf.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

Zur Erinnerung an Gustav Freytag.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

I.

In den ersten Wochen des Monats Mai d. J. hat die Erinnerung an Gustav Freytag durch ganz Deutschland hindurch und weit über dessen Grenzen hinaus in zahllosen mündlichen und schriftlichen Nachrufen ihren Ausdruck gefunden. Und wohl selten mag es den zu einem Akt der Verehrung und Dankbarkeit Berufenen so leicht gewesen sein, einen vollen Kranz aus den Blüten zu winden, die ein reich gesegnetes Leben in dem Erdgarten getrieben hatte. Auch die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", die bereits in ihren ersten Heften dem „Schrifttum der Gegenwart" ihre ernste Teilnahme zugewendet, stand in der Reihe der Berufenen; und der Verfasser vorliegender Darstellung ist der verehrten Schriftleitung zu größtem Danke dafür verpflichtet, daß sie ihm auf eine dahingehende Anfrage bereitwilligst ihre Spalten zu diesem Zweck öffnete. Daß aber gerade er sich dazu berufen fühlte, ist wohl äußerlich durch die Beiträge erklärt, die er in früheren Jahrgängen der Zeitschrift über G. Freytag veröffentlichte.[1]) Nichtsdestoweniger fühlt er sich zu dem Geständnisse gedrungen, daß er jene Anfrage nur mit einigem Bangen gestellt hat. Denn es kann einer Redaktion wahrlich nicht gleichgiltig sein, ob eine in ihrer Zeitschrift gegebene Anregung in dieser selbst Widerhall findet, oder ob sie die Stimme eines Predigers in der Wüste bleibt und etwa nur in einem ferner stehenden Jahresbericht eine immerhin dankenswerte Würdigung findet.[2]) Damit aber kommen wir von vornherein auf den Punkt, der uns bei aller Verehrung, die dem heimgegangenen Dichter in diesem Wonnemonat geworden ist, doch mit stiller Wehmut oder auch mit gerechter Entrüstung erfüllen mußte: das rasche Vergessen in einer rasch lebenden Zeit und das daraus resultierende Laster des Undanks.

---

1) Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 2. Jahrg. S. 309—319 und 392—404, 6. Jahrg. S. 81—104, 145—167 und S. 726 flg. — Außerdem erschien von ihm in der Oktavausgabe von „Über Land und Meer" Jahrg. 1892/93 S. 198—208 und 359—368: Der Reichsgedanke in G. Freytags „Ahnen".

2) Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Stuttg. Göschenscher Verlag 1894 (1892) IV 3: 186 (F. Muncker).

Indem ich hiermit, anstatt feierlichst mit einer Lobrede zu beginnen, vor allem als Anwalt auftreten muß, rufe ich zugleich einen Zeugen aus der Zeit auf, in der jene Klage noch nicht gehört wurde: Wilhelm Scherer veröffentlichte i. J. 1873 in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 31, S. 481—502) einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Aus dem deutschen Altertum" mit dem Untertitel „Dichtung und Wahrheit", in der That eine Recension des eben erschienenen ersten Bandes der „Ahnen". Einige Sätze daraus mögen hier unverkürzt folgen: „Freytags 'Bilder aus der deutschen Vergangenheit' haben viel Beifall gefunden, und doch, wie mir scheint, noch nicht genug. Sie teilen das Schicksal der meisten Bücher, welche auf den Prunk der Gelehrsamkeit verzichten. Die gelehrte Arbeit, die dahinter steckt, wird gerade von den Gelehrten nicht gemerkt oder nicht beachtet. In Büchern, welche förmlich Profession aus dem Anhäufen von Citaten machen, findet man Freytags 'Bilder' weder beistimmend noch verwerfend citiert. Nicht einmal das Vergnügen der Polemik erlauben sich die Fachmänner diesem Werke gegenüber. Das Buch will freilich kein wissenschaftliches sein, aber es regt überall wissenschaftliches Denken an. Das Buch will auch keine deutsche Geschichte sein, und doch ist es die beste deutsche Geschichte, die wir haben. Oder, wenn dies zu viel gesagt scheint: man wird darin vieles finden, was man von einer deutschen Geschichte zumeist verlangen müßte; und man findet hierin mehr davon als anderwärts." Und nun führt der Litterarhistoriker weiter aus, wie diese historischen Bilder in dem zum Historiker gewordenen Dichter die schaffenden Mächte wurden, welche die bildende Phantasie in ihren Dienst zwangen und so den Historiker wieder zum Dichter werden ließen; wie aber auch diese Dichtung überall den Stempel der Wahrheit trägt, die nur in seltenen Fällen, aber immer mit vollem Bewußtsein, das Gepräge der Zeit, in der die Handlung spielt, um einige Striche verändert, damit auch die Menschen der Gegenwart den Pulsschlag fühlen, der durch alle Jahrhunderte hindurch das menschliche Thun bestimmt. Und was hier Scherer an der ersten und zweiten Erzählung und dann (Bd. 35, S. 85—90), leider aber nur in flüchtigen Bemerkungen, an der dritten und vierten nachweist[1]), das geht m. E. durch das ganze Werk mit ungeminderter Kraft hindurch, und wir könnten unter Zugrundelegung der angeführten Worte sagen: Die „Ahnen" wollen keine Kulturgeschichte sein, und doch sind sie, mit den „Bildern" zusammengenommen, die beste Kulturgeschichte, die wir haben. Und wir würden

1) Über die später an Scherers Stelle in den „Preuß. Jahrb." (Bd. 39, S. 199–208 und Bd. 47, S. 65—98) durch Julian Schmidt geübte Kritik der „Ahnen" s. weiter unten.

t diesem Urteile, wenn wir es in seiner ganzen Ausdehnung gründen könnten, vielleicht mit einem der berufensten Vertreter der ılturgeschichte in der Gegenwart zusammentreffen, der ganz neuer- ngs die Wiederherausgabe der „Bilder" freudig begrüßt, „die noch imer unsere beste deutsche Kulturgeschichte darstellen und in der hat in jedem Satze ein dem Laien kaum bemerkbares, auf tiefe Forsch- ng gegründetes Wissen und überall ein vortreffliches Verständnis unsers olkes in den einzelnen Perioden zeigen."[1]) Aber der Berichterstatter igt hinzu, und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer lage zurück: „Hätte Freytag nur mehr Schule gemacht!" Dieses „Schule achen", die Anlage und der Ausbau eines Schutzdammes gegen die erstörende Wirkung der Zeit, das war freilich nicht Freytags Sache. Gerade das aber hätte m. E. in hervorragendem Maße die Aufgabe der eutschen Schule sein sollen. Wohl finden wir fast in jeder Schüler- ibliothek, gewiß aber doch in jeder Lehrerbibliothek die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" vor; einzelne Abschnitte daraus sind auch in Lesebücher übergegangen, aber das „in jedem Satze dem Laien kaum bemerkbare, auf tiefe Forschung gegründete Wissen" wird gar selten zu einer unser Wissen vom Leben gestaltenden Macht: meiner Überzeugung nach hauptsächlich darum, weil es an der erforderlichen Übersicht fehlt, die eine handliche Benutzung des Werkes ermöglichte, m. a. W. an einem ausführlichen Namen- und Sachregister über das gesamte Gebiet. — Das mag vor 1866 noch nicht so nötig gewesen sein, heutzutage aber, wo die massenhaft auf uns einstürmenden Gedanken der Gegenwart der Ver- tiefung ins Einzelne im Wege stehen, wo man selbst dem kleinsten Bändchen unserer Schulausgaben alphabetische Register anzufügen pflegt, um die Einprägung zu erleichtern[2]), heute sind die fünf starken Bände der „Bilder" für die bei weitem größte Zahl der Schüler eine rudis indigestaque moles, zu deren Angriff und Bewältigung auch der berühmte Name des Verfassers nicht mehr anzutreiben vermag. — Und als sodann Freytag in den siebziger Jahren seine „Ahnen" erscheinen ließ, die so recht eigentlich dazu geschaffen waren, die „Bilder", die noch nicht plastisch genug erschienen, um sich dem deutschen Geiste „einzubilden", durch episch-dramatische Gestaltung zu verkörpern und so recht lebenswarm auf seine Zeitgenossen wirken zu lassen, da war es nicht die hohe Warte, auf die sich W. Scherer gestellt hatte, um sie uns in rechter Beleuchtung

1) Jahresberichte 1894 (1892): I 4: 17 (G. Steinhausen). Inwieweit die unter 18, 19 angeführten Werke von Alb. Richter und O. Förster der Freytagschen „Schule" angehören, entzieht sich unserer Beurteilung.

2) Als gerade zur Hand liegende Beispiele führe ich an: „Deutsche Schul- ausgaben von H. Schiller und B. Valentin, 1 u. 2; Sammlung Göschen, 31 u. 32.

vor die Augen zu führen, ſondern die mehr oder weniger geiſtreiche Tagespreſſe, die das Urteil über ſie beſtimmte und ſchließlich die Legende von „der alternden Kraft des Dichters“ ſelbſt in die Litteraturgeſchichte der Neuzeit Eingang finden ließ.[1])

Die nachfolgenden Blätter wollen, indem ſie einen Beitrag zur Würdigung der „Bilder“ und „Ahnen“ für die Zwecke der Schule zu geben verſuchen, da einſetzen, wo W. Scherer auf eine nähere Darlegung des zweiten Bandes der „Ahnen“ verzichtet hat: „wie das Kloſter geſchildert wird, und wie uns die Kirchenfürſten der Zeit in anſchaulichen Typen entgegentreten“,[2]) um ſodann die ſich daran anſchließenden Gedanken durch den dritten Band (die vierte Erzählung) hindurch zu verfolgen und daraus die Geſtaltung der neuen Zeit, wie ſie in den vier letzten Erzählungen geſchildert wird, in ſteter Vergleichung mit den betreffenden Abſchnitten der „Bilder“ als Ergebnis der den beiden Werken zugrunde liegenden geſchichtlichen Forſchung abzuleiten. Und wenn dabei das Können des Schreibers dieſer Zeilen weit hinter dem des erſten Berichterſtatters zurückbleibt, ſo glaubt er doch in ſeiner Verehrung für den Schöpfer beider Werke jenem durchaus nicht nachzuſtehen.

II.

„Wie das Kloſter geſchildert wird, und wie uns die Kirchenfürſten der Zeit in anſchaulichen Typen entgegentreten“, das iſt der hauptſächlichſte Inhalt der dritten Erzählung: „Das Neſt der Zaunkönige“.[3]) — Wir betreten das von dem Erzbiſchof Lullus, dem Nachfolger des h. Bonifacius, gegründete, nun aber, nach mehr als zweihundert Jahren, zu einer feſten Stadt gewordene Kloſter Herolfsfeld (Hersfeld) an der Fulda in Heſſen. Wir betreten es in Begleitung des Bruders Reinhard, der aus dem Kloſter Altaha als Lehrer der Schule, zugleich aber auch mit verſchiedenen anderen Aufträgen hierher geſandt worden iſt. Wir ſehen ihn zunächſt in der Klauſur, wo er, Stab und Reiſehut hinter ſich gelegt, ein langes Gebet verrichtet und ſodann mit geſenktem Haupt vor den Dekan Tutilo tritt, um ihm die Worte ins Ohr zu raunen, „an denen die Prieſter und Würdenträger von der Regel Benedikts einander erkannten“ (S. 6). Wir begleiten die beiden, denen noch mehrere andere

1) Hellmuth Mielke, der deutſche Roman des 19. Jahrh., Braunſchweig, 1890.

2) Preuß. Jahrb., Bd. 35, S. 87.

3) Die „Ahnen“ ſowohl wie die „Bilder“ werden nach den geſammelten Werken (1887), Bd. 8—13 und Bd. 17—21 citiert, letztere aber in der beſonderen Einteilung, die ihnen Freytag innerhalb derſelben gegeben hat, alſo: I (17), II, 1 (18), II, 2 (19), III (20), IV (21). — Für unſere Erzählung vgl. im allgemeinen: I, 349—430.

Brüder folgen, ins Refektorium mit dem von schönen Bechern und Trinkkannen gezierten Kredenztisch; in den Gang, von dem aus sie durch die offenen Thüren der Zellen große, mit seidenen Kissen belegte Stühle erblicken; durch den Hof der Abtei, die aber der Fuß des Abtes nur selten betritt, in die äußere Schule, die einst dreißig Scholastiker zählte, seit dem Tode des Vorgängers aber kleiner geworden ist; in die Bibliothek und in die Stube der Schreiber, wo Vater Gozbert, ein Künstler in der Schrift, seit vierzig Jahren, „jeden Tag im Sommer und im Winter", fünfzig Bücher geschrieben hat, die das Kloster bewahrt, während der Schreiber manche Nacht in Ängsten verbringt, ob er nicht etwas schreibe, was seiner Seele schaden könnte (S. 12); zuletzt noch durch die Höfe, in denen Arbeiter des Klosters unter Aufsicht der Mönche für Handwerk und Landbau thätig waren. Wir lauschen dem Gespräche, das inzwischen der junge Mönch, der den fremden Bruder geleitet hat, mit dem Helden der Erzählung auf dem Glockenturme des Erzengels Michael führt: sie beide in früher Jugend „dem Heiligen auf den Altar gelegt", dem der eine in Demut zu dienen gewillt ist, während der andere sich als Fledermaus fühlt und von dem Geschlechte träumt, „welches bei Sonnenschein sich über die Flur schwingt", dabei aber auch in allem Ernste auf eine „Ecbasis cuiusdam captivi" sinnt, wie sie etwa ein halbes Jahrhundert zuvor ein belesener Mönch im Kloster St. Evre gedichtet hatte.[1]) Einen Vorgeschmack der ersehnten Freiheit gewinnt er alsbald in dem Arzneigarten (S. 24 flg.), in dem ihm der alte Sintram das schöne Gleichnis von der Rose und Bruder Bertram die vier Lehren der Weisheit mit auf den Weg giebt, die ihm in der nächsten Zeit zum Heil oder zum Unheil gereichen sollten;[2]) sodann auf dem Ritt ins Heu, der ihm indessen eine andere Gefangenschaft einträgt, aus der er zwar schon am nächsten Morgen wieder entlassen wird, die aber für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden soll. Das holde Schülergespräch, das mit dem „Cave ne iram augeas" (S. 49) beginnt, um sodann (S. 145) mit den Worten des heiligen Liedes „Audi, benigne Conditor" wieder aufgenommen zu werden und zuletzt durch die Worte der Mutter: „auch die liebe Hausfrau gewannst du dir unter den Mönchen durch die Klosterschule" seine höhere Weihe zu empfangen: es ist eine der schönsten Episoden unserer Dichtung, zugleich aber auch eine Ehrenrettung der weiblichen Erziehung in den Frauenklöstern des Mittel-

1) ed. Voigt, Qu. u. Forsch., 8.

2) Über Baltram und Sintram, diese mythischen Gestalten der Heldensage, die dem Dichter offenbar vorschwebten, vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 6, 157; 12, 329. Über die Rose in Klöstern: I, 361; über den Verkauf von Weisheitslehren: I, 412 flg. und Ruodlieb. — Bertram und Sintram begegnen noch S. 68, 319.

alters, eine Ehrenrettung, für die freilich eine Reihe wenig erhebender Vorfälle aus ſpäterer Zeit als Korrektur zugeſtanden werden muß.[1]) — In unſerem Kloſter entbrennt der Widerſtreit zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Beſtrebungen, der bereits mit dem Eintritt des zugereiſten Bruders angedeutet iſt, alsbald in hellen Flammen: ſchon in der Unterredung, die der Dekan (Präpoſitus) Tutilo und der Abt Bernheri auf St. Peter in Gegenwart des Bruders Reinhard führen (S. 32—40), mehr aber noch in dem Konvent, der im Chor der Kirche abgehalten wird (S. 62—70). Der Abt, der auf der Seite des Königs (Kaiſer Heinrich II.) ſteht, weil ihm dieſer den Bannwald von St. Peter, der bis dahin Königsgut geweſen war, durch eine Urkunde zugeſichert hat,[2]) und der Dekan, der von dem Babenberger eine Förderung ſeiner ehrgeizigen Pläne erhofft, vermögen ihre gegenſeitige Erbitterung ſelbſt im Angeſichte des Heiligtums nicht im Zaume zu halten. Dicht vor den h. Reliquien kommt es zur allgemeinen Empörung, die Immo, der mit den übrigen Schülern die Thüre der Kirche erbrochen hat, über den Rücken zweier Mönche, die er als Böcke gebraucht, für den Augenblick dadurch zum Schweigen bringt, daß er den Dekan, den er bereits als Verräter gegen den König erkannt hat, mit einem ſchweren Schlage zu Boden ſtreckt. Die darauf folgenden Scenen in der Büßerzelle der Abtei und in dem kleinen Zimmer, in dem Reinhard eine Sinnesänderung Immos zu Gunſten des Kloſters herbeizuführen gedenkt, bis dieſer durch die Worte „Und ich will nicht, und ich will nicht“ jeden weiteren Verſuch vergeblich erſcheinen läßt, ſodaß endlich der Abt ſelbſt den unbußfertigen Büßer heimlich mit ſeinen Aufträgen entſendet, ihm ſogar ſeinen Segen und die Mittel zur Flucht mit auf den Weg giebt, finden ihren Abſchluß — ganz in Freytagſcher Schalkhaftigkeit — mit den Worten: „In großen Sätzen ſprang Immo ins Freie, während aus dem Kloſter feierlich das Ambroſianum erklang“ (S. 89). — Neben der pſychologiſchen Feinmalerei dieſer ſo bewegten Scenen ſind als beſonders wichtige kulturhiſtoriſche Züge hervorzuheben, daß Tutilo dem Abte vorwerfen kann, er habe die edlen Steine aus einem dem h. Wigbert geſtifteten Käſtchen in Becher ſchlagen laſſen, die er für ſich ſelbſt

1) Vgl. I, 373 flg.

2) Freytag mag an dieſer Stelle an „Ecbasis“ V. 1006 flg. gedacht haben:

Est specus in silvis celsi sub culmine montis,
Hanc mihi poso dari, facti munimine scripti.

Weitere Anklänge an die Tierſage ſind, von dem Titel der Erzählung und den darauf bezüglichen Stellen (S. 55, 273 flg., 294, 306 flg., 314) abgeſehen: S. 50 flg., 145, 306, 56, 307. — Die Sage des Geſchlechtes (vgl. „Ingo“ S. 37 flg., „Ingram“ S. 363) wird weitergeführt: S. 117 (Lintwurm).

gebrauche, und daß Bernheri diesen Vorwurf nicht so leicht von sich abzuwenden vermag wie den andern, daß er dem Koch verboten habe, an Fasttagen den Brüdern Lebkuchen zu backen (S. 65 flg.); vor allem aber die Sprache des Abtes, ein Gemisch aus biblischen Vergleichungen und derbem Volkswitz, das in glücklicher Nachahmung der gleichzeitigen Litteratur abgelauscht ist, sowie die schweren Selbstanklagen, die er (S. 87 flg.), ohne des noch anwesenden „Scholasticus Saliarius", des „Heupferdes", zu gedenken, gegen sich richtet.[1])

Tritt von hier ab das Kloster selbst in den Hintergrund der Handlung, so ist doch der klösterliche Einfluß auf das gesamte Leben der Zeit bis zum Ende der Erzählung zu erkennen: vor allem bei dem Könige, der, selbst ein Zögling des Klosters, dem ihm durch den Abt Bernheri empfohlenen Immo von vornherein wohlgesinnt ist, ihn aber den „Königsgruß" sparen heißt, bis er den König Heinrich in seiner Würde sähe (S. 151 flg.), den im ersten Kampfe erprobten dagegen mit dem „Schülergruß" anredet, „woran die lateinischen Schüler im Lande einander erkannten" (S. 170),[2]) auch nach dem abgeschlagenen Angriff des Markgrafen dem abermals bewährten Kämpfer seine Anerkennung mit dem Virgilischen „quadrupedante putrem sonitu" zu erkennen giebt (S. 185): eine Ehrung, die er nach der Einnahme der Festung mit einem andern Citate wiederholt (S. 203). Nicht so friedlich freilich bleibt die Stimmung des Königs gegen den tapferen „scolaris", wie sich dies sogleich nach der zuletzt angeführten Stelle ergiebt. Die Beziehungen Immos zu dem Grafen Gerhard, dem Vater der unter der Sommerlinde zur Braut gewordenen Hildegard, hatten nicht vermocht, ihn die zweite Lehre des alten Bertram vergessen zu lassen und „die Sünden" des Grafen heimlich an des Königs Altar zu tragen. Wohl aber hatte er das Pergament dem Könige selbst überreicht, und dieser, der die Selbstlosigkeit des jungen Mannes nicht fassen konnte, wird ihm fortan gram, versagt ihm bei der Heerschau das so sehr verdiente Ehrengeschenk und verfolgt den durch den Erzbischof Willigis von Mainz als Herrn von Erfurt wegen Raubes der Jungfrau Angeklagten mit unerbittlichem Gericht.

---

1) Als drastisches Beispiel, wie er „metaphorice" (S. 39) und „tropice" (S. 73) redet, vgl. „Sie sollen vertilgt werden wie Spreu" und gleich darauf: „Auch der Floh springt nur so lange, bis er geknickt wird" (S. 73). — Andere sprichwörtliche Redensarten aus dem Naturleben sind: S. 64, 114, 146, 157, 182, 250, 279, 170, 177, 178, 280, 289 ꝛc.

2) Über den „Schülergruß" „Es tu scolaris?" vgl. „Erinnerungen" S. 246. — Als weitere Beispiele formelhafter Reden und Handlungen vgl. S. 92, 99, 107—111, 112, 126, 134, 150, 152, 208, 223, 225, 231, 299, 309, 312.

Damit tritt der höchste Kirchenfürst der Zeit — wir stehen noch drei Vierteljahrhunderte vor Gregor VII. — in den Rahmen unserer Darstellung ein. Als Immo in das Lager des Königs gekommen war, hatte ihm dieser in vertrauter Unterhaltung seine Gedanken über die deutschen Bischöfe mitgeteilt: „Dem Könige sind die Bischöfe, die er einsetzt, die treuesten Diener; sie sind die Gehilfen seiner Herrschaft, denn wenn sie auch Söhne haben, so folgen ihnen diese nicht auf dem Bischofsstuhl, und der König hat nicht nötig, die harten Nacken eines Geschlechtes zu beugen, welches seine Herrschaft widerwillig trägt" (S. 153). Und daß der erste unter ihnen im Lager des Königs weilt und bei der Heerschau das Gebet spricht und aus dem großen Pergament die Strafen und Belohnungen verliest, die der König verliehen hat, das stimmt ganz zu dem hier ausgesprochenen Königsgedanken. Nun, da der verwundete Immo durch den Verrat Tutilos in die Hände des Königs gefallen ist (S. 272 flg.), reitet der Erzbischof, mit ihm der Mönch Reinhard, auf die Burg der Mutter. „Ich komme nicht als Bote des Himmelsgottes", antwortete Willigis, „sondern als Diener eines strengen Richters. Eile hinauf, gebot er mir, zerwirf das Nest unholder Vögel und bringe mir die Brut herab unter meine Hand." Und als Edith in der Kapelle des h. Winfried von dem Geheimnis der Mutter spricht, das kein Priester zu begreifen vermöge, und der Erzbischof auf den Himmelsherrn hinweist, den die Söhne beraubt hätten, worauf die Mutter erklärt, lieber ihren sieben Knaben ihre Becher und Schüßlein in der finstern Hölle reichen zu wollen, als fern von ihren Kindern in der strahlenden Burg des Himmels: da „dachte er daran, daß sie von den wilden Sachsen herstammte, wie er selbst auch, und obschon ihm graute, so kam ihm doch vor, als ob er wohl auch so reden könnte" (S. 276 flg.).[1]) — Anders freilich beim Gericht des Königs, wo er unter den Bischöfen und Edeln vor dem mit dem weißen Stab auf dem Richterstuhle sitzenden höchsten Gerichtsherrn den Vortrag hält (S. 292 flg.); und wieder anders bei der ganz unerwarteten Wendung, die das Gericht, zuerst durch Immos ehrliche Antworten und sodann durch die Zeugenaussagen des jungen Gottfried, genommen hat (S. 303 flg.). Und es ist eine für das Verhältnis der weltlichen und geistlichen Gewalt jener Zeit so charakteristische Antwort, die der König zugleich dem Erzbischof und dem an Tutilos Stelle zum Präpositus des Klosters Herolfsfeld erhobenen Bruder Reinhard giebt,

1) Der Volksglaube, der hier durch den Hinweis auf die „wilden Sachsen" angedeutet ist, tritt auch sonst in unserer Erzählung auf; so S. 89, 132, 133 flg. 177, 179, 185, 291, wie auch S. 181 durch den Herzog Bernhard „die alte Treue zwischen den Thüringen und Sachsen" besonders erwähnt wird.

daß wir uns nicht versagen können, sie hier ganz herauszuschreiben. Sie lautet (S. 309): „Darum mögen mir heilige Männer meines Landes nicht übel deuten, wenn ich ihren frommen Wunsch für die Kirche diesmal nicht gewähre. Oft habe ich gewährt, da sie oft bitten. Hier aber geht, wie ihr alle merkt, der Handel um Königsgut zwischen zwei Königen; der eine bin ich, und der andere ist hier der kleine König aus den Waldhecken, und darum will ich einem Herrn meinesgleichen nicht zuwider sein, wenn sein Krönlein auch nur klein ist."

Wohl bliebe für eine ausführliche Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat zu Anfang des 11. Jahrhunderts noch manche Einzelheit aus unserer Erzählung zurück, wie z. B. der Kampf der beiden Glaubensboten Winfried und Wigbert um die Heringstonnen der Nordsee und um die Gewebe derselben Friesen, deren Vorfahren sie einst bekehrt hatten (S. 222)[1]) oder die Sage von den neuen Wundern, die der aus „Ingraban" bekannte Glaubenshelb Meginhard (Memmo) in der Zelle zu Ordorf thun sollte (S. 35 und 227); oder die sehr lehrreiche Unterredung zwischen dem König und dem Goldschmied Heriman über die Macht des Erzbischofs in der Stadt Erfurt (S. 285—289). Wir beschränken uns auf die Andeutung der Stellen, in welchen die Seite des Klosterlebens zu Tage tritt, die auch in der deutschen Heldensage von Hildebrand und Walther und Heime einen beredten Ausdruck gefunden hat: das Kloster als letzte Zufluchtsstätte für lebensmüde Kämpfer. — Als Immo nach der Flucht aus dem Kloster von seinem ersten Ausritte mit den Brüdern in den Saal ihrer Burg zurückgekehrt war, da war es ein Schwert der Ahnen, das den gegen den „Pfaffen" gehegten Groll der Brüder zum Ausbruch kommen ließ (S. 120 flg.). Die Geschichte dieses Schwertes erfahren wir vor derselben Kapelle des heiligen Winfried, in welche auch Willigis zur Zwiesprache mit Edith geführt worden war, und in welche nun Gundomar, der Bruder Irmfrieds und Oheim der sieben Brüder, mit geheimem Grauen eintritt, um von der Geliebten seiner Jugend die Übergabe der Mühlburg an den König zu fordern (S. 281—285). Nach dem ersten milden Spruche über Immo wird ein ausgebrochener Mauerstein dieser Burg vor dem Richterstuhle des Königs niedergelegt, „damit das Volk erkenne, daß der König Herr ist". Die Versammlung ruft ihm Heil; aber Edith sieht bekümmert nach dem Helden Gundomar, „der bei den Worten des Königs zuckte wie von einer Natter

1) Über die Bedeutung des Herings für die politische Geschichte der Ostsee vgl. II, 1: 243 flg. — Die heitere Scene, wie Graf Gerhard in den Heringstonnen einen Goldschatz sucht, wird nur hierdurch verständlich.

gestochen" (S. 308)[1]). Nach der Rückkehr Heinrichs aus Italien, wo die Brüder wie der Oheim gewaltige Thaten für ihn gethan[2]), wird die Vermählung Immos und Hildegards auf der Mühlburg in Anwesenheit des Königs und des Erzbischofs gefeiert. Als am Abend des festlichen Tages der König in seinen nahen Hof zurückkehrte, folgte ihm Gundomar, der dem Feste ferngeblieben, in das Gemach. Und die Unterredung zwischen den beiden (S. 316—318) schließt mit den Worten Gundomars: „ich aber wende als müder Mann meine Schritte dem Kloster des h. Wigbert zu".

Schon in der dritten Erzählung ist wiederholt angedeutet, daß die alte Klosterherrlichkeit, da die Äbte jagen und die Brüder ins Heu fahren, auf dem Heimwege aber unter Absingen eines lateinischen Trinkliedes mit unsichern Tritten neben dem mit leeren Fässern beladenen Wagen einherschreiten, nun bald zu Ende geht. In der vierten: „Die Brüder vom deutschen Hause"[3]) finden wir neben einem an der Klostermauer von Reinhardsbrunn aufgerichteten roten Kreuze einen Bettelmönch in brauner Kutte, „der mit heftigen Armbewegungen eine neue Kreuzfahrt ausschrie und jedem hohen Lohn verkündete, der mit seinen Waffen zur Befreiung des heiligen Landes ausziehen werde, völlige Vergebung aller Sünden und dreijährigen Frieden und Schutz für Habe und Eigen, Weib und Kind in der Heimat" (S. 131 flg.). Oben am Altar steht Meister Konrad von Marburg, auf der andern Seite der Altarstufen ein fremder Mann in der Rittertracht der Marienbrüder, mit einem goldenen Kreuz am Halse. Es ist Hermann von Salza, der Meister der Marienbrüder, der, nachdem der Held unserer Erzählung, der edle Ivo von Ingersleben[4]), sich der ersten Aufforderung zum Kreuzzuge versagt hat, ihn in seiner Burg aufsucht und ihm in langer, warmer Rede beweist, daß er sich der Schar anschließen müsse, „um den Namen der Deutschen zu Ehren zu bringen" (S. 137). — In den

1) Über das historische Motiv zu dieser Scene vgl. Scherer a. a. O. 86.

2) Über die Verbreitung gleichzeitiger Heldenthaten durch den Mund der Spielleute vgl. S. 21, 146, 148, 165, 174 flg., 194 flg., 214 – 219, 227 flg. (im letzten Beispiel der Spielmann als „Finder wilder Märe") und Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 2. Jahrg., S. 313—316.

3) Vgl. im allgemeinen I, 461—551, II,1: 5—109.

4) Über Ingersleben (= Ingramsleben, Erbgut des Ingram) vgl. „Erinnerungen", S. 245, und Förstemann, Die deutschen Ortsnamen, S. 17, 283—285, wo auch die südl. Grenze für das Vorkommen der Ortsnamen auf -leben (Nordabhang des Thüringer Waldes, „in den Landschaften, wo der Thüringer Name seine Wiege zu haben scheint") bestimmt ist.

beiden historischen Namen, die wir hier hervorheben, ist der große Gegensatz bezeichnet, der die Zeit, in welcher sich unsere Erzählung bewegt (1226—1232), aufs schärfste charakterisiert: dort der furchtbare Ketzerrichter, von dem im „Schluß" der Erzählung, der noch einige Jahre über jenen Zeitraum hinausreicht, berichtet wird, daß mit ihm „die Brandfackel Deutschlands in Blut ausgelöscht" sei, und hier der Mann aus Thüringen, der bestimmt ist, im Bunde mit demselben Papste, der jene Ketzergerichte begünstigte, den Samen einer neuen Kultur nach dem deutschen Osten zu tragen, dem einen der beiden Kernpunkte des preußischen Staates. — Aber noch ein anderer Gegensatz ist damit bereits angedeutet. Nicht mehr der Erzbischof von Mainz ist thatsächlicher Kirchenfürst in Deutschland, sondern der Papst, seit 1227 der Papst, der mit seiner rücksichtslosen Kirchenpolitik die alte Idee der römischen Weltmonarchie, die sein Gegner, der Hohenstaufe Friedrich II., mit der Besitzergreifung der Krone von Jerusalem für sein Haus gerettet zu haben glaubt, durch die gleichzeitige Erhebung in seinem Kirchenstaate und sodann durch die Bestimmungen des Friedens von San Germano (1230) zu schanden macht, ihn selbst aber (1236) dazu vermochte, den Sarg der heiligen Elisabeth, des unglücklichen Beichtkindes Konrads von Marburg, mit seinen Schultern zu tragen, — „um seine Gläubigkeit zu erweisen", wie unser Dichter den Meister Hermann im „Schluß" der Erzählung berichten läßt.[1])

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Schönheiten der Dichtung im einzelnen darzulegen. Nur die Andeutung der kulturgeschichtlichen Elemente, die sich im Anschluß an die schon bei der dritten Erzählung herausgehobenen Gedanken ergeben, kann Gegenstand der weiteren Betrachtung sein. — Da ist zunächst der fahrende Schüler, das weltliche Widerspiel des geistlichen Lehrers der Klosterschule, bei dem der Ahn Ivos vor mehr als zweihundert Jahren nicht nur gelernt hat, in der Halle des Grafen Gerhard lateinisch zu reden, sondern auch, wie er in der Zelle des Abtes Bernheri beweist, die „Kunst der schwarzen Buchstaben" zu üben, mit denen er aus der Ferne an den Bruder Eggo Pergamente „in dem gebührlichen Duktus" schreiben soll.[2]) Der fahrende Schüler unserer Erzählung ist der Lehrer seines Herrn Ivo, der ihn im Schnee aufgelesen hat. Er versteht auch sein Latein, denn er saß zu Würzburg in der lateinischen Schule, und mit manchem,

1) Auf den Gegensatz der beiden Kaiser im „Nest" und in den „Brüdern" hat bereits Scherer a. a. O. 85 aufmerksam gemacht, besonders auf die Handhabung des Gerichtes durch Heinrich II. und die Vergebung des Gerichtsrechtes durch Friedrich II.

2) „Das Nest der Zaunkönige", S. 84.

der jetzt als stolzer Bischof durch die Länder fährt, hat er zusammen gelernt. Er war auch zwei Jahre in Paris bei weisen Meistern, und einige Lieder, die er erdacht hat, singen die Schüler noch heut an den lateinischen Bänken (S. 115), wie er denn auch seinem Herrn Ivo nach der Maifahrt einen lateinischen Spottvers zusingt und diesen dann frei übersetzt (S. 98). Ebenso weiß er auch in vielen anderen Sprachen zu reden, denn wenige Länder der Erde giebt es, die er nicht kennt, und keine Kunst der Weisen, in der er nicht ein wenig unterrichtet ist (S. 11 flg.). Was er aber am Hofe Ivos am meisten zu thun hat, das thut er in deutscher Sprache. Er schreibt die Lieder auf, die sein Herr ersinnt und in eigner Weise, dem „Ton des Herrn Ivo", singt. Und dabei hilft er ihm auch, wie er sich der „Magd Friderun" gegenüber rühmt, wenn ihm eine Silbe fehlt oder ein Reim nicht säuberlich klingt, und dünkt sich deshalb nicht geringer als er (S. 113 flg.). Er liest auch dem Minnesänger die Briefe vor, die die „Herrin" diesem, ihrem „Käuzlein", in einen hohlen Baum legt (S. 54 flg.).[1]) Er schreibt die Briefe in die Landschaft aus, in denen sein Herr zum Speerstechen auf dem Maifelde lädt (S. 57); und nach dem Mairitt darf er diesem sagen, daß er sich um fünfzehn Lappen Zindel und Perkan fünfzehn Todfeinde gemacht habe (S. 98), wie er ihm auch auf die Frage über die Rätlichkeit einer Kreuzfahrt ganz unverblümt seines Herzens Meinung sagt (S. 132 flg.). Dem Marschalk Henner erweist er sich gefällig durch die Kunst, einen Würzwein zu brauen, wie es ihn eine Herzogin in Ungarland gelehrt hat (S. 9); aber als Friderun ihn nach seinen übermütigen Äußerungen über Ivo mit den gar nicht unfreundlich gesprochenen Worten „Euer Handwerk verlangt, daß ihr vielen zu gefallen sucht", zurechtgewiesen hat, da blickt er ihr trübselig nach und summt leise: „Die Schwalbe baut aus Lehm ihr Häuselein, ich aber habe keins. Wirt und Wirtin fliegen aus und ein, ich aber schweife durch die Welt in Lieb' und in Leide allein, allein" (S. 114): eine Weise, die ebenso wohl einem Volksliede der Zeit angehören könnte, wie die Strophe, die sein Herr am Hofe des Landgrafen singt, und an der Nikolaus[2]) wohl auch ein wenig gefeilt haben mag, als echtes Minnelied bezeichnet werden dürfte. Die schwerste Arbeit freilich

1) Ein schönes Beispiel für die Berührung des Minnesangs mit dem Volksliede bieten die Verse: Der Brief muß liegen auf grünem Ast, ob ihn ein günstiger Wind erfaßt, ob ihn die Pfote des Katers packt, oder ob ihn der Specht zerhackt.

2) Den Namen wählte wohl Freytag in Erinnerung an jenen Nikolaus aus dem Kölnischen, der i. J. 1212 einen Kinderkreuzzug veranlaßte; vgl. I, 480. — Über den lateinischen Schüler vgl. auch Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, a. a. O. 316—319.

wird ihm unmittelbar nach dieser Scene zugemutet: er soll den Richter des Dorfes, den Vater der Friderun, die Kunst des Lesens lehren. „Es ist jahrelange Mühe für einen Jüngling", meint er, „und einem älteren Mann wird die Mühe nur selten gedeihen". Und erst, nachdem er eine viel schlimmere am Hoflager des jungen Königs in Augsburg bestanden hat (S. 186 flg.), findet er die Ruhe, deren er bedarf, um seinem alten Schüler, nun freilich mit innerem Grauen beim Gedanken an die Gefahr, der er ihn entgegenführt, „die Kunst der schwarzen Buchstaben" zu eröffnen. — Wir werden ihm noch einmal begegnen, wenden uns aber vorher einer andern Kulturarbeit zu, die sein adliger Schüler inzwischen im heiligen Lande erlernt hat.

Es ist ein nach unserer Kenntnis noch nicht genügend gewürdigtes und dennoch gerade für unsere Zeit hoch bedeutsames Bild, das Freytag im Anschluß an die Person Ivos von der Thätigkeit des deutschen Ordens in Palästina entwirft. Der Nachkomme des ehemaligen Klosterschülers Immo hat wie dieser den Stolz, daß sein Geschlecht von der Sonne stammt und darum niemand über sich anzuerkennen braucht.[1]) Aber ihm ist noch dazu das gefährliche Geschenk in den Schoß gelegt, das die Muse des Gesanges ihren Lieblingen zu verleihen pflegt. Und obendrein besitzt er die Gunst des Kaisers, dem er durch seine „Herrin" empfohlen ist. Und es liegt eine bedeutungsvolle Vorahnung in dem Zwiegespräche, das der Meister des deutschen Ordens im Hafen von Otranto mit seinem Neffen, dem Bruder Arnfried von Naumburg, über ihn führt und das mit der Frage und Antwort schließt: „Ihr wißt, daß die Spielleute in der Heimat ihn den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?" — „An einem andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag schwerlich zu bestehen im Kampfe gegen die wilde Welt" (S. 161). — Nun stehen wir im Frühlinge des Jahres 1228. Ivo hat bereits von seinem Marschalk Henner erfahren müssen, daß sie die Fische, die sie zu Ostern vorsetzen, unter Gefahr des Lebens aus der Bucht holen. Er hat die schwere Goldkette, den einzigen Schmuck, den er trug, vom Halse genommen, um damit dem einen der drei Ritter, die er mit sich geführt, die ersehnte Heimkehr zu ermöglichen; er läßt die Hälfte der Pferde, die sie mitgebracht, an die Templer verkaufen (176 flg.). Da sieht er, wie der Herzog von Limburg einen langen Zug unter dem

1) Wir verweisen an dieser Stelle auf die den „Ahnen" überhaupt zugrunde liegende Idee der Abstammung des Geschlechtes von dem altgermanischen Himmelsgott (vgl. Pauls Grundriß I, 1054 flg.), den die drei großen Volksstämme der Ingvaeonen, Istvaeonen und Herminonen als Stammvater verehren; vgl. I, 35—37 und für die Ingvaeonen Pauls Grundriß II 1, 532.

wallenden Banner der Marienbrüder vorüber führt. Sie tragen Schanzzeug und Baugerät und ziehen eine Meile landeinwärts, um dort am Fuße eines ansehnlichen Hügels ein Kastell zum Schutze für Akkon und zur Behauptung der Landschaft zu errichten. Und nun folgt (S. 179—185) die Erzählung von der Umwandlung des Minnesängers in einen Schanzarbeiter unter Leitung des Bruders Sibold aus Bremen, der ihm weiter noch verschiedene Andeutungen giebt über ein Geheimnis, das nur sie, die Nordfahrer, und zum Teil auch Ivos Nachbarn, die Magdeburger, ergründet haben, wenn sie mit ihren Meerschiffen den Strand der Heiden im kalten Osten anliefen oder unter den Fremden handelten. Zum Schlusse einer längeren Unterredung aber, in der er seinem Zögling auch andere, friedliche Lehren erteilt, weist er auf den Einen hin, der für sie alle denkt: den Meister der Bruderschaft, der oben auf dem Berge stand.[1]) — Wir müssen in einem Zuge die auf diese Scene folgenden Nachrichten aus der Heimat lesen, um uns wieder an einem Beispiele der Kunst bewußt zu werden, mit welcher Freytag durch die Kraft des Gegensatzes in der Darlegung der Ereignisse zu wirken versteht. Statt dessen überspringen wir, unserer Aufgabe eingedenk, zwei volle Jahre, um demselben Bruder Sibold in der Stadt Anagni zu begegnen, wo er seinem Meister die Urkunde überbringt, durch welche der Polenherzog Konrad dem Orden seine Grenzen öffnen will, damit dieser einen Kreuzzug in das Preußenland geleite. Allerdings ist die Urkunde, die Hermann alsbald dem Papste vorlegt, nach dessen Worten liederlich und thöricht abgefaßt und sogar die Hauptsache darin verschwiegen, daß der Orden das eroberte Preußen unter päpstlicher Oberhoheit besitzen soll; aber der Papst wird durch seine Kanzlei eine neue ausstellen lassen, die der Herzog nur zu unterzeichnen habe. Zugleich wird dem Ordensmeister eröffnet, daß Magister Konrad in Hessen den Auftrag erhalten habe, das Kreuz zu errichten und eine Preußenfahrt zu verkünden (S. 268—270). Diese Kreuzfahrt ist es, deren Spuren Ivo im Jahre nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande begegnet, in dem Augenblick begegnet, da er in Gefahr steht, der unheimlichen Macht jener „Herrin" zu verfallen, deren Besitz er als Minnesänger ersehnt hatte (S. 300—323).[2]) Und es ist ein von Scherer in der oben erwähnten Recension nicht genügend betonter

1) Über die Stiftung und die erste Zeit des Ordens St. Mariens vom deutschen Hause vgl. II, 1: 182—194; über Hermann von Salza und die Besiedelung Preußens durch den Orden S. 198—208.

2) Über die historischen Motive zu Humbert und Hedwig von Meran und die Verwandtschaft Hedwigs mit dem thüringischen Hofe vgl. Scherer a. a. O. 87. — Das Bild der letzteren setzt sich zusammen aus S. 32—53, 54 flg., 58 flg., 101—109, 138 flg., 152 flg., 250—254, 272—277, 285 flg., 297 flg., 303—310, 328.

Gedanke, daß gerade jene Friderun, die (S. 123 flg.) zu Weihnachten als Himmelskönigin durch das Dorf geschritten war und die Kinder beschenkt hatte, nun, selbst der Rettung bedürftig, die Retterin wird für den Geliebten, der den Sinn eines Königs hatte, ohne die Macht eines solchen zu besitzen. — Der „Schluß" der Erzählung entrollt in kurzen Zügen ein Bild der neuen Strömung deutscher Volkskraft vom Westen nach dem Osten, zugleich mit einigen Nachrichten, die wir bereits vorausgenommen haben. Unter den „Fahrenden nach Osten" erscheint auch Nikolaus mit seiner Laute, einmal nur zu Besuch, doch einige Jahre später zu dauerndem Aufenthalt, „und seitdem er das ansehnliche Amt des Stadtschreibers in einem neuen Burgsitz gewann, wurde er wohlhäbig und überwand seinen geheimen Gram; nur machte er noch zuweilen lateinische Verse, in denen die Anfangsbuchstaben, ohne daß es jemand merkte, zu dem Namen Friderun zusammenstimmten". Von Ivo aber sagen die letzten Worte der Erzählung, die auch hier nicht fehlen sollen: „und immer, wenn er das mutige und hochgesinnte Weib im Arme hielt, welches sich ihm in der Todesnot verlobt hatte, freute er sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden war und aus einem thüringischen Edeln der Ivo, den sie den König nannten, ein Burgmann von Thorn."

III.

Dem Verfasser dieser Zeilen ergeht es ähnlich wie dem Berichterstatter, den er sich zum Vorbilde genommen hat: die Fülle des Stoffes drängt zu immer kürzerer Zusammenfassung. Und so möge beim Eintritt in die neue Zeit ein doppelter Wegweiser aufgestellt werden, auf dessen einem Arme die Entwickelung des geistigen Lebens seit der Reformation, und auf dessen anderem das Emporkommen des preußischen Staates als Aufschrift stehen soll. Für die fünfte Erzählung: „Markus König" verdichtet sich der erste Gedanke typisch in dem Namen des Magisters Fabricius,[1]) der andere in dem Hochmeister des deutschen Ordens, späteren Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als historischer Person. — In der Stadt Thorn, dem vor nahezu dreihundert Jahren vom Bruder Sibold und seinem Lehrling und Kampfgenossen Ivo am Ufer der Weichsel abgesteckten und nach einem Berge bei Akkon benannten Standlager Toron, „welches zu einer Stadt werden

1) Gegen den schon zur Zeit des Erscheinens dieses Bandes erhobenen Einwurf, warum nicht Luther selbst an die Spitze gestellt sei, diene der Hinweis auf II, 2: „Aus dem Jahrhundert der Reformation", besonders Kap. 4, neben dem das ausgeführte Bild des Reformators in den „Ahnen" nur eine Abschwächung bedeuten würde. — Zum Bilde des Magisters vgl. II, 2: 1—34.

sollte und zu einer Grenzburg der Deutschen",[1]) was es im Laufe der Jahrhunderte wirklich geworden war, erscheint im Jahre 1519 am Kirchhof von St. Johannes, an dem der Buchführer Hannus seinen Laden aufgeschlagen hat, ein Fremder, der „an seiner Tracht und der Neugier, mit welcher er sich umsah, leicht als ausländisch erkannt wurde". Mit den hier citierten Worten führt der Dichter den Mann ein, der in unserer Erzählung das Bild eines durch den Humanismus zur neuen Lehre hindurchdringenden Gelehrten und Lehrers in jener Zeit zu verkörpern bestimmt ist (S. 12). Von dem „bonum matutinum, domine", womit ihn der Buchführer begrüßt, und dem „salve domine bibliopola", mit dem er den Gruß erwidert, bis zu dem „fringilla, im Latein Femininum, obwohl der Fink ein kecker und tapferer Vogel ist", wie er seinen achtjährigen Enkel „Romulus" in dem Augenblicke belehrt, da er auf der Feste Koburg das Erscheinen Doktor Martin Luthers erwartet (S. 335), haben wir in dem Magister Fabricius eine Schöpfung Freytags vor uns, die mit aller Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdient. Wie ihm der Buchführer nach jener Begrüßung und einem prüfenden Blick „das Neueste von Erasmus Roterdamus" vorlegt, er auch begierig darnach greift, obwohl „die Lust zu kaufen vielleicht größer ist als das Vermögen", ein Bedenken, das der Buchführer bald zu heben versteht; wie ihm dieser weiter „etwas von Wittenberg" anbietet, das er zuerst als „Mönchsgezänk" zurückweist, dann aber über die Brillengläser bedeutsam ansieht, worauf er die beiden Flugschriften „Sermon von Ablaß und Gnade" und „Ohne Ablaß von Rom kann man wohl selig werden" schnell in die Tasche gleiten läßt: das ist bei allem Ernste des Inhalts so heiter erzählt wie die Korrektur des „habet" in „habeat", die er (S. 18) dem „höllischen Abc-Schützen", seinem späteren Schwiegersohne Georg König, zu teil werden läßt, und das „Furor diabolicus", mit dem er seinem entsetzten Kinde Anna den Zwischenfall charakterisiert. Sehr bald aber (S. 42 flg.) zeigt sich der berufene Rektor der lateinischen Schule den hochmögenden Artusbrüdern gegenüber in der vollen Würde des Gelehrten, und seine Forderungen sind so bestimmt, daß sie wohl auch heute noch manchem Kollegen zum Muster dienen könnten. Und der dem Eintritt der wilden Gesellen in die neue Wohnung mit trüben Vorahnungen entgegensehenden Tochter stellt er Jupiter, Phoebus Apollo und die herzerhebende Minerva als die waltenden Götter dar, unter deren Schutze er die banausischen Bogenschützen mit dem Accuvativus cum Infinitivo zu ängstigen gedenke.

---

1) Vgl. II, 1: 180—232. Man erinnere sich der dazwischen liegenden Ereignisse: Schlacht bei Tannenberg 1410, Friede von Thorn 1466.

Freilich reicht die Macht jener Götter nicht in den Bereich des alten Burggemäuers, aus dem in der Stille der Nacht das Trio einer Laute, einer Pfeife und eines Baſſettels in die Wohnung des Magiſters hinübertönt; aber auch hier vermag er ſich zu rühmen, daß er „durch den Vers eines lateiniſchen Dichters, in welchem die ſtygiſchen Schatten aufgefordert werden, ſich in den Orkus zurückzuziehen", dem Unfug ein Ende gemacht habe. Und ſo kann er bald ſeine Zufriedenheit mit den Schülern in einer gemütlichen Anſprache zu erkennen geben, in der er ſich als Konſul Fabricius bezeichnet, bei dem die künftigen Oratores vor dem polniſchen Senat ihre Worte wohl zu ſtellen beſorgt ſein möchten; ebenſo bei der „Kollation", die Georg der Geſellſchaft auf ſeines Vaters Landgut giebt, und bei der er im Anſchluß an die Begegnung, die ſie mit dem „Buſchklepper" Henner gehabt[1]), ſich über den Unterſchied zwiſchen deutſchen Rittermäßigen und römiſchen Rittern ergeht (S. 81), wie er auch ſpäter die Geſellſchaft von den Pfauenzungen ſeiner Römer unterhält, und daß einer von dieſen die Fiſche mit Sklaven gefüttert habe. — Inzwiſchen aber vollzieht ſich ganz leiſe eine mächtige Umwandlung in dem neuen Magiſter. „Zuerſt hatte er vornehm auf den Streit der Mönche herabgeſehen, dann hatte er dem Kampf eine wohlwollende Teilnahme geſchenkt, jetzt aber umfing auch ihn die Macht des gewaltigen Geiſtes, welcher unabläſſig als Lehrer der Deutſchen verkündete und mahnte" (S. 120). Den letzten Anſtoß gab ein ſcharfes Mandat, das die Stadt auf Betreiben des Königs Sigismund von Polen „gegen die deutſchen Ketzereien" hatte ergehen laſſen. Und als der Pole Pietrowski in Begleitung des Bruders Gregorius den geſamten Vorrat des Buchführers aufgegriffen hatte, darunter auch das fliegende Blatt, auf welchem der Magiſter zu Weihnachten die Kapitel von der Geburt des Herrn zuſammengefügt und in gemeines Deutſch übertragen, da wollte er zwar anfangs beweiſen, „daß einem Deutſchen, der durch die lateiniſche Schule aus der heimiſchen Roheit herausgehoben ſei, nichts ſo ſehr gezieme, als ruhige Verachtung der Auguren" (S. 138); aber bei dem brennenden Holzſtoß auf dem Friedhof von St. Johannes vermag er ſich nicht mehr zu halten; und ſein Ruf: „ich proteſtiere gegen die Kränkung, welche hier einem würdigen Lehrer des deutſchen Volkes zugefügt wird," entfeſſelt „wie der Windſtoß, welcher ein Hagelwetter entladet", die zur Wut aufgeregte Menge, und die Teilnahme ſeiner Schüler, Georg König voran, wird für den Magiſter wie für dieſen

1) Zu dem neben dem Geſchlechte der „Könige" hergehenden Geſchlechte derer von Ingersleben vgl. „Die Brüder v. d. Hauſe" S. 81—84 und weiter unten zu „Aus einer kleinen Stadt"; aus den „Bildern" beſonders II, 1: 5—76.

eine Quelle unsäglichen Leides, das indessen durch die Charakterstärke der beiden zuletzt zu einem glücklichen Ende hinführt. Für den Magister sind die nächsten Leidensstationen nach der Ausweisung aus Thorn und der Freude, seinen „Regulus" zum Reisegefährten zu erhalten (S. 171): der Überfall durch die Landsknechte und die Trennung von Anna und Georg, die von dem im Solde des Hochmeisters stehenden Haufen abgeführt werden, während er selbst auf polnischer Seite dem Pan Stibor zugeteilt wird, der ihn „beim Lesen und Koncipieren der lateinischen Briefe verwendet", ihm auch Hoffnung giebt, daß er nach einiger Zeit seine Freilassung erlange (S. 210 flg.)[1]); sodann der Besuch bei den Kindern im Turme, wo er sich und sie damit tröstet, daß dies ein Jahr der Gefangenschaft sei, da „auch ein Größerer, der unser aller Hoffnung war, der Menschheit entzogen in Haft sitzt" (Luther auf der Wartburg: 1521/22); und von wo er sehr bald wieder scheidet, weil es ihn „vexiert, daß sein Kind nicht mehr ihm gehört" (S. 239 flg.); als schwerste aber die Unterredung mit Markus König in Thorn (S. 254—259), die er mit einem kräftigen „Pfui!" beschließt, worauf er seinen ehemaligen Schüler Lips Eske ermächtigt, seine Liberei zu verkaufen und das Geld dafür dem „reichen Manne" zu bringen, während er selbst fortan — wir würden heute sagen: zu seiner Ehre — mit gemeinem deutschem Namen Schmieder heißen will, auch etwas von Virginius spricht, was er indessen vor dem erschrockenen Lips ganz rasch zurücknimmt: „Still, wir sind Christen, und es war nur ein Beispiel." — Von hier ab ist die Wiederherstellung der Ehre seiner Tochter der einzige Gedanke, der den Magister bewegt. Und wenn er auch mit tiefem Schmerze auf den Handschuh der Holzhand des „Scaevola" starrt, auf den ihn Anna hinweist, so kennt er doch keinen andern Weg aus der Unehre als den, daß er seinen Schwiegersohn, der es nicht in Ehren sein soll, „im zweiten Monat von heut, an demselben Tag, zu dieser Stunde, an die Klosterpforte der Augustiner zu Wittenberg" ladet, in dem Turme aber, wo die Unterredung stattfindet, ihm nur so lange Zeit giebt, „als ein Wanderer braucht, um auszuruhen, nicht länger" (S. 302 flg.) — Die Kapitel „Bei den Augustinern" und „Schluß" (S. 315—342) müssen im Zusammenhang gelesen werden, da ihr Inhalt sich unmöglich in einzelnen Andeutungen zusammenfassen läßt.

Auch der Hochmeister des deutschen Ordens hat seinen Leidensweg zu wandeln. Den Zustand des Ordens zu Ende des 15. Jahrhunderts schildert Markus König aus den Erinnerungen der Familie, die selbst einen Hochmeister gestellt hat (S. 26 flg.). Kapitel 4

1) Hauptabschnitt über die „frommen Landsknechte": II, 1: 414—448; daneben II, 2: 4—6.

(S. 90—111) ist ganz dem gegenwärtigen Hochmeister Albrecht von Brandenburg (seit 1511) gewidmet, der, von dem polnischen König Sigismund zur Ableistung des Lehnseides auf den Reichstag zu Thorn berufen, dort nicht erscheint, also daß der Krieg gegen ihn erklärt wird, in dem er, im folgenden Sommer, als Sieger in die feindliche Stadt einzieht. Die Unterredung zwischen ihm und Markus König (S. 104—111) gehört zu den Stellen des Buches, in denen „die Dichtung wahrhafter ist als die Wahrheit selbst". Der vierjährige Waffenstillstand, der im folgenden Jahr geschlossen wird, endet bekanntlich im Jahre 1525 mit der Säkularisation des deutschen Ordens, dessen Hochmeister unter der Oberlehnshoheit Polens Herzog von Brandenburg wird. Die bis zu diesem Zeitpunkt in unsere Erzählung verwebten Zustände und Ereignisse sind, teils in Andeutungen, teils in weiterer Ausführung S. 189—192, 207, 253, 269—275, 276—282, 294—297 dargestellt. Ihr Endergebnis ist auf der zuletzt genannten Seite in des Hochmeisters Worten zusammengefaßt: „Der Orden in Preußen vergeht an seiner eigenen Schwäche, die starke Stimme von Wittenberg hat dringend geraten, mit dem Zwitterwesen ein Ende zu machen, und seit das Büchlein an die Herren des deutschen Ordens im Druck ausgegangen ist, verändern die Brüder in Preußen ihren Stand, und schon mehr als einer hat sich ein Eheweib genommen. Darum bin ich jetzt dabei, mich in das Unvermeidliche zu fügen und mich mit meinem Oheim in Polen zu vertragen." Und unmittelbar darauf erfolgt die Meldung des vertrauten Rates Dietrich von Schönberg: „Hier ist das Schreiben des Königs von Polen für eure fürstliche Gnade; die Entscheidung ist gefallen, wir reisen nach Krakau" (Tag der Belehnung: 8. April 1525). Die Wirkung der Nachricht auf die Bevölkerung aber, insbesondere auf den Titelhelden der Erzählung,[1]) ist S. 304—314 erzählt. Und wenn Julian Schmidt (Preuß. Jahrb., Bd. 39, S. 206) die Frage aufwirft, ob es vielleicht Freytags Absicht gewesen sei, den welthistorischen Prozeß, der in diesem Roman sich abspinnt, als etwas Unfertiges zu zeigen und uns mit dem Gefühl mangelnder Befriedigung zu entlassen, so wird doch darauf zu antworten sein, daß eine jede Erzählung der „Ahnen" nur aus der Zeit beurteilt werden darf, in der sie spielt, und daß erst aus dem abgeschlossenen Werke das Gesamturteil abzuleiten ist, das Schmidt in seiner umfangreichen Besprechung vom Jahre 1881 (Bd. 47, S. 65—98) zu gewinnen hätte suchen sollen, anstatt unter

1) Über die Wahl dieses Titels vgl. „Erinnerungen" S. 249. Auf die Wahl des Namens Georg für den eigentlichen Helden mag die St. Georgenfahne („Bilder" II, 1: 222) nicht ohne Einfluß gewesen sein.

dem „Doppelſinn der Überſchrift“ einen Nachweis zu führen, der allerdings in großen Zügen recht geiſtreich genannt werden darf, im Grunde aber den „Ahnen“ ſelbſt kaum ein Zehnteil des dem Namen zugemeſſenen Raumes widmet.

Einige kulturhiſtoriſche Einzelheiten, die ſich auf das geiſtige Leben des Volkes beziehen, wie z. B. die Fortdauer und ſtete Neuzeugung des Volksliedes und der Volksſage, die Anwendung formelhafter Gebräuche, Äußerungen des Aberglaubens ꝛc., können hier leider nur mit Hinweis auf die betreffenden Seitenzahlen angeführt werden. So: S. 4,[1]) 17, 31 flg., 55, 57 flg., 82 flg., 85, 124, 129, 157,[2]) 159—161, 194, 223, 264, 275, 280, 293 flg., 331, 338 u. m. a. Stellen.

In der erſten der beiden Erzählungen, die unter dem gemeinſamen Titel „Die Geſchwiſter“ zuſammengefaßt ſind, iſt auf den erſten Blick keine Spur von dem zu finden, was wir als den einen der beiden Geſichtspunkte unſerer Betrachtung für die vier letzten Geſchichten bezeichnet haben: das Emporkommen des preußiſchen Staates. Und dennoch ſcheint es, als ob dem Dichter das viel citierte Wort des erſt gegen Ausgang des großen Krieges zur Regierung gelangenden großen Kurfürſten: „Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt“, auf jeder Seite vor der Seele geſtanden habe.[3]) Der Held aber, in dem ſich der Gedanke verkörpert, iſt in der Zeit der tiefſten Erſchöpfung alles politiſchen Lebens nicht eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, ſondern ein Typus aus dem Geſchlechte der Ahnen: Bernhard König. Den andern Gedanken aber vertritt ſeine Schweſter Regine, allerdings nicht als das Urbild einer kraftvollen Fördrerin geiſtigen Lebens in jener Zeit, wohl aber als die ſtille Bewahrerin des wertvollſten Beſitzes, der aus der allgemeinen Zerrüttung gerettet wurde: des deutſchen Gemütes in dem Leben einer deutſchen Frau. — Wir ſtehen im vorletzten Jahre des 30jährigen Krieges. Nahe der Heerſtraße, welche von der Tauber zum Main führt, lagert Kriegsvolk, „ausgewetterte Soldaten, narbige, gefurchte Geſichter mit trotzigen

1) Das Zeichen des Geſchlechtes (ſ. die Anm. zu S. 725), das in den „Brüdern“ (vgl. S. 30 und den Wahrſpruch S. 240, 244) der „arge Wurm in roter Flamme“ iſt, erſcheint hier als Salamander zwiſchen Flammen auf dem roten Banner des Artushofes.

2) Der Burgwald von Neſſau erinnert an die freien Bauern vom Neſſebach in den früheren Erzählungen; vgl. „Bilder“ II, 1: 204, wo auch der Eichbaum unſerer Erzählung erwähnt iſt.

3) Über die Zeit des 30jähr. Krieges im allgem. vgl. III, 1—241; über das thatſächliche Eingreifen des jungen Kurfürſten von Brandenburg: Winter, Geſch. des 30jähr. Krieges (Bd. III, 3, 2 den Onckenſchen Geſchichtswerkes) S. 553, 590.

Augen, viele mit grauem Haare, in ihren Bewegungen sicher und bedächtig, untereinander schweigsam und von stolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt" (S. 4). Es ist der Stamm der Regimenter, die einst unter dem Herzog Bernhard von Weimar[1]) im Elsaß gekämpft hatten, dann aber, als sie vom Marschall Türenne in fremde Länder geschleppt werden sollten, unter Generallieutenant Rosen bei Straßburg über den Rhein zurückgeführt worden waren, nun Meuterer und Empörer nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland genannt, sie selbst aber getragen von dem Bewußtsein, daß sie genau auf ihrem verbrieften Rechte stehen, das ihnen gestattet, sich nur in deutschen Landen gebrauchen zu lassen und nur für die Sache des Evangeliums. Nach einem Überfall, der ihnen von Türenne bereitet worden war, den sie aber mit gewohnter Bravour abschlugen, halten sie Kriegsrat in der zerstörten Kirche eines verlassenen Dorfes (S. 27—33). Und hier ist es die Rede des Rittmeisters Bernhard König, die zu einem Beschlusse führt, dessen Vollziehung ihm selber übertragen wird. „Den nächsten Morgen ... führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main." Die Schilderung dieses Zuges (S. 33—35) ist eine der klassischen Stellen, in denen der Dichter Freytag zeigt, wo die Grenzen der Malerei und der Dichtkunst liegen. — Der Auftrag, den Rittmeister König übernommen hat, führt ihn zu Herzog Ernst, dem Bruder Bernhards von Weimar, mit dem Beinamen der Fromme benannt.[2]) Und die Unterredung zwischen den beiden läßt uns die ganze Zerfahrenheit und den ganzen Jammer der deutschen Zustände jener Zeit in einem Bilde im engsten Rahmen erblicken (S. 64—76). „Die deutschen Fürsten konjungieren!" rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraison nicht, die jedem verbietet dem andern zu trauen." Dies eine Wort möge daraus hervorgehoben werden; außerdem der Hinweis auf die Waffen, die er selber führt, um sich in dieser schweren Zeit zu behaupten: das Wort Gottes in geistlichen Dingen, in weltlichen aber die Bogen Papier, auf denen er täglich seine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und für jeden Ort durch das Land sendet, und die Handkarren, an denen eine Reihe Arbeiter vor seinem Schlosse an täglichen Fleiß und den Dienst für ihren Landesherrn gewöhnt wird. — Sein Auftrag führt den Rittmeister weiter in das Quartier des Grafen Königsmark (S. 114—121), in dem er weniger von Gottesfurcht und täglichem Fleiß wahrnimmt, desto mehr von Prunk und

1) Das Ableben Bernhards von Weimar (18. Juli 1639) ist mit künstlerischer Freiheit dem Beginn unserer Erzählung (Frühsommer 1647) näher gerückt.

2) Vergl. III, 111, 118, 142 flg., 221, 230.

Wohlleben, „wie sie Bernhard noch nicht geschaut hatte, selbst nicht bei dem französischen Marschall, dem die hungernden Soldaten oft Böses wünschten.“ Die Audienz, die er bei dem Grafen hat, führt uns in einen ähnlichen Gedankenkreis wie die beim Herzog: schon beim Beginn, wo der Graf auf die Bemerkung Bernhards, daß er ein Deutscher sei, die Antwort hat: „Das bin ich zuletzt auch, leider ist diese Qualität kein Passeport zu einem glücklichen Leben“; besonders aber in der ausführlichen Erwiderung: „Was euch gefällt, daß ich ein Deutscher bin, das gerade ist mir in Stockholm ein Hindernis für Gunst und Glück; denn argwöhnisch belauern dort meine Feinde meine Mesuren und warten nur auf einen Vorwand mich zu verleumden, als wenn ich mehr an den eigenen Nutzen oder auf den Vorteil der deutschen Landsleute denke als an den schwedischen.“ Was aber der ehrliche Deutsche bei Herzog Ernst nicht erlebt hat, das widerfährt ihm hier: die Bestechungsversuche des Grafen, der den Wert des Geschenkes, das der Krone von Schweden zugeführt werden soll (8 Regimenter: 2000 Mann), sehr wohl kennt und deshalb nach dem Preise fragt, um den die Offiziere ihre Ehre zu verkaufen gedenken. Und so hören wir denn auch (S. 136) ohne große Verwunderung das „Lebt wohl“, das Bernhard kurze Zeit darauf den Kameraden zuruft, die sich einen Tagemarsch nordwärts von Göttingen an der Leine zur Vereidigung gestellt haben. Freilich wissen wir noch etwas anders von ihm, was ihn bestimmt hat, sich für jetzt von den Kameraden zu scheiden. Es ist eine große Liebe, die mitten unter den Schrecken des Krieges in sein Herz eingezogen ist, und von der wir nachher in anderem Zusammenhang noch zu reden haben werden. — Die weimarischen Regimenter aber, jetzt in 4 Regimenter geteilt mit neuen Standarten, finden wir im Mai des letzten Kriegsjahres unter General Königsmark an der Donau, wo auch Bernhard König aus dem „Feenlande“ zu ihnen stößt (S. 157), auch von dem General mit Freuden empfangen wird und diesen zuletzt bestimmt, mit Genehmigung des Feldmarschalls Wrangel nach Böhmen aufzubrechen, woselbst am Ende des Juli durch die Einnahme von Prag die Entscheidung herbeigeführt wird (S. 166), mit ihr der Friede, von dem freilich unser Held nur das Glockengeläute hören soll, unter dessen Klängen er durch das Geschoß eines Todfeindes, sein totes Gemahl im Arme, dahinsinkt.

Schwester Regine ist mit ihrem Bruder in Nürnberg aufgewachsen, wohin der Vater, ein vermögender Kaufmann, von Frankfurt aus gezogen war.[1]) In der Notzeit, die unter Gustav Adolf hereinbrach, war dieser

1) Man beachte, wie sich die Familie König von Frankfurt a. M., dem Sitze einer Deutsch-Ordenskomturei, auch nach Süddeutschland hin verbreitet.

gestorben, vor zwei Jahren auch die Mutter. Da war Bernhard aus den Winterquartieren nach Nürnberg gegangen und hatte die Schwester mit sich genommen, „mit der Intention, ihr sobald als möglich an einem guten Ort bei rechtlichen Leuten ein Unterkommen zu schaffen" (S. 74 flg.). So kommt sie nach Gotha, und Bernhard erzählt von ihr an derselben Stelle: „Sie lebt in schwacher Gesundheit, gnädiger Herr, und vor Jahren ist eine Heimsuchung über die fromme Magd gekommen, daß sie im Schlafe zuweilen laut Gebete und allerlei gottselige Worte spricht. Die Geistlichkeit zu Nürnberg aber, welche durch unsere Mutter Kunde davon erhielt, achtete stark auf ihre Reden und wollte ein Wunder aus ihr machen." Das haben wir, wenn auch nicht im Zusammenhang, schon vorher erfahren (S. 21, 23, 35 flg., besonders S. 46 flg., wo sie unter dem Laubdache des Waldes im Traum redet), auch die Sittsamkeit ihres Verhaltens kennen gelernt, und nun sehen wir (S. 84—90), wie sie auf Befehl des Herzogs von dem Licentiaten Hermann nach Gotha gebracht wird, wo sie, „ohne eine Ahnung zu haben, der Gegenstand hoher Beachtung geworden." Stellt schon die Unterhaltung, die sie auf dem Wege mit dem Licentiaten führt, ein reiches Stück innerer Zeitgeschichte dar, so noch mehr die „Enthüllungen", die (S. 108—113) bei dem Schloßprediger und dann (S. 123 flg., 132—135) auf dem Schlosse Friedenstein erfolgen; und auch die Selbstanklage des Schloßpredigers auf der Kanzel (S. 113) ist nichts weiter als eine Probe aus dem wirklichen Leben.[1]) Trägt letztere wie auch die Frage der Stolgebühren selbst einen mehr heiteren Charakter, so enthüllt die Untersuchung des Konsistoriums auf Zauberei (S. 125—131) ein ebenso finsteres Bild aus der Geschichte der nachreformatorischen Zeit wie die Ketzergerichte der alten Kirche. Und es bedurfte, wie in den „Brüdern vom deutschen Hause", des Gegenbildes einer starken Liebe, wie es im 8. Kapitel nicht nur in dem nicht gerade durch große Frömmigkeit hervorragenden Rittmeister von Alt-Rosen gezeichnet ist, sondern auch in dem Licentiaten Hermann, der vorher (S. 134) geraten hatte, alles dem anheim zu stellen, bei dem allein Hilfe ist, dann aber (S. 152) den Mut hat, „trotz der entgegengesetzten Meinung hoher Geistlichkeit" auf die Seite der mit ihrem Bruder und der Jungfer Judith Möring im innersten Leben gekränkten Regine zu treten und ihr den dritten Spruch zu sagen, den er bei der ersten Begegnung zurückbehalten hat: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da

1) Was Graf Gerhard am Altar des Königs hatte thun lassen wollen und Markus König in stiller Kammer gethan hat, das thut der Schloßprediger coram publico: eine Veräußerlichung des Seelenlebens, die durchaus nicht im Widerspruch zu den „Stillen im Lande" steht; vgl. IV, 9—69.

bleibe ich auch, und dein Gott ist mein Gott." Und so sehen wir denn auch im „Schluß" der Erzählung die Frau Pfarrerin in voller Gesundheit vor uns stehen, wie sie mit den Worten: „Die Traumreden sind vorüber, seitdem ich einen Hausherrn habe, den ich nicht aufwecken darf", ihr Haupt an dessen Brust birgt und dann auch, wie wir in der folgenden Erzählung erfahren (S. 201), das Kind des von dem furchtbaren Wahnwitz der Zeit verfolgten Ehepaares mit den ihrigen zu einem kräftigen Manne erzieht.

Auch hier bleibt eine Sammlung kulturhistorischer Momente zurück, die wir nur kurz andeuten können. Dazu gehören neben der bereits verzeichneten Anklage auf Zauberei mit ihrem Vorspiel (S 55 flg.) und den in die Ferne folgenden Nachwirkungen (S. 158, 167, 169) die weniger tief greifenden Beispiele von Vorzeichen, Traumdeutereien und Prophezeiungen (S. 12, 45, 48, 56, 99, 104) und sonstigem Volksglauben (S. 81, 105, 129, 145) auch das in dem Kriegselende nicht ganz verstummende Volkslied (S. 37)[1]) und die Anführungen gleichzeitiger Poesie (S. 79, 89, 112), die Erwähnung des Bundschuhs (S. 39)[2]), des Klingelbeutels und der Wilddieberei (S. 43 flg.) u. s. w.

Wie in der vorigen Erzählung Bruder und Schwester, so treten uns im „Freikorporal bei Markgraf Albrecht" die beiden Brüder Friedrich und August König als typische Vertreter der unsere Betrachtung leitenden Gedanken entgegen, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier der preußische Staat in der Person seines zweiten Königs, Friedrich Wilhelm I., als scharf umrissene geschichtliche Erscheinung im Vordergrund steht; neben ihm, „welcher alle hochgewachsenen Männer zwingen wollte, seinem Staate zu dienen", ein anderer, der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August II., „der alle Frauen und Töchter, welche ihm gefielen, für sich begehrte" (S. 330); im Hintergrunde endlich, zuerst als Knabe von zehn Jahren (S. 280), sodann im „Schluß" als Sieger im zweiten schlesischen Kriege der dritte, der dem nachfolgenden Zeitalter seinen Namen zu geben bestimmt war.[3]) — Es ist wohl nicht zufällig, daß Freytag den beiden Helden der Erzählung die Vornamen beilegte, die den beiden Königen auf dem Throne entnommen sind.

---

1) Dieses „Blau sind alle meine Farben, und blau ist meine Lust", das Regine als Kind mit ihrem Bruder gesungen hat, mutet uns an wie das „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall" im Simplicius.

2) Der Bundschuh, als Zeichen der freien Bauern in den „Brüdern" (S. 83) genannt, ist hier das schon in der Mitte des 15. Jahrh. vorkommende Bundeszeichen aus der Zeit des Bauernkrieges.

3) Vgl. im allgemeinen IV, 150—219.

Nicht als ob sie diese porträtieren sollten. Beide gehen vielmehr durch die preußische Schule hindurch, in der sie, der ältere freilich nur für Augenblicke, die ganze Härte des Regimentes erfahren. Aber beide werden durch den von den Vorfahren ererbten inneren Adel, jeder in seiner besonderen Weise, befähigt, sich über die äußere Lage zu erheben und in entscheidenden Augenblicken ihren Königen selbst — die Wahrheit zu sagen. — Die Familiengeschichte ist einfach und „geradlinig" wie die Zeit, in der sie spielt. Das einzige, stärker erregende Moment, die Flucht von Thorn nach Berlin (S. 272—275), steht neben früheren Entführungen geliebter Frauen („Ingo", S. 164—168. „Das Nest der Zaunkönige", S. 254—259. „Der Rittmeister von Alt-Rosen", S. 139—149) wie etwa das Menuett beim Schäferspiel (S. 189) neben dem „Königssprung" der ersten Erzählung („Ingo", S. 29). Desto reicher ist sie an kulturhistorischem Detail, wie schon das erste Kapitel ein Kabinettstück zeitgeschichtlicher Kleinmalerei genannt werden darf.

Am stärksten tritt natürlich das Reliefbild des preußischen Dienstes hervor: von der harten Lehrzeit, die August König zu bestehen hat (S. 210—212), durch den leichteren Dienst nach dem Manöver, in dem er den humorvoll geschilderten Kampf gegen die Unwissenheit der Offiziere kämpft (S. 213—217)[1]) und als männlicher Verteidiger einer Jungfrau den heftigen Angriff seines Hauptmanns abzuwehren hat, dann aber dessen aufrichtigen Dank und herzliches Vertrauen gewinnt (S. 218—221); und weiter durch die Zeit hindurch, da er selbst beim Drillen zu helfen hat (S. 227) und zum Freikorporal erhoben wird (S. 229), bis zu dem Punkte, den der Dichter in dem Kapitel „Alles verwandelt" als den Wendepunkt in der militärischen Laufbahn unseres Helden bezeichnet. Das Abschiedsgesuch, zu dem ihn die in den häuslichen Verhältnissen eingetretene Wendung nötigt, beantwortet sein Hauptmann — der erste ist als Werbeoffizier versandt worden, wo er seinen Tod findet[2]) — mit einem Fluche und dem Ruf: „Hinaus! ich werde euch eure sächsischen Mucken vertreiben" (S. 235). Zunächst büßt er seine kursächsische Bildung — auch Magister Fabricius war Kursachse gewesen — dadurch, daß er in seiner Kompagnie einen großen Teil der Schreiberei besorgen muß; seine Sendung auf Kommando aber (S. 241—252)[3]) ist von Erfolgen begleitet, die ihm die Züchtigung

1) Vgl. IV, 198 flg.

2) Über das vielberufene Werbesystem vgl. IV, 178—189 und im Anschluß hieran über die Desertionen. Beispiele zu beiden bietet unsere Erzählung S. 241—252 und S. 265, 267—276; eine Karikatur aus dem Kursächsischen S. 285—291.

3) Auch hier ist wieder die Farbenmischung zu beachten, die das Bild durch Einführung des brandenburgischen Landwirts Schulze erfährt (S. 249—252).

mit der flachen Klinge seitens des Hauptmanns und die Haft mit Schließung an die Strafsäule zuziehen: ein Verfahren, das allerdings in der Untersuchung als Unrecht erkannt wird, nicht aber von dem Hauptmann, der, nachdem er auf einige Wochen beurlaubt war, seinem Korporal für die Zukunft eine „Bekanntschaft mit seinem Degen in ganz anderer Art" in Aussicht stellt (S. 258). — Die inzwischen eintretenden und nachher in Kürze darzustellenden Ereignisse in Thorn (im Jahre 1724) führen ein Verhältnis zwischen Preußen und Sachsen herbei, das allerdings eine vorläufige Entlassung des Freikorporals und seinen Eintritt in den sächsischen Dienst ermöglicht. Hier aber bereitet ihm die Schule, die er in Preußen bestanden hat, in ganz anderm Sinne Qual. Hatte ihm dort das brutale Vorgehen seines Hauptmanns die äußere Ehre verletzt, während der innere Mensch gestärkt und geadelt aus den Widerwärtigkeiten hervorging, so tritt ihm hier in dem polnischen Wesen, das den sächsischen Hof beherrscht und auch in den Heereseinrichtungen sein Spiegelbild findet, eine Schranke entgegen, die ihm unübersteigbar dünken muß. „Das also war das Ende seiner Hoffnungen, und so sah der Dienst in seinem Vaterlande aus! Warum sollte er nicht zu der schönen Gräfin gehen? Das thaten ja alle, von Seiner Majestät und dem Feldmarschall an. Warum sollte er, der Lieutenant, eine andere Ehre haben als diese? Es war einmal der Welt Lauf" (S. 298 flg.). Zwar wird ihm dieser Schritt durch die dazwischentretende Vermittelung einer reinen Liebe erspart, aber das Ausbleiben des Entlassungsscheines aus Preußen versetzt ihn abermals in Schwierigkeiten, in denen ihm sein Oberst rät, anstatt der großen Treppe die kleine zu wählen, die bequemer zum Ziele führe: „durch Connaissancen und Privatregards", wie es in der Sprache des Hofes heißt (S. 306). Und so bleibt ihm am Ende nur die Zuflucht zu dem, der an ihm „ein Exempel statuieren" gewollt, zuletzt aber durch die Kraft der Wahrheit ebenso zu seinen Gunsten umgestimmt wird wie zu denen des Bruders Friedrich, der ihn „für einen Tyrannen ausgeschrieen hat" (S. 323—328).

Friedrich König hat Theologie studiert und ist einem Grafen aus Hannover empfohlen, welcher am englischen Hofe lebte und einen Erzieher für seinen Sohn suchte. Vorher aber führen ihn Familienangelegenheiten nach Thorn, wo er gerade zur Zeit ankommt, da ein Volksaufstand gegen das Jesuiten-Kollegium in St. Johannes (vgl. „Markus König") die Hinrichtung der beiden Bürgermeister und weiterer neun Bürger zur Folge hat.[1]) „Da kommen Sie zur rechten Stunde, um mit anzusehen, was Ihr Kurfürst, der bei uns König von Polen heißt,

1) Vgl. IV, 272 flg.

den Deutschen für ein Fest bereitet", sagt (S. 262) Hannus — doch wohl ein Nachkomme des gleichnamigen Buchführers im „Markus König" — zu ihm. Aber Friedrich will nicht „ansehen", er erbietet und leistet seinen geistlichen Beistand, und am Abend kann er der Jugendgeliebten, die gleichfalls unter den Bekehrungsversuchen der Jesuiten gelitten hat, in Trauer und Trost zugleich sagen: „Bedauern Sie mich nicht meines Amtes wegen, wünschen Sie mir Glück, denn ich habe heut Großes erlebt; bedauern Sie vielmehr uns alle darum, daß es ein deutscher Fürst und unser Landesherr ist, welcher dieses gräßliche und in der Christenheit unerhörte Bluturteil gegen Deutsche hierher gesandt hat" (S. 266). Noch weiß er an diesem Abend nicht, daß er selber das Opfer eines andern deutschen Fürsten werden soll, der, wie der König von Preußen, auf die zwölfzölligen Männer in allen Landen fahnden läßt. Und als er dessen Nachstellung glücklich entgangen ist (S. 267 bis 275), da kann er im Schlosse zu Berlin die Gerechtigkeit des Königs nicht nur für sich anrufen, sondern auch „für die gequälten Opfer von Thorn". Und wenn gleich darauf der König, vor dem Bittsteller mit dem Stock auf den Boden stampfend, die Worte spricht: „Ich bin kein Tyrann, sondern ein christlicher König, der den Willen hat, vor unserm Herrgott ein ehrlicher Mann zu bleiben", so tritt uns hier die Bedeutung des preußischen Staates für Deutschland und die Sache des Evangeliums mit einer Plastik entgegen, die in der folgenden Ausführung (S. 277—281) ihre gründliche Beleuchtung empfängt. — Zwei Jahre darauf erscheint Friedrich Wilhelm freilich wieder als der eiserne Zuchtmeister, der dem aus England zurückkehrenden und um die Entlassung seines Bruders bittenden Kandidaten der Theologie zurufen kann: „Was soll das werden, wenn die Ehre und Reputation der deutschen Offiziere in solcher Weise prostituiert wird?" (S. 317), dabei aber übersieht, daß weder Friedrich noch August es ist, der Ehre und Reputation prostituiert hat, sondern das Regiment des Kurfürsten von Sachsen, oder, wie Friedrich schonend sich ausdrückt, die sächsischen Behörden, deren Versehen aber geringfügig sei „gegenüber dem großen Unrecht, welches Ew. Majestät selbst an meinem Bruder begangen haben." Und es ist von hier ab bis zum Schluß der bewegten Scene (S. 319—328) jede Zeile ein Zeuge für die Kraft der Wahrheit, die einer gerechten Sache unter ehrlichen Menschen stets zum Siege verhilft. — Neunzehn Jahre später, „am zweiten Feiertage der Weihnacht" (1745), elf Tage nach der Schlacht bei Kesselsdorf, hält der Wagen Friedrichs II. vor dem Pfarrhause eines großen märkischen Dorfes. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Pfarrer wendet sich der König zu seinem Begleiter im Wagen: „Kennen Eure Liebden diese hohe Säule der Kirche?" „Es ist der große Feld-

prediger, der früher im Regiment Markgraf stand." „Wissen Sie, wo wir beide ihn zuerst gesehen haben? — Es war bei dem seligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn."[1]) — Es ist der schönste Schluß, der einer in der Form so anspruchslosen Erzählung gegeben werden konnte.

Aus der bereits angedeuteten reichen Ausbeute kulturgeschichtlicher Elemente vergleiche man besonders die Stellen über das religiöse Leben der Zeit: S. 180 flg. über die Orthodoxen und die Stillen im Lande (ähnlich S. 321), S. 183 über die Erbauungsstunden, S. 185 flg. über die frommen Bitten, „die in merkwürdiger Weise Erhörung fanden", S. 193 über die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht, S. 205 über die Verweisung auf die Wunderwerke der Schöpfung, S. 264 über die Bekehrungsversuche der Jesuiten, S. 279 flg. über „Prädestination" ꝛc.; sodann über das öffentliche und gesellschaftliche Leben: S. 181 die Zucht kostbarer Tulpen und Narzissen, die aus Holland bezogen wurden, S. 199 flg. das Schatzgraben, S. 223 die wöchentlich einmal durch die Straßen der Stadt gehende Post, S. 293 die neue Erfindung der bunten Porzellanfiguren, S. 187 flg. die Gesellschaftsspiele, S. 192 die Tabagie, S. 202 das prophetische Glücksrädlein, S. 203 flg. das Schmieden von Heiratsplänen,[2]) S. 297 des Französischreden am sächsischen Hofe, S. 302 das Trisettenspiel mit Einsetzen eines Pfandes u. dgl.; auch einiges über die litterarischen Zustände der Zeit, wie das sorgfältig ausgeführte Bild des Pasquillanten, der (S. 194 flg.) „finstere Schatten" über die Familie König wirft, später (S. 285—292) „besondere Vorliebe für kriegerisches Wesen" zeigt und sich endlich als Oheim der Demoiselle Friederike entpuppt, zu deren Gunsten er den Freikorporal adoptiert und, wie die Mutter zuletzt (S. 330) zugesteht, „sich in seinem Alter sehr gebessert haben soll." Auch die in die Geschichte Augusts eingreifenden französischen Lehrstunden des Monsieur Roncourt und die Erwähnung der damals „neuen Leipziger Büchermesse" (S. 324) gehören zum Bilde der Zeit, an dem die weisen Kritiker unserer Zeit historische Größe vermissen, die freilich in dem die Nippsachensendung begleitenden Sprüchlein: „Du hast dich, wo es not, zu geben bald beflissen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hindernissen" (S. 293) auch nicht liegen sollte.

Alle Strahlen geistigen und politischen Lebens, die seit dem Anbruche der neuen Zeit nach Befreiung strebten, immer aber wieder

1) Dieses späte Auftreten Friedrich des Großen ist ähnlich wie das Luthers im Schluß von „Markus König" zu erklären. Auch hier konnten die „Bilder" nicht durch die Dichtung überboten werden.

2) Vgl. hierzu besonders IV, 148—172.

durch eine stärkere Kraft gebunden wurden, vereinigen sich in der achten Erzählung: „Aus einer kleinen Stadt" zu einem ebenso lebenswarmen als historisch treuen Gemälde der tiefsten Schmach und höchsten Erhebung Deutschlands in den Jahren 1805—1814.[1]) Aber es sind nicht mehr die beiden Strömungen, die wir bis daher getrennt zu betrachten hatten, weil sie sehr häufig in feindlichem Sinne, öfters auch mit kalter Teilnahme einander gegenübertraten. Das gesamte Leben steht nunmehr unter dem kategorischen Imperativ: dem einen, der mit allen Mitteln äußerer Gewalt die deutsche Volkskraft zu vernichten droht, und dem andern, der von dem alten Herrensitze des deutschen Ordens, von Königsberg aus das neue Jahrhundert auf neuen Grundlagen aufzubauen sucht und Kirche und Staat, häusliches und öffentliches Leben bewußt oder unbewußt unter seine Macht beugt.[2]) — Es wäre eine Aufgabe für sich, den die „Ahnen" abschließenden Band von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die innige Verflechtung des Einzelschicksals in der Person des Helden mit der Geschichte und Gesamtstimmung der Zeit in kurzen Strichen zu kennzeichnen.[3])

Ernst König, der Enkel jener „hohen Säule der Kirche", hat in Halle studiert, von wo aus er „fleißig nach Lauchstädt ging, wo die Gesellschaft von Weimar spielte" (S. 30).[4]) Nachdem er das Studium der Medizin beendet, lebt er einige Jahre als Begleiter eines kranken Prinzen auf Reisen, zuletzt in Paris, und ist soeben in der „kleinen Stadt" angekommen, wo er sich nach dem Wunsche seines verstorbenen Vaters als Arzt niederlassen will. Sein „erster Fall" am Orte ist ein Opfer der Gutsherrlichkeit, und seine offene Teilnahme für den Unglücklichen erwirbt ihm die Hochachtung des bürgerlichen Teils der Gesellschaft, der auch der Stadtdirektor und der gerade anwesende Kammerherr nicht zu widersprechen wagen, während der junge Reiterlieutenant am ersten Tische halblaut ein „Sansculotte!" hinmurmelt, er selbst aber in der Stille des Abends mit den Worten: „Ich will meine Pflicht thun gegen die andern und danach ringen, daß ich dies täglich vermag", mit sich und der Öffentlichkeit Abrechnung hält. Nach diesem ersten Tage in der kleinen Stadt begegnen wir ihm im nächsten

1) Vgl. im allgemeinen IV, 310—441, für den „Schluß der Ahnen" auch das letzte Kapitel der „Bilder" (442—493).

2) Über Kant und sein Verhältnis zu Friedrich II. vgl. IV, 267, 283.

3) Über Preußen vor 1806 vgl. besonders IV, 359—375 und als Einzelbild die Erzählung aus den Jahren 1806/7 von Christoph Wilhelm Heinrich Sethe — S. 390.

4) Vgl. IV, 290.

Frühling auf einem Krankenbesuche in dem Hause eines Landgeistlichen, wo ein „heller Strahl" in sein junges Leben fällt (S. 25), der ihm bis zum Schlusse der Erzählung und über diese hinaus die Bewahrung des Gelöbnisses treuer Pflichterfüllung zu erleichtern bestimmt ist. Im Herbst desselben Jahres beginnt der Krieg, der durch die Schlacht bei Jena und Auerstädt den preußischen Staat in seinen Grundfesten erschüttert, im Frieden von Tilsit (S. 117), der nur ein Waffenstillstand zu nennen ist, zur Zerstückelung dieses Staates führt, im Jahre 1809 abermals auszubrechen droht (S. 160 flg.), im dritten Jahre darauf aber dem Tyrannen den Weg weist, „auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein Leben gewesen war" (S. 176): den Weg, auf dem er gegen Ende dieses Jahres auf einem Schlitten durch die kleine Stadt zurückfährt (S. 181 flg.), um im nächsten Jahre in der Riesenschlacht bei Leipzig (S. 235) mit einem Volke zusammenzutreffen, das durch sechsjährige Selbstzucht die Kraft jenes andern Imperativs an sich erprobt, und dem ein halbes Jahr zuvor sein König das Vertrauen zurückgegeben hatte, dessen es zur vollen Entfaltung dieser Kraft bedurfte. — Auf diesen Stationen finden wir unsern Doktor S. 93—118 (Kap. 6) in der im Süden des Staates allein noch Widerstand leistenden Festung Glatz bei dem Grafen Götzen, dem er Arzt und Vertrauter ist; S. 160—162 abermals daselbst, nun aber „leider in persönlichen Angelegenheiten", da Napoleon Befehl erteilt hat, ihn durch die französische Besatzung in Glogau aufheben zu lassen; dann bei dem kleinen Heer des Herzogs von Braunschweig an der sächsischen Grenze, beim Einzug in Dresden und von dort aus als vertrauten Agenten seines Freundes in Prag, „wo sich eine große Zahl preußischer Patrioten gesammelt hatte" (S. 165), nach dem Abschluß des Wiener Friedens wieder in der Heimat (S. 167), nach dem Aufruf „An mein Volk" aber in der Dorfkirche, wo er an der Seite der Geliebten seinen Namen als Freiwilliger nennt, und auf dem Wege aus der Kirche, wo er seinem persönlichen Feinde auf dessen Herausforderung antwortet, wie Pflicht und Ehre es fordern (S. 207—209). — Was Henriette in den Jahren seit Beginn des Krieges gelitten und gethan, ist S. 61—67, 125—141, 150—159, 162—165, 167 flg., 170—175 und endlich im 10. Kapitel erzählt, und es ist schwer zu sagen, wo die stärkere Probe weiblichen Heldentums liegt: in der nächtlichen Wanderung, durch die sie dem Geliebten das Leben rettet, oder in der Kraft der Geduld, mit der sie während der sich durch Wochen hinziehenden Genesung des Kapitäns Dessalle die Stütze des Hauses ist und das Gewissen des schwachen Vaters schärft und ihn vor Unehre in seiner Gemeinde schützt. Aber auch Dessalle hat, so sehr er

sich in die Denkweise seines Kaisers hineingelebt, ein gut Teil von dem Erbe der Väter bewahrt — erst die letzten Enthüllungen im „Schluß der Ahnen" verraten dem hochbetagten Paare das Geheimnis seiner Verwandtschaft mit dem Geschlechte der Könige —; und so kann die Friedensfeier, die das neu vermählte Paar am Morgen in der Dorfkirche begangen hat, bei seinem Erscheinen in der „kleinen Stadt" in einer durchaus reinen Stimmung ausklingen, der der Dichter, gleichsam als Chorführer im großen Drama der Befreiungskriege, in einer Ansprache an die versammelten Festgenossen den entsprechenden Ausdruck verleiht (S. 244).

Auch die übrigen, hier nicht genannten Personen unserer Erzählung sind vortrefflich gezeichnet: so der Einnehmer Köhler, der Verehrer Jean Pauls und des Doktors, bei dem er nur etwas mehr Poesie vermißt, wie auch Minchen Buskow längere Zeit hindurch „leider keine Poesie" und am Ende „doch Poesie" hat und „Frau Einnehmerin" wird[1]); so der Friseur Blaschke, den der Einnehmer zwingt, ihm den Zopf abzuschneiden, weil er ausgeplaudert hat (S. 89—91), und der Schuster Schilling, für den „eine neue Konjunktion gekommen ist" (S. 120, 178, 243); so der eine Stelle zur Aufbewahrung seines Geldes suchende „Herr Hutzel" (S. 46, 120) und der in der Belastung seines Gemütes ein falsches Stück blasende Turmwächter Steinmetz (S. 51 flg.); so der alte Schäfer Christian, dem das Weib, das sich in der Schwedenzeit in den Brunnen gestürzt hat, „wieder umgeht" (S. 40 flg.), wie er auch im Jahre 1812 in den Krähen und Raben, die nach dem Osten ziehen, die Begleiter des Schwedenvolkes erkennt, das auf dem Kirchhof aus der Erde gestiegen ist und nach derselben Richtung fährt (S. 177); vor allem aber die namentlich aufgeführte „Kriegsmacht": die im Felde stehende sowohl, wie der „Rittmeister Helwig von den Husaren", als welchen er sich dem Doktor vorstellt, nachdem er vorher Kaufmann Heller aus Löwenberg gewesen war (S. 85 flg.), und der Pole Witowski, der uns (S. 105—108, 223—229) die Sünden vergessen läßt, die sein Landsmann Pietrowski vor dreihundert Jahren an Georg König und dem Manne von Wittenberg begangen hat, als auch die „reducierte", wie der pensionierte Major von Henner, der dem Doktor seinen Unmut über den „Räuber Moor" in den Glatzer Bergen zu erkennen giebt

1) Es ist erfreulich, neben dem Doktor, diesem „geradlinigen und ernsthaften Kind einer engen Zeit" („Erinnerungen", S. 250), das Bild des Einnehmers und späteren Geheimrats im Ministerium durch unsere Erzählung und den „Schluß der Ahnen" zu begleiten. Die einzelnen Züge setzen sich zusammen aus S. 7—14, 19—21, 59—61, 73—82, 89—92, 121—125, 145—149, 169—171, 180—182, 216—219, 234 flg., 239—244, 252 flg., 274—277.

(S. 72 flg.), in der Zeit des Waffenstillstandes aber nicht umhin kann, dem in der Landwehr vorbeimarschierenden Assessor „Gewehr anziehen!“ zuzuraunen, dann auch selbst mit auf den Exerzierplatz zu ziehen, wo der Unteroffizier, stolz auf solche Hilfe, ein „Vivat den Herrn Offizieren!“ ausbringt (S. 147),[1]) ihm und dem auf Halbsold gesetzten Hauptmann von Buskow, der schon daran gedacht hatte, mit Schwester Minchen und mit Geige und Flöte auf Reisen zu gehen und kleine Konzerte zu geben, was den Einnehmer veranlaßt hatte, durch Vermittlung der Frau Beblow seinen Schrank mit feiner Wäsche zu füllen (S. 123—125); zuletzt auch, aber nicht als der geringste, der alte Wachtmeister des Kapitäns, nun Obersten Dessalle, der den Beweis liefert, daß die Redlichkeit nicht allein unter den deutschen Soldaten zu finden ist (S. 227—232).

Wenn wir hiermit die „kleine Stadt“ verlassen müssen, weil der gestattete Raum zum Schlusse mahnt, so können wir noch viel weniger in die Hauptstadt eintreten, wo das Jahr 1848 über das Schicksal des letzten unserer Ahnenreihe, des Professors der Philologie und späteren Journalisten Viktor König, entscheidet. Man hat G. Freytag vorgehalten — und sein Kollege von den „Grenzboten“ hat nicht am wenigsten zu dieser Auffassung beigetragen —, er habe in den „Ahnen“ sich selbst eine Vorgeschichte erdichten wollen. Der Dichter hat sich in seinen „Erinnerungen“ (Bd. 1, S. 239, 251 flg.) mit genügender Deutlichkeit über das Verkehrte einer solchen Annahme ausgesprochen, und der Schlußsatz dieser Betrachtung: „Den Verfasser der Ahnen aber wird freuen, wenn der Leser das Werk wie eine Symphonie betrachtet, in deren acht Teilen ein melodischer Satz so gewandelt, fortgeführt und mit anderen verflochten ist, daß sämtliche Teile zusammen ein Ganzes bilden,“ er mag den einzig richtigen Fingerzeig zur Beurteilung des Werkes geben, für dessen Besitz wir ihm zu unvergänglichem Dank verpflichtet sind. — Von dem Dichter selbst aber scheiden wir mit den Worten, die er im vorhergehenden Kapitel an den Schluß seiner i. J. 1887 geschriebenen „Erinnerungen aus meinem Leben“ stellt: „Zuletzt aber darf ich, ein

1) Es ist von kulturhistorischer Bedeutung, neben dem Geschlechte, das „von der Sonne stammt“, das andere zu verfolgen, dessen Vorfahren nach den Worten der erzürnten Friderun („Brüder“ S. 83) „als Kuhdiebe durch die Nacht reiten“, aus dem dann einer in „Markus König“ den Bürgerssohn als „Landfliege“ und „Buschklepper“ umschwärmt (S. 74 flg.), schließlich aber (S. 274) „als ein deutscher Edelmann“ die Todeswunde für ihn empfängt, und das wir nun hier in dem Major von Henner erblicken und später (S. 265—275, 280, 301—312) in Richard Henner „aus dem Hause Ingersleben“, erst „Häuptling der Thüringer“, dann Referendar und endlich Mitredakteur und Schwager Viktor Königs, der selbst „sein liebes Weib aus der Kutsche der Bellerwitze“ gehoben hat.

bejahrter und unabhängiger Mann, dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zuteilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugeteilt worden ist durch Einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unseren guten Kaiser Wilhelm und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn."

IV.

Wie der erste Abschnitt unserer „Erinnerung" eine Einleitung zu deren Hauptinhalt darstellt, so möge auch noch ein knappes Schlußwort gestattet sein. Es berührt die Frage: Was bedeuten Gustav Freytags „Bilder" und „Ahnen" für die deutsche Schule? — Der Verfasser hat bereits in der Einleitung den Punkt angedeutet, der nach seiner Meinung einer ausgiebigen Nutzbarmachung des in den „Bildern" gebotenen Stoffes entgegensteht.[1]) Es bleibt ihm noch übrig, den Weg zu zeigen, auf welchem er in mehrjähriger Unterrichtspraxis diese sowohl wie die „Ahnen" für die Schule zu verwerten suchte. Es geschah dies vorzugsweise durch wohl vorbereitete mündliche Vorträge der Schüler, aus denen bisweilen auch schriftliche Ausarbeitungen (Aufsätze) erwuchsen. Er ließ sich dabei nicht durch die ihm ab und zu zu Gehör kommenden Bemerkungen über diesen „höheren Anschauungsunterricht in Unterprima" beirren, indem er der Behandlung des Gegenstandes Lehmanns „Kulturhistorische Bilder" und Lohmeyers „Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht" zugrunde legte.[2]) Ein Beispiel möge die Art der Behandlung darlegen. Aus der Lehmannschen Sammlung wählte ich in einem Jahrgang die zwei Bilder „Im Klosterhofe" und „Belagerung einer Stadt". In den für den mündlichen Vortrag bestimmten Stunden (alle 14 Tage eine) wurden diese Bilder nach dem der Sammlung beigegebenen Texte und nach den dem Vortragenden gleichfalls zum Zwecke der Vorbereitung in die Hände gegebenen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" — für das erste Bd. I, Kap. 7, für das zweite ausgewählte Stellen aus Bd. II, 1 — erklärt, worauf ich selbst, gleichsam als anerkennende Zugabe, zur Erklärung des ersten Bildes aus dem „Nest der Zaunkönige" Kap. 1

1) Eine Anfrage bei der Verlagshandlung, ob etwa ein von ihm zu eigenem Gebrauche angelegtes Namen- und Sachregister nach gründlicher Ausarbeitung von ihr zum Druck angenommen zu werden Aussicht hätte, wurde von dieser in ablehnendem Sinne beantwortet.

2) Die Lehmannschen Bilder finden, wie Verfasser bei dieser Gelegenheit erfuhr, auch bei unsern Theatern vielfach Verwertung, indem sie für Scenerie- und Kostümstudien herangezogen zu werden pflegen.

(„Im Jahre 1003"), zu der des zweiten Kap. 7 („Vor der Festung") derselben Erzählung vorlas. Daß durch diese Vorlesung, die jedesmal etwa die Hälfte der Schulstunde ausfüllte, und die damit notwendig verbundene weitere Ausführung der Erzählung, die oft auf dem Weg der Privatunterhaltung erfolgte, bei den Schülern das lebhafte Verlangen erregt wurde, den Roman im Zusammenhang zu lesen, war mir von vornherein nicht zweifelhaft, und ich glaube, daß nur wenige der zwischen 20 und 30 zählenden Schüler der Klasse sich mit dem einfachen Referate begnügten.[1]) — Einige Wochen später — früh genug, um die Erinnerung nicht verwischen zu lassen, und spät genug, um dem Überdruß zu begegnen — gab ich den ersten der beiden behandelten Stoffe („Im Klosterhofe") als Aufsatz. Die meisten Schüler versetzten sich dabei mit Immo auf die Höhe des Klosterturmes und ließen von dort ihre Blicke ins Kloster schweifen und — darüber hinaus: ins Heu und nach den Bergen der Heimat des Helden. Die am liebsten a tempo marschierenden hielten sich mehr an das im Vortrag beigebrachte Material; aber auch von diesen wußten einige der Phantasie einen weiteren Spielraum zu gestatten, als ich es sonst von ihnen gewohnt war. Im allgemeinen kann ich sagen, daß die im Anschluß an jene Bilder gehaltenen Vorträge stets eine Erfrischung für die Klasse waren, und daß, was nicht weniger sagen will, die danach gefertigten Aufsätze die besten waren, die ich in dem betreffenden Jahreskurse zu korrigieren hatte.

So viel über meine „Probelektion". Mögen auch andere mit ähnlichen Erfahrungen hervortreten, oder auch, wofür ich ganz besonders dankbar sein würde, sich durch diese „Erinnerung an Gustav Freytag" bestimmen lassen, den Weg einzuschlagen, den ich, wie ich glaube, zum Besten der mir anvertrauten Schulklassen betreten habe.

Giebt es eine allgemein-verbindliche Art der Gedichtbehandlung?

Von **August Mühlhausen** in Hamburg.

Ich fürchte kaum, des Irrtums geziehen zu werden, wenn ich annehme, daß die deutschen Stunden, in denen wir Gedichte zu behandeln haben, uns allen die liebsten sind; daß sie uns ein Gefühl der Befriedigung

1) Sollte wohl der Vorschlag zur Anschaffung einer „Gustav Freytag-Galerie" für die oberen Klassen der deutschen Schule als dauernder „Erinnerung" an den deutschen Dicher aussichtslos sein?

gewähren, wie wir es in dem Umfange nicht gar zu oft haben. Unter einer Voraussetzung freilich nur: daß wir mit unsern Schülern allein sind. Kommt aber zum Zuhören eine uns sonst nicht gerade vertraute Person, der wir aber doch aus irgend einem Grunde eine überlegene Lehrgeschicklichkeit zutrauen müssen, so werden wir uns gleich nicht mehr ganz so wohlig fühlen, weil nicht mehr ganz so sicher. Woran liegt das? Zunächst gewiß an der bekannten und edlen Befangenheit, ich meine der Befangenheit aus Bescheidenheit; aus der Bescheidenheit, die da weiß, daß Wollen noch lange kein Vollbringen ist. Aber auch allein an ihr? Oder zuckt nicht durch unsre Seele die bange Frage: ist das, was du da thust, thun willst, zu thun dir vorgenommen, auch wirklich das Richtige? Ob Ers auch wohl ebenso machen würde? Erinnern wir uns nicht vielleicht, daß ein anderer Kollege ganz anders verfährt, und doch auch meint, er thue das Rechte? Da hält der eine, dem ein wohltönendes Organ und vielleicht gar noch zufällig eine Schauspieler-Anleitung geworden, es so sehr mit dem Vortrage, daß ihm Ostermann-Wegeners Wunsch: der Lehrer wende großen Fleiß auf die Ausbildung seiner Stimme und seines Vortrags, nicht mehr genügt, sondern daß er mit Otto Lyon die Forderung stellt: **kein** Lehrer sollte mit dem deutschen Unterricht betraut werden, der in der Kunst des Vortrages nicht wirklich Gutes, wenn möglich Vollendetes zu bieten vermag. Ein anderer wieder sieht im Erläutern und in Disponierübungen die ihm eigentümliche Stärke, und ein dritter, ein straffer, arbeitsfreudiger Mann, sucht Gelegenheit zu geben, daß die Schüler das Selbsterarbeiten lernen sollen. Und die Geschichte der Pädagogik, diese aufgespeicherte Erfahrung eines Jahrhunderts, sagt sie ihm nicht ungefähr dasselbe? Ist nicht, wer eine Gedichtstunde beurteilen soll, in der verzweiflungsvollen Lage, in der Lessing war als Dramaturg des hamburgischen Theaters? Gelobt, klagt er, wird sich der Schauspieler nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben. Und gilt auch nicht für unsern Fall der allgemeine Satz, mit dem Lessing sich zu trösten sucht: Überhaupt hat man die Bemerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Ausübenden in eben dem Verhältnis steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit der Grundsätze ihrer Künste abnimmt.

Welches sind nun, ist unsre Frage, die festen, deutlichen Grundsätze, nach denen eine Gedichtstunde zu beurteilen ist? Giebt es, mit andern Worten, wirklich eine kanonische Art der Gedichtbehandlung?

Wagen wir es einmal, ganz frei von Autoritäten, uns diese Frage für uns selbst, nicht für andre! — und darin liegt Entschuldigung wie Berechtigung unsers Unterfangens — zu beantworten. Irren wir, gut, so werden wir doch das davon haben, was jede Stunde des Besinnens

bringt, daß nämlich die eine oder die andere unsrer Vorstellungen in eine neue Verbindung tritt: und das ist immer ein Gewinn. Verdanken wir doch das ruhige, milde Licht der elektrischen Glühlampe dem Umstande, daß eben Edison die auch sonst schon bekannte Thatsache, daß Glühen nicht Verbrennen ist, in die neue Verbindung mit dem Glühen durch elektrischen Strom brachte.

Erheben wir uns also erst einmal aus der Geschäftigkeit des Werkeltages, wo man nur gar zu gern glaubt, eifrig etwas thun sei schon recht thun, zu der Sabbatruhe der Besinnung und fragen wir uns: Wozu das Ganze? Was wollen wir, was bezwecken wir mit unsern Gedichten? So verschieden die Antwort lauten wird auf diese Zielfrage, so verschieden wird doch wohl auch der Weg sein müssen.

Behandeln wir Gedichte in der Schule, weil es nun einmal so vom Leben gefordert wird, daß man gewisse Stücke der Litteratur kenne, und fügen wir uns darin ebenso, wie eine andre Schule Maschinenzeichnen, noch eine andre Stenographie, eine vierte etwas Spanisch und eine fünfte und sechste Sparen und Handfertigkeit für nötig hält; oder haben wir ein festes Ziel vor Augen, unverrückbar, weil nicht aus den zufälligen Zeitwünschen der wechselnden Tagesmeinung, sondern aus den Ewigkeitsforderungen der uns anvertrauten Seelen erwachsen, sodaß jeder Einzelgegenstand nur in seinem Verhältnis zu dieser Gesamtforderung zur Geltung kommen kann? Ich für meine Person, ich gestehe, daß ich dem Ziel Goethe-Herbartscher Menschenbildung zustrebe, daß für mich also Gedichte nur insoweit in Betracht kommen, als sie ebensowohl das ästhetische Interesse erregen und nähren wie auch solche Vorstellungen übermitteln, die dem Schüler Kraftquellen werden können beim Aufstieg zu edlem d. i. erhöhtem Menschentum.

Um nun zu erfahren, was notwendig ist bei der Gedichtbehandlung in der Schule, ist es vielleicht ratsam, erst einmal darauf sich zu besinnen, wie denn eine Gedichtaufnahme sonst im Leben, bei Erwachsenen, also gleichsam in Freiheit, sich abspielt: hat doch unser Schulbetrieb nicht bloß beim Turnen etwas Surrogat-Artiges.

Wann greift man nach einem Gedicht? Doch nur, wenn man dazu aufgelegt ist, wenn man in Stimmung ist. Man wird nicht einen Rasenden auffordern, ein Gedicht zu lesen, wohl aber einen Weinenden, aber auch einen, dem der Frohsinn aus den Augen schaut; nur wird man dem ersten kein Lied an die Freude reichen und dem andern keine Elegie auf den Tod eines Jünglings; sondern man wird einen jeden nach seiner Stimmung bedienen. Und wiederum: wir werden einem ländlichen Naturburschen nicht Heinesche Salonlyrik (Salon in beiderlei

Bedeutung) oder Schillers Götter Griechenlands reichen, so wenig wie einem Salonhelden den Wandsbecker Boten. Wir werden jedem reichen, wessen wir ihn uns können möglicherweise gewärtig denken: wir werden ihn nach seiner Erwartung bedienen. Und wieder — als erfahrene Leute — werden wir einem alten Herrn nicht gut ein Stück in neuer Orthographie bieten dürfen, ja Bismarck nicht einmal in sog. lateinischen Lettern, die stören ihn so wie einen Schwachsichtigen verfließender Makulaturabdruck oder zu kleine Lettern: sie können beide nicht recht zu ungetrübter Aufnahme kommen: wir werden uns um die passendste Darbietung bemühen müssen. Sie alle aber werden, wenn wir ihnen nur die Zeit dazu gönnen, sich kürzer oder länger darauf besinnen wollen, was sie denn eigentlich gelesen; sie werden die eine Vorstellung sich etwa durch Wiederholung auffrischen wollen, eine andre hingegen, als irgendwie unbequem, ungeeignet, unpassend zu ihrem sonstigen Vorstellen zurückstoßen wollen: sie haben das Bedürfnis nach Besinnung.

Daß so in Wahrheit der psychische Verlauf ist, zeigt uns noch mannigfach die tägliche Erfahrung. Überall, wo viel Leute zu einem Kunstgenuß sich versammeln, also auch solche, welche nur Mitläufer sind, sucht der Künstler selber für die nötige Stimmung zu sorgen: er weiß, daß sonst sein Bestes nicht zur rechten Geltung kommt. Gehen wir ins Theater: bei der Oper sorgt der Komponist selber für unsre Stimmung durch die Ouvertüre; der Schauspieldirektor durch Vor- und Zwischenaktsmusik. Diese hat man ja schon bei klassischen Stücken aus dem Theater verbannen wollen: sie beeinträchtigten den Dichter, nur dieser müsse im Schauspielhause zu Worte kommen; kein Geringerer aber als der menschen- und bühnenkundige Heinrich Laube hat sich für sie erklärt: er wußte eben zu genau, was es bedeutet, ohne Stimmung ein Kunstwerk bieten. Und was leistet denn die Orgel anderes in der Kirche, und die Umflorung der Lampen bei einer Leichenfeier? Und die kräftige, sättigende Eingangsspeise bei einem großen Mittagsmahl? Der Kunstkoch weiß, daß er keinen ärgern Feind hat als den Hunger; gegen den kann er nicht zur Geltung kommen; wenn der Magen nach Speise verlangt, so erlaubt er dem Gaumen und der Zunge nicht, sie erst lange prüfend aufzuhalten. Und wiederum: der Husar in Sturms Wie schön leuchtet der Morgenstern, er bedarf des Stimmung-weckenden Präludiums nicht; er ist so schon ganz Stimmung; und darum verbietet ers dem Küster. Zudem widerspricht es auch seiner Erwartung. Er hat sich schon auf die Töne des Liedes gefaßt gemacht; und da stört ihn jeder andere Ton, er sei so schön er wolle. Denn kaum giebt es in der That Peinvolleres, als eine Vorstellung aufnehmen müssen,

die der erwarteten widerſtrebt. Wie peinlich berührt es doch, ſelbſt einen leeren Leichenwagen raſch fahren zu ſehen, und wie ſchieben wir gleichſam mit, wenn ein Eiſenbahnzug ſchleppend langſam daherkommt. Und welche Wonne, eine erwartete Vorſtellung durch ſinnliche Wahrnehmung erſt ganz völlig zu bekommen. Daher die Freude am Knospen, Blühen und Wachſen; daher die Freude am Weidwerk, die Freude am Kartenſpiel, die Freude am Leben! Und ohne dieſen Wechſel von Erwartung und Erfüllung, wie ſchleppend, wie qualvoll, wie öde das Leben. Das iſt ſo wahr, daß auch die Kunſt uns dieſe Freude der erfüllten Erwartung ſo gern gewährt. Oder .... was iſt anders, pſychiſch betrachtet, der Reiz des Reimes; verſtärkt dadurch, daß wir eine ganze Reihe von möglichen Erwartungen hegen dürfen, und doch weit genug entfernt vom ganz Unbeſtimmten. Und dann der Refrain! Man muß es mit erlebt haben, wie ein naives Publikum jubelnd einfällt, wenn der Ablauf des Rhythmus ihm geſtattet, durch den Refrain gleichſam aus ſich ſelber heraus die Pointe einer dem andern entgegenzubringen. Daß dies Beiſpiel aus dem Vulgär-Leben entlehnt iſt, nimmt ihm nichts von ſeiner Beweiskraft; denn das, wovon wir hier reden, betrifft das eigentlich Äſthetiſche, die ſinnliche Form; und inſofern kann der gemeinſte Gaſſenhauer der erhabenſten Ode an eigentlich äſthetiſchem Wert gleich ſein; was uns ſie doch ſo verſchieden werten läßt, iſt ihr Gehalt in Bezug auf erhöhtes oder erniedertes Menſchentum.

Und ſolches Anregen, ja ſolches Aufregen der Erwartung haben doch auch zum Zweck .... die Überſchriften, die Titel. Wieviel ein guter, d. h. Erwartung weckender Titel wert iſt, das hat auch Schiller erfahren, als er auf Iffflands Rat den nichtsſagenden Titel Luiſe Millerin in Kabale und Liebe veränderte. Wenn unſre Litteraturkundigen darüber die Naſe rümpfen, ſo ſind ſie im Unrecht; uns, die wir das Stück genau kennen, uns kann Luiſe Millerin genügen; der Titel iſt aber für die, die erſt die Bekanntſchaft machen wollen; es iſt ſozuſagen eine Einladung. Und für neue Ankäufe von unbekannten Verfaſſern richten wir doch alle uns nach ſolcher Einladung. Da ſind zwei Broſchüren erſchienen; der Titel der einen lautet: Das Tabaksmonopol; der andern: Kein Tabaksmonopol! oder: Der Antiſemitismus; und: Die Schmach des neunzehnten Jahrhunderts. Wie verſchieden iſt ihre werbende Kraft auf die Käufer. Es war darum ſo übel nicht, daß in alter Zeit ein Herold erſchien, der das verehrliche Publikum in Erwartung ſetzte der Dinge, die da kommen ſollten.

Und nun die Darbietung. Es iſt etwas anderes, ob man den Fuchs oder den Kranich zu Gaſte hat: man muß ſich eben nach Schnauz

und Schnabel richten; nicht nur auf das Was des Gebotenen kommt es an, sondern auch auf das Wie. Es erleichtert die Aufnahme eines Gedichtes ganz ungemein, wenn man die Zeitlänge des Verses durch die Raumlänge der Zeile anzeigt. In Gemäldehallen sorgt man für angemessene Lichtverstärkung oder Lichtdämpfung: so sucht man in der Münchner Pinakothek den Rottmannschen Griechen-Landschaften die uns mangelnde Sonne Griechenlands für den Beschauer dadurch zu verleihen, daß man alles Seitenlicht ausschließt und so durch vermehrte Reizempfindlichkeit des Auges die Landschaft in helleres Licht taucht.

Und endlich die Besinnung. Hat man ein Stück im Theater gesehen, hat man dann nicht geradezu das Bedürfnis, mit Freunden darüber sich auszusprechen? Und unsere ganze Theater-, Konzert- und sonstige Kunstkritik, hat sie im wesentlichen einen andern Ursprung als den, etwa mangelnde Aussprache zu ersetzen? Wie gierig die Leute, die das Stück gesehen, nach dieser Kritik sind, kann man daraus ersehen, daß ein mir bekannter Referent einst den Kontrakt eingegangen ist, gleich in der Nacht auf der Redaktion sein Referat zu schreiben, damit gleich am nächsten Morgen beim Kaffee die Abonnenten erfuhren, was sie eigentlich schon am Abend hätten gedacht haben müssen.

Aber um Eins noch ist mir zu thun: um die deutliche Unterscheidung von Stimmung und Erwartung. Gewiß, sie ist nur graduell. Ich denke so: die Stimmung begehrt: sie treibt nach außen; sie will sich bethätigen. Die Erwartung ist nur bereit, sie erwartet; aber sie kann auch abwarten: sie bleibt innen. Die Stimmung muß man äußern, oder man vergeht. Der Zornige entlädt seine Wut und wenn er auch den Unschuldigen trifft: Gretchens Bruder möchte die Gesellen zusammenschmeißen, obwohl sie doch die Wahrheit reden, weil er den Schuldigen nicht hat. Der durch Liebe Beglückte möchte die ganze Welt umarmen, und der freude-durchglühte Schiller ruft es hinaus: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. Und den Lappen auf seinem Renntierschlitten in der eisigen Öde läßt die Wonne, wenn er einmal einen Baum erblickt, in die Einsamkeit hineinsingen: Ich hab einen Baum gesehen. Und in des gemütlichen Stöbers elsässischer Geschichte von dem Zwist der gelben und der weißen Schürze singt das durch seine Freude zum Friedensengel erhöhte Gerberkind in die Gasse hinaus: Heut geh ich zum Herrn Paten, heut geh ich zum Herrn Paten! Und unser Walther von der Vogelweide, nachdem er so lange vom Schicksal umgetrieben, auch karge Gabe nicht hat verschmähen dürfen, ruft, nachdem ihm endlich, endlich Dach und Fach beschieden: Ich hab ein Lehen! alle Welt, ich hab ein Lehen! Wie dies aus einer Stimmung heraus gedichtet ist, so wird den Dichter auch nur ganz erfassen, der in des

Dichters Stimmung hinein kommen kann. Und alle echten Kunstwerke sind aus einer Stimmung geflossen: der Künstler mußte dichten, mußte malen, mußte komponieren, um seine Stimmung zu entladen: ihm gab ein Gott zu sagen was er fühle, und schön zu sagen. Und so steckt die Stimmung wiederum in dem Gedichteten, in dem Gemalten, in dem Komponierten. Da diese Stimmung nun selbstverständlich an Vorstellungen haftet, so wäre Stimmung im Sinne dieser Betrachtung etwa so viel wie die herrschende, die beherrschende Vorstellung: die königliche Vorstellung; die Erwartungs- oder Apperceptionsvorstellungen wären dagegen die dienenden. Und so ist es auch. Die Stimmungsvorstellung ist es, die jedem Kunstwerk erst das rechte Leben giebt. Oder was drückt uns so bei der Miloniſchen Venus anderes, als daß wir so gar nicht wissen, wie wir sie auffassen sollen. Du hast keine Arme, seufzt Heine mit Recht, du kannst mir nicht helfen. Und ist nicht der geheime Pulsschlag der Nibelungen, wie wir ihn schon im ersten Gesange von Kriemhildens Traum erfühlen können, das was zum Schluß die Worte künden

als ie diu liebe leide zaller jungeste gît.

Ohne Kenntnis der Stimmungsvorstellung ist doch auch das allerschönste Gedicht nur eine Miloniſche Venus; und mit der Kenntnis der Stimmungsvorstellung erscheint auch das schwächste dichterische Erzeugnis noch immer als . . . . . entschuldbar, möchte ich sagen; es hat da so etwas Naturnotwendiges: daher die Wirkung sogenannter Gelegenheitsgedichte für alle die, die in der Gelegenheit drin stehen. Zwei Proben zur Bestätigung: das poetisch ganz ungemein schwache Maßmannsche Ich hab mich ergeben und Heines Grenadiere.

Das Maßmannsche Lied erschien zuerst 1819 in Follens Freyen Stimmen. Freie Stimmen, weil seit 1817 die Reaktion hereinbrach, d. h. der Versuch von oben, die unbequeme Forderung, daß die Freiheitskriege auch Kriege um die innere Freiheit sollten gewesen sein, zum Schweigen zu bringen. Aber die begeisterungsfähige Jugend, die ein Deutschland in Waffen gesehn, wollte nicht wieder ein Bückeburg oder Reuß-Schleiz als Vaterland gelten lassen, das ganze Deutschland sollt es sein. Ganz Deutschland hatten sie die tolle Idee, wie ihr Ankläger, der Geheime Rat Schmaltz, ihnen vorwirft, unter Eine Regierung in einem Repräsentativstaat zu vereinigen; dazu hatten sie die Keckheit, Mängel in der bestehenden Regierung finden zu wollen, und behaupteten gar, die Begeisterung habe in den Befreiungskriegen so Großes geleistet. Das sei aber erfunden, meint der Geheime Rat. Von Begeisterung sei 1813, bei den Preußen wenigstens, keine Spur gewesen; das preußische Volk habe alles, was es in dieser Zeit geleistet, nur auf allerhöchsten königs-

lichen Befehl, in stummem Gehorsam, in dem demütigen Gefühle der Bürgerpflicht gethan und in dieser unterthänigen Dienstwilligkeit liege eben das Große und Erhabene. Wer aber in Krieg und Sieg ein freier Mann gewesen, der wollte, trotz Herrn Schmaltz, sich nicht wieder zurückbannen lassen in die Schranken einer väterlich vorsorgenden Polizei. So gab es denn allerhand Spannungen, die sich entluden im Lied und in der Turnerei.

Im Lied. So singt z. B. Karl Follen selber:

Brause, du Freiheitssang,
brause, wie Wogendrang,
aus Felsenbrust!
Feig bebt der Knechte Schwarm,
uns schlägt das Herz so warm,
uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust.

Stolz, keusch und heilig sei,
gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht.
Zwingherrschaft, Zwingherrnwitz
tilgt Gottes Racheblitz;
euch sei der Herrschersitz
Freiheit und Recht.

Und in der Turnerei. Nur war das Turnen damals noch nicht eine erweiterte Zimmer- oder Heilgymnastik, sondern ein Vaterlandsdienst; es sollte sein ein Stück Volkstum: eine Verbrüderung aller Volksschichten: der Student wie der Handwerksgeselle, sie sollten gemeinsam auch leben: daher alles so äußerst schlicht, daß der Wohlhabende nicht drücken konnte; daher die starken Märsche bei Wasser und Brot: Kuchenbäcker war ein gefürchteter Neckname. Der eifrigste in dieser Richtung war Maßmann, der bedeutendste Jünger Jahns. Und da ihnen, den freiwilligen Jägern, die begeisterungslose Gegenwart nicht behagte, so spielten sie gegen die flache Unbedeutendheit ihrer Tage — Männer wie Stein, Gneisenau, Schön und Humboldt mußten feiern unter dem neuen absolutistischen Kurs — gern die große Vergangenheit aus: es erneuerte sich der Klopstocksche Hermannskultus, und Luther feierten sie auf dem vielberufenen Wartburgfeste als den größten Deutschen. Ihr Ziel war: Durch Reinheit zur Einheit. Ihr deutsches Tum, wie sie es nannten, war ihr Hochgedanke. Wie ernst es aber die jungen Leute nahmen mit ihrem Turnvaterlandsdienst, zeigt uns auch z. B. Maßmann, wie er bei 20° Grad Kälte eine Fußreise unternimmt durch den Thüringerwald. Und so mächtig bewegt wird seine Seele von seinen Idealen, daß er's hinaustönen muß in die winterliche Öde, und so im Angesicht der Wartburg schallt es von seinem Munde:

Ich hab mich ergeben
mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben,
mein Deutsches Vaterland.

Du Land, reich an Ruhme,
wo Luther erstand,
für Deines Volkes Tume
weih ich mein Herz und Hand.

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt,
Dir Land der Freien, Frommen,
Dir herrlich Hermannsland.

Laß Kraft mich erwerben
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
fürs heilge Vaterland.

Und nun zu Heines Grenadieren, die nur zwei Jahre ſpäter erſchienen; noch mitten alſo in der teutſchen Zeit. Über zwei Jahre war auch der Autor jünger als Maßmann. Er hatte als Düſſeldorfer ſeine Knabenjahre unter dem Schatten des erſten Napoleon verlebt; er war nicht Mitkämpfer geweſen in den Befreiungskriegen; und er war Jude; damals hatte er auch noch nicht den behufs Zulaſſung zur Advokatur notwendigen Religionswechſel vollzogen. Und die Juden fürchteten ſchon damals, und mit Recht, daß eine national-patriotiſche Bewegung, die mehr den paſſiven Vorzug der Abſtammung als den aktiven der Erfüllung der Staatspflichten betonen würde, und die es ſchon fertig gebracht hatte, das chriſtliche Bewußtſein bis zum Wahngebilde eines germaniſchen Chriſtentums zu verdunkeln, die Leſſingſchen Toleranzideen beiſeite drängen und ihnen den eben errungenen Aufſtieg, wie ihn z. B. die Mendelsſohn und Beer in Berlin genommen, verſperren würde. Dazu der tyranniſche Druck des Metternichſchen Syſtems, das durch das Ungeſchick der philiſtroſeſten Beamten verzehnfacht wurde; Polizei und wieder Polizei; eine Cenſur, unter der Claurens Schlüpfrigkeiten blühten und Schillers Tell verboten wurde. So kam es, daß der Tyrann Napoleon, deſſen Andenken gerade durch ſeinen Tod am 5. Mai 1821 wieder beſonders lebendig geworden war, den Mitlebenden und Mitduldenden weniger ſchrecklich erſchien als ihre neununddreißig; hatte der als der Teſtamentsvollſtrecker der Revolution doch auch manche neue Freiheit gebracht. Und die durch den Kaliſcher Aufruf verheißenen freien Verfaſſungen ließen in den größeren Bundesſtaaten noch immer auf ſich warten.

So war es die platte Erbärmlichkeit der deutſchen Zuſtände, die dem Korſen einen neuen Nimbus verlieh, und nicht bloß in den Augen Heines. Und aus dieſer Stimmung heraus verſtehen wir's doch, wem der zweiundzwanzigjährige, wie er nun einmal war, ſeine Teilnahme zuwenden mußte; aus dieſer Stimmung heraus verſtehen wir, was es eigentlich bedeuten will, wenn die beiden Grenadiere nicht ſchon in Rußland, ſondern gerade erſt in Deutſchland die Köpfe hangen laſſen, verſtehen wir, wie beziehungsvoll-bitter der Ton geklungen haben muß, in dem man die zwei Zeilen ſprach:

und als ſie kamen ins deutſche Quartier,
ſie ließen die Köpfe hangen.

Gerade in dem Umſtande, daß die herrſchende Vorſtellung eines Gedichts auch die uns beherrſchende, alſo die in uns Stimmung verurſachende iſt, in dem Umſtande liegt die Wirkung ſolcher Zeitgedichte, wie z. B. der poetiſchen Leitartikel des Kladderadatſch und der Geibelſchen Juniuslieder, in dem Umſtande liegt es, daß die Wacht am Rhein uns nicht das mehr iſt, was ſie uns 1870 war, daß Deutſch-

land Deutschland über alles wieder seinen alten Platz als Nationalhymne einnimmt.

Kennen wir aber weder die Stimmungs- noch die Apperceptionsvorstellungen des Dichters, so bleibt uns sein Gedicht .... einfach unverständlich; d. h. als Ganzes natürlich. Daß uns gar noch die Hauptapperceptionsvorstellung fehle, wird allerdings selten vorkommen; aber es kommt doch vor, und das bei einem berühmten Dichter: es ist Klopstocks Heinrich der Vogler, das ich im Sinne habe. Wir mögen uns noch so gern für Heinrich interessieren, wir mögen eben erst von einer Lektüre seiner Zeit herkommen, wir werden uns doch immer fremd fühlen in dem Gedicht: wir sollen Vorstellungen nebeneinander stellen, die wir nicht können. So wird der kranke Heinrich in die Schlacht getragen, und doch glüht sein Antlitz vor Ehrbegier und herrscht den Sieg herbei; das Schwert in des Kaisers Hand soll Strahlen um sich werfen, daß alles tödliche Geschoß den Weg vorübergeh; ein Bräutigam preist ungestüm die Kämpfer, die er Kriegesgötter nennt, weil sie für ihn und seine Braut mitgekämpft. Das stimmt doch wahrlich nicht in die Zeit des sächsischen Heerbanns, das stimmt doch etwa .... zum Kantonnierungssystem; für die Zeit Friedrich des Großen etwa. Und so ist es denn auch wirklich. Das Gedicht ist eben aus der Stimmung heraus entstanden, in der Klopstocks Vater über Friedrich schrieb: Ich liebe den König sehr, der Herr sei seine Sonne, sein Schild, er seiner Feinde Schrecken. Und erinnern müssen wir uns, daß man selbst in der Freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn sich in Fritzisch und Kaiserlich trennte. Die in weitesten Kreisen herrschende Stimmung war damals: Gott sei Dank! da haben wir Deutsche endlich einmal wieder einen Helden, dessen Ruhm die Welt durchfliegt und um den selbst seine ärgsten Feinde uns beneiden. Und aus dieser Stimmung heraus und in der Absicht, dadurch Mitstreiter zu sein, dichtete nun Klopstock dies sein Kriegslied, wie es ursprünglich heißt. Und mit dieser Stimmung und mit all den Apperceptionen, die uns heutzutage wieder Friedrichs Name in der Seele aufsteigen läßt, haben wir nun plötzlich darin eins der besten Klopstockschen Gedichte jedenfalls und überhaupt ein gutes, daß auch unsere Schüler ansprechen wird, besonders nach einer Geschichtsstunde, wenn sie vernehmen werden:

Der Feind ist da! Die Schlacht beginnt!
Wohlauf, zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
im ganzen Vaterland.

Es braust das königliche Roß
und trägt ihn hoch daher.
Heil, Friedrich, Heil dir, Held und Mann
im eisernen Gefild.

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
und herrscht den Sieg herbei,
Schon ist an seiner Königsbrust
der Stern mit Blut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Stern an des Königs Brust,
daß alles tödliche Geschoß
den Weg vorübergeh.

Der du im Himmel donnernd gehst,
der Schlachten Gott und Herr!
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt
die Scharen vor sich hin.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
mit Ruhm fürs Vaterland.

Ich meine, nur in dieser ältesten Form sollte man das Gedicht, das doch in der späteren Form weder Fisch noch Fleisch ist, weiter führen, zum Besten der Schule und zum Besten doch auch Klopstocks.

Gilt nun das, was wir als zutreffend gefunden haben, oder glauben gefunden zu haben, bei dem Erwachsenen, in seiner Freiheit, auch bei dem Schüler, in seiner Gebundenheit? Brauchen wir also Veranstaltung zu treffen, um den Schüler in die nötige Stimmung zu versetzen? Ich denke, wenn wir ihm durch unser Gedicht einen Genuß des Schönen bereiten wollen, doch gewiß. Und umsomehr, da er noch nicht, wie der wirklich gebildete Erwachsene, in einer gewissen harmonischen Normalstimmung sich befinden wird, wo einem der Übergang leichter ist, sondern viel eher in einem Ultra entweder des himmelhoch jauchzend des Spielplatzes — wo er wirklich noch ein Spielplatz ist — oder des zum Tode betrübt eines eben erst erhaltenen Verweises. Ihn in die nötige Stimmung zu versetzen, wird nun die Erweckung der passenden Vorstellungen das psychologisch wertvollste, weil nachhaltigste Mittel sein; aber neben diesem haben wir auch ein sehr wirksames Augenblicksmittel, das im Augenblick, aber auch nur für den Augenblick wirkt: unsere Geberden und — vor allem — unsre Stimme. Zwischen Stimme und Stimmung ist ein solch festes Wechselverhältnis, daß eins das andere hervorruft; sie müssen beide zusammenstimmen, und thun es auch. Man mache nur einmal den Versuch und spreche eine Albernheit in dem gedeckten Tone feierlichen Ernstes: die Wirkung unsrer Stimme ist eine weit schnellere als die der Vorstellungen, die in unsern Worten beschlossen sind: hier kommt die Wirkung des Lichtes später als die des Schalles.

Daß wir aber auch in Bezug auf Apperceptionsvorstellungen bei den Schülern weniger voraussetzen können als bei Erwachsenen, versteht sich wohl von selbst, d. h. als bei gebildeten Erwachsenen. Und wie äußerst verschieden urteilen auch sie noch über ein Gedicht je nach ihren besonderen Apperceptionsvorstellungen. Da ist z. B. die elfte der römischen Elegien:

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

Für Scherer sind diese Verse so lebensvoll, daß er sie geradezu als das Höchste der Kunst rühmt. In vier Distichen, ruft er begeistert aus, stellt Goethe sieben Götter und Göttinnen dar mit einer Sicherheit und charakteristischen Wahrheit, mit so rein poetischen Mitteln, durch Vorstellungen der Thätigkeit so seelisch und zugleich so physiognomisch bestimmt, so fürs Auge lebendig! Und doch werden nur die wenigsten Leser in dies So fürs Auge lebendig! einstimmen können. Denn Scherer irrt sich doch, nicht die Goetheschen Verse an sich geben die Vorstellung von diesen Göttern, wie er sie im Sinn hat, sondern der Umstand, daß sie ihn allerdings an die Skulpturen erinnern, die auch Goethe geschaut hat. Und nur annäherungsweise haben die verschiedenen Leser die ähnliche Empfindung, und verschiedenstufig, jenachdem sie diese Götterbilder kennen etwa nach dem dürftigen Holzschnitt eines Handbuchs der Plastik, oder nach guten Photographien, oder nach sorgsamen, unverputzten Abgüssen oder endlich nach trefflichen Marmorkopien. Ganz einstimmen kann nur, wer die gleiche plastische Erfahrung hat wie Goethe. In einer Litteraturstunde also, die dieser Elegie gewidmet wäre, würde der Lehrende mit allem Drum- und Dranreden doch nichts erreichen, wenn er nicht zuvor für gute Abbilder dieser Originale gesorgt hätte. Und ähnlich steht's in allen Gedichtstunden, zumal gerade der unteren Klassen: was unsere Schüler an Apperceptionen nicht haben, das muß man ihnen geben; wie schon Vater Pestalozzi sagt: Aus einem Nest, in dem keine Eier sind, kann man auch keine herausnehmen. Wieviel man zu geben hat, das wird immer abhängig sein von der Schulgattung, der Klassenstufe und manchem andern. Müßte man soviel Neues bieten an Apperceptions-

hülfen, daß schon diese Aufnahme die Schüler im geringsten belästigte, so wäre ein solches Gedicht schon eben um deswillen ungeeignet für die betreffenden Schüler; denn sie würden, unmittelbar *nach* dieser Anspannung, der notwendigen Frische entbehren.

Käme nun die *Darbietung*. Nach unserm Grundsatz, daß es sich einfach und lediglich darum handeln kann, mit Ausschluß jeder andern Rücksicht, die wirksamste, die ästethisch-wirksamste zu wählen, kann da nur der Vortrag durch den Lehrer in Betracht kommen. Er allein hält die schon vorbereitete Stimmung fest, und sicher fest. Er allein weckt mühelos und sicher das Verständnis für die sinnlichen Schönheiten des Gedichts: er zeigt die Angemessenheit des Rhythmus, die Harmonie der Wortklänge; denn wollen wir doch nicht vergessen, daß das Wort dem Dichter ein Klang fürs Ohr und nicht ein Gebilde fürs Auge ist. Daß wir da ganz nebenbei, ganz ohne daß wir's beabsichtigen, den schönen Gewinn haben, unsere Schüler vor dem Tintendeutsch der Orthographiestunde wieder zum Klangdeutsch der lebendigen Rede zurückzuführen, darf doch erwähnt werden. Aber, wie gesagt, das ist hier nicht unser Absehen.

Und schließlich die *Besinnung*. Wie spielt sich die in der *Schule* ab? Zum Besinnen gehört Zeit. Also gönnen wir dem Schüler erst ein paar Minuten stiller Pause, daß er sich auf sich besinnen kann. Denn wenn er wirklich ganz *Sache* war, so hat er thatsächlich so lange seine Persönlichkeit nicht empfunden. Merkwürdig, wir erzählen unsern Schülern gern solche Musterbeispiele von Vertiefungen wie in der Geschichtsstunde von Archimedes, der sich seine Kreise nicht stören lassen will, oder von Newton in der englischen Stunde, der die Uhr kocht und das Ei in der Hand hält. Wenn aber mal wirklich so ein junges Menschenkind vor lauter Vertiefung nicht sofort in die gestellte Frage sich finden kann nach einem Gedicht oder packenden Prosastück, so fahren wir ihn gleich an als unaufmerksam. Aber gewiß, bei der Pause soll's nicht bleiben; sie giebt erst das Negative; sie giebt erst den Raum, die Möglichkeit; sie ist noch nicht Wirklichkeit. Der junge Geist reagiert noch gar zu schnell auf jeden äußern Reiz: die Fliege an der Wand kann ihn ablenken. Die *nötige* Pause ist vorbei, sobald die Gesichter den eigentlich persönlichen, gewohnten Ausdruck annehmen, sobald das Auge wieder nach außen sieht: man kann das ganz genau wahrnehmen; denn so lange die Seele die Bilder des Gedichtes sah, waren die Augensterne weiter auseinander; die Augenachsen waren parallel; sie fangen sofort an zu konvergieren, sobald sie wieder Gegenstände der Klasse fixieren. Nun komme erst der Lehrer mit seinen Fragen, und zwar mit solchen, die den Schüler zu

wirklicher Aussprache ermuntern; man wird da immer noch Gelegenheit finden, so manches an den richtigen Platz stellen zu müssen. So ist es z. B. den Kindern nicht weniger natürlich als den Erwachsenen, Stellung zu nehmen zu dem Inhalt des Gedichtes; es einen Baustein sein zu lassen zu dem Ganzen seiner Persönlichkeit: es will, mit einem Wort, auch Werturteile fällen. Und darin ist es in seinem Recht, und Sache des Lehrers ist es, ihm dabei behülflich zu sein, es auf einen möglichst hohen, freien Standpunkt zu führen, von dem aus uns die Harmonie der Welt erscheinen kann.

Prüfen wir nun, ob und welchen Wert unsere Erwägungen für die Praxis der Schularbeit haben können: wie sie Auswahl und Behandlung der Gedichte beeinflussen werden.

Was die Auswahl betrifft, so müßten ausgeschlossen sein zunächst alle Gedichte, die entweder keine Stimmung haben, oder in deren Stimmung wir unsere Schüler nicht versetzen können. Es sind also die Gedichte nicht zu berücksichtigen, die nicht aus einem dichterischen Muß, sondern aus einem schriftstellerischen Kann, Kann-auch geflossen sind; also alle die langatmigen Gedichte beschreibend-erzählenden Inhalts, bare Prosa in Reimen, wie die Kaiserchroniken des Mittelalters waren. Und in die wir unsere Schülern nicht, noch nicht versetzen können; also z. B. in die Stimmung völliger Resignation. So war ich einmal Zeuge, wie ein Kollege in der Sexta Lenaus Drei Zigeuner fand ich einmal sogar auswendig lernen ließ, wo der Schluß bekanntlich lautet:

Dreifach haben sie mir gezeigt
wenn das Leben uns nachtet,
wie man's verschläft, verraucht, vergeigt,
und es dreimal verachtet.

Aber auch ein Gedicht wie Chamissos Der Bettler und sein Hund halte ich in seiner Stimmung schon für nicht geeignet für gar so junge Menschenkinder: es kann noch so eben gar nichts von der gräßlichen Bitterkeit einen Widerhall finden; und ohne diesen wirken die starken Worte nur als Roheit — und das sollten sie doch nicht —; für die starken Worte als bloße Kraftleistung sind nun Knaben wohl empfänglich, wie die Erfahrung lehrt; diese Stimmung ist aber doch nicht die des Gedichts. Da Mädchen für diesen Reiz doch nicht so recht empfänglich zu sein pflegen, so weiß ich nicht, wie gar Lehrerinnen dazu kommen können, dies Gedicht auch noch auswendig lernen zu lassen. Vielleicht nur, weil's doch von dem Dichter von Frauen Liebe und Leben und der Waschfrau ist.

Ausgeschlossen müssen auch diejenigen sein, wo wir die Apperception nicht recht vermitteln können. So habe ich leider auf meinem päda-

gogiſchen Sündenkonto die Unthat, daß ich, als ſehr junger Mann, Chamiſſos Szekler Landtag habe Quartaner lernen laſſen, den Szekler Landtag, der heutzutage ſelbſt nur den Erwachſenen anſprechen kann, der etwa gerade in der Stimmung iſt, über gewiſſe Stadtverordneten-Sitzungen oder über Schwerinstage ſich zu amüſieren. Und wenn auch unſre Schüler leider mehr aus der Zeitung leſen, als ihnen gut iſt, die Reichs- und Landtags-Stenogramme kümmern ſie doch nicht; zudem haben heute dieſe Verhandlungen doch mehr Kraft und Inhalt, als jenes Gedicht aus trüber Zeit vorausſetzt.

Ablehnen müſſen wir aber auch alle ſolche Gedichte, für die wir wohl und ſogar leicht die Stimmung erwecken können, für die auch die nötigen Apperceptionen leicht zu beſchaffen ſind oder wohl gar nur aufgerufen zu werden brauchen, die aber als Ganzes oder auch nur in einem Teile nicht die geeigneten Vorſtellungen gewähren — und hier unterſcheidet ſich Schule und Leben —, die als Hülfen beim Aufſtieg zu edlem Menſchentum können angeſehen werden. Zu ſolchen Gedichten zähle ich z. B. die meiſten Güllſchen, wahre Tändeleien, wenn nicht Läppereien, und auch Gedichte wie Matthias Claudius War einſt ein Rieſe Goliath. Das Behagen, welches das letztere den Jungen bereitet, iſt denn doch zu ſehr dem gleich, das auch die Erwachſenen an den bekannten Prügelſzenen des Kaſpertheaters und an ähnlichen Marktfreuden zu finden pflegen.

Da nun die neueren Leſebuchwerke faſt alle nach Jahreskurſen geordnet ſind und damit Anſpruch erheben, eben für die betreffende Stufe wohl geeignet zu ſein, ſo iſt es vielleicht lohnend, einmal einen Gang durch ein ſolches Leſebuch zu machen und zuzuſchauen, wie es ſich zu unſern eben entwickelten Hauptforderungen ſtellt; dabei kann ſich ja dann auch wohl herausſtellen, ob unſere Forderungen ausreichen, oder ob doch noch andere durch die Praxis aufgeſtellt werden. Welches Leſebuchwerk wir wählen, iſt für unſern Zweck ſo ziemlich einerlei, denn gewiſſe allbekannte Gedichte finden ſich durch Tradition in allen vertreten, ob ſie nun für Gymnaſien-, Real-, Mittel- oder Volksſchulen, Knaben- oder Mädchenſchulen zuſammengeſtellt ſind. Ich habe gerade im Augenblick vor mir liegen den bekannten Baldamus und das Leſebuch der ſog. Geſellſchaft.

Für die untere Leſebuchſtufe, alſo für das zweite Schuljahr — die Elementar- oder Vorſchule mitgezählt — dominiert Wilhelm Hey, der Klaſſiker, wie man ihn genannt hat, der Kinderpoeſie. Kinderpoeſie! Eigenes Wort! Wenn man nur ſo recht wüßte, was das wäre. Die das zum Lobe ſagen, denken ſich ſo etwas dabei wie Gartenlauben-Roman, d. h. man kann ſie gern Kindern in die Hand geben; es

kommt nichts Anstößiges darin vor. Aber, welcher Dichter, welcher Muß-Dichter wird solche Kindereien schreiben. Es hat's ja noch Keiner der Großen gethan. Solch Herabbeugen zu einem vermeintlichen Kinderstandpunkt ist doch zu gekünstelt. Und es ist ja auch gar nicht wahr, daß gesunde Kinder an solch einem Zeug Behagen finden. Der Knabe will ein Held werden, ein Mann wenigstens, aber nicht ein artiges Kind. Herbart hat vollkommen recht, wenn er sagt: Hat dein Zögling acht Jahre, so ist er über alle diese Kindereien hinaus. Aber sie sind doch so verbreitet, diese Kinderschriften. Gewiß, aber die Kinder kaufen sie auch nicht, sondern die Eltern, und die begehen eben den verzeihlichen Irrtum, daß sie das Behagen, das sie an dem Kindlichen nehmen, sie die Älteren, die zurückblicken, schon auch ihren Kindern unterschieben. Die Heyschen Kinder sind allerdings verzweifelt altklug: so in dem Gedichtchen oder Reimstück, wie ich's richtiger nennen will, Sonntag, wo das Kind berichtet, wie die Mutter zur Kirche gegangen, heimkommt und sich beim Kindchen niedersetzt und

saget mir, was sie gesehen
und gehört hat alles dort,
und von Gott manch gutes Wort,
wie ein Kind es kann verstehen. (!)

Welch ein Kind!

Oder das andere Kind in der Nummer Was das Kindlein alles hat, oder vielleicht ist's ja auch wieder dasselbe kluge Kind, das da fragt — wen steht glücklicherweise nicht dabei:

Und wißt ihr, wo ich das Herz hab her?
Das hat mir der liebe Gott gegeben,
Das Herz und die Liebe (!) und auch das Leben.

Und in demselben Reimstück kramt es auch seine übrige Weisheit aus:

Hier eine Hand und da eine Hand;
Die rechte und die linke sind sie genannt;
Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen;
Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen;
Doch wenn ich erst groß bin und was lerne,
Dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

Ich muß gestehen, mich schaudert jedesmal, wenn ich dies Stück in der Klasse lesen oder aufsagen höre. Wem sagt denn der Junge, daß er fünf Finger hat, seinen Kameraden, oder seinem Lehrer? Und nur spielen will er sie lassen: ja, da giebt's doch einen Betragenstadel. Und erst, wenn er groß ist, will er was lernen? Ja, was thut er denn jetzt in der Schule? Aber zur Ehrenrettung Wilhelm Heys muß ich's nur gestehen, das Kind, an das Herz gedacht, geht noch gar nicht zur Schule. Dieses Buch, lautet sein erster Satz zu den Fabeln, ist zunächst

für Kinder von 4 bis 7 Jahren bestimmt. Und da müssen Pädagogen solchen Mißgriff thun, das ist hart! Sollen einmal so viel Reimstücke in dem Lesebuch sein, was aber gar nicht nötig ist, so halte man sich lieber an Reinick und Löwenstein, die wenigstens einen knabenhaften Ton anschlagen, der aber höher weist, ans Männliche heran.

Aus dem Lesebuch fürs dritte Schuljahr muß ich unbedingt ablehnen Goethes: Ich ging im Walde so für mich hin; weil ein Kind durchaus unfähig ist, den eigenen Reiz dieses Gedichtes zu empfinden. So, wie es das Kind auffaßt, ist es eben noch kein Gedicht von Goethe. Erst wenn man wie bei einer echten Parabel Lebensverhältnisse durchscheinen sieht, ist es, was es für Goethe war, was es für uns sein soll. Das kommt später? Nein, das thut es nicht, von selbst wenigstens nicht, nur durch besondere Anleitung, und dann . . . schwer: Die erste Auffassung bereitet geradezu eine Hemmung. Es gehört dies in das Kapitel, das schon unserm scharfsichtigen Lessing so geläufig war, wenn er den Vorzug eines pädagogischen Werkes auch darin sieht, daß es nichts bringen darf, was später Hindernisse bereitet für die Erkenntnis des wahren Verhältnisses. Wir lehnen also dies Gedicht ab, weil die Apperceptionen zur eigentlich ästhetischen Auffassung des Gedichtes in der Seele des Schülers noch fehlen.

Wie man Lichtwers Die Katzen und der Hausherr ins dritte Schuljahr stellen kann, ist mir unerfindlich: es sei denn nach dem Rezept: Du sollst und du mußt lachen. Und das thun denn die Jungen auch. Lachen ist nun zwar physisch immer eine gesunde Bewegung: es darf aber in der Erziehungs-Schule doch nicht auf Kosten des guten Geschmacks geschehn. Und wenn ich auch die ganze burleske Szene gelten lassen möchte, wenn ich selbst abgelebte Kater in der Schule dulden wollte, den Hinz, des Murners Schwiegervater werde ich immer hinauswerfen.

Und ich stehe mit solcher Meinung nicht allein. Denn im 5. Schuljahr haben die Redaktoren des Lesebuchs der Gesellschaft in Hagedorns Seifensieder doch gerade die Stellen ausgemerzt, die auch mir verbieten würden, das Gedicht, wie es Paldamus aber thut — und auch für das 5. Schuljahr — vor die Schüler zu bringen. Der Stimmung nach würde ich es wohl für passend halten, denn daß die Sorge ums Geld den Frohsinn rauben kann, dafür kann man schon Erfahrungen, mindestens mittelbare, an Vater und Mutter, in der Seele der Schüler aufrufen; und daß ein froher Sinn ein gar herrliches Gut sei, dafür haben sie gar schon eigene kleine Erfahrungen; auch in Bezug auf die Hauptapperception ist alles in Ordnung: aber sie hören da manches, über das sie sich bei der Besinnung doch müßten Rechenschaft geben wollen, und das könnten sie dann nicht.

Wo es im Lesebuch der Gesellschaft heißt:

Es wohnte neben diesem an
ein reicher, fauler, feister Mann

da heißt es bekanntlich bei Hagendorn:

Es wohnte diesem in der Nähe
ein Sprößling eigennützger Ehe,
der stolz und steif und bürgerlich
im Schmausen keinem Fürsten wich.

Besinnen wir uns selber erst einmal, was in diesem

Sprößling eigennützger Ehe

alles beschlossen ist; doch ein ganzes Stück Darwin! Und auch die Katzen stören mich wieder in diesem Gedicht. Oder will man wirklich, daß die Schüler sich darauf besinnen sollen — und die Besinnung ist ja eine unserer Forderungen — was es heißt:

Sein [Kater] Hinz, der Liebling junger Katzen,
so glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Es ist eben dies Gedicht, daran müssen wir uns immer wieder erinnern, nicht für Kinder, sondern für Erwachsene geschrieben; es will geradezu geistreich sein, und ist es auch; in den vielen feinen Anspielungen liegt der ihm eigentümliche Reiz; in der Redaktion des Lesebuchs der Gesellschaft ist ihm der abhanden gekommen.

Und ähnlich verhält sich's mit Goethes Hufeisen, das beide Lesebuchwerke für Quarta bringen. Die feine Ironie dieses Gedichts geht spurlos auf dieser Klassenstufe verloren; bleibt nichts als die Fabel: was ihm seinen ästhetischen Wert verleiht, bleibt tot.

Im fünften Teile würde ich wieder etwas von Goethe ablehnen, und zwar den Fischer. Und ich bekenne gern, daß ich das von den Franzosen habe. In dem Plan, den sie dem deutschen Unterricht zu Grunde gelegt haben, wird ausgeführt, daß sie dies Gedicht für Prima aufsparen, obwohl es dem Vokabelschatz wie der Syntax nach sehr wohl für eine untere Stufe paßte. Den eigenen Zauber dieses Gedichts zu empfinden, der sich in französischer Sprache kaum andeuten lasse, setze aber höheres Lebensalter voraus — (und vertrautere Kenntnis der deutschen Sprache). Und in Kunstdingen dürfen wir unsern westlichen Nachbarn doch immer noch etwas zutrauen.

Ablehnen muß ich aber auch noch... Klaus Groths Min Moderspraak; weil den Schülern die Stimmung dafür fehlen wird; wenigstens der Gesamtheit als solcher. Denn die Gefühle, die Klaus Groth da hat, oder da haben will, diese Gefühle erregt die plattdeutsche Sprache in unsern Schülern nicht, nicht mehr. Denn alle ihre höhern Em-

pfindungen, sie sind geknüpft an das hochdeutsche Wort. Das erste Kindergebet, das die Mutter mit ihnen gesprochen, war doch auch schon hochdeutsch. Es kann ja sein, daß Klaus Groth das Vaterunser zuerst plattdeutsch gebetet hat, wie's diesem Gedichte nach ja muß gewesen sein; bis ich darüber aber keine klassische Zeugenaussage besitze, bezweifle ich's: schon 1621 hörte man auf, die Bibel plattdeutsch zu drucken. Sein Quickborn im ganzen spricht mich an wie eine Übersetzung hochdeutscher Gedanken in plattdeutsche Mundart; ausgenommen so ein Stück wie Lütt Matten de Haas; das ist plattdeutsch auch empfunden; und das zeigt uns das beschränkte Gebiet, in dem die Dialekte wirklich noch leben: das Kleinleben, besonders mit einem Stich ins Komische. Wie wahr das ist, dafür bewahre ich mir unter anderem als Anzeichen eine Todesanzeige auf aus dem Hamburger Fremdenblatt, Jahrgang 1893, April 21: der Plattdütsche Club St. Pauli von 1879 widmet einem verstorbenen Mitgliede einen Nachruf, aber ... ich sage selbstverständlich ... **hochdeutsch!**

Soweit unsere Lesebuchwanderung.

Vielleicht ist es nun gut, zum Schlusse, noch einmal unsre Meinung an einem Probebeispiel, gleichsam im ganzen, zu wiederholen. Ich wähle dazu Uhlands Glück von Edenhall, nicht, weil ich besonders dafür schwärme, sondern weil es einmal ein beliebtes Deklamationsstück ist.

Also Nummer Eins: die Stimmung.

Meiner Auffassung nach kann man die Stimmung, aus der heraus der Dichter den Stoff wählte und gestaltete, zusammenfassen in die Worte: Ich billige die Scheu vor dem Heiligen, ich warne vor dem Frevel am Heiligen.

Scheu vor dem Heiligen. Kennen unsre Schüler aus Erfahrung solche Scheu? Ich denke: ja. Erinnern wir sie z. B. an die Scheu vor einem Toten; wie man auf den Zehen geht, leise spricht, und sich schämt, Leichtfertiges auch nur zu denken. Aber wohl nicht alle Schüler haben schon einen lieben Toten im Hause gehabt. So erinnere man sie an den Karfreitag, der ja selbst noch in der modernen Großstadt ein stiller Freitag ist: ob ihr Vater sich da nicht scheut, eine Arbeit zu verrichten. Oder, die etwa schon in der Kirche gewesen sind, ob sie nicht Scheu empfunden, da etwa laut zu sein; oder gar zu lachen. Oder — und das giebt gleichzeitig schon eine Apperception mit ab für unser Gedicht, ob sie nicht in der Familie einen Gegenstand hätten, den sie sich scheuten, lässig anzufassen: ein Bild, eine Uhr, oder etwa den Stuhl, in dem Großvater gestorben; oder man erzählt von eigenen Dingen: so, daß mir, wenn ich mit den Kindern zur Großmutter frühstücken gehe, eine Tasse gereicht wird, die Großmutter dem Großvater vor 56 Jahren, als sie noch Brautleute waren, geschenkt: wie diese

Tasse alle Wanderungen und Kriegszüge mitgemacht, wie sie, und zu Zeiten täglich, wirklich gebraucht worden und trotzdem, obwohl aus Porzellan, doch noch nie einen Unfall erlitten, weil eine gewisse Scheu die Finger zur Vorsicht regiert. Oder .... (es giebt aber der Fülle der Beispiele eine so große) oder man erinnert sie etwa an die Scheu, mit dem Finger in die Sterne zu zeigen, oder in den Himmel zu sehen, wenn es blitzt, und erinnert sie oder erzählt ganz kurz das Märchen vom Buchweizen, der dagegen frevelte (und damit haben die Schüler zugleich wieder ein Stück Apperception) und zur Strafe kohlschwarz gebrannt wurde.

Unsere Forderung Nummer 2 zu erfüllen: die Erwartung in eine gewisse Richtung zu spannen, erinnern wir an die Geschichte vom König Agamemnon, der jagdfrevelnd den heiligen Hain der Artemis verletzt und die eigene Tochter zur Sühne opfern mußte, oder wir geben, und das rückt noch näher an unsern Stoff heran, die Geschichte vom Wilden Jäger, wie der die Scheu vor dem Sonntag verletzte und mit großem Hallo auf die Jagd zog, wie er dann die Scheu vor dem Eigentum des Pflügers, ja selbst die Scheu vor dem Eigentum der gottbefohlenen Witwen verletzend, frevelnd die stille Einsamkeit des Klausners nicht achtend — dem Wüten der Hölle verfällt. Oder — und da haben wir auch wieder den Becher und sogar die gleiche Katastrophe: die Geschichte, wie Belsazar frevelnd aus den heiligen Gefäßen des Jahwetempels zecht.

Da wir nun als lebendige Menschen doch sicher die Fragen und Belehrungen bezüglich der Stimmungsvorstellungen sowie unsere Apperceptions-Darbietungen mit dem Ton gesprochen haben, wie es der Stimmung des Gedichts, das ja in unserer Seele die gerade herrschende Vorstellung ist, gemäß ist, so können wir hoffen, unsre Schüler nun so vorbereitet zu finden, daß unsere

Nummer 3: die Darbietung durch einen möglichst eindrucksvollen Vortrag des Lehrers nicht vor tauben Ohren oder verschlossenen Seelen Halt zu machen braucht.

Durch welche Mittel aber mache ich meinen Vortrag eindrucksvoll? Allein durch die Stimme? Oder darf ich auch Mienenspiel und Geberden anwenden? Ich denke: ja. Denn wenn unsre Seele arbeitet, so verändern sich doch ja schon unsre Mienen. Aber auch Geberden? Gewiß. Mit einer Einschränkung natürlich. Der Lehrer vor der Klasse ist immer Rezitator, nicht Schauspieler! Mienen und Geberden werden also gegen die des Schauspielers als gedämpft bezeichnet werden können. Leider haben wir zu selten Gelegenheit, gute Rezitatoren zu hören. Zur Zeit meiner Entwicklung hörte ich zwei in ihrer Art bedeutende Männer: Türschmann und Palleske, den bekannten

Schillerbiographen. Abgesehen von der tiefern Bildung, die gewiß Palleske eignete, und die ihm eine Überlegenheit der eigentlich geistigen Mittel gab, würde ich auch sonst Palleskes Art vorziehen: Türschmann konnte den Schauspieler, der er gewesen, nicht genug vergessen. Zu seiner heftigen Art der Gesten hätte auch das Kostüm, hätte, vor allen, die starke sinnliche Gegenwirkung von gegenwärtigen Mitspielern gehört. Da eine Person hier alles allein giebt, so muß auch eine gewisse Einheit gewahrt bleiben; und das ist nur in der gedämpften Art möglich.

Haben wir, *nach* dem Vortrage, durch eine kleine Pause den negativen Teil unsrer

Forderung 4, der Besinnung, gegeben, so folgt nun der positive Teil so, daß wir zunächst Fragen stellen werden, wie sie gerade bei diesem Gedicht geboten sind, die uns Gewißheit verschaffen, daß der Schüler sich den Gang des Gedichtes nach unsrer Auffassung in allen Teilen, nach allen Beziehungen möglichst klar vorgestellt hat. Hier ist auch der Ort, sprachliche Erläuterungen zu geben, aber nur so weit, als sie das Verständnis des Gedichts erheischt, keine abführenden etymologischen oder grammatischen Exkursionen; hier können wir auch das Rhythmische besprechen, den Refrain und dergleichen, aber wiederum nur, soweit die *ästhetische* Auffassung gerade *dieses* Gedichtes davon *unmittelbare* Förderung hat. Das Mehr oder Weniger in diesem Betracht wird immer veränderlich sein nach dem ganzen Stand der jedesmaligen Klasse. Alles das, ich wiederhole es, gehört zu den *läßlichen* Dingen. *Unerläßlich* aber ist in der Schule, soweit sie Erziehungs-Anstalt ist, die *Wertung* des Kerns des Gedichtes: es handelt sich da um *unsere* Stellung zu *dieser* Scheu vor dem Heiligen, und zu *dieser* Verknüpfung von Frevel und Strafe. Ist hier eine solche Verknüpfung überhaupt? könnte man fragen. Eine ausgesprochene nun wohl freilich nicht; aber was man in der Grammatik als Asyndeton bezeichnet, ein unverbunden Verbundenes, das haben wir hier im Poetischen: der Dichter läßt *sofort* auf den Frevel ein Übel für den Thäter folgen. Und unsre Schüler, darauf dürfen wir uns verlassen, empfinden es als *Strafe* für den Frevel. Ist es doch einfach ein Grundgesetz unsrer Seele, auf eine Aktion eine zugehörige Reaktion folgen zu sehen: im Sittlichen kann man's ja mit Herbart gern die Idee der Vergeltung nennen. Und diese Forderung ist es, die das Märchen erfüllt, wenn es das schuldlose Aschenputtel zur Königin werden läßt, und wenn die böse Stiefmutter in glühenden Eisenschuhen sich auf der Hochzeit zu Tode tanzen muß. Was für die Kinder und die Kleinen im Volk das Märchen erfüllt, das sagt doch auch dem eisengeschienten Ritter das gewaltige Lied von den Nibelungen: wie die Schuld uner-

bittlich ihre Sühne fordert und findet; das sagt uns Schiller in den Schlußzeilen der Braut von Messina, und das sagt uns Goethe in dem Liede des Harfners: alle Schuld rächt sich auf Erden. Freilich: über die naive Verknüpfung in Märchen und Volksdichtung sind wir hinaus: so können wir nicht mehr denken. Aber über die Verknüpfung wie sie Sophokles und Shakspeare so besonders durchsichtig zeigen, über die psychologische sind doch auch wir noch nicht hinausgekommen.

Aber die Katastrophe im Glück von Edenhall bricht wie übernatürlich herein; sie macht auf die Schüler zunächst den Eindruck wie eine magische Wirkung, das Wort magisch verstanden, wie man's heute noch in der Theologie braucht, z. B. zur Bezeichnung einer gewissen Auffassung des Abendmahls in seiner Wirkung. Und das soll sie auch; zu Anfang; gewiß; aber .... nicht zu Ende, nicht schließlich. So gewiß im Anfang der Völkergeschichte heilig und magisch oft dasselbe ist, so gewiß ist aber doch die Idee des Magischen eine Vorstellung, die auf den Menschen drückt, die Vorstellung eines Menschen, der noch gebunden ist. Und wir sollen doch freie — im edlen Sinne freie — Menschen bilden. Also mit dieser Zauber-Vorstellung dürfen wir unsre Schüler nicht Abschied nehmen lassen von dem Gedicht und etwa Zeit und Zufall überlassen, seine Vorstellung zu klären, denn die thun's beide vielleicht, vielleicht auch nicht; und wir ziehen Kunden des Schäfers von Radbruch. Und wir thun auch nicht etwa dem Gedicht Zwang an. Besinnen wir uns doch: die Magie hat gar nicht der Dichter, sondern der Hörer hineingetragen, weil sie eben in ihm steckt; weil er so einen Vorgang sich zunächst so deutet; die Verbindung hat er gemacht; aber er darf auch eine vernünftige finden; eine psychologisch-natürliche; ja er muß es. Und dem Gedicht raubt er nichts von seiner sinnlichen Schönheit, und sich selbst erschließt er seine Seele. Und diesen psychologisch-natürlichen Hergang, wie er doch auch ganz zweifelsohne vor Uhlands Seele stand, sich zu ersinnen, wird dem Schüler einen kleinen Schmack dichterischer Schaffensfreude bieten und ihm das Gedicht aus einem Uhlandschen — in einem bescheidenen Umfange — zu seinem Gedicht machen: gewiß das höchste der Aneignung, das wir erzielen können.

So haben auch diese Andeutungen einer praktischen Probe erkennen lassen, denke ich, daß in der That diese Art der Gedichtbehandlung eine allgemeine verbindliche genannt werden darf, daß die aufgestellten vier Forderungen in Wahrheit unerläßliche sind; nämlich: Erweckung der Stimmung; Richtung der Erwartung; eindrucksvolle Darbietung; reiche Besinnung.

Möchten diese Zeilen die Kraft haben, dem Leser Mut zu machen, einmal nach diesen Forderungen, in ihrer Gesamtheit, in der Klasse zu verfahren.

Welche und Welches in Tiecks Don Quijote-Überſetzung.

Von **Franz Branky** in Wien.

In dem Aufſätzchen über Welche und Welches (Ztſchr. f. d. d. Unterr. VIII, 115) wollte ich nichts Abſchließendes bieten, keine Vorſchrift geben, wie man ſchreiben müſſe und wie nicht. Der Zweck, den ich im Auge hatte, war einzig und allein der, die Freunde und Liebhaber der deutſchen Sprache aufmerkſam zu machen, wie häufig das pronomen relativum im Sinne von einer geringen unbeſtimmten Menge gebraucht wird, und daß es doch nicht gut angehe, alle derartigen Fügungen, die der reiche Litteraturſchatz unſerer Sprache aufweiſt, in das Bereich des Verwerflichen zu verweiſen. Was ich beabſichtigte, trat auf S. 596 a. a. O. ein. Der geſchätzte Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift, Herr Gebler aus Ratzeburg, legte an mehrere der Beiſpiele die kritiſche Sonde und verſprach noch die angezogene Redeweiſe mit Exempeln aus den Klaſſikern näher zu beleuchten. Vielleicht wirft er bei dieſer Gelegenheit auch einen Blick auf den Einfluß der fremden Sprachen, denn es iſt mehr als auffallend, daß gerade bei Ludwig Tieck in ſeiner Don Quijote-Überſetzung dieſer Sprachgebrauch verhältnismäßig oft wiederkehrt. Aus dem mehr als 1000 Seiten umfaſſenden Werke ſetze ich die einzelnen Fälle, mit Ausnahme derjenigen, auf die ich ſchon a. a. O. aufmerkſam gemacht habe, zur Prüfung und Beurteilung hierher:

1. Bevor ich aber zu jenem Ziele gelange, iſt es von nöten, durch die Welt zu ziehen, gleichſam zur Beglaubigung, um Abenteuer aufzuſuchen, damit wenn ich etwelche beendige, mich der Ruhm bekränze. 1. Bd. 3. Buch, Kap. 7.
2. ... ſo wie ich ihn auch dadurch beleidigt habe, daß ich nicht vorſichtig genug der Gelegenheit auswich, wenn ich dir je welche gegeben habe, deine böſen Gedanken zu begünſtigen. 2. Bd. 5. Buch, Kap. 3.
3. Er ſagte mir daher, daß ich noch außer den Ausgelöſten welche ſuchen möchte, die mit uns gingen. 2. Bd. 5. Buch, Kap. 10.
4. Sennor, die Wahrheit zu ſagen, ſo haben wir keine Betten; wenn ihr Gnaden, der Herr Auditor aber welche mit ſich bringt ... 2. Bd. 6. Buch, Kap. 1.
5. Wenn einem Cenſor ... aufgetragen würde, die Ritterbücher zu unterſuchen, die jetzt neu geſchrieben werden, ſo würden gewiß welche mit den Vorzügen erſcheinen, mit denen Ihr ſie geſchildert habt. 2. Bd. 6 Buch, Kap. 7.

6. Ich würde es ins Feuer schmeißen, wenn ich gerade welches in der Nähe hätte. 2. Bd. 6. Buch, Kap. 8.
7. Wie wir in ihren Historien (der irrenden Ritter) lesen, hat es welche darunter gegeben ... 3. Bd. 7. Buch, Kap. 6.
8. ... daß es welche gab (nämlich irrende Ritter). 3. Bd. 9. Buch, Kap. 1.
9. ... die tugendhaften und verständigen Armen haben auch welche, die ihnen folgen, ... so wie die Reichen welche haben, die ihnen schmeicheln und sie begleiten. 3. Bd. 9 Buch, Kap. 4.
10. ... erzieht Eure Kinder, wenn Ihr welche habt. 3. Bd. 9. Buch, Kap. 14.
11. ... um mir Nachricht zu geben, ob noch welche fehlen, oder ob welche darüber sind (von den Streichen, die Sancho erhalten soll). 4. Bd. 10. Buch, Kap. 2.
12. ... um meinem Glücke völlig den Garaus zu machen, wenn ich noch welches hatte. 4. Bd. 10. Buch, Kap. 15.
13. ... denn der Herr Statthalter Sancho sagt bei jedem Schritte welche (nämlich Sprichwörter). 4. Bd. 10. Buch, Kap. 17.
14. Mache nicht viele Gesetze, und wenn du welche machst, so sorge dafür, daß sie gut sind. 4. Bd. 10. Buch, Kap. 18.
15. Schicke mir etliche Schnüre Perlen, wenn es welche in Deiner Insel giebt. 4. Bd. 10. Buch, Kap. 19.
16. Hier ist eine Compagnie Soldaten durchmarschiert, sie haben unterwegs drei Mädchen aus unserm Dorfe mitgenommen; ich will es Dir sagen, wer sie sind, vielleicht kommen sie wieder und es finden sich wohl welche, die sie zu Weibern nehmen mit ihren guten und mit ihren bösen Flecken. 4. Bd. 10. Buch, Kap. 19.

Diese Beispiele bietet Tieck. In dieser Form stehen sie einmal in unserem reichen Litteraturschatze.

Vielleicht ist es gestattet, auch aus einer andern Übersetzung einen solchen Beleg beizubringen. Dr. Ralph, der im verwichenen Jahrhundert Voltaires Candide ins Deutsche übertrug, ist freilich, was die Kunst des Übersetzens anlangt, bei weitem kein Tieck. Die launige Stelle des ersten Kapitels: Remarquez bien que les nez ont été faits pour porter des lunettes, aussi avons-nous des lunettes“ giebt Ralph in folgender Fassung: Betrachtet zum Beispiel Eure Nasen. Sie wurden gemacht, um Brillen zu tragen, und man trägt auch welche. Oeuvres choisies de Voltaire. III. Bd. Wien MDCCCX bei Schrämbl, S. 8 flg. Da könnte es auch ganz gut heißen: und man trägt sie auch. Weil

aber der Übersetzer bei dem Bestrümpfen und Beschuhen der Beine, bei dem Zersägen und Behauen der Bausteine, bei der Wohnung des gnädigen und größten Herrn Barons und bei dem Genusse des Schweinefleisches und der Schinken immer diese Redensweise nötig hat, und weil er im Deutschen, ohne schwerfällig zu werden, die betreffenden Wörter: Brillen, Beine, Wohnung, Schweinefleisch und Schinken nicht wie der Franzose wiederholen kann, so nimmt er Zuflucht einmal zu „welche", zweimal zu „sie", und ein drittes Mal greift ihm die rhetorische Frage dienstbereit unter die Arme, um die reizend-satirische Schilderung Voltaires von der besten der Welten kurz und bündig, mit Leben und Bewegung zum Ausdruck zu bringen.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich diese Redeweise sogar bei dem kühnen Sänger aus Rügen, wo ich sie am allerwenigsten erwartet hätte, angetroffen habe. Der schreibt auch: „Der Protestantismus hat aus zwei drei großen Rissen und Spalten viele kleine Risse und Spalten geworfen, er wird immer welche werfen." E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1845, 3. Bd. S. 597.

Sprechzimmer.

1.

Eine Sage von Karl dem Großen.

Durch einen Verwandten erfuhr ich eine Karlssage, die sich an der unteren Elbe im Volksmund erhalten hat. Da sie meines Wissens noch nicht veröffentlicht ist, dies aber sehr wohl verdient als ein schöner Beweis von dem mächtigen Eindruck, den die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen auf das Sachsenvolk und seine Nachkommen gemacht hat (die Sage wurde meinem Schwager auf einer Fußwanderung von einer Bäuerin erzählt), so glaube ich daraus ein Recht hernehmen zu dürfen, sie den Lesern der Ztschr. f. d. d. U. mitzuteilen. Sie lautet folgendermaßen:

Bei Harburg dehnt sich auf dem linken Elbufer ein großer Wald aus, dessen südlichster Teil der Rosengarten heißt. Hier erheben sich viele Hügel. Auf einem von ihnen ruht ein gewaltiger Felsblock, der oben in der Mitte einen tiefen Spalt hat. Unten an jeder der beiden Seiten ist eine kleinere rundliche Vertiefung in dem Stein zu sehen, gleich als ob ein Pferd seine Hufeisen hineingedrückt hätte. Die Leute erzählen sich davon folgende Sage. Karl der Große war mit seinem Heere ins Land gekommen, um die Sachsen zu bekriegen. Tag und Nacht schweifte er nimmer rastend umher, ohne die Feinde, die in der

nahen Lüneburger Heide mancherlei Versteck fanden, anzutreffen. Endlich erfaßte den Kaiser so schwere Müdigkeit, daß er beschloß, sich Ruhe zu gönnen. Ehe er sich aber bei dem Felsen im Rosengarten zum Schlafe niederlegte, verbot er bei Todesstrafe, ihn zu wecken, möge geschehen, was da wolle. Als er in tiefen Schlaf gesunken war, kamen die Sachsen mit ihrem Heerbanne heran und bezogen nahe bei den Franken ein Lager, das sie mit Wällen verschanzten. Nun waren die Diener des Kaisers in großer Verlegenheit, was sie thun sollten. Lange standen sie ratlos um ihren schlafenden Herrn; endlich, als die Gefahr, von den Sachsen angegriffen zu werden, immer größer wurde, faßte sich einer von ihnen Mut und warf des Kaisers Lieblingshündchen wider ihn, sodaß er davon aufwachte. Heftig ergrimmt, sprang Karl auf und tötete das Hündchen; dann aber, als er hörte, daß die Sachsen herangezogen seien, that er den Schwur: „So wahr ich auf meinem Pferde über diesen Fels setze und den Stein mit meinem Schwerte spalte, werde ich die Sachsen besiegen." Kaum hatte er dies ausgerufen, da bestieg er sein Roß, drückte ihm die Sporen in die Weichen, setzte in gewaltigem Sprunge über den Felsblock hinüber und wieder herüber und spaltete im Schwunge mit furchtbarem Hieb den Stein. Des gewissen Sieges froh, riefen die Franken ihrem Herrscher ein lautes „Heil" zu. Darauf griff Karl die Sachsen an und eroberte ihr Lager, und alle, die darinnen waren, wurden erschlagen. Noch heute soll man die Wälle sehen können und soll die Erde von dem Blute der Gefallenen gerötet sein. Der Fels im Rosengarten aber heißt seitdem der Karlstein.

Kassel. **Schmitt.**

2.

Sinnspruch.

Auf einem Ellenmaß vom Jahre 1751, das sich in meiner Familie vererbt hat, ist folgender Sinnspruch eingeschnitzt, den ich sonst nirgends verzeichnet fand: Zier All Dein Thun Mit Retlichkeit — Bedenck Zum End Den Letzten Bescheit. In dem Ausdruck „Der letzte Bescheid" sehe ich eine Anspielung auf das jüngste Gericht, da Bescheid im Sinne von „schlichtende Erkenntnis in einer Rechtssache" noch hier und da gebraucht wird.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Beiten — borgen.

Zu beiten (einem mit gen.) bemerkt Hildebrand im Glossar z. Sachsenspiegel II, 48, 11: „ziemlich gleich kreditieren, wie mhd. Pfaffe Amis 1902 und noch im 15. Jh. Schmeller I, 215 (2. Ausg. I, 300), Soltau histor.

Volksl. 125." Daß dieſe Bedeutung noch am Ende des 18. Jahrhunderts lebendig war, beweiſt ein Wirtshaus-Spruch aus Kaſtelrut (Zum Rößl) von 1798, mitgeteilt in Ludwig von Hörmanns Hausſprüchen aus den Alpen. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind 1890. Er lautet:

Heunt ist kein Zeit,
Das ich ein' beit,
Dem ich muss borgen,
Der kömmt Morgen.

Northeim. R. Sprenger.

4.

Zu Ztſchr. VIII, 282.

Den von Hildebrand verzeichneten Spruch verwandten wir in meiner Knabenzeit in Quedlinburg in folgender halbniederdeutſcher Form:

Biste beese,
Krûp (kriech) inn Keese (Käſe);
Biste wedder gût,
Krûp wedder rût.

Northeim. R. Sprenger.

5.

Zu „Fähnlein" bei Uhland.

Daß Uhland „Fähnlein" gerade für eine bewaffnete Reiterſchar gebraucht, zeigt Ludwig der Bayer III, 1 V. 83 flg.:

Der Böhmenkönig kam mit ſeinem Heer,
Der Erzbiſchof von Trier mit ſeinen Scharen,
Fußvolk und Reiterfähnlein zogen ſtündlich
Ins Lager ein.

Northeim. R. Sprenger.

6.

Einen Beitrag zur Erklärung des Weſens der „Hulden" in Goethes Ballade „Der getreue Eckart" giebt Chriſtian Jenſen in ſeinem 1891 erſchienenen Werke: Die nordfrieſiſchen Inſeln (Sylt, Amrum ꝛc.) vormals und jetzt, Seite 382. „Auf den größeren Inſeln", heißt es dort, „kommen am Neujahrsabend (alſo in den bekannten zwölf Nächten) Umzüge der Kinder vor, und werden die Umzügler auf Amrum mit dem Ausdrucke Hulkan bezeichnet. Die Hulken bildeten urſprünglich ohne Zweifel das Gefolge der höchſten Himmelsgöttin, der Frikke oder Freya, die gleich Wodan, ihrem Gemahl, die wilde Jagd anführte. Verkleidet und vermummt, ziehen die fröhlichen Kinderſcharen, unter die ſich auch nicht ſelten Erwachſene miſchen, von Haus zu Haus." Auch andere Ge-

bräuche, die auf die altgermanische Götterwelt zurückgehen und die sich auf diesen lange Zeit dem Verkehre wenig zugänglichen Inseln erhalten haben, werden in genanntem Buche mitgeteilt.

Kreuznach. **O. Linsenbarth.**

7.

Zu „einen Korb geben" (Ztschr. 5, 122 u. 6, 225).

Beim Durchlesen oben angeführter Stellen ist mir die holländische Redensart: Door de mande vallen, „durch den Korb fallen" eingefallen. Sie wird besonders dann gebraucht, wenn jemand, der sich entschuldigen oder rechtfertigen will, nicht mehr weiter kann, sich wohl in seinen eigenen Worten fängt. Sie läßt sich gewiß nur durch das von Prof. Hildebrand 5, 123 Erzählte erklären und dient somit andererseits wie die 6, 225 mitgeteilte Thüringische Redensart zur Bestätigung seiner Erklärung.

Kassel. **W. Kohlschmidt.**

8.

Rost (Ztschr. 8, 130).

Auf die Anfrage R. Sprengers über die Erklärung des Ausdrucks „hölzerner Rost" erlaube ich mir, auf die folgende Stelle aufmerksam zu machen. In Closeners in der Mitte des 14. Jahrhunderts geschriebenen Chronik der Stadt Straßburg heißt es auf S. 104 (Ausgabe von Hegel, 8. Band der Chroniken der deutschen Städte, Leipzig, S. Hirzel, 1870): „Do man zalte 1349 jor, da wurdent die Juden zu Strosburg verbrant in irme kirchof uf eime hultzinen gerüste an sante Feltinstage, der vil des jores uf einen samesdag. sü wordent ouch des selben jores verbrant in allen steten uf dem Rine, es werent frie stette oder des riches oder anderre herren."[1]) Der Chronikschreiber Friedrich Closener, gestorben 1362, hat zur Zeit jener „Juden martel" als „priester zu Strosburg" gelebt und die Verbrennung wohl selbst mit angesehen. „Um oberflächliche Wiedergabe einer alten Chronikstelle" kann es sich bei ihm also nicht handeln. Wir haben uns demnach ein gezimmertes hölzernes Gerüst zu denken, an dem die Unglücklichen vor ihrer Verbrennung befestigt wurden. So wird es wohl auch sonstwo gewesen sein. Und der hölzerne Rost auf dem neuen Markte in Berlin, auf dem 38 Juden verbrannt wurden, scheint mir ebenfalls ein hölzernes Gerüst zu sein. Darin liegt dann auch zugleich seine Bedeutung als

1) Auch Jakob Twinger von Königshofen verwendet in seiner berühmten, um 1400 geschriebenen Chronik (ebenda, 9. Band, S. 763) den Ausdruck „hültzin gerüste" bei demselben Berichte. Doch hat er hier, wie an so vielen andern Stellen, sich die Worte seines Vorgängers Closener stillschweigend angeeignet.

Scheiterhaufen. Ob aber das Wort Roſt (in dieſem Sinne), deſſen Herkunft nach Heyne (Grimms Wörterbuch, VIII), Weigand (D. W., II) und Kluge (Etym. Wtb.) dunkel iſt, mit Gerüſt oder rüſten etymologiſch verwandt ſei, das wage ich nicht zu behaupten.

Rufach i. Oberelſaß. **Heinrich Menges.**

9.

Sprechen kann er nicht, aber er denkt deſto mehr.

(Ztſchr. VIII, 4, S. 259/260.)

Ich kenne die Geſchichte, die Lindner erwähnt, in niederdeutſchem Gewande. Ein Herr trifft einen Jungen, der junge Turmdohlen zu verkaufen hat. Klas (pl. Kläs) (nd. Abkürzung von Nikolaus) iſt der niederdeutſche Ausdruck für dieſe Dohlen, die bei guter Abrichtung einzelne Worte ſprechen lernen. Zwiſchen dem Herrn und Jungen entſpinnt ſich folgendes Geſpräch:

Wat best Du dor in 'n Korw? —
— Kläs.
— Könen de Kläs ok spreken?
— Ne, se denken deste mihr.

Woher die Geſchichte ſtammt, weiß ich augenblicklich nicht zu ſagen. Sie wird wohl irgend wo niederdeutſch niedergeſchrieben und dann in den Volksmund übergegangen ſein.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

10.

Stein und Bein klagen.

(Zu Ztſchr. VI, 577 und VIII, 259.)

In ſeinem Artikel „Zu O. Glödes Bemerkungen über Stein und Bein klagen" (Ztſchr. VIII, S. 259) greift Th. Becker aus Neuſtrelitz meine Erklärung dieſer Redensart an, ohne eine beſſere an die Stelle zu ſetzen. Mir ſcheint auch heute noch eine Übertragung von „Stein und Bein klagen" auf „Stein und Bein ſchwören" höchſt wahrſcheinlich. Als bewieſen habe ich meine Erklärung an der betreffenden Stelle auch durchaus nicht hingeſtellt. Das Sprachgefühl, das „Stein und Bein" in „Stein und Bein klagen" für Accuſative hält, mag auch daneben völlig richtig ſein. Es hätten dann mehrere Redensarten zur Bildung einer neuen beigetragen, über deren grammatiſche Konſtruktion man ſich nicht mehr klar iſt. Alſo „Klagen, daß es einen Stein erbarmen kann", „Klagen, daß es einem durch Mark und Bein geht" und die allgemein verbreitete Sage in der Sammlung von Bartſch, wo ein Mädchen das, was ſie durch einen Eid gebunden an Menſchen nicht verraten darf,

einem Steine mitteilt, alle drei können zu der Bildung der neuen Wendung „Stein und Bein“ klagen beigetragen haben. Beckers stärkstes Bedenken gegen meine Erklärung besteht darin, daß die Sage sich bei Bartsch in wechselnder Form findet. Es ist keineswegs stehend, daß das Mädchen, um den Schwur zu umgehen, sein Geheimnis einem Steine klagt. Für den Stein erscheint in Nr. 344 ein Ofen, in Nr. 615 der Schlagbaum am Thor. Es ist aber doch offenbar für Beckers Argumentation von großem Nachteil, wenn er nur den ersten von meinen Beweisen mit schwachen Gründen widerlegt. Ich habe an der betreffenden Stelle nachdrücklich auf Raabe, Allgem. plattd. Volksbuch, Wismar 1854, auf Müllenhoffs Schleswig-holsteinsche Sagen S. 37 und ferner auf die Anmerkung bei Bartsch verwiesen: „Ad phrasin nostratium „Enem Steen tho klagen“ non solum superstitionem quandam deprehendimus, quoniam morbo affecti putant, per querelas malum in alium transferri; sed magis ad studium spectat sophisma, da diejenigen, welche Räubern und Mördern geschworen hatten, keinem Menschen etwas zu sagen, pflegten ihr Leyd einem Stein zu klagen, doch so, daß es Menschen als von ohngefähr hörten. Vide in Historia Meckl. passus de famoso latrone Papedöncken. Selecta jurid. Rostoch. 3,56.“

Es ist also wohl nicht ohne weiteres klar, daß man die Erklärung der weitverbreiteten Redensart nicht auf eine dieser Sagen bauen kann. Mag sie Becker bedenklich scheinen, das schadet ja weiter nichts; giebt er eine andere, besser befriedigende, so ist uns beiden geholfen.

Noch einen Satz aus Beckers Entgegnung möchte ich hier besprechen. Er schreibt a. a. O.: „Wer wird es ferner glauben, daß das Bein einfach für formelhaft zu halten sei, daß es des Reimes wegen zur Verstärkung zu Stein hinzugefügt sei. In den vergleichungsweise herangezogenen Ausdrücken, wie „Saus und Braus“, „Tod und Teufel“ u. s. f. ist doch der zweite Teil sehr bedeutungsvoll.“

Wer sich irgendwie mit der Entwickelung unserer germanischen Sprachen beschäftigt hat, muß mir doch ohne weiteres zugeben, daß diese Formeln — ich meine, der Ausdruck trifft die Sache — Überbleibsel des alten Parallelismus sind, indem das eine Wort das andere verstärkt und umgekehrt. In den Formeln „Saus und Braus“, „Tod und Teufel“, „Kind und Rind“, „Kind und Kegel“, „Mann und Maus“, „Leib und Leben“, „Sang und Klang“, „Rock und Stock“, „Stock und Stein“, „aus Rand und Band sein“ ist ein Wort so bedeutungsvoll wie das andere. Die beiden durch die Alliteration oder den Reim verbundenen Worte haben zusammen eine stärkere Bedeutung als jedes einzelne.

Hiermit ist übrigens zu vergleichen:

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert von Wilhelm Borchardt. In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von Gustav Wustmann. Vierte Auflage. Leipzig (F. A. Brockhaus). 1894.

S. 456/457 Nr. 1138: Stein und Bein schwören.

S. v. w. etwas mit den festesten Eidschwüren versichern; mit den festesten: darin liegt zugleich die Erklärung der Worte Stein und Bein. Man hat zwar gemeint, darunter seien vielmehr die Edelsteine auf den Reliquienkästchen oder die Steinplatte des Altars und die Gebeine von Heiligen zu verstehen, die früher mit den Fingern beim Schwören berührt worden wären, ja sogar die Deutung hat Beifall finden können, beim Stein hätten die Heiden, beim Heiligengebein die Christen geschworen, also sei ein Eid bei Stein und Bein der allerstärkste Eid. Aber der Ausdruck ist nichts weiter als eine bildliche Bezeichnung großer Festigkeit. Darum auch die Wendung „es hat Stein und Bein gefroren", d. h. die Kälte ist so groß gewesen, daß der Frost sogar in so harte Dinge wie Stein und Knochen gedrungen ist".

In Zusammensetzungen mit Adjektiven bedeutet stein-, ebenso wie stock- einen hohen Grad der betreffenden Eigenschaft. Wustmann führt hier steinreich, steinalt und aus dem 16. Jahrhundert auch steintaub an. Ferner verweist der Verfasser auf Niederdeutsches: Steen un Been floken (fluchen); he löpt sik Steen un Been af.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

A. Kleinschmidt, Seminarlehrer in Bensheim. Deutsche Stilübungen. Ein Wegweiser zu einem methodischen und erfolgreichen Verfahren beim Stilunterrichte. I. Teil (3.—6. Schuljahr). Leipzig (Brandstetter). 1886. 350 S.

Um dem Verfasser gerecht zu werden, muß man berücksichtigen, daß er auf dem Titelblatt klar und deutlich die Stilübung als Zweck seines Buches hinstellt und auch S. 321 nur von der Förderung des Sprachverständnisses und der Sprachfertigkeit spricht. In der That ist sein Buch geeignet, die Schreib- und Sprechfähigkeit der Schüler zu fördern, wenngleich es einige stilistische Verstöße aufweist, so im ersten Satz die unpassende Verbindung mit „und": „Der Tisch ist ein Stubengerät und wird vom Tischler aus Holz gefertigt". — Die Häufung des Wortes „bestehen" S. 70 Z. 1: „bestehenden Schweif. Die Bedeckung des Körpers besteht aus kurzen Haaren" und Z. 4 „Die Nahrung — — besteht aus."

— Die öftere Bezugnahme auf die Überschrift im ersten Satze des Aufsatzes, wie S. 18: „Das Trinkglas. Dies bekannte Gerät" — S. 85: Die Lerche. Dieses liebe Tierchen —.

In Bücherbeurteilungen und anderen wissenschaftlichen Abhandlungen ist ja dieser Gebrauch der Kürze halber üblich, wird aber ein Romanschriftsteller ihn wagen?

Besonders mißfällt mir der unkindliche, altkluge Stil der Musterbriefe, so S. 229: Zu meinem großen Bedauern sehe ich mich genötigt, Dir mitzuteilen, daß ich Deinem Wunsche nicht nachkommen kann." — S. 233 „Bester Julius!" — S. 249: „daß unsere gemeinschaftliche Freundin mit ihren Eltern nach Frankfurt zieht." (Ich denke, die Eltern ziehen doch wohl mit der Tochter fort.) — S. 254: „das Vergnügen haben, künftig größere Bestellungen bei Ihnen zu machen" und „zeichnet". Daß in der Erzählung S. 161 das dankbare Kind die Hände der Eltern küßt, ist gleichfalls nicht kindlich.

Der Stoff ist methodisch geordnet: In 5 Abschnitten, von denen sich die ersten 4 wieder in 47 Gruppen gliedern, stellt der Verfasser 240 ausgeführte Aufsätze, an die sich noch Vorschläge reihen, derartig zusammen, daß meist dem Leichteren das Schwierigere und Ähnlichem Ähnliches folgt. Eine Übersicht dieser Gruppen mit eingeschalteten Bemerkungen wird dies am besten veranschaulichen: I. Beschreibungen: 1. Der Tisch, die Schultische, der Stuhl, das Fenster — 2. Die Stahlfeder, der Bleistift, das Schreibheft, das Lesebuch — 3. Das Messer, die Schere, die Axt, die Nadel — 4. Das Trinkglas, die Flasche, die Schüssel, der Kochtopf — 5. Die Kerze, der Wachsstock, die Lampe, der Mond — 6. Die Gartennelke, die Gartentulpe, der spanische Flieder, die Sonnenblume — 7. Das Schneeglöckchen, die Schlüsselblume, das Veilchen, die Kartoffel (Sind nicht die Blumen unter 7 leichter als die unter 6 zu behandeln?) — 8. Der Stachel-, der Johannis-, der Himbeerstrauch, der Walnußbaum — 9. Der Apfel-, der Birn-, der Kirschbaum, der Haselnußstrauch (Wäre dieser nicht lieber nach 8 und der Walnußbaum hierher zu stellen?) — 10. Die Tanne, die Fichte, die Kiefer, die Eiche — 11. Der Hund, der Pudel (Da der Begriff Hund ein allgemeinerer ist als der Begriff Pudel, so ist die Behandlung des letzteren leichter. Ich lasse die Schüler zuerst einen ganz bestimmten einzelnen Hund sich genau ansehen und dann beschreiben), die Katze, die Singvögel (paßte besser als Schluß der 14. Gr.) — 12. Das Pferd, der Esel, das Rind, die Taube — 13. Die Maus, die Spitzmaus, der Maulwurf, die Stubenfliege (paßte besser unter 16) — 14. Der Sperling, die Lerche, die Hausschwalbe, der Kanarienvogel — 15. Der Hase, das Kaninchen, das Eichhörnchen, die Fledermaus — 16. Der Mai-, der Rosenkäfer,

das Johanniswürmchen, der Schmetterling — 17. Der menschliche Körper, die menschlichen Sinne, der Körper der Säugetiere, der menschliche Geist — 18. Das Wohn-, das Schulhaus, die Kirche, das Schloß — 19. Der Garten, der Weinberg, das Feld, der Wald — 20. Die Landleute, der Gärtner, der Handwerker, der Lehrer — 21. Der Morgen, der Wintermorgen (müßte als das Bestimmtere dem „Morgen" vorangehen) — 22. Der Frühling, der Sommer, der Herbst, der Winter (hier halte ich es für das richtigere, wenn im Frühling der Frühling, im Sommer der Sommer u. s. w. beschrieben wird) — 23. Das Dorf, der Weiler, die Stadt, der Bauernhof. — II. Erzählungen, Fabeln u. s. w.: 24. Der Hund mit dem Fleische, der unbescheidene Fischreiher, der habsüchtige Kammerherr, der Lohn des Bescheidenen — 25. Die kluge Maus, bestrafter Ungehorsam, die neugierige Maus, Eintracht macht stark (paßt nicht in diese Gr.) — 26. Die Schafschur, die junge Schwalbe, tadle Gottes Werke nicht! die Grille und die Ameise — 27. Die Gans, der Esel in der Löwenhaut, der aufgeblasene Frosch, das häßliche Entlein — 28. Wer nicht hören will, muß fühlen, der leichtsinnige Emil, die streitsüchtigen Knaben, die trinkenden Küchlein — 29. Das Geburtstagsgeschenk, Gott sieht das Herz an, die Rosen der heiligen Elisabeth, Gustavs Weihnachtsgabe — 30. Semiramis, Gräfin Katharina v. Schwarzenb. u. H. v. Alba, die treue Magd, einen treuen Freund erkennt man in der Not — 31. Die Grasprinzessin, die Kräuterfee, Rübezahl u. d. arme Frau, Rübezahl u. d. beid. Ritter — 32. Was Gott thut, das ist wohlgethan, der Pilger, der bekehrte Unzufriedene, der Besserwisser — 33. Die Nußschale, das bittere Blümchen, die zwei Freunde, der Schein trügt — 34. K. Karl d. Gr., K. Heinrich I., Friedrich Barb. — Kais. Friedr. III. — III. Briefe: 35. Dank f. gesch. Buch, Album, Mitn. a. e. Reise, Abschlagung einer Bitte (paßt besser unter 37) — 36. Einladung z. Jahrmarkt, z. Weinlese, z. Spaziergange, Absage auf e. Einlad. — 37. 3 Bittbriefe um Auskunft u. Mitteilung einer Adresse — 38. Beschreibungen — 39. 2 Dankbriefe f. Geliehenes (gehören in Gr. 35), Mitteilung über Ausf. e. Auftr. — Bitte u. Besorg. e. Einkaufes (geh. i. Gr. 37) — 40. Bestellungen u. Br. Unzufriedenheit mit ges. Waren ausdr. — 41. Mitteilungen üb. Ankunft v. Verwandten, Bitte um Zusammentreffen u. um Besuch — 42. Glückwünsche u. Beileidsbezeigung. — IV. Vergleichungen: 43. Tisch u. Stuhl, Stuhl u. Bank, Fenster u. Spiegel, Wand- u. Schiefertafel — 44. Messer u. Gabel, Sense u. Sichel, Pflug u. Egge, Taschen- u. Wanduhr — 45. Milch u. Wasser, Kaffee u. Thee, Wein u. Bier, Brot u. Kartoffeln — 46. Heidel- u. Johannisbeere, Kirsche u. Stachelbeere, Kirsche u. Zwetsche, Tollkirsche und Kirsche — 47. Hund u. Katze, Ratte u. Maus, Kuh u. Ziege, Libelle u. Schmetterling. — V. Umwandlungen der gebundenen Rede in die ungebundene: Die

hier stehenden 52 Aufsätze gliedert der Verfasser nicht mehr nach Gruppen, musterhaft davon sind: Siegfrieds Schwert u. Winters Flucht; manche erscheinen mir aber wegen des überwiegend lyrischen Charakters als ungeeignet, so: Das Blümchen u. Zum Karfreitage.

In den 4 ersten Abschnitten wird jedes einzelne Thema in folgender Weise behandelt: Zunächst giebt der Verfasser einen vom Lehrer vorzulesenden Musteraufsatz. Dessen Sätze soll der Schüler „nach Andeutungen des Lehrers und unter sorgsamster Kontrolle" zweimal umformen (a, b), darauf umbilden, d. h. möglichst die im Muster gebrauchten Wörter und Ausdrücke durch andere ersetzen (B). Darauf sollen die Schüler die Aufsätze nach vom Lehrer zu stellenden Fragen, die unter C angegeben sind, mündlich oder schriftlich ausführen. Ich halte diese Methode nur für eine Art der gegebenen Aufsätze für richtig: für die Erzählungen, und an solchen mag man sie zur Übung des Stils ein Vierteljahr lang befolgen. Wichtiger aber als die Sprech- und Schreibfertigkeit ist mir die Denkfertigkeit der Schüler. Zu deren Förderung müssen die Schüler in viel selbständigerer Weise Beschreibungen, Vergleichungen und namentlich Briefe, ja auch kleine Erzählungen von Selbsterlebtem anfertigen. Nicht das Messer, der Hund im allgemeinen ist zu beschreiben, sondern das eigene Taschenmesser, der eigene Haushund nach vorangegangenem, gehörigem Anschauen. Dabei kann an Vorkommnisse des alltäglichen Lebens angeknüpft werden: Was thut ihr, wenn ihr euer Messer verloren habt? — wenn euer Hund entlaufen ist? — Anzeige im Blatt.

Wie wenig der Verfasser auf den Inhalt giebt, zeigt der Musterbrief auf S. 244, laut dessen einem liederlichen Mädchen, welches den Entwurf zu dem aufgegebenen Aufsatz verloren hat, eine Freundin „mit größtem Vergnügen" das übersendet, was sie darüber geschrieben hat.

In der Umformung geht der Verfasser schließlich so weit, daß er sogar die Überschrift ändern läßt, in nicht immer geistreicher Weise, so S. 174: „Der aufgeblasene Frosch" u. S. 175: „Der aufgeblähte Frosch". Ich pflege meine Schüler zu schelten, wenn sie sich eine „Verbesserung" der von mir gegebenen Überschrift erlauben. S. 184 setzt er für Geburtstag sogar in B den katholischen „Namenstag" ein.

Über die Umwandlungen der gebundenen Rede lehrt er S. 321: „vor allem — — lasse man für die im Gedichte gebrauchten Ausdrücke andere, sinngleiche setzen." Ich bin der Ansicht, daß poetische Wörter und Redewendungen des Dichters zwar durch prosaische ersetzt werden müssen, jedoch solche, welche die Umgangssprache gleichfalls liebt, stehen bleiben können. Der Verfasser ändert auch im letzten Falle und setzt S. 321 für „genug": „ausreichend Hafer", S. 322 für „Sommer": „heiße Jahreszeit", für „Sperling": „Spatz", für „Pferd": „Roß", S. 323 für

„Blumen“: „Blüten zu unseren Spielen“ (Die Kinder spielen nicht mit Blüten, sondern mit Blumen). S. 329 für „Steht auf, ihr fleiß'gen Kinder! Jetzt lernt ihr viel geschwinder“: „Erhebt euch, ihr lernlustigen Kinder! Eben vermögt ihr bedeutend schneller zu fassen.“ S. 333 für „Schnell packt er seine Bücher ein“: „rasch und doch ordentlich that er seine Bücher in den Schulranzen“, S. 343 für „Wo wohnt der liebe Gott?“: „Wo befindet sich die Wohnung des lieben Gottes?“, ja S. 323 sogar für das prosaische Wort „Frühling“ das poetische „Lenz“.

Borna. **Carl Franke.**

P. Tesch, Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Anweisungen für die neuhochdeutsche Rechtschreibung. Eine Quellenstudie. Neuwied und Leipzig 1890. 109 S.

Vorliegende Untersuchung gründet sich auf sorgfältiges Quellenstudium. Die Darstellung wird dadurch objektiver, daß der Verfasser nach kurzer Darlegung des Gebrauches der Majuskeln vor dem 11. Jahrhundert wörtlich die einschlägigen Stellen anführt, welche er den deutschen Sprachlehren und ähnlichen Schriften folgender Verfasser entnommen hat: 16. Jahrhundert: der unbekannte Verfasser der 1527 in Köln erschienenen Formulare vnd duytsche Rethorica, J. Kolroß, G. H. Meichßern, Luther. — Leider ist dieser zu wenig berücksichtigt, nur die Bibel von 1545. Gar nicht erwähnt ist, daß sich bei ihm namentlich bis 1531, doch auch später noch besonders in den Manuskripten die Großschreibung nach der Betonung richtet.[1]) — 17. Jahrhundert: J. R. Sattler, Chr. Gueintz, S. B. (Sam. Butschky) in Leipzig, J. G. Schottelius, Harsdörffer, J. Girbert, G. Overheiden, J. Bödiker, der Spate, (C. Stieler). — 18. Jahrhundert: der unbekannte Verfasser der Teutschen Orthographie, Emden, J. Töllner, Eisler, der unbekannte Verfasser vom Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der Hochdeutschen Sprache, Berlin 1719, Wahn, H. Freyer, H. L. Frisch, Steinbach, Pohl, Chloreni Germani (?), der unbekannte Verfasser der gründlichen Anleitung zur Teutschen Orthographie, Dresden 1741, H. N. H. Fuchs, J. J. Wippel, Gottsched, J. Chr. Wolf, Antesperg, J. G. Hauptmann, ein Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft: Kurzgefaßte Grundregeln der deutschen Rechtschreibung, Königsberg 1754, J. S. V. Popowitsch, C. Fr. Aichinger, Ch. F. Hempel, J. J. Schatz, Basedow, J. G. H. Weber, Yps (?) in

1) Näheres „Grundzüge der Schriftsprache Luthers“, Görlitz 1888, S. 106—108.

Niederösterreich: Vorlesungen der deutschen Rechtschreibekunst, Glogau 1762, ein Lehrer der Gesellschaft Jesu zu Wirzburg: Rechtschreibung der hochdeutschen Sprache 1764, F. J. Bob, J. F. Heynatz, J. G. Lindner, Ch. G. Roßberg, J. J. L.: Kurzer Begriff der Deutschen Orthographie, G. F. Bärmann, Klopstock, Adelung, G. M. Telemann, Pütter, der unbekannte Verfasser der Anweisung zur deutschen Sprachkunst, Bonn 1783, J. E. Stutz, J. C. F. Scherber, der unbekannte Verfasser der kurzen teutschen Sprachlehre, Bonn 1797.

Als Endergebnis des 17. Jahrhunderts stellt der Verfasser Seite 18 hin: „Die Majuskel wird — wenn auch mit Ausnahmen — zugeschrieben: 1. den Substantiven, 2. den Adjektiven, die Gott oder eine hochstehende Persönlichkeit bezeichnen, 3. den von Eigennamen abgeleiteten Adjektiven, 4. den Adjektiven in Anreden, 5. den substantivierten Neutris der Adjektive, 6. den substantivierten Infinitiven, 7. den substantivierten besitzanzeigenden Fürwörtern, 8. den persönlichen Fürwörtern, wenn sie die angeredete Person bezeichnen, 9. dem ersten Worte eines Satzganzen, 10. dem ersten Worte der Verszeile, 11. gewissen Wörtern, die einen Nachdruck haben, 12. einigen Abkürzungen." Als Endergebnis des 18. Jahrhunderts Seite 81: „Die Regeln der Grammatiker des vorigen Jahrhunderts wurden weiter ausgebaut und teilweise neu begründet; man suchte zu einem gewissen Abschluß zu kommen. Eine vollständige Einheit gelang jedoch nicht. Viele Schriftsteller widerstrebten der herrschenden Lehre und gingen ihre eigenen Wege. Mehrere der grammatischen und orthographischen Anweisungen wurden durch amtliche Verfügungen zur Richtschnur für den Unterricht in den Schulen vorgeschrieben. Durch die Schule drangen die Lehren in das Volk und erlangten die weiteste Verbreitung." — Nach Zeichnung der im 19. Jahrhundert von Th. Heinsius, H. Chr. A. Heyse, K. Heyse und K. F. Becker eingenommenen Stellung, mit welchem letzteren „das Streben nach Ausbreitung der Majuskel das Ende erreicht" haben soll, wird der Kampf Jak. Grimms gegen diese geschildert. Darauf bringt der Verfasser, was über die großen Anfangsbuchstaben die Konferenzen in ihren Regeln und Wörterverzeichnissen für die deutsche Rechtschreibung festgestellt haben, und zeigt die mannigfachen Abweichungen der einzelnen deutschen Staaten, die ja in der That so groß sind, daß ein in Preußen erschienenes Lesebuch einen entschieden verwirrenden Einfluß auf die Rechtschreibung sächsischer Schüler ausübt. Mit dem Verfasser pflichte ich Wilmanns bei (Seite 104): „Zum Abschluß ist das Werk noch nicht gebracht; — denn nicht nur die Einheit, sondern auch die Verbesserung der Orthographie ist zu erstreben" ... und finde mit ihm die Aufgabe der Germanisten darin: „Wege zu zeigen, auf denen man durch allmähliche

Umformung ohne gewaltsamen Umsturz zur Einheit und Vollkommenheit gelangen wird." Als Endziel stellt der Verfasser (Seite 109) hin: „Große Anfangsbuchstaben am Anfange der Eigennamen und eines jeden selbständigen Satzganzen!" Sicherlich ist seine Untersuchung sehr geeignet, die Wahrheit des Grimmschen Ausspruchs zu erhärten: „wer grosze buchstaben für den anlaut der substantiva braucht, schreibt pedantisch." — Der manchmal etwas trockene Ton der Darstellung kommt auf Rechnung des Stoffes.

Borna. **Carl Franke.**

Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Dresden, Georg Bondi 1895. 180 S. Preis M. 1,50.

Noch heute herrscht in vielen höheren Schulen unumschränkt die Litteraturgeschichte von Kluge, ein Buch, das vor Jahrzehnten recht gut war, dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, sowohl der litterarhistorischen wie der pädagogischen aber schon längst nicht mehr entspricht, sondern als vollkommen veraltet bezeichnet werden muß. Aus Bequemlichkeit wird es aber in den Schulen von Jahr zu Jahr weiter geschleppt, denn nicht nur Gesetz und Rechte, sondern auch veraltete Schulbücher erben sich leider wie eine ewige Krankheit fort. Frisches Blut aus germanistischem Studium muß unsern deutschen Unterricht durchdringen, wenn er seine hohe Aufgabe wirklich erfüllen will. Dieses frische Blut fehlt aber in Kluges Litteraturgeschichte, die noch dazu durch ihre breiten Angaben des Inhalts der einzelnen Werke geradezu dem Schüler die eigene Durcharbeitung der wichtigsten Litteraturwerke (und diese ist die Hauptsache, nicht das Einprägen fertiger Berichte und Urteile nach einem Handbuche) erspart und so der Schullektüre wie der Privatlektüre überaus hemmend in den Weg tritt, ja den eigentlichen geistigen Erfolg der Lektüre vollkommen vernichtet.

Mit Freuden ist daher jede neue Litteraturgeschichte zu begrüßen, die auf der Höhe moderner Wissenschaft stehend zugleich auf gesunden pädagogischen Grundsätzen ruht. Ein solches Werk, das uns neben anderen neueren Litteraturgeschichten gleichfalls berufen erscheint, Kluges und ähnliche irrtümerreiche Litteraturgeschichten endlich aus unserm Schulunterrichte zu verdrängen, ist die vorliegende treffliche Arbeit Klees. Hier ist von Anfang bis zu Ende frisches Blut aus gründlichem germanistischem Studium, und der Inhalt der Hauptwerke unserer klassischen Litteratur ist im allgemeinen mit derjenigen Zurückhaltung behandelt, wie sie durch die Rücksicht auf die Schul- und Privatlektüre bedingt ist. Die Sprache ist frisch und lebendig, die Verehrung unserer großen

Dichter und Dichtwerke tritt überall in schöner Weise zu Tage, die ganze Schrift vermag zu begeistern und führt die Jugend in rechter Weise zu unsern hehrsten Schätzen, den gewaltigen Denkmälern unserer Sprache und Dichtung, hin. Besonders gut gelungen ist dem Verfasser die Darstellung des 16. und ebenso die des 18. Jahrhunderts. In der älteren Zeit wünschten wir Wolframs Parzival und Gottfrieds Tristan, die in der Schule nicht ausführlicher gelesen werden können, besonders ihrem Inhalte nach eingehender behandelt. Auch die Artus- und Gralsage hätten in ihrer Entwickelung und Bedeutung etwas eingehender dargelegt werden können, als es S. 26 u. 27 geschehen ist. Wenn beim Parzival S. 29 als einzige Quelle das verloren gegangene Gedicht eines Provenzalen Guiot angegeben ist, das wir doch nur auf Grund einiger dunkeln Stellen des Parzival als Quelle Wolframs annehmen, so mußte doch hier vor allem die wirklich überlieferte Quelle: der Perceval (conte del Graal) des Chrétien von Troyes, mit dem Wolfram vielfach wörtlich übereinstimmt, angeführt werden, während wir heute noch nicht wissen und gar nicht wissen können, ob „der Provenzale Kyot" jemals existiert hat. Jedenfalls mußte statt der bloßen Erwähnung des Guiot das Verhältnis Wolframs zu Chrétien und Kyot näher dargelegt werden, oder die Quellenfrage durfte überhaupt nicht erwähnt werden.

Doch abgesehen von solchen Nebendingen ist das Buch Klees ein wirklich gelungenes, frisch und warm geschriebenes und auf gründlicher Sachkenntnis ruhendes Werk, dem wir die weiteste Verbreitung in Schule und Haus wünschen.

Dresden. ——— **Otto Lyon.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Nr. 9: September: Sophus Bugge, Bidrag til den ældste Skaldedigtnings Historie, besprochen von B. Kahle. — J. Minor, Neuhochdeutsche Metrik, besprochen von O. Brenner (das Buch ist reich an Gedanken und Anregungen und angethan, der neuhochdeutschen Metrik neue Bahnen zu weisen, nur dürfte es als „Handbuch" nicht in dem Maße zum Widerspruch reizen, als es Minors Buch thut). — Ewald Frey, die Temporalkonjunktionen der deutschen Sprache in der Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen im Anschluß an Peter Suchenwirt und Hugo v. Monfort, besprochen von H. Reis. — Albert Fécamp, Le poème de Gudrun, ses origines, sa formation et son histoire, besprochen von Hermann Fischer (Fécamp steht noch auf einem recht alten Standpunkte, trotz aller Ausführlichkeit liegt in dem Buche etwas Unfertiges). — Karl Borinski, Balthasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland, besprochen von Albert Leitzmann (Borinski hat in dem vorliegenden Buche einen höchst interessanten Gegenstand, dessen weittragende Bedeutung eigentlich vor ihm nie recht erkannt worden ist, auf eindringliche geistvolle Weise behandelt). — Albert Waag,

Über Herders Übertragungen englischer Gedichte, besprochen von H. Lambel. — Rudolf Eckart, Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel, besprochen von R. Sprenger.

J. Wychgram, Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Jährlich 4 Hefte. Preis M. 10. Leipzig, R. Voigtländlers Verlag: J. Wychgram, zur Einführung.

Neu erschienene Bücher.

Ottilie Schenck, Elementarbuch der deutschen Sprache für Ausländer. Mit einem Wörterbuche. Mit 4 Illustrationen. Marburg, N. G. Elwert 1895. 50 S. Preis 60 Pf.

Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß. Herausgegeben von Edm. Weißenborn. 2. Bändchen: Odyssee. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 152 S. Preis 1 Mark 40 Pf.

Victor Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschluß an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweiter Teil. Berlin, Weidmann 1895. XII, 227 S. Preis 3 Mark 50 Pf.

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von C. Hentschel, G. Hey und O. Lyon. 2. Aufl. 590 S. gr. 8. Leipzig, B. G. Teubner 1895. Preis 3 Mark 60 Pf.

Gustav Weck, vaterländische Schriften und Dichtungen. II. Teil: Aus Deutschlands 1000 Jahren. gr. 8. 139 S. Leipzig, B. G. Teubner 1895. geh. Preis 1 Mark 80 Pf.

Otto Eduard Schmidt, Lieder der Deutschen aus den Zeiten der Freiheitskriege und der Kämpfe um die nationale Einheit. Für Schule und Haus zusammengestellt. gr. 8. 104 S. Leipzig, B. G. Teubner 1895. steif geh. Preis 80 Pf.

Otto Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1895. XVI, 266 S. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. Bd. III).

Germanistische Abhandlungen begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Voigt: IX. Heft: Gustav Rosenhagen, Daniel von dem blühenden Thal, ein Artusroman von dem Stricker. XII, 206 S. Preis M. 9. X. Heft: O. L. Jiriczek, Die Bósa-Rimur. XXXVI, 100 S. Preis M. 6. XI. Heft: Paul Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. VIII, 282 S. Preis M. 11. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner 1895.

Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Dritter Halbband. Leipzig, E. A. Seemann 1895. 240 S. (Preis des Halbbandes 3 M.)

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

Der Schlußchor aus Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen“ und die preußische Nationalhymne.

Von **Hans Morsch** in Berlin.

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrtums Banden.“
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden!

Goethe.

Düntzer schrieb 1861 in seinen „Neuen Goetheſtudien“ S. 359, wo er über Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen“ handelt: „Der Schlußchor endlich spricht das Nationalgefühl der Deutschen sowie die frohe Hoffnung auf ein frisch blühendes Leben edler Freiheit aus und endet mit dem Preise des zurückgekehrten Herrschers.“ In Übereinstimmung mit dem ersten Teil dieses Satzes wies ich am Schluß einer Abhandlung im G. J. (Goethe-Jahrb. XIV, S. 244) darauf hin,[1]) daß dieser Chorgesang sich wohl hätte zu einer deutschen Nationalhymne fortbilden können, wenn der rechte Komponist ihm damals erstanden wäre, da ja die erste Strophe richtig betone, Deutschland sei erst in Kampf und Sieg geworden, während die zweite den Stolz des Volkes auf seinen biedern Sinn und sein edelstes Geschlecht, den Preis innerer, geistiger Freiheit, die Eintracht zwischen Fürst und Volk hervorhebe. In dem 5. und 6. Hefte der „Zeitschrift für deutschen Unterricht“ (1895, 9. Jahrgang S. 355) sucht Düntzer nun, ganz im Gegensatz zu seiner früheren Auffassung, diesen Chor, der wohl aus dem ganzen Festspiel, auch den Gegnern desselben, immer am meisten ge-

1) Düntzer verkennt auch wohl, S. 355 unten, den litterargeschichtlichen Zweck der Abhandlung im G. J. XIV. Man wußte nie so recht, wie Goethe denn eigentlich auf den alten Epimenides bei seinem Festspiele 1814 habe verfallen können; durch Hervorziehung früherer Dramen von gleichem Titel und ähnlicher Tendenz sowie durch den Nachweis, auf welchem Wege diese in Deutschland, in Weimarer Kreisen bekannt wurden, scheint doch nun die Wahl dieser Epimenides-Sage einigermaßen erklärlich; solch litterarischer Stoff lag damals gleichsam in der Luft (vergl. G. J. XVI, S. 182). Ob dabei ihm gerade Flins des Olliviers' Posse etwas vorgeschwebt, ist ziemlich gleichgiltig.

fallen hat, nicht nur seines deutschen Charakters zu entkleiden, sondern, die im Goethe-Jahrbuch nur allgemein gehaltene Auslegung bekämpfend, ihn sprachlich und poetisch vielfach herabzusetzen. Da er im Goethe-Jahrbuch XV gelesen, daß diese Strophen thatsächlich jüngst in Musik gesetzt, auch von Schülerchören höherer Lehranstalten, z. B. auf dem Königlichen Realgymnasium zu Berlin und auf dem Gymnasium zu Zwickau gesungen worden sind, so meint er, man hätte der Sache und dem Andenken Goethes durch das Hervorziehen des Schlußchores keinen guten Dienst erwiesen.

Das Folgende möge eine Art „Rettung" des Goethischen Chores sein; obgleich die klaren Worte desselben mit Ausnahme von zwei Stellen, eigentlich gar keiner weiteren Interpretation bedürfen und schon deswegen zu einem Volksgesange sich wohl geeignet hätten, so muß doch fast Schritt für Schritt den nach meinem Dafürhalten irrigen Ansichten Düntzers entgegengetreten werden, am Schluß sollen dann noch einige, wie ich glaube, zu unbekannte Quellen über die Entstehung der preußischen Nationalhymne etwas indirektes Licht auf die Goethischen Strophen werfen. Hoffentlich kommt dieser Schlußchor dadurch wieder zu Ehren und zu der deutsch-nationalen Bedeutung, welche ihm Düntzer, den man neulich mit Recht „Nestor der Goethe-Philologie" genannt, vor Jahren erteilt hat.

Nach Düntzers neuester Meinung soll der Chor ein Preußenlied sein, kein Deutschlied; ohne auf die Frage einzugehen, ob denn das Festspiel überhaupt für Preußen und preußische Siege gedichtet ist, sei zunächst untersucht, ob Düntzers Ansicht zu den Worten des Chores paßt. —

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.[1])

Zuerst fällt doch auf, daß in der dritten Zeile: „Deutsche" steht und nicht „Preußen"; freilich nach Düntzer (S. 359) ist der Sinn folgender: So rissen wir uns rings herum von fremden Banden los, d. h. wir Preußen haben die Scharte von Jena wieder ausgewetzt und haben uns wieder „als echte Deutsche" gezeigt; das ist sehr gezwungen,

1) Text und Interpunktion nach der neuesten Fassung der Weimarer Ausgabe. 1894. Band I, 16. S. 380/381.

wenn auf das Preußentum der Dichter so viel Gewicht legen wollte, warum denn ließ er nicht einfach singen: „so sind wir Preußen wiederum", warum sollen sich jetzt die Preußen gerade als echte „Deutsche" fühlen? Offenbar wollte doch Goethe die Singenden als Deutsche bezeichnen! Das Wort: „wieder, wiederum", welches dann Düntzer auf die Preußen bezieht — zum ersten Mal waren wir groß zur Zeit Friedrichs II. — paßt ebenso gut auf die Deutschen, deren Geschichte ja doch auch frühere große Epochen aufweist; indessen man braucht darauf gar nicht solches Gewicht zu legen. — Düntzer findet die Worte „von reinem Hauch" keineswegs glücklich, unter dem Zwange des Reims stehend. Über solches Empfinden läßt sich kaum streiten; andere, hoffe ich, werden die Goethischen Worte als recht schön und poetisch anerkennen. Was der Dichter will, ist doch klar; einem Gelehrten wie Düntzer braucht man ja kaum zu sagen, daß hier unter „Hauch" die Seele (anima, πνεῦμα, ψυχή, esprit) besonders nach der Seite des Fühlens hin zu verstehen ist; vielleicht kann man „Hauch" auch in weiterem Sinne nehmen, wie Grimms Wörterbuch „Hauch" erklärt: „in freier Übertragung von der von einem Wesen ausströmenden geistigen oder seelischen Atmosphäre."

Für die erstere, engere Bedeutung zeugt Uhland, Bertram de Born: „Weg die Fesseln! Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt." — Im weiteren Sinn Goethe selbst Iphigenie II, 1: „wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete", natürlich ist der Unterschied klar, in der Iphigenie vorher ein Gleichnis: daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner u. s. w.; an unsrer Stelle setzt die Kühnheit, Gedrungenheit der Sprache von Goethes Alter eben durch dies eine Wort das Gleichnis; das Zarte, Innere, Innige bezeichnet der bekannte Goethische Spruch (Gedichte, vor Abteil.: Kunst) „Bilde, Künstler: rede nicht! Nur ein Hauch sei dein Gedicht"; ein weiteres Suchen nach Beispielen wäre gewiß nicht erfolglos. — Und so ist nach meinem Dafürhalten „reiner Hauch" hier gar kein Flickwort, sondern der Vers besagt: so sind wir das edelste Geschlecht nach unserm biedern Sinn (unserm sittlichen Denken nach), nach unserm reinen Hauch (unserm lautern Fühlen nach) und in der Thaten Recht (unserm rechtlichen Handeln und Wollen nach).

Bei der zweiten Strophe:

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt
Der ist schon groß und reich;
Zusammenhaltet euren Wert
Und euch ist niemand gleich,

stößt die Düntzersche Annahme von einem Preußenliede auf geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Er selbst nimmt Anstoß S. 360 an „alle“, das auf Fürst und Volk gehen soll; er nimmt ferner Anstoß an der Anrede: „wie du dich nun“... und meint, man könne sie nur deuten wie die homerische Anrede an das eigne Herz; er glaubt nicht, daß „hier an das sonst hervorgehobene Zusammenwirken mit andern deutschen und fremden Völkern gegen den gemeinsamen Feind, sondern nur an das Zusammenwirken aller Preußen zum gemeinen Besten gedacht werde.“ Das letztere ist recht vorsichtig gesagt, denn streng genommen und ganz sachlich erklärt, immer unter der Voraussetzung, daß die Siegenden, wie Düntzer will, nur Preußen sind, besagt die Strophe in den ersten Zeilen, daß der preußische Fürst und das preußische Volk, jetzt einmütig (das ist deutlich aus der Doppelsetzung: Fürst und Volk — Volk und Fürst), neugeboren nach Kampf und Sieg, im Innern reich und stark, auch nach außen (und euch ist Niemand gleich, d. h. doch kein Feind, die Franzosen) ihren Wert zusammenhalten mögen. Hat denn aber die preußische Geschichte Goethe zu solcher Ermahnung irgend eine Veranlassung gegeben, daß er das preußische Volk zum Zusammenhalten mit seinem Fürsten oder umgekehrt ermahnen mußte? Wann sind Preußen unter sich oder mit ihrem Fürsten, vor 1814, uneinig gewesen?

Ist aber das Lied ein preußisches, sind unter „Fürst und Volk“ eben nur der preußische und das preußische zu verstehen, so ergiebt sich folgerichtig die Ungeheuerlichkeit, daß Goethe von der Bühne des Königlichen Opernhauses herab dem einen Teil, dem preußischen Volke, im Sinne des famosen Schulenburgschen Anschlages nach der Schlacht von Jena: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ — eine kleine Admonition hätte erteilen wollen. — Das ist die richtige Konsequenz von Düntzers Annahme eines Preußenliedes, freilich er hütet sich, dieselbe zu ziehen, er wendet die Ermahnung ins Allgemeine, Moralische; nachdem er der 6/7 Zeile den Sinn sogar der stoischen, horazischen Weltweisheit — „reich, weil er wenig Bedürfnisse hat“ — untergelegt, kommt er zu der Ansicht, Goethe hätte die Preußen zum „Zusammenhalten ihres Ernstes, ihrer Kraft, ihrer Ausdauer“ ermuntert! Welche flache, wässerige Ermahnung wäre das gewesen, die nach den harten Jahren seit 1806 gar nichts bedeutete.

Wie klar wird aber alles, mit Ausnahme vielleicht der kühnen Wendung: wenn du dich..., wenn man, der einfachsten Deutung der 3. Zeile der 1. Strophe folgend: Nun sind wir Deutsche wiederum..., eben Deutsche die Sänger sein läßt. „Fürst und Volk“ stehen ohne Artikel, also nicht ein bestimmtes Volk, das preußische etwa, und ein bestimmter Fürst, der preußische König; auch folgt ja nicht: sind beide

frisch und neu, sondern: sind alle frisch und neu! Eben weil unter „Fürst und Volk und Volk und Fürst" mehrere, verschiedene Völker zu verstehen sind, so heißt es auch: alle — alle deutschen Völker und Fürsten. Und nun paßt auch das letzte, was für die Preußen gar nicht passen wollte: „Zusammen haltet euren Wert (ihr deutschen Fürsten und Völker). Und euch ist niemand gleich." Den Deutschen kam solche Erinnerung nach der napoleonischen Zeit mit vollem Recht zu. Düntzer selbst im Widerspruch mit seiner obigen verflachenden, nur auf Preußen gemünzten sittlichen Ermahnung, bei der er übrigens immer erklärt, als ob: „Behaltet" dasteht, nicht „Zusammenhaltet", führt Goethes Spruch an: „Von nun an sollte kein Deutscher (!) etwas auf eigne Faust unternehmen." Er hätte noch hinzufügen können: Zahme Xenien:

„Nun sind ihnen (den Deutschen) auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein."

v. Loeper setzt treffend hinzu: „Der Wunsch des Schlußverses — nicht das letzte Mal — erfüllte sich 1870 und 1871 und citiert Bismarcks Worte 8. März 1871 zu Frankfurt a. M.: „Wenn wir zusammenhalten, dann faßt uns keiner wieder an." Später Goethe etwas tadelnd für seine Deutschen: „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammenzubleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so sein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen." (Sprüche, Ethisches III.)

Die folgende dritte Strophe, welche, zuletzt für den endlich festgesetzten Tag der Aufführung, den 30. März 1815, nachträglich gedichtet, am 12. März 1815 nach Berlin an den Intendanten, Grafen Brühl abging, später anders als ursprünglich gefaßt wurde, bietet fast gar keine Schwierigkeiten der Auslegung; der Vollständigkeit wegen stehe sie hier:

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoss'nen Bluts,
Und freuet euch von Jahr' zu Jahr,
Des unschätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die unsre sollte sein!
Nach ungeheurem Doppelschlag
Zum zweitenmal hinein!

Es klänge hier recht anmaßend, wäre auch geschichtlich zu unwahr, wenn die Preußen allein sich mit ihrem König meinten: die unsre sollte sein! Hatten sich doch schon im November 1813 mehrere deutsche Staaten als Verbündete angeschlossen! —

Die vierte Strophe:

Nun töne laut: Der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle, die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan.
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan! —

hat den Erklärern von jeher die meiſten Schwierigkeiten bereitet; die einen haben mit Düntzer unter dem „Herrn“ in der erſten Zeile den preußiſchen König verſtehen wollen, die andern Gott, wie ich auch G. J. XVI behauptete, was ich in einer Anmerkung daſelbſt durch Hinweis auf Act. Apoſt. 17, 29 zu ſtützen ſuchte. Die Mehrzahl der Erklärer war, v. Loeper folgend, augenblicklich wohl für die letztere Interpretation eingenommen; da ſcheint eine kritiſche Note in der Neuen Weimarer Ausgabe — der Band iſt von Fielitz bearbeitet — gänzlich die Sachlage zu Ungunſten derer, die ein Tedeum herausleſen, verſchieben zu wollen. Goethe ſchickte eine kurze Inhaltsangabe des Feſtſpiels mit mehreren ziemlich ausführlichen Citaten von Verſen, darunter auch der dritten und vierten Strophe des Chores ins „Morgenblatt für gebildete Stände“, wo am 29. und 30. März 1815 dieſe Aufſätze erſchienen; er wollte dadurch das gebildete Publikum im voraus aufklären und für ſein Drama intereſſieren. Hier ſteht nun gedruckt: Und tönet bald: Der Herr iſt da —. Dazu Fielitz, deſſen Worte der Wichtigkeit wegen wir hier folgen laſſen:

„Da Goethe die urſprüngliche Lesart „Nun töne laut“ auf die Anweſenheit des Königs in Berlin berechnet hatte, dieſe nun aber, da der König in Wien weilte, für die erſte Aufführung ausgeſchloſſen war, ſo änderte er in der obigen Weiſe (nämlich: Und tönet bald) und ſandte die Änderung mit Strophe 3 ſicherlich auch nach Berlin; doch kam ſie weder in die Theaterhandſchriften noch auf die Bühne, weil man unter dem Herrn nicht den König, ſondern Gott verſtand.“

Es bietet ſich hier eine kleine kritiſche Streitfrage dar, von nicht geringem Intereſſe, weil man ſieht, wie ausſchlaggebend doch eine Lesart ſein kann, ein willkommener Köder übrigens für die litterariſchen Kannegießer und für das profanum vulgus, die insgeſamt höhnend die Köpfe ſchütteln ob der „Goethepfaffen“ (eines großen und eines kleinen), ſo da über „Nun — Und — laut — bald“ ſich ereifern! Mögen ſie anbeißen!

Die Lesart: „Und tönet bald“ baſiert einzig allein auf dem „Morgenblatt“, überall ſonſt, in Handſchriften wie Drucken, leſen wir die übliche

Fassung: „Nun töne laut!“ Man hätte hier recht vorsichtig verfahren müssen und sich überhaupt auf diesen Druck, der natürlich auch auf einer, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Handschrift Goethes beruht, gar nicht berufen sollen. Derselbe enthält auch sonst sehr schlechte, geradezu unsinnige Lesarten. Hier der Beweis:

Epim. V. 269: es sei ein ewiges Zerstören,
es sei ein ew'ges Wiederbaun.

Morgenblatt (J³ im krit. Apparat):
. . . ein ewiges Zerstören
. . . . ein ewig Wiederbaun.

Der Gleichklang ist zerstört ebenso wie:

Epim. 504: beim hellsten Tag in tiefste Nacht,
J³: beim hellsten Tag in tiefe Nacht.

Ebenso abgeschwächt wird im Morgenblatt:

Epim. V. 257: die Geister macht er nie zu Sklaven,
J³: die Geister macht er nicht zu Sklaven.[1])

Geradezu Unsinn bietet das Morgenblatt — und zwar dieses allein, nirgends sonst lesen wir in den folgenden Stellen etwas Ähnliches:

Epim. V. 368: Verwittrung, Staub und Regenschlick,
J³: Verwittrung, Raub und Regenschlick;

ebenso:

V. 648: Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung,
J³: Vom Ocean, vom Belt her, kommt nur Rettung.

Die tollste Verkehrtheit aber enthält folgende Variante im 9. Auftritt, da Epimenides den Göttern dankt: „Ihr Götter, ich empfind' es tief;“ hier steht überall hinter Epimenides die richtige scenische Bemerkung:

vor V. 854: Nach oben,
J³: noch oben.

Endlich steht in dem die Citate verbindenden Prosatexte des Morgenblattes der „Tugendfürst“ statt: „Jugendfürst“. Von kleineren Sünden dieses Druckes, wie V. 606: schönes Theil — J³: schöner Theil, V. 400: von weiten — J³: von Weitem[2]), V. 624: stammeln —

1) Im kritischen Apparat der Weimarer Ausgabe nicht angemerkt; in dem von mir verglichenen Exemplar des Morgenblattes auf der Königl. Bibliothek zu Berlin ist aber deutlich „nicht“ zu lesen.

2) Im kritischen Apparat klein geschrieben: von weitem.

J^3: stammlen, von Interpunktionen wollen wir lieber schweigen. — Und ein solcher Druck mit solchen stellenweis ganz unsinnigen Varianten enthält nun auch dies famose: Und tönet bald.[1]) Auch wenn es ein besserer Druck wäre, sollte man Goethe zutrauen trotz der „hastigen Eile“ eine Umänderung in solche Kakophonie, welche durch 4 T-laute (3 am Ende und 1 am Anfang eines Wortes): „und tönet bald“ entsteht? Sie war gar nicht notwendig, es brauchte nur „laut“ in „bald“ verwandelt zu werden: „Nun töne bald“! Warum aber auch: „Nun“ in „Und“, „töne“ in „tönet“? Auf solcher ganz vereinzelt dastehenden Variante, in einem solchen liederlichen Drucke fußt man nun, läßt die allerersten und einfachsten Grundsätze kritischer Weisheit und Besonnenheit fahren und macht den ganzen Chor trotz der „Deutschen“ in der vierten Zeile zu einem Preußenliede! Gott sei Dank, daß dieser Unfug eines Druckteufelchens, der „Und“ für „Nun“, „bald“ für „laut“, wie oben „Staub“ für „Raub“ ꝛc. setzte, nicht noch weiteres Unheil anrichtete! Wie schön könnte man z. B. von der Lesart „Tugendfürst“ ausgehend, eine ganz neue Auslegung der allegorischen Figur Blüchers sich zurecht machen! Welche kühne Kombinationen würden sich ergeben, wenn man nach J^3: „Vom Ocean, vom Belt her kommt nur Rettung“ läse! Da wäre Goethe wieder einmal doch recht unpatriotisch gewesen, er hätte das Hauptgewicht in den Befreiungskriegen auf die Waffenthaten der Russen, Schweden, Engländer (Ocean, Belt) gelegt, seiner armen Deutschen und Preußen Siege für nichts geachtet.

Die kritische Stütze also für diese Lesart und die sich daraus ergebende Auslegung fällt in ihr Nichts zusammen; auch hier ist man, wie bei den andern Strophen, einzig und allein auf die Untersuchung verwiesen; ob die Worte der Strophe „Herr“ = „König“ oder: „Herr“ = „Gott“ zulassen. Zunächst scheint der Ausdruck „ist da“ mehr auf die Anwesenheit eines Fürsten[2]) hinzudeuten; Düntzer geht aber viel zu weit, wenn er sagt: „ist da“ heißt nach stehendem Sprachgebrauche „ist zu Hause“. „Dasein“ heißt doch zuerst weiter nichts als „gegenwärtig sein“; mir fällt bei Goethe ein: „uns zu ver-

---

1) Düntzer S. 364 seiner Abhandlung citiert ganz unrichtig, wenn er sagt: „Goethe änderte ... Nun tönet laut ...“ in: „Nun töne bald;“ es ist ein Versehen, vielmehr hat der gangbare Text: Nun töne bald, die nichtssagende Variante in J^3 bietet eben den Mißklang: Und tönet bald!

2) Auf „Unser Herr“ = „unser Fürst“ im Finale von Joh. v. Paris darf sich Düntzer nicht stützen, denn hier steht „unser“ bei „Herr“, und natürlich ist so nur der Landesfürst gemeint. Aber bei Goethe im Festspiel: „Der Herr“, d. h. der eine Herr, der überhaupt existiert, also Gott.

ewigen sind wir ja da“[1]) — wie kann es hier bedeuten: „sind wir zu Hause“? oder einfacher (Jahrmarkt zu Plundersweilern V. 127): „ich und mein Esel sind auch da“. Und doch konnte Düntzer von einem „stehenden Sprachgebrauch“ reden! Es kommt eben darauf an, wie man „da“ auffaßt, ob das heißt „bei sich selbst“ oder „bei uns gegenwärtig sein“. Und wie das lateinische praesentem esse, praesentia nicht nur die Gegenwart in bloß räumlichem Sinne bedeutet, sondern auch die Gegenwart in Verbindung mit der Kraft, Macht, dem Beistande, Schutze des Gegenwärtigen, so ist auch hier „Dasein“ prägnant gebraucht und heißt: „gegenwärtig sein, bei uns mit seiner Hilfe“ (ähnlich prägnant bei uns: Geistesgegenwart). Die Worte „hat gestritten und gewacht“ lassen sich sehr wohl auf „Gott“ anwenden, ja ich halte dafür, daß „gewacht“, auf den preußischen König bezogen, für diesen doch recht übertrieben, schmeichlerisch klingt; mag auch Friedrich Wilhelm III. nach Ifflands Briefe im späteren Verlaufe des Krieges „so ausdauernd und persönlich unternehmend“ gewesen sein, eine volkstümliche Figur wie Ziethen, von dem sogar die Sage bald erzählte, er hätte gewacht für alle, war er gewiß nicht. — Das „gewacht“ paßt nur, wenn es von Gott gesagt ist. — Ebenso nach meinem Gefühl noch übertriebener, ja überschwänglich wäre es gesagt, wenn: „Von Sternen glänzt die Nacht“ auf die Anwesenheit des Königs ginge; soll denn die Ankunft desselben sogar eine sternenhelle Nacht herbeiführen? Die „sternereichen Höhen“, welche Düntzer citiert als Beleg für seine Auffassung, besagen gar nichts. „Laßt von sternereichen Höhen Unserm König Glück erflehen“. Hier ist ja der sternbedeckte Himmel schon vorhanden, in unsrer Strophe soll er aber erst die Folge sein von der fürstlichen Gegenwart. — Das Bild klingt sofort einfach und natürlich, wenn unter dem „Herrn“ „Gott“ zu verstehen ist.[2]) — Endlich das so umstrittene „Für alle, die ihm angestammt, für uns war es gethan“. — Nach Düntzer hätte dann der König eigentlich alles gethan; solchen Byzantinismus darf man

1) Zahme Xenien I, 34:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

2) Recht hat Düntzer mit dem Nachweis, daß Goethe, als er 1814 Str. 4 dichtete, noch nicht an die Freudenfeuer am 18. Oktober 1814 habe denken können. Das Bild, das also im allgemeinen von Feuern auf den Bergen herstammt, steht übrigens schon im Anfang des Festspiels, V. 37. — Aber am 18. Oktober 1814, ebenso 1815, 1816 spricht er im Tagebuch von den „Feuern auf den Höhen“; also können wir jetzt die Stelle wohl darauf beziehen.

aber dem Dichter, der freimütig kurz vorher die Einigkeit zu den versammelten Chören der Krieger und Landleute sagen ließ:

Doch nun ist's eigener Gewinst:
Ihr habt das Recht daran erfochten —

nicht beilegen. Warum dann Düntzer gegen die Erklärung, daß „alle, die ihm (Gott) angestammt", die Menschen sind, sich wehrt, ist nicht recht begreiflich. In dem Ausdruck liegt die Zusammengehörigkeit Gottes und der Menschen, wie sie der biblische Glauben von der menschlichen „Gottähnlichkeit" an die Hand giebt, welche Goethe im „Faust" durch Mephisto verhöhnen läßt, jedoch sonst, z. B. als Prinzip für die bildende Kunst aufrecht hält: Zahme Xenien II:

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Act. Apost. 17, 29 (nach griech. Dichtern): „So wir denn göttlichen Geschlechts sind" setzt doch auch ein „Geschlecht Gottes, einen Stamm Gottes" voraus. Daß die Menschen „Kinder Gottes" genannt werden, ist doch nicht so ungewöhnlich. Wenn auch gerade „angestammt" in diesem Sinne = Gott angestammt, wie es scheint, sich nicht weiter belegen läßt, so erging sich die Goethische Sprache dieser Zeit in solchen Vorstellungen. Zahme Xenien VIII, Nr. 499, eine Glosse auf den Wiener Kongreß, beginnt: „Die Engel stritten für uns Gerechte", die „Gerechten", die Kinder Gottes,[1]) bildeten mit den Engeln und diese mit Gott hier eine Gemeinschaft; Loge. Dank des Sängers 1815: „Ihr fraget nicht, woher ich sei, Wir alle sind von oben" heißt: „wir Menschen alle stammen von oben, von Gott ab"; auch hier die zu grunde liegende Idee einer gewissen Stammeseinheit Gottes und der Menschen, die sich natürlich auf den Funken göttlichen Geistes[2]) im Menschen beschränkt. Wenn also auch der Ausdruck „angestammt" bei Goethe sehr kühn ist, weil gerade „Stamm", nicht „Geschlecht" oder ähnliches gesagt ist, so schließt er sich doch in sachlicher Beziehung der eigentlichen Bedeutung an, wie sie im M. Heynes Wörterbuch zu lesen: „von Stamm her erworben, von Haus aus eigen". —

---

1) Hierauf macht Blume, Goethes Gedichte, Auswahl, Wien bei Karl Gräser, 1892, S. 237 aufmerksam.

2) Divan I, 4:

Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben,
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

Nun ist auch die schreckliche Deutung beseitigt: daß, da „alle die ihm angestammt" wir, die Deutschen, sind („Deutsche" sagt Düntzer S. 362, er widerspricht sich selbst: denn er müßte ja „Preußen" sagen), diese „Kinder Gottes, die Franzosen stillschweigend Kinder des Teufels" wären. Der Sinn ist doch ganz einfach: Für alle Menschen (die Gott angestammten), auch die Franzosen, war der Ausgang des Kampfes, Napoleons Sturz, ein Segen, besonders aber für uns Deutsche! Zeile 5 und 6 enthalten keinen Gegensatz, Zeile 5 ist der weitere Kreis, Zeile 6 der kleinere. — Schließlich scheint es Düntzer zu befremden, daß hier von „Gott" überhaupt die Rede ist, er sagt: „ich will mich nicht darauf einlassen, daß Goethe auch in unserm Festspiel die Anrufung Gottes absichtlich gemieden hat, mit Ausnahme des gangbaren Ausrufs" (S. 361). Aber wo ist denn auch in der 4. Strophe Gott selbst angerufen? ich wenigstens sehe keinen Vokativ! Der Chor sagt doch: „Nun laßt uns anstimmen: Gott ist bei uns!" („nicht: Gott, du bist bei uns!"). Von Gott ist aber im Festspiel öfter die Rede: „Erreget Geist und Herz zu der Natur Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan;" kurz vor dem Chorlied hatte derselbe Epimenides gesagt: „Schön ist's dem Höchsten sich vertrauen" und an dem Höhepunkt der Handlung beugt er seine Knie, richtet sich aber gleich wieder auf: „Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott Und ohne Gott will ich nicht länger leben." Da ist auch ein Tedeum am Platz, der Gesinnung, der Stimmung des Epimenides und aller andern entsprechend. Auch der Dichter selbst hielt bei früherer Gelegenheit, da er ein Ende kriegerischer Ereignisse wünschte und hoffte, wenigstens von einem solchen sprach, ein Loblied an Gott für durchaus angebracht. In der bekannten Erweiterung, welche Goethe 30. Januar 1806 zum God save the king dichtete, heißt es Strophe 3:

Hören beim Friedensfest
Auch sich Trommete läßt,
Schon ist es nah.
Herr Gott dich loben wir
Herr Gott wir danken dir u. s. w. [1])

So, glaube ich, widerstreiten auch die Worte selbst durchaus nicht der Meinung, daß die 4. Strophe des Schlußchores im Sinne eines Lobgesanges auf Gott zu nehmen ist. Auch Niemand hat dieselben, wie aus Fielitz' Anmerkung hervorgeht, anders schon im Jahre 1814, gleich nach der Dichtung, verstanden; und heute haben nach v. Loeper auch

1) Daß dem Dichter Sieg und Tedeum zusammengehören, bezeugt auch Zahme Xenie VIII Nr. 499 (v. Loeper):

Auf jede Weise den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum singen.

Blume (Goethes Gedichte. Wien 1892. S. 237), jüngst auch Rich. M. Meyer in seiner Goethe-Biographie (Berlin 1895) S. 442 dieser Ansicht Beifall gezollt.

Indessen auch viel wichtigere Gründe allgemeiner Natur weisen eine Bezugnahme auf Friedrich Wilhelm III. kategorisch zurück. Soweit ich sehe, ist die 4. Strophe auch bei den Aufführungen zu Weimar, deren erste am 7. Februar 1816 stattfand, gesungen worden; nach dem kritischen Apparat von Fielitz S. 532 ist der erste Berliner Druck bei Duncker und Humblot 1815 daselbst als Textbuch verkauft worden. Auf wen sollten nun die Zuschauer in Weimar: „der Herr ist da" beziehen? Auf den preußischen König doch gewiß nicht, also auf ihren Herrn, Karl August? Indessen wie war das letztere möglich? Der Herzog war 1814 im September sehnsüchtig in Weimar erwartet worden, aber nicht gekommen; Goethes Vorbereitungen waren vergeblich gewesen. Der Erwartete ging ins Aachener Bad (Düntzer, Goethes Leben 1885. S. 596), war dann in Wien auf dem Kongreß und kehrte, nachdem er an dem zweiten Feldzuge, welcher zur Schlacht bei Waterloo führte, gar nicht teilgenommen, 13. Juni 1815 endgiltig nach Weimar zurück, von wo er im Hochsommer noch eine Reise zur Kur nach Baden-Baden unternahm (vergl. Düntzer, Goethe und Karl August. 1888. S. 700 flg.). Zur Feier seiner Rückkehr im Juni 1815 hatte Goethe das Finale aus „Johann von Paris" bekanntlich umgeändert und erweitert, in dessen Schlußvers er übrigens auch ein Tedeum erklingen läßt:

Gotte, der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit.

So war der Herzog, als „Epimenides" dann 7. Februar 1816 in Weimar gegeben wurde, längst zu Haus, eigentlich schon $1\frac{1}{2}$ Jahre, seit September 1814 konnte man ihn als heimgekehrt betrachten. Und da — Februar 1816 — sollten die Zuschauer, wenn der Chor sang: „der Herr ist da," an ihren Fürsten denken, ebenso bei „gestritten und gewacht," während jener seit Sommer 1814 überhaupt nicht mehr im Felde gestanden! Nein, in Weimar ist diese Schlußstrophe nur denkbar, wenn sie ähnlich wie die ersten Zeilen jener aus dem obigen Finale ein Tedeum ist. Man hat sie gewiß hier ebenso wie in Berlin für ein solches gehalten.

Für Weimar 1816 hat Goethe manche Abänderungen in seinem Festspiel vornehmen müssen; diese Änderungen und Umdeutungen geben im allgemeinen zu denken und Fingerzeige, ob man von einer letzten Änderung auf den Sinn früherer, ursprünglicher Worte einen Schluß machen darf. In Weimar ließ er den „Glauben" sprechen: „Schneidend eis'ge Lüfte blasen, Ströme schwellen, Schlund auf Schlund Und der

Elemente Rasen, Alles kräftigte den Bund" und damit sollte, nur ganz bildlich, auf die gefahrvolle Lage des Landes nach Jena 1806 hingewiesen werden, worauf dann im folgenden das mutige Verhalten der Großherzogin Luise seinen Preis fand. Und doch ca. 2 Jahre vorher in Berlin deuteten dieselben Verse die Niederlage Napoleons auf den Eis- und Schneefeldern Rußlands an. — Wenn ebenda von „Glut und Mord und Rauben" die Rede ist und in Weimar 1816 jeder Zuschauer an die Plünderung Weimars dabei dachte, wie nichtig ist der Schluß, in Berlin 30. März 1814 hätten die Worte: „und dem Morden und dem Rauben kühn beharrlich abgewehrt!" dasselbe sagen wollen! Nein, wir wissen es ja, 1814 bezogen sie sich auf den Brand Moskaus und die Verwüstung des russischen Landes! — Es ist aus solchen Beispielen ersichtlich, wie falsch jene Grundsätze einer Auslegung sind, welche bei einem Festspiel, dessen Bestimmung eine nur augenblickliche, leicht veränderliche ist, von dem Sinn einer späteren, schnellen, gezwungenen Änderung auf irgend welche Bedeutung der früheren Worte, die zuerst dastanden, einen Rückschluß gewinnen will. Selbst wenn das berüchtigte „Und tönet bald" handschriftlich ganz gut beglaubigt wäre, wir dürften nicht wagen, von seiner Bedeutung aus die der originalen Worte: „Nun töne laut" irgendwie festzustellen.

Diese scheinbar sicherste Stütze für die Deutung des Chores als eines Preußenliedes ist denn, wenn ich nicht irre, vernichtet. Überhaupt Goethe und ein Preußenlied! Goethe, der besonders seit der Kampagne 1792 von dem preußischen Staat nie etwas hat wissen wollen, der bald nach der ersten Niederschrift im Mai 1814 wegen der preußischen Annexionsgelüste auf das frühere Kursachsen dem preußischen König und den Seinen das Schlechteste wünschte:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rat...
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!"

der soll bald darauf den Schlußchor, den er zurückbehielt, nach Hinzudichtung der 3. Strophe, als eine Huldigung für die Preußen und ihren König nach Berlin gesandt haben! Wie matt, wie allgemein sind, wenn man die für Kaiser Alexander und Franz I. bestimmten Strophen (23. Auftritt) daneben hält, die Worte, welche die Hoffnung an Friedrich Wilhelm III. richtet! Und diese sind vor dem Wiener Kongreß geschrieben.

Nein, der Schlußchor ist ein Deutschlied, wie Goethe selbst von seinem Festspiel als ganzem sagt:

Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.

Doch Preußenlied hin, Preußenlied her! Wer hindert uns denn, falls der Schlußchor auch wirklich ein solches sein sollte, denselben deswegen zu einer Nationalhymne für geeignet zu erachten? Was ist denn die preußische Nationalhymne früher gewesen? Düntzer sagt S. 355: „ich hätte den jetzigen Nationalhymnen den ungerechten Vorwurf gemacht, entweder ihre Worte oder ihre Melodien gehörten uns nicht“, und fährt fort: „So schlimm steht es glücklicherweise doch nicht.“ Nun, eigentlich steht es noch schlimmer, darüber noch ein Wörtchen!

Daß unsere Königshymne, die 1793 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, ein für den geistesschwachen König Christian VII.[1]) von Dänemark gedichtetes Lied des Theologen Harries ist, weiß jeder; auch daß die Melodie von dem Engländer Carey, nicht von Händel herrührt, ist nach Chrysanders[2]) grundlegender Arbeit bekannt genug. Aber Text wie Melodie sind im Grunde nicht englisch, sondern französisch, der Text, wenigstens die erste Form desselben, ist von Madame de Brinon, Oberin des von der Maintenon gegründeten Fräuleinstiftes von St. Cyr, für Ludwig XIV. gedichtet, die Melodie ist wohl von Lully, dem berühmten Musiker jener Zeit. Diese Thatsache hätte man schon längst beachten sollen, schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, als 1835 die 2. Auflage jener Memoiren erschien,[3]) welche die Quelle für jene Behauptung sind. Indessen erst jüngst scheint man bei Gelegenheit des Jubiläums der Hymne dies wieder gewürdigt zu haben. Für Kenner bietet daher das Folgende nicht allzu viel Neues, ich habe mich nur bemüht, den Gegenstand aus den Akten selbst klar zu legen, was bis jetzt, soweit meine Umschau reicht,[4]) noch nicht geschehen.

Die Marquise de Créquy, welche, nach ihren eigenen Angaben entweder 1699 oder 1701 geboren, fast hundertjährig in Paris starb,

---

1) Vergl. auch H. C. Kellner, Leipziger Zeitung, wissenschaftliche Beilage Nr. 125. 1894.

2) Chrysander, Jahrbücher für Musikwissenschaft, 1863, bes. S. 371.

3) Schon Ochmanns Schrift („Heil dir im Siegerkranz“, Berlin 1878) weiß zwar davon durch die „Blätter der Börsenhalle“ 1834, Nr. 947; vergl. Ochmann, S. 9, Anmerk. 13. — Auch hier aber sind die „Denkwürdigkeiten der Frau Créquy“ nur genannt, ohne Angabe des Bandes, der Seite, wie in allen andern Schriften, werden sie citiert. Auch dieser Autor hat sie selbst gar nicht eingesehen.

4) Vergl. Blätter für Hymnologie 1894, Nr. 1 und Nr. 10, 11. Neue Preußische (Kreuz) Zeitung 1894, Nr. 300, 302. Verfasser: Generalmajor z. D. Schröder. — Von demselben Verfasser ist gerade, als dieser Aufsatz geschrieben und dann der Redaktion im Juli eingereicht wurde, im Juni- und Juli-Heft der „Allg. Konservativen Monatschrift“ 1895 eine Reihe von Artikeln erschienen, welche in etwas breiterer Weise als in der Kreuzzeitung u. a. auch auf die Frage nach dem französischen Ursprunge unserer Hymne eingehen. Mitgeteilt wird hier aber nur

schreibt in ihren Souvenirs,[1]) Tome 1, S. 146/147 gelegentlich eines Besuches von St. Cyr im Jahre 1713 oder 1715: Une de mes impressions les plus ineffaçables est celle de toutes ces belles voix de jeunes filles, qui partirent avec un éclat imprévu pour moi, lorsque le Roi parut dans sa tribune et qui chantèrent à l'unisson une sorte de motet ou plutôt de cantique national et religieux, donc les paroles étaient de Mme de Brinon et la musique du fameux Lully. En voici les paroles, que je me suis procurées longtemps après.

Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, vengez le Roi,
Vive le Roi!
Qu'à jamais glorieux
Louis victorieux
Voie ses ennemies
Toujours soumis.
Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, vengez le Roi,
Vive le Roi.

Und als Beglaubigung lesen wir Bd. 7, S. 308 flg. dieser souvenirs unter den „pièces justificatives" als Nr. II: declaration de trois dames de Saint-Cyr, relativement à l'origine de la musique et des paroles du „God save the king." Drei ehemalige Schülerinnen des Fräuleinstiftes von St. Cyr, Anne Thibault de la Noraye, P. de Monstier, Julienne de Pelagrey bestätigen, daß dies Lied aus dieser Erziehungsanstalt stammt, und zwar aus der Zeit Ludwig XIV, daß eine von ihnen es zuletzt daselbst 1779 habe singen hören, wie Ludwig XVI. dort war; als Verfasserin des Liedes nennen sie auch Madame Brinon, als Komponisten Lully. Zum Überfluß ist diese Aussage amtlich beglaubigt durch den Maire von Versailles.[2])

Es könnte uns ja nicht unwillkommen sein, wenn jemand die Glaubwürdigkeit dieser Souvenirs im allgemeinen und der Stelle im

die Stelle aus den Memoiren der Frau von Créquy nebst der Anmerkung über diejenigen der Herzogin von Perth (beide in deutscher Übersetzung). Eigentlich nur aus dem einen Grunde, daß Frau von Créquy ihre Denkwürdigkeiten erst spät, ca. 1760, niederschrieb, schließt der Vers., daß der Louis-Salut von St. Cyr das sehr getreu kopierte Original von dem Careyschen God save the king gewesen ist. Wie man dies daraus schließen und dieser Schluß neben dem Zeugnis anderer Stellen sich halten kann, ist nicht ersichtlich. Immerhin vielleicht: adhuc sub iudice lis est!

1) Souvenirs de la marquise de Créquy. Paris 1834. 7 Bde.

2) Nous soussigné, maire de Versailles, etc., certifions que les trois signatures ci-dessus sont celles de Madame Thibault de Noraye etc., anciennes religieuses et dignitaires du convent royal de Saint-Cyr, et que

besondern anzweifelte; Anhaltspunkte gäben einige vorsichtige Ausdrücke in der déclaration, wie où elle s'étoit conservée de tradition, oder que la dite musique avoit été composée, nous a-t-on dit dès notre jeunesse, par le fameux Baptiste Lully. Aber es giebt noch eine andere, davon unabhängige Überlieferung, deren Wortlaut ich einer Anmerkung des Herausgebers jener souvenirs entnehme; freilich auch dieser fußt auf der Notiz der Zeitung „La Mode“ [1]) vom 23. Juli 1831. Hier liest man über die Memoires der Herzogin von Perth, die damals verkauft wurden: On y trouve une foule de détails intéressans sur la cour de Louis XIV, ainsi que sur celle du roi Jacques pendant le séjour de L. L. M. M. au chateau de St. Germain-en-Laye. En rendant compte de l'établissement de Saint-Cyr, elle y témoigne d'un fait, qui n'était pas inconnu en France, mais dont la révélation n'était appuyée que sur le temoignage des anciennes religieuses de cette maison, et c'est à savoir, que l'air et les paroles du God save the king sont d'origine française. „Lorsque le roi très-chretien entroit dans la chapelle, tout le choeur des dites démoiselles nobles y chantoist à chaque fois les parolles suyvantes et sur un très bel ayr du sieur de Lully: Grand Dieu, sauvez etc.“ — Offenbar sind dies die Worte der Memoiren der Herzogin von Perth selbst [2]), welche also wahrscheinlich unter Jakob II. (gestorben 1701 zu St. Germain-en-Laye) geschrieben, die älteste Quelle dieser Überlieferung darbieten. Der Zeit nach würde die Nachricht in den Souvenirs folgen, nach denen 1715 das Lied gesungen wurde, und dann die déclaration, nach welcher 1779 die Hymne in St. Cyr noch gehört wurde.

---

foi doit y être ajoutée. Versailles, le 22 septembre 1819. Le marquis de Lalonde (et scellé). — Übrigens weicht der Text in dieser Urkunde insofern von dem obigen üblichen ab, als die ersten Zeilen lauten:

Grand Dieu, sauvez le Roi,
Grand Dieu, sauvez le Roi,
Vengez le Roi!
Que toujours glorieux etc.

1) Ein Exemplar dieser Zeitung einzusehen, ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen.

2) Daß solche Papiere existierten, beweist die Herausgabe von Lettres from James Earl of Perth . . . to his sister, the countess of Errol and other membres of his family, welche William Jerdan, London 1845 veröffentlichte; offenbar sind dies Teile jener Familiendenkwürdigkeiten der Earls of Perth. — Aus der introduction geht hervor, daß Jacob IV Earl of Perth, geb. 1648, lange auf Reisen, in hoher Gunst und Würde bei Jacob II., von diesem in St. Germain zum Duke of Perth ernannt wurde und 1716 starb. Die Verfasserin jener oben erwähnten Memoiren ist wohl seine 3. Frau gewesen, Mary Gordon, „second daughter of Lewis third Marquess of Huntly;“ sie teilte das Exil ihres Mannes und starb in St. Germain 1726. Ob ihre Aufzeichnungen jemals gedruckt, erscheint zweifelhaft.

Endlich muß der Vollständigkeit halber eine vierte Quelle genannt werden, welche jedoch anekdotenhaft ist und daher in Bezug auf Glaubwürdigkeit zuletzt kommt. In einer Anmerkung des Werkes vom duc de Noailles, Histoire du Mad. de Maintenon (Paris 1875) Bd. 3 S. 55 liest man: Lulli mourut le 12 mars 1687. Son fils lui succeda comme un surintendant de la musique du roi M. Castil-Blaze,[1]) autorité en érudition musicale, raconte que, visitant à Saint-Germain la salle du roi Jacques, il s'y installa pour dîner. „Je voulais, dit-il, que ces murs fissent retentir encore des chants de leur époque, et j'executai quelques airs de Lulli Je chantai le God save the king air français, que ce maître composa pour Madame de Maintenon et que Hændel prit au choristes de Saint-Cyr, dans une visite qu'il fit, en 1721, pour l'offrir au roi d'Angleterre." Insofern freilich ist diese Notiz wichtig, als man daraus sieht, das God save the king ist nicht nur in St. Cyr gesungen, sondern damals schon in den Gemächern des verbannten Königs Jacob II. zu St. Germain.

Was nämlich die genaue Zeit des Ursprungs anbelangt, so scheint sicher zu sein, daß das Lied zum ersten Mal erklang, als Ludwig XIV. bald nach der Gründung des Instituts dasselbe besuchte, nämlich 1685. Darüber berichtet u. a. dieselbe Histoire de Madame de Maintenon par M. le duc de Noailles. Paris 1857, Bd. 3, S. 54 flg.: Quand le Tedeum fut achevé, on chanta le Domine salvum, puis les demoiselles, conduites par leur maîtresse, défilèrent devant lui, en lui faisant une profonde réverence. La communauté observa la même céremonie Enfin, quand il entra dans les jardins, trois cents jeunes voix entonnèrent une cantate à sa louange, dont les paroles étaient de madame de Brinon, sur ce bel air composé par Lulli et qui dépuis selon la tradition de Saint-Cyr a passé en Angleterre, et est devenu l'air national anglais sur les paroles du God save the king.[2]) — Ferner erfährt man hieraus, daß diese Hymne jedesmal, wenn der französische König nach der Maison de Saint-Cyr kam, ertönte, daß aber, weil die Besuche seltener wurden und seine Nachfolger nur ausnahmsweise dorthin gelangten, dieselbe in Vergessenheit geriet, bis die Revolution und die Umwandlung des Fräuleinstiftes in eine Militärschule (durch Dekret vom 13. Brumaire des Jahres 2) sie ganz und gar aus der Welt verschwinden ließen. Die feierliche, amtliche Beglaubigung zu Versailles 1819,

1) Castil-Blaze, Musiker und Musikschriftsteller in Paris, geboren 1784, starb 1857.

2) Ebenso, fast mit denselben Worten Théophile Lavallé, Histoire de la maison royale de Saint-Cyr, Paris 1853, S 54 und Histoire de l'école speciale militaire de Saint-Cyr par un ancien Saint-Cyrien, Paris 1886, S. 12.

daß dieser Gesang einstmals in St. Cyr existiert, läßt fast die Vermutung zu, man wäre unter der Restauration der Bourbonen auf den Gedanken gekommen, ihn irgendwie zu Gunsten derselben wieder aufleben zu lassen.

Was die Musik betrifft, worauf ich ungern eingehe, so sei nur bemerkt, daß die französischen Autoren die Übertragung der Melodie nach England infolge eines Besuches geschehen lassen, den Händel, welchen sie fälschlich für den Komponisten halten, 1721 in St. Cyr abgestattet hat. Hiervon mag nur so viel richtig sein, daß durch Vermittlung Händels die Musik über den Kanal kam und dort Carey, den ja Chrysander unzweifelhaft als den wirklichen englischen Komponisten nachgewiesen, dieselbe verwandte. Andere Möglichkeiten erwägt Schröder, ohne natürlich zu einem sicheren Ergebnis gelangen zu können[1]). Indessen, da sich unter den Papieren, Akten von St. Cyr mancherlei Musikalisches gefunden hat, aber gerade die Noten der Lullischen Melodie nicht, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Melodie in England stark verändert wurde; jedenfalls weil die französischen Notenhefte von St. Cyr bis jetzt sich nicht haben vollständig auffinden lassen, bleibt die Frage offen, wieviel von dieser Melodie Carey gehört. Nach Berichten im „Pastor bonus“[2]) und in den „Blättern für Hymnologie“ 1894 Nr. 10, 11 macht übrigens die katholische Kirche in letzter Instanz Anspruch auf die Melodie: es sei eine alte katholische Wallfahrtsmelodie, die schon Lulli benutzt; interessant ist die dort stehende Mitteilung, daß in den Befreiungskriegen Scharnhorst dieselbe in Schlesien auf einem Marsche von Kudowa nach Reinerz, wohin sie möglicherweise durch englische, französische Badegäste gelangt, von Pilgern vernommen und schnell unter die Soldaten habe verbreiten lassen.

Wie dem auch sei, viel mehr verdankt der Text dem französischen Originale; er ist ja im englischen sehr erweitert, und dem englischen gegenüber ist ja das Lied von Harries eine Nachdichtung. Aber Eines stammt von Mad. de Brinon her, was für die Melodie ebenso wichtig ist wie für die Erweiterung des Gesanges: Der Rhythmus, jener langsame, feierliche Schritt, bedingt durch die Anhäufung von fast nur betonten Silben: Grand Dieu sauvez le Roi — God save great George the king — Heil dir dem liebenden, (so ursprünglich Harries, jetzt: Heil dir im Siegerkranz). Indem ich das Übrige[3]) übergehe, auch die Verpflanzung

1) Schon vor Händels Besuch wird die Musik bei dem Aufenthalt Jacobs II. am französischen Hofe Engländern, die dann zurückkehrten, gefallen haben.

2) Pastor bonus. 1894. Heft 8, S. 384.

3) Hinzufügen freilich muß ich, daß die schönste Stelle in unserer Nationalhymne wahrscheinlich auf einen lateinischen Schriftsteller zurückgeht. Aus dem

des Liedes durch Dr. Schumacher nach Berlin 1793, welcher mehr oder weniger an Harries ein Plagium beging, scheint doch nun soviel festzustehen, daß der Text, besonders der Rhythmus desselben und die Melodie der Nationalhymne schließlich nicht unser Eigentum sind.

Bedeutend besser steht es ja mit einem andern Gesange, dem schönen Liede von Hoffmann von Fallersleben: „Deutschland, Deutschland über alles"; leider aber deckt sich die Melodie, nach der man es jetzt singt, mit der österreichischen Nationalhymne von Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiser", so daß, wie bei dem anderen Gesange, wir auch hier fremder Töne uns bedienen müssen; was die Worte anbelangt, so haben sie trotz alles erhebenden Schwunges, die eine Lücke: eines Fürsten oder der deutschen Fürsten wird in ihnen gar nicht erwähnt; wer die Gesinnung des Verfassers kennt, die politischen Zeitumstände, unter denen das Lied entstand, wird dies natürlich finden, aber den Mangel nicht leugnen können.

Es wäre ja gerade zu thöricht, nur daran zu denken, wegen ihres französisch-englisch-dänischen[1]) Ursprunges die preußische Nationalhymne nun in den Bann thun zu wollen. Wie sollte denn überhaupt

---

Bericht über eine Sitzung der „Gesellschaft für deutsche Litteratur" in Berlin (25. Mai 1892), der in der deutschen Litteraturzeitung 1892 Nr. 42 zu lesen ist, ersah ich, daß H. Pröhle die Worte: „Nicht Roß, nicht Reisige u. s. w." als aus Senecas Schrift „de clementia" entlehnt bezeichnete, ohne daß die Worte genau citiert waren. Eine dieser Anregung folgende Durchmusterung von Senecas Schrift bestätigte dies Ergebnis, sogar es noch erweiternd. Senecas sehr lesenswerte, gehaltreiche, vor allem ganz modern klingende Ermahnungsschrift an seinen kaiserlichen Zögling, aus der Zeit von dessen ersten Regierungsjahren enthält Kap. 19, § 6 die Worte: Non opus est instruere in altum editas arces nec in adscensum arduos colles emunire . . . . multiplicibus se muris turribusque sepire . . . . Unum est inexpugnabile munimentum amor civium. — Ferner werden bei Harries als geistige Folgen einer weisen Regierung gepriesen: Tugend und Wissenschaft hebe mit Mut und Kraft ꝛc.; ähnlich bald darauf Seneca § 8: quis ab hoc (principe nämlich) non . . . fortunam quoque avertere velit, sub quo iustitia, pax, pudicitia, securitas, dignitas florent, sub quo opulenta civitas copia bonorum abundat? — Abgesehen davon, daß der ja auch schon zur Zeit der römischen Republik übliche Ausdruck pater patriae (bei Harries Strophe 8: Vater des Volkes, jetzt: Liebling des Volkes) sich gerade in dieser Schrift Senecas Kap. 14, § 2 findet, lesen wir hier Kap. 3, § 4 entsprechend dem: „wir alle . . . . mutig für einen Mann" — pro uno capite totas milia excipere ferrum ac multis mortibus unam animam redimere. Die Liebe des Volkes zum Könige besonders schön im Anfang von Kap. 4: . . . cum pro uno homine denas legiones in aciem deducunt. . . . Ille (v. princeps) est vinculum . . . ille spiritus vitalis . . . . etc."

1) Bei Harries Str. 6: Alles, was ehrenvoll . . .
Umfasse Dania
In ihrem Schoos!

1793 bei der Zerrissenheit, dem politischen Verfalle unsrer Nation für die Deutschen, welche damals sich gar nicht eins fühlten, ein Volksgesang anders emporkommen, als dadurch, daß man einen fremden verpflanzte und für einen deutschen Stamm umdichtete? Jenen hitzigen, verkehrten Patriotismus von jenseits der Vogesen haben wir, Gott sei Dank, nicht, dort würde man ja vielleicht einen Gesang, der ursprünglich für einen deutschen König oder Kaiser erklang, von staatswegen abzuschaffen versuchen. Wir denken darüber ruhiger und besonnener: Zeit und Volksgeist adeln so etwas und haben auch das „Heil Dir im Siegerkranz" geadelt, ist es doch mit den Siegen der großen Zeit 1866—1870/71 unlöslich verknüpft und schließlich so ein preußisches Lied geworden! Natürlich wenn an vaterländischen Tagen dasselbe erschallt, so mag für den Wissenden die Erinnerung zuerst wohl peinlich und unangenehm sein, wie einst mit solchen ähnlichen Worten und Tönen vor so und so viel Jahren die allerchristlichsten Könige von Frankreich — Fürsten, welche, abgesehen von ihrer Feindseligkeit gegen Deutschland, ihrem ganzen Wesen nach uns so unsympathisch, ja abstoßend sind — feierlichst begrüßt wurden, aber diese Empfindung wird nicht anhalten, schon das Gedenken daran, was das Lied in schweren und ernsten Zeiten uns gewesen, wird jeden in die patriotische Begeisterung aller mit einstimmen lassen.

Indessen dem Bedauern kann man doch in historischem Sinne Ausdruck geben, daß gerade dies ursprünglich französische Lied sich allmählich bei uns so eingebürgert hat, während andere, die ebenso trefflich, ja trefflicher sind, schon ihrem Ursprunge nach, einfach der Vergessenheit anheimfielen. Zu den letzteren zählt auch der Goethische Chor: Nimmt man ihn für einen allen Deutschen zugeeigneten Gesang, wer wollte an ihm etwas mäkeln? Höchstens könnte man in der dritten Strophe: „wer dann das Innere begehrt", zu allgemein gesagt finden für: „innere geistige Freiheit", in der letzten Strophe das „angestammt" immer noch sehr kühn finden, wie es ja auch ist; sonst aber ist das Ganze so kräftig, urwüchsig, vor allen Dingen im Takte so einheitlich[1]) fest und sicher gedichtet, daß es wohl der weitesten Verbreitung wert und würdig war.

Und hat man denn vergessen, von wem die Strophen herrühren? Wie Iffland richtig sagt: „von dem ersten Manne der Nation, der über diese hohe Begebenheit schreibt", wie er kurz vorher die Befreiung

1) Hierin gerade läßt das Lied von Harries vieles zu wünschen übrig; sonst müssen wir betonen: wŏ Fürstén stéhn, dĕr Ménschheit Zier, dĭe hŏhe Wonne u. s. w.; aber in dem Liede: wŏ Fürsten ..., dĕr Menschheit ... u. s. w. — Verbesserungsvorschläge vergl. J. Linke, Blätter für Hymnologie 1894, Nr. 1. S. 15.

Deutschlands 1814 nach Luthers Reformation das „höchste Werk“ nennt. Wie schön stimmt dieser Chorgesang zu andern Worten des Festspiels, welche man heutzutage kaum verwendet:

„Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.

Oder:

So freut mich auch zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen, für den Tag
Ja für Jahrhunderte.“

Ferner über Ohnmacht von Tyrannen und Tyrannei:

Die Geister macht er nie zu Sklaven;
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.“ —
„Leise müßt Ihr das vollbringen,
die geheime Macht ist groß.“ —
„Wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
der muß sie nicht in Fesseln schlagen“.

Und über die Macht männlicher, vaterländischer Gesinnung:

„Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Wie Trompetenstöße aus Erz klingen:

„Pfeiler, Säulen kann man brechen,
aber nicht ein freies Herz.“ —
„Siegen, heißt es, oder fallen
Ist, was alle Völker schuf.“

Hier reiht sich auch der erhaben und prächtig einsetzende „Vorwärtschor“ an, dessen drei letzte Strophen leider sehr matt sind, schon wegen der ungewöhnlichen Sprachformen; z. B.: Und wo eh' wir sie nun erfassen, In den Sturz, in die Flucht sie hinein!... Und das alles, das Werk ist gethan“, weswegen derselbe schwerlich volkstümlich werden kann.

Oder sollte man den Chor zurückweisen, weil man Goethes patriotische Gesinnung nicht versteht oder anzweifelt? Weiß man nicht, daß, wie Goethe, vor der Leipziger Schlacht fast alle Deutsche, auch Preußen bis zu den Kreisen der Umgebung Friedrich Wilhelms III.[1]), bis zu dem König selbst „das Schütteln an den Ketten Napoleons“ für vergeblich und „den Mann selbst für zu groß“ hielten?

1) Vergl. Ottokar Lorenz: „Goethes politische Lehrjahre“ 1893 und Goethe-Jahrbuch 16, S. 183/184.

Mit Ausnahme einiger preußischer Patrioten gefielen sie sich in der Rolle des „schlafenden Epimenides", bis sie der Kanonendonner von Leipzig aufrüttelte. Fühlt man nicht, wie das ganze Festspiel: „des Epimenides Erwachen" gerade ein großartiges Zeugnis für das Erwachen des nationalen Gedankens, für die unbesiegbare Gewalt der Volkskraft ist, der hier auch dieser große Dichter sich beugen muß? Goethe selbst, aufgewachsen in den humanen Traditionen der friedericianischen Aufklärung, glaubte nicht an die Wirkung nationaler Einigkeit, eben weil sie sich ihm bis jetzt in der Geschichte nicht gezeigt, wie auch alle unsere Dichter dieselbe nicht kannten, der jüngste, Schiller, sie ahnend, verherrlichte[1]); er glaubte nur an die Macht der Persönlichkeit, daher seine Bewunderung für Friedrich II. und Napoleon. Wie er es aber erlebte, daß er mit fast allen Zeitgenossen sich hierin getäuscht, kam auch über ihn der Hauch des nationalen Gedankens, und groß und wahr, wie immer in seinem Charakter, hat er damals, der 65jährige, im Namen vieler Landsleute jenen „Irrtum"[2]) — den wir unhistorisch genug für einen Fehler ansehen — im Festspiel eingestanden, bescheiden zugleich seine eigene deutsche Kultur- und Geistesarbeit hintenansetzend. Alles dies macht ihn, den Dichter, sein Festspiel, die darin ausgesprochene charaktervolle Gesinnung für alle Zeit uns wert und teuer; natürlich ließ ihn die bald unter den Verbündeten, auch unter den Deutschen selbst ausbrechende Uneinigkeit auf dem Wiener Kongreß, der unheilvolle Gang der deutschen Geschichte in den folgenden Jahren bald wieder an solchen Ideen verzweifeln, manches bittere Wort über seine Landsleute ist dann seinen Lippen entflossen — und mit Recht. — Aber in Würdigung und Anerkennung des erwachten deutschen Nationalgefühls hat er die Chorstrophen gedichtet:

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.

Leider war der Komponist Bernhard Anselm Weber nicht der Mann, mit seinen Tönen diese Strophen populär zu machen; andern war dies nun einmal beschieden — habent sua fata carmina! Madame de Brinon hat Goethe geschlagen! Ob die Strophen, welche bekanntlich 1889 auf Anregung von Frau Cosima Wagner durch Felix Mottl in Musik gesetzt

1) In Dramen: Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, deren Stoffe dem Ausland entlehnt werden mußten.

2) Treffend Goethe selbst, Sprüche Ethisches 5: Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen, und Ethisches 2: Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrtum der Zeit an.

und Kaiser Wilhelm II. in Bayreuth vorgesungen, noch zu einem deutschen Nationalgesange werden können, bleibe dahingestellt; die jetzige Zeit scheint wenig günstig zur Schaffung von allgemein giltigen Volksliedern;[1]) eine preußische Nationalhymne haben wir, aber eine deutsche fehlt uns eigentlich, wie H. C. Kellner a. o. O. sehr richtig bemerkt. Von selbst wird sich dergleichen heutzutage nur sehr, sehr langsam Bahn brechen, so vortrefflich auch die Strophen z. B. gerade den Sedantag in den höheren Schulen verherrlichen könnten. Das Festspiel selbst ist ja bei uns noch kaum gewürdigt, meist sogar im Verruf, besonders im „Zeitungstraum der leidigen Ephemere"; und doch muß man, ähnlich wie R. M. Meyer in seiner preisgekrönten Goethe-Biographie S. 443, sagen, nur in den rein opernhaften, gesanglichen Teilen lasse es, wie alle, auch die Goethischen Operntexte, etwas Saft und Kraft vermissen; sonst schreitet es einher auf äschyleischem Kothurn, erhaben, schwungvoll und gedankentief. Demnach wollen wir uns trösten, nicht aber mit jenem im „Morgenblatt" 1814 Nr. 150, welcher Klopstocks Chöre aus der „Hermannschlacht", komponiert von Kuntzen, zum Nationalliede zu erheben suchte, etwas prahlerisch citieren:

in magnis et voluisse sat est,

sondern den Dichter selbst reden lassen:

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Die Enthüllung des Denkmals für Rudolf Hildebrand.

Als am 30. Oktober 1894 Rudolf Hildebrand unter außerordentlich großer Teilnahme von Freunden, Amtsgenossen und Schülern auf dem Johannisfriedhofe zu Leipzig zur ewigen Ruhe gebettet wurde, da trauerte auch der Himmel mit und ein Regen ergoß sich über den ernsten Trauerzug, wie er sonst in den heiteren Tagen des Herbstes sich selten einzustellen pflegt. Auch am Sonntag den 13. Oktober, als das Denkmal enthüllt werden sollte, das in kurzer Zeit die Liebe seiner Schüler, Verehrer und Freunde für den Verewigten geschaffen hatte, blickte ein verhüllter, wolkengrauer Himmel wie in schwerer Trauer auf die Stätte herab, wo der

1) Die neueren Erscheinungen auf diesem Gebiet bestätigen solche Ansicht; teils sind sie, in ihrer ursprünglichen Fassung lateinisch, viel zu gelehrt, pomphaft und prahlerisch, teils freilich so „ungelehrt", daß man sich z. B. über die Naivität eines der Verfasser, der zugleich „Komponist" ist, nicht genug wundern kann.

geliebte Verstorbene ruht, und Tropfen um Tropfen fiel aus den regenschwangeren Herbstwolken auf Leipzigs Fluren nieder. Eine pietätvolle, andächtige Schar von Freunden und Schülern Hildebrands hatte sich gegen Mittag an seinem Grabe eingefunden, über dem noch verhüllt das Denkmal errichtet war, das als äußeres Zeichen treuen Gedächtnisses Zeugnis ablegen soll für die freudige Hingabe, die der große Forscher und Lehrer als schönsten Dank für seine aufopfernde Lebensarbeit geerntet. Gesang der Thomaner eröffnete die Feier, der als Vertreter der Stadt Leipzig Herr Oberbürgermeister Dr. Georgi beiwohnte. Der Thomanerchor sang das herrliche Sanctus von Bortniansky, zu dem Oberlehrer Dr. Beer einen für die Feier passenden deutschen Text gedichtet hatte. Während dieses weihevollen Gesanges fiel die Hülle von dem hohen Granitsteine, der an der Vorderseite das Medaillon mit dem Bildnis Rudolf Hildebrands trägt. Dieses Bildnis ist eine meisterlich ausgeführte Arbeit des Bildhauers C. Seffner, der nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren Hildebrands hier den alten Hildebrand nicht als den Siechen und Schwachen, sondern als den lebendig Wirkenden in der Fülle des Geistes und der Kraft dargestellt hat, durch die der große Sprachforscher wie mit Zaubergewalt sich die Herzen und Geister der Menschen eroberte. Der edle, zarte Ton des Marmors (die Platte von ganz besonders wetterfestem, widerstandsfähigem Korn hat Klinger aus Griechenland mitgebracht) hebt sich wirkungsvoll ab von dem matten, olivenfarbigen Granit, das ganze Bildnis ist so durchgeistigt und verklärt von der höchsten Begeisterung für die Wissenschaft und die hohen Ideale eines ernsten Schaffens, daß hierdurch der Künstler, der Hildebrand im Leben nicht kennen gelernt hat, doch mit vollendeter Treue den Geist und die Eigenart der Persönlichkeit getroffen hat. Außer dem Bildnis Hildebrands trägt das Denkmal noch die Inschrift:

Rudolf Hildebrand 1824—1894
Zum Danke für deutsche Gesinnung, Forschung und Lehre
Gewidmet von Schülern und Freunden.

Die ergreifende Gedächtnisrede Konrad Burdachs aus Halle, die im Druck in Sauers Euphorion erscheinen wird, ging aus von der Feier des siebzigsten Geburtstages Hildebrands am 13. März 1894, in der die innigsten und herzlichsten Wünsche für den Gefeierten aufs lebhafteste zum Ausdruck kamen. Aber alle die Hoffnungen, die sich damals so freudig geregt hatten, wurden jäh enttäuscht durch den Heimgang Hildebrands, der kaum nach einem halben Jahre erfolgte. Tiefer Schmerz ergriff alle, die ihn gekannt und sein Wirken verspürt hatten. Und von dem Augenblicke an, da sein Grab sich geschlossen, wurde die Dankbarkeit lebendig, und heute stehen wir vor dem schlichten, dem Charakter des

Verblichenen durchaus entsprechenden Denkmal. Wie wenn der Verklärte unter uns weilte, so schaut sein Bild im Medaillon des granitnen Denkmals auf uns herab. Der Meißel des genialen Seffner hat in wundersamer Weise die Bedeutung Hildebrands in dem Bildnis lebendig zu erneuern verstanden, und alle, die Hildebrand im Leben kannten, vergegenwärtigen sich im Angesicht seines Bildes noch einmal seine ganze Größe. Niemals ist er in seinem ganzen schlichten und arbeitsreichen Leben von dem angebornen Idealismus seiner Natur abgefallen, und er verstand es, auch seine Schüler in den Bannkreis dieses Idealismus mit hinreißender Gewalt hineinzuziehen. Er war Philosoph und Philolog, Dichter und Lehrer zugleich. Nicht bloß die Gelehrsamkeit beseelte sein Schaffen, sondern das Leben und Fühlen des Volkes gab ihm mächtige Anregung und wurde von ihm in edelster Weise verwertet. Von seinem geschichtlichen und philosophischen Denken ging eine Neubelebung einer wahrhaft nationalen Pädagogik aus. Tausende deutscher Lehrer verdanken seiner Lehrthätigkeit unendlich viel. Als Lehrer an der Thomasschule, als Bearbeiter des Grimmschen Wörterbuchs und als akademischer Lehrer hat er reichen Segen gestiftet. Nicht nur die Universität und höhere Schule, auch die Volksschule erfuhr die Wirkungen seines machtvollen Geistes. Der Phantasie eroberte er ihr Recht im deutschen Unterrichte. Den Zusammenhang des einzelnen modernen Menschen mit der alten nationalen Überlieferung sehen wir ihn auf allen Gebieten seines Forschens und Lehrens aufsuchen und aufhellen. Um diesen Punkt dreht sich all sein Denken und Schaffen. Die zahllosen versteckten Fäden, die unser gegenwärtiges Geschlecht, sein Denken und Fühlen, seine Sitte und Sprache mit einer längst verronnenen Vergangenheit verknüpfen, spürte er mit feinem Sinne auf. Unsere Sorge muß es sein, daß sein Geist, der Glaube an die unzerstörbare gesunde Kraft unseres Volkes und an die zwingende Macht des Idealismus unter uns fortlebe. Das ist das hohe Vermächtnis, das er uns hinterlassen hat. Drei Genien geleiteten den gefeierten Lehrer auf seinem Lebenswege: Glaube, Liebe, Hoffnung. Der Stadt Leipzig, seiner Vaterstadt, war er innig zugethan. Ihr, in der die idealen und nationalen Güter unseres Volkes allezeit gepflegt worden sind, übergeben auch die Schüler und Freunde Hildebrands dies Denkmal, damit sie es in ihre Obhut nehme und pflege und schirme. Möge in ihr stets der Geist Rudolf Hildebrands, des glühenden Patrioten, des tiefgrabenden Forschers, des wahrhaft großen Menschen lebendig bleiben. Mit diesen Worten, die hier nur skizzenhaft angedeutet werden konnten, übergab Professor Burdach das Denkmal der Stadt Leipzig. Im Namen der Familie Hildebrands sprach darauf in bewegten Worten der Sohn Hildebrands, Oberlehrer Dr. Rudolf Hildebrand, allen denen

innigen Dank aus, die seinen Vater noch übers Grab hinaus in so erhebender Weise ehrten, und gab das Versprechen ab, daß die Familie dieses Zeichen der Treue und Liebe allezeit wert halten und pflegen werde. Die weihevolle Feier wurde durch Gesang der Thomaner beschlossen. Jedem Teilnehmer wird dieser ergreifende Akt, in dem das Bild des Verklärten auf eine andächtige Gemeinde von Schülern und Freunden zum ersten Male herabschaute, unvergeßlich bleiben. Allen aber, die das Werk anregten, förderten und zum Gelingen brachten, sei innigster Dank dargebracht. —n.

Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung.

Von **Rudolf Wustmann** in Leipzig.

1.

Der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung! —

Bist du nicht der erste, vergnügter Maria Wuz, der auf diesen Zauberruf in die Geisterwelt der Dichtung vor unserm Auge steht? Deinen lustigen Namen wenigstens kennen, so kümmerlich Jean Paul heute gelesen wird, doch noch viele und wenn es das einzige wäre, was in ihrer Erinnerung neben den Worten „Jean Paul" emporschnellte. Als Sonderling muß sich ja freilich schon mißtrauisch beäugen lassen, wer dein ganzes schönes Idyll durchgekostet hat, und wie viele Halbsonderlinge werden es denn sein, die es über sich gewonnen haben, wenigstens davon zu nippen, etwa mit dem guten Vorsatz, Jean Paul „doch von einer Seite" kennen zu lernen? Als ob sich ein Mensch wie er, dem es erstes Gesetz war, immer als ganzes thätig zu sein, je wie ein Schauspieler heute mit einem tragischen und morgen mit einem faunischen Gesicht hätte zeigen, das eine Mal dem Leser nur eine naivhumoristische, das andre Mal nur eine satirische, das dritte Mal nur eine philosophische Schüssel hätte vorsetzen können! So mannigfaltig der Korso seiner Gebäude ist, überall zeigt sich dieser Baumeister doch in seiner Ganzheit, hoch — oder tief, es ist wie oft körperlich auch hier geistig dasselbe — und heiter zugleich wie der blaue Himmel; überall hat er aus dem Quell seines Naturells geschöpft, wenn er auch hierhin ein Gartenhaus, dorthin eine Sakristei und dahin ein Dachstübchen gesetzt hat.

Und blickt da nicht als zweiter dem guten Wuz der selige Quintus Fixlein über die Schulter, mit seinem Vordermann an unserm litterarischen Nachthimmel der ständigste Trabant des fernen Sternes Jean Paul? Ach und hinter beiden dringt die Schar der Fibel, Pelz, Stiefel, Hoppedizel, Fälbel, Seemaus und wie die langbestrümpften, kurzbezopften Männlein

alle heißen, heran, auf ihr Amt pochend und die Bakel durcheinander schwingend! Hand in Hand folgt ihnen mit ernsteren Mienen die wackere Pentade der Erzieher Albanos, — ja, seh ich recht, so taucht da hinten im Nebel auch das griesgrämige Gesicht des Kunstrats Fraischdörfer aus Haarhaar auf; macht er etwa als pedantische Nörgelseele auf den Titel Schulmeister Anspruch?

Eine artige Mosaik gäbe es vielleicht, ihrer aller Schattenrisse aneinander zu setzen, aber kein Gemälde. Rahmen und Hintergrund, Licht und Luft, Kolorit und Stimmung empfängt der ganze Zug erst durch einen Größeren. Jean Paul selbst ist der größte Schulmeister, der in Jean Pauls Dichtungen — anfangs kaum merklich, schließlich ein Riese — vor uns Gestalt gewinnt, ein Meister in der Schule des Lebens, ein Bildner der Jugend wie kein zweiter.

Die Anfänge der Kunst ruhen in den höheren Lebensformen und der tieferen, besseren Lebensstimmung, in der der Mensch im ersten Kultus voll Ehrfurcht der gefürchteten oder geliebten Gottheit gegenüber trat, die er, als psychophysisches Wesen, hinter der ihn umgebenden Physis ahnen mußte. Das religiöse Gefühl, das sich am unmittelbarsten wie noch heute in Dank oder Bitte äußerte, kleidete diese Äußerung unwillkürlich, dem tieferen Eindruck, dem höheren Leben des Augenblicks entsprechend, in bedeutendere Formen: die Sprache hob sich zum Gesang, die begleitenden Körperbewegungen fügten sich von selbst dem regelmäßigen Wechsel eines feierlichen Rhythmus (beides ergab sich zugleich aus der Notwendigkeit, einer größern Anzahl den gleichzeitigen Ausdruck ihrer Gefühle zu ermöglichen). Die Kunst war aufs engste verschwistert mit Sittlichkeit und Religion und Weisheit, wahrer, besser, schöner, mit einem Worte heiliger oder seliger zu machen war ihr Zweck.

Und das ist er heute noch. Dem Ziele einer zwecklosen, reinen Kunst, der Kunst an sich, nachzuringen, wäre schließlich ebenso verhängnisvoll wie die blinde Trennung von religiösem Dogma, absoluter Ethik und absoluter Wissenschaft Wahnwitz ist; zu welchem theoretischen Wahn und zu was für unglücklichen Kunstwerken der Glaube an die „reine" Kunst führen kann, zeigen ihre beiden jüngsten Verfechter Begas und Klinger. Jean Paul war sich der engen Verwandtschaft der Religion und der Kunst und der übrigen erhöhten Lebensarten bewußt. An Jacobi hat er einmal geschrieben: „Ich bleibe dabei, daß es, wie ein letztes, so vier erste Dinge gebe: Schönheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Seligkeit, und daß die Synthese davon nicht nur notwendig, sondern auch schon gegeben sei." Er war sich daher auch darüber klar, daß die Kunst als solche nicht Selbstzweck, sondern der selige Mensch ihr Zweck

sei, daß sie an der Erhöhung oder Erziehung des Menschen mitzuarbeiten habe. Und in diesem hohen Sinne, freilich nicht in dem gemeinen Tagessinne, ist seine ganze Kunst tendenziös, d. h. seine Dichtung von Anfang bis zu Ende erziehend. Er war der Überzeugung: „Große Dichter sollen öfter den Himmel aufsperren als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben" und so mahnte er auch: „der Dichter erheitere nicht nur wie Goethe, sondern erhebe auch wie Klopstock, er male nicht nur das nahe Grün der Erde wie jener, sondern auch das tiefe Blau des Himmels wie dieser, das am Ende doch noch länger Farbe hält."

Viel schärfer hat sich Jean Paul gegen Schiller ausgesprochen [1]), den er ganz in Kants Banne wähnte und für einen beschränkteren Formalisten als Goethe hielt, zumal nachdem Schiller dem künstlerischen Prinzip die hervorragendste erzieherische Bedeutung in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen zugewiesen hatte. Aber „bei Schiller erweitert sich im Fortgang seiner ästhetischen Begriffe mit jedem Schritt mehr das ästhetische Vermögen, es bemächtigt sich immer mehr des ganzen Menschen, der ästhetische Mensch erscheint als Inbegriff alles Menschlichen." So urteilt Kuno Fischer, und Schiller selbst bekennt seine Überzeugung von der schließlichen Einheit des Wahren, Guten und Schönen in einem Briefe an Körner (25. Dezbr. 1788): Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam als Zugabe mit erreicht haben, da im Gegenteil der, der zwischen Schönheit und Moralität unstät flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt." Genau dasselbe sagen ja auch die Verse in den „Künstlern":

Der Freiheit freie Söhne
Erhebet euch zur höchsten Schöne
Um andere Kronen buhlet nicht!
Die Schwestern, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein,
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein!

Ist hier nicht der Inhalt, der moralische Gedanke verbürgt (die Empfindung schöner Seelen)? Ist es nicht ein bloßer Streit um Worte, wenn man hier Schiller eines einseitigen Kultus der Ästhetik bezichtigt, anstatt ihm, dem Künstler von Haus aus, die Berechtigung zuzugeben, das Gute als das Schöne (im Gebiete der Moral) zu bezeichnen? Schillers

1) Blindlings folgt ihm darin neuerdings Josef Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, bes. S. 346 flg.

Begriff Schönheit ist eben nicht bloß formell, sondern zugleich inhaltlich gemeint: es ist nicht zu verkennen, daß Schiller in diesen Äußerungen den rein künstlerischen Standpunkt verlassen hat und auf dem synthetischen steht.[1]) Einen hohen Griff in diese Dinge hat er auch mit den Versen gethan:

Was wir als Schönheit hier empfanden,
Wird dort als Wahrheit uns entgegengehn.[2])

Während sich Schiller und Jean Paul also schließlich wohl näher standen, als beide vielleicht geahnt haben, scheint Jean Paul, seinen Äußerungen über Goethe nach zu urteilen, die Größe der Kluft, die ihn von diesem schied, unterschätzt zu haben. Sehr bezeichnend für den tiefen Riß zwischen den Lebensauffassungen beider ist folgendes. Goethes pädagogischer Grundgedanke, den er ja auch bei der Erziehung von Fritz vom Stein fortwährend im Auge hatte, war der: objektiv zu machen. Ganz natürlicherweise galt ihm daher die Malerei als die ethischste Kunst, zwingt das Zeichnen doch zur beobachtenden Aufmerksamkeit und zur Zurückhaltung im Urteilen. Der umgekehrte Schluß auf die pädagogische Unzweckmäßigkeit der bildenden Kunst ergiebt sich für Jean Paul; er meint, es gebe kein besseres Mittel, sich für eine Scene zu *verhärten*, als sie vom rein künstlerischen Standpunkt zu betrachten, gleichwie wissenschaftlicher Forschungseifer den Anatomen unempfindlich gegen die Qualen des vivisecierten Tieres mache.

Sich selbst treu, ist Jean Paul in seinen Dichtungen — zum Nachteil der Form — nirgends reiner Künstler, aber immer edler, seinen Mitmenschen hilfreicher, guter Mensch — zum Vorteil der Idee. In allen seinen Dichtungen haben wir also den Erzieher zu suchen. Ist es ein Wunder, wenn eine Reihe von ihnen geradezu pädagogische Ideen zum Mittelpunkt haben? So wird im Titan die Entwicklung eines edeln Fürstenkindes geschildert, die unsichtbare Loge kann geradezu ein pädagogischer Roman genannt werden, und in den Flegeljahren wird die Erziehungsidee dargestellt: der idealistische Träumer soll erst durch die Schule des praktischen Lebens und seiner bestimmten reellen Aufgaben

1) Vgl. dazu die Worte F. Schnedermanns: „Wer Schillers Gedanken tiefer auf sich wirken läßt, der wird nicht zugeben wollen, daß es für seinen stets aufs Ganze gehenden, ja so gewaltig gerade auf das Sittliche gerichteten Sinn genügend gewesen sei, bloß ästhetische Probleme zu behandeln. Vielmehr *auch* das Ästhetische stellte sich ihm unter den Gesichtspunkt des Sittlichen" (in dem Aufsatz „Biblische Anklänge bei Schiller" in der von O. Lyon herausgegebenen Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands S. 190 flg.).

2) Und dazu bemerkt Müller: „Also schließliche Entbehrlichkeit der Kunst! Auch gegen die Wissenschaft werden hier die Grenzen verwischt." Unbegreifliche Worte in einem sonst guten Buche.

gehen, der große und hohe Inhalt des idealen Jugendstrebens darf aber nicht verloren gehen, sondern hat sich nur mit nüchterner und verständiger Klarheit zu einigen, durch die allein er Wahrheit erhält.[1]) Ja der Gedanke der Erziehung war für Jean Paul so wert und wichtig, so heilig und hoch, daß er ihn in seinen überirdischen Geweben nicht missen wollte und deshalb der antiken Lehre von den Schutzgeistern eine tiefe Sympathie entgegentrug. „Es giebt keinen schöneren Gedanken als den der Griechen, daß jeden Menschen ein Genius umgiebt, der ihn mit seinen unsichtbaren Flügeln kühlt, hebt und bedeckt", sagt er einmal, und in zuversichtlicherem Dur kehrt dieselbe Melodie in der unsichtbaren Loge wieder: „Es ist kein Wahn, daß Engel um den bedrohten Menschen mitten in ihren Freuden wachen, wie die Mutter unter ihren Freuden und Geschäften ihre Kinder hütet."

Empor zu Gott, ihr Menschenkinder, empor durch Kunst, Sittlichkeit und Wissenschaften zur Religion — so heißt das Motto aller Lektionen dieses edeln Schulmeisters, so klingt es aus allen Dichtungen Jean Pauls wieder. Wer aber will aus seinen Werken ausscheiden, was den Namen Dichtung verdient? Wie seine Romane keine absoluten Kunstwerke sind, so sind auch auf der andern Seite seine pädagogischen, seine ästhetischen, seine philosophischen Schriften und Schriftchen nur als Schöpfungen eines Dichters zu verstehen. Einheit oder doch wenigstens Vereinigung der besten Seelentriebe — wie er sie lehrt, so ringt er selbst um sie. Und so liegen seine Werke alle jener Mittellinie menschlicher Geistesschöpfungen — trotz ihres unkünstlerischen Äußern — verhältnismäßig nahe, an der mit unbewußter Sicherheit festhaltend in der Jugendzeit der indogermanischen Stämme das Volk der Inder seine Veden schuf, an die noch das dramatisch-religiöse Oratorium des Äschylos rührt, die der lutherische Christ in Bachs Matthäuspassion ahnt, der sich Richard Wagner in seinem Kunstwerke der Zukunft zu nähern träumte, und an deren Ende wir uns wiederum nur eine religiös-philosophische Dichtung denken können. Im höchsten Sinne redet darum „der Schulmeister in Jean Pauls Dichtung" auf jeder Seite seiner Werke.

2.

Jean Pauls wertvollstes Werk, das er selbst als sein ernsthaftestes angesehen wissen wollte, dem auch Goethe höchsten Beifall schenkte, ist die „Levana oder Erziehlehre". Hier hat er die Fülle von pädagogischen Winken und Forderungen gesammelt, die ihn seine eigene Praxis, die Beobachtung der verkehrten Praxis andrer und sein tief in den geliebten

1) So Plank, J. P.s. Dichtung im Lichte unsrer nationalen Entwicklung.

Gegenſtand eindringendes Denken gelehrt hatten, und ſo kann der werdende Lehrer und Erzieher — und tot iſt, wer zu werden aufgehört — die Weisheitsblüten hier Blume an Blume pflücken, die das mannigfaltige Leben der Romane nur hier und dort, an Rainen und auf Waldwieſen, gedeihen läßt.

Hohe Liebe zu ſeinem Gegenſtande durchweht dieſes ganze Buch Jean Pauls; ſie empfängt aber erſt die perſönliche Weihe durch die Liebe, mit der Jean Paul die Kinder ſelbſt umfing. „Was ſind denn eigentlich Kinder? Nur die Angewöhnung an ſie und ihre uns oft bedrängenden Bedürfniſſe verhüllen den Reiz dieſer Seelengeſtalten, welche man nicht weiß ſchön genug zu benennen: Blüten, Tautropfen, Sternchen, Schmetterlinge. — Aber wenn ihr ſie küßt und liebt, gebt und fühlt ihr alle Namen. — Ein erſtes Kind auf der Erde würde uns als ein wunderbarer ausländiſcher Engel erſcheinen, der, ungewohnt unſerer fremden Sprache, Miene und Luft, uns ſprachlos und ſcharf, aber himmliſch-rein anblickte, wie ein Raphaeliſches Jeſuskind.“ So in der Levana (§ 157), und in der Nachleſe dazu: „Je länger ich die Kinder anſchaue und umarme, deſto mehr erſtaun ich über Gottes reiche Morgengabe, die er durch ſie auf jeder Taufſchüſſel dem Geſchlecht anbietet, ein ſo großes tägliches Neujahrhundertsgeſchenk, daß alle unſere Sünden und Irrtümer dasſelbe kaum halb verſchleudern können.“ Und endlich: „Nur im Kind tritt der ſchönere Teil der Menſchheit weit über den dunkeln hervor und der rührende Kontraſt eines ganzen Menſchengeiſtes mit einem bloßen Menſchenkörperchen, dieſes lebendige Miniaturgemälde der früheren Edenwelt, dieſe ſittliche Schönheit, die ſogar der Böſewicht rein aufnimmt, weil er ſie nicht, wie die der Erwachſenen, zu unſittlichen Mitteln verbrauchen kann, begeiſtert uns zum Anbeten, wie jene drei Könige, gleichſam als würde Gott in jedem Kinde Menſch.“

So iſt denn Erziehung nichts mehr und nichts weniger als Nachſchaffen dieſes göttlichen Ebenbildes im Menſchen; ihr Zweck iſt Gottähnlichkeit. Das Menſchenziel, den göttlichen Idealmenſchen, trägt jedes Kind umhüllt in ſich; ihn zu „entwickeln“, ihn frei zu machen heißt erziehen. Der Erzieher hat nur das „harmoniſche Maximum“ der Anlagen des Zöglings auszubilden, ſeine Thätigkeit iſt mehr ein Wärmen als ein Säen. Er hat die menſchlich-göttlichen Triebe nach Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit vorwärts zu leiten, indem er den innerſten Trieb zu Gott ſtärkt und klärt.

Alſo ſteht die Religion im Mittelpunkte der Erziehung? Und doch hat Jean Paul bei der Verteilung der Lehrſtoffe in Schwarzenbach[1])

1) Hier unterrichtete und erzog J. P 1790—1794 ſieben Kinder zwiſchen 15 und 7 Jahren.

der Religion keinen Platz angewiesen? — Er wußte eben, daß Religion erlebt, nicht erlernt sein will, und so war es ihm unmöglich, sie neben den anderen Lehrgegenständen aufzureihen, vielmehr suchte er diese alle mit ihr als der höchsten Würze zu durchtränken. Darum empfiehlt er z. B. besonders die Astronomie als Lehrgegenstand, weil sie die Größe des Schöpfers so sichtbar erkennen lasse. Darum glaubt er in dem Kinde, das lebhafte Neigung zur Religion hat, das zukünftige Genie erblicken zu können (denn das Charakteristische für das Genie ist, daß es aus seinem innersten Lebenskerne heraus und daher mit vereinten Kräften handelt). Darum schrieb er noch an seinen erwachsenen Sohn Max, der Theologie studierte: „du findest die wahre Gotteslehre nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal". Und eben darum steht auch das Kapitel „Bildung zur Religion" ganz lose eingefügt im ersten Teile der Levana, während „sittliche Bildung, Entwickelung des geistigen Bildungstriebes, Ausbildung des Schönheitssinnes" in einem fast systematischen Zusammenhange an einer ganz anderen Stelle (im dritten Buche) hintereinander behandelt werden. Dem widerspricht nicht etwa, was Jean Paul selbst in der Einleitung zur Levana sagt: „Das erste Bändchen dieses Werkes behandelt weitläuftiger die Knospenzeit des Kindes, als das zweite und dritte die Blütenzeit." Denn das Kind, das von Gott stammt (der Mensch kommt eigentlich nicht zum Höchsten hinauf, sondern immer von da herab und erst dann zurück empor), ist mit dem frühesten empfänglich für eine Erziehung, die seinem innersten, höchsten Leben zu gute kommt, wie ja auch die Stärke der Empfänglichkeit abnimmt in dem Maße wie das Alter aufsteigt.[1]) „Schliefe nicht eine ganze religiöse Metaphysik träumend schon im Kinde: wie wären ihm denn überhaupt die inneren Anschauungen von Unendlichkeit, Gott, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w. zu geben, da wir sie durch keine äußeren vermitteln können und nichts zu jenen haben als das leere Wort, das aber nur erwecken, nicht erschaffen kann?"

Den Glauben an Gott, den hohen Stil des Lebens — denn das ist Religion ihrem Inhalt und ihrem Wesen nach — lerne das Kind darum zeitig empfinden. Anders wollten es Rousseau und Basedow, Jean Paul aber wendet sich gegen ihre Ansicht mit den Worten: „Wenn Rousseau Gott, und folglich Religion, erst als die späte Erbschaft eines mündigen Alters aushändigt: so kann er — ausgenommen bei großen Seelen — sonst nicht mehr religiöse Begeisterung und Liebe davon er-

1) Ein Gedanke, den J. P. nicht müde wird zu betonen — hat er doch der saugenden Kraft des Kinderglaubens ein ganzes Kapitel gewidmet —, und den er auch dichterisch verwertet hat (besonders im Leben Fibels).

warten, als ein Pariser Vater kindliche, der nach der Sitte einiger Völker einem Sohne nicht eher erscheint, als bis er keinen Vater mehr braucht. Wann könnte denn schöner das Heiligste einwurzeln, als in der heiligsten Zeit der Unschuld, oder wann das, was ewig wirken soll, als in der nämlichen, die nie vergißt?"

Freilich „je jünger das Kind ist, desto weniger hör' es das Unaussprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Aussprechlichen wird; aber es sehe dessen Symbole. Das Erhabene ist die Tempelstufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermeßlichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod: so sprecht das Wort Gott vor dem Kinde aus. Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Übelthat, eine Edelthat sind Baustätten einer wandernden Kinderkirche." Der Donner, der Tod, ein hohes Unglück; aber wohl gemerkt: „keine Furcht erschaffe den Gott der Kindheit; sie selber ist vom bösen Geiste geschaffen; soll der Teufel der Großvater Gottes werden?"

Zu den Symbolen des Unaussprechlichen gehört auch die Kirche: „ich wollte, ihr führtet die Kinder an großen Tagen der Natur oder des Menschenlebens bloß in den leeren Tempel, und zeigtet ihnen die heilige Stätte der Erwachsenen. Wollt ihr Dämmerung, Nacht, Orgel, Lied, Vaters Predigt dazu setzen: so werdet ihr wenigstens durch Einen Kirchgang mehr religiöse Einweihung in jungen Herzen zurücklassen, als ein ganzes Kirchenjahr in alten." Häufiger Kirchenbesuch ist nicht anzuraten, weil die religiösen Eindrücke und Stimmungen dabei ihre Feierlichkeit und Tiefe verlieren müssen und damit der innere Mensch sein Bestes; der hohe Stil des Lebens würde ja nicht mehr der hohe sein, wenn er der gewöhnliche wäre. Darum verwarf Jean Paul auch das tägliche Tischgebet; ja jede Kleinheit und Vereinzelung religiöser Gefühle schien ihm vom Übel. „Der rechte Unglaube bezieht sich auf keine einzelnen Sätze und Gegensätze, sondern auf die Erblindung gegen das Ganze. Macht im Kinde den allmächtigen Sinn des Ganzen rege gegen selbstischen Sinn der Teile: so erhebt sich der Mensch über die Welt, die ewige über die wechselhafte."

Es ist selbstverständlich, daß aus solchem Geiste Toleranz fließen muß. „Jede fremde Religionübung sei dem Zögling so heilig wie die eigne, und jedes äußere Gerüste dazu. Das protestantische Kind halte das katholische Heiligenbild am Wege für so ehrwürdig, wie einen alten Eichenhain seiner Voreltern; es nehme die verschiedenen Religionen so liebend, wie die verschiedenen Sprachen auf, worin doch nur Ein Menschen-Gemüt sich ausdrückt."

Jean Paul hat Religion einmal die Poesie der Sittlichkeit genannt. Und an seinen Freund Vogel schrieb er am 15. Juni 1787: „Ohne den Aufblick zum vollkommensten Wesen ist die Tugend kalt, ohne Aufmunterung und Flügel und Freude, und das nämliche Ideal der Tugend, das ich in meinem Kopfe aufgestellt habe und an dem ich jedes andere, selbst das göttliche, zu prüfen scheine, rundete ja eben erst der Schöpfer selbst, wie sollte er nicht das Ideal der Tugend sein können, da er mir erst meines einschuf? Die Tugend ist Nachahmung Gottes, wäre eine der erhabensten Vorstellungen, wenn nicht die Kanzeln es zu einer der abgegriffensten gemacht hätten." Und es ist gewißlich wahr: Religion und Sittlichkeit, die überirdische Schwester und die irdische, hängen innig zusammen.

An der Sittlichkeit unterscheidet Jean Paul zwei Seiten: eine innere subjektive, die den Charakter ausmacht, und eine nach außen gewandte, objektive. Aber die Eigenschaften jener, der sittlichen Stärke und Erhabenheit (Ehre, Redlichkeit, festes Wollen, Wahrhaftigkeit, Angehen wider drohende Wunden, Ertragen der geschlagnen, Offenheit, Selberachtung, Selbergleichheit, Verachtung der Meinung, Gerechtigkeit, Fortdringen und ähnlicher), sind doch wiederum eng verknüpft mit den Äußerungen dieser, der sittlichen Schönheit (Liebe, Milde, Wohlthätigkeit).

Die große Bedingung für die Entwicklung sittlicher Stärke ist Stärkung des Körpers. „Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele. Nun so werde dieser vorerst zu Stahl gehärtet, geglüht und gekältet." Umgekehrt: „Körperliche Entkräftung macht geistige; aber alles Geistige lässet festere, ja ewige Spuren nach, und ein gebrochener Arm am Kinde heilet leichter aus als ein gebrochenes Herz." So lehrt die Levana (§ 106), und der Sedezaufsatz über Volksbildung heißt: „Kinder und Völker müssen dem Ulysses nicht bloß im Talente, beredt und klug zu sein, sondern auch im Vermögen, Ulysses Bogen zu spannen, nachgebildet werden." Von neuem verlangt dann die Nachlese zur Levana körperliche Abhärtung, „da der Körper der Ankerplatz des Mutes ist." „Ihr Zweck und Erfolg ist nicht sowohl Gesundheitsanstalt und Verlängerung des Lebens, als die Ausrüstung und Zurüstung desselben wider das Ungemach und für Heiterkeit und Thätigkeit." Spottend fragt Jean Paul endlich in dem geträumten Brief an Gellert: „Soll ein Knabe so dünn und zart und brechlich geblasen werden, daß er nicht bloß etwas, sondern alles an sich für moralisch-ästhetisch-intellektuellgläsern hielte, und mithin weder wagte zu sitzen, noch zu stehen, noch zu liegen, noch zu sein?"

Nein, das soll er nicht! ein fester, gesunder Körper soll sein bessres Ich umschließen. Tüchtig aber ist der Körper, dem Luft und Wasser,

Wind und Regen nichts anhaben können; gegen diese beiden Elemente werde er also vorzüglich abgehärtet. Nichts ist lächerlicher als Luftscheu — Bettler von der Landstraße sind es, die bei gesundem Leibe das höchste Alter erreichen! Wo es angeht, laßt eure Jungen barfuß herumlaufen, laßt sie vor allen Dingen auch in kalten Zimmern schlafen („denn das Bett ist ohnehin ein äußrer Pelz und der Schlaf ein innrer"). Ja, „warum macht man sich und noch mehr den Kindern nicht das Vergnügen, daß sie halbe Tage bei milder Luft und Sonnenschein, wie Adam, nackt in ihrem Paradiese der Unschuld spielen dürfen? Man schaue doch nur, wie leicht, behend und erquickt ein entkleidetes Kind sich fühlt, Luft durchschwimmend und trinkend, Muskeln und Adern frei bewegend, und vor der Sonne als eine Frucht reifend, der man die Blätter weggebrochen." „Unmittelbar nach dem Luftbade ginge man am besten ins kalte Wasserbad." Wo das kalte Bad nicht möglich ist (im Winter, bei kleinen Kindern), sollte man wenigstens den Körper gründlich mit kaltem Wasser waschen. Und keine Furcht vor dem Regen! Im Gegenteil, „man sollte besondere Regen- oder Badekleider als ein Badgast der Frühlingswolken haben; dann, wenn einige Hoffnung schlechten Wetters ist, eine Regenpartie verabreden, und tropfend nach Hause kommen." Ja, man lasse manchmal die Regenkleider an den Kindern selber abtrocknen! Außerdem sind selbstverständlich Turnen (wie Schwimmen, Reiten und Fechten) und kräftige Nahrung (Eier, starkes Bier, Wein; selbst zahnlose Kinder können schon Fleischbrühe eingeflößt bekommen) die Hauptmittel zur Bildung und Erhaltung eines kräftigen widerstandsfähigen Körpers.

In einem solchen Körper wohnt leicht Mut. Freilich ruht Mut nicht bloß auf materieller Kraft, auf körperlicher Gesundheit; diese bilden nur die erste Stufe zu ihm. Eine zweite erblickt Jean Paul in der bewußten körperlichen Übung gegen Schmerzen. „Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet. Man stärke folglich den Knaben, nicht aber etwa mit der Rede: „es thut nicht weh" — denn in diesem Falle würde das Schaf so tapfer anrücken wie der Löwe — sondern mit der besseren: „was thut's? Nur weh'!" „Man sollte Übungen im Ertragen des Schmerzes, Kreuzschulen im stoischen Sinne erfinden; wie denn die Knaben selber schon ähnliche Spiele haben." Jean Paul warnt auch aufs entschiedenste davor, Mitleid mit Schmerzen zu haben, und rät, Scherz damit zu treiben.

Furcht und Schrecken, die in die Zukunft gewendete und die augenblickliche Gegenkraft des Mutes, sind verschieden zu bekämpfen. Das beste Mittel gegen die Furcht bleibt natürlich Aufklärung über die

Nichtigkeit der Ursache. Daneben ist wichtig, auf das Gehör zu achten, weil es als der vornehmste Träger unsichtbarer Sinneseindrücke der geheimnisvollen Furcht am ehesten Vorschub leistet, „daher leis'hörige Tiere furchtsamer sind. Wie die Tonkunst im Entzücken, so hat der Schall und Schrei im Entsetzen unser Herz unmittelbar in der Gewalt. Der unergründliche Ton ist die rechte Nacht für die Furcht." Schrecken und seine Bezwingung etwa künstlich hervorzurufen und zu üben, widerrät Jean Paul wegen der Lächerlichkeit und der Lüge der Komödie, stattdessen empfiehlt er Erzählungen von mutiger Geistesgegenwart.

Sittliche Stärke verlangt nach Nahrung wie das Feuer nach Sauerstoff. Darum gebt dem Knaben irgend eine lebendige, das Herz durchwurzelnde Idee: Freiheit, Ehre (sie ist nichts schlimmeres als die rohe Hülse der Selbstachtung), Vaterland, Gerechtigkeit, Wissenschaft. „Nur Größen spannen das Knabenherz gesund; welche aber dehnt, außer der Wissenschaft, es besser aus, als ein Vaterland, die Liebe dazu, zumal im Demantmörser der jetzigen Zeit? — Man sollte folglich in Schulen dieses heilige Feuer anblasen; aber wahrlich nicht durch das Exponieren des Tyrtäus, d. h. durch Begeistern für ein altes unter- und eingesunkenes Land, sondern durch das Einführen in Klopstocks Hermanns-Schlacht und Feuer-Oden, ob ich gleich dies wenig von alten Humanisten erwarte, für welche an großen Kunstwerken das Genießbarste ist, was an Elefanten das Schmackhafteste, die Füße."

Die Ideen sollen Hand in Hand gehen mit hohen Zwecken, fernen Zielen. Der Knabe „setze sich den Zweck einer langen Thätigkeit, nicht des Genusses vor. Das Genießen erschöpft sich und uns bald; nie aber das Streben."

Zur Belebung hoher Ideale stehen Geschichte und Poesie dem Lehrer zur Seite. „Erfüllt nur den Knaben mit der verklärten Heldenwelt, mit liebend ausgemalten Großmenschen der verschiedensten Art: so wird sein angebornes nie erst zu erwerbendes Ideal (denn in jedem schläft eines) rege und munter werden. Ebenso glänze ihm frei jedes poetische Ideal ins Angesicht." Aufs zornigste wendet sich Jean Paul gegen eine Erziehung, die dem Zögling bloß Gesichtspunkte der Nützlichkeit als maßgebend im Leben einprägen wollte. „Was Welt und Zeit ohnehin entkräften, dies wollt ihr schon gleich kraftlos ins Feld stellen? Der Rhein findet seine Ebene bald, durch die er ohne glänzende Wasserfälle sich schiebt und seine Lasten nach Holland schleppt. — Was ist aller Gewinn, den die junge Seele aus der Vermeidung einiger Fehltritte und Fehlblicke zieht, gegen den entsetzlichen Verlust, daß sie ohne das heilige Feuer der Jugend, ohne Flügel, ohne große Plane, kurz so nackt in das kalte enge Leben hineinkriecht, als die meisten aus dem-

selben heraus? — Wie soll ohne die ideale Jugend-Glut das Leben reifen?"

Die Blüte, ja der Blütenduft des ganzen sittlichen Gewächses ist Wahrhaftigkeit. Ihrer Entfaltung hat Jean Paul ein besonderes Kapitel der Levana gewidmet, in ihr zumal erblickt er ein Zeichen hoher sittlicher Stärke: „Schwächlinge müssen lügen, sie mögen es hassen, wie sie wollen." Knapp, aber eindringlich schildert er die tiefe Verachtung, die überall, besonders in jugendkräftigen Zeitaltern der Völker, dem Lügner zu teil wird. Ihm mehr als dem Betrüger; denn dieser handelt zwar falsch, aber nicht vor sich, der Lügner dagegen vernichtet sein wahres Ich, negiert sich eigentlich selbst, da Sprechen nichts andres ist als seinen innern Menschen offenbaren. Lügen ist an sich das unnatürlichste Ding, das man sich denken kann. Nur die Gelegenheit ist es, die nicht bloß Diebe, sondern auch Lügner macht. Gerade dem Kinde, das von sich aus ja gar keinen Grund zur Lüge hätte, wird sie nur durch ungünstige Umstände nahe gelegt. Namentlich durch zwei: Wenn das Kind durch trügendes Thun auf irgend eine Beute losgeht und wenn es fürchtend seine eigene Handlung abschwört. Dem gegenüber rät Jean Paul, den Wert, die bindende Kraft des gesprochenen Wortes, besonders des versprechenden, so tief wie möglich einzupflanzen, ebenso wie auf der andern Seite den Abscheu vor der Häßlichkeit einer gehörten Lüge. „Zeigt dem Kinde den Thron fremder Wahrheit neben dem Abgrunde fremden Trugs; seid, was ihr ihm befehlt, und wiederholt oft, daß ihr auch das Gleichgültigste bloß thut, weil ihr es vorausgesagt. Es wirkt gewaltig auf sein kleines Herz, wenn es den Vater, der ihm eine Art freier Universalmonarch zu sein scheint, zuweilen klagen hört: er gehe jetzt z. B. ungern mit ihm aus, aber er hab es versprochen und müsse es nun ungern halten."

Welchem Knaben eine Lüge erwiesen ist, der soll mit einer Ehrenstrafe oder — noch besser — mit der Strafe des Schweigens belegt werden. Wer nicht gut spricht, soll gar nicht sprechen dürfen; sprechen ist nur möglich auf Grund sittlichen Ernstes.

Wer so über Wahrhaftigkeit denkt, ist sich darüber klar, daß sie nur im engsten Zusammenhang mit der ganzen Sittlichkeit zu entwickeln ist, sich mit dieser aber von selbst ergiebt. „Bloß abzuwehren habt ihr das Unkraut, indem ihr Freiheit gebt [d. h. z. B. dem Kinde nicht eine schnelle Antwort abdringt], sieghafte Versuchungen erspart und seelenkrümmende Gewohnheiten (z. B. den Kinderdank für Prügel, Kinderkomplimente vor Fremden) verbietet.

Wahrhaftigkeit ist die Blüte sittlicher Stärke, alle sittliche Schönheit strahlt aus der Sonne der Liebe. Wer ihre göttlichen Funken im Herzen

des Kindes entfachen will, hat zunächst den kindlichen Egoismus zu dämpfen; denn die kleinen Wesen fühlen sich, so lange sie noch nicht bis zum andern Ich fühlend vorgedrungen sind, als einziges Ich überhaupt. Zum Glück wird diese sittliche Arbeit an der Kindesseele leicht gemacht durch das stark metaphorische geistige Bedürfnis des Kindes. Man lasse das Kind nur so früh wie möglich die sittliche Konsequenz aus der Thatsache ziehen, daß es allen Objekten seiner Umgebung das eigene psychophysische Ich leiht. „Das Kind findet außer sich so wenig etwas Lebloses als an sich; es verlegt seine Seele als Weltseele in alles." Ein zweijähriges Mädchen — und dies thun alle Kinder — personifizierte z. B. „die Thüre (die aufging) will hinausgehn — ich will dem Frühling einen Kuß zuwerfen — ist der Mond gut, und weint er nicht?"[1]) Hier giebt das kindliche Denken dem Erzieher zugleich Grund und Mittel an die Hand, Lebloses nicht feindlich, sondern liebevoll behandeln zu lehren. Noch mehr natürlich alles Lebende! auch das Leben der Tiere: ist der Knabe gegen Tiere grausam, wird es der Herangewachsene gegen Menschen sein. „Leibniz setzte ein Tierchen, das er lange angesehen, ungetötet auf sein Blatt zurück; dies sei Gebot für das Kind. Die stoische Schule sprach aus: wer einen Hahn ohne allen Anlaß tötet, bringe ebenso gut seinen Vater um; und der ägyptische Priester hielt es für unheilig, ein Tier zu töten, ausgenommen zum Opfern. Hierin liegen alle Gebote der Lebensachtung."

Wärmende Sonnenstrahlen für den jungen Trieb zur Liebe sind die Vorbilder der Liebe zwischen andern, z. B. Äußerungen der Liebe zwischen dem Erzieher und einem Dritten vor den Augen des Zöglings, Thaten der Liebe an andern, hilfreiche Wohlthaten der Erzieher an unglücklichen. Dadurch wird zugleich der derbere Seitentrieb der Liebe, die Mildthätigkeit, in Blüte treten; wer diese besonders pflegen will — und sie verdient es — schildere im voraus die Freude, die der Notleidende über eine milde That, eine gütige Gabe empfinden wird.

Vor allem aber: gebt und zeigt euern Zöglingen selbst ein liebendes Herz! Liebe erzeugt Gegenliebe. Und da die That der Liebe dem jungen Gemüte oft nicht erkennbar ist, so scheut euch nicht, Zeichen der Liebe zu gebrauchen, kosende Worte und Mienen. „Lehrt lieben, so braucht ihr keine zehn Gebote — lehrt lieben, so hat euer Kind ein reiches, gewinnendes Leben, — lehrt lieben, damit ihr selber einst, wenn eure Augen alt sind und die Blicke halb erloschen, um euern Krankenstuhl

1) Dazu vgl. aus dem vortrefflichen Buche von A. Biese, Die Philosophie des Metaphorischen, das erste Kapitel: „Das Metaphorische in der kindlichen Phantasie".

und euer Sterbebette, statt des gierigen Eis- und Erb-Blickes, ängstliche verweinte Augen antrefft, die das erkaltende Leben erwärmen, und euch das Dunkel eurer letzten Stunde mit dem Danke für ihre erste erleuchten — Lehrt lieben, sagt' ich, das heißt, liebt!"

3.

Die Entwicklung des geistigen Bildungstriebes beginnt mit dem Sprechenlernen. „Sprache-Lernen ist etwas höheres als Sprachen-Lernen; und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmitteln erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße." Der Erzieher spreche viel und möglichst bestimmt vor seinem Zögling und gebe wo möglich jedem Gegenstand, jeder Handlung, jeder Empfindung einen Namen. Denn was seinen Namen für sich hat, ist dadurch dem Bewußtsein als ein Ding für sich gegeben, ist als reinlicher Begriff isoliert und herausgehoben aus dem Weltchaos, das das kleine Ich umlagert und umschwirrt.

Als zusammenhängendes geistiges Gebilde sind die Sätze der Muttersprache dem Kinde zugleich die unschuldigste Philosophie. „Im einzigen Zwar steckt ein kleiner Philosoph." Der Lehrer darf ruhig immer um einige Jahre vorausſprechen. „Versucht zuweilen längere Sätze als die kurzen Kindersätze mancher Erziehlehrer, oder die zerhackten vieler französischen Schriftsteller sind; eine Undeutlichkeit, die durch ihre bloße unveränderte Wiederholung sich aufhellt, spannt und stärkt. Fürchtet keine Unverständlichkeit, sogar ganzer Sätze; eure Miene, und euer Accent, und der ahnende Drang zu verstehen, hellet die eine Hälfte, und mit dieser und der Zeit die andere auf."

„Zur Sprachbildung gehört, daß man, wenigstens später, die farblosen Alltagsprachbilder zur lebendigen Anschauung zurückleite. Ein junger Mensch sagt lange: „alles über einen Leisten schlagen" oder „im Trüben fischen", bis er endlich die Wirklichkeit, den Leisten bei dem Schuster oder das Trüb-Fischen am Ufer an einem Regentage findet und sich ordentlich verwundert, daß dem durchsichtigen Bilde eine bestandfeste Wirklichkeit als Folie unterliegt." Durch eigne Anschauung ist dieses wirkliche Leben freilich bei derartigen Wendungen nur noch selten wiederzugewinnen, weil ein gutes Teil von ihnen ein altes Leben fortführt, das in der Wirklichkeit längst ausgestorben ist.[1])

Von fremden Sprachen empfiehlt Jean Paul besonders die lateinische als frühes geistiges Turnmittel, ja als die gesündeste unter den frühern

1) Darum müssen nun Bücher einspringen und auf kulturgeschichtlicher Grundlage treue Erklärungen von Redensarten aus dem Leben alter Zeiten geben

Übungen der Denkkraft. Die notwendige Reflexion über die Sprache, die Anwendung der Logik auf die Grammatik, lernt ſich leichter an einer fremden Grammatik. Wiederholt hat er das betont: „Die lateiniſche Sprache übt durch ihre Kürze und durch ihre ſcharfe Gegenform der deutſchen dem kindlichen Geiſte Logik und alſo eine philoſophiſche Vorſchule ein. Sprachkürze giebt Denkweite."

Höher als Sprechen erzieht Schreiben; es iſt „ein noch engerer Iſolator und Lichtſammler der Ideen" als das Sprechen. „Schreiben erhellt, vom Schreiben an, das der Schreibmeiſter lehrt, bis zu jenem, das an den Autor grenzt." Darum übe ſich der Knabe früh darin, eigne Gedanken aufzuſchreiben. „Ein Blatt ſchreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch leſen." „Corneille ſprach ſchlecht und lahm, ließ aber ſeine Helden deſto beſſer reden. Haltet daher jeden Examinandus für einen ſtummen, ſtammelnden Corneille; und gebt ihm ein Zimmer, und eine Stunde, und Feder: ſo wird er ſchon reden durch dieſe, und ſo zu ſagen, ſich ſelber ganz gut examinieren. Geſegnet ſei, wer die Schrift erfand."

Schwer anzuerziehen und doch unendlich wichtig für den geiſtigen Bildungstrieb iſt die Aufmerkſamkeit des Zöglings. Jean Paul warnt davor, ſie zu oft zu zwingen[1]), und zeigt, wie natürlich, ja berechtigt oft „Unaufmerkſamkeit" iſt, d. h. Aufmerkſamkeit auf etwas andres, als der Lehrer gerade vor das Auge des Schülers hinſtellt.

Was ſich nicht erſchaffen läßt, das iſt Aufmerkſamkeit des Genies; ſie kann nur erkannt und dann geſchont und gepflegt werden. „Habt nur Aufmerkſamkeit für die kindliche, ihr Erzieher, damit ihr nicht, alle Zukunft verwirrend, dem Genie, das euch mit Kräften und Blitzen überraſcht, die entgegengeſetzte abfordert, einem Haydn ein Maler-Auge, einem Ariſtoteles ein Gedicht." Dagegen iſt eine allgemeine Aufmerkſamkeit wohl lehrbar, wenigſtens weckbar, und zwar wird ſie durch nichts ſo entſchieden gebildet, wie durch die Übung, das Altbekannte als etwas Neues, das Gewohnte wie etwas Fremdes zu betrachten. Zu welchen Entdeckungen iſt jeder innerhalb ſeiner vier Wände fähig! Wer hier Aufmerkſamkeit gelernt hat, wird draußen in dem großen Kreis des bunten vielbewegten Lebens nicht müde werden, aufzumerken. Da iſt dann freilich wieder eine gedrängte, konzentrierte Aufmerkſamkeit anzuerziehen, damit die Fähigkeit alles zu beobachten, nicht in Zerſtreuung ausarte. Dieſe konzentrierte Aufmerkſamkeit wird durch die energiſche Heraushebung eines Gegenſtandes aus der Menge gewonnen, indem man

1) Vgl. „Ein Kapitel für ſich" von A. Matthias in Lyons Feſtſchrift für Rudolf Hildebrand S. 133 flg.

ihn „zum Rätsel und dadurch reizend macht." „Man frage ewig die Kinder: warum? Das Fragen der Lehrer findet offnere Ohren als ihre Antworten."

Die Anfänge des geistigen Schaffens, seine Formen, kann man sagen, lernt die Jugend am besten an der Mathematik. Jean Paul stimmt mit Pestalozzi darin überein, daß sie eine Vorstufe für philosophisches Denken sei, das selbst ja dem Knaben noch nicht zugemutet werden dürfe. Er rühmt sie einmal als „die Metaphysik des Auges — die Grenzwissenschaft zwischen Erfahrung und Abstraktion — jene ruhige, kalte Maß-Rechnung, welche sich noch nicht nach den drei Riesen und Herrschern des Wissens, nach Gott, Welt und Ich erkundigt; welche jede Säe-Minute mit einer sichtbaren Ernte belohnt; welche keine Begierde und Wünsche aufreizt oder niederschlägt, und doch auf jeder Erdenstelle, wie in einem Exempelbuch, ihre Beispiele und Fortübungen antrifft — und welche ungleich der Denk- und der Dichtkunst von keiner Verschiedenheit der Herzen und Geister Verschiedenheit der Resultate zu besorgen hat — und für welche kein Kind zu jung ist, da sie, wie dasselbe, vom Kleinsten aufwächst —" ein andres mal als „Vermittlerin zwischen sinnlicher und intellektueller Anschauung, sie regt und bauet eine von der Philosophie abgelegene, aber nicht genug erwogene Kraft für das sinnliche Universum an, welche durch die Scheidekunst des Raums von außen, und der Zeit von innen, in der Zahlenlehre das letzte in die Denkgewalt bringt." Sie stärkt wie nichts andres die Vorbildungskraft, „jene Kraft, welche sowohl von der Einbildungskraft, die nur stückweise auffaßt, als von der Phantasie, die erzeugt, verschieden ist, und welche dem Philosophen in seinen Kettenschlüssen, dem Mathematiker in seinen Kettenrechnungen, und jedem Erfinder in seinen Planen beisteht, indem sie ihnen lange Reihen in täglich wachsenden Massen von Ideen, Zahlen, Linien, Bildern nebeneinander schwebend vorhält und anzuschauen giebt." —

„Warum haben wir so wenige Erfinder, und dafür so viele Gelehrte, in deren Kopfe lauter unbewegliche Güter liegen, worin die Begriffe jeder Wissenschaft klubweise auseinander gesperrt in Karthausen wohnen, so daß, wenn der Mann über eine Wissenschaft schreibt, er sich auf nichts besinnt, was er in der andern weiß?" So fragt Jean Paul einmal in seinem pädagogischen Roman, der unsichtbaren Loge. „Warum? Darum bloß, weil man die Kinder mehr Ideen, als die Handhabung der Ideen lehrt[1]), und weil ihre Gedanken in der Schule so unbeweglich fixiert sein sollen als ihr Steiß."

1) Vgl. Lichtenbergs Worte: „Wenn man die Menschen lehrt, wie sie denken sollen, und nicht ewig hin, was sie denken sollen, so wird auch dem Mißverständnis vorgebeugt." (L. meint: dem Mißverständnis von Lesen und Studieren, der Verwechslung und verkehrten Gleichsetzung dieser beiden.)

Die Ideen zu handhaben, zu paaren und neue aus dieser Paarung zu erzeugen ist Sache des Witzes; sein Funke ist der ursprünglichste geistige Schöpfer. Einfälle aber, d. h. Produkte des Witzes, gelten nicht bloß im launischen Getändel, sondern sind auch in ernster Gedankenarbeit etwas wert. „Jede Erfindung ist anfangs ein Einfall; aus diesem hüpfenden Punkte (pointe) entwickelt sich eine schreitende Lebensgestalt."

Aber wie den Witz bilden? „Niemeyer schlägt dazu Charaden und Anagrammen vor — die aber nur zur Reflexion über die Sprache dienen — und Rätsel — die, obwohl besser, doch mehr sinnliche Definitionen sind — und Gesellschaftspiele, von welchen, außer dem Ähnlichkeitspiel, die meisten mehr den besonnenen Geschäftgeist, als den Witz entfalten. Giebt es denn aber keine Sinngedichte? keine Witzgeschichtchen und keine Wortspiele zum Vortragen? — Und ist es nicht ein leichtes, Kinder anfangs im Physischen moralische Ähnlichkeiten aufsuchen zu lassen, bis ihnen die Schwingen so gewachsen sind, daß sie vom Geistigen zur körperlichen Ähnlichkeit gelangen?"

Von diesen Waffenübungen des Witzes Gefahr für die Wahrheitsliebe zu befürchten, lehnt Jean Paul ruhig ab, ja er geht zum Angriff gegen solche bedenkliche Angreifer mit der Frage vor: „Aus welchem Grunde schiebt man denn den witzigen Gleichungen geradezu Ungleichsein mit der Wahrheit unter, als ob sie diese nicht auch, obwohl nur auf andere Weise, darstellten?" ein Gedanke, den unter vielen andern schönen über Art und Wert des Witzes das neunte Programm der Vorschule der Ästhetik wiederbringt.

Reflexion, das Nachdenken über Gott, die Welt und das Ich, die Blüte des geistigen Bildungstriebes im Menschen, behandelt Jean Paul in der Levana nur ganz kurz, nicht ohne auch hier seine kräftigen Spottstrahlen auf das Wahnideal des Subjektivismus, der modernen Philosophie seiner Tage, zu entsenden. „Der Philosoph und der Tolle zeigen unaufhörlich mit dem linken Zeigefinger auf den rechten und rufen Ob-Subjekt!" Er mahnt, bei philosophisch- und bei poetisch-genialen Naturen die reflektierende Einkehr in sich bis in die glühende Zeit der Leidenschaften hinauszuschieben, damit das Kind ein frisches, festes, dichtes Leben einernte und aufbewahre; praktischeren Naturen werde sie ruhig früher zugemutet. „Die Innenwelt ist das Heilmittel oder Gegengift des Geschäftmannes; wie die Außenwelt das des Philosophen. Die Dichtkunst ist als eine Verschmelzung beider Welten für beide das höhere Heilmittel; so wie durch sie jene gesündere Reflexion und Abstraktion gewonnen wird, welche den Menschen über Not und Zeit auf die höhere Ansicht des Lebens erhebt."

Als letztes wichtiges Glied in der Kette der geistigen Bildungskräfte behandelt Jean Paul die Ausbildung der Erinnerung. (Nicht des Gedächtnisses; unter diesem versteht er eine bloß aufnehmende Kraft, unter jener die Fähigkeit, einen augenblicklich entschwundenen inneren Zusammenhang zu rekonstruieren; dieses antwortet auf die Frage: was war, jene auf die Frage: wie kam es?[1]) Dieses ist wie keine andere geistige Erscheinung wieder körperlichen Bedingungen unterthan, jene wächst allein mit der Ausbildung des Geistes). „Um die Verbindkraft der Erinnerung zu üben, so lasset euern Knaben schon von frühesten Jahren an Geschichten, z. B. die seines Tages, oder eine fremde, oder ein Märchen, wiederholen; daher früher der Verflechtungen wegen die weitläuftigste erzählte Geschichte die beste ist." Es ist klar, daß man sich einer einzigen Sache schwerer erinnert, als vieler verknüpfter auf einmal. Darum schaffe der Lehrer vor allen Dingen Zusammenhang im Lehrstoff. Ja es würde nach Jean Pauls Ansicht gute Frucht bringen, auch im Unterricht dem Beispiele Lessings zu folgen, der immer eine Zeit lang sich ausschließend einem und demselben Wissenszweige ergab und damit Lockes Bemerkung bewährte, „daß der Kunstgriff der Gelehrsamkeit sei, nur einerlei auf einmal lange zu treiben. Der Grund liegt im systematischen Geist der Erinnerung, da in ihrem Boden natürlich dieselbe Wissenschaft sich mit ihren Wurzeln fester verflicht. Daher entkräftet nichts so sehr die Erinnerung, als die Sprünge von einem gelehrten Zweige zum andern; so wie Männer durch Verwaltung mehrerer fremdartiger Ämter vergeßlich werden. Eine und dieselbe Wissenschaft Einen Monat lang mit dem Kinde unausgesetzt getrieben: — welcher wahrscheinliche Wachstum von zwölf Wissenschaften in einem Jahre. Wenigstens sollten die Anfangsgründe in jeder Wissenschaft unvermischt mit den Anfängen einer anderen eine Zeit lang gelehrt und festgelegt — erst dann eine neue begründet, und jene zum Wechsel nur wiederholt, und so fortgefahren werden, bis man endlich durch Fortbauen von Gerüsten sich zu Gebäuden höbe, welche als Menge erst zu Einer Gasse zusammenstoßen dürfen; denn nicht dem früheren Alter, das nur einzelnes faßt, sondern dem späteren, das vergleichen kann, gebührt und taugt die gleichzeitige Mehrheit der Wissenschaften." Es sind nicht die schlechtesten Pädagogen unseres Jahrhunderts gewesen, die diese Gedanken aufgenommen haben.

„Die Kunst ist zwar nicht das Brot, aber der Wein des Lebens." An die ethische und die geistige reihe sich darum die ästhetische Erziehung,

1) Anders J. Müller (a. a. O. S. 309: Das Gedächtnis ist die Fähigkeit, Ideen aufzubewahren; Erinnerung, sie schnell und klar im gegebenen Fall zu finden (Reproduktionsvermögen), der aber schwerlich Jean Pauls Meinung trifft.

die Ausbildung des Schönheitssinnes. Nicht des ästhetischen Bildungstriebes (dessen Entwicklung und Stärkung gehört in die Kunstschule), aber des Sinnes für Kunstschönheit, der gerade, weil er sich nicht von selber erzieht, der Schulung bedarf.

Voran stehe hier die Erziehung des Auges[1]), mit ihr beginne die Einführung in die Künste der äußern Sinne: die Malerei, die Musik, die Baukunst. „Fangt an mit Rafael und Gluck, allein nicht mit Sophokles." Der Erzieher öffne nicht nur, sondern hüte auch das Auge: alle Zerrbilder der Natur wie die Kunst seien bedeckt für den jungen Sinn, aber die strahlende Schönheit der Natur fließe ihm in Fülle zu. Das Ohr bedarf weniger der bewußten Pflege; „zum Glücke ist ein einfacher Geschmack schwerer der Hörerwelt zu rauben und zu verleiden, als der Seh- und Leswelt; unter dem überreizten Ohr bleibt immer ein Herz den einfachsten Melodien offen; und nur Virtuosen sind ihre Selbergiftmischer."

Zur Einführung in die Dichtkunst — sie werde nicht zu früh angesetzt! — diene deutsche Dichtung. „Die schnellste Auffassung und Überschauung aller Halbfarben eines Dichterwerkes, die lebendigste Empfindung für dessen Stoffe, das weiteste Ahnen, das freieste Spieltreiben — dies ist doch nur dem An- und Zuschauer seines eignen Landsmanns, nicht irgend eines ausländischen Wunderwesens, möglich; und wenn die vaterländische Wirklichkeit dem Dichter kolorieren hilft, so hilft sie ja dem Leser sehen. Sollen wir im Norden denn alle Schönheiten, wie Hoffnungen, gleich Vasen in Urnen aus Gräbern holen?"

Was Jean Paul in diesem Zusammenhang über den Wert der klassischen Bildung sagt, muß mit seinen Bemerkungen über diese in der unsichtbaren Loge (Extrablatt: Warum ich meinem Gustav Witz und verdorbne Autores zulasse und klassische verbiete, ich meine griechische und römische?) und im vierten Programm seiner Vorschule zur Ästhetik zusammengehalten werden. Die drei Stellen ergänzen sich mehr als sie sich widersprechen; als schließliche Antwort Jean Pauls auf die ganze Frage darf wohl folgendes angesehen werden.

Dreierlei macht den erzieherischen Wert der Antike aus: Die alten Sprachen, besonders die lateinische, die alte Geschichte und die künstlerische Art der Griechen. Den Wert der lateinischen Sprache als eines geistigen Bildungsmittels hat Jean Paul stets hoch angeschlagen. Wenn wir auch aus den philologischen Jahrhunderten heraus sind, „wo nichts als die

1) Die auch heute noch sehr im argen liegt. Was heute eine „künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" zu leisten hätte und was sie leistet, zeigt beschämend das eindringliche Buch von Konrad Lange.

lateinische Sprache an Altären, auf Kanzeln, auf dem Papier und im Kopfe war und wo sie alle gelehrten Schlafröcke und Schlafmützen von Island bis Sizilien in einen Bund zusammenknüpfte, wo sie die Staatssprache und oft die Gesellschaftssprache der Großen ausmachte," so bleibt doch auch für uns noch bestehen, daß formale geistige Schulung ausgezeichnet an der lateinischen Sprache gedeiht.[1]) Sie kann auch nicht leicht zu früh angefangen werden. Außer den Übungsbüchern haben ihr die unter den alten Schriftstellern zu dienen, die dem kindlichen Sinne nahe stehen. Im Griechischen darf die Odyssee, soll Plutarch zeitig einfliegen. Zu gut und zu hoch sind schon horazische Oden, geschweige die Satiren — wenn ein junger Geist den Wert einer Dichtung als solcher und als eines Ganzen zu fassen versuchen soll, darf ihm die Sprache gar nichts mehr zu schaffen machen.

Der Wert der alten Geschichte beruht darauf, was nach Goethe das beste an aller Geschichte ist: auf dem Enthusiasmus, den sie erregt. Sie giebt dem Erzieher Heldenbilder, Charaktervorbilder, die der Jugend vorzuenthalten Frevel wäre. „Die Geschichte der Alten kann nur der Mann aus ihnen selber schöpfen; aus diesem Manne aber schöpfe wieder der Knabe, und nur ein Alter ist auszunehmen, Plutarch, aus dessen Hand die Jugend selber den Begeisterung-Palmenwein der hohen Vergangenheit empfange." So verlangt die Levana, und im Titan werden die Namen Sokrates, Kato, Epaminondas als Pyramiden der Willenskraft bezeichnet.

Endlich der Geist des antiken Lebens und der antiken Kunst. Jean Paul hat seine Größe so tief empfunden wie nur einer: im vierten Programm der Vorschule zur Ästhetik ermißt er bewundernd die griechische Plastik oder Objektivität, die griechische Schönheit oder Idealität, die heitere Ruhe, die sittliche Grazie der Poesie der Griechen, in Briefen an Freunde bekennt er sich als ihren Schüler, und der sechzehnte Paragraph seiner Vorschule der Ästhetik ist ein Dithyrambus auf das Griechentum. Aber: ein absolutes geistiges Maximum erkennt er ihm nicht zu; das Maximum der Plastik ist noch kein Maximum der Poesie, man denke doch an Shakespeare! Und ein zweites Aber ergiebt sich aus der Frage: welchem Alter liegt das Verständnis der griechischen Schönheit? Genießen unsre Tertianer, Sekundaner, Primaner wirklich diese Schönheit rein? Wird sie nicht unter ihren Händen mehr zerrieben, als von ihrem Geiste gesogen? Ein verständnisvolles Genießen der griechischen Dichtungen traut Jean Paul nur dem gereifteren Alter zu: wie dieses die Reinheit

1) Schopenhauer leitete einen guten Teil der Sprachverlotterung unserer Zeit aus der zunehmenden Unkenntnis des Lateinischen ab.

der Kinder empfinde, während das Kind sie durchlebe[1]), so könnten die Reinheit der Alten mit voller Überzeugung erst Männer preisen. Und so hält er es für kein Unglück, wenn erst die hohen Schulen in den Geist der Alten, dieser hohen Lehrer, einzuführen unternähmen.

4.

Daß ein Mann, der so über den Inhalt der Erziehung nachgedacht und diesen ganzen Inhalt selbst einer Reihe von Zöglingen mehrere Jahre lang dargereicht hat, auch über Äußerlichkeiten der Erziehung gute Winke zu geben weiß, wen will das wunder nehmen? Was Jean Paul zur Form der Erziehung lehrt, trägt freilich durchaus den Charakter des Zufälligen; aber es sind Brosamen, die von eines Reichen Tische gefallen sind.

Voran stehe die Warnung: Nicht zu viel erziehen! „Die feinste Politik, sagt man, sei pas trop gouverner; es gilt auch für die Erziehung." Eltern und Lehrer, bedenkt, daß aus einem Acker, der in einem fort mit Samen auf Samen voll gesäet wird, wohl ein toter Kornspeicher, aber nie ein lebendes Erntefeld werden kann. Hütet euch auch, alles Gute und Beste zu oft zu predigen! „Ach! man sollte alles Beste, zumal des Gefühls, nur einmal aussprechen!" Das gilt auch für den Erzieher, der die schönsten Wahrheiten durch häufigen Abklatsch zu Trivialitäten herabwürdigen kann. Lieber ein Rätsel in die Brust des Zöglings senken, durch einmalige Andeutung, als eine glatte Wahrheit, die dem empfangenden Sinn nichts mehr zu schaffen übrig läßt. Darum keine unnützen Beweise von oben herab! Nichts dem Knaben zu leicht gemacht; was er nur irgend kann, soll er wo möglich selber finden. Der Sedezaufsatz über Erziehung heißt: „Alles der kräftigen Jugend recht leicht machen, heißt darauf sinnen, recht leichte Anker zu schmieden. Hingegen dem ermatteten Alter werde alles so leicht wie die Schwimmfeder einer Angel gemacht." Freilich: „Man kann in einem Falle dem Kinde nicht weitläuftig genug sein, in einem andern nicht kurz genug. Die lange Breite sei bei Erzählungen, bei Abkühlungen der Leidenschaft, zuweilen als redneriſches Signal kommender Wichtigkeit. Die schmalste Kürze sei bei Gegeneinanderstellung der Vernunftsätze zur Übung — ferner bei Verbot — ferner in der unerläßlichen Strafe, hinter welcher nach dem Legen der Wogen gut die Redseligkeit wieder beginnt."

Das führt auf das sechste Kapitel im ersten Buche der Levana, wo vom Gebieten, Verbieten und Bestrafen die Rede ist. Vor allem

1) Vgl. Schillers Meisterwort: Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche.

gilt: der Wille des Gebietenden erscheine dem Kinde vernünftig und folgerecht und darum unaufhaltsam; dann erschaut es eine höhere Notwendigkeit als die stockblinde. Einzelne wichtige Regeln sind folgende („man verzeihe hier die wilde Anordnung der bloßen Erfahrunglehre"):

Habt keine Freude am Ge- und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln. Zu häufiges Befehlen ist mehr auf die elterlichen Vorteile, als auf die kindlichen bedacht.

An euer Wort sei das Kind unzerreißlich gebunden, aber nicht ihr selber; ihr braucht keine edicta perpetua zu geben.

Verbietet seltener durch That als durch Worte; reißet dem Kinde das Messer nicht weg, sondern lasset es selber auf Worte es weglegen; im ersten Falle folgt es dem Drucke fremder Kraft, im zweiten dem Zuge eigner.

Das Kind erlerne und erfahre an sich selber das Recht, das es von andern einfodert. Folglich werde ihm die Achtung des Eigentums entschieden und ohne Schonung angemutet.

Karge Sprache bereichert und spannt wie mit Rätseln das auslegende Kind.

Verbietet mit leiser Stimme, damit eine ganze Stufenleiter der Verstärkung freistehe — und nur einmal.

Die Mütter rufen zum Ge- und Verbot, das sie geben, gern die Zerstreumethode zu Hülfe, welche dem Kinde auf lustigen Umwegen das Befehl-Ziel verbirgt. Aber durch dieses schmeichelnde Vermummen lernt das Kind keine Zucht und keine Regel kennen, sondern alles Rechte und Feste verwandelt sich vor seinem kurzsichtigen Auge in ein frohes Zufall-Spiel, das an nichts gewöhnt und nichts härtet.

Die Kinder, immer nur die Kostgänger der elterlichen Gaben, sind so gerne einmal die Wirte ihrer Wirte, und thun freudiger die Werke der Liebe als der Not, so wie die Eltern lieber beschenken als bezahlen. Mit dem sanftesten Stimmtone werde denn also (aber ohne Gründe) die Gefälligkeit begehrt, und mit der Freudigkeit über ihre Erfüllung belohnt; doch aber ihr Versagen nicht bestraft.

Strafe falle nur auf das schuldige Bewußtsein — und Kinder haben anfangs, wie Tiere, nur ein unschuldiges.

Große Belohnungen, sagt Montesquieu, bezeichnen ein verfallendes Staatsgebäude; dasselbe gilt von großen Bestrafungen im Erziehhause, ja von Staaten selber. Nicht große, aber unausbleibliche Strafen sind mächtig und allmächtig.

Nach der Gewitterstunde (der Strafe) findet jedes Saatwort den aufgeweichten warmen Boden; Furcht und Haß der Strafe, die anfangs gegen die Rede verhärteten und sträubten, sind nun vorüber und die

linde Lehre dringt ein und heilt zu. In dieser Stunde kann man viel reden, wenn die mildeste Stimme dazu geliehen wird, und durch das Zeigen eigner Schmerzen die fremden mildern. Giftig aber ist jeder Nachwinter des Nachzürnens; höchstens ein Nachleiden, nicht ein Nachquälen ist erlaubt.

Nie werde auch der kleinste Schmerz spottend auferlegt; sondern ernst, öfter trauernd.

5.

Der große theoretische Erzieher Jean Paul hat auch unmittelbar selbst erzogen. Wie seine Levana zugleich Eltern und Lehrer erzieht, dadurch daß sie die Jugend erziehen lehrt, so hat er nicht nur Kinder, sondern auch unablässig sich selbst gebildet. Vielleicht darf man es als einen Hauptgrund für den pädagogischen Charakter seiner Kunst ansehen, daß er für sich fast ganz und gar auf Selbstbildung angewiesen war: das erste Schulmeisteramt, das er bekleidet hat, war die Sorge für seine eigne Entwicklung. Und mit eiserner Selbstzucht hat er seinen Charakter und Geist methodisch gefördert. Man lese die von Otto und Förster herausgegebene „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", um seine pädagogische Willenskraft, seine rastlosen Tugendübungen im kleinen (besonders gegen den Zorn und die Schwärmerei), die schließlich errungene Harmonie seiner Seelenkräfte zu bewundern. Ist solches Leben, so hohes Leben nicht heilige Kunst, nicht poetischste Gestaltung der Wirklichkeit, nicht schönste Dichtung gewesen? Was Jean Paul von Herder begeistert ausgerufen hat: „War Herder kein Dichter, so war er doch ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos, von irgend einem reinsten Gotte gedichtet!" — gilt es nicht von ihm selber?

Fremden und eignen Kindern ist Jean Paul jahrelang mit Liebe und Begeisterung Erzieher und Schulmeister im engern Sinne des Wortes gewesen. 1786—1789 war er Hofmeister des jüngsten Sohnes des Kammerrats von Oerthel; 1790 übernahm er die Lehrstelle in Schwarzenbach, die ihm als erste größere Frucht die „unsichtbare Loge" ab- und damit den ersten Erfolg in den Schoß warf. Bedarf es noch des Hinweises darauf, daß die Erinnerung an seine frühe Kindheit ihm Seligkeit war, um erklärlich zu machen, daß die Schulidylle das anheimelndste Milieu in seiner ganzen Dichtung geworden ist?

Freilich darf niemand in ihr den Schulmeister als solchen abgemalt suchen, etwa als Typus eines jeanpaulischen Schulmeisters wie er sein soll und wie er nicht sein soll. Für solche niedrige Tendenzarbeit war dem Dichter die Kunst zu gut. Eine Betrachtung dieser Schulmeisterporträts in Jean Pauls Dichtung wird sich also auch nicht etwa als die

Ergänzung in praxi schwesterlich an den vorangegangenen theoretischen Teil fügen. Zwar nicht an allen, aber doch an einem guten Teile dieser Schulmeister ist ihr Schulmeistertum das, was am wenigsten an ihnen hervorsticht. Sie sind Menschen, bescheidne Philosophen, Künstler, ja kleine Virtuosen der Lebensfreude, komische Käuze und erziehen mehr dadurch in Wirklichkeit ihre Leser, als auf einer einzigen Seite in der Dichtung ihre Schulbuben.

Wuz, Fixlein und Fibel, die Helden von drei nach ihnen genannten Dichtungen Jean Pauls, alle drei Schulmeister, lassen drei Stufen von Jean Pauls Humor erkennen. In der Lebensbeschreibung des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal liegen der Satiriker und der Humorist noch im Kampfe, wenn auch der goldne Humor die blauweißen Lichter der Satire bereits überglänzt. Wohlig durchweht von warmem Humor ist das ganze Leben des Quintus Fixlein; es klingt förmlich darin von lauter Harmonie des Gemüts. Das Leben Fibels endlich steht zwischen und über den beiden vorher genannten: Müller bezeichnet die letzte Periode des Dichters, der es entstammt und für welche ernstere, fast tragische Konflikte und ein bewußtes Streben der Helden nach höheren Idealen charakteristisch sind, als die humoristisch-didaktische, und das kann man gelten lassen, wenn hier unter „didaktisch" eben auch wieder das verstanden werden darf, was im höchsten Sinne „erziehend" meint, also das, was Herder mit dem Worte sagen wollte, als er die didaktische Poesie an die Spitze aller Poesie stellte.

Hat Jean Paul an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „vergnügt" gedacht, als er seinen Wuz gleich in der Überschrift damit vor die Leser hinstellte? Das ist gewiß, daß sich zu der Geschichte des Wortes keine bessere Erläuterung denken ließe als die Idylle in Auenthal. Wuz ist in seiner Beschränktheit glücklich, aber nicht aus Beschränktheit; er ist ein köstliches Beispiel für den Satz: „Wer Phantasie hat, macht sich aus jedem Abschnitzel eine wunderthätige Reliquie, aus jedem Eselskinnbacken eine Quelle." Phantasie und gute Laune heben den Knaben Wuz über die Qualen der rauhen Gegenwart des Tages hinweg und erfreuen ihn mit dem Gedanken an das warme Bette, in das er sich ja doch des Abends versenken wird; Erinnerung führt den ergrauenden Schulmeister an dämmerigen Dezemberabenden in die blauen Höhen der Kindheit zurück, frohe Erinnerung den sterbenden Alten durch alle glücklichen Stunden seines Lebens. Das Meisterstück in diesem Meisterstück, ein Idyll in dem Idyll, ist die saftige Schilderung des sprudelnden Glückgefühls des verliebten Burschen Wuz. Und du bist nur ein beschränktes, kleines Menschenkind, guter Maria, „o wenn größere Seelen als du aus der ganzen Orangerie der Natur so viel

süße Säfte und Düfte zögen als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schicksal gehangen: so würden nicht Blätter, sondern Gärten genossen, und die bessern und doch glücklichern Seelen verwunderten sich nicht mehr, daß es vergnügte Meisterlein geben kann."

Die Geschichte des Wuz ist ein Programm, das die Geschichte des Fixlein über Erwarten schön erfüllt. In der Schulstube bekommt der Leser auch ihn kaum zu sehen; bezeichnend für diese Vernachlässigung ist, daß das Idyll mit dem Beginne der ersten Hundstagsferien des Helden einsetzt. Auch sind es mehr äußere als innere Schulerlebnisse, die den Lehrer Fixlein treffen: seine Berufung vom Quintus zum Konrektor und dann vom Konrektor zum Pfarrer seines Heimatdorfes, und beide Steigerungen lassen ihm die überwundene Thätigkeit sofort so geringfügig erscheinen, daß er ebensowenig wie sein Sänger bei ihr je warm geworden zu sein scheint: kaum hat er die Ernennung zum Konrektor in der Tasche, so meint er: „die Quintus-Stelle kommt gegen ein Konrektorat in gar keine Betrachtung — mich wundert's, wie ich gestern damit stolzieren konnte", und der Strahlennimbus eines zu leitenden Aktus, der golden in die Seele des Konrektors hineingeleuchtet hatte, erblaßt vor den Augen des designierten Pfarrers zu einem matten Lichtschein, ja, als er bei der Übersiedelung vom städtischen Gymnasium auf die Hukelumer Dorfpfarre die Schulglocke hinter sich läuten hört, sind seine Gedanken: „aus dem Jammerthal des Gymnasiums erlöset und in den Sitz der Seligen aufgenommen — hier wohnet kein Neid, kein Kollege, kein Subrektor — hier im himmlischen hukelumischen Jerusalem thut man nichts, als Gott preisen in der Kirche, und hier hat der Vollendete keinen Zuwuchs an Kenntnis mehr nötig ... Auch hat man hier keinen Kummer mehr darüber, daß oft Sonntag und Apostelтag in einen Tag zusammenfallen." Aber das ist die glückliche Art Fixleins, alles Bevorstehende im hellsten Glanze zu sehen, nicht etwa Unzufriedenheit mit seinem Lehrberufe: er ist auch vor den Schuljungen warm gewesen, denn er lebt jeden Augenblick mit ganzer Seele, und Liebe, den Träger und den Empfänger erwärmende Liebe, lebt in seiner Brust, und als sie vollends in die Blüte getreten ist, da hätte er „die ganze Sekunda beim Kopfe nehmen und abherzen mögen."

Wie Wuz ist Fixlein weder an Geist noch an Charakter ein Held. Seine höchste Lektüre, nächst Meusels gelehrtem Deutschland, ist der Flachsenfingische Adreßkalender, „die Kammerherrn und Geheime Räte des Kalenders liefen ihm, wie die Rosinen des Kuchens, kitzelnd über die Zunge, und von den reichen Pastoraten erhob er gleichsam durch Vorlesen den Sackzehend", wie er denn vorm geistlichen Stande die allerhöchste Achtung hat. Seinem gelehrten Gewissen thut er als Quintus

genüge durch eine Zusammenstellung der Druckfehler in deutschen Schriften: „er verglich die Errata unter einander, zeigte, welche am meisten vorkamen, bemerkte, daß daraus wichtige Resultate zu ziehen wären, und riet dem Leser, sie zu ziehen." Die gleichgiltigsten Dinge von der Welt ist er im stande mit Eifer zu sammeln: er sammelt die A in Luthers Bibel, er sammelt „Avertissements", er empfiehlt Zusammenstellungen „von Gelehrten, die ungelehrt waren — von ganz boshaften — von solchen, die ihr eignes Haar getragen — von Zopfpredigern, Zopfpsalmisten, Zopfannalisten u. s. w. — von Gelehrten, die schwarzlederne Hosen, von anderen, die Stoßdegen getragen" u. s. w. u. s. w. Wie es um seinen historischen Sinn und sein staatsbürgerliches Interesse bestellt ist, errät der Leser leicht aus seinem Beitrag zur Reformationsgeschichte, einer Abhandlung über den letzten männlichen Nachkommen Luthers († 1756), und aus dem Ankauf des vorigen Jahrgangs vom Hamburger politischen Journal, bei dem er auf verdrießliche Herbstabende rechnet, an denen er sich hinsetzen und nachlesen will, „was sich etwan gutes Neues in der politischen Welt zutrage — im vorigen Jahr."

Die geistige Beschränktheit spiegelt sich in seiner kindischen Demut wieder: wenn er abends am Schlosse vorbeikommt, nimmt er höflich vor den leeren Fenstern den Hut ab, weil er zwischen vornehmen Häusern und vornehmen Leuten in Rücksicht auf die Vornehmheit keinen Unterschied sieht. Doch hat er Ehre im Leibe: lieber giebt er Geld, wo sie es verlangt, als wenn ihn das Mitleiden dazu überreden möchte!

Was ihn zum Glücklichen macht, ist sein Herz voll Liebe, voll Liebe für die Welt und die Menschen drin. Mit ihnen teilt er sein Glück und fühlt es so doppelt. Liebe öffnet ihm die Augen für tausend kleine Freudenperlen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenblinken, die jedem ins Auge leuchten und das Herz wärmen, der sie sehen gelernt hat. Die Fähigkeit des Glückes im kleinen zu lehren, ist die Tendenz des Quintus Fixlein. In dem Billet an seine Freunde, das er anstatt der Vorrede vorausschickt, sagt Jean Paul: „Mit dieser Biographie will der Verfasser euch, lieben Freunde, nicht sowohl ein Vergnügen machen, als euch lehren, eines zu genießen. Wahrlich, Xerxes hätte nicht auf die Erfindung neuer Freuden, sondern auf eine gute Methodologie und Haustafel, die alten zu genießen, Preismedaillen bieten sollen."

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und

da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. — Der dritte endlich — den ich für den ſchwerſten und klügſten halte — iſt der: mit den beiden andern zu wechſeln."

Hier glücklich zu werden iſt die Vorſtufe zur Seligkeit im Jenſeits. Und da wahres irdiſches Glück ohne Liebe und Güte nicht denkbar iſt, ſo iſt die Erziehung zur Glückfähigkeit notwendig eine innere, moraliſche Erziehung, die alſo zugleich des Glückes würdig macht. Seinen Fixlein hat Jean Paul als ein Vorbild geſchaffen für die große Mehrheit der Menſchen, der von den oben genannten drei Wegen zum Glücke der zweite allein gangbar iſt. Einen Extrakt dieſes pädagogiſchen Inhalts der Dichtung giebt Jean Paul in einer Reihe von Sätzen, die er als Elementarkenntniſſe der Glückſeligkeitslehre in einem Kinderunterricht des Pfarrers Fixlein aufgeleſen haben will. Hier der Verſuch eines Extraktes aus dem Extrakt:

Kleine Freuden laben wie Hausbrot immer ohne Ekel, große wie Zuckerbrot zeitig mit Ekel. — Wir ſollten uns von den Kleinigkeiten nicht bloß plagen, ſondern auch erfreuen laſſen, nicht bloß ihre Gift-, ſondern auch ihre Honigblaſe auffangen. — Man muß dem bürgerlichen Leben und ſeinen Mikrologien Geſchmack abgewinnen, indem man es liebt, ohne es zu achten. — Der erhabenſte Menſch liebt und ſucht mit dem am tiefſten geſtellten Menſchen einerlei Dinge, nur aus höhern Gründen, nur auf höhern Wegen. — Jede Minute, Menſch, ſei dir ein volles Leben! Verachte die Angſt und den Wunſch, die Zukunft und die Vergangenheit. Wenn der Sekundenweiſer dir kein Wegweiſer in ein Eden deiner Seele wird, ſo wird's der Monatweiſer noch minder. — Halte den Schmerz für eine Minute, das Leben für einen Tag und drei Dinge für alles, Gott, die Schöpfung und die Tugend. — —

Vielleicht weil der Inhalt dieſer Sätze in der Geſchichte Kindergemütern zubereitet zu denken iſt, fehlt ein Ingrediens in dieſer Freudenmiſchung, das Jean Paul ſonſt allen andern vorzieht: die Kindheiterinnerungen. Gerade im Quintus Fixlein tauchen ſie immer wieder als Glückſpender auf, ja Jean Paul hat ſie als ſolche hier faſt mit dem Raffinement des Virtuoſen gepflegt. Von dem zum erſten mal wieder heimgekehrten Quintus heißt es, als er am Sonntag vormittag wie in ſeiner Kindheit vom Kirchenchore auf die andächtige Gemeinde hinabſchaut: „Seine Kinderjahre ſchloſſen ihn jetzt wie Kinder in ihren lächelnden Kreis und eine lange Guirlande durchflocht ſie ringelnd und ſie rupften zuweilen Blumen daraus, um ſie ihm ins Geſicht zu werfen." Die ganzen vier Hundstagswochen über läßt er ſich ſein Mittagseſſen durch Erzählungen

der Mutter aus seiner Kindheit würzen, und alle die erzählten Züge schreibt er auf einzelne Blätter. „Lauter solche Blätter, welche Scenen, Akte, Schauspiele seiner Kinderjahre enthielten, schlichtete er chronologisch in besonderen Schubladen einer Kinderkommode und teilte seine Lebensbeschreibung in besonderen Zettelkasten ein. Er hatte Kasten für Erinnerungzettel aus dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten u. s. w., aus dem einundzwanzigsten Jahre u. s. f. Wollte er sich nach einem pädagogischen Baufrohn-Tag einen Rastabend machen: so riß er bloß ein Zettelfach, einen Registerzug seiner Lebensorgel heraus und besann sich auf alles."[1]) Nach Tische stöbert er selbst im ganzen Hause nach alten Bekannten aus seiner Kindheit herum: mit welchem Wohlbehagen kramert er nicht in der Rumpelkammer auf dem Boden in seinen alten Spielsachen!

Nirgends geht dieses Untertauchen in die selige Zeit der Kindheit in sentimentaler Resignation auf, stets ist es eine Quelle naiver Freude für ihn, weil der gute Fixlein seinen glücklichen Kindheitsstand nie ganz verloren hat. (Jean Paul selbst freilich macht mit Absicht bisweilen ein wehmütiges Gesicht dazu, aber nur um die Unbefangenheit seines Helden desto frischer wirken zu lassen.) So sind denn auch die Erinnerungen aus der Kindheit „ein Digestivpulver für den Quintus": die Schreibereien fließen ihm darauf noch einmal so gut aus der Feder.

Als er dann im Winter wieder in der Stadt sitzt, kann er sich eine schönere Weihnachtsfreude machen, als „den Schnee der Zeit von dem Wintergrün der Erinnerung" hinwegzunehmen und seine Kindheit aufgedeckt, frisch, grün und duftend vor sich darunter stehen zu sehen? eine schönere, als den ganzen heiligen Abend ordentlich von früh an „durchzunehmen"? Und wiederum — Fixlein ist inzwischen Pfarrer in Hukelum geworden und Jean Paul ist zu Besuch bei ihm — wird es nicht der erste Gedanke dieses Jean Paul sein, als ihm das gefüllte Kinderschränkchen von Fixleins verstorbenem Bruder in die Hände fällt, „diese Spielwaren der Gebrüder Fixlein noch vor meiner Abreise vor dem lebenden auszupacken: könnt' es denn etwas Schöneres geben, als die überschütteten, eingesunkenen herkulanischen Ruinen der Kindheit ausgegraben zu erblicken und frei an der Luft?" —

Die Sicherheit der wohlthätigen Wirkung der Erinnerungen aus der Kindheit hängt mit der Tiefe dieser Eindrücke zusammen. Je jünger,

1) Sehr spaßhaft ist, wie J. P. bei dieser Gelegenheit seine Rezensenten bittet, nicht ihm, sondern dem Quintus die Schuld zuzumessen, daß er seine Kapitel Zettelkasten nenne. Hillebrand, der mit der Brille seines ästhetischen Kritizismus vor den Augen so gut wie blind für ein natürliches Verständnis Jean Pauls ist und besonders seinem Humor völlig unfähig = gefühllos gegenüber steht, bemerkt denn auch richtig „naiv genug": „Naiv genug heißt es auf dem Titel: aus fünfzehn Zettelkästen gezogen."!

desto empfänglicher ist der Mensch: „ein warmer Tropfe vermag das harte Samenkorn der Kindheit zum Schwellen und Grünen zu treiben, indes den ausgebreiteten Blätterbaum ein ganzer Regenguß nur wenig umschafft und befruchtet." In dem „Leben Fibels, des Verfassers der Bienrodischen Fibel", ist dieser Gedanke hübsch verwertet: aus den Kinderfreuden und „poésies-fugitives des Lebens unter Vögeln" (Fibels Vater ist Vogelsteller) erklärt es der Dichter, daß in der Fibel — die man eigentlich den Fibel nennen müßte, wie man von dem Ellendt-Seiffert redet — nur fünf Menschen, der Mönch, der Jude, der Vogelsteller (!), die Nonne und die Xanthippe, aber fünfzehn Tiere auftreten.

Fibel selbst sieht seinen Vorgängern Wuz und Fixlein ähnlich, und der ganze Roman, ein „stillendes Stillleben", gilt wieder dem Glücke der Bescheidenheit: Jean Paul nennt ihn einmal „ein leises graues laues Abendregnen, unter welchem statt der Blumen etwan die unscheinbare Erde ausduftet, wozu höchstens noch ein Fingerbreit Abendrot und drei Strahlen Abendstern kommen möchten", ein ander mal „weiße kleine Lämmerwolken", für die er den Durchzug am litterarisch gestirnten Himmelsgewölbe erbittet, „obgleich Lämmerwolken weder blitzen noch donnern, noch erschlagen und ersäufen."

Aber ein Zug verleiht hier dem milden Humor etwas Tragisches: der beschränkte Fibel ist ehrgeizig und eitel, er will hoch hinaus, er hat eine kindische Gier auf Gedrucktes und Geschriebenes, auf Sprachenlernen und Schriftstellerei und glaubt sich zur geistigen Leuchte der Menschheit berufen, er sieht nicht, wie dieses Streben das Glück seines Hauses, seiner Frau — du prächtige Drotta! — und seiner guten Mutter verdüstert; erst an seinem späten Lebensabend lernt er sich mit der Hoffnung auf eine Verwirklichung aller Ideale im Jenseits bescheiden und gewinnt in dieser frommen Selbstbescheidung hohe irdische Seligkeit.

Fibel ist kein eigentlicher Schulmeister; dafür steht, wie neben Fixlein der neidische Kollege und Subrektor Füchslein, neben ihm oder besser ihm gegenüber der verbissene Dorfschulmeister Flegler. Freilich auch ihn erblickt der Leser nirgends weniger als auf dem Katheder. Das erste mal, wo er auftaucht, tritt er als Dorfnotar in die Stube der Familie Fibel. Es entspricht nur der juristischen Würde dieses Falles, wenn er sich da mit den Worten einführt: „heute erscheine der Tag, wo er komme, und an woselbem er nach der Bevollmächtigung des seligen Erblassers als Executor testamenti wirklich auftrete mit allen gehörigen gewöhnlichen Zeugen." Als die erhoffte Erbschaft zu Wasser geworden zu sein scheint, zeigt sich's, daß er unter die Leute gehört, die „gern einem andern, wie Simon dem Erlöser, das Kreuz nachtragen, wenn sie wissen, daß er daran geschlagen werde." Das Glück aber, das dem Nächsten

ins Fenster scheint, beizt ihm die Augen. Hämisch (und mit kaltem Wissen protzend) ist denn auch die Rezension, die er der Fibel, der Schöpfung seines einstigen Zöglings, angedeihen läßt.

Zum magister legens wenigstens — und deshalb wischt er hier gerade noch mit herein — hat es endlich noch einer gebracht, der in Fibels Leben eine Rolle spielt: der derbe Geselle Pelz, der freilich weniger menschliche Köpfe hell gemacht, als meerschaumene dunkel geraucht hat. Dieser grobe Luftikus wird dem guten Fibel fast zum Verhängnis: er hängt sich an ihn, macht sich ihm nützlich, schmeichelt ihm, redet den eiteln Schwachkopf in eine Wolke von Ruhm und Größe hinein und schickt sich schließlich an, das Leben Fibels mit allem akademischen Pompe zu beschreiben.

Da die Mißfarben einmal auf der Palette sind, mag auch gleich der Kunstrat Fraischdörfer herhalten: er ist ja doch der Typus dessen, was das Wort Schulmeister meint, wenn es mit gehässigem Tone ausgesprochen wird. Es thut weh, glauben zu sollen, daß Jean Paul bei der Zeichnung Fraischdörfers auf Schiller gesehen habe. Schon Flegler hat einen Zug mit bekommen, der als ein Schlag gegen die Weimarsche Ästhetik gemeint ist; Jean Paul läßt ihn in der Rezension der Bienrodischen Fibel sagen: „Der Kunstkenner hält sich nicht an Stoff, sondern an Form, und ein guter Ochs ist Rezensenten lieber als ein schlechter Evangelist Lukas, daneben er steht." Nicht so grob, aber doch nicht weniger scharf ist die Satire auf den ästhetischen Gesichtspunkt als Weltstandpunkt in der Charakteristik Fraischdörfers. Dieser „Kunstrat" erbost sich über den Anblick einer Stadt und verlangt, entweder die Häuser auf dem Berge oder die unten sollten weg; Gebäude seien in erster Linie architektonische Kunstwerke, und es sei nichts als ein Mißbrauch der Kunst, daß man sie bewohne; „es mach ihm als Artisten eben kein Mißvergnügen, wenn eine ganze Stadt in Rauch aufginge, weil er alsdann doch die Hoffnung einer neuen schönern fasse." Und nun sein künstlerisches und metaphysisches Evangelium: „es gebe weiter keine schöne Form als die griechische, die man durch Verzicht auf die Materie am leichtesten erreiche" — „Auf den Kubikinhalt komme es der Form so wenig an, daß sie kaum einen brauche, wie denn schon der reine Wille eine Form ohne alle Materie sei" — „daher lasse sich der Ausspruch Schlegels erklären, daß, so wie es ein reines Denken ohne allen Stoff gebe [1]), es auch vortreffliche poetische Darstellungen ohne Stoff geben könne" —

1) „Dergleichen ist völliger Unsinn", fügt J. P. in Klammern hinzu. In der That giebt es kein Denken ohne Anschauung (da ist die Materie!): „alles Urdenken geschieht in Bildern, darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben" (Schopenhauer). Vgl. Bieses schönes 6. Kapitel in der Philosophie des Metaphorischen.

„Humor sei eben so verwerflich als ungenießbar, da er bei keinem Alten eigentlich anzutreffen sei“ ...

Natürlich kann es einem solchen ästhetisch-kritischen Kopfe nicht fehlen, daß er gesuchter Handlungsdiener in der und jener „Recensirfaktorei“ ist. Dabei ist nur eins gefährlich für den Buchmenschen: sollte es einmal einem Kerl einfallen, seine Bibliothek anzuzünden, so wären alle seine Kenntnisse und Meinungen zum Teufel. Was ihm aber endlich den „Schulmeister“ einträgt, das ist seine Intoleranz: „der wahre Pedant ist der Intolerante.“

Da ist der Schulrat Stiefel, der Freund des Advokaten Siebenkäs, ein harmloserer Vertreter der Antike. Als solcher hat er freilich auch wie Fraischdörfer keinen Humor. Er begreift nicht, wie sein Freund, ein studierter Advokat!, mit Spießbürgern beim Weine, von dem Stiefel übrigens wenig versteht und der ihm leicht zu Kopfe steigt, über „wahre Lappalien ernsthaft zu lachen“ vermag, und vergebens knüpft er in dieser Gesellschaft „Fäden gelehrter Unterhaltung an über die neuesten gefeiltesten Schulreden und über so viele parteiische Rezensionen davon.“ Denn er ist selbst Herausgeber des „Kuhschnappelischen Anzeigers und Götterboten und Beurteiler aller deutschen Programmen“, und daß er als solcher in Sachen der Litteratur seine Überzeugung hat, geht klar daraus hervor, daß er die Salzburgische Litteraturzeitung für die heilige Schrift apokryphischen und die Jenaische für die heilige Schrift kanonischen Inhalts ansieht. Sonst ist er von Charakter ein Lamm und von höflichem, langweiligem, bedächtigem, ernsthaftem, zurückhaltendem, aufgesteiftem, schwerfälligem Wesen. Selbstverständlich ist er orthodox und weltlicher Obrigkeit demütig unterthan — doch das nur so lange sie keine Donatschnitzer begeht. Damit haben wir sein Verhältnis zur Antike berührt.

Wie das deutsche Volk eine Reihe antiker Renaissancen gehabt hat — die karolingische, die ottonische, die humanistische im fünfzehnten und die hellenistische im achtzehnten Jahrhundert — und in jeder den Geist der alten Welt höher gefaßt hat, so wird auch der einzelne heute je nach seinem geistigen Niveau auf der einen oder auf der andern Verständnisstufe der Antike stehen. Wie Stiefel den Geist des klassischen Altertums gepackt hat und von ihm gepackt worden ist, läßt er beim Wein erraten, wo er zu verstehen giebt, „er verwahre daheim zwei ächte horazische Flaschen Champagner.“ Die junge Advokatin Siebenkäs ist ihm die zehnte Muse oder vierte Grazie oder zweite Venus, und wenn er sich mit ihr unterhalten soll, kommt er auf das letzte Modejournal zu sprechen, weil er von diesem gut auf ein älteres zurückgleiten kann, „des Rubenius seines vom Putzen der alten Griechen und Römer.“

Diese Unterhaltung zeigt schon den Schulmeister in dem Schulrat, noch schöner aber eine andre. Die gute Lenette Siebenkäs dankt ihrem

Schöpfer, daß der Hasenfuß von Venner, der überall „leugt und treugt", endlich von ihr „fleucht". Darauf Stiefel: So spricht man eigentlich nicht, ausgenommen schnitzerhaft, Frau Armenadvokatin, denn die unregelmäßigen Zeitwörter kriechen, lügen, gießen, riechen, ziehen, die als verba anomala im Imperfecto kroch, trog, log u. s. w. haben, werden von guten deutschen Grammatikern im Praesens durchaus regelmäßig gebeugt, nämlich flektieret — nur die Dichter machen ihre Ausnahmen wie leider überall — und jeder sagt daher vernünftig: man lügt, kriecht, trügt, nämlich in der gegenwärtigen Zeit." Endlich charakterisiert es seine Art als Schulmeister, daß er alles lehren zu müssen glaubt und nichts voraussetzt — „nach der Sitte aller Leute ohne Welt", fügt Jean Paul hinzu.

Werden es uns die beiden Rektoren Fälbel und Seemaus, eben als Rektoren doch eigentlichste Schulmeister, werden sie es verzeihen, daß wir uns erst jetzt zu ihnen versteigen? Leider ist allerdings die Höhe des armen Teufels und Hypochonders Seemaus, Johann Thomas Seemaus mit vollem Namen, nichts weniger als gefahrdrohend, und es ist ein Wunder, daß er in seinem elenden Rektorat in dem kleinen Marktflecken, wo er und sein Kantor das ganze Kollegium sind und beide noch dazu ihr Duumvirat zu gleicher Zeit in einer Stube betreiben müssen — der Rektor schlägt die Jungen, der Kantor die Mädchen —, daß er da den Humor noch nicht verloren hat. Der gute Geselle ist so eingeschüchtert, daß er samt seiner ganzen kränkelnden Familie nicht weiß, ob er sich vor dem Hauptgewinn (zwei Gutsherrschaften) in einer Lotterie von 36000 Losen fürchten oder auf ihn freuen soll, denn seine Leute sind des Glaubens, sie würden vor freudigem Schreck über diesen Goldregen Fortunas aus der Welt fahren! Vergebens hat er manches gegen die Sterbeangst der Seinigen vorgekehrt: „So such' ich ihnen mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sich uns vielleicht bloß der Nebengewinst einiger tausend Gulden zuwerfe, wobei man leicht lebendig bleibt; aber sie versetzen sämtlich, Einem, Einem, Einem, Einem unter allen 36000 Mitspielern springen doch, so gewiß es Himmel und Hölle giebt, die beiden Herrschaften in die Hand: warum sollen sie gerade an uns vorbeispringen?" Natürlich gewinnt der notleidende Schulmonarch, nachdem die Verlosung so und so oft verschoben worden ist, schließlich nicht einen Pfennig, aber die silbernen Patenlöffel seiner Töchter, die er zum Ankauf des Loses zu Golde gemacht hat, sind über alle Berge. Du arme Seemaus!

Wem wird Florian Fälbel da nicht mehr imponieren? Jean Paul teilt unter den Zugaben zum Fixlein ein Michaelisprogramm von ihm mit, worin der Rektor über einen Ausflug mit seinen Primanern nach

dem Fichtelgebirge berichtet. In dieser Schrift zeigt er sich als ein antiker Geist strengster Observanz. Nicht ohne Selbstbewußtsein stellt er der deutschen Schul- die lateinische Gymnasiumjugend gegenüber, der geringste unter seinen Leuten „muß mehr von Rebellionen und Regierungsformen wissen — zumal alten" — als der französische Republikaner, den sie unterwegs treffen und dem er in einer ehrlichen Auseinandersetzung zwar zugiebt, „daß die französische Rottierung weniger diesen Namen als den eines förmlichen Aufstandes verdiene, da sie nicht nur so viele Menschen, als die Gesetze zu einer Rebellion oder turba erfordern, nämlich fünfzehn Mann (L. 4 § 3 de vi bon. rapt.), wirklich aufzeigt, sondern noch mehr," aber dem er dafür zumutet, die Strafen einzuräumen, „die die alten obwohl republikanischen Römer auf Aufstände legten, Kreuztod, Deportation, Vorschmeißen vor Tiere" — und als er schließlich beim Billard ein paar Griechen trifft, zählt er mit ihnen neugriechisch, „weil es doch wenigstens vernünftiger ist, als französisch mitten in Deutschland." Was werden die Schüler dieses Mannes für Lateiner sein! Nur ein Beispiel: auf dem langen Wege durch den ganzen Kirchenlamizer Wald üben sie (nach Plautus und Terenz, die sie zu diesem Zwecke den Abend vorher in die Hand bekommen haben) lateinische Flüche.

Aber nicht etwa nur die lateinische und griechische Sprach-, sondern auch die „Anstand-syntaxis" seiner Zöglinge ist für den Rektor Fälbel ein Gegenstand der Sorge. Es ist zwar schon lange her, daß er es durch einen seiner Schüler in einer öffentlichen Redeübung hat feststellen lassen, „daß der äußere Anstand nicht ganz ohne sei", aber ein Glanzstück seiner Pädagogik giebt er selbst auf der Reise ins Fichtelgebirge zum besten, nämlich wie er seine Primaner das Lächeln lehrt: 1. das saturische („jenes feine wohl auseinander gewundene Normal-Lächeln, das stets passet"), 2. das bleirechte und 3. das wagerechte, „das insofern schnitzerhaft werden kann, wenn es den Mund bis zu den Ohrlappen aufschneidet."

Die Reise selbst, die Beobachtung der Natur, dient ihm nur zur Folie für die Lektüre von Pastor Sturms „Betrachtungen der Natur", für geometrische Messungen, für botanische Klassifikationen (zum Glück fährt das Leben der Landstraße zuweilen zwischen den Unsinn), zu Bestimmungen der Fauna des Ortes, wo gerade „pernoctirt" wird, kurzum: jeden Tag wird eine andre Wissenschaft kursorisch durchgenommen und Marschreglement für den ganzen Weg ist: die Schulreise hat sich vom „Lucubriren" in nichts zu unterscheiden als im Sitzen. Würde denn seinen Primanern nicht „einige Aphäresis, Synkope und Apokope der Luft reichlich genug durch wahre Prosthesis, Epenthesis und Paragoge des Wissens erstattet?"

Das sind sie wohl, die Schulmeister in Jean Pauls Dichtung. Ein echter und rechter Schulmeister, eine gute zage Seele, fehlt etwa noch: Wehmeier, der Dorfrektor, der dem lauschenden Knaben Albano von den Helden des Altertums erzählt, seinem Charakter nach ein Schulmann von dem Schlage der Wuz und Fixlein. Warum der Dichter sie alle nur wenig in ihrer Berufsthätigkeit zeichnet, dafür giebt gerade die Erziehung Albanos einen Fingerzeig: nicht der Schulmeister, der eine Herde zu drillen hat, sondern der Erzieher des Einzelnen ist Jean Pauls Ideal eines Menschenbildners. Wie es die ganze Levana auf persönliche Erziehung abgesehen hat, so stellt Jean Paul in seinem höchsten Roman eine Reihe persönlicher Erzieher wirkend neben- und übereinander: den guten Magister Wehmeier, den Wiener Sittenpoliteur und Zeremonienhelden von Falterle, den feurigen, nicht bloß „artistisch", sondern auch „zärtlich" um Albano besorgten Dian, einen edlen Griechen, den genialen und witzigen deutschen Bibliothekar Schoppe, äußerlich eine grobe Kraftnatur, innerlich von feinem und tiefem Empfinden, und endlich als Ergänzung zu diesem etwas auseinanderziehenden Quartett den harmonischen, freilich wenig bedeutenden Hofmann von Augusti.

Ebenso hat Jean Paul die Probleme der Erziehung schon in der unsichtbaren Loge dadurch umso tiefer fassen können, daß er auch hier diese Art persönlicher Erziehung im Auge hat: hier tritt er nun — abgesehen von dem drolligen Hoppedizel, der „reine" Moral lehrt, dessen Kinder aber Flegel sind, wie sie im Buche stehen — selbst als Erzieher, natürlich im Sinne der Levana, in die Dichtung ein, und zwar löst er da eine Gestalt ab, die zum Schlusse noch einmal den erhabenen Hintergrund von Jean Pauls Erziehungslehre zeigen mag.

Das ist „der Genius", wie er bloß heißt, der seinen Gustav in den ersten Lebensjahren unter der Erde erzieht, der nicht befiehlt, sondern bloß gewöhnt und erzählt, der weder sich noch dem Knaben widerspricht, der das größte Arkanum hat, gut zu machen: er ist's selbst — der ihm in seiner unterirdischen Klause den Genius des Universums als das größte und beste Wesen droben auf der Erde schildert. Er scheidet, nachdem er Gustav an einem Frühlingsmorgen hinauf an die Erdoberfläche geführt und Sonne und Himmel in sein junges Herz hat stürzen lassen; aber schwebt er nicht unsichtbar in allen hohen Augenblicken über Gustavs Haupte, ein Engel?

Schlimmes Citieren.

Von **Aug. Mühlhausen** in Hamburg.

Zur Zeit des letzten Wahlkampfs besuchte ich wieder einmal eine sogenannte Volksversammlung, diesmal war's eine von den Antisemiten einberufene. Mit dem vollen Brustton der Überzeugung schloß soeben eine germanische Prachtgestalt mit einem Schillerschen Wort von der Gleichheit aller Menschen als Brüder. Da kam er aber schlecht weg, denn sofort bestieg ein schmächtiges Männchen die Tribüne und fistelte seinem Vorredner triumphierend entgegen: Hat auch Schiller wirklich sich einmal so ausgesprochen, so hat der nämliche Schiller aber auch erklärt: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Es war mir denn doch wohl und auch weh dabei. Gewiß, auch wohl. Denn es ist doch kein Kleines, sondern ein recht Großes, daß eben unser Schiller in solchen Versammlungen überhaupt kann angeführt werden. Der englische Staatsmann und Schriftsteller Disraeli, Earl of Beaconsfield, läßt in seinem Endymion eine aristokratisch gesinnte Person den, wie sie meint, Verfall des englischen Parlaments auch darin erkennen, daß in der guten alten Zeit die Redner die Gewohnheit gehabt, ihre Ausführungen mit griechischen Citaten zu zieren, später wäre man zu lateinischen herabgekommen, und nun, in unsern plebejischen Tagen, bekäme man auch diese kaum noch zu hören. Davon aber, daß man nun zu den nationalen Geistesriesen sich gewendet, davon sagt er nichts. Man sieht, dort, in gewissem Sinn: bloßer Verlust. Auf unsrer Seite: edelster Gewinn. Denn so ist es heute doch in der That: kommt unsre Seele in Schwung, bedarf sie im Ausdruck der vollendeten Form; auch in ihren edelsten Momenten genügt ihr da nicht bloß die nationale Poesie, nein, die nicht-nationale kann ihr dazu gar nicht dienen, eben weil sie nicht auf der höchsten Höhe des modernen Menschen steht. Aber wehe ist mir allerdings auch geworden, recht wehe; daß nämlich mit solchem Schatz solch ein Unfug getrieben wird. Denn es ist doch reiner Unfug, wenn man als Herzenserguß des ganzen Menschen Schiller einen Satz anführt, den in irgend einer eng bestimmten Situation eine bestimmte Person und oft dazu noch eine solche ausspricht, die man am ehesten als Widerpart des Dichters bezeichnen könnte, wenn der echte dramatische Dichter, auf seiner Höhe, überhaupt einen Widerpart haben könnte. Wie wird aber ein solcher Unfug, und er ist so allgemein, daß der Umstand unsre Aufmerksamkeit verdient, wie wird ein solcher Unfug möglich? Ich denke, er hat zum Teil seine Ursache darin, daß wir leider gewöhnt sind, so überaus vieles nur als Bruchstück kennen zu lernen und daß die wenigsten gelernt haben, gehörig zusammenzufassen und überall möglichst ein Ganzes zu

bilden. Zum andern Teil mag er mit verschuldet sein durch den jahrhundertlangen sonderbaren Gebrauch eines an sich überaus köstlichen alten dicken Buches, das überall im Hause ist, das aber von hunderttausend kaum Einer ganz gelesen hat, und wenn schon ganz, doch nicht als Ganzes, im Zusammenhange; ist doch zudem auch dieses dicke Buch in der Art gedruckt, daß es gleich äußerlich dem Leser geradezu verbietet, es als Ganzes, Zusammenhängendes zu nehmen; meinen doch die meisten unseres Volkes nicht anders, als daß es nur eine geschickte Anreihung von lauter sogenannten Versen sei, wie sie ja leider im Schul- und Katechetenunterricht gleich so als Beweise gebraucht werden. Galt doch die Fertigkeit im schnellen Finden solcher Stellen als eine Tugend, zu deren Ausbildung bekanntlich die Volksschulen bis in die sechziger Jahre eigene Unterrichtsstunden angesetzt hatten. Da ist es denn doch auch nicht zum Verwundern, daß solche Leute, die gewöhnt worden sind, eine Büchersammlung wie die Bibel, Schriften also aus den entlegensten Zeiten und den verschiedensten Kulturen so zu betrachten, als ob nicht allein diese verschiedenen Bestandteile als ganze, sondern sogar auch noch alle einzelnen Sätze unter sich gleichartig wären, so sehr gleichartig, daß man aufs Geratewohl wie aus einem Erbsensack sich die Sätze als Lebensdevisen herausgreifen kann; daß solche Leute auch andere Bücher, so weit sie durch die gleiche Aufschrift wie z. B. Goethes Werke als zusammengehörig bezeichnet werden, eben so ansehen wie ihre Bibel. Jeder Satz, den sie gerade brauchen wollen, ist ihnen goethisch im Sinne der Autorität, die sie von ihm borgen wollen. Was man solchen Leuten, die immer nur einzelne Sätze sehen, nie aber den feineren Zusammenhang spüren, alles bieten darf, das zeigt in besonders hellem Lichte u. a. eine Gedichtsammlung aus dem Jahre 1836 mit dem Titel: Marienbüchlein. Gesänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau. Sie ist zusammengestellt von Jean Baptiste Rousseau und mit der Approbation von zehn hohen Würdenträgern der Kirche versehen. Der Bischof Johann Leonard von Fulda nennt sie sogar Gesänge, „mit denen eine fromme Kinderwelt die Mutter des Heils beschenkt". Entweder nun hat der Herr Bischof die Gedichte doch nicht alle selber gelesen, was man doch nicht annehmen sollte, oder aber er war mit seiner zeitgenössischen Litteratur nicht recht vertraut, was man wenigstens ohne beleidigend zu sein vermuten darf, oder beides, oder ... noch ein drittes; denn er rechnet zu den „frommen Kindern" auch einen Dichter, den selbst seine besten Freunde nicht dazu zählen werden: Heinrich Heine. Von ihm bringt die Sammlung die Weihe (Einsam in der Waldkapelle), den Gruß des Engels (Im Rheine, dem heiligen Strome) und aus dem frostig-rhetorischen Almansor die Erwiderung der jungen Christin an

den Mauren, anhebend: Die Liebe war's, die Du geſchaut als Leiche. Wollen wir nun auch bereitwillig die Zeit mit berückſichtigen — die Sammlung wurde begonnen ſchon in den zwanziger Jahren — und ſie als mitſchuldig anſehen, ſo iſt doch aber auch gewiß, daß dem was man ſo in dieſem Sinne den Zeitgeiſt nennt, die geiſtig Starken ebenſowenig unterworfen ſind, wie die körperlich Geſunden den Epidemien. Und ſo freut es uns, ſelbſt unter der Schar der Approbatoren ſolch einen Geſunden zu finden, den vicarius capitularis Miltenberger zu Speier nämlich, der, wenn er auch ſo wenig wie die Fee im Dornröschen den Wahrſpruch der Kollegen, und es ſind Erzbiſchöfe darunter und er iſt erſt Nummer Neun, ganz aufheben kann, es doch nicht zu unterdrücken vermag, daß die Sammlung manche Stelle enthält, welche, wie er ſagt, die ernſte Verehrung, welche die katholiſche Kirche der Gottesmutter erweiſt, nicht immer in gleich ernſter Sprache darſtellen; und zu dieſen „Stellen“ muß er doch auch die Heineſchen Stücke gezählt haben. Ihn zählen wir daher mit, wenn wir an die Menſchen denken, die ein Ganzes eben als Ganzes aufzufaſſen verſtehen, die alles in einem Gedicht in durchgängige wechſelſeitige Beziehung zu ſtellen wiſſen, die nicht an einzelnen Wendungen kleben bleiben. Je mehr ihrer werden, deſto weniger wird der Citaten-Beweisler werden, und das wäre ein wahrer Segen für alt und jung, beſonders aber für die Jungen. Möge es recht bald geſchehen!

Die Stoffquelle zu Freiligraths „Ammonium“.

Von **Karl Heſſel** in Koblenz.

Wenn zur Zeit des erſten Erſcheinens von Freiligraths fremdländiſchen Gedichten die geographiſche Treue der Schilderung Bewunderung fand, ſo iſt dies Lob nicht gerade ſchwerwiegend, zumal es doch hier und da ſehr eingeſchränkt werden muß. Bei dem Löwenritt iſt die geographiſche und naturgeſchichtliche Ungeheuerlichkeit ſogar ſo ſtark, daß ſchon deshalb das Gedicht beſſer vom Schulgebrauch ausgeſchloſſen bleibt. Anderswo überraſcht ja freilich die Anſchaulichkeit der Schilderung. In dieſer Hinſicht hat von jeher von allen exotiſchen Dichtungen Freiligraths am meiſten Ammonium meine Bewunderung erregt, da es nicht, wie ſonſt bei unſerm Dichter, ein zielloſes Hin- und Herſpringen der Phantaſie iſt, ſondern ein geſchloſſenes Gemälde giebt, das ganz den Eindruck des Erlebten macht. Es iſt nun merkwürdig, das gerade dies Gedicht die dichteriſche Geſtaltung eines gegebenen Stoffes iſt. Freiligrath hat, wie ſo viele Liederdichter unſeres Jahrhunderts, z. B. Uhland, Rückert, Platen, Geibel, Heine, Lenau,

einen großen Teil ſeiner Gedichte zuerſt im Cottaſchen Morgenblatte veröffentlicht. Daß dieſes lange Jahre hindurch vornehmſte und berühmteſte litterariſche Blatt Deutſchlands von ihm auch geleſen wurde, iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Nun findet ſich im Jahrgang 1827 in Nr. 216 des Morgenblattes (vom 8. September) ein kurzer proſaiſcher Aufſatz, betitelt: „Ein Abend unter Arabern", der ganz entſchieden den jungen Dichter zu den „Ammonium" überſchriebenen Strophen angeregt hat; die Ähnlichkeit der Lage iſt überraſchend, vor allem iſt jene romantiſche, glühende Färbung darüber gegoſſen, wie ſie Freiligraths Phantaſie ſo zuſagte. Eine Vergleichung der Verſe mit der Proſaſchilderung iſt auch inſofern lehrreich, als die große Kunſt des Dichters daraus erhellt, der es verſtanden hat, gerade die poetiſchſten Züge auszuwählen und ſoweit auszuſchmücken, als ihm für ſeinen dichteriſchen Zweck dienlich erſchien. Der Aufſatz des Morgenblattes iſt ein Auszug aus Pachos Reiſe nach Cyrenaika. „Der Reiſende", heißt es, „kommt am elften Tage nach ſeiner Abreiſe von Alexandrien an die Hügelreihe, welche ſich durch die Wüſte vom Strande bis zur Oaſe des Jupiter Ammon hinzieht; er lagert abends bei einem vom Regen gebildeten Bache und beſchreibt hier folgende lebendige Scene:

„Die beiden Ufer des Baches waren mit den Lagern der Araber bedeckt; die dunkle Farbe ihrer Zelte ſtach gegen das matte Grün des aufſprießenden Raſens ab. Die Natur begann gerade ſich aus der Erſchlaffung aufzuraffen, in der ſie hier neun Monate lang geſchlummert, und der Regen drang in die Spalten des von den glühenden Strahlen der afrikaniſchen Sonne verhärteten Bodens. Man hatte dieſes Regens mit Ungeduld gewartet, und ſein Eintreten wurde mit freudigem Entzücken von den Arabern gefeiert, die auf einem Landſtriche herumſchweifen, wo kein Strom fließt, wo keine Quelle ſprudelt. Sämtliche über den Landſtrich zwiſchen Alexandrien und dem Meerbuſen von Bomba zerſtreuten Familien ſetzen ſich in Bewegung; man fragt ſich nach dem Orte, auf den die Vorſehung zuerſt ihren Segen ausgegoſſen, man eilt hinzu, Kamele und Stuten werden untereinander an den Pflug geſpannt; bald iſt die Erde mit Furchen durchzogen und nimmt das Korn auf, das nächſt der Milch die Hauptnahrung dieſer gaſtfreundlichen, einfachen Völker ausmacht. Der vom Regen gebildete Bach hatte die große Menge Araber, die wir an ſeinen Ufern fanden, hergelockt. Ihre Freude war ſo groß, daß ſie ſelbſt in ihren Arbeiten ſichtbar wurde; hier rüſtete man das Ackergeräte, dort maß man das Korn zur Ausſaat, und alles dies mit einer Lebendigkeit, Luſtigkeit, die man bei dieſen von Natur ernſten, ſchweigſamen Menſchen ſelten findet. Beſonders ſchien auch in die Herden ein ganz neues Leben gekommen zu ſein; man ſah das kleine

Vieh um den Bach hüpfen, sich um die Gesträuche drängen, während das geduldige Kamel, im Gefühle der Erfrischung seiner Masse und seiner Gewohnheit vergessend, in der Ebene schwerfällige Sprünge machte. Und diese Zufriedenheit der Menschen, dieses Wohlsein der Tiere rührte von einem Anblick her, der bei uns so gewöhnlich ist, von ein wenig sprießendem Grün, von einem Wasserspiegel im dürren Lande! Meine Eigenschaft als Christ machte keinen schlimmen Eindruck; ich sagte, wir gingen in Handelsgeschäften nach Derne, und sie schienen es zu glauben. Ja, der Scheik des Lagers feierte unsere Ankunft durch ein glänzendes Mahl; nach dem alten, von diesen Nomaden stets beobachteten Brauche, ließ er ein Schaf schlachten, das den Gästen ganz vorgesetzt wurde. Ibrahim, so hieß der Scheik, behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und einem Freimut, an die mich die Araber noch nicht ganz gewöhnt hatten. Die Pläne Muhamed Alis und besonders seine Truppen nach europäischer Art waren der Gegenstand der Unterhaltung, als plötzlich anziehendere Gegenstände meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: Während die älteren Frauen die Zurüstungen zum gastlichen Mahle machten und Teppiche im Zelte ausbreiteten, zerstreuten sich die Mädchen, nachdem sie ihre wallenden Gewänder aufgeschürzt, in der Umgegend, um trockenes Gras und Gesträuch, das einzige Brennmaterial, wo es keine Bäume giebt, zu sammeln. Ich verfolgte die raschen Bewegungen der schlanken Gestalten, wie sie linkisch und doch so anmutig hin und her gingen oder vielmehr liefen; ich lauschte mit Lust ihren Gesängen, deren starke Töne zu den jungfräulichen Stimmen nicht paßten. Wie es bei ihnen Sitte ist, sagte eine das Lied ganz her, die andern wiederholten bloß den Refrain. Während jene nach einer einfachen, wenig wechselnden Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers für Fatme besang, die schönste Blume der Wüste, die aber einem feindlichen Stamme angehörte; während sie den Liebenden schilderte, wie er, einsam in seinem Zelte, unempfindlich geworden ist für die Rache, untreu dem Gesetze des Bluts, seine Stute ungepflegt irren läßt im Thale, unterbrachen sie die anderen von Zeit zu Zeit mit dem Rufe: Hia alem! hia alem! o Liebe! o Liebe! — Der Gesang war zu Ende, das lachende Gemälde, das vor meinen Augen ausgebreitet lag, verschwamm in der Nacht; noch nie hatte die Einfachheit, ja ich möchte sagen die Glückseligkeit der arabischen Lebensart so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich saß in Gedanken versunken, als mich Ibrahims Stimme aufrüttelte und das Bismillah, das erste Wort des Tischgebetes, uns zum Mahle rief. Sämtliche Vornehme des Lagers wohnten dem Feste bei, und während beim Scheine des Feuers der Scheik würdevoll den Vorsitz führte, reichten uns die jungen Mädchen das große Milchgefäß, aus dem wir alle der Reihe nach tranken.“

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal zur papiernen Sprache.

Die Bemerkungen von E. Wasserzieher in dem siebenten Hefte dieser Zeitschrift fordern zu einigen Widersprüchen heraus.

Zunächst erscheint es mir gar nicht so zweifelhaft, was papierner Stil ist und was nicht, besonders nach den trefflichen Ausführungen Schröders über den Sprachgebrauch Goethes. Was der natürlichen Ausdrucksweise eines gebildeten Deutschen widerspricht, das ist papieren. Damit ist aber auch zugleich der Standpunkt gewonnen gegenüber den Worten Doktor, Professor, Pastor. Wasserzieher fragt: Wer sagt Doktor, Professor, Pastor? und hält die Antwort „Kein Mensch" für selbstverständlich. Ich würde auf die Frage antworten: Jeder gebildete Deutsche.

Ich glaube mit der Beobachtung nicht allein zu stehen, daß gerade solche Worte richtig mit vollem o zu sprechen eines der stillen Merkzeichen ist, wodurch sich der Gebildete von dem halb oder Ungebildeten unterscheidet. Da ich jedoch nicht beanspruchen kann, daß Herr W. dieser Beobachtung, die ich in den meisten Gauen Deutschlands machen konnte, ohne weiteres Glauben schenkt, will ich aus unsrer jüngsten Litteratur Belege dafür anführen. Ich greife einige Dramen von G. Hauptmann heraus. Mag man über sein Schaffen denken, wie man will, eines wird man ihm nicht abstreiten können, die verblüffende Sicherheit und Genauigkeit, womit er alles beobachtet hat. „Vor Sonnenaufgang" zeigt die reich gewordene Bauernfamilie. Das verkommene, aufgedonnerte Weib, Frau Krause, schwingt sich bei der Vorstellung ein einziges Mal auf zu der hochdeutschen Anrede: Nein, aber auch, Herr Doktor! Dann läßt sie sich gehen und fällt sofort in ihre Bauernsprache; da heißt es denn immer nur Herr Dokter. Ebenso spricht auch der Arbeitsmann Leibst, während die Tochter Helene, bei den Herrnhutern erzogen, immer nur die Form gebraucht Herr Doktor. In den Webern Hauptmanns sprechen der Kutscher Johann, der Webergeselle und Reservist Jäger nur Paster, ebenso die Fabrikantenfrau Dreißiger, die der Dichter sehr treffend durch die Bemerkung kennzeichnet: Ein gewisses Mißverhältnis zwischen ihrer Art zu reden oder sich zu bewegen und ihrer vornehm-reichen Toilette ist auffällig. Im Biberpelz ruft die Wäscherin Wolff: „Guten Morgen, Herr Dokter", und der hehlerische Schiffer Wulkow erwähnt „det Dokter-jeld". Kollege Crampton wird von dem Faktotum Löffler gewöhnlich Professor ge-

nannt. Erſt in der niederen Kneipe (4. Akt) kommt bald Profeſſor, bald Profeſſer aus ſeinem Munde. Ich meine, hier bricht die Unbildung durch die aufgetragene Angewöhnung. Ebenſo geſchieht es bei dem Stubenmaler Seifert in derſelben Scene. Das fällt meiner Meinung nach unter denſelben Geſichtspunkt, wie der Doktor und Dokter der Frau Krauſe. Der Ungebildete haſcht nach dem Scheine der Bildung; ſowie er die Herrſchaft über ſich verliert, verläßt ihn auch dieſer. Im Gegenſatze zu dieſen Perſonen läßt Hauptmann alle gebildeten Menſchen, ſelbſt halbgebildete, wie z. B. den ländlichen Polizeiverwalter und den Reiſenden in den Webern, den Kneipwirt in Kollege Crampton nur in den vollen Endungen ſprechen. Wenn der Fabrikant Dreißiger in dieſem Stück immer Doktor und Paſtor geſprochen hat und dann plötzlich zu Paſter übergeht, ſo erklärt ſich das vielleicht aus der Erregung nach dem ſtürmiſchen Auftritte in ſeinem Hauſe und ergänzt in feiner Weiſe den Charakter des Mannes.

Doch genug der Beiſpiele. All den „Modernen" wird wohl auch ihr Feind nicht nachſagen können, daß ihre Leute papiernes Deutſch ſprechen. Wenn ihr Vorkämpfer Hauptmann, zugleich der ſchärfſte Beobachter der ganzen Schule, dieſen Unterſchied zwiſchen der Sprache der Gebildeten und Ungebildeten macht, ſo könnte das in der That wohl beweiſen, daß dieſer Unterſchied beſteht. Für papieren im Sinne von Herrn W. halte ich es dagegen, wenn z. B. Wildenbruch in der Haubenlerche den Ale Schmalenbach wiederholt vom Arzt reden läßt. So ſpricht der gewöhnliche Mann nicht. Ähnlich wie mit Paſtor, Doktor und Profeſſor ſteht es auch mit Apotheke, aber nicht ganz ſo. Im Plattdeutſchen iſt das o ausgefallen, und im Hochdeutſchen ſprechen viele Ungebildete Apthek. Vielfach wird aber auch in dieſen Kreiſen das o noch voll gehört, und es entſpricht wieder durchaus der Wirklichkeit, wenn derſelbe Schiffer Wulkow Dokter- und Apothekerrechnung erwähnt.

Unbedingte Zuſtimmung wird Herr W. auch nicht finden zu dem, was er über die Schreibung von Ortsnamen ſagt. Dieſe Forderung durchgeführt, hieße doch weiter nichts als dem Dialekte, und häufig einem recht ſchlechten, die Herrſchaft über das Hochdeutſch der Gebildeten in Wort und Schrift zuerkennen. Ich muß auch hier wieder darauf zurückkommen, daß der gebildete Deutſche ſich von den andern durch die Sorgfalt und Deutlichkeit unterſcheidet, womit er die Worte ſeiner Mutterſprache ausſpricht. Albing, Berne, Reultſch, Stukkert wird dort nur von den gewöhnlichen Leuten geſprochen, der Gebildete vermeidet dieſe Formen oder gebraucht ſie nur dann, wenn er ſich bewußt oder unbewußt gehen läßt.

Danzig. **Karl Prahl.**

2.

Zum Sprachgebrauch Lenaus.

In Prof. Karl Kinzels vortrefflicher Auswahl von Gedichten des 19. Jahrhunderts. Halle a. S. Waisenhausbuchhandlung 1894 ist S. 81 flg. auch Lenaus Gedicht „Die Heideschenke" abgedruckt, und zwar Str. 8 in folgender Form:

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen?

Da aus dem Zusammenhange hervorgeht, daß hier ein Fragesatz nicht am Platze ist, so schlug ich die Cottasche Originalausgabe der Gedichte vom Jahre 1869 auf, und fand dort auf S. 56 die Verse mit folgender Interpunktion:

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Ich erinnerte mich nun sofort an die bekannte Strophe aus dem Postillon (Lieblich war die Maiennacht):

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder.

In beiden Stellen haben wir es offenbar mit einer eigentümlichen Verwendung von ob in der Bedeutung von „als ob, wie wenn" zu thun, die sich auch schon im Mittelhochdeutschen findet, z. B. in Konrad von Megenbergs Buch der Natur, herausgegeben von Franz Pfeiffer S. 169, 15: Anas haizt ain änt. daz ist ain bekanter vogel. des kindel habent die art, daz si zehant swimment, wenne si auz der scholn sliefent, und nernt sich selber, ob (wie wenn) si der muoter niht hieten. Andere Stellen in Lexers Hdwbch. II, 128. In Lenaus Gedichten fand ich für diesen Gebrauch noch folgende Belege: Die Seejungfrauen (S. 100) Str. 2:

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Ferner: Meeresstille (S. 101) Str. 2:

Ob die Wolke ihn belüde,
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel müde,
Nieder auf das weiche Meer.

Hierher gehören auch die Verse aus „Heloise“ (S. 158):

Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte.

Schwieriger ist Str. 3 des Gedichtes „Auf eine holländische Landschaft“:

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Aber auch hier wird, sobald man die eigentümliche Bedeutung des ob erkannt hat, der Vergleich des Hüttchens mit einem trotzigen Kinde, das sich die Mütze ins Auge gedrückt hat, um nichts von der Umgebung zu sehen, sofort klar. Nun hat aber Lenau dieses eigentümliche ob, das ihm wohl aus der heimatlichen Mundart geläufig war,[1]) nicht etwa überall verwandt, sondern ebenso häufig finden wir bei ihm das schriftdeutsche als ob (z. B. in den drei Zigeunern: Froh, als ob er vom Erdenrund Nichts zum Glücke mehr brauche). Einmal stehen sogar beide nebeneinander in derselben Strophe des Gedichts „Der ewige Jude“ (II. Buch Nr. 1, S. 155):

Und als ich starrt' aufs mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Der Dichter scheint danach mit beiden Formen gewechselt zu haben, je nachdem es ihm für das Metrum bequem war.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Schillers sicilianische Dichtungen.

Unter dieser Überschrift bestätigt August Schneegans in seinem Werke „Sicilien“[2]) ausführlich die Bemerkung, welche Rob. Petersen (S. 545, Jahrgang 1894) über Schillers Taucher bringt. Doch nicht allein in dieser Dichtung, sondern auch in der Bürgschaft und in der Braut von Messina tritt Schillers Sehergabe für jeden Kenner Siciliens glänzend hervor, wie uns dies Schneegans wiederholt bezeugt.

So heißt es S. 81: „Wie es Schiller in Wilhelm Tell mit der Schweiz, so ist es ihm auch in der Bürgschaft, in dem Taucher und ganz besonders in der Braut von Messina mit Sicilien, mit der süditalienischen Natur, mit dem sicilischen Volkscharakter gelungen, und

1) Bei anderen österreichischen Dichtern wie Grillparzer, A. Grün, Zedlitz habe ich es nicht gefunden.

2) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.

wenn dies bis jetzt meines Wissens noch nicht näher besprochen, noch nicht bewundernder hervorgehoben wurde, so liegt wohl der Grund darin, daß Sicilien bis noch vor wenigen Jahren für uns Nordländer fast ein verschlossenes Land war, das überhaupt sehr selten bereist wurde, ja daß es bis auf den heutigen Tag noch so gut wie unbekannt ist."

S. 82 und 83. „Hätte Schiller in Sicilien gelebt, er hätte nicht anders schreiben, seinen Personen keine andern Umrisse, seinen Schilderungen kein anderes Kolorit geben können, als uns dies in der Braut von Messina, im Taucher und in der Bürgschaft so anschaulich entgegentritt."

S. 90. „Ganz besonders und in prägnantester Weise offenbart sich aber Schillers dichterische Sehergabe in der Braut von Messina ... Hätten die Kritiker das Drama hier in Sicilien gelesen, hätten sie sich, bevor sie schrieben, von dem süditalienischen, halb griechisch-, halb christlich-katholischen und mit allerlei muselmanischen Adern durchsetzten Geiste anwehen lassen, so würden wohl ihre tadelnden Bemerkungen unterblieben sein. Freilich genügt dazu nicht eine touristenartig im Sturmschritt ausgeführte Rundreise mit einer Stangenschen Reisegesellschaft, sondern man muß dieses sicilische Leben mitgelebt, diese Gefühle mitgefühlt und dem Atem dieser seltsamen Kultur seine Brust geöffnet haben."

S. 103. „Wie der Dichter in der Bürgschaft und im Taucher die süditalienische physische Natur, dank seiner poetischen Sehergabe, in getreuem Abbilde wiedergegeben, so und in noch bedeutenderm Maße hat er in der Braut von Messina einen richtigen Griff in die innerste Seelennatur des süditalienischen Volks gethan, ja man darf das Trauerspiel in dieser Hinsicht dem Wilhelm Tell zur Seite stellen, ..."

Im übrigen verweise ich auf das Werk selbst, indem ich noch an den 5. Abschnitt erinnere: Goethe in Messina, S. 65—80.

Lüneburg. **H. Kohrs.**

4.

Zannen (Zeitschr. 7,628 u. 8,199).

Das von Koch aus der Eislebener Gegend als „ein nur noch selten gebrauchtes Wort" erwähnte zannen lebt nicht nur noch in Bayern, worauf R. Sprenger hinweist, sondern ist auch im Oberelsaß häufig zu hören. Es lautet hier zanne oder zanna und bedeutet: zornig das Gesicht verziehen (und dabei undeutliche Zornesworte murmeln), in manchen Gegenden des Sundgaus (bei Altkirch) auch: aus Zorn mit verzogenem Gesichte weinen. Daß es ursprünglich das Zeigen der Zähne bezeichnet, ist wohl ebenso sicher, als daß unser schriftdeutsches blecken bedeutet: die

Zähne blicken lassen. Auch das von R. Sprenger aus Walther von Rheinau angeführte an zannen ist im Oberelsaß gebräuchlich, z. B. in Colmar: åhzanne = einen zornig und mit fratzenhaftem Gesichte anblicken. Ebenso giebt es, z. B. bei Sierenz (Kreis Mülhausen), noch eine andere Zusammensetzung mit zanne, nämlich üszanne = durch Grimassen ausspotten. Das ebenso häufig gebrauchte Synonymon ist üsbleghe = ausblecken. Auch Ableitungen von zanne bestehen im Oberelsässischen. Einer, der zannt, wird in Rufach Zanner oder Zanni, eine weibliche Person in Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) Zannere oder Zanndëifel genannt. Ein zornig verzogenes Gesicht ist in Reichenweier a Zann, in Rufach a zannigh Gsicht. — Es sei mir erlaubt, noch ein Wortspiel anzuführen, das ich schon mehrmals vernommen habe und das beweist, wie geläufig das Wort zanne bei uns ist. Vor einiger Zeit hörte ich einer Unterhaltung zu, die ein Mann aus Sennheim (Städtchen im Kreise Thann) mit einigen Rufachern führte. Er erzählte ihnen von Sanne (Sennheim) und äußerte während des Gesprächs lachend: Ich kåh z'Rufåch sih (sein) un zanne (oder: z'Sanne). Das Zeitwort zanne wird nämlich genau so ausgesprochen wie die Ortsbestimmung z'Sanne = zu Sennheim. (Nur im Satzton ist ein kleiner Unterschied.) Und auf diese letzte Auffassung war der Satz wohl zunächst berechnet. Der Mann wollte die Zuhörer verblüffen, weil er ja nicht zugleich zu Rufach und zu Sennheim sein kann. Doch sie erkannten das Wortspiel sofort, und einer antwortete: Däs kah-n-i o, zanne kåht me iwweråhl = das kann ich auch, zennen kann man überall.

Rufach i. Oberelsaß. **Heinrich Menges.**

Hildebrand-Heft. Bearbeitet von Rudolf Dietrich in Zürich. (Neue Bahnen. Monatsschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung u. s. w. Herausgegeben von Johannes Meyer. 6. Jahrgang, 10. Heft. Wiesbaden, 1895.) Preis 1 Mk.

Im Oktoberheft der angeführten Zeitschrift hat es ein Mitarbeiter auch der Ztschr. f. d. d. U. unternommen, die Stellung Rudolf Hildebrands in der Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens, sowie seine künftige Bedeutung in der deutschen Schule zu erörtern. Warme, ja begeisterte Verehrung hat ihm dabei die Feder geführt, und für manche seiner Mitteilungen, besonders die im 4. Abschnitte („Wirkungen") gebotenen bibliographischen Nachweise werden ihm auch die dankbar sein, welche eine Anleitung zum Verständnisse Hildebrands entbehren können. Leider wird die Freude an der verdienstlichen Schrift für viele durch den Versuch des Verfassers gemindert werden, den von ihm gefeierten

„Meister" — der überschwengliche Ausdruck würde kaum nach dessen Sinne gewesen sein — für eine (seine?) politische Partei in Anspruch zu nehmen; er versteigt sich geradezu zu dem Satze: Rudolf Hildebrands deutsche Pädagogik ist eine, ist die demokratische Pädagogik. Den Beweis für diese in der That „ungeheuerliche" Behauptung hat er freilich nicht erbracht. Gegen den Versuch, seine Entdeckung z. B. auch durch Worte des Unterzeichneten zu stützen, vor allem gegen die Art und Weise wie das geschieht, muß nachdrücklichst Einspruch erhoben werden. So führt Dietrich aus dem in dem Jahrbuch für Philologie und Pädagogik 1894, Heft 12 gedruckten Aufsatze („Rudolf Hildebrand, ein Erinnerungsbild") unter anderen die Worte über Hildebrand an: „Er hatte kein Verständnis für den Dünkel und die Thorheit derjenigen, denen — wie dem Fürsten Bismarck — die Volksschule weniger gilt als die sogenannten höheren Schulen"[1]) u. s. w.; hieran knüpft er seine Frage: „Welcher politischen Partei wird nun der Mann, der so denkt und arbeitet, angehören? Ohne Zweifel der demokratischen u. s. w." Wer den angeführten Aufsatz nicht zur Hand hat, wird die in Striche eingeschlossenen Worte unbedenklich dem Verfasser jenes Aufsatzes, nicht Herrn Dietrich zur Last legen, der sie als sein Eigentum deutlich hätte kennzeichnen müssen. Nur wer im Banne der Partei steht, kann die — lächerliche Behauptung wagen, die Verehrung, die H. für den größten Deutschen gehegt hat, sei ein „Widerspruch" in dessen Wesen, weil — nun, weil sie nicht in das Bild paßt, das Herr D. sich von dem Demokraten Hildebrand konstruiert hat. Da Herr D. sonst meine Mitteilungen ja für vertrauenswürdig hält, mag er mir auch diese ehrliche Versicherung glauben, daß Rudolf Hildebrand es sich mit Entrüstung würde verbeten haben, wenn man seinem Buche oder gar seiner Person die Marke aufgeklebt hätte, die ein ohne Zweifel so aufrichtiger Verehrer wie Herr D. ihm zugedacht hat. Hildebrands wohlgegründete Abneigung gegen Schlagwörter ist doch auch Herrn D. nicht unbekannt. Warum also vergreift er sich so gänzlich im Ausdruck? Leider betrifft der Ausdruck hier das Wesen der Person und der Sache. Verstand er unter demokratisch die im edelsten Sinne volkstümliche Gesinnung des durch und durch deutschen

1) Es sei uns gestattet, im Anschlusse hieran zugleich die ganz aus der Luft gegriffene Behauptung zu widerlegen, die auch sonst in dem Buche wiederkehrt, daß Bismarck die Volksschule gering achte. Wie sehr diese Unwahrheit allen Thatsachen ins Gesicht schlägt, davon kann sich Herr Dietrich sofort überzeugen, wenn er die der hohen Bedeutung und Weltstellung des Volksschullehrerstandes vollkommen gerecht werdende Ansprache des Fürsten Bismarck bei Poschinger, Ansprachen des Fürsten Bismarck S. 290 flg. nachliest, die der Fürst am 11. August 1893 in Kissingen an die Mitglieder des bayerischen Volksschullehrervereins hielt.
D. L. d. Bl.

Mannes, der die französische Vornehmheit unserer „besseren Gesellschaft“ ebenso wie die klassische Vornehmheit vieler Gebildeten scharf verurteilte, so würde man nur über den unglücklichen Ausdruck mit ihm rechten können. Denn die landläufige Bedeutung jenes Wortes ist dies nun einmal nicht, und die von H. vertretene Sache, die so klar und rein ist, wird durch solch ein schillerndes Parteiwort in eine ganz zweideutige Beleuchtung gerückt. Für die politischen Parteien aber, das sei zum Schlusse noch bemerkt, die für die volkstümliche Größe eines Bismarck ohne Verständnis sind, und die demokratische zumal, hatte Rudolf Hildebrand nur Worte des Bedauerns, Unwillens, Zornes. Das weiß jeder, der ihn aus persönlichem oder brieflichem Verkehre näher hat kennen lernen.

Leipzig. **Georg Berlit.**

J. D. Manzer, w. kaiserl. Rath, k. k. Prof. a. d. Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz und em. k. k. Bezirksschulinspektor, und Robert Manzer, Direktor der Knaben- und Mädchenbürgerschule zu Tetschen. Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Leipzig 1890. 167 S.

Vorliegendes für die Hand der Schüler bestimmtes Buch empfiehlt sich durch einfache Ausdrucks- und Darstellungsweise; doch bedarf letztere der wissenschaftlichen Vertiefung durch den Lehrer. Die Verfasser fußen auf Herbart. Nach einer kurzen Einleitung (7 S.) über Begriff, Möglichkeit, Notwendigkeit, Schranken, Kunde, Hilfswissenschaften und Einteilung der Erziehung wird dargestellt: 1. das Subjekt der Erziehung, der Zögling nach Leib und Seele (89 S.), 2. Zweck und Grundsätze der Erziehung, sowie fehlerhafte Erziehungsweisen (8 S.), 3. Regierung, Zucht und Unterricht (14 S.), 4. die Formen der Erziehung (16 S.). Anhangsweise wird über das Jugendspiel und den Handfertigkeitsunterricht gehandelt (32 S.). Das ganze Buch durchweht ein echt christlicher, doch keineswegs einseitig katholischer Geist. Nur an einigen Stellen merkt man, daß die Verfasser Katholiken sind, so an den öfter erwähnten „religiösen Übungen“ und bei der Aufzählung der fehlerhaften Erziehungsweisen. Hierzu wird mit Recht die „pietistische Erziehung“ (S. 103) gerechnet, sowie auch (S. 104) „die asketische Erziehung, welche den Zögling besonders an eine außerordentliche Frömmigkeit und Entsagung zu gewöhnen sucht“, und „die technische (hofmeisternde)“, welche „den Zögling nie sich selbst überlassen, sondern ununterbrochen an ihm regeln und richten“ will; doch während bei Erwähnung ersterer der Herrnhuter und Herm. Franckes rügend gedacht wird, werden bei der beider letzten Erziehungsarten die Jesuiten ganz übergangen. Sollte der Verfasser wirklich deren Erziehungsweise nicht unter die fehlerhaften mit

rechnen, und ist es billig, evangelische Sekten und Schulen tadelnd mit Namen aufzuführen, bei den katholischen dies aber zu unterlassen?

Unumwundenes Lob verdienen folgende Äußerungen (S. 2): „so muß die Selbsterziehung durchs ganze Leben des Menschen sich fortsetzen." — (S. 3) „Der Erzieher muß die vorhandenen Anlagen des Kindes kennen, wenn er es naturgemäß erziehen will." — (S. 53) „In der Anordnung und Frageweise muß die Wiederholung dem Stoffe eine gewisse neue Seite zu geben suchen." — (S. 61) „Die logische Einteilung der Begriffe ist ein wichtiges Mittel zur Verstandesbildung." — (S. 75) „daß die Herzen der Kinder mehr und mehr von dem Inhalte der religiösen Wahrheiten erwärmt ... werden." — (S. 92) „Für Erziehung muß als Grundsatz gelten, daß sie sich bei dem allmählichen Fortschreiten des Alters an den natürlichen Entwicklungsgang des Zöglings zu halten habe." — (S. 101) „Die Erziehungsmittel besonders die stärkeren, dürfen nicht zu oft in Anwendung kommen." — (S. 107) „Gebot und Verbot müssen vernünftig und unwiderruflich sein." — (S. 108) aus Kellners Aphorismen: „Zu den Ausgeburten einer übel verstandenen Philanthropie gehört die Meinung, zur Freudigkeit des Gehorsams bedürfe es jedesmal der Einsicht in die Gründe des Befehles und unbedingter Gehorsam widerstreite der Menschenwürde." — (S. 110) „Jede vernünftige Strafe schließt sich der Art und dem Grade des Fehlers möglichst genau an." — (S. 120) Die Familienerziehung kann zwar durch eine andere Erziehung ergänzt, nie aber durch eine andere vollständig ersetzt werden."

Wie ein roter Faden durchzieht die Empfehlung des Jugendspieles und des Handfertigkeitsunterrichts das ganze Buch. Im Anhange wird die Forderung ausgesprochen und zu begründen versucht, daß Jugendspiel und Handfertigkeitsunterricht regelmäßige, von seminaristisch gebildeten Lehrern zu lehrende Fächer werden sollen. Ich pflichte den Verfassern darin bei, daß die Schule die Pflicht hat, für die körperliche Entwicklung der Schüler zu sorgen. Höher als die Geschicklichkeit aber schlage ich die Gesundheit der Schüler an. Die Gesundheit fördert die Schule am besten dadurch, daß sie den Schülern Zeit giebt, sich möglichst viel in frischer Wald- und Wiesenluft (die verräucherte Schulgärtenluft ist keine frische Luft) nach eigenem Ermessen herumzutummeln. Dies kann sie dadurch erreichen, daß sie für den Sommer einen ganz anderen Unterrichtsplan einführt als für das Winterhalbjahr und so möglichst alle Sommernachmittage unterrichtsfrei macht, am allerwenigsten dadurch, daß sie zwei neue Unterrichtsfächer aufnimmt. Wenn unsere Jugend wieder Zeit zum Spielen hat, wird sie von selbst ohne Schulmeisterei wieder spielen lernen. Gegen gelegentliche Wanderungen

und Spiele unter Leitung des Lehrers bin ich nicht; doch sind dieselben nicht, wie die Verfasser wollen, nach sondern während der Schulzeit vorzunehmen; sonst sind sie für den abgetriebenen Lehrer und die abgetriebene Klasse mehr eine Last als eine Lust. Für die Aufnahme des Handfertigkeitsunterrichts bin ich insofern, als er sich mit anderen bereits eingeführten Unterrichtsfächern verbinden läßt, wie mit Geometrie und Naturwissenschaften. Mathematische Figuren und Körper mögen die Schüler unter Anweisung der Lehrer anfertigen, vielleicht auch ihre Hefte. Zu meiner Freude habe ich in Plauen öfter während des Sommers unter Leitung des Lehrers Realschüler im Freien praktische Feldmessungen vornehmen und andere Schüler die Pflanzen in Feld und Wald betrachten sehen.

Borna. **Carl Franke.**

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Sechste Abteilung, für Unter-Sekunda, von Prof. Dr. Chr. Muff, Direktor des Königl. Wilhelms-Gymnasiums in Kassel. Berlin, Grote, 1894. 384 S geb. Mark 2,40.

Der Prosateil zeichnet sich aus durch eine erfreuliche Fülle von Lesestücken, die dem Standpunkt der Unter-Sekunda und dem dieser Klasse zufallenden Lehrstoffe entsprechen, als Stilmuster dienen können und durch wissenswerten und anziehenden Inhalt die Schüler zugleich belehren und unterhalten. Sie entnehmen ihren Stoff verschiedenen Gebieten, so der Geschichte, der Kulturgeschichte, der Naturkunde, der Erdkunde und, was besonders hervorzuheben ist, auch der Sprachkunde (Nr. 42—45). Der geschichtliche Teil (Nr. 1—12) schließt sich eng an die Bestimmungen der neuen Lehrpläne über den Geschichtsunterricht in der Unter-Sekunda an und beschränkt sich demgemäß auf Darstellungen aus der neueren, namentlich der preußischen Geschichte seit Friedrich dem Großen. Mit Rücksicht auf die Apperzeption des Inhalts und auf die Konzentration des Unterrichts ist ja darin gewiß ein Vorzug zu sehen. Aber allzuängstlichen Anschluß der Lesestücke an den geschichtlichen Unterricht halte ich doch für unnötig. Die Praxis lehrt, daß es nichts schade, wenn ein deutsches Lesebuch auch andere Abschnitte der Geschichte berücksichtigt als die gerade in den Geschichtsstunden behandelten. Und wenn den Schülern im deutschen Unterrichte derselbe Stoff geboten wird wie im geschichtlichen, so führt das leicht zur Ermüdung und schwächt das Interesse, statt es zu steigern; der Gegenstand müßte denn, wie es allerdings in dem Muffschen Lesebuche zum Teil der Fall ist, unter anderem Gesichtspunkte betrachtet werden als in der Geschichtsstunde.

Das Kulturgeschichtliche verdiente in dem Lesebuche wohl noch mehr Berücksichtigung. Daß nur zwei Abschnitte auf die Litteratur sich beziehen, nämlich Nr. 14 und 37, ist um so mehr zu bedauern, da für die Ober-Sekunda leider kein besonderer Prosateil vorgesehen ist. Poetik, Ästhetik und bildende Kunst sind ganz ausgeschlossen, obgleich z. B. Aufsätze wie Forsters Betrachtung des Kölner Doms oder Götzingers Aufsatz über epische, lyrische und dramatische Kunst sich wohl geeignet hätten. Dagegen scheint mir Fricks Rede über die Aufgabe des Gymnasiums (Nr. 41) für diese Stufe zu hoch, Muffs Rede über Wilhelm I. und Friedrich III. (Nr. 39) trotz ihres Wertes überflüssig, weil derselbe Stoff schon in Nr. 11 und 12 vorkommt. Auch die Aufsatzentwürfe sind entbehrlich, namentlich die Chrie unter Nr. 35, da ich es überhaupt für verwerflich halte, Aufsätze nach dem Chrienmuster von den Schülern anfertigen zu lassen.

Trotz dieser Ausstellungen stehe ich jedoch nicht an, den Prosateil als sehr geeignetes Bildungsmittel für den deutschen Unterricht in der Unter-Sekunda zu bezeichnen.

Der poetische Teil steht aber nicht auf der Höhe der sehr geschickt bearbeiteten Tertiateile des Paulsiek-Muffschen Lesebuches. Die Lehrpläne von 1892 sind auch hier maßgebend gewesen; der Stoff ist auch hier sehr reichlich bemessen, zumal wenn man erwägt, daß in Unter-Sekunda außerdem Dramen zu lesen sind; auch hier findet sich viel Gutes. Aber im ganzen ist bei der Auswahl, meine ich, dem Standpunkte der Schüler nicht genug Rechnung getragen. Daß im Hinblick auf den Geschichtsunterricht der Unter-Sekunda die neuere vaterländische Poesie betont wird, ist durchaus in der Ordnung. Aber durch Aufnahme der zum Teil recht langen Stücke von Scherenberg und Wildenbruch (51, 52 und 54), deren poetischer Wert nicht allzugroß ist, tritt die Kriegspoesie doch etwas einseitig in den Vordergrund. Immerhin ist das ein kleinerer Schade, als daß sonst gerade das Fehlen von derben und kräftigen Tönen auffällt. Alle aufgenommenen Gedichte während eines Schuljahres in der Klasse zu lesen, ist ja natürlich unmöglich und auch unnötig. Aber es sollten in dem Lesebuche keine Gedichte stehen, von denen man sich überhaupt nicht recht vorstellen kann, daß sie in der Unter-Sekunda behandelt werden könnten, so wertvoll sie an sich sein mögen, z. B. das oberbayerische Lied an die Lene unter Nr. 158. Die beschauliche Idylle „Ruhe" von Merckel (Nr. 55) kann erst von einem reifen, männlichen Geschmacke recht gewürdigt werden. Andere Gedichte sind für den Sekundaner zu kindlich, so das an sich sehr niedliche „Wie die Künstler berufen werden" von Reinick (97), „Sehet die Lilien auf dem Felde" von Spitta (101), „Na 'n Buten!" von Klaus Groth (152),

selbst „De Tigerjagd“ von Reuter (92). In vielen herrscht weiche, andächtig-fromme, wehmütige Stimmung, so in Nr. 164 bis 166, 95, 104, 139, 149, 150, 159. Manche passen mehr für empfindsame Mädchenherzen als für die Natur heranwachsender Jungen, so 98 und 154; dahin gehören auch „Der Blumen Rache“ von Freiligrath (83), „Die Mähderin“ von Uhland (88), „Das Fischermädchen von Burano“ von Platen (90) und selbst „Die alte Waschfrau“ von Chamisso (89).

Die Anforderungen, die an die Denkthätigkeit der Schüler gestellt werden, sind im ganzen nicht sehr hoch. Warum sind z. B. nicht aufgenommen: Das eleusische Fest, die vier Weltalter, Kassandra, das Siegesfest von Schiller? Auch Bürgers Lenore fehlt in der ganzen Sammlung.

Eine willkommene Zugabe des Lesebuches besteht darin, daß der grammatische Anhang und der Kanon aller in den früheren Klassen zum Auswendiglernen vorgeschlagenen Gedichte wieder abgedruckt sind.

Ich fasse zusammen: Das Mussische Lesebuch hat große Vorzüge und kann abgesehen von den angeführten Mängeln des poetischen Teiles empfohlen werden. Wird bei einer neuen Auflage die Auswahl der Gedichte einer erneuten Prüfung in der angedeuteten Hinsicht unterzogen, so wird das Buch als Schulbuch sehr gewinnen.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

O. König, Rektor der höheren Mädchenschule zu Bunzlau. Geschichte der deutschen Litteratur in zusammenhängender Darstellung für höhere Mädchenschulen und die weibliche Jugend, sowie für jeden, der sich in die geschichtliche Entwickelung der poetischen Litteratur der Deutschen einführen will. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1892. 146 S.

Bei der im Verhältnis zum Stoffe so knappen Zeit, die der deutschen Litteraturgeschichte nicht bloß an höheren Töchterschulen, sondern überhaupt an den höheren Schulen eingeräumt ist, gebietet sich die größte Sparsamkeit mit derselben von selbst. Sie ist auch im vorliegenden Buche in der Auswahl der Dichter und Gedichte meist auf das trefflichste angewandt worden, so enthält es von den althoch- und altniederdeutschen Dichtungen nur das Hildebrandlied, den Heliand und den Krist. Überhaupt sind der gesamten Zeit vor Klopstock nur 63 Seiten, der seit Klopstock dagegen 83 Seiten eingeräumt; ein entschieden zu billigendes Verhältnis; denn wohl sind für die Universität die Entwicklungsperioden, für die Schule jedoch die Blütezeiten die wichtigeren. Daß aber Haller und Hagedorn gar nicht erwähnt werden, ist in der Beschränkung zu weit gegangen. Dagegen ist es zu billigen, daß in dieser Auflage Cl. Brentano und J. P. Hebel besonders berücksichtigt sind.

Doch in einer anderen Beziehung vermisse ich diese löbliche Sparsamkeit: da die Schule mit der Zeit so geizen muß, hat sie m. E. mehr die Dichtungen als die Dichter zu behandeln und alles lebensgeschichtliche Beiwerk möglichst zu beschränken. Dies hat der Verfasser öfter nicht gethan, so bei Otfrid, Roswitha (wo es in diesem für Mädchen bestimmten Buche begreiflich ist), Luther, von dem die Schülerinnen doch bereits das Notwendigste wissen müssen, P. Gerhardt u. a. So macht das Reinbiographische bei Klopstock die reichliche, bei Herder die genaue Hälfte, bei Chamisso sogar vier Fünftel aus. Es erklärt sich dies in der auf dem Titelblatte und in der Einleitung (S. III) ausgesprochenen Nebenabsicht. Nun es schadet nichts, wenn die Schülerinnen zu Hause ausführlichere Lebensbeschreibungen der Dichter lesen; nur darf sich der Lehrer nicht durch dieses Buch verleiten lassen, jene zu eingehend im Unterrichte zu behandeln.

Zur Hauslektüre eignet sich diese Litteraturgeschichte auch wegen ihrer einfachen, leicht faßlichen und doch schönen Darstellung und Schreibweise. In dieser Beziehung sind folgende Abschnitte lobend hervorzuheben: Volkspoesie während der Völkerwanderung, das Hildebrandlied, das Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide sowie der allgemeine Abschnitt über die Romantiker.

Als Wiederholungsbuch ist sie besonders wegen der übersichtlichen und verhältnismäßig ausführlichen Inhaltsangaben verwendbar, wodurch sie manches umfangreichere Buch übertrifft. Von neueren Dichtern sind Wieland, Goethe und Schiller musterhaft gezeichnet.

Hinsichtlich der Einteilung und Gruppierung bin ich mit manchem nicht einverstanden. Daß „man in der Regel sechs Perioden unterscheidet," ist zu viel behauptet; die Regel ist doch wohl die mit der Sprachentwicklung ziemlich parallele Einteilung in drei oder vier Hauptperioden, welche wegen dieses Parallelismus gerade für die Schule am praktischsten und übersichtlichsten ist. Der wesentlichste Unterschied dieser von der ersten Auflage besteht nach dem Verfasser darin, daß „an die Spitze der Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit — Luthers Bibelübersetzung gestellt worden ist". Ich bin der letzte, der die hohe Bedeutung Luthers für unsere Sprache und Litteratur verkennt; aber ich halte es für zu weit gegangen, ihn, dessen litterarische Thätigkeit erst 1516 beginnt und dessen Hauptwerk, die Bibelübersetzung, erst 1522 zu erscheinen anfängt, vor Sebastian Brant zu stellen, dessen Narrenschiff schon 1494 „sofort ungewöhnliches Aufsehen erregte". Daß Hans Sachs, der „bereits 1513 sein erstes Lied dichtete", Luthern vorangeht, tadle ich nicht, wohl aber, daß er infolge seiner Überweisung aus der Reformationszeit in die „Periode des Nachlebens der ersten Blütezeit" gleichfalls vor S. Brant steht.

Ungenauer Ausdruck liegt entschieden S. 1 vor in: „Rücksichtlich der Entwickelung und Gestaltung der deutschen Sprache können wir vier Perioden unterscheiden: 1. die gotische" —; denn noch auf derselben Seite nennt der Verfasser die gotische eine der Deutschen nahe verwandte Sprache. Durch erstere Äußerung leistet er aber der Verwechselung von germanisch und deutsch Vorschub, besonders da er die gotische Bibelübersetzung mit in den ersten Abschnitt seiner deutschen Litteratur hineingenommen hat; sie gehört in die Einleitung oder auch in eine vorkarolingische Periode, in welcher auch der nordischen und angelsächsischen Dichtung, sowie dessen, was Tacitus von germanischer Poesie berichtet, kurz gedacht werden könnte.

Der Verfasser bemüht sich ernstlich, alle streitigen Punkte von seinem Schulbuche fernzuhalten, so übergeht er verständigerweise die Lachmannsche Nibelungenliedhypothese gänzlich. Trotzdem stellt er einige sehr bestrittene Behauptungen auf, so, daß die Nibelungenklage von Rudolf von Ems sei, daß Goethes Sänger, Schillers Handschuh, Kampf mit dem Drachen und Graf von Habsburg Balladen seien (S. 108).

Ein weit verbreiteter, doch schon berichtigter Irrtum[1]) ist, daß Körner „am Morgen des 26. August" (S. 127) also an seinem Todestage das Schwertlied gedichtet habe. Dagegen sprechen des Lützowers Reuth Worte (Hempel, Körner I, S. 96): „Körner schrieb dies Gedicht am 24. August morgens in Kirch-Jesar, wozu ich ihm den Bleistift lieh" — und die des Lützower Zenker (ebenda S. 95 u. 96), laut derer Körner bereits abend den 25. August „das Schwertlied: Du Schwert an meiner Linken vortrug und es in seiner Brieftasche verwahrte, in welcher es am nächsten Tage gefunden wurde".

Trotz einiger Mängel ist vorliegendes Werkchen als Schülerbuch nicht bloß höheren Töchterschulen, sondern auch anderen höheren Schulen, an denen möglichste Stoffbeschränkung rätlich ist, zu empfehlen.

Borna. **Carl Franke.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Nr. 10: Oktober: Herman Hirt, Der indogermanische Accent, besprochen von Friedrich Kluge. — Hermann Wunderlich, Unsere Umgangssprache, in der Eigenart ihrer Satzfügungen dargestellt, besprochen von O. Behaghel (mit Wunderlichs Auffassung der einzelnen Erscheinungen kann man, bei mannigfachem Widerspruch im einzelnen, im ganzen wohl einverstanden sein.) — Ed. Adamek, Die Rätsel unserer deutschen Schülernamen, bespr. von Adolf

1) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1891 Nr. 71 Theodor Körner S. 284.

Socin. — Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, 12. Bd. u. 9. Bd., besprochen von H. Wunderlich (wenn schon in jede kritische Ausgabe eines Schriftstellers Gegensätze der Interessen und der Standpunkte hineinspielen, die eine reine Lösung der Aufgaben erschweren oder ganz ausschließen, so kommt für die Lutherausgabe das besondere Hemmnis hinzu, daß sie mit denselben Leistungen vor dem Forum der Theologie und zugleich auch vor dem der deutschen Philologie bestehen soll. Die beiden vorliegenden Bände bedeuten nun eine entschlossene Wendung nach der philologischen Seite, eine Wendung, die der Berufung des Germanisten Paul Pietsch zum Sekretär der Kommission (1890) zu danken ist ... Eine wesentliche Neuerung liegt im Variantenverzeichnisse, wo nunmehr auch die Nachdrucke Berücksichtigung finden ... Namentlich hat Pietsch auch den Nutzen, den uns die Handschriften für grammatikalische Untersuchungen gewähren, kräftig herausgearbeitet).

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft IX (ausgegeben am 1. Oktober 1895): Die Bereicherung des Wortschatzes unserer Muttersprache, Festvortrag, gehalten auf der 8. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Graz (21. Juli 1895) von Hermann Dunger in Dresden. — Die Stellung des Zeitwortes nach und. Von Professor Albert Heintze in Stolp (spricht sich gegen die Umstellung nach und aus und verurteilt sie unbedingt). — Bemerkungen dazu von Johannes Pöschel.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, Nr. 11: Th. Uhle in Görlitz, Die Entwickelung der deutschen Sprache bis auf Luther in den Grundzügen. Ein Abriß für Laien. — J. E. Wülfing, Gierbrücke, Giergasse.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. Neue Folge: III. Inhalt des 1. und 2. Heftes: Georg Steinhausen, Gustav Freytags Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. — Heinrich Heidenheimer, Ein Mainzer Humanist über den Karneval (1495). — Conrad Thuemmel, Das Einlager der altdeutschen Rechtsgeschichte. — Willi Varges, Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Wernigerode im Mittelalter. I. — Miscellen. John Meier, Zu der Aufzählung von Spielen in Bd. II, S. 415. Joh Moser, Ein Himmelsbrief. — Mitteilungen und Notizen. Indogermanische Altertumskunde. — Die Kulturgeschichte in den Mittelschulen und verwandten Unterrichtsanstalten. — Professoren der Kulturgeschichte. — Buchdruckerkunst bei den Römern.

Neu erschienene Bücher.

Otto Weddigen, Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden, Heinrich Lützenkirchen 1895. VI, 248 S. Preis M. 5, geb. M. 6.

J. Wychgram, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Porträts und Autographen. 13.—16. Lieferung (Schluß). S. 385—539. (Preis der Lieferung 60 Pf.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1895.

Günther A. Saalfeld, Katechismus der deutschen Rechtschreibung. VI, 353 S. Preis M. 3,50. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. (Webers illustrierte Katechismen Nr. 31.)

Kemény Ferencz, Johann Peter Hebel, Das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Ausgabe für ungarische Schulen. Budapest, Franklin-Társulat 1895. 96 S. Preis 40 Kreuzer.

Karl Strobel, Ausführlicher Entwurf zu einem Lehrplan für den deutschen Unterricht in einer siebenklassigen Volksschule. Berlin, J. Rentel 1895. 40 S.

Karl Strobel, Deutsche Sprachübungen. Ein Aufgabenbuch für mehrklassige Schulen. 2. und 3. Heft. Preis des Heftes 10 Pf., geb. 20 Pf. Berlin, J. Rentel 1895.

Freytags Schulausgaben (Leipzig, G. Freytag): Dichter der Freiheitskriege. Auswahl aus Körner, Schenkendorf, Arndt, Rückert. Von R. Windel. Euripides, Iphigenie auf Tauris. Von F. Mertens. Goethe, Egmont. Von G. Burghauser. Geb. 60 Pf. Goethe, Faust. Von A. Sauer und F. Ullsperger. Goethe, Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bachmann. Goethe, Götz von Berlichingen. Von A. Sauer. Geb. 90 Pf. Goethe, Hermann und Dorothea. Von A. Hauffen. Geb. 50 Pf. Goethe, Iphigenie auf Tauris. Von K. Jauker. Goethe. Torquato Tasso. Von L. Chevalier. Geb. 60 Pf. Goethe, Dichtung und Wahrheit. Von K. Hachez. 2 Bände. Geb. à 80 Pf. Hainbund, Auswahl aus Hölty, Stollberg, Voß, Bürger, M. Claudius. Von R. Windel. Hans Sachs und das deutsche Volkslied. Von C. Stehle. Herder, Cid. Von R. Reichel. Geb. 80 Pf. Homers Odyssee. Von C. Stehle. Geb. 70 Pf. Kleist, Die Hermannsschlacht. Von F. Khull. Geb. 60 Pf. Kleist, Prinz von Homburg. Von A. Benedict. Geb. 50 Pf. Klopstock, Auswahl von Oden. Von R. Windel. Körner, Zriny. Von E. Kamprath. Lessing, Abhandlungen über die Fabel. Von H. Lambel. Geb. 70 Pf. Lessing, Emilia Galotti. Von O. Langer. Geb. 70 Pf. Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Von M. Manlik. Geb. 90 Pf. Lessing, Laokoon. Von M. Manlik. Geb. 60 Pf. Lessing, Minna von Barnhelm. Von E. Älschker. Geb. 70 Pf. Lessing, Miß Sara Sampson. Von M. Manlik. Geb. 60 Pf. Lessing, Nathan der Weise. Von O. Netoliczka. Geb. 80 Pf. Schiller, Die Braut von Messina. Von K. Tumlirz. Geb. 80 Pf. Schiller, Don Carlos. Von O. Stoklaska. Geb. 90 Pf. Schiller, Fiesko. Von O. Langer. Schiller. Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bachmann. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Von F. Ullsperger. Geb. 60 Pf. Schiller, Kabale und Liebe. Von K. Hachez. Schiller, Maria Stuart. Von E. Älschker. Geb. 80 Pf. Schiller, Die Räuber. Von R. Scheich. Geb. 80 Pf. Schiller, Wilhelm Tell. Von P. Strzemcha. Geb. 60 Pf. Schiller, Wallenstein, von E. Keller. Shakespeare, Julius Cäsar. Von A. Hruschka. Geb. 60 Pf. Shakespeare, Coriolan. Von W. Swoboda. Geb. 70 Pf. Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Von J. Seifert. Geb. 50 Pf. Sophokles' König Ödipus. Von F. Mertens. Geb. 60 Pf. Uhland. Gedichte. Auswahl. Von Fr. Bachmann. Geb. 70 Pf. Uhland, Herzog Ernst von Schwaben. Von R. Eickhoff. Geb. 60 Pf. Voß, Luise und 70. Geburtstag. Von L. Zürn. Geb. 60 Pf.

O. Hellinghaus, Homers Odyssee übersetzt von J. H. Voß. Münster, Aschendorffsche Buchhandlung. (Meisterwerke unserer Dichter 41—43.) Preis 60 Pf.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google